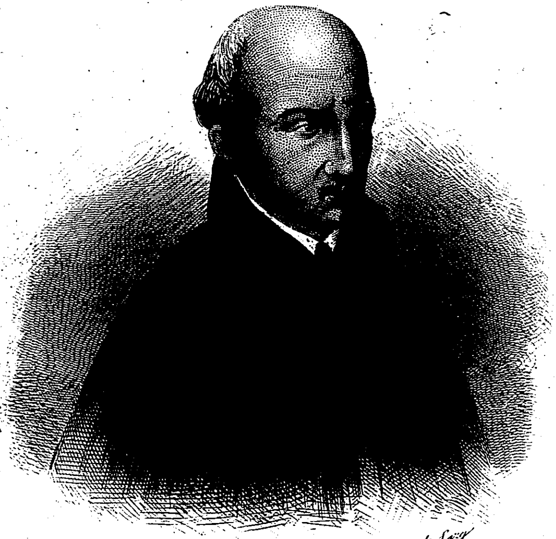
The University of Chicago
Libraries

Crescat Scientia Vita Excolatur

Buinstog
a 20 Octb



Naumburg's Kunstanstalt Lpzg

Ignatius Loyola.

Die Jesuiten.

Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Entwickelung, Verfassung und Wirksamkeit

der

Gesellschaft Jesu.

Von

G. Julius.

Mit Stahlstichen.

Erster Band.

Leipzig,

Julius Meißner.

1854.

BX 3706
.J9

695331

Inhalt des ersten Bandes.

Don Inigo de Loyola's Jugend und weltliches Leben.

Auf dem Schlosse Loyola, zwischen Azpeitia und Azcoitia in der baskischen Provinz Guipuscoa, lebte zur Zeit, da Papst Innocenz VIII. das geistliche und der römische Kaiser Friedrich III. das weltliche Schwert führten, und da in Spanien Ferdinand der Katholische und Isabella von Kastilien herrschten, ein Edelmann von ansehnlicher Geburt, de parientes majores, wie man dort zu Lande sagt, Don Bertrand Jañez, Herr von Oñaz und Loyola. Das Geschlecht, welchem Herr Bertrand Jañez angehörte, hatte sich eines jener sonderbaren Vorrechte zu erfreuen, deren das Wesen des Mittelalters viele erzeugt hat, eines Vorrechts, dessen außer ihm nur noch ein Geschlecht derselben Provinz genoß, nämlich, daß das jedesmalige Haupt des Geschlechtes, wenn ein Huldigungstag bevorstand, oder der König bei anderer Gelegenheit die Granden des Landes empfangen wollte, durch ein besonderes Schreiben zu Hofe geladen

werden mußte. Also Würde und Ehre genug war dem Herrn Bertrand Jañez, dem damaligen Haupte seines Geschlechtes, von Geburt zugefallen, jedoch sehr wenig von sonstigen Gütern dieser Welt. Nur mit einer zahlreichen Nachkommenschaft hatte ihn seine Gattin, Dona Maria Sanchez, aus dem nicht minder edeln Hause von Licona und Balda, beschenkt, indem sie ihm fünf Töchter und acht Söhne gebar. Der älteste von diesen letzteren hieß Don Martin Garcias. Don Iñigo Lopez (zugenannt, wie aus einem alten Dokument ersichtlich, de Recalde), der jüngste von ihnen, wurde auf dem väterlichen Schlosse im Jahre **1491** geboren. Was in den Mährchen vorzukommen pflegt, ward hier wirklich: das jüngste Kind war das merkwürdigste von allen, reich an Fähigkeiten und Kräften, und kühnen, welterobernden Geistes.

Daß eine geregelte und mühsame Erziehung unserm Iñigo im älterlichen Hause nicht möge zu Theil geworden sein, kann man mit seinen Lebensbeschreibern wohl annehmen, wenn man bedenkt, daß die Eltern bei ihrem geringen Wohlstande für so viele Kinder Sorge zu tragen hatten. Was war aber in jenen Zeiten groß erforderlich zur Bildung eines Knaben? Mochte er nun ein tüchtiger Ritter werden sollen, oder ein Ordensgeistlicher, oder ein Weltpriester — zu lernen brauchte er immer nicht viel; denn die Geistlichkeit damals verstand sich auch auf eben nicht viel mehr als etwas Schreiben und

Lesen, Latein soviel als zum Hersagen des Breviars und zum Ablesen der Messe oder zum Absingen der Horen erforderlich war, und genugsame Kenntniß der kirchlichen Bräuche und Verrichtungen.

Es gab noch einen andern Stand, für den sich ein junger Edelmann wohl hätte bilden können, nämlich den eines Gelehrten und Rechtskundigen. Aber diesem Stande hatten sich bisher meist nur Emporkömmlinge aus dem niedern Volke, sonderlich in den Städten, wo man vorzugsweise Rechtsgelehrte nöthig hatte und in Ehren hielt, gewidmet. Männer dieser Art, die gemeinlich auch die geistlichen Weihen hatten, so daß dem Ansehen, das sie ihrer Wissenschaft verdankten, die priesterliche Würde einen noch höheren Glanz verlieh, wurden dann häufig an die Höfe der Kaiser, Könige und Fürsten gezogen, zu den Staatsgeschäften gebraucht, und erwarben auf diese Weise Macht und Einfluß. Daß dies so war, empfanden längst überall in Europa die Ritterschaften bitter: man darf nur lesen, wie z. B. schon im vierzehnten Jahrhundert ein französischer Dichter Eustach Deschamps klagt, daß die Gelehrten, oder, wie man sie nannte, die Schreiber, weil sie ihre Bisthümer und Beneficien verließen, Hofleute und Finanzbeamte würden, dergestalt, daß über alle Gnadenbezeigungen und öffentliche Gelder sie und nur immer sie zu verfügen hätten, Adel und Ritterstand schier in

schmachvolle Abhängigkeit und elende Knechtschaft brächten. So war der mächtige Kardinal Ximenes, der bekannte Beichtvater Isabellas von Kastilien, Erzbischof von Toledo, Staatsminister und Großinquisitor von Spanien unter Ferdinand dem Katholischen, von niederer Herkunft, Sohn eines Advokaten in einer kleinen Ortschaft Altkastiliens. Wie sehr nun wohl die Ritter solchen Druck fühlten und wie sehr sie darob zürnten und schalten, mochten sie doch nicht zu dem einzigen Mittel greifen, das wider das Uebel hätte helfen können, nämlich ihre eigenen Söhne zu Gelehrten bilden zu lassen: es däuchte ihnen unehrlich für einen ritterlich Geborenen, anderes Handwerk zu treiben, als das der Waffenführung und allenfalls des minniglichen Sanges und Lautenspiels. Erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts ist es hierin zu einiger Aenderung der Ansichten unter den Rittern gekommen, zumal in Deutschland. Ein Franziskanermönch, Namens Johann Eberlin von Güntzburg, ein Mann, der von den neuen religiösen und patriotischen Ideen, welche Deutschland um diese Zeit bewegten, tief ergriffen war, richtete an den jungen Kaiser Carl V., als dieser eben gewählt war und in Deutschland erwartet wurde, eine Schrift, betitelt: „Ein klägliche Klag an den römischen Kaiser Carolum,“ und sagt darin, der Kaiser solle doch ja nicht mehr jene fremden „Schreiber und Finanzer“ zu den Aemtern und

Geschäften herbeiziehen, vielmehr den einheimischen Adel, der ja nunmehr seine Söhne studiren lasse. Wirklich geschah das hier und da: Johann Eberlin selbst weist unter Anderen auf den Ritter Ulrich von Hutten hin; unseren Hutten, der fast gleichaltrig mit Iñigo, nur drei Jahre früher geboren, und nicht minder aus einem alten, hochangesehenen Geschlechte stammend, doch, wie bekannt, den Wissenschaften, den humanistischen Studien, wie man es nannte, neben seinem ritterlichen Handwerk mit großer Liebe oblag.

In Spanien konnte dergleichen weniger leicht geschehen, denn in diesem Lande waren die edeln Herren ganz besonders stolz auf ihre ritterlichen Vorzüge, hielten mit dem abgemessenen, feierlichen Wesen, das in ihrer Art lag, steif und fest auf alles Herkömmliche und Geziemende. Zwar geschah es dennoch auch dort bereits in manchen Fällen, wie wir bald an dem Beispiel Franz Xaviers sehen werden. Aber wenigstens im Hause Loyola war diese Neuerung noch nicht eingerissen; Iñigo wurde, wie seine Brüder, ritterlich erzogen.

Die Eltern unseres Iñigo waren, aufbehaltenen Nachrichten zufolge, ächte Spanier, nicht nur eifersüchtig auf ihren Adel und die Ehre ihrer Familie, sondern auch gute katholische Christen, das heißt nach den Begriffen jener Zeit und insonderheit jenes Landes, sie hielten die heilige römische Kirche hoch, hörten Messe,

beteten ihren Rosenkranz und theilten fromme Spenden aus an heilige Stifter oder an Arme und Gebrechliche. So wuchs denn auch der junge Iñigo auf in brünstigem Vertrauen zu den Heiligen und in tiefer Ehrfurcht vor dem Stellvertreter Christi auf Erden, zugleich aber in ritterlichen Gedanken, Ruhmbegierde, kriegerischen Träumen, Lust an Abentheuern, Rossen, Waffen, Lanzenspiel. Auch die Dichtkunst blieb ihm nicht fremd: wir erfahren, daß er schon in erster Jugend auf den heiligen Petrus, der als tapferster unter den Aposteln und felsenfester Mann sein Ideal gewesen zu sein scheint, eine Romanze dichtete. Uebrigens lernte Iñigo lesen und schreiben, sogar schön schreiben, und das war für einen zukünftigen Ritter genug, ja es war schon viel, denn die meisten damals konnten nur mit Mühe ihren Namenszug unter eine Urkunde malen. Alle Spuren zeigen, daß der junge Held einen schönen, empfänglichen, bildsamen und jedes Stoffes, den ihm das Leben darbot, sich mit freudiger Begier und ursprünglicher Kraft bemächtigenden Geist besaß.

In seinen Knabenjahren wurde er einem Verwandten seines Vaters anvertraut, einem gewissen Don Juan Velasquez, königlichem Einnehmer zu Arevalo in Altkastilien, der, kinderlos, sich einen von Don Bertrand Jañez's Söhnen ausgebeten hatte. Wenigstens erzählt so einer der späteren Berichterstatter, der Ordenssekretär

Sacchino, aus mündlicher Ueberlieferung, und die Sache ist nicht unwahrscheinlich, da es nach der Sitte der Zeit ohnehin gewöhnlich war, die jungen Knaben in fremdem Hause erziehen zu lassen.

Um seine Ausbildung zu vollenden, wurde Iñigo an den Hof geschickt. Er hatte da als königlicher Page die beste Gelegenheit, sich im Waffenwerk und in den feinen, ritterlichen Manieren, in der Courtoisie, wie man es nach französischer, in der ganzen Ritterwelt mustergültiger Art nannte, zu vervollkommnen. Er war, obwohl nicht hoch von Wuchs, wie seine Brüder, doch ein wohlgestalteter, stattlicher Jüngling, und es würde sich von selbst verstehen, wenn es uns auch nicht ausdrücklich gemeldet wäre, daß er auf sein Aeußeres vielen Werth legte, Bart und Haar schmuck hielt und sich zierlich kleidete; denn was wäre das für ein Ritter gewesen, der nicht Frauengunst hoch über Alles gestellt und den Schönen zu gefallen zur liebsten Aufgabe seines Lebens gemacht hätte?

Die Tugenden, die man einem rechten Ritter geziemend fand, werden uns in den alten Ritterromanen fleißig aufgezählt und ausführlich beschrieben. Ein Ritter, heißt es da oft, muß tapfer, fröhlich, artig und verliebt sein. Ein Ritter, der sich im Umgang angenehm machen wollte, mußte von Vögeln, nämlich Beitzvögeln — auch die Damen liebten und übten die Falkenjagd — von Hunden, Waffen, Pferden und von

Liebessachen gleich gut und geschickt, witzig und blumenreich zu sprechen, und mit dem Schach-, Brett- und Würfelspiel umzugehen wissen. Diese empfehlenden, geselligen Eigenschaften mußte ein vollkommener Ritter mit christlichen Tugenden verbinden. Dazu gehörte für ihn nächst der Gottesfurcht, dem wesentlichsten Erforderniß, Großmuth, Herzensgüte, adlige Freigebigkeit gegen Jedermann, Haß aller Ungerechtigkeit, stete Bereitwilligkeit sich der Hülflosen und Bedrängten, sonderlich der Wittwen und Waisen, tapfer anzunehmen. Dieses ritterliche Ideal ist vorzüglich in Frankreich ausgebildet worden. Zwar so verbindlich gegen das andere Geschlecht, artig und sittig, wie der französische Ritter, war z. B. der deutsche, der einsam hinter den grauen Mauern einer Bergveste und in dichten Wäldern aufwuchs, in der Regel nicht; der spanische Ritter war abgemessener, mehr der Etikette als der Courtoisie beflissen, aber desto feuriger und phantastischer im Frauendienst. Im Allgemeinen jedoch hatten sich die französischen Ansichten von der wahren Beschaffenheit eines vollkommnen Ritters — die Franzosen waren schon damals Tonangeber in Europa — mehr und mehr über die ganze ritterliche Welt verbreitet, würden in den Romanen studirt und von der Jugend begierig eingesogen.

Das Ritterthum galt für einen heiligen Stand, so gu wie Priesterstand und andere. Zum Ritter ge-

macht werden, hieß in einen Orden eintreten; auch geschah es mit religiösen Zeremonien. Im Namen Gottes, lehrt Anton de la Sale, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, im Namen Gottes, unserer lieben Frauen und des heiligen Georg muß ein Knappe in den Ritterstand erhoben werden. Auch war es von den frühesten Zeiten an gebräuchlich, sich durch Reinigungen und Andachtübungen, durch Baden, Anthun weißer Kleidung, Beichten, strenges Fasten, Wachen Nachts vor dem Ritterschlage in einer Kirche oder Kapelle, Beten mit Zuziehung von Geistlichen und von eigends dazu erkörenen Pathen auf die wichtige Handlung vorzubereiten. Ihr, die ihr den Ritterstand begehrt, ruft der schon genannte Eustach Deschamps den Knappen zu, müsset euch zu einem neuen Leben anschicken; andächtig im Gebete müsset ihr wachen; denn Sünde müsset ihr fortan, Stolz und Niederträchtigkeit meiden, Wittwen und Waisen beschützen u. s. f. Wer in einen Stand treten will, heißt es in einem andern Buche, dem endlos langen Roman vom „sehr edeln, sieghaften und vortrefflichen König Perceforest“, sei es nun Mönchthum, Ehe oder Ritterschaft und welcher Stand immer, der reinige vor allen Dingen Herz und Gewissen von jeglichem Laster, schmücke sich mit allen Tugenden, und fasse den festen Vorsatz, alle Pflichten seines Standes zu erfüllen. Dem Ritterschlage, wenn

er recht feierlich war und an heiliger Stätte, nicht etwa auf dem Schlachtfeld oder sonst gelegentlich Statt fand, ließ man eine Art Katechisazion vorangehen, und der Einzuweihende mußte nach Beendigung derselben einen feierlichen Eid ableisten. Als z. B. im Dome von Köln im Jahre 1247 der Graf Wilhelm von Holland in den Ritterstand aufgenommen wurde, fragte ihn der Kardinal Petrus Caputius, des Papstes Legat, der den Ritterschlag vollzog: Was ist ein Ritter? Antwort: Was ein Ritter werden will, muß hochherzig, höchst frei, freigebig, edel und strenge sein*) u. s w. Dann hielt der Legat dem Grafen die Ritterregel vor, erstlich und vor allen Dingen täglich in frommem Gedächtniß des Leidens unsres Herrn die Messe zu hören, zweitens für den katholischen Glauben kühnlich den Leib zu wagen, drittens die heilige Kirche sammt ihren Dienern von allen ihren Räubern zu erretten, viertens Wittwen, Mündel und Waisen in ihrer Noth zu beschützen, fünftens ungerechte Fehde zu meiden, sechstens schändlichen Sold zu verschmähen, siebentens für jedes Unschuldigen Errettung zu den Waffen zu greifen, achtens Turniere nicht anders als Uebungs halber zu besuchen, und noch andere Punkte, welche die Lehenstreue und

*) Magnanimus, ingenuus, largifluus, egregius et strenuus

unsträflichen Wandel betreffen. Durch treue Befolgung dieser Regel, schloß der Legat, werde der neue Ritter zeitlichen Ruhm hienieden und jenseits im Himmel die ewige Ruhe erwerben. Nachdem der Graf dies gelobt, und mit der Hand auf dem Evangelium beschworen, sprach der Legat: Gereiche dir dies fromme Bekenntniß zu wahrer Vergebung deiner Sünden! Hierauf gab er ihm den Ritterschlag und sprach: „Zur Ehre des Allmächtigen weihe ich Dich zum Ritter und nehme dich in unseren Orden auf; aber merke wohl: weil der Erlöser der Welt für dich geschlagen und verspottet ward vor dem Hohenpriester Hannas, gegeißelt und mit Dornen gekrönt vor dem Landpfleger Pilatus, mit dem Purpur angethan und verhöhnt vor dem König Herodes, und nackt und blutend vor allem Volk an's Kreuz geschlagen: daß du seiner Schmach gedenkest, empfehl' ich dir, daß du sein Kreuz auf dich nehmest, rath' ich dir, und daß du seinen Tod rächest, mahn' ich Dich." So innig war Ritterthum und Kirchlichkeit mit einander verschmolzen. Ja, beides war in dem noch unbefangenen, kindlichen Sinne jener Zeit vollkommen eines und dasselbe, das eine nur eine Ergänzung des andern. Der Ritterschlag, glaubte man, gewähre, wie jede heilige Weihe, schon an sich selbst ein Anrecht auf die Seligkeit: selig hoffte man durch die Erfüllung jeder Ritterpflicht zu werden, selig, und

fürwahr nicht blos irdischer Weise, sondern himmlischer Weise, selig schon durch rechte und ächte, innige Frauenliebe; Gott könne, sang der deutsche Ritter Ulrich von Lichtenstein, Frauen nichts was sie bitten, versagen, „Got Vrowen niht verzihen kan."

So tugendliche, vollkommne Ritter, wie sie uns in den alten Romanen geschildert werden, waren, wie natürlich, auf der Welt nicht wirklich zu finden; zu allen Zeiten wurde darüber geklagt, zu allen Zeiten hieß es: ja, ehemals war es anders und besser. Ulrich von Lichtenstein klagte schon im dreizehnten Jahrhundert, daß er in seinem Alter um sich her nicht mehr so ritterliche Sitte sehe, wie sie damals, als er noch jung war, im Schwange gewesen, und im vierzehnten klagte Eustach Deschamps, daß die alten blühenden Zeiten des Ritterthums dahin seien. Solche Klagen sind gerecht, weil der eingebildeten Vollkommenheit das wirkliche Dasein nicht entsprechen kann, und die Einbildungskraft sich deshalb gern das Dasein des vollkommnen Zustandes, den sie schafft und an den sie glaubt, in die Ferne der Vergangenheit entrückt; gerecht aber auch noch in anderem Sinne. Die Einbildungen und Meinungen, diese Triebfedern, welche die Seelen der Menschen bewegen, werden allmälig umgestaltet, und mit ihnen ändern sich Gewohnheiten und Sitten; wer die alte Weise noch gekannt hat und mit allen Kräften seines Wesens an

ihr hängt, muß sich in der verwandelten Welt, die ohne sein Zuthun, ja wider seinen Willen geworden, verstimmt und unbehaglich fühlen. Nun hatten die Standesverhältnisse, welche sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet, nach und nach ihre Kraft und Wirksamkeit verloren, andere Thätigkeiten als die des Waffenwerks erlangten Werth in den Augen der Menschen und fingen an, für edel und ruhmwürdig zu gelten: schon ward es jedem Manne möglich, durch Anbau seiner geistigen Kräfte nicht minder zu Ehren und Macht zu gelangen, als dem von Geburt Bevorzugten, durch Ausbildung seiner Körperstärke und Gewandtheit; die Ritterbürtigkeit sank unvermerkt im Preise, der Glanz des Adelsstandes verblich vor dem wachsenden Glanze der Königsmacht. Die Könige schlugen nicht nur zahllose Ritter, so oft es ihr Vortheil erheischte, und verringerten die Würde dieses Ordens durch ihre Freigebigkeit in der Verleihung desselben, sie setzten ihn noch tiefer dadurch herab, daß sie die Rücksicht auf das Geburtsrecht aus den Augen ließen; so machte z. B. Kaiser Friedrich III., als er nach Italien kam, eine Menge von Rittern, Grafen, Herzogen und Doktoren, überhaupt ertheilte er allen Bürgerlichen ein Recht, zu Rittern geschlagen zu werden.

Je mehr aber die Ritterschaft sich durch das Wachsthum eines neuen Geistes in ihrem Wesen erschüttert

fühlte, desto angelegentlicher raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen, desto verzweifelter wehrte sie sich gegen den Untergang. Bei der Zulassung zu Turnieren, Stiftern und Pfründen wurde mit der größten Strenge auf Ritterbürtigkeit gehalten; mit Bedacht und Geflissentlichkeit suchte man das Riterthum neu zu verjüngen, adliche Zucht wieder herzustellen, die Gemüther der jungen Edeln für Ritterschaft und Rittertugend zu entflammen.

So war es im fünfzehnten Jahrhundert. Mit Begierde las man die alten Geschichten von den Helden der Tafelrunde, von Amadis, von Carl dem Großen und seinen Paladinen, sonderlich auch in Spanien, dem Vaterlande der Amadisdichtungen, und wo es Romances de Carlo magno y de los XII. Pares schon aus früher Zeit des Mittelalters gab; in Italien wurde sogar eine neue Dichtkunst geschaffen, das romantische Heldengedicht, wie man es gemeinlich nennt; das Turnieren wurde aller Orten mit Leidenschaft getrieben, kühne Waffenthaten hob man in den Himmel, und die Könige selbst wetteiferten mit den Edeln ihres Landes in Bewährung persönlichen Heldenmuthes. Aber nicht nur durch Beweise äußerlicher Tapferkeit suchte man dem Ritterthum neuen Glanz zu verschaffen, um eine Wiedergeburt von innen heraus war es zu thun, auf eine geistige Auffassung, auf ein Bewußtsein von dem Werth und der Bedeutung der Ritterschaft und ihrer eigen=

thümlichen Tugenden kam es hinfort vorzüglich an, man bildete das Ideal des vollkommenen, untadeligen Ritters in immer schärferen Umrissen aus und strebte diesem Ideale im wirklichen Leben nach; was in Geschichten und Gedichten der Vorzeit, von der zaubernden Macht der Phantasie geschaffen, die Seele reizte und entzückte, das sollte jetzt in Fleisch und Blut verwandelt werden.

Jetzt also, da in Wahrheit das Ritterthum seinem Untergang ganz nahe war, jetzt gab es erst vollkommene musterhafte Ritter in leibhafter Wirklichkeit. Männer traten auf, die als Blume und Spiegel der Ritterschaft gepriesen wurden, vor allen der berühmte Ritter ohne Furcht und Tadel, Bayard, und mancher andere seiner Zeitgenossen, den man mit dem Beinamen des Tadellosen ehrte. Die mächtigsten Herrscher setzten in ritterlichen Muth und ritterliche Tugenden ihren schönsten Ruhm. Kaiser Maximilian — wer kennt ihn nicht als verwegenen Jäger? — war 1495 zum Reichstage nach Worms gekommen; ein Franzose, Claude de Batra, forderte dort die deutschen Ritter höhnisch heraus, und siehe, da Niemand den Kampf bestehen mochte, trat der Kaiser in Person für die Ehre seiner Nation in die Schranken und bezwang den übermüthigen Franzosen mit dem Schwerte. Franz I. von Frankreich, der 1515 zur Regierung kam, hatte nicht anders als auf dem Schlachtfeld und von keinem Andern als

von Bayard zum Ritter geschlagen sein wollen, und er war dergestalt vernarrt in Ritterlichkeit, daß er nach der Tracht, in welcher man die Helden der Sage abzubilden pflegte, seine Kleider schneiden ließ. Auch noch Heinrich II., der ihm 1547 auf dem Throne folgte, lebte und webte in ritterthümlichem Wesen; ihm zu Liebe verfaßte ein Italiener, Luigi Alamanni, den er lieb gewonnen und an seinen Hof gezogen hatte, ein Rittergedicht nach alt französischem Muster, Girone il cortese (Giron le courtoys), womit er nichts anderes beabsichtigte, sagt er selbst — so lehrhaft und pedantisch war nun schon der ritterliche Geist geworden —, als einen Ritterspiegel aufzustellen und der Jugend an einem Beispiel zu zeigen, wie man Beschwerden ertragen, Kämpfe bestehen, Gerechtigkeit üben, Frömmigkeit beweisen und seinen Feinden verzeihen müsse. Ein festliches Lanzenstechen war es, wobei derselbe König Heinrich sein Leben einbüßte. Kurz, diese ganze Zeit schwelgte in Ritterthum und Ritterträumen, Abentheuern und Courtoisie.

In einer solchen Zeit wurde unser Iñigo geboren. Der König selbst, unter dessen Regierung es geschah, an dessen Hofe er als Jüngling lebte, Ferdinand von Aragonien, war ein ritterlicher Held; schon als dreizehnjähriger Jüngling that er Wunder von Tapferkeit in einer Schlacht, welche die Aragonier den Kataloniern

zu liefern hatten; auf abentheuerliche Weise gelangte er in den Besitz seiner königlichen Gemahlin Isabella von Kastilien, und als er im Kriege mit König Alfons von Portugal vor der Veste Toro lag, in welche sich sein Gegner zurückgezogen hatte, bot er diesem an, den Streit durch einen Zweikampf zu entscheiden. Auch Isabella hatte eine Heldenseele; während des Kampfes, welchen Ferdinand bis zum Jahre 1492 gegen die Mauren bestand, um ihnen ihr letztes Bollwerk, Granada, zu entreißen, hielt sie sich meistentheils im Feldlager auf und nahm an dem Entwerfen aller Marsch- und Schlachtpläne thätigen Antheil. Endlich noch, unter den Generalen des Königs Ferdinand war vor Allen einer, der zu den erhabensten Sternen der Ritterschaft damaliger Zeit gezählt wurde, Don Hernandez y Aquilar Gonsalvo von Cordova, der große Feldherr zubenannt. Solche Beispiele hatte der junge Iñigo vor Augen.

Von dem Character, welchen er in seinen Jugendjahren entfaltete, hat uns einer seiner Lebensbeschreiber, der Jesuit Johann Peter Maffei seine Schilderung hinterlassen: einen äußerst weltlichen Sinn und große Eitelkeit und Ruhmbegier macht er dem Jünglinge zum Vorwurf, fügt aber hinzu, daß doch dabei manches Anzeichen eines guten und frommen Gemüthes zum Vorschein gekommen sei, nämlich Ehrfurcht vor allem

Heiligen, Abscheu vor lästerlichen Reden, eine vom Schmutze des Geizes und der Habsucht freie Seele, großmüthige Bereitwilligkeit sich mit jedem Feinde auszusöhnen, Gewandtheit und Entschlossenheit in den schwierigsten Verhältnissen und eine bei so jugendlichen Jahren Greisenweisheit kundgebende Reife im Handeln und im Umgange mit Menschen. Man sieht, daß die angeführten Eigenschaften ziemlich genau diejenigen sind, welche man als die Zierden eines vollkommenen Ritters ansah.

Daß im Kranze dieser Tugenden, die freilich in den Augen des Pater Maffei zum Theil Laster sind, die Frauenliebe nicht gefehlt haben werde, ist leicht zu vermuthen, und eine Nachricht in den „ältesten Akten über Loyolas Leben", welche nach dessen eigenen mündlichen Mittheilungen Pater Ludwig Gonzalo aufgezeichnet hat, läßt darüber keinen Zweifel. Iñigo hatte sich eine Dame seines Herzens erkoren: sein hochfliegender Sinn ließ sich natürlich nicht an einer geringen genügen; sie war — berichten unsere Akten — „nicht Gräfin, nicht Herzogin, wohl aber ihrem Stande nach mehr als das beides*)"; wer sie war, wissen wir nicht, doch eine Infantin, wie es scheint.

*) Non era condesa ni duquesa, mas era su estado mas alto que ninguno destas.

Wie wird der junge Held geglüht haben, zu Ehren seiner Dame ungeheure Thaten zu thun, wo möglich Riesen und Drachen zu bezwingen und sich mit mächtigen Zauberern herumzuschlagen. Einstweilen nahm er, nach kurzem Aufenthalt am Hofe, Kriegsdienste unter Anton Manrique, und bald gab ihm der Einbruch der Franzosen in Navarra Gelegenheit, sich auszuzeichnen.

Ferdinand der Katholische hatte 1512 einen Theil dieses Königreichs an sich gerissen, indem er eine Enkelin seiner Stiefschwester, die natürliche Erbin Navarras, Katharina, welche an den Franzosen Jean d'Albret vermählt war, durch allerlei Ränke aus ihrem Besitz verdrängte. Ferdinand war 1516 gestorben, und Karl I., der als deutscher Kaiser V. heißt, war ihm gefolgt. Gegen diesen Fürsten suchte König Franz I., der im Jahre zuvor den französischen Thron bestiegen hatte, Ursach zum Kriege; denn älterer Kämpfe, Nebenbuhlerschaft und Eifersucht zwischen Spanien und Frankreich nicht zu gedenken, hatte ihm Karl erst eben die deutsche Krone weggefischt, nach welcher Franz nicht ohne gegründete Hoffnung die Hand ausgestreckt hatte. Da brachen, recht zu gelegener Zeit für Franz, während Karl im Jahre 1520 nach Deutschland gereist war, gefährliche Aufstände in Toledo und Kastilien aus: sollte er sich diese Unruhen nicht zu Nutze machen? Der Navarresische Handel gab dazu erwünschten Anlaß. Jean

d'Albret rückte an der Spitze eines französischen Heeres in Obernavarra ein und drang ohne Aufenthalt bis zur Hauptstadt des Königreichs vor.

Der Befehlshaber von Pampelona war sogleich geneigt, die feste Stadt gegen günstige Bedingungen, als: freien Abzug der Besatzung, Schonung der Einwohner u. dgl. dem Feinde auszuliefern. Aber er fand in seinem Kriegsrathe einen Mann, der sich einem so unritterlichen Vorhaben nachdrücklich und mit den stärksten Gründen widersetzte: dieser Mann war Iñigo von Loyola. Sein Eifer drang durch, und es wurde der Beschluß gefaßt, die feste Hauptstadt aus allen Kräften zu vertheidigen.

Am 20. Mai 1821 wird die Stadt von den Franzosen heftig beschossen. Iñigo, welcher die Seele aller Anstalten und Maßregeln der Vertheidigung ist, befindet sich eben an einem Theile der bedrohten Mauer, als daselbst eine Kanonenkugel einschlägt; die Kugel geht zwischen seinen beiden Beinen hindurch, zerschmettert ihm das linke Schienbein und beschädigt auch noch den rechten Fuß. Er sinkt zu Boden. Muthlosigkeit ergreift die Besatzung. Die Stadt wird übergeben. Die Sieger ziehen ein.

Man trug den verwundeten Iñigo in das französische Lager. Liebreich wurde er dort verpflegt, und nach etwa 14 Tagen, da er es wünschte, auf sein väterliches Schloß gebracht.

Krankheit und Sinnesänderung.

Von Tage zu Tage verschlimmerte sich der Zustand des Kranken, und sein ältester Bruder — die Eltern waren, wie es scheint, schon todt — ließ voll Besorgniß die geschicktesten Aerzte und Wundärzte der Nachbarschaft sammenrufen. Diese beriethen sich und erklärten, das gebrochene Schienbein sei übel zusammengefügt, entweder von Hause aus durch Schuld der französischen Feldärzte oder in Folge der Herschaffung nach Loyola. Sie rissen deshalb den Verband wieder auf und richteten das Bein von Neuem ein. Daß er sich binden ließe, dazu war Inigo nicht zu vermögen; fürchterlich waren die Schmerzen welche er während der Operazion auszuhalten hatte, aber er ließ sich keinen Laut entschlüpfen, er verzog keine Miene, nur die Fäuste ballte er krampfhaft zusammen. Wir erfahren nichts von diesem Manne, worin sich nicht sein standhafter Muth, sein eherner Wille verriethe.

Das Wundfieber, welches sich einstellte, war heftig, und nahm eine immer bedenklichere Gestalt an. Am Johannistage war die Schwäche des Kranken so groß, daß die Aerzte an seinem Aufkommen verzweifelten. Man rieth ihm, seine Beichte abzulegen, und sich zum Tode anzuschicken. Der Tag vor dem Feste der Apostel Peter und Paul kam heran. Iñigo ließ sich das Abendmahl reichen. Die bevorstehende Nacht sei entscheidend, sagten die Aerzte; wenn es sich nicht um Mitternacht zur Besserung anschicke, so sei der Tod gewiß. Mitternacht erschien. Die Krisis ging glücklich vorüber. Iñigo, versichern die „ältesten Akten", hatte immer dem heiligen Petrus die Andacht seines Herzens gewidmet, und so ist es denn durch Gottes Gnade geschehen, daß Besserung gerade in dieser festlichen Stunde eintrat.

Loyola hat geglaubt, daß er der Fürsprache und Vermittlung des verehrten Schutzheiligen seine Genesung verdanke: mehr behaupten die „ältesten Akten" nicht, in denen wir so gut wie ihn selbst reden hören. Und auch noch sein Lebensbeschreiber Peter Ribadeneira, der diesen Akten folgt und nur das hinzufügt, was er theils selbst aus dem Munde Loyolas vernommen oder sonst aus den nächsten und zuverlässigsten Quellen geschöpft hat, sagt nur: ich glaube, daß die Besserung nicht ohne den himmlischen Rath der Vor=

sehung eingetreten sei und auf Fürsprache des Heiligen, dem Ignaz stets besondere Verehrung gewidmet, und der, so kam es ihm vor, Genesung bringend in der Nacht ihm erschien. Die späteren Darsteller melden dann eine wirkliche Erscheinung des heiligen Petrus als unzweifelhafte Thatsache. Es ist hier wie mit der Lebensgeschichte Jesu ergangen: je jünger die Berichte sind, desto reicher finden wir sie mit Wundern ausgestattet. Und wir würden uns gewiß täuschen, wenn wir uns einbildeten, daß diese Steigerung des Wunderbaren in betrügerischen Absichten der Berichterstatter ihre Quelle habe. Vielmehr ist nicht zu bezweifeln, daß die Erzähler wundersüchtig genug waren, um an das was sie erzählen, selber zu glauben. Ribadeneira, der von Wundern im Leben des Ignatius nichts was ihm glaublich schien, erfahren hatte, zeigt sich erstaunt über einen so bemerkenswerthen Mangel im Leben eines Heiligen und sucht allerlei Gründe hervor, um denselben sich und seinen Lesern erklärlich zu machen. Sacchino ruft schon aus: ich weiß auch gar nicht, was für ein Geist in Ribadeneira gefahren sein mag, daß er so viele Wunder im Leben des Heiligen unbeachtet ließ; und ein gewisser Polancus sammelte ausdrücklich in der Absicht, um dies Versäumte nachzuholen, Materialien zu einer neuen Geschichte Loyolas, aus denen dann die späteren Lebensbe-

schreiber, Maffei und Orlandino, geschöpft haben. Nach ihrer Zeit wußte man immer noch mehr und noch immer größere Wunder aufzutreiben. Das sechszehnte Jahrhundert war erstaunlich wundergläubig; auch in den Schriften der deutschen Reformatoren begegnen wir einer Menge von Nachrichten über Wunder, die hier und dort geschehen sein sollten, und daß es Hexen und Zauberer gebe, daß der Mensch mit dem Erbfeind seines Geschlechts Bündnisse eingehen könne, galt ganz allgemein für eine ausgemachte Sache. Wer sich dies nicht in Gedanken vergegenwärtigen kann und will, wird nicht im Stande sein, die Geschichte jener Zeit zu begreifen und insbesondere die mystische Umwandlung, die unser Inigo in seiner innersten Seele erfuhr und die wir nun gleich zu betrachten haben werden.

Die Genesung machte langsame, aber sichere Fortschritte; nur eines nahm Inigo mit Schrecken wahr: das rechte Bein war kürzer geworden, als das linke, und unter dem Knie stand ein Knochenstück häßlich hervor. Es war ihm ein unleidlicher Gedanke — so hat er selbst erzählt — daß er nun nicht mehr ein zierliches Bein in feinen und geschmackvollen Stiefeln sollte zeigen können. Ob sich der entstellende Knochen nicht hinwegschaffen, das verkürzte Bein sich nicht strecken ließ? Die Aerzte sagten Ja, aber die Schmerzen würden größer sein, als alle zuvor überstandenen. Das war kein

Hinderniß für einen Inigo von Loyola. Erstaunt und bewundernd sah ihn sein älterer Bruder sich mit lachendem Munde der neuen Marter unterziehen. Nein, nimmer, rief er aus, würde ich gleiches über mich vermögen. Aber Inigo, sagen unsere Akten, wollte seinen Willen haben.

Als der Knochen weggesägt und die Wunde wieder geheilt war, wendete man Einreibungen an, und legte das Bein in eine Maschine, die es ausrecken sollte. Aber der Erfolg entsprach nicht völlig den Erwartungen; Inigo behielt Zeitlebens einen etwas hinkenden Gang.

Um sich während der langwierigen Genesung die Zeit zu vertreiben, forderte er Bücher, Rittergeschichten. Es waren keine Romane im Hause: man gab ihm eine Lebensgeschichte Jesu und ein Buch welches die Schicksale der Heiligen enthielt.

Er las, las mit wachsender Begierde; die himmlischen Verheißungen und Tröstungen und Büßungen, die Tugendübungen und Wunderwerke, die er da geschildert fand, entzückten ihn höher, dünkten ihm beseligender als süßer Minnelohn und ruhmvoller als jene Großthaten ritterlicher Helden und Paladine, an denen er ehemals sein Herz entzündet hatte. Er las, und seine unermüdliche Einbildungskraft malte ihm alle Vorgänge aus dem Leben der Heiligen in immer neuen Bildern und in immer glänzenderen Farben aus. Wie, sagte er zu

sich, wie, wenn auch ich dies alles thäte, was der heilige Franciscus, wenn ich thäte, was der heilige Dominicus gethan? Schon sah er sich in härenem Hemd, in grober Kutte, sah sich schwere Büßungen, harte Versuchungen erdulden, sah sich Orden stiften, Heiden bekehren, Ketzer vernichten.

Dann wieder versank er in anderes tiefes Sinnen. Das Bild seiner Gebieterin stieg in seiner Seele auf. Die alten, lieben Träume kehrten wieder. Stundenlang hing er ihnen nach, so verloren in seine Anschauungen und Gedanken, daß er nicht hörte, nicht sah, daß er für alles todt war, was ihn äußerlich umgab. Was wollte er nicht ihretwegen unternehmen! Mit welchen ungeheuern Anstrengungen und staunenerregenden Thaten dachte er nicht ihre Gunst zu verdienen! Er sah sich im Geiste auf Abentheuer in ihrem Namen ausziehen, ihr zu Ehren Lanzen brechen, gefährliche Kämpfe bestehen, sah sich als gefeierten Sieger einziehen in die Stadt, welche durch ihren Aufenthalt verherrlicht wurde, sah sich vor sie hintreten, vor ihr knieen und in Züchten zu ihr sprechen, sann tausend zierliche Wendungen aus, die erlesensten Blumen der Rede, mit denen er ihr huldigen, sein Herz offenbaren und ihr das große Geheimniß entdecken wollte, daß er ihr Eigenthum, ihr Sklave, ihr Spielzeug sei.

Daß sie so hoch über ihm stand, daß sie, mit

nüchternem Auge betrachtet, seinen Wünschen unerreichbar war, wie konnte ihn das abhalten, sich, sein Leben, seine Seele ihr hinzugeben? Die Phantasie überfliegt alle Schranken. Er hatte ja keinen Wunsch, als sich ihr zum Opfer zu bringen, begehrte nichts weiter, als daß sie solches Opfer sich gefallen ließe. Der Frauendienst des Mittelalters war ganz desselben Wesens, wie der Gottesdienst dieser Zeit, ein Widerschein des himmlischen Lebens im weltlichen Leben, ja, an sich selbst himmlischer Natur. Die Geliebte erschien dem Herzen, das ihr Zauber, das heißt in Wahrheit der Zauber seiner eigenen Einbildung, gefangen hatte, als ein überirdisches Wesen, lichtumstrahlt, kein leibhaftes Weib, eine Erscheinung aus einer höheren Welt, ein Gedankenbild, eine beseligende Traumgestalt. Nicht als hätten in diesen Liebesbezügen die Sinne nicht zuletzt doch immer ihr Recht gefordert; aber dann war auch das Glück, die Seligkeit des Traumes dahin: das wahre Wesen der Minne lag im übersinnlichen Genusse. Wohl dem, dessen angebetete Göttin frühe dahinstarb: er konnte sich im Anschauen ihrer reinen, himmlischen Schönheit das Gefühl der ersten Liebesseligkeit unwandelbar bewahren; wie Dante in dem Bilde seiner Beatrice, der, da er ihrer Erscheinung „ins glanzerhellte Antlitz sah," die Seele von Lust geschwellt, ganz das fühlte:

Was Glaukus fühlt', als er das Kraut geschmeckt,
Das ihn im Meer den Göttern zugesellte:
Verzückung. Was sie sei, entdeckt
Menschliche Sprache nicht.

Bei solcher Seelenstimmung konnten jedoch äußere Verhältnisse kein Hinderniß abgeben; sie konnten das allerdings, wenn es galt, die wirkliche Frucht der Liebe zu pflücken, aber nicht, so lange sich der Ritter beschied, in schwärmerischer Hingebung für seine Dame zu kämpfen und zu sterben. Ulrich von Lichtenstein, dessen Gedicht „Frauendienst", worin er sein eigenes Leben erzählt, uns wie kein anderes Denkmal, tiefe Blicke in das Leben und die Sinnesart jener frühen Zeit thun läßt, dieser Ulrich war vermählt, seine Frau war ihm lieb, er nennt sie sein „liebes Gemahl, das ihm nicht lieber sein könnte," aber die Dame seines Herzens war eine andere; und diese andere war das Weib eines Anderen; für diese andere zog er als fahrender Ritter umher; ihr lebte und dichtete er. Und über das Alles stieg ihm nicht der leiseste Skrupel auf. Er kam einmal auf den Gedanken, ihr zu Ehren verkleidet als Frau Königin Venus, vom Gestade des adriatischen Meeres aus durch die Lande bis gen Böhmen zu ziehen und alle Ritter zum Lanzenstechen herauszufordern. Heidnische, christliche Vorstellungen, Liebe, Religion und Ritterthum, alles mischte

man damals höchst unbefangen in einander. Er ließ von Venedig, wo er sich zu dieser abentheuerlichen Fahrt heimlich rüstete, einen offenen Brief ausgehen, der so begann: „Die werthe Königin Venus, Göttin über die Minne, entbietet all den Rittern, die zu Langparten und zu Friaul und zu Kärnthen und zu Steier und zu Oesterreich und zu Böheim gesessen sind, ihre Hulde und ihren Gruß und thut ihnen kund, daß sie durch ihre Liebe zu ihnen fahren will und will, sie lehren, mit wie gethanen Dingen sie werther Frauen Minne verdienen oder erwerben sollen.“ Dann folgt ein genaues Verzeichniß der Fahrttage, und zum Schlusse heißt es: „Welch Ritter ihre Fahrt vernimmt und gegen ihr nicht ankommt, den thut sie in der Minne Acht und in aller guten Weibe Acht. Sie hat ihre Herberge darum alle angeschrieben, daß ein jeglicher Ritter wisse, wo oder wann er gegen ihr kommen soll, so daß es sich im aller besten füge.“ Und die Ritter kamen in Schaaren, gleich bei Treviso ein Graf mit fünfzig Rittern, am Platt ihrer wohl hundert, endlich bei Wien eine zahllose Menge. Vor Wien wurde Frau Venus, so ernsthaft nahm man solche Sachen, von dem Thurmvogt von Regensburg, der sich ihr zum Marschall angeboten hatte, an der Spitze hunderter von Rittern, Speerleuten, Armbrustschützen, Knappen, mit Prunkpferden und Posaunern empfangen und in festlichem Aufzuge in die Stadt und durch die mit

neugierigem und jubelndem Volk bis an die Dächer der Häuser erfüllten Gassen geleitet. Auf seinem Zuge verstach Ulrich allein an manchem Tage bei den Turnieren die überall, wo er erschien, gehalten wurden, mehr als vierzig Lanzen und deren in Allem während seiner Fahrt **304**; nur vier Gegner stach er in den Sand; denen, die sich gegen ihn bügelfest hielten, schenkte er für ihre Damen goldene Ringe; er selbst saß so fest, daß er sich keinmal beim Zusammenstoße auch nur neigte. Herr Ulrich war auf dieser Fahrt beständig in Frauenkleidung, auch dann wann er gewaffnet erschien; er hatte schöne lange, braune Zöpfe mit Perlen durchflochten, unter dem Helme hervorhängen, und wenn er sich unbehelmt zeigte, ein Mundtuch um's Gesicht gebunden, daß man nur die Augen sehen konnte. In Frauenkleidung ging er in die Messe; zu Treviso holten alle Frauen des Ortes die Königin Venus aus ihrer Herberge früh Morgens zur Kirche ab, eine Gräfin trug ihr die Schleppe ihres weißsammetnen Mantels. Die heidnische Göttin also in der christlichen Kirche; die Herrschaft der weltlichen Liebe versinnbildlicht am Altare des übersinnlichen Gottes. Recht als verstände sich das Alles ganz von selbst, liegt da der Mann der dieses seltsame Spiel treibt, auf den Knien vor seinem Gott und betet brünstig. Ein Pfaffe sang, erzählt Ulrich, eine schöne Messe, und als diese beendigt war und es nach der Sitte der Zeit beim Abend=

mahl zum Friedenskusse kam, da — „ward genug gelacht!" Die Gräfin verlangte, Ulrich solle das Tuch vom Munde nehmen, sonst gezieme ihr der Kuß nicht. Er that es. Wie nu? sprach da die Schöne mit Lachen; Ihr seid ein Mann!

Das hab ich kürzlich wohl gesehen.
Was dann? der Kuß soll doch geschehen.
Ich will durch alle gute Weib
Euch küssen, seit daß euer Leib
Hat Frauenkleid an sich gelegt.

Im Dom zu Treviso, beim heiligen Abendmahl. Was für kindische Possen! Und mit wie holder Unbefangenheit werden sie getrieben! Ach, das Herz ging auf in diesem süßen Tand und Taumel. Als Ulrich einmal eine Botschaft erhält von seiner Dame, die ihm sagen läßt, sie halte ihn für ungetreu, da setzt er sich und weint, und sein Freund, der bei ihm ist und nicht weiß, warum er weint, fängt aus Mitleid auch mit zu weinen an; da tritt ein Dritter herein, Herr Heinrich von Wasserberg; und schilt und beschämt die beiden bärtigen Männer, daß sie dasitzen und weinen wie die Kinder; aber Ulrich weint unaufhaltsam fort, weint, daß ihm das Blut aus Mund und Nase stürzt, und siehe, auch Herr Heinrich wird nun von Bewunderung hingerissen, fällt auf seine beiden Knie und lobt den viel süßen Gott, daß der ihn noch vor seinem

Tode hat den Mann erblicken lassen, der ein Weib also zu lieben vermag. Wie da in Allem und Jedem Frömmigkeit und Weltlichkeit, irdisches und himmlisches Leben aus Einem Gusse ist!

Seit dem dreizehnten Jahrhundert war das nun sehr anders geworden. Noch herrschten zwar die alten Gefühle, die alten Vorstellungen waren noch lebendig; noch **1452** zog ein schwäbischer Ritter, ein Herr von Ehingen, abentheuernd aus, brach überall Lanzen in Deutschland, Frankreich, Spanien, Portugal, erlegte bei Ceuta einen riesigen Mauren, schiffte zuletzt nach dem Morgenland und besuchte das heilige Grab; noch **1488** hielt in Spanien ein Ritter, Namens Quinones, zu Ehren seiner Dame funfzehn Tage lang mit einigen Freunden einen Paß besetzt und ließ keinen Ritter durch, der nicht mit ihm eine Lanze gebrochen; ja selbst noch **1591** schickte Graf Essex dem in Rouen für die Ligue kommandirenden General von Villars einen Fehdebrief, worin er unter Anderem behauptete, daß seine Dame schöner sei, als die seines Gegners. Aber neben diesem phantastischen Geiste war im Laufe der Zeit ein scharfer, prüfender und sondernder Geist erwacht, der Vorbote männlicher Reife. Das Herz der Menschen war nun getheilt, zerrissen: sie hatten aufgehört, Kinder zu sein; wären es noch so gern gewesen, waren es auch noch halb; aber der Zauber der Unschuld war dahin,

Himmel und Erde waren weit auseinander gewichen, zwei Gewalten haderten um die Seele des Menschen, die irdische Sehnsucht hielt ihn mit ihren weichen, wollüstigen Armen umklammert, und die himmlische Sehnsucht winkte ihm ernst mahnend mit Palmen nnd ewigen Kronen aus der Ferne. So ist es zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Auch noch in dieser Zeit wird die Fabel von Frau Venus zu Dichtung und Spiel benutzt. Aber wie ganz anders! Ein deutscher Dichter Heinrich Bebel giebt z. B. ein lateinisches Gedicht in Druck, den „Triumph der Venus", worin er zeigen will, daß die sinnliche Lust Quell alles Unheils und aller Zerrüttung in der Welt ist. Und Hans Sachs läßt in einem seiner Fastnachtspiele ebenfalls Frau Venus aus dem Venusberge kommen und Leute aller Stände verführen und ins Verderben dahinreißen. Jetzt also erst, um den Anfang dieses sechzehnten Jahrhunderts wird es mit der christlichen Weltverachtung starrer, bitterer Ernst. Die Augen gehen den Menschen auf: sie erkennen, daß das Wesen dieser Welt sich nicht mit dem Bilde des Himmels, das sie im Herzen tragen, vereinen lassen will, und da der Himmel sie noch ganz bezaubert, so wird ihnen die Welt zum Abscheu. Was früher nur eine Stimmung Einzelner war, in Orden, Sekten, Heiligen zum Vorschein kam, das wird nunmehr zum Glauben, zum Gedanken, zur Religion Aller.

Der Spruch: „man kann nicht zweien Herren dienen,“ wird die allgemeine Losung. Hier Welt, dort Gott; hier Verdammniß, dort Seligkeit: entscheide dich, Herz!

So sehen wir denn auch unsern Iñigo zwischen streitenden Bildern und Gedanken hin- und hergezogen. Welch ein Zwiespalt! Welche Seelenmarter! Bald seinen weltlichen, bald seinen weltentsagenden Träumen hing er nach bis zur äußersten Ermüdung seines Geistes. Plötzlich aber machte er in seinem Innern eine große Entdeckung. Schon längst hätte er bemerken können, daß die Abspannung, in welche er nach langem Schwelgen in Liebesträumen zu versinken pflegte, mit einem Gefühl von Oede und Unbehaglichkeit gepaart war, das ihn unerträglich dünkte, während die Vorstellungen von Wallfahrten, Büßungen und heiligen Werken, auch nachdem sie entschwunden waren, ihm stets ein frohes und zufriedenes Gefühl hinterließen. Nichts ist natürlicher. Sich sinnliche Genüsse vorspiegelnd, hat man das Maß der Einbildungskraft, sobald man bis zur Befriedigung gelangt ist, erschöpft; es ist nun nichts anderes, nichts von Neuem reizendes mehr möglich. Dagegen wenn man in Plänen künftiger Anstrengung und Arbeit bildert, erschöpft man sich zwar auch für den Augenblick, jedoch das Gefühl der Lust, der Freudigkeit, das Alles zu verwirklichen, bleibt übrig. Iñigo hatte lange den Unterschied beider Zustände wohl

empfunden, aber nicht beachtet: da ward er ihm eines Tages klar, oder, um es so zu sagen, wie es ihm selbst dünken mußte und wie die „ältesten Akten" es ausdrükken, die Augen des Geistes wurden ihm auf einmal geöffnet, und er fing an die Geister unterscheiden zu lernen. Die Geister! wie hätte sich ein Mann des sechzehnten Jahrhunderts jene natürliche Erscheinung wohl anders erklären können, als indem er den einen Zustand als eine Wirkung des guten, himmlischen, den anderen als eine Wirkung des bösen, höllischen Geistes betrachtete? Wie ein Blitz, der plötzlich die Nacht erhellt, durchzuckt ihn dieser Gedanke; jetzt, däucht ihm, liege alles klar vor seinen Augen, sein vergangenes Leben, seine Zukunft, sein Beruf. Es ist eine Erleuchtung, die ihm von oben gekommen ist; aus einem Saulus ist er ein Paulus geworden.

Jetzt ekelt ihm vor seinem ganzen früheren Leben; besonders ist ihm Alles ein Abscheu, was mit fleischlichen Lüsten zusammenhängt*). Von Stund an ist er entschlossen, abzusagen aller Unkeuschheit, und wir wissen schon, was es bei diesem Mann heißt, entschlossen seine Er hat für nichts mehr Sinn als für das neue Leben das

*) Cosas de carne, „fleischliche Dinge", heißt es in den „ältesten Akten."

er führen will, alle Kräfte seines Wesens sind in der höchsten Spannung, Nachts flieht ihn der Schlaf, seine Seele schweift im Himmel; da fährt er von seinem Lager auf, er glaubt ein Gesicht zu sehen: die heilige Jungfrau, die Gottgebärerin, den Sohn, das Heil der Welt, im Arme, in unaussprechlichem Liebreiz, lichtumstrahlt, erscheint seinen geblendeten Augen. Den spätern Berichterstattern ist diese Vision noch nicht genug: sie lassen sie von einem Donner, einem schauerlichen Getöse begleitet sein, das Schlafgemach erbebt bis in den Grund, der Boden dröhnt, die Fensterscheiben klirren und zerspringen; natürlich, der böse Feind muß ausfahren, damit die himmlischen Schaaren freien Einzug haben. Iñigo springt von seinem Bett auf, stürzt sich vor dem Bilde der Jungfrau, das sein Gemach ziert, nieder. Lange liegt er brünstig betend auf den Knieen. Wunderbar getröstet und gestärkt erhebt er sich. Sein Beschluß ist gefaßt und steht unwiderruflich fest. Nie wieder seitdem ist ihm eine sinnliche Regung genaht. Er hat der keuschen, himmlischen Jungfrau gelobt, hinfort ihr Ritter zu sein, sein Leben ihrem Dienste zu widmen.

Wie leicht war dieser Uebergang! Es hat sich in den Vorstellungen unseres Ritters im Grunde nichts geändert: nur den Gegenstand seiner Anbetung hat er gewechselt. Er sucht ihn nicht mehr in dem Himmel seines

irdischen Herzens, der ihm jetzt die Hölle dünkt, sondern in dem Himmel den er für den wirklichen hält, in dem von der Erde und ihrer Herrlichkeit unterschiedenen, von sich die ganze Welt ausschließenden Himmel des rein geistigen, dreieinigen Gottes. Was konnte er für die Dame, die er sich erwählt, anderes thun wollen, als was er für seine irdische Geliebte gethan hätte? Er wußte sich nichts Besseres, Erhabeneres zu denken, als ihren Ruhm durch eine Ritterfahrt in ihrem Namen zu verherrlichen, und ihr zu Liebe Mühsal und Beschwerden, Schmach und Pein zu dulden, ein neuer Amadis, aber nach dem Muster mönchischer Heiligen; nichts heilig Ritterlicheres konnte er sich denken, als nach Jerusalem zu pilgern und sich zu Ehren seiner himmlischen Gebieterin so viele und große Kasteiungen aufzulegen, als sich ein edles Herz von Gott entflammt, nur immer wünscht*). Er dachte weiter. Was sollte er nach seiner Rückkunft von dem heiligen Grabe thun? Es fiel ihm ein, ob es nicht gut sein würde, sich ein für alle Male in das Karthäuser-Kloster von Burgos aufnehmen zu lassen, um dort sein Leben in strengem, stillem Dienst, in Fasten und Entsagung hinzubringen; er verschaffte sich sogar

*) Quantas un animo generoso encendido de Dios suole desiar hazer.

die Statuten dieses Ordens und studirte sie: man erkennt in jeder Handlung dieses Mannes bei aller Ueberschwenglichkeit seines Gefühls und bei aller Erregbarkeit seiner Einbildungskraft stets den tiefüberlegenden, vorsichtig prüfenden und bedächtig wählenden Geist. Es entging ihm nicht, daß er sich durch seinen Eintritt in den Karthäuserorden für alle Zukunft binden und sich die Freiheit rauben würde, jede glänzende That, die ihm sein Geist eingeben würde, zu Ehren seiner Herzenskönigin auszuführen. Er ließ den Gedanken Mönch zu werden fahren.

Von seiner Vision sagte er den Seinigen nichts. Aber sie wurden dennoch bald die Umwandlung gewahr, die mit seinem ganzen Wesen vorgegangen war. Er scherzte nicht mehr wie sonst, er lachte nicht, meist war er in Gedanken vertieft, und wenn er sprach, so sprach er von heiligen und himmlischen Dingen. Er las viel, betete viel. Um aber seine ganze Zeit mit heiligen Beschäftigungen auszufüllen, ohne daß ihm diese durch ermüdende Einförmigkeit verleidet werden könnten, nahm er ein leeres Buch von schöngeglättetem und sauber linirtem Papier und schrieb darein die Geschichte Christi und der Heiligen auf's Allerschönste; Jesu Worte malte er in Gold, die der Jungfrau in Purpurroth, und die der andern Heiligen in mancherlei Farben. An dieser Arbeit hatte er seine innigste Freude. In anderen Stunden stand

er oft lange und blickte zu den Sternen auf; was er bis in sein spätestes Alter zu thun geliebt hat. Die Augen füllten sich ihm dann mit Thränen. O, rief er aus, wie kläglich dünkt mich doch die ganze Erde, wenn ich so den lieben seligen Himmel anschaue.

12. XII. 1897

Die Reise nach Montserrat.

Sobald sich Jñigo wieder kräftig genug fühlte, um eine Reise zu unternehmen, erklärte er seinem ältesten Bruder, daß er beabsichtige, dem alten Freund seines Hauses und seinem lieben Gönner, dem Herzog von Najara, der damals in Navarrete residirte, einen Besuch abzustatten: im Stillen war sein Vorsatz, nach dem Kloster Montserrat zu wallfahrten, um sich dort der heiligen Jungfrau förmlich zu ewigem Dienste zu geloben. Don Martin Garcias, den des Bruders ganzes Benehmen schon längst bekümmert hatte, schöpfte Verdacht: er nahm Jñigo mit in sein Gemach und sprach ihm in den beweglichsten Worten zu, sich aus seinen Träumereien aufzuraffen, des alten Ruhmes der Familie eingedenk zu sein, und nicht die glänzende Laufbahn, die sich ihm eröffnet habe, thöricht zu verscherzen. Alles, sagte er zu ihm, vereinigt sich um dich auf dem betretenen Wege vorwärts zu treiben; dein aufstrebender Geist, dein durchdringender Verstand, deine kräftige Jugend, deine Uebung in den Waffen,

dein unbeugsamer Muth, der Adel deiner Herkunft, die Gunst der Mächtigen. Du bist die Zierde und der Stolz unsres Hauses. Willst du die schönen Hoffnungen die wir alle auf dich setzten, zu Schanden machen? Willst du uns durch wahnwitziges Beginnen in das Gespötte der Leute bringen, und die spiegelreine Ehre unseres Geschlechtes beflecken? Iñigo beruhigte seinen Bruder, so gut er es vermochte ohne eine Unwahrheit vorzubringen, denn mit förmlicher Lüge hätte er um alles in der Welt seine Lippen nicht beschmutzt. Mit Leide lies ihn Don Martin Garcias endlich ziehen.

Ein anderer seiner Brüder begleitete ihn bis Oñate, wo eine ihrer Schwestern wohnte. Der Bruder blieb dort zurück, und Iñigo machte sich mit zwei Dienern nach Navarrete auf. Er blieb dort kurze Zeit, betete täglich in der Marienkirche, und da er aus der Kasse des Herzogs eine kleine Summe erhielt, die ihm von früher her geschuldet wurde, stiftete er, nachdem er einige Verpflichtungen gegen verschiedene Personen mit einem Theile dieses Geldes erfüllt hatte, aus dem Uebrigen ein neues, schöneres Muttergottesbild in der Kirche. Dort entließ er auch seine beiden Diener, bestieg sein Maulthier, und ritt allein gen Montserrat.

Alle Nächte geisselte er sich bis aufs Blut; nicht sowohl um Sünden abzubüßen, deren Andenken ihn gepeinigt hätte, als weil er glaubte, seiner himmlischen

Herrin damit eine Huldigung darzubringen. Von wahrer innerer Buße, sagen die Akten, war bei ihm noch keine Rede, sein ganzes Sinnen war nur darauf gerichtet, äußerlich Großes und Ruhmwürdiges zur Ehre Gottes zu vollbringen. So wenig wußte er damals, sagt Ribadeneira, worin die wahre Demuth, Liebe, Geduld und Zerknirschung seiner selbst, kurz alle christliche Tugend besteht: er ging nur darauf aus, ein Heiliger zu werden.

Während er mit seinen Gedanken beschäftigt, einsam des Weges ritt, holte ihn ein anderer Reiter ein, der sich zu ihm gesellte und sich mit ihm zu unterhalten begann. Es war einer jener Saracenen, die nach der Eroberung Granadas, 1492, anstatt mit den meisten ihrer Volks- und Glaubensgenossen nach Afrika hinüberschiffen, lieber, unter dem Schirme des von Ferdinand dem Katholischen geleisteten Versprechens, sie an Person und Eigenthum wie in ihrer Glaubensfreiheit ungekränkt zu lassen, im Lande geblieben, die jedoch der Mehrzahl nach, um allen Plackereien zu entgehen, wenigstens äußerlich Christen geworden waren.

Das Gespräch — wie konnte es anders sein? — lenkte Iñigo sogleich auf die heilige Mutter Gottes. Der Mauriske — so pflegt man diese in Spanien zurückgebliebenen Sarazenen oder Mauren zu nennen — fand es gar nicht einleuchtend, daß man Mutter werden und

doch Jungfrau sollte bleiben können. Er stritt mit Gründen; aber er merkte bald, vermuthlich an den funkelnden Blicken, an den heftigen Worten seines Reisegefährten, daß das ein Mann war, der, bewaffnet wie er war, zumal in der öden Wildniß, gefährlich werden konnte. Flugs gab er seinem Maulthiere die Sporen, galopirte, ohne Abschied zu nehmen, seines Weges und ließ unsern guten Helden und schlechten Theologen weit hinter sich zurück.

Wie, sollst du als ein treuer Ritter, dachte Iñigo, deine Dame nicht an ihrem Beleidiger rächen? Sollst du dem Elenden nicht nachsetzen und ihn zu Boden schlagen? Aber ein widersprechendes Gefühl regte sich zugleich in seiner Seele, ein ihm unerklärliches Etwas, das ihm zu sagen schien: die Ehre einer Himmlischen könne nicht auf dieselbe Art vertheidigt werden wie die einer sterblichen Schönen. Auf welche Art denn aber sonst? Das vermochte er sich nicht zu sagen. Es schmerzte ihn, die seiner Heiligen widerfahrene Kränkung ungerochen zu lassen; und doch fürchtete er sich, für sie die Rache zu übernehmen, an die zu denken ihm schon fast wie eine Sünde däuchte. Sollte er? sollte er nicht? In diesem peinlichen Zweifel ergriff er den Ausweg, seinem Thiere die Entscheidung zu überlassen. Der Himmel, hoffte er, werde den Sinn des Thieres lenken; das Orakel welches ihm Gott — das fühlte er ja —

in seinem Innern versagte, werde ihm, schmeichelte er sich, von außen her zu Theil werden.

Der Mauriske hatte an einer Stelle wo die Straße sich theilte, denjenigen Weg eingeschlagen welcher nicht nach Montserrat führte. Würde die Mauleselin, der Iñigo den Zügel ließ, ihm auf demselben Wege folgen, so wollte er den Mann einholen und ihn für seine Aeußerung züchtigen: wo nicht, die Rache Gott überlassen. Die Mauleselin wählte die Hauptstraße und trug ihren Reiter ruhig gen Montserrat.

Die Waffenwacht.

In der letzten Ortschaft vor Montserrat machte Iñigo Halt, um sich für seine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe mit Kleidung und Reisegeräth zu versehen. Er mußte schon jetzt das alles anschaffen, da er es in Montserrat selbst gebrauchen wollte, nicht etwa um dort im Kloster als Pilger zu erscheinen, nein, er hatte wieder einmal, ritterlicher Gedanken voll, wie er stets noch war, seine ganz eigenen abentheuerlichen Pläne. Er kaufte grobes rauhes Sacktuch, daraus er sich einen langen Rock bis auf die Knöchel machen ließ, einen Strick dazu, der ihm als Gürtel dienen sollte, einen Wanderstab wie ihn Pilger zu tragen pflegen, und eine Kürbißflasche, auch Weidenschuhe, von denen er jedoch nur einen tragen wollte, seines kranken Fußes wegen, der noch immer, obwohl er die Reise zu Pferde machte, jede Nacht schmerzhaft anschwoll. Die neu erworbene geistliche Ritterrüstung, denn als nichts anderes

betrachtete er sein Pilgerzeug, lud er mit auf sein Maulthier, und ritt freudig seinem Bestimmungsorte zu.

Bald lag der Monteserrato, der Sägenberg, in malerischer Thürmung vor ihm, eine wild zerklüftete Felsenburg, welche sich inselartig auf dem übrigen flachen Südrande Kataloniens, am rechten Ufer des Flusses Llobregat, der hier dem Meere zueilt, bis zu einer Höhe von durchgängig 3000, in einzelnen Gipfeln fast 4000 Fuß erhebt. Ueber reizende Gelände, bald zwischen wogenden Kornfeldern, bald zwischen lachenden Weingärten und sanft abgetieften Gründen voller Oelbäume, die in ihrem jungen Märzgrün sich gar freundlich und anmuthig darstellen, ritt Iñigo den starren kahlen Felszacken entgegen, welche, den Zähnen einer Säge nicht unähnlich, in luftiger Höhe den Berg bekrönen, und von deren Fuße, wo die alte, schon im Jahr 801 n. Chr. Geburt gegründete Benediktinerabtei liegt, sich zu ihm nieder die schönsten Berghänge senkten, über und über, bald in glänzenden Streifen, bald in dunkeln Massen dicht und üppig bewaldet und begrünt. Als er auf steilem, schwer gangbarem Pfade zu dem Kloster gelangt war, sah er, daß es mit allen zugehörigen Gebäuden eine kleine Ortschaft bildete. Diese Mönche waren erstaunlich reich: sie besaßen in ihrer Kirche ein für wunderthätig gehaltenes Muttergottesbild, dessen Ruf unzählige Wallfahrer anlockte und dem Kloster die kost-

barsten Geschenke eintrug. Der Schatz der Madonna von Montserrat galt für sogar noch größer und prachtvoller als jener berühmte des heiligen Jacob von Kompostella. Die Kapelle in welcher sich das wunderthätige von Juwelen starrende Bild befand, war von der Decke bis zum Fußboden ganz mit Gold überkleidet, und vor dem Altare der Jungfrau brannten Tag und Nacht fünf und siebzig silberne Lampen. Und dieser Glanz, dieses Gold, diese Edelsteine, diese ganze todte Pracht in der Einsamkeit des Montserrat, an einem Orte der auf Wolken niederschauet, ein Opfer der verschmähten Erde dem fühllosen Himmel dargebracht! Hoch über dem Kloster selbst, auf den einzelnen Zacken oder Zähnen, von denen der Berg seinen Namen hat, schweben in den Lüften dreizehn Einsiedeleien, die in der Welt nicht ihres Gleichen haben. Von unten gesehen, scheinen die Felsnadeln in scharfe Spitzen auszulaufen; aber wenn man ihre Gipfel auf schmalen in den Stein gehauenen Stufen, manchmal auf Leitern und schmalen Brücken über schauerliche Abgründe hin, mühsam und nicht ohne Gefahr erstiegen hat, findet man oben kleine Ebenen, und auf jeder solchen Ebene eine Zelle, ein Kapellchen, auch wohl ein kleines Gartenstück dabei. Diese Felsenspitzen sind bewohnt. Die jüngern Mönche hausen dort oben, wie die Adler horsten, die jüngsten nach der Regel des Klosters immer am höchsten und abgeschiedensten; allmählig rü=

cken sie nieder von Felsspitze zu Felsspitze, bis sie zuletzt im Klostergebäude selbst ihre Wohnung und endlich ihr Grab finden. Abgerichtete Maulthiere tragen ihnen, solange sie, eine Art Säulenheilige, dort oben auf den Felspfeilern siedeln, ihre Bedürfnisse zu; nur Festtags dürfen sie aus ihrer grauenvollen Einsamkeit herniedersteigen und in der Kirche Menschengesichter sehen, menschliche Sprache hören und an dem Gold und Lampenlicht und Edelgestein, das hier so nutzlos blinkt, studiren, wie eitel alle Herrlichkeit der Erde sei. Einen passendern Ort für sein romantisches Vorhaben hätte Iñigo auf der Welt nicht finden können.

Einen greisen Mönch, einen Franzosen von Geburt, Namens — man weiß nicht recht, ob Jean Chanon oder Clanon, wählte er sich zum Beichtiger, einen Mann von der heldenmüthigsten Frömmigkeit, der niemals Fleisch aß, und von seinem Antheil an der gemeinsamen Mahlzeit täglich noch den Armen ein Drittel abgab, grobe Kleidung trug und unter der Kutte ein härenes Hemd bis ans Knie, der wenig Schlaf sich gönnte, und stets, Tag und Nacht, im Chore mit den Andern oder allein in seiner Zelle betete und sang.

Dieser fromme Mann war das erste Menschenkind dem Iñigo sein großes Vorhaben offenbarte, als der heigen Jungfrau getreuer Ritter nach Jerusalem zu pilgern.

Der alte Mönch lobte Iñigos Entschluß. Aber

Iñigo hatte noch einen besonderen Gedanken, dessen Ausführung ihm ganz vorzüglich am Herzen lag. Er wollte mit allen den Zeremonien, welche einem feierlichen Ritterschlage voranzugehen pflegten, zu seinem Unternehmen förmlich eingeweiht sein, vorzüglich aber nach altem Ritterbrauche eine nächtliche Waffenwacht halten; nur daß natürlich die Waffen, denen er diese Ehre zudachte, keine kriegerischen sein durften, vielmehr sollten es die seiner geistlichen Ritterschaft, seiner Pilgerarmuth sein, Rock, Kürbißflasche und was er sich sonst zu diesem Behufe unter Weges angeschafft hatte.

In der Nacht vor Verkündigung Mariä, zwischen dem 24. und 25. März des Jahres 1522 wollte er seine Wache thun. Durch eine große allgemeine Beichte über sein ganzes bisheriges Leben, die er drei Tage lang mündlich und schriftlich ablegte, durch Fasten und Gebet bereitete er sich zu dieser feierlichen Nacht vor. Sein Maulthier schenkte er am letzten Tage seinem Beichtiger für das Kloster, und sein Schwert und seinen Dolch hing er als Weihgeschenke neben dem Altare auf; dann, als es Abend wurde, ging er, um das Maaß seiner Demuth voll zu machen, hin zu einem Bettler, den er sich zu diesem Ende ausersehen hatte, tauschte Kleider mit dem, und so in Lumpen gehüllt begab er sich zurück in die Kapelle der heiligen Jungfrau, in welcher er die Ritterwacht zu halten begann.

Seinen Pilgerstab in der Hand, bald stehend bald kniend, brachte er vor ihrem Bilde in brünstigen Gebeten und heiligen Entschlüssen die Nacht hin. Sobald der Morgen graute, schickte er sich, der Rittersitte auch hierin getreu, zum Aufbruch an. Er kleidete sich in seine Pilgertracht und ging zu Fuße still hinweg. Er schlug nicht wieder die große Straße ein, die von Montserrat gegen das Meer hin nach Barcelona führt: dort hätte er gefürchtet, Bekannten zu begegnen und in seinem Vorhaben gestört zu werden; er nahm seinen Weg landeinwärts gen Manresa.



Naumburg's Kunst-Anstalt.

Die Waffenwacht.

Seinen Pilgerstab in der Hand, bald stehend bald kniend, brachte er vor ihrem Bilde in brünstigen Gebeten und heiligen Entschlüssen die Nacht hin. Sobald der Morgen graute, schickte er sich, der Rittersitte auch hierin getreu, zum Aufbruch an. Er kleidete sich in seine Pilgertracht und ging zu Fuße still hinweg. Er schlug nicht wieder die große Straße ein, die von Montserrat gegen das Meer hin nach Barcelona führt: dort hätte er gefürchtet, Bekannten zu begegnen und in seinem Vorhaben gestört zu werden; er nahm seinen Weg landeinwärts gen Manresa.



Die Waffennacht.

Seelenmarter und christliche Wiedergeburt.

Voll Zufriedenheit über den wohlvollbrachten Eintritt in seinen neuen Stand, stolz auf seine demüthigen Geberden, in seinem groben Rock, den Strick umgürtet, nur den einen kranken Fuß mit Tüchern umwickelt, den andern nackt, seinen Pilgerstab in der Hand, auf außerordentliche Thaten der geistlichen Tapferkeit sinnend, um den alten Heiligen gleich zu werden und sich auf die Reise nach dem heiligen Grabe würdig vorzubereiten, wanderte Iñigo einsam in der stillen erhabenen Landschaft bergab von Montserrat.

Er war noch nicht weit gegangen, als ihn athemlos ein Mann einholte, der ihm nachgesendet war. Habt Ihr einem Bettler Kleider geschenkt? fragte der Bote. Das that ich, entgegnete Iñigo. So hat der Arme richtig ausgesagt, fuhr Jener fort; der Amtmann hat ihn als einen des Diebstahls Verdächtigen eingesteckt, und seinen Versicherungen keinen Glauben

schenken wollen. Iñigo erschrak, seine Augen füllten sich mit Thränen, er bat den Boten eilends umzukehren und jenen Unschuldigen aus der Gefahr zu retten; auf die neugierigen Fragen des Boten, wer und woher er sei und was er vorhabe, gab er keine Antwort. Er setzte seinen Weg fort. Wie ist doch das? sagte er bei sich; ist das mein Loos? ich meine Gutes zu thun, und siehe da, es schlägt zum Bösen aus. Sein freudiger Muth war dahin; gedankenvoll und unruhig erreichte er Manresa.

Er ging sogleich in ein Hospital. Dort wollte er wohnen, die Kranken bedienen wie ein gemeiner Knecht, denn daß wußte er schon, daß Christus gesagt hatte: was ihr der Geringsten Einem thut, das habt ihr mir gethan. Er hatte nicht vergeblich die Legenden gelesen; was zur geistlichen Ritterschaft gehöre, hatte er sich aus den Geschichten der Heiligen gemerkt. Sein Herz schwoll noch immer von Ruhmbegier; aber der Ruhm, dem er jetzt nachstrebte, war kein irdischer, sondern ein Ruhm, der ihm viel höher, viel köstlicher dünkte, der Ruhm, so sagte er sich, der vor Gott gilt. Je lebendiger er sich den Beruf ausmalte, ganz dem Dienste Gottes zu leben, desto verächtlicher schien ihm die Ehre der Welt und alle weltliche Herrlichkeit. Gott dienen war damals kein leeres Wort wie jetzt: man stellte sich wirklichen Dienst vor, Lehenspflicht, und Bereitschaft, je-

dem Winke des Herrn zu folgen, und Leib und Leben im Kampfe für ihn zu opfern. Da hatte noch der biblische Spruch Wahrheit, daß man nicht zweien Herren dienen könne. Wer sich Gott geweihet hatte, der gab sich ihm ganz hin und schied ernstlich von allem Weltlichen.

Iñigo wollte auch an seiner äußeren Erscheinung keine Spur der alten Neigungen, kein Merkmal seines früheren eiteln Sinnes dulden. Er hatte den Putz geliebt, wie wir schon wissen: jetzt ließ er Bart, Haar und Nägel wachsen, unterließ jede Pflege des Körpers. Dies war ihm nicht etwa nur ein Uebungsmittel, um das Laster der Eitelkeit zu bekämpfen, es war vielmehr schon eine Folge seiner jetzigen Denkungsart: verhaßt war es ihm, sich mit dem Leibe zu beschäftigen, es ekelte ihm vor seinem eigenen Fleische. Das was in der Welt für Ehre gilt, schien ihm schändlich, und ehrenvoll das, wessen sich die Menschen zu schämen pflegen; jeden Spott, jede Demüthigung, jede Schmach war er entschlossen um seiner himmlischen Herrin und um ihres Sohnes willen zu ertragen. Er bettelte von Thür zu Thür, und je verächtlicher ihm begegnet wurde, desto mehr freute sich sein Herz. Fleisch oder Wein nahm er nicht an, wenn es ihm dargeboten wurde, außer Sonntags ein wenig. Er schlief auf der harten Erde und gönnte sich nur kurze Ruhe. Doch alles

schien ihm noch nicht genug, um den Uebermuth und Trotz des Leibes zu dämpfen: dreimal täglich schlug er sich mit eiserner Geißel blutig. Sieben Stunden täglich lag er auf den Knien, brünstig betend. Außerdem wohnte er der Messe bei, der Vesper und dem Completorium. Was ihm an Zeit noch übrig blieb, widmete er dem Krankendienste, bei welchem er die ekelhaftesten Verrichtungen am liebsten über sich nahm, oder dem Gespräche mit Solchen welche geistlichen Zuspruch von ihm verlangten, denn allmählig kam er immer mehr in den Geruch der Heiligkeit.

So lebte er vier Monate. Er glaubte sich zwar nie genug thun zu können in der Kreuzigung seines Fleisches; aber in allem was er that befriedigte er die Anfodrungen seiner Seele, und so fühlte er sich stets voll innerer Freudigkeit und voll hohen Muthes. Natürlich konnte diese Befriedigung nicht allzulange vorhalten; die stete Wiederholung desselben Wüthens gegen den eignen Leib, das stete Durchlaufen desselben Kreises von Gedanken und Gefühlen verlor zuletzt den Reiz, den das alles eine Zeitlang für ihn hatte. Es kam hinzu, daß seine körperliche Kraft diesem wilden Stürmen auf alle Lebensbedingungen des Organismus zu erliegen anfing: die Verdauung war gelähmt, der Magen zuckte schmerzhaft; das ganze Nervensystem war in höchster Aufregung.

Oft wenn er einsam und in seine Träume verloren umherschweifte, sah er ein glänzendes Bild vor seinen Augen schweben, dessen Anblick einen unsäglichen Reiz für ihn hatte: es war wie einer Schlange Gestalt, mit schimmernden Augen bedeckt, aber doch auch wieder anders; er konnte sich selbst nicht klar machen was er sah. Das süße sehnliche Gefühl, in dessen Folge das von seiner gereizten Nerventhätigkeit hervorgerufene Lichtgespenst ihm so angenehm dünkte, ging, wie es bei solchen Zuständen gewöhnlich ist, schnell in ein Gefühl von Angst und Niedergeschlagenheit über; sorgenvolle Gedanken peinigten ihn nunmehr. Wie soll das werden? sagte er zu sich; wie werde ich dieses martervolle Leben, das ich mir aufgelegt habe, beständig, vielleicht siebenzig und mehr Jahre aushalten können? Ha! fuhr er dann auf, indem er deutlich zu erkennen glaubte, daß dieser Gedanke eine Eingebung des Teufels, und das Lichtgespenst das vor seinen Blicken schwamm, der Teufel selbst sei: ha, du Jämmerlicher! Kannst du mir denn auch nur die Gewißheit einer einzigen Lebensstunde geben? und du wagst es von siebenzig Jahren zu reden? So verscheuchte er diesen ängstigenden Gedanken und bildete sich ein, den Teufel überwunden zu haben. Aber in anderen Gestalten kehrte die innere Verdrossenheit zurück. Was treibst du dich hier im Schmutze des Hospitals herum? fragte

es in seiner Seele; wie magst du so den Adel deiner Familie schänden? Sind es nicht Possen, mit denen du dich abgiebst? Das Gebet erquickte ihn nicht mehr, die harten Uebungen widerstanden ihm, seine Trostlosigkeit wuchs von Tage zu Tage.

So zehrt er an seiner inneren Qual; dumpfes Brüten, starres Grausen, wühlende Pein, jähes Entsetzen wechseln mit einander; er glaubt sich nicht mehr stark genug, um dem Satan widerstehen zu können; er glaubt sich von dem schrecklichen Feinde bei der Kehle ergriffen, die er krampfhaft zugeschnürt fühlt; die Angst treibt ihn an das offne Fenster; er ist im Begriff sich voll Verzweiflung hinabzustürzen. Aber eine innere Stimme ruft ihm donnernd zu: Es ist Sünde, Sünde, sich zu tödten. Er stutzt. Sünde, schreckliches Wort! Jetzt fühlt er nur den nagenden Wurm seines Gewissens. Er denkt zurück, sinnt seinem Leben nach: alles was er je gedacht, gewollt, gethan, erscheint ihm strafbar und verdammlich, dem ewigen Zorne Gottes verfallen. Thränen stürzen aus seinen Augen; weinend und stöhnend wälzt er sich auf dem Boden; er weint bis es Tag wird und weint bis es wieder Nacht wird, ohne daß ihm seine bittern Thränen Erleichterung schaffen. Er will sich noch mit Beten, Wachen, Geißeln helfen: alles umsonst! ein grausamer Schmerz durchbohrt seine Brust; er fühlt nur noch diesen; alle

Gedanken versagen ihm; er bricht in sich zusammen und liegt wie leblos da.

Unter diesen Aengsten und Leiden kam ihm einmal in den Sinn, daß er irgendwo von einem heiligen Manne gehört oder gelesen, der in ähnlicher Lage, da Gott all sein heißes Flehen nicht zu achten schien, so lange nichts gegessen und getrunken habe, bis ihm Gott seinen Willen that. Er beschloß diesem Beispiele zu folgen; doch bis zum Tode wollte er es nicht kommen lassen, denn beständig stand der Gedanke vor seiner Seele, daß Selbstmord Sünde sei. Es war Sonntag, und er hatte, wie er stets an diesem Tage pflegte, das heilige Abendmahl empfangen, als er seinen Vorsatz auszuführen begann. Er versagte sich die ganze Woche hindurch Speise und Trank, und dennoch wich er von keiner seiner Gewohnheiten, stand regelmäßig um Mitternacht auf, betete sieben Stunden, geißelte sich u. s. f. Am folgenden Sonntag ging er wieder, wie er pflegte, zur Beichte, und gewohnt, Alles was er that, in der Beichte zu erzählen, berichtete er auch getreulich, wie er diese Woche gelebt hatte. Der Beichtvater hörte ihm mit Erstaunen zu; diese Lebensart noch länger fortzusetzen untersagte er ihm ernstlich, obwohl Iñigo versicherte, daß er dazu noch Kräfte genug in sich fühle, und Iñigo gehorchte wie immer.

Er fühlte sich von nun an in der That beruhigt

seine Beängstigungen kehrten nicht wieder. Was zuvor Gegenstand der heftigsten Gefühlsaufregung gewesen war, wurde jetzt Gegenstand der ruhigen Betrachtung. Schon am ersten, und noch mehr am folgenden Tage empfand er, daß die namenlosen Qualen die seine Seele zerrissen hatten, allmählig von ihm wichen; er fühlte sich fähig, seinen Zustand mit Ruhe zu beobachten; sein inneres Auge schien ihm hell geworden. Am dritten Tage glaubte er mit der größten Klarheit zu erkennen, wie verkehrt bisher all sein Treiben und Trachten gewesen, durchaus nur, daran zweifelte er nicht mehr, das Werk des ewigen Feindes. Sein ganzes Leben däuchte ihm jetzt eine ununterbrochene Kette von Sünden; Sünde war immer aus Sünde gefolgt; auch selbst in seinen Demüthigungen war nur sein Hochmuth mächtig gewesen. Es kam ihm vor, als wäre er aus einem schweren Traum erwacht; er fühlte sich neu geboren. Er war nicht mehr der irrende Ritter der Himmelskönigin, er war der demüthige Knecht Christi, des gnadenreichen Königs, von dem allein sein erlösungsbedürftiges Herz das Huldgeschenk der Sündenvergebung zu erlangen hoffen durfte.

Schon während seiner Krankheit auf dem Schlosse Loyola hatte er von den verschiedenartigen Einwirkungen des guten und bösen Geistes, wie er seine entgegengesetzten Stimmungen sich auslegte, eine Ahnung gewon-

nen: jetzt wußte er die beiden Geister mit der größten Sicherheit und Bestimmtheit zu unterscheiden. Er sah, wie er selbst es später in seiner „Anweisung zu den geistlichen Uebungen" ausgedrückt hat, Christus auf der einen Seite, und Lucifer auf der anderen stehen, beide gleich Heerführern, die ihre Mannschaften um sich sammeln und zum Kampf ermuntern. Hier Jerusalem und der Gewaltige des Himmels, der Herr mit seinen auserwählten Schaaren, dort Babylon und der lauernde Widersacher mit seinen verdammten Geistern. Diesen hörte er die Seinigen anfeuern, daß sie die Menschen in den Stricken der Weltliebe und der Wollust fingen, um die Gefangenen in den Abgrund des fleischlichen Hochmuths hinabzustürzen; jenen hörte er mit liebreicher Stimme seinen Jüngern zusprechen, Denen, die er als seine Boten aussenden will in alle Welt, daß sie allen Menschen die beseligende Lehre bringen und Alle zum ewigen Heile berufen. Er wußte nun, da er die Netze des Versuchers so deutlich zu erkennen meinte, daß er diesen Netzen entgangen war; er wußte nun, da er die Stimme des Heilands so vernehmlich zu hören glaubte, daß Christus mit seiner Kraft ihn zu sich gezogen hatte; es war ihm zur unzweifelhaften Gewißheit worden, daß der Herr aus unendlichem Erbarmen ihn erretten, ihn frei machen wolle.

Denselben Kampf hatte wenige Jahre früher drü-

ben in Deutschland Luther bestanden und war genau zu demselben Ergebniß gelangt. Durch ein Paar zufällige Ereignisse, durch ein Gewitter, das neben ihm einschlug, durch den Tod eines Freundes, der, wie es scheint, ermordet wurde, tief in seinem Innersten erschüttert hatte Luther den Entschluß gefaßt, der Welt Lebewohl zu sagen, und suchte seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er in ein Kloster ging. Seine vorangegangene gelehrte Ausbildung ersparte ihm den mühsamen Weg, auf welchem wir Iñigo von Loyola zum Verständnisse der christlichen Lehren hindurchdringen sehen. Aber die inneren Kämpfe, durch welche er sich den Gedanken der Rechtfertigung durch den Glauben erobern mußte, waren ihm durch diese Ausbildung nicht erspart. Luther versuchte Anfangs ganz wie Iñigo, durch Bußübungen die Anfechtungen des Teufels, wofür auch er seine schweren und düsteren Stimmungen hielt, zu überwinden und das ewige Heil zu erwerben. Luther, wie Loyola, fand alle Anstrengungen vergeblich, und Beide kamen zuletzt dahin, die einzige Rettung im unbedingten Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes zu suchen.

Die beiden großen kirchlichen Ereignisse des sechszehnten Jahrhunderts, die deutsche Reformation, und die Wiederherstellung der römischen Kirche durch den Jesuitenorden, haben, wie man hier erkennt, ihren Aus-

gangspunkt genau in demselben christlichen Gedanken gehabt.

Ein Unterschied in dem Wesen Luthers und Loyolas muß aber gleich hier hervorgehoben werden. Als Luther auf der Reise nach Rom, sich dieser alten Weltstadt nähernd und ihre Thürme zum ersten Mal erblikkend, niederfiel und mit ausgebreiteten Armen rief: sei mir gegrüßt, du heilige Stadt! da versprach er sich für seine dürstende Seele reiche Labung von den frommen Werken, welche er in ihr an allen den geweihten Stätten zu verrichten gedachte. Er fand sich bitter getäuscht. Die heiligen Uebungen, deren Vorstellung ihn entzückt hatte, solange er sie nur im Zauberspiegel der Einbildungskraft betrachtete, ließen ihn kalt, sobald es zur mechanischen Ausführung kam. Als Luther die Stufen der Scala santa, jener Marmortreppe, welche zu den Heiligthümern der Laterankirche gehört und der Sage nach dieselbe ist, die Jesus beschreiten mußte, um zu dem Richterstuhle des Pilatus zu gelangen, als Luther diese Stufen, wie üblich, mit seinen Knieen berührte, um knieend und den Marmor küssend, gleich andern Pilgern, sich hinaufzuschleppen, war es ihm unmöglich, etwas anderes zu fühlen, als den kalten Stein, den seine Kniee und Lippen drückten. „Der Gerechte lebt seines Glaubens," rief es beständig in seiner Seele. Das Knierutschen konnte nichts als ihm seine andächtige Stimmung

rauben. Er war ein Deutscher, und noch dazu ein Norddeutscher, ein Denker, ein Mann, der wohl aller Einbildungen und Entzückungen fähig ist, aber nur heimlich und still im Innern; nur da was sich mit Händen greifen läßt, das lassen wir Nordländer uns nun einmal nicht wegphantasiren — nur da, wo keine handgreifliche Wirklichkeit ihn im Träumen und in der Entzückung störte. Der Geist des Nordländers stellt jedes säuberlich an seinen gesonderten Ort, hier das Natürliche, das Uebernatürliche dort; er glaubt wohl an das Uebernatürliche, aber daß das natürliche Ding das Uebernatürliche selber sei, das vermag er sich nicht einzubilden. Das Sinnliche erscheint ihm immer nur entweder als ein Bild und Zeichen des Uebersinnlichen, oder als eine äußere Hülle, in welcher das Uebersinnliche verborgen liegt, so daß es nur mit den Augen des Geistes oder des Glaubens gesehen und nur geistig ergriffen werden kann. Anders der Südländer. Mit seiner gewaltthätigen, unermüdlichen Phantasie verwandelt er die wirklichen Dinge unmittelbar in die Gegenstände seiner Einbildung; in der Reliquie sieht und hat er leibhaft den Heiligen, dem sie angehörte, in der Hostie das Fleisch und Blut des Herrn, im Bilde des Gottes den lebendigen Gott selbst.

So scharf nun freilich wie er hier ausgesprochen ist, kommt dieser Unterschied in der Wirklichkeit nicht

vor; die eine Weise geht vielmehr unvermerkt in die andere über. Selbst Luther kehrte in späterer Zeit allmählig immer mehr zu der Werthschätzung der äußeren Hülle, worin, seiner Meinung nach, das Unsichtbare eingeschlossen lag, zurück. Loyola dagegen empfand auch seinerseits auf's lebhafteste, wie wenig das sinnlich greifbare Ding und das äußerliche Werk den überschwenglichen Vorstellungen und Genüssen des gotterfüllten Gemüthes entspricht.

Von dem Angenblick an, da ihn die Zuversicht auf Gottes Barmherzigkeit ergriffen hatte, fühlte Iñigo sich stets von einer innigen Freude durchdrungen und gleichsam emporgehoben. Das Jauchzen seiner Seele ließ ihm kaum Nachts die Ruhe, deren sein erschöpfter Leib so sehr bedurfte. Wenn er sich niederlegte, kamen ihm beseligende Gedanken, oder, wie er es nannte, es wurden ihm große Erleuchtungen und Tröstungen zu Theil. Er fühlte aber nur zu sehr, wie unentbehrlich ihm der Schlaf war. Da dachte er denn: ist es nicht wiederum nur Satan, der mir die nöthige Erholung rauben will, um meine Kräfte aufzureiben, und der sich deßhalb in einen Engel des Lichts verkleidet? Es schien ihm in der That so. Denn da er sich den ganzen Tag mit Gott beschäftigte, so war es ihm nicht glaublich, daß Gott seiner auch noch Nachts begehren würde. Sobald er daher sein Lager bestiegen hatte, schlug er

sich alle Gedanken aus dem Sinne, und so gelang es ihm einzuschlafen. Es gelang ihm noch mehr. Während der Zeit seiner Beängstigungen hatte ihm sein Beichtvater unverständiger Weise anempfohlen, alle Erinnerungen die in ihm erwachen würden, aufzuzeichnen. Oft fühlte Iñigo, daß es im Gegentheile besser für ihn sein würde, wenn er gar nicht mehr an das Vergangene dächte, das ihn immer nur von neuem marterte; er wünschte sehnlich, daß sein Gewissensrath ihm im Namen Jesu befehlen möchte, alles von sich zu weisen, was ihm von seinen früheren Zuständen die Einbildungskraft nur allzu geschäftig vorzuführen pflegte. Allein den Mann darum zu bitten getraute er sich nicht; eine solche Bitte würde ihm wie ein Widerstreben gegen Gottes Willen und Geheiß erschienen sein. Jetzt, da er sich der göttlichen Gnade versichert hielt, faßte er den Entschluß, auf alles, was nun hinter ihm lag, nicht wieder in der Beichte zurückzukommen.

Sein ganzes Leben nahm eine veränderte Gestalt an. Er ließ in seinen Kasteiungen nach, schnitt Haar und Nägel wieder ab, enthielt sich nicht mehr der Fleischspeisen. Sein siebenstündiges Gebet gab er nicht auf, aber die übrige Zeit des Tages füllte er jetzt nur mit Lesen oder mit Nachdenken über das Gelesene, mit Betrachtungen über die göttlichen Geheimnisse, und zum Theil mit jener Art Seelsorge aus, welche in damali-

ger Zeit sehr gebräuchlich war und welche darin bestand, das Gemüth des Heilsbedürftigen von der Liebe zu allem Irdischen abzulenken und mit himmlischen Bildern zu entzücken.

Dieser geistliche Umgang gab ihm Gelegenheit, die Entzückungen, welche er selbst fortwährend empfand, gleichsam auszuströmen, und so seine von der Fülle himmlischer Erscheinungen bedrängte Brust zu erleichtern. Denn häufige Gesichte wurden ihm noch immer zu Theil, bald wenn er im Gebete lag, bald wenn er unter freiem Himmel in Betrachtungen verloren umherirrte, oder wenn er in einer nahegelegenen einsamen und dunkeln Felsgrotte seligen Träumen nachhing. Das Lichtgespenst, das ehemals ihn Anfangs erfreut und nachher beunruhigt hatte, kehrte wieder; es war wieder nur ein unbestimmter, gestaltloser Schein, den er sich aber jetzt nicht mehr als Gebild des bösen Feindes, sondern den neuen mystischen Gedanken, die ihn beschäftigten, entsprechend deutete. Einmal, als er auf der Treppe der Dominikanerkirche stand und sein gewöhnliches Gebet an die Jungfrau verrichtete, däuchte es ihm, als erblickte er das Mysterium der Dreieinigkeit, welches er innerlich mit den Augen seines Geistes anzuschauen suchte, plötzlich wie in sichtbarer Gestalt, wie etwa drei Schlägel einer Zitter oder wie Tasten eines musikalischen Instrumentes, deutlich, obwohl in der That unbeschreiblich

seinen leiblichen Augen vorgebildet, und dieses Gesicht überströmte sein Herz mit einer solchen Flut von köstlichen Gefühlen und von himmlischen Tröstungen, daß er sich vor Seufzen und Schluchzen nicht zu lassen wußte, daß er auch nachher während des öffentlichen Gottesdienstes den Lauf seiner Thränen nicht zu hemmen vermochte, und daß er später bei Tische und den ganzen Tag von nichts anderem sprach, als von dem seligen Geheimniß der Dreieinigkeit, wobei er sich in einer solchen Fülle von herrlichen Bildern und Gleichnissen ergoß, daß alle Hörer aufs Höchste davon entzückt wurden. Ein anderes Mal glaubte er die leibliche Gegenwart Christi im Sakramente mit Augen zu schauen. Diese Gesichte, sagte er, verschafften ihm eine so große Gewißheit des Glaubens, daß, wenn auch kein Wort von den göttlichen Geheimnissen schriftlich verzeichnet wäre, und wenn selbst die heilige Schrift (was allerdings unmöglich sei), verloren ginge, er dennoch nach allem, was er in sich erlebt, nicht zweifeln, sondern von den ewigen Geheimnissen wissen und vor aller Welt davon reden und Zeugniß geben würde, bereit, sein Leben zu lassen für seinen Glauben.

Diese Gesichte sind, wie man nicht verkennen kann, nichts weiter, als innere Anschauungen oder plötzliche Ahnungen oft ganzer Massen und Reihen von Gedan-

ken oder Vorstellungen, die sich der Seele auf einmal, noch unvereinzelt und unentwickelt darbieten: ein Zustand, den wohl jeder kennt, wer Gedanken zu bilden gewohnt ist. Solche Augenblicke, in denen sich vor dem Geiste ein neues, unermeßliches Feld zu eröffnen scheint, in denen man unerschöpfliche Schätze von großen und überraschenden Wahrheiten wie mit einem einzigen Blicke zu überschauen vermeint, obwohl man noch nichts Bestimmtes und Einzelnes unterscheidet, versetzen die Seele jederzeit in einen wunderbaren Rausch und Taumel. So war es immer und so ist es noch. Man braucht kein schwärmerischer Mönch zu sein, um diese Erfahrung zu machen, und die Gegenstände der Extase können leicht ganz andere, als religiöse sein. Jean Jacques Rousseau erzählt, als er einst auf dem Wege von Paris nach Vincennes, woselbst er einen eingekerkerten Freund, Diderot, besuchen wollte, im Gehen ein Zeitungsblatt las und darin eine von einer gelehrten Akademie als Preisaufgabe gestellte Frage über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten der Menschen fand, habe er auf einmal eine neue Welt vor sich erblickt, und sei plötzlich ein anderer Mensch geworden. Ich fühlte mich, erzählt er, wie in ein Meer von Licht getaucht, tausend und tausend lebendige Gedanken drangen zugleich und mit einer Gewalt und in einem Gewirre auf mich ein, daß ich nicht wußte wie mir geschah; wie im Rausche

taumelnd, zitternd an allen Gliedern, ohne Athem, unfähig einen Schritt weiter zu gehen, ließ ich mich unter einem Baume nieder und brachte dort eine halbe Stunde in solcher Aufregung hin, daß ich, als ich mich wieder erhob, meine Weste von Thränen durchnäßt fand, obgleich ich nicht bemerkt hatte, daß ich welche vergoß.

Durchaus derselben Art sind die Extasen Loyolas. Eines Tages saß er am Ufer des Llobregat, (des Flusses, an welchem Manresa liegt) und sah träumend in die rinnenden Wellen hinab. Da hatte er plötzlich eine wunderbare Anschauung der höchsten und der tiefsten Dinge, aller Geheimnisse und Wahrheiten zugleich: es war, wie er später selbst erzählte, nicht etwa eine Erscheinung, aber die Augen seines Geistes waren aufgethan, daß er tausend Dinge wahrnahm und erkannte, Mysterien des Glaubens und Weisheitslehren und Gegenstände der menschlichen Wissenschaft, nicht so, daß sich jedes bestimmt und faßlich darstellte, aber alles in entzückender Klarheit. Als die Extase vorüber war, stand er auf, eilte zu einem nahen Kreuz und warf sich vor diesem mit Dank und Thränen nieder. Mitten im Gebete tauchte plötzlich wieder das alte verführerisch schimmernde Bild einer mit Glanzaugen bedeckten Schlange vor ihm auf, das er aber jetzt, da er des Teufels Künste schon so gut kannte, leicht von sich scheuchte. So oft es ihm späterhin wieder erschien, durfte er nur drohend

seinen Stock emporheben, und das Gespenst verschwand. Es ist allerdings ein gutes Mittel gegen Blendwerke der Einbildungskraft, irgend ein Glied des Leibes mit Entschlossenheit zu rühren. So warf bekanntlich auch Luther einmal dem Teufel, dessen leibhafte Erscheinung er zu sehen glaubte, das Tintfaß an den Kopf, wovon man noch die Spur, die fleißig aufgefrischt wird, auf der Wartburg sehen kann.

Die geistlichen Uebungen.

Die Zeit, welche Iñigo in Manresa verbrachte, pflegte er in späteren Jahren seine Vorkirche*) zu nennen; dort, sagte er oft noch als Greis, habe ihn Gott den ersten geistlichen Unterricht genießen lassen, und alles, was Gott fernerhin täglich an ihm gethan, sei nur eine Ausfüllung jener ersten Umrisse gewesen, die er ihm damals in seine Seele gegraben habe.

Niemand wird diese Aeußerungen über die allmählige Entwicklung und Ausbildung eines inneren heiligen Lebens und sodann die ganze Geschichte, sowohl des Je-

---

*) Eigentlich: seine „ursprüngliche Kirche", primitiva ecclesia (sagt Ribadeneira), was mir aber im Deutschen die Sache nicht recht anschaulich auszudrücken scheint. Ich bilde „Vorkirche" nach dem Muster des Wortes „Vorschule".

suitismus, als der ihm gegenüberstehenden deutschen Reformazion, in ihrer wahren Bedeutung aufzufassen vermögen, wer sich nicht die Mühe geben will, die jetzt herrschenden Vorstellungen vom Himmel sich auf einige Augenblicke ganz aus dem Sinne zu schlagen und sich mit Lebhaftigkeit in die Denkungsart des sechszehnten Jahrhunderts zu versetzen.

Den damaligen Christen galt es für eine ausgemachte Thatsache, daß die Erde eine durch den Sündenfall Adams durchaus verdorbene Schöpfung Gottes sei. Zwar waren einzelne denkende Männer, welche ihren Fleiß auf die Ergründung der Naturkräfte wandten, schon längst von Liebe zu den Gegenständen ihrer eifrigen Beschäftigung entzündet und dadurch der christlichen Art die Welt zu betrachten entfremdet worden, und das Studium der alten römischen und griechischen Schriftsteller, die im fünfzehnten Jahrhundert allmählig wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen wurden, verhalf einer dem heidnischen Alterthume abgeborgten Denkungsart nach und nach zu so großer Verbreitung, daß man selbst an den Höfen der römischen Päpste, vorzüglich eines Leo X., (der 1513 bis 1522 regierte) nichts lieber hatte, als Unterhaltungen über die Natur der irdischen Dinge und Spöttereien über die christlichen Glaubenslehren, die man pfäffische Erfindungen nannte. Aber diese Ansichten waren theils nur das Eigenthum weniger hervorragenden Gei-

stes und so die ersten Keime einer weit später erst zur Blüte und zur Reife gediehenen Entwicklung des menschlichen Geistes, theils Liebhabereien der verfeinerten und höfisch gebildeten Gesellschaft, denen bald eine strenge, zum Widerstand gegen dieses heidnische Wesen sich ermannende christliche Gesinnung, und in deren Gefolge die dem früheren Hofton entgegengesetzte Mode, sich christlich und fromm zu bezeigen, ein Ende mit Schrecken, im wahren Sinne des Wortes mit Schrecken, nämlich mit Torturen und mit Scheiterhaufen machte. Die allgemein herrschende und noch auf Jahrhunderte siegreiche Ansicht war jene, welche die Welt dem Satan zum Reiche giebt, und diesem Reiche das für jetzt jenseitige, himmlische, aber zukünftig auch diesseits als eine neue Welt zu erscheinen bestimmte Reich Christi entgegensetzt. Himmel und Hölle galten hierbei nicht etwa, wie jetzt, als bildliche Vorstellungen, Christus und der Widersacher nicht etwa als blose Einkleidungen der Begriffe Gut und Böse; vielmehr dachte man sich die beiden Herrscher auf's Entschiedenste als wirkliche Personen, man sah den Teufel umhergehen wie einen brüllenden Löwen und suchen wen er verschlinge, man machte sich leibhaft unverwundbar, indem man den wahren Leichnahm Christi, des Erretters, in das eigene Fleisch und Blut aufnahm, man roch mit Sinnen den schweflichten

Brodem der Hölle, man schmeckte mit allen Nerven die Süßigkeit des Himmels.

Da nun der schroffe Gegensatz von Himmel und Erde in der Vorstellung der Christen so fest stand, ist es ihnen immer sehr schwer geworden, das hartnäckige leibliche Leben, das sich natürlich durch die blose Einbildung eines unsinnlichen Daseins nie so recht nach Wunsch wollte beseitigen lassen, mit dem himmlischen oder geistigen Leben in ein schickliches Verhältniß zu bringen.

Von den frühesten christlichen Zeiten an hatte man dies auf zwei verschiedenen Wegen versucht.

Der eine Weg war, daß man, wie wir in Bezug auf den Ritterstand schon gesehen haben, ganz unbefangen, als könnte das Irdische so auch zugleich das Ueberirdische sein, die weltlichen Geschäfte durch die Vorstellung, die man sich von ihrer Gottgefälligkeit machte, und durch eigene religiöse Weihen in fromme und heilige Werke verwandelte. Den Fluch, der auf allem Irdischen lastete, hielt man für aufgehoben durch den Zauber der Weihe; das ganze Leben suchte man in allen seinen Einzelnheiten zu heiligen. Dies ist der Ursprung der katholischen Sakramente; von denen der berühmte Kirchenlehrer im dreizehnten Jahrhundert, Thomas von Aquino, sagte, es sei bewundernswerth, wie sie

allen möglichen Erscheinungen im Entwicklungsgange des menschlichen Lebens entsprächen, die Taufe der Geburt, die Firmelung dem Wachsthum, das heilige Mahl der Ernährung, die Buße dem Arzneigebrauche, die letzte Oelung dem Genesen, die Weihe dem gesellschaftlichen Leben, und die Ehe der Zweiung zur Erhaltung des Geschlechtes. Aber alle diese Heiligung des Lebens war, wie im Mittelalter Alles, an besondere Stände gebunden; nicht das ganze irdische Leben war durch eine Umwandlung des inneren Menschen geheiligt, sondern nur das Leben in einem der geheiligten Stände.

Der andere Weg, um sich aus dem Widerspruche zwischen Heiligem und Unheiligem zu retten, entstand nun so mit dem ersteren zugleich, indem man beides je nach Personen und Zeiten von einander sonderte. Die Einen waren heilig, nämlich Geistliche, Klosterleute, Einsiedler, und überhaupt Solche die gleichsam von dem christlichen Leben Gewerbe machten, die Anderen waren unheilig, Laien und Weltkinder aller Art; man lebte zu einer Zeit weltlich, lag seinen alltäglichen Geschäften ob, und zu einer anderen Zeit lebte man geistlich, verrichtete Gebete und fromme Uebungen: mancher verbrachte die Zeit seiner Jugend und Kraft in weltlichem Braus und erst sein Alter in christlicher Stille und Entsagung. Die Erde war hier, der Himmel dort; jedes für sich, jedes dem andern schroff entgegengesetzt.

Allmählig aber bildeten sich Sekten oder besondere Gesellschaften und Vereine, welche es als den Beruf des Menschen ansahen, sein ganzes Leben zu heiligen; diese wollten den Unterschied von heiligen und unheiligen Ständen, von heiligen und unheiligen Zeiten nicht mehr gelten lassen; an jeden Menschen ohne Ausnahme stellten sie die Anfoderung, sich durch und durch zu heiligen, der Welt abzusagen und sein ganzes Leben in Beschäftigung mit den himmlischen Dingen oder doch in stetem Hinblick auf den Himmel zuzubringen. Dieser Gedanke, der schon in sehr frühen Zeiten hier und da aufgetaucht war und vereinzelte Massen von Menschen ergriffen hatte, breitete sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert immer gewaltiger aus, und um den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war er zum herrschenden Gedanken der Zeit geworden. Es ist derjenige Gedanke, in welchem das Christenthum zu seiner höchsten Blüte gelangte. Von da an beginnt die Zeit seines Verfalls.

Die beiden Arten, wie man sich vordem das Verhältniß der Erde zum Himmel gedacht hatte, erfuhren nunmehr eine sehr wichtige Umänderung. Die Brust eines jeden Menschen sollte fortan der Schauplatz sein, auf welchem der Streit der beiden Reiche ausgefochten werden mußte. Es standen aber hier wiederum zwei Wege offen.

Entweder, man behielt die strenge Trennung und Entgegensetzung des Himmlischen und Irdischen bei, betrachtete das Leben im Sichtbaren als ein unvermeidliches Uebel, und entschied sich, eine doppelte Person in jedem einzelnen Menschen anzunehmen, in Gedanken zwar, oder, wie man es nennt, im Geiste dem Himmel zu leben, und die Erde — daß ich mit Luthers Worten rede — für Dreck zu achten, auch alles nur zu genießen, als genösse man es nicht, aber den irdischen Dingen doch eben auch durch Genuß ihr Recht widerfahren zu lassen, weil, wie wiederum Luther sagte, „jetzt da durch den Sündenfall die Natur verdorben, beides gleich große Noth ist und Gott beides haben will." Dies ist der Weg, den die deutsche Reformazion einschlug.

Oder man suchte das, was vormals nur in besonderen heiligen Ständen gegolten hatte, nämlich daß alles Irdische durch Heiligung in ein Himmlisches verwandelt werden konnte, jetzt auf jeden Christenmenschen anzuwenden, welchem Stand er immer angehöre, und Mittel zu finden, um das Gemüth eines Jeden durch fromme Zucht in solchen Stand zu setzen, daß alles, was nur irgend mit diesem Gemüth unternommen und gethan wird, himmlisch und heilig sein müsse, sei es an sich selbst auch noch so weltlich. Dies ist der Weg, auf welchen Iñigo von Loyola in Folge seiner Natur

und seiner eigenen inneren Kämpfe und Erfahrungen gerieth.

Darin, daß der Mensch eigends für den Himmel erzogen werden müsse, stimmten die deutschen und schweizerischen Frommen und Reformatoren mit den römischen Reformatoren und Frommen, von denen bald mehr die Rede sein wird, vollkommen überein. Niemand zweifelte, daß der Mensch, um die göttlichen Geheimnisse in seinen Geist aufzunehmen und dadurch selig zu werden, eines ganz besonderen, von der gemeinen weltlichen Vernunft völlig unterschiedenen Sinnes bedürfe. Die Vernunft, sagte man, ist uns von Gott nur zur Beurtheilung der sinnlichen Dinge gegeben; für das Uebersinnliche ist sie ganz stumpf und blind. Luther nannte die Vernunft „des Teufels Hure". „Alle Artikel im Glauben", sagte er, „sind sehr hoch, die kein Mensch ohne des heiligen Geistes Gnade und Eingeben fassen kann .... Ich rede aus Erfahrung .... Nimm welchen Artikel du willst, so wirst du keinen erhalten, wenn du ihn mit der Vernunft anfassest." Aber Luther wollte als Mittel, um den Menschen zur Erkenntniß der himmlischen Dinge und zum gottseligen Leben zu bringen, nur das von Gott in der heiligen Schrift offenbarte Wort und die in der heiligen Schrift gebotenen Sakramente, Taufe und Abendmahl, anerkennen. Und zwar schienen ihm Anfangs auch die Sakramente

nur vermittelst des durch das göttliche Wort erweckten Glaubens etwas ausrichten zu können und ohne „den Hunger und Durst nach dem Sakrament", ohne „das je nicht zweifeln," ohne „den Glauben," wie er in einem Sermon von 1521 lehrt, gar nichts zu wirken und zu vermögen. Die ganze geistliche Erziehung des Menschen bestand, nach dieser Ansicht, in der Belehrung oder Predigt und in einer richtigen Anleitung zum Gebrauche des Sakramentes. Aber Luther überzeugte sich bald im Streit mit Zwingli und mit Karlstadt, daß diese Ansicht dazu führte, den Sakramenten ihre ganze übernatürliche Bedeutung zu rauben und sie zu einem bloßen Erinnerungszeichen oder sinnbildlichen Brauche herabzuwürdigen. In derselben Zeit, in welcher Loyola zu seiner Anschauung der leibhaften Gegenwart Christi in der geweihten Hostie gelangte, bildete Luther seine spätere Ansicht von der wirklichen Gegenwart des göttlichen Leibes und Blutes im Brot und Wein des Abendmahles aus, und im Jahre 1525 lehrte er in einem Sermon „von würdiger Empfahung des heiligen Sakramentes" entschieden, daß auch schon der äußerliche Genuß des Sakramentes an sich selbst, und abgesehen vom Glauben, Denen, die es recht empfangen, nütze sei, und Denen, die es nicht würdig empfangen, zum Verderben gereiche. Die Taufe, lehrte Melanchthon bald darauf, im Jahre 1528, verhelfe durch sich

selbst den Kindern, die doch noch nicht glauben können, zur Seligkeit, und ohne Taufe würde das Kind nicht selig werden. So waren die Lutheraner mit der römischen Kirche in der Hauptsache vollkommen einig, und der einzige Unterschied, welcher übrig blieb, war der, daß die römische Kirche annahm, das Wunder werde von Gott vermittelst der vom Priester ausgeübten Einsegnung bewirkt, während die Lutheraner die Vermittlung der Weihe für unnöthig hielten, indem die ein für alle Mal von Gott ausgesprochene Verheißung hinreiche, um die beständige Gegenwart des wirklichen Leibes und Blutes Christi im Brot und Wein zu bewirken und das kirchliche Wasser der Taufe in einen Born des ewigen Lebens umzuwandeln. Die Nothwendigkeit des himmlischen Mittels zur Beseligung der Menschen war also auch von den Lutheranern anerkannt; aber dabei that die Meinung, daß alles, was zum Heile der Menschheit dient, von Gott ein für alle Mal vollführt und abgethan sei, und daß der Mensch nichts nöthig habe, als im Glauben dieses Heil zu ergreifen, im Volke bald dem christlichen Leben Eintrag. So klagte z. B. ein Nürnberger Bürger, Christoph Führer, im Jahre 1526, die Lutheraner suchten einen süßen, eigennützigen Glauben, vermeinten, wenn man nur glaube, daß Christus für uns genug gethan hätte, so sei das genug, und machten damit das gemeine Volk so gottlos,

daß ihm alle gute Zucht und menschliche Sitten entzogen würden, daß man nichts Gutes im Werke fände, sondern eitel Worte.

Diese Gefahr war auf demjenigen Wege, welchen Loyola einschlug, um die Menschen für den Himmel zu erziehen, vermieden. Er fühlte, daß der rechtfertigende Glaube, den auch er anerkannte, nicht genug sei, um den Willen des Menschen dem weltlichen Genuß abwendig zu machen und unter den Gehorsam gegen Gott zu beugen, sondern daß es dazu einer unablässigen und wohlberechneten Uebung bedürfe. Er wußte aus innerer Erfahrung, wie schwer es ist, dahin zu gelangen, daß der eigene Wille gänzlich gebrochen und der menschliche Stolz, der größte Feind der Alleinherrschaft Gottes im Herzen, vollkommen gedemüthiget werde. Als er in Manresa, von seinen späteren Kasteiungen und aufreibenden inneren Kämpfen auf's Krankenlager niedergestreckt, seinen Tod erwartete, und bei dem Gedanken an sein Hinscheiden eine stolze Zufriedenheit sein Herz beschlich, so daß er sich sagte: du bist der Gerechten Einer! da erschrack er plötzlich vor dieser selbstgenugsamen Stimmung, und bat flehentlich einige Frauen, die gekommen waren, um ihn zu pflegen, sie möchten ihm um Gottes Willen und unablässig die Worte in die Ohren schreien: O Sünder! Gedenke des göttlichen Zornes, den du durch deine Missethaten auf dich gezo-

gen hast! So wußte er denn, daß die Demüthigung des fleischlichen Herzens eine immerwährende Aufmerksamkeit und eine beständige Arbeit am eigenen Innern erfordere.

Deßhalb sann er beständig auf Mittel, um so wie man den Körper übt, die Seele zu üben. Es lag ihm, wie er dies später oft seinen Gefährten erklärt hat, nicht sowohl daran, das Erkenntnißvermögen zu bilden, als vielmehr den Willen zur Gottseligkeit zu entflammen. Seiner Gewohnheit nach zeichnete er alles auf, was er an sich selbst als nützlich oder schädlich zu diesem Zwecke erprobt hatte, so wie er auch alle Erfahrungen, welche er an Denen machte, die seinen Rath und seine Mitwirkung zur Besiegung ihrer inneren Anfechtungen und zur Erlernung dessen, was zu einem himmlischrn Leben gehört, in Anspruch nahmen. So entstand nach und nach das Buch, welches die berühmte Anweisung zu geistlichen Uebungen enthält und von welchem weiterhin mehr die Rede sein wird.

Einer Sage nach hat Loyola dieses ganze Buch, so wie wir es jetzt besitzen, in Manresa verfaßt, und zwar nach wörtlichen Eingebungen, deren ihn die heilige Jungfrau würdigte. Es giebt eine Felsenhöhle bei Manresa, etwa sechshundert Schritte von der Stadt entfernt, in einem Thal, das wegen seiner Lieblichkeit dort in der Gegend „das Paradies" genannt wird;

diese Höhle gleicht den alten Gräbern, die man an vielen Orten der Erde in Felsen gehauen findet, sechszehn Ellen tief, fünf Ellen hoch (nach hinten zu niedriger) und fünf Ellen breit, ist schaurig dunkel, doch auf der einen Seite, gegen Manresa hin, durch einen Spalt im Steine wie durch ein Fensterchen ein wenig erhellt. Diese Grotte die damals wenig bekannt und sehr einsam war, besuchte Iñigo häufig, um sich ungestört seinen Träumen zu überlassen; und in ihr sollen ihm die „geistlichen Exercizien" offenbart und auch gleich dort niedergeschrieben worden sein. Es ist seltsam, daß diese Sage entstehen konnte, da Gonzalo in den „ältesten Akten" ausdrücklich berichtet, von Loyola selbst auf seine Frage erfahren zu haben, daß die Exercizien nicht zugleich und auf einmal abgefaßt, sondern aus einzelnen Bemerkungen entstanden seien, die Loyola in der Hoffnung, irgend einmal Anderen damit zu nützen, gelegentlich aufgezeichnet habe.

Der allgemeine Zweck aller geistlichen Uebungen stand ihm jedenfalls schon in Manresa unzweifelhaft fest. Die Bestimmung des Menschen war in seinen Augen schon damals keine andere, als Gott zu loben und zu verehren und im Dienste Gottes selig zu werden. Dem zu Folge gab er Denen, welche dem himmlischen Ziele nachstreben wollten, Anleitungen zur Bekämpfung ihrer eigennützigen Wünsche, zur Verach-

tung alles Zeitlichen, und zum Streben nach der geistlichen Vollkommenheit durch Selbstprüfung, innere Buße, Beschauung der göttlichen Geheimnisse, Betrachtung und Gebet, wobei er nach Umständen auch äußerliche Bußmittel, Fasten, Geißlung und dergleichen zu Hülfe nehmen ließ.

Wir werden später sehen, wie Loyola diese Uebungen nach und nach in eine methodische Ordnung gebracht und förmlich zu einem Systeme der Erziehung für den Himmel ausgebildet hat.

Geistliche Ritterschaft.

Dies Gebot befehle ich dir, mein Sohn — schreibt Paulus an den Timotheus —, daß du gute Ritterschaft übest, und zwar, daß du den Glauben habest und dabei ein gutes Gewissen, denn Die letzteres verachteten, haben auch in Hinsicht auf den Glauben Schiffbruch gelitten *).

Dieses urchristliche Gebot hatte Iñigo während seines Aufenthaltes in Manresa sich zu deutlichem Bewußtsein gebracht und es seiner Seele tief eingeprägt. Er war in die Laufbahn seiner geistlichen Ritterschaft mit der Absicht eingetreten, schwere Kämpfe zu Ehren seiner himmlischen Herzenskönigin zu bestehen und ruhmwürdige Thaten in ihrem Namen zu verrichten; aber

*) Ich folge hier, wie billig, der von der römischen Kirche anerkannten Bibelübersetzung, dz Vulgata. „Ut milites bonam militiam, habens fidem etc.“

die inneren Erfahrungen, welche er bald zu machen Gelegenheit fand, hatten ihn belehrt, daß die Waffen der christlichen Ritterschaft, wie es im zweiten Brief an die Korinther heißt, „nicht fleischlich" seien, sondern „gottesgewaltig, zu zerstören alle Befestigungen, daß wir alle Anschläge und Schanzen zerstören, welche sich erheben wider die Erkenntniß Gottes, und der Unterwürfigkeit gegen Christus alles eigene Meinen gefangen geben*).

Es hinderte ihn nichts, die Aufgabe des Christen noch immer als einen kriegerischen Beruf anzusehen: war sie doch von den frühesten Zeiten herab so angesehen worden; aber er hatte sich überzeugt, daß der Kampf gegen die Feinde Gottes und des Menschengeschlechtes im eigenen innersten Herzen unternommen und ausgeführt werden mußte. Es war ihm zur Gewißheit worden, worin die Ritterschaft der Gläubigen bestand, nämlich, geschaart unter der Fahne des ewigen Herzogs der Seligkeit, zu Felde zu liegen, aber auf einem verborgenen, unsichtbaren Felde, innerlich im Geiste, und da zu streiten wider den Teufel, die Welt und das Fleisch.

Die Entzückungen, in welche ihn seine neuge-

---

*) Vulg. II. Cor. X. v. 4 ss: „in captivitatem redigentes omnem intellectum in obsequium Christi etc."

wonnenen Anschauungen versetzten, zündeten in seinem Herzen eine solche Liebesinbrunst an, daß es ihn beständig drängte, dieser himmlischen Gefühle Alle die ihm irgend naheten, theilhaft zu machen. Er suchte Niemanden auf, um ihn zu werben für den Streit des himmlischen Heeres wider den Fürsten dieser Welt — sein eigenes inneres Leben machte ihm genug zu schaffen —, aber Denen, die aus freien Stücken zu ihm kamen, um zu lernen, wie sie ihrer geängsteten Seele Frieden erwürben, eilte er freudig mit seinen gewonnenen Erfahrungen zu Hülfe. Er verstand es, mit hinreißender Beredtsamkeit das, wovon er selbst so voll war, die Wunder des göttlichen Erbarmens und die Tücken des Versuchers, die Geheimnisse des Glaubens und die Verderbtheit des Fleisches zu schildern; flößte seinen erschütterten Zuhörern Begierde nach der Erlangung christlicher Tugenden ein, und Abscheu vor den entgegengesetzten Lastern, als Hochmuth, Selbstgenügsamkeit und anderen ähnlichen; gab ihnen, wenn sie es verlangten, Anleitung, die Bestimmung des Menschen, wie er selbst sie aufgefaßt hatte, zu erkennen, und sich im Gebrauche der Mittel, durch welche dieselbe erreicht werden kann, zu üben.

Wie es zu geschehen pflegt, drängten sich vorzüglich die Frauen zu ihm. Unter diesen war eine angesehene und begüterte Wittwe, die in Manresa wohnte

Ines Pascuale, deren Sohn uns sehr ausführliche Nachrichten über Iñigo's Aufenthalt in Manresa und später in Barcelona, wo die Familie Pascuale ebenfalls ein Haus besaß, hinterlassen hat. Die Bekanntschaft dieser Dame war die erste, welche Iñigo in Manresa machte.

Ines, die sehr fromm war, kam eines Abends, in Gesellschaft mehrer Frauen, darunter der Vorsteherin des Hospitals von St. Lucia, einer Wittwe, Namens Jeronima Cavera, und in Begleitung einiger Diener von Montserrat zurück, wohin sie sich meist alle Festtage zu begeben pflegte, um an dem heiligen Orte ihre Andacht zu verrichten. Es war im J. 1522, am Tage der Verkündigung Mariä. Eine kleine Strecke von Manresa, bei einer den h. Aposteln geweihten Kapelle bemerkte sie einen Jüngling in wollenem, grobem Rock, nach Pilgerart gekleidet, nicht groß von Gestalt, mit kahlem Scheitel, hoher, sinnender, gewölbter Stirn, ernsten, aber sanften Zügen, auf denen sich die reinste Herzensgüte abzuspiegeln schien, mit bescheidenen, man sollte sagen züchtigen Mienen, demüthig, fast mädchenhaft niedergeschlagenen Augen, der sichtlich ermüdet und an einem Fuße ein wenig hinkend des Weges zur Stadt ging.

Es war Iñigo, der in der Nacht zuvor seine Waffenwacht in der Marienkapelle von Montserrat abge-

halten hatte und langsam wandernd bis zu diesem Orte gelangt war*).

Er fragte, als sich die Gesellschaft ihm genähert hatte, ob nicht ein Hospiz in der Nähe wäre, darin er Unterkommen für die Nacht finden könnte. Das nächste, antwortete ihm Doña Ines, sei in der Stadt selbst, zu der sie auf dem Wege wären, das Hospital der heil. Lucia; der Fremdling möge nur mit ihnen kommen.

Da er sehr erschöpft war und mit seinem leidenden Fuße nur langsam gehen konnte, wurde ihm ein Esel angeboten, um aufzusitzen. Er war dazu nicht zu vermögen. Die Gesellschaft, für welche diese Art frommer Demuth nichts allzu Befremdendes hatte, richtete sich nun nach ihm, zog Schritt für Schritt weiter, und es wurde spät, ehe man die Stadt erreichte. Dort nahm ihn die Frau Cavera mit sich in das Haus von St. Lucia, dem sie vorstand, und ließ ihm ein Bett

*) In Pascuales Bericht ist nicht ausdrücklich angegeben, daß die Begegnung seiner Mutter mit Loyola am Tage der Verkündigung Statt gefunden habe: es heißt daselbst an einem Sabbathe, was wohl nur Festtag überhaupt bedeuten soll. Es muß aber der Tag gewesen sein, an welchem Inigo zuerst nach Manresa kam, da er sich noch ganz fremd und des Ortes unkundig zeigt.

zurichten. Doña Ines, die ihr eingeschärft hatte, für den armen Pilger gut zu sorgen, schickte ihm noch ihr eigenes Nachtessen, das sie bei sich zu Hause zubereitet fand, in das Hospital. Sie war schon sehr zu seinen Gunsten eingenommen. Je mehr sie ihn später kennen lernte, desto lieber gewann sie ihn; sie hörte nicht auf, sich seiner in allen äußerlichen Dingen nach Frauenart anzunehmen, während sie sich in Bezug auf ihr inneres Leben seiner Pflege überließ. Es bildete sich eine Freundschaft zwischen Beiden, welche dauernd blieb, auch als Iñigo Spanien länst verlassen hatte.

Den Frauen mußte seine Art, den Geist zu üben, ganz besonders zusagen. Wie Alle, denen es mehr um die Aneignung eines heiligen Willens, als um tiefe Einsicht in die göttlichen Dinge zu thun ist, und die man, wegen ihres mystischen Zieles, nämlich einer vollkommnen Vereinigung ihres Willens mit dem Willen Gottes, Mystiker nennt, ging Iñigo bei allen Uebungen, welche er trieb oder anordnete, von dem Grundsatze aus, den er sich schon in Manresa aus eigener innerer Erfahrung festgestellt hatte, daß das Bedürfniß der heilsbegierigen Seele nicht sowohl durch vieles Wissen, (das, wie ja schon Paulus sagte, nur aufbläht) als vielmehr durch ein inneres Fühlen und Schmecken des Göttlichen befriedigt werde. Es ist das ein Zug, der vorzugsweise dem weiblichen Gemüthe eigen zu sein

pflegt, und der sich bei Männern am meisten dann ausbildet, wenn sie sich die Keuschheit zur Tugend machen. Bei der Beschäftigung der Seele mit den sinnlichen Dingen, sagte Iñigo in späteren Jahren einmal zu einem seiner Gefährten, Lainez, fühle er stets, wie wahr es sei, was alle Die, welche über die geistliche Kontemplazion geschrieben haben, lehrten, daß man auf der höchsten Stufe derselben sich nicht sowohl thätig, als vielmehr ganz leidend und hingegeben verhalte, und daß eben hierin die Vollkommenheit des Gemüthslebens bestehe. Dieses Hingeben, diese weiche und süße Innerlichkeit, auf die es bei den von Loyola anempfohlenen geistlichen Uebungen hinausläuft, war das, was weiblichen Seelen dieselben so theuer machte, was z. B., unter anderen heiligen Frauen, eine jüngere Fromme, die Schwester Maria Magdalena de Pazzi — sie ward erst 1566 in Florenz geboren —, eine in der That sehr merkwürdige, tiefsinnige Frau, die eine Menge geistlicher Schriften hinterlassen hat, so hinriß, daß sie in einer Vision den Himmel geöffnet sah und wie Gott der Vater sich des heiligen Johannes und des heiligen Ignatius Loyola auf gleiche Weise freute; denn dieser beiden Heiligen Geist, sagte sie, sei ganz der nämliche, ganz nur Lieben und zur Liebe leiten. Der beseligende Geist, setzte sie hinzu, der heut zu Tage — nämlich gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts — auf Erden

herrscht, ist der des Ignatius; weil dessen Söhne in der Hinleitung der Seelen zu Gott nichts sich so angelegen sein lassen, als die Erkenntniß in Allen zu erwekken, wie angenehm in Gottes Augen und wie wichtig es sei, innerliche Werke zu thun und innerlich mit Gott zu verkehren.

Außer Ines Pascuale gehörte zu den eifrigsten Verehrerinnen Iñigo's in Manresa eine andere vornehme Dame, Juana Serra. Als der Pilger beim Beginne des Winters abermals schwer daniederlag, waren diese beiden und andere Frauen des Ortes beständig um sein Krankenbett. Solcher Liebeseifer und sodann der geistliche Umgang, der nach Iñigo's Genesung natürlich noch inniger ward, verursachte, wie man denken kann, viel böse Nachrede. Die geistlichen Uebungen erregten hier Gespött, dort Zorn, und Ines Pascuale ward vor allen Anderen als die Urheberin des ganzen Aergernisses sehr scheel angesehen und kam dergestalt in das Geschrei der Leute, daß sie nöthig fand, ihren Bruder Antonio Pujol, von Tarragona herbeizurufen, den sie auch bat, den Iñigo, der nun nach seiner Genesung ernstlich an die Pilgerfahrt zum heiligen Grabe dachte, bis nach Barcelona zu begleiten.

Obwohl sich Iñigo nach so vielen inneren Kämpfen und Erfahrungen nicht mehr in demselben Sinne wie Jahres zuvor als fahrenden Ritter der gelobten Jungfrau

betrachten konnte, hatte er doch keinen Grund, von dem Gedanken seiner Pilgerschaft nach Jerusalem abzustehen; im Gegentheil, er durfte noch immer den Besuch des heiligen Grabes als einen Theil seiner geistlichen Ritterschaft ansehen.

Es ist dem Menschen selbst dann, wenn er ganz nur im Geiste leben will, unmöglich, sich mit seinen Anschauungen, Gedanken und Gefühlen zu begnügen, und nicht in äußerlichen Handlungen sowohl einen Anreiz für die Thätigkeit seiner Seele, als eine sinnliche Darstellung dessen, was ihn innerlich bewegt, zu suchen. Wenn ihn nun nichts bewegt, als was sich auf den Himmel und auf himmlische Dinge bezieht, wie soll er die Befriedigung, deren er begehrt, in Gegenständen außer ihm sein inneres Trachten abgespiegelt zu sehen, anders als an solchen Stätten und in solchen Verrichtungen finden, welche mit der Erscheinung des Ueberirdischen auf Erden im Zusammenhange stehen? Die deutschen und schweizerischen Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts haben die Wallfahrten bekämpft. Es spreche für dieselben, heißt es z. B. in den Schmalkaldischen Artikeln, das Wort Gottes nicht; sie seien nirgend von Gott geboten. Dieser Grund gegen das Wallfahren ruht auf der schon oben erwähnten Ansicht daß nur die heilige Schrift das Maß alles Thuns und Lassens sein dürfe, eine Ansicht, die weder streng durch-

geführt werden konnte, noch dem Glauben an die Allgegenwart des lebendigen Gottes vollkommen entspricht. Da nun Wallfahrten, heißt es weiter in den Schmalkaldischen Artikeln, nicht anbefohlen, dagegen aber von vielen schädlichen Wirkungen begleitet seien, da ihretwegen nothwendige und gebotene Pflichten verabsäumt würden, als der heimische Beruf, die Sorge für Weib und Kind u. dgl., so seien sie entschieden zu verwerfen. Indessen, was ist des Menschen Beruf, nach wahrhaft christlicher Vorstellung, als für den Himmel zu leben? Gesteht doch Luther selbst: Wo man Ehe und Jungfrauschaft gegen einander halte, sei freilich die Keuschheit eine edlere Gabe. Und Melanchthon sagt: der Mensch, Mann wie Weib, sei geschaffen, geistig zu sein; es sei daher nicht zu begreifen, warum Gott die Nothdurft des Fleisches eingesetzt habe, man müsse aber eben nicht über Alles grübeln, sondern sich dem Willen Gottes in Demuth unterwerfen. Ist nun also, auch selbst nach der Meinung der Protestanten jener Zeit, irdisches Sorgen und Thun nur um der Nothdurft willen zu leiden, so wird doch immer Der die bessere Ritterschaft im Dienste des himmlischen Herrn üben, dem es gegeben ist, sich solcher Nothdurft zu entschlagen und sein Tichten und Trachten auf den Himmel allein zu richten. Sollte einem Solchen nicht sein Herz brennen vor Verlangen, die gesegneten Orte mit Augen

zu schauen, wo Gott selbst im Fleische gewandelt, wo der Heiland der Welt gelitten hat, gestorben und von den Todten auferstanden ist?

Nicht nur versprach sich Iñigo von dem Besuche dieser heiligen Stätten große Stärkung seines Glaubens und Vermehrung seiner Liebesbrunst, es schwebte ihm von fern auch der Gedanke vor, im Dienste Jesu zu einem Menschenfischer zu werden und wohl gar, wenn es Gottes Wille wäre, aus der Mitte der Ungläubigen neue Streiter der Fahne des dort unschuldig erwürgten Lammes zuzuführen.

In Barcelona gedachte er sich einzuschiffen. Die Begleitung bis dorthin, die ihm seine Freundin Ines aufzunöthigen suchte, zu welcher Don Antonio Pujol auch willig und erbötig war, nahm er nicht an. Er hätte geglaubt, des unbegrenzten Vertrauens auf Gott allein, dessen er sich fähig fühlte, zu fehlen. Gott, sagte er, soll meine einzige Zuflucht sein. Wenn ich einen Gefährten bei mir hätte, setzte er hinzu, würde ich dann nicht in vielen Fällenu nwillkürlich mich auf ihn, statt auf meinen Hort verlassen? würde nicht auch ich ihm beispringen, wenn er in Noth wäre? würde ich nicht so mein Herz theilen und dem Menschen geben, was Gottes ist? So mächtig war in Iñigo bereits die wahre christliche Gesinnung, jene, die sich dessen klar bewußt ist, daß man nicht zweien Herren dienen

kann; jene, die den Ausspruch festhält, welchen man im Evangelio des Matthäus liest, daß Christus gekommen sei, den Menschen zu erregen wider seinen Vater und die Tochter wider ihre Mutter, und daß des Herrn nicht werth sei, wer Vater oder Mutter mehr denn ihn liebt; jene, die wie in demselben Evangelio die Jünger Christi, bekennen kann: siehe, ich habe Alles verlassen und bin dir nachgefolgt.

Allein und zu Fuße brach Iñigo von Manresa auf. Auch das Reisegeld, das man ihm mitgeben wollte, weigerte er sich, anzunehmen. Er wollte jedes Stückchen Brot der besonderen Güte und Fürsorge Gottes, der die Vögel unter dem Himmel nährt, der die Lilien auf dem Felde kleidet, und der die Herzen der Menschen zum Wohlthun lenkt, verdanken. Wie Christus den Jüngern, die er aussandte zu den verlorenen Schaafen aus dem Hause Israel, geboten hatte: Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in eueren Gürteln haben. Und wie es im Evangelio heißt: Ihr sollt nicht sorgen für den andern Tag; ihr sollt nicht sorgen und sagen: was werden wir essen und trinken, womit uns kleiden? Denn nach solchem allen trachten nur die Heiden.

Iñigo kam glücklich in Barcelona an, und blieb daselbst zwanzig Tage. Er wohnte wieder im Hospital, und wenn ihn hungerte, ging er in die Häuser der

Stadt und bat um Brot. Eines Tages sprach er eine Dame an, Doña Zepilla Rocaberti. Diese hatte sich über einen ungerathenen Sohn zu betrüben, der in die weite Welt gelaufen und ins äußerste Elend gerathen war. Der Anblick dieses Fremden in so armseligem Aufzug riß ihre Wunden wieder auf und that ihr wehe. Sie ließ ihn zornig an und überhäufte ihn mit Scheltworten, daß er, noch so jung und rüstig von Ansehen, nichts besseres zu thun wisse, als mit Müssiggang und Betteln sein Brot zu gewinnen. Iñigo hörte sie demüthig an. Sie thäte ihm nur sein Recht, sagte er als sie geendet hatte, sie könne nichts so schlimmes von ihm sagen, daß er nicht vor Gott durch seine Sünden mehr verdient hätte. Diese Aeußerung, die Sprache, die Geberde des Pilgers entwaffneten sie, machten ihr Lust, mehr von ihm zu erfahren. Bald hatte er sie ganz zu seinen Gunsten eingenommen. Sie ward später eine seiner wärmsten Anhängerinnen.

Er ging täglich in die Kathedrale, um der heiligen Messe beizuwohnen, und setzte sich gewöhnlich auf die Stufen des Altars. So sah ihn eines Tages während der heiligen Handlung eine vornehme Frau, sie hieß Dona Isabel Roser, auf den Stufen mitten unter allen Kindern sitzen. Während er da saß, däuchte es ihr — wie sie selbst später einmal in Rom dem Ribadeneira erzählt hat —, als sähe sie das kahle Haupt des selt-

samen Mannes von einem Schein, von einer Glorie umstrahlt. Sie konnte sich das Bild nicht wieder aus dem Sinne bringen. Als sie nach Hause kam, bat sie sogleich ihren Gemahl, einen alten Edelmann, der blind und ebenfalls sehr fromm war, sich nach dem Pilger erkundigen zu lassen. Iñigo wurde aufgesucht und zu Tische geladen. Nach dem Essen sprach er, wie es seine Gewohnheit war, mit Begeisterung von Gott, von christlichen Tugenden, vom seligen Leben. Seine Worte machten den tiefsten Eindruck auf alle Anwesenden, vorzüglich auf die Herrin vom Hause. Wieder eine Gönnerin mehr, die sich Iñigo gewonnen hatte.

Wie in Manresa, suchte er auch in Barcelona alle Personen auf, die im Rufe eines geistlichen Wandels standen; ihretwegen ging er oft weit außerhalb der Stadt in die entlegensten Siedeleien. Aber er spürte bald, daß ihn der Umgang dieser Heiligen von Profession innerlich wenig förderte. Nur einmal machte eine Frau, die ihm in die Geheimnisse des geistlichen Lebens sehr tief eingedrungen schien, besonderen Eindruck auf sein Gemüth durch ein Wort, das sie fallen ließ, nämlich, sie bitte Gott, daß ihm, dem Pilger, Jesus Christus noch dereinst erscheinen möge. Aeußerungen dieser Art, die uns in den Geschichten der christlichen Mystiker nicht selten begegnen, sind nicht etwa auf ein

sinnliches Schauen zu beziehen, sondern auf die innere christliche Wiedergeburt. Und wirklich fehlte damals noch viel, daß Iñigo jene schon erwähnte Stufe des geistlichen Lebens erstiegen gehabt hätte, auf welcher man, der mystischen Ansicht nach, in den Stand der christlichen Vollkommenheit eintritt: er gehörte noch zu denen, von welchen einst der berühmte Prediger im vierzehnten Jahrhundert, Doctor Johannes Tauler, sagte: sie seien noch gar klein und krank, weil voll ihres eigenen Willens, haben lieb und nehmen Schein für das Wesen, seien gar wenig innerlich und darum zumal sehr betrogen.

Auf dem rechten Wege wenigstens war Iñigo, um zu jener Stufe zu gelangen. Vor nichts fürchtete er sich mehr, als vor Verleugnung der Demuth, die ihm die erste aller christlichen Tugenden schien. Mit der peinlichsten Sorgfalt wachte er darüber, sich kein Wort entschlüpfen zu lassen, dem irgend eine Art von Selbstgefälligkeit oder Prahlerei zu Grunde liegen konnte. Er wagte daher auch Niemandem zu sagen, daß er die Absicht habe, nach Jerusalem zu pilgern: er sprach immer nur von dem Orte, der in der That sein nächstes Ziel war, Rom. O weh, sagte die Dame Roser, oder eine andere seiner neuen Bekannten, als sie von Rom hörte; o weh! die nach Rom gehen, pflegen als wunderliche Heilige zurückzukommen.

Die Pilgerfahrt.

Es lagen zwei Schiffe segelfertig im Hafen von Barcelona, ein kleines und leichteres, und ein größeres. Iñigo wollte mit dem Patron des ersteren wegen seiner Aufnahme unterhandeln, aber Dona Isabel bewog ihn, sich für das große zu entscheiden, das, sagte sie, den Bischof, einen Verwandten ihres Hauses, nach Italien zu bringen bestimmt sei. Es war gut, daß Iñigo ihrem Rathe folgte, denn das kleine Schiff hatte kaum den Hafen verlassen, als es auf eine Klippe stieß und zu Grunde ging.

Der Patron des bischöflichen Schiffes wollte Iñigo zwar unentgeltlich mitnehmen, aber nur unter der Bedingung, daß er sich zuvor für seine Person mit hinlänglichem Proviant versähe.

Diese Bedingung brachte Iñigo in große Verlegen=

heit und Gewissensunruhe. Durfte er auch nur einen Schritt breit von seinem Vorsatz abweichen, alle Sorge Gott zu überlassen? Hieß es nicht, kleinmüthig sein, hieß es nicht, das Vertrauen auf die wunderbare Hülfe des himmlischen Vaters verleugnen, ja zu einem Spott und Spiel machen, wenn er, in allen leichten und nicht sehr gefährlichen Fällen standhaft, gerade in einer Lage, wie der Aufenthalt auf einem Schiffe sie bietet, in einer Lage, welche den Menschen mehr als jede andere von aller menschlichen Hülfe abschneidet, nach der Weise gemeiner menschlicher Klugheit vorbeugend sich mit Mitteln die Nothdurft zu befriedigen versah? Aber es geschah ja nicht mit seinem Willen; wurde ihm doch Zwang angethan! Wie, wenn nun eben dieser Zwang von Gott wäre? Wie, wenn Gott, der die Herzen und Nieren prüft, in des Pilgers trotzigem Vertrauen auf wunderbaren Beistand aus der Höhe eine Beimischung von Stolz, von selbstgefälligem Behagen an der eigenen Standhaftigkeit, von Gelüst Gott zu versuchen, erkannt, und nun ihn zu demüthigen beabsichtigt hätte? Konnte es nicht der Satan sein, der ihn verleiten wollte, sich einem ausdrücklichen Geheiße Gottes, welches diesmal durch den Mund jenes Schiffsherrn erging, zu entziehen, der uralte Feind, der ja auch zu dem Heiland selber gesprochen: sprich, daß diese Steine Brot werden? Und war es dann nicht noth-

wendig, mit dem Herrn zu antworten: Satan, hebe dich hinweg von mir?

In solche unlösbare Verwicklungen gerathen Diejenigen, welche ihr Inneres von unsichtbaren Mächten beherrscht und in dem Spiele ihrer Gedanken ebenso viele Aeußerungen und Einwirkungen dieser Mächte zu erfahren glauben. Lächle Niemand über diese Thorheit, wer sich sagen kann: so phantastisch bist du nicht, an Geister glaubst du nicht, du fragst nur dein Gewissen und missest in zweifelhaften Fällen das Annehmenswerthe nach den Regeln der Moral ab! Es ist im Wesentlichen ganz dasselbe, ob man die Mächte, denen man seinen Willen zum Spielball überläßt, Gesetze des sittlichen Geistes und Regungen des bösen Hanges, oder ob man sie Eingebungen Gottes und Einflüsterungen des bösen Feindes heißt. Bei der Abwägung des Für und Wider in allen den Gewissensfällen, die moralische Kollisionen genannt werden, wiederholt sich jedesmal dasselbe Schauspiel, welches uns die Seele Loyolas in ihrer Rathlosigkeit zu Barcelona darstellt. Und der Zweifel, ob man diesem oder jenem innern Antrieb folgen solle, um nicht Gott zu beleidigen oder ihm zu widerstreben, ist gewiß weder geringfügiger noch thörichter als z. B. der, ob in irgend einem Nothfall zu lügen erlaubt sei.

Da Iñigo zu keiner Entscheidung gelangen konnte,

so beschloß er, den Fall seinem Beichtvater vorzutragen und dessen Geheiß, seiner Gewohnheit nach, pünktlich zu befolgen. Der Beichtvater gab ihm den Rath, den einzigen, der vernünftiger Weise möglich war, sich in die Umstände zu schicken, und den Proviant, ohne welchen ihn der Schiffer nicht aufnehmen wollte, herbei zu schaffen. Iñigo wandte sich daher an Doña Isabel, und durch ihren Beistand mit dem Nöthigen versehen, ging er zu Schiffe. Stürme machten die Fahrt gefährlich. Nach fünftägigem hartem Kampfe mit den Elementen lief das Fahrzeug in den Hafen von Gaeta ein. Von Gaeta, welches an der neapolitanischen Küste, nicht weit von der Grenze des Kirchenstaates und ungefähr achtzehn deutsche Meilen von dessen Hauptstadt entfernt liegt, ging er zu Fuße nach Rom.

Die ganze Gegend war in Angst vor einer Seuche, welche sich schon seit dem vorigen Jahre hier und da in Italien gezeigt hattte. Es war schwierig, Nachts ein Unterkommen zu finden, denn die Ortschaften ließen keinen Reisenden ein, der kein Gesundheitszeugniß hatte. Unter Weges schloß sich Iñigo einer kleinen Gesellschaft an, die wie er, zu Fuße wanderte. Sie bestand aus drei Personen, einer Mutter mit ihrer Tochter, die jedoch in Mannskleidern war, und einem jungen Menschen. Gegen Abend erreichten die Reisenden ein Gehöfte, welches an der Straße lag, wahrscheinlich ganz ein solches Casale,

wie man sie noch heutiges Tages häufig auf der römischen Campagna sieht, und fanden bei den Bewohnern desselben, vermuthlich Feldarbeitern der Gegend, willige und sogar sehr freundliche Aufnahme. Es wurde ihnen Wein eingeschenkt und fleißig zugetrunken. Als es Zeit zum Schlafen war, brachten die Wirthe Mutter und Tochter in ein oberes Gemach, die beiden anderen Reisenden in einen Stall. Iñigo, der nie verfehlte, um Mitternacht aufzustehen und zu beten, hörte, als er erwacht war, Lärm und Geschrei im Hause. Er eilte dem Schalle nach, drang die Treppe hinauf und in die Schlafkammer der beiden Frauen. Er fand die Männer des Hauses, rohe Leute, im Begriff, den beiden Frauen Gewalt anzuthun. Mit furchtbarer Stimme schrie er auf die Uebelthäter ein. Sei es, daß in dem Zornfeuer seiner Augen und in der Entschlossenheit seiner Haltung etwas Unwiderstehliches lag, sei es, daß Jene ihr böses Gewissen feige machte, und um so mehr, da sie einem frommen Pilger, einem Streiter Gottes gegenüberstanden, genug, sie entwichen vor dem drohenden Manne. Iñigo brach mit den beiden Frauen — der junge Mensch war bei dem ersten Lärm entflohen — sogleich mitten in der Nacht auf. Ohne weitere Fährlichkeiten erreichten die Wanderer am anderen Tage die heilige Stadt.

Es war Palmsonntag, als Iñigo im Jahre 1523

in Rom ankam. Er blieb über das Osterfest dort und besuchte mit Inbrunst alle heiligen Orte, an denen diese Stadt so reich ist. In einem Briefe an Doña Ines, den die Gesellschaft Jesu von der Familie Pascuale später zum Geschenk erhalten hat und in Rom noch aufbewahrt, schilderte er mit feurigen Worten die Empfindungen, welche die heiligen Denkmäler dieser Wunderstadt in ihm erweckt hatten: jedes Wort dieses Briefes, sagt ein späterer Lebensbeschreiber, der General des Ordens, Muzio Vitelleschi, ist ein Funke jenes heiligen Feuers, das in Loyolas Seele brannte.

Mit dem Segen Hadrians VI., der im Jahre zuvor den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, schied Iñigo am achten Tage nach Ostern in Gesellschaft anderer Pilger von Rom, um nach Jerusalem zu ziehen.

Mit wie gutem Grund es geschah, daß er in Barcelona auch die ihm aufgezwungene Abweichung von seinen frommen Vorsätzen für gefährlich hielt, das hatte er bald Gelegenheit an seinem Innern zu erfahren. In der That wird jede Schwäche, der man einmal nachgiebt, sei man deswegen noch so gut entschuldigt, leicht zu einem ersten Keime böser Gewohnheit. Als in Rom die Freunde, die sich Iñigo dort unter Spaniern gewann, ihm vorstellten, daß und aus welchen Gründen es durchaus unmöglich sei, ohne Reisegeld Jerusalem zu erreichen, schon der Schiffer wegen,

die ihn, wenn er sich nicht beköstigen könnte, niemals mitnehmen würden, fühlte er sich durch die Gewalt ihrer Gründe gefangen, vergaß der wunderbaren Vorsehung Gottes und nahm die kleine Baarschaft an, die sie ihm aufnöthigten.

Es währte aber nicht lange, so ergriff ihn bittere Reue über diesen Kleinmuth, und er war kaum drei Tage von Rom fort, als er sein Geld zu verschenken anfing. Glücklich der Bettler, der ihm begegnete. Als ganzen Rest von den mitgenommenen Goldstücken brachte er ein paar Kupferheller nach Venedig.

Unter Weges mußte er die Nächte meist im Freien zubringen oder in verödeten Hallen, die sich außerhalb der Ortschaften fanden; denn überall hatten die Bürger aus Furcht vor der Pest Wächter aufgestellt, die jeden irgend Verdächtigen abwiesen. Und Ignigos Anblick hatte in der That nichts unter solchen Umständen Empfehlendes. Ein Vorübergehender, der ihn eines Morgens bleich und abgezehrt wie er war, an einer Stadtmauer liegen sah, floh entsetzt, wähnend, er habe eine Pestleiche erblickt.

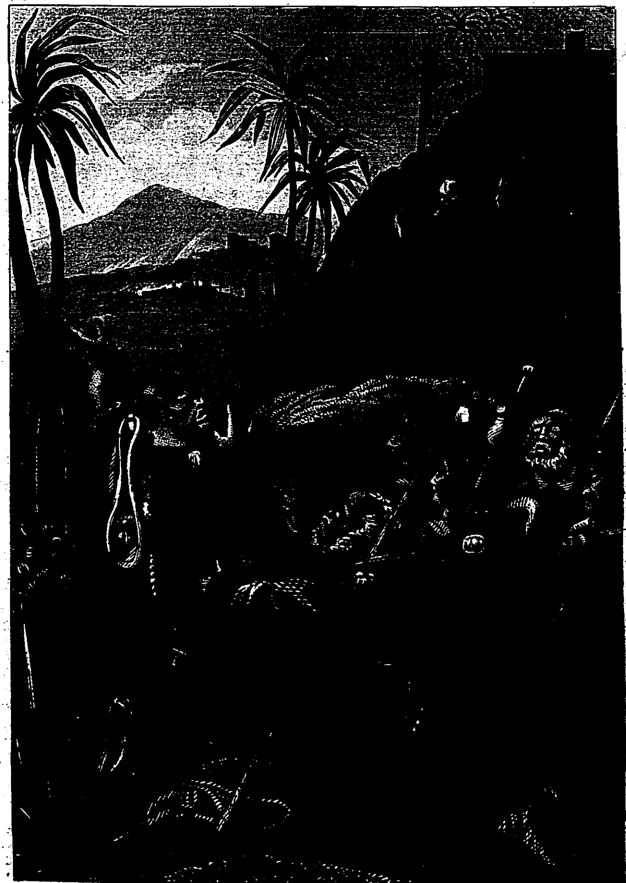
Gefährten, die sich ihm angeschlossen hatten, erfuhren in Chiozza, welches eine der Lagunenstädte, auf Pfählen erbaut, im Meerbusen von Venedig ist, und von wo sie nach der Dogenstadt überfahren wollten, daß man ohne Gesundheitsscheine nicht hineinkäme, und da sie

Gelegenheit wußten, in Padua sich dergleichen zu ver-verschaffen, machten sie sich mit Jñigo dahin auf den Weg. Aber Jñigo konnte den rüstigen Fußgängern nicht folgen, er war zu ausgesogen und erschöpft: traurig hinkte er nach und blieb weit hinter ihnen zurück. So war er nun wieder allein, und fühlte sein Herz schwer und beklommen. Aber plötzlich erschien vor seinen Augen der in Manresa so oft gesehene entzückende Lichtglanz, gestaltlos wie immer, aber es däuchte ihm diesesmal, als sähe er die Erscheinung Christi selber, welche käme, um ihn zu trösten und ihm Muth einzusprechen.

Freudig und von neuer Zuversicht erfüllt, setzte er seinen Weg fort und erreichte Padua, gelangte ohne Schwierigkeit durch das Thor und reiste am andern Tag, ohne einen Gesundheitsschein gelöst zu haben — denn das wäre ja wieder eine Handlung menschlicher Voraussicht gewesen — nach Venedig. Er hatte das Glück, sein Vertrauen auf Gott abermals belohnt zu sehen: er fand ungehinderten Eintritt auch in diese Stadt, Niemand schien seiner zu achten, man fragte nicht nach seinem Passe.

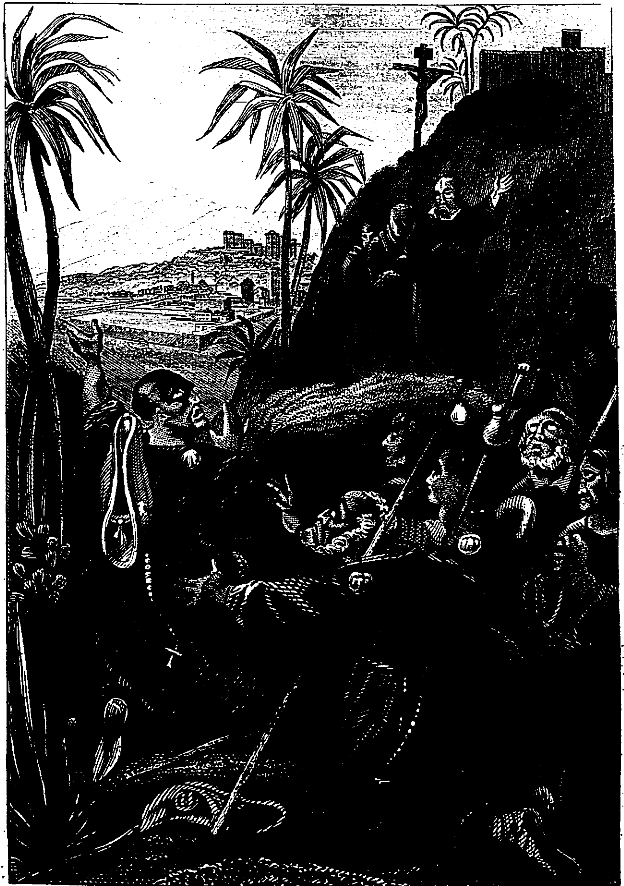
Von dem Reisegelde, das er in Rom angenommen hatte, war nichts mehr übrig: er lebte von Gaben der Mildthätigkeit und schlief Nachts auf den Fliesen des Markusplatzes. Ein begüterter Spanier, der ihn dort fand, nahm ihn mit sich und beherbergte ihn

einige Tage in seinem Palaste, verschaffte ihm auch eine Audienz bei dem Dogen, Andrea Gritti, und dieser sorgte dafür, daß Iñigo auf einer nach Cypern bestimmten Galeere einen Platz erhielt. Als der Tag der Abfahrt herankam, hatte Iñigo das Fieber. Er könne reisen, sagte der Arzt, wenn er sich gewissen Tod holen wolle. Iñigo dachte: wie Gott will, ging zu Schiffe, wurde seekrank, und die heftigen Ausleerungen, welche dieses Uebel mit sich führt, stellten ihn von seinem Fieber her. Der Tag der Abreise war der 14. Juli. Unter Weges nahm Iñigo an dem unzüchtigen Wesen der Mannschaft großen Anstoß und ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, welche jedoch sehr übel aufgenommen wurden. Er möge sich hüten und sein Predigen einstellen, sagten ihm heimlich einige Spanier, die mit auf dem Schiffe waren, denn das Schiffsvolk hätte den Plan gemacht, ihn auf der ersten besten Küste auszusetzen. Wie Gott will! dachte Iñigo. Und siehe, der Wind verhinderte jede Landung, bis man glücklich in den Hafen von Cypern einlief. Iñigo fand bald ein Pilgerschiff, das bereit war, nach Joppe unter Segel zu gehen. Am 31. August war er in Joppe, und machte sich mit den übrigen Pilgern zu Esel nach der heiligen Stadt auf, welche sie am 4. September 1523 erreichten.


Naumburgs Kunstanstalt Lpzg.

Ignaz erblickt Jerusalem.

einige Tage in seinem Palaste, verschaffte ihm auch eine Audienz bei dem Dogen, Andrea Gritti, und dieser sorgte dafür, daß Iñigo auf einer nach Cypern bestimmten Galeere einen Platz erhielt. Als der Tag der Abfahrt herankam, hatte Iñigo das Fieber. Er könne reisen, sagte der Arzt, wenn er sich gewissen Tod holen wolle. Iñigo dachte: wie Gott will, ging zu Schiffe, wurde seekrank, und die heftigen Ausleerungen, welche dieses Uebel mit sich führt, stellten ihn von seinem Fieber her. Der Tag der Abreise war der 14. Juli. Unter Weges nahm Iñigo an dem unzüchtigen Wesen der Mannschaft großen Anstoß und ließ es nicht an Ermahnungen fehlen, welche jedoch sehr übel aufgenommen wurden. Er möge sich hüten und sein Predigen einstellen, sagten ihm heimlich einige Spanier, die mit auf dem Schiffe waren, denn das Schiffsvolk hätte den Plan gemacht, ihn auf der ersten besten Küste auszusetzen. Wie Gott will! dachte Iñigo. Und siehe, der Wind verhinderte jede Landung, bis man glücklich in den Hafen von Cypern einlief. Iñigo fand bald ein Pilgerschiff, das bereit war, nach Joppe unter Segel zu gehen. Am 31. August war er in Joppe, und machte sich mit den übrigen Pilgern zu Esel nach der heiligen Stadt auf, welche sie am 4. September 1523 erreichten.



Naumburg's Kunstanstalt Lpzg

Ignaz erblickt Jerusalem.

Jerusalem.

Als die Pilger sich der Stelle näherten, von welcher man zuerst die heilige Stadt erblickt, stießen sie auf eine Anzahl Mönche, die mit einem Kruzifix voran, zu ihrem Empfange ihnen entgegen gekommen waren. Sie verrichteten, hoher Gefühle voll, ihre Andacht, und wurden dann von ihren Wirthen in das Franziskanerkloster auf dem Berge Zion geführt. Franziskaner nämlich waren schon seit dem Jahre **1304** von allen Mönchsorden die einzigen, welche in Palästina die heiligen Orte hüteten, und **1342** hatte ihnen Papst Clemens VII. auf Verwendung des Königs Robert von Sicilien und seiner Gemahlin Sancia dieses Vorrecht durch eine Bulle bestätigt; heut zu Tage haben sie ein Kloster inne, welches San Salvador heißt und auf dem Kalvarienberge nahe bei der Kirche des heiligen Grabes liegt; aber bevor ihnen die Türken im Jahre **1561** dieses Kloster eingeräumt hatten, saßen sie auf dem Berge Zion.

Iñigo hatte ein Empfehlungsschreiben an den Guardian des Klosters mitgebracht. Er sagte diesem, daß er in Jerusalem zu bleiben wünsche, um durch beständiges Anschauen der heiligen Orte seinen Geist zu erquicken; von dem Gedanken, sich der Seelen anzunehmen, sagte er ihm nichts, denn diesen Gedanken wagte er keinem Menschen zu offenbaren. Der Pater Guardian lobte den frommen Sinn des Pilgers; aber, sagte er, ein längerer Aufenthalt in Jerusalem würde ihm schwerlich gestattet werden können; man habe so schon kaum zu leben im Kloster, und es sei die Rede davon gewesen, sogar einige der Brüder nach Hause zu schikken; indessen möge Iñigo nur warten, bis der Provinzial des Ordens käme, und sein Anliegen Dem vortragen. Der Provinzial, der in Bethlehem gewesen war, traf nach einigen Tagen ein; es war am Tage vor demjenigen, welcher zur Abreise der mit Iñigo eingetroffenen Pilger bestimmt war. Er ließ Iñigo sogleich zu sich rufen und sagte ihm: er habe von seinem frommen Vorsatz, in Jerusalem zu bleiben, gehört, könne aber hierzu seine Einwilligung nicht geben; schon mancher Pilger, den man dort behalten habe, sei elend umgekommen, mancher auch in Gefangenschaft gerathen, und wenn dies letztere Iñigo begegnete, so würde dadurch dem Orden die unerschwingliche Last, ihn auszulösen, aufgebürdet; deshalb möge er mit den anderen

Pilgern heimreisen. Iñigo ergab sich natürlich nicht so leichten Kaufs; er machte Einwendungen, bat, versicherte, er habe seinen Entschluß nicht leichtfertig gefaßt und sei bereit, alles zu leiden, was Gott über ihn verhängen würde; nicht aus Furcht vor Gefahren, sondern nur dann würde er von seinem Vorsatze weichen, wenn er sähe, daß Bleiben Sünde wäre. Und es wäre Sünde, entgegnete der Provinzial, denn ich befehle Euch, abzureisen. Er erbot sich, Iñigo die päpstliche Bulle vorzuzeigen, in welcher ihm ausdrücklich das Recht ertheilt war, Jedermann hinwegzuweisen oder zuzulassen, ganz nach seinem Gutbefinden, und jeden Widerspenstigen zu exkomunizireu. Iñigo lehnte das Anerbieten ab; er traue, sagte er, dem Worte des Pater Provinzial auch ohne schriftlichen Beweis. So schickte er sich denn zur Abreise an.

Aber plötzlich ergriff ihn eine unwiderstehliche Sehnsucht, die heilige Stelle, von welcher, der Sage nach, Christus gen Himmel gefahren war, zum Abschiede noch einmal zu sehen. Er stahl sich hinweg, und ohne Führer, der Gefahr, die ihm drohete, in die Hände der Türken zu fallen, uneingedenk, stieg er den Oelberg hinan, welcher sich, ganz mit Korn, Gras und Bäumen bedeckt, auf der entgegengesetzten Seite der Stadt, jenseit des Baches Kidron, in drei von einander gesonderten Gipfeln erhebt. Auf dem mittleren Gipfel wird

noch jetzt auf einer Steinplatte eine kleine Vertiefung gezeigt, die der Fußspur eines Menschen nicht unähnlich sein soll. Nichts Geringeres, als eine Stapfe, die der Fuß des sich gen Himmel schwingenden Auferstandenen zurückgelassen habe, hat die fromme Einbildung aus dieser Spur im Stein gemacht, ungestört durch das Evangelium des Lucas, demzufolge Jesus zu Bethanien, das am Abhange des Berges liegt, also nicht auf dem mittleren Gipfel, gen Himmel gefahren wäre. Zu der Zeit, da Iñigo diesen heiligen Ort besuchte, waren dort zwei solcher Spuren nebeneinander; die eine aber haben, wie es heißt, die Türken in ihre Moschee gebracht, welche kein Christ betreten darf, wenn er nicht entweder seinen Glauben abschwören oder verbrannt, vielleicht auch gespießt sein will. Diese vermeintlichen Fußtapfen des Heilands waren es, die Iñigo ehe er auf immer von dem wunderbaren Orte schied, noch einmal sehen wollte.

Da er kein Geld hatte, um sich bei den Wächtern den Zugang zu der heiligen Stätte zu erkaufen, suchte er ein Federmesser, welches er im Gürtel bei sich trug, hervor, und gab ihnen das. Kaum konnte er sich losreißen von dem angebeteten Fleck; langsam ging er bergab; er war auf dem Wege nach dem Dorfe Bethanien noch nicht hundert Schritte weit, bis an den Ort gelangt, wo das alte Bethphage, zu deutsch das „Feigenhaus“,

dessen die drei ersten Evangelien erwähnen, gestanden haben soll, als es ihn schon wieder nach dem Gipfel und nach den heiligen Fußspuren zurückzog. Wo der rechte, wo der linke Fuß gestanden, das — meinte er — habe er noch nicht richtig und genau mit dem Gedächtnisse gefaßt. Des guten Grundes, den er so gefunden, wieder umzukehren, froh, eilte er hinauf. Was sollte er den Wächtern diesmal bieten? Er hatte noch eine Scheere bei sich. Die gab er hin.

Inzwischen hatte man ihn im Kloster vermißt. Es wurde ihm Jemand nachgeschickt, der ihn auf dem Oelberge suchte und fand. Schon von fern drohete der Bote, als er Iñigos ansichtig wurde, mit dem Stocke, eilte dann auf ihn zu, packte ihn beim Arme und führte oder vielmehr zerrte ihn so, ohne ihn wieder loszulassen, und unaufhörlich scheltend, in das Kloster zurück. Iñigo ließ sich ziehen, Iñigo hörte nicht, Iñigo wußte nicht was mit ihm vorging; sein Geist schweifte im Himmel, seine Seele war trunken. Beständig war es ihm, als käme Christus sichtlich vor seinen Augen herab aus den ewigen Höhen und gösse Trost über Trost in sein geöffnetes Herz.

Am anderen Tage wurde die Rückreise angetreten. Iñigo erreichte mit den übrigen Pilgern wohlbehalten Cypern, und suchte dort auf einem Schiffe, das nach Italien ging, mit unterzukommen. Seine Freunde verwandten sich

für ihn bei dem Patron eines prächtigen Fahrzeugs, einem reichen Venezianer, und rühmten ihn Dem als einen besonders heiligen Mann, dessen Aufnahme dem Schiffe Glück bringen werde. Ei, sagte der Schiffer, der ein großer Geizhalz und offenbar ein arger Spötter war — er war ja ein reicher Mann, und man weiß schon aus dem Evangelio, wie schwer die Reichen in den Himmel kommen — ei, sagte er, wenn dieser Bettler, der umsonst über's Meer will, ein so großer Heiliger ist, so mag er nur zu Fuße hinübergehen, wie Sankt Jakobus. Das große Schiff lief, als es kaum in See gestochen war, auf eine Untiefe, und seine Mannschaft rettete sich nur mit Mühe, das prachtvolle Fahrzeug aber ging zu Grunde; die „ältesten Akten" sind übrigens so bescheiden, diesen Unfall nicht ausdrücklich als ein Wunder, als eine Strafe Gottes für die Spötterei des Schiffspatrones zu bezeichnen; indessen kann immerhin jeder denken was er will. Iñigo, der auf einem kleinen Schiffe, welches einem armen, aber guten, frommen Manne gehörte, bereitwillige Aufnahme gefunden, gelangte auf demselben, nach langem Kampfe mit den Elementen — den ganzen November und Dezember und noch einen Theil des Januars war man unter Weges — glücklich an die Apulische Küste.

Berufswahl.

Der Winter war hart und unser armer Inigo elend bekleidet. In seinem kurzen Rock, mit bloßen Füßen machte er trotz der strengen Kälte die Reise nach Venedig, wo er im Januar des Jahres 1524 anlangte.

Und nun erst recht war guter Rath theuer. Was war Frost und Hunger, was waren alle äußeren Beschwerden, die er um Christi willen so gern erduldete, gegen die inneren Sorgen und Zweifel, welche seine Seele jetzt belagerten! Schon auf dem Schlosse Loyola, als er den Plan machte, zum heiligen Grab zu pilgern, hatte er sich gefragt: was wirst du nach der Pilgerfahrt beginnen? Er hatte natürlich damals keinen Entschluß fassen können, hatte gedacht: kommt Zeit, kommt Rath. Jetzt war der Augenblick gekommen, da er sich entscheiden mußte. Den Beruf für's Leben frei, in reifen Jahren, durch nichts beschränkt, durch nichts geleitet zu

wählen, einen Augenblick zum Gesetzgeber und Herrn aller folgenden Jahre zu machen, auf einen Wurf das Loos seines ganzen Daseins zu stellen, welche schwere, welche gefahrvolle Wahl!

Schwer und mißlich vielleicht für jeden Anderen. Aber was blieb denn gerade diesem Manne viel zu wählen? Gab es nicht für ihn nur einen einzigen Weg?

Es scheint vielleicht so auf den ersten Blick. Dem Himmel zu leben, mit Verachtung jedes auf das Irdische gerichteten Berufs, das allerdings war die Aufgabe, welche für ihn feststand. Aber nur an sich und an seinen eigenen Stuhl im Himmel zu denken, und immer und ewig weiter nichts zu thun, als zu schaffen mit Furcht und Zittern, daß er allein selig werde, das war ihm jetzt schon nicht mehr möglich.

Es ist wahr, in dem christlichen Gedanken des Seligwerdens und in Gott Ruhens drückt sich der stärkste, rücksichtsloseste Eigennutz in der allerfeinsten, vergeistigtesten Weise aus; streng festgehalten bringt dieser Gedanke die Nöthigung hervor, alles, was nicht das eigene Ich in dessen höchster, reinster Gestalt ist, wegzuwerfen und dem vollkommensten Genuß, den sich die Seele in der Seligkeit erwirbt, zum Opfer darzubringen, Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schweder, Leben, alles was dem Menschen lieb und theuer ist. (Luc. 14, 26.) Aber in diesem Gedanken drückt

sich in der That nichts weiter aus als die unumstößliche Wahrheit, daß jedes Wesen gar nicht anders kann, als alles immer auf sich selbst beziehen. Kein Wesen wird je auf Erden oder im Himmel etwas außer seiner eigenen Befriedigung suchen; selbst wer für Andere sein Alles hingiebt, Gut, Kraft, Leben, wer sich opfert aus Liebe, leistet hierin eben auch nur dem Drange seines Herzens Genüge und befriediget in der That sich selbst. Aber der Mensch mit sich allein, einsam in seinem Geist, ist nicht im Stande, sich selbst, dem ganzen Umfange seines Wesens nach, genug zu thun. Das Bedürfniß, sich der Oede des Alleinseins zu entreißen, drückt sich auch im Christenthum bei jenem Gedanken des vollendetsten Eigennutzes, schon darin aus, daß die Seligkeit nur soll im Schoße eines anderen Wesens, nur in Gott erworben werden können. Aber auch das genügt nicht. Zu unwiderstehlich ist im Menschen das Gefühl, daß es ohne den Mitgenuß gleichartiger, gleichfühlender Wesen keinen Genuß giebt. Und indem dieses Gefühl auch mitten unter dem so eigennützigen Trachten der Menschen nach dem Himmel und nach der Seligkeit, die an sich selbst nichts anderes ist als höchste Abgeschiedenheit, von Anfang an sich regte, zwang es bereits die ersten Christen, den Gedanken, daß nur im gänzlichen Aufgehen in Gott, und also im Alleinsein mit Gott die Seele selig sei, nicht streng festzuhalten

sondern sich Genossen ihrer Seligkeit zu suchen. Und zwar hat das Christenthum, in seiner Wiege schon, auch dieses Verlangen, wie jedes seiner Gefühle und jede seiner Vorstellungen, gleich ins Grenzenlose ausgedehnt. Genossen haben hieß nicht Einzelne, Wenige, dieses oder jenes Volk, nein, alle Völker, alle Menschen zu Genossen machen. So alt als die Anforderung des christlichen Herzens, alles Irdische, auch selbst die süßesten Bande zu hassen und zu zerreißen, um sich mit ganzer Kraft dem Herrn zu eigen zu geben, eben so alt ist die andere Nöthigung, hinzugehen in alle Welt und allen Heiden zu predigen, daß sie allesammt hören, glauben und selig werden. Und so sagt denn der Völkerapostel: „Ich suche nicht was mir, sondern was Vielen frommt, daß sie selig werden" (1 Kor. 10, 33). Sein Herz begehrt, „daß das ganze Israel selig werde" (Röm. 11, 26). Und nicht Israel allein. „Ich bin Jedermann allerlei geworden", sagte er, „auf daß ich allenthalben je Etliche selig mache." (1 Kor. 9, 22.)

Iñigo hatte schon zu sehr geschmeckt, wie süß es dem Herzen ist, Herzen zu gewinnen. Seine natürliche Neigung trieb ihn dazu an, und er glaubte sich noch besonders von Gott dazu berufen. Es war ihm also nicht mehr möglich, sich die Arbeit an seinem eigenen Innern als die einzige Aufgabe seines Lebens zu denken. Er wollte gern, wie Paulus, Allen Alles werden,

um allenthalben Etliche selig zu machen. Und zu diesem Ziele standen ihm allerdings verschiedene Wege offen. Sollte er Laie bleiben? sollte er Geistlicher werden? Sollte er in ein Kloster gehen? sollte er ein ungebundenes Wirken vorziehen?

Der Gedanke, in den Mönchsstand zu treten, mußte ihm noch immer nahe liegen. Er hielt es für verdienstlicher, gebunden durch ein Angelöbniß, als ohne Gelübde gottgefällige Werke zu thun.

Es hatte in der Christenheit, einer alten und allerdings richtigen Erfahrung gemäß, lange die Ansicht gegolten, daß man, um sich ganz dem Himmel zu widmen, oder, wie es auch genannt wurde, den Stand der Vollkommenheit zu ergreifen, sich von jedem Bezuge zu den irdischen Dingen mit Entschiedenheit losreißen und gleichsam die Thür der Welt ein für alle Male hinter sich zuschließen müßte. Diese Ansicht war die Mutter der Klostergelübde. Und da man sich außer ihnen keinen sicheren Weg zu dem erwünschten Ziele denken konnte, so war es Brauch geworden, Klostergelübde und Stand der Vollkommenheit sogar für durchaus eines und dasselbe zu halten. Gegen diese Meinung erhoben sich allmählig immer zahlreichere Stimmen, zumal, da ihr das liederliche Leben der Mönche und Nonnen allzu auffallend widersprach, und um den Anfang des sechszehntrn Jahrhunderts war sie

schon bis in ihren Grund erschüttert. Die deutschen Reformatoren leugneten, daß die christliche Vollkommenheit durch Abschwörung der Weltliebe erreichbar sei, da diese Vollkommenheit nur in der Vollkommenheit des Glaubens bestehe, und verwarfen die Klostergelübde; sie verwarfen sie, nicht, wie wohl heut zu Tage Mancher glauben mag, weil durch dieselben der Freiheit des Menschen zu viel von ihren Rechten entzogen, nein, umgekehrt, weil mit ihnen der Freiheit des Willens zu viel eingeräumt zu sein schien. Der Ansicht dieser Reformatoren nach war die göttliche Gnade Alles in Allem, und die menschliche Freiheit Nichts. Nun, wer gelobt, traut sich den Willen und die Kraft zu, das Gelobte zu erfüllen, und die Erfüllung, weil des Menschen eigene Leistung, würde ein Verdienst sein; aber der Mensch hat, nach der strengen lutherischen Ansicht, keine eigene Kraft und kann auch nicht das Geringste selber verdienen. In diesem Sinne erklärt die Augsburgische Konfession, die Gelübde seien deßhalb verdammlich, weil sich in ihnen ein „Vertrauen auf eigene Werk" äußere, und „die auf eigene Werk vertrauen, Die verstoßen Christum und wollen sein nicht, denn sie wollen nicht auf Ihn vertrauen."

So dachte Loyola nicht. Nach seiner ganzen inneren Entwicklung, wie wir sie bis hierher kennen gelernt haben, konnte er so nicht denken. Von der Meinung,

daß der Mönchsstand der einzige Weg zur christlichen Vollkommenheit sei, war allerdings auch er nicht eingenommen; denn dieser offene, empfängliche Geist hätte sich zum Knechte keines Vorurtheils hergegeben, und war von allen neuen Regungen, welche jene Zeit durchzitterten, schon angeweht und innerlich berührt. Aber mit der Lehre der römischen Kirche übereinstimmend, schlug er die Freiheit des menschlichen Willens nicht, wie die deutschen Reformatoren, für Nichts an. Er glaubte vielmehr, daß der Mensch — freilich, dies gab er zu, nur unter dem Beistande der göttlichen Gnade — sich Verdienste in den Augen Gottes erwerben könne. Und so mußte es ihm denn folgerichtig verdienstlicher scheinen, aus Angelöbniß, also aus Pflicht, gottgefällige Werke zu thun, als aus einem auf jeden einzelnen Fall beschränkten freien Entschlusse.

Wenn er in einen Orden träte, dachte er sich, so würde er einen solchen wählen, in welchem er die meisten Unordnungen eingerissen sähe. Es däuchte ihm ebenso sehr für sein eigenes Seelenheil förderlich, als eine lohnende Aufgabe, die verirrten und ausgearteten Brüder, von denen er ohne Zweifel viel zu leiden haben würde, mit Geduld und Liebesausdauer zu der Strenge ihrer Regel und zu Gott zurückzuführen. So berichten uns ausdrücklich die „ältesten Akten". Kein anderes Leben als ein angestrengtes, arbeitvolles konnte dieser star-

ken Natur Genüge thun. Je größere Schwierigkeiten eine Aufgabe ihm zu lösen bot, desto lockender trat sie ihm entgegen.

Aber eben deßhalb widerstand ihm, ohne daß er es wohl sich selbst recht klar machen konnte, in seinem Innersten der Gedanke, sich in ein Kloster einzusperren. Die Ahnung, daß es an der Zeit sei, die Standesschranken zu übersteigen, und das was bis dahin nur wie ein Lehen und Gnadengut bevorrechteter Klassen gegolten hatte, zum gemeinsamen Erbe aller Menschen zu machen, diese Ahnung, die im Protestantismus in klares Bewußtsein und geflissentliche Absicht verwandelt, zu einer — freilich nur scheinbaren — Aufhebung des Priesterstandes geführt hat, schwebte seiner Seele vor. Ein Menschenfischer zu werden, unter der Fahne des Lammes mit allen gerechten Waffen zu kämpfen, jedem Rufe des Herrn, den er in seinem Herzen vernehmen würde, zu folgen, Allen allerlei zu werden, damit er allenthalben Etliche selig mache: war das möglich, wenn er sich durch eine Ordensregel, durch den im allerbeschränktesten Kreise waltenden und nur dort das Nächste bedenkenden und heischenden Willen eines Ordensoberen binden ließ?

Doch halt! War es nicht sein Hochmuth, der ihm Gedanken dieser Art eingab? Die Mahnung, sich ein freieres Wirken im Dienste seines Herrn vorzubehalten,

von wem ging sie aus, von Gott oder von dem bösen Feinde? Welche Schwierigkeit, die Eingebungen des Himmels von den Einflüsterungen der Hölle zu unterscheiden! Iñigo sann vor allen Dingen auf Mittel, durch deren Anwendung sich zu einer sichern Entscheidung der Geister, d. h. der beiden Gattungen von innerer Stimme gelangen ließe. Die Mittel, welche er wirksam fand, hat er in seiner „Anweisung zu geistlichen Uebungen" anempfohlen. Wir werden sie bei der näheren Betrachtung dieser Uebungen an ihrem Orte kennen lernen. Der innere Kampf, welchen ihm seine eigene Berufswahl verursachte, giebt uns den Schlüssel sowohl zur Lösung der Frage, weßhalb Loyola der Beschäftigung mit der Berufswahl eine so wichtige Stelle in den „geistlichen Uebungen" eingeräumt, als zum Verständniß der Methode, welche er für diese Beschäftigung dort vorgeschrieben hat.

Der Wunsch, sich einen großen und freien Wirkungskreis offen zu halten, trug in ihm den Sieg davon. Aber er sah ein, daß wenn er ungehindert Seelsorge üben wollte, er die kirchliche Berechtigung dazu erwerben, d. h. die Weihen nehmen müßte. Um Priester werden zu können, mußte er das für den Zutritt zu diesem Stande vorgeschriebene Maß von Kenntnissen besitzen. Er mußte die Philosophie und die Theologie studirt haben. Er hatte zwar zu Manresa einmal gleich=

sam die Summe aller Wissenschaften im Spiegel einer Vision erblickt. Aber es war um die wirkliche Kenntniß des Einzelnen zu thun. Wir wissen, daß er kein Wort Latein verstand. Er mußte also damit beginnen, daß er in die Elementarschule ging. Es war im Jahre 1524. Iñigo war drei und dreißig Jahre alt. Eine späte Zeit, um mit den Anfangsgründen anzufangen. Aber was that das einem Iñigo von Loyola? Du mußt — sprach sein Verstand. Ich will — antwortete sein Entschlüß. Das sagt alles.

Mühselige Schulzeit.

In Manresa hatte Iñigo, wie wir schon wissen, Freunde, auf deren Rath und Beistand er sicher zählen konnte. Dorthin beschloß er zu gehen, um den ersten Grund seiner Studien zu legen. Besonders rechnete er darauf, daß ein sehr frommer und gelehrter Cistercienser Mönch, welchen er dort kannte, ihm zur Ausführung seines Vorhabens behülflich sein würde.

Er machte sich auf den Weg, von einem venezianischen Gönner mit Reisegeld versehen. Aber schon in Ferrara, welches nur etwa vierzehn deutsche Meilen von Venedig entfernt ist, ward alles, was er mitgenommen hatte, wie gewöhnlich, an Bettler verstreut. Es war diesmal nicht Schade darum. Auf dem weiteren Wege würde er sein Geld schwerlich lange in der Tasche behalten haben; denn auf's Taschenausleeren verstand sich Niemand besser als die Soldatenbanden jener Zeit, und Iñigo mußte, um nach Genua zu gelangen, zwischen

den Lägern der Franzosen und der Kaiserlichen mitten hindurch.

Der Krieg zwischen Franz I. von Frankreich und dem Kaiser Karl V. war schon im Jahre 1521, bald nach jenem oben erwähnten Einfall Johanns von Albret in das spanische Navarra, indem die beiden Monarchen allerlei Ansprüche auf Länder erhoben, welche sich im Besitze des Gegners befanden, zu offenem Ausbruch gekommen und bald auf den gewöhnlichsten Schauplatz damaliger Reichskriege, nach Italien gespielt worden. Der Papst, Leo X., vereinigte seine Kriegsmacht mit der kaiserlichen, um die Franzosen aus der Lombardei zu treiben, und wirklich wurde der französische Befehlshaber, General Lautrec, den seine schweizerischen Miethstruppen, ungeduldig weil ihnen der Sold ausblieb, zwangen, bei Bicocco wider seinen Willen eine Schlacht anzunehmen, von den Kaiserlichen und Päpstlichen auf's Haupt geschlagen und von Mailand zurückgedrängt. Leo X. starb den 1. Dezember, und Hadrian VI. bestieg den päpstlichen Stuhl. Dieser friedliebende Papst konnte nicht verhindern, daß Lautrec im Frühjahr 1522 die Feindseligkeiten mit einer Blokade Mailands wieder eröffnete. Die Franzosen waren aber in dem diesjährigen Feldzuge nicht weniger unglücklich als in dem vorjährigen: sie wurden gezwungen, aus der Lombardei zu weichen, in welcher sie nur die drei Ka-

stelle von Mailand, Novara und Cremona in ihrer Gewalt behielten. Im April 1523 ging auch noch das Kastell von Mailand über; der Kaiser schloß bald darauf mit der bisher neutralen venezianischen Republik ein sogenanntes ewiges Bündniß, und als Kunde über die Alpen kam, daß Franz I. wieder gewaltige Rüstungen machte, unterzeichnete der Papst, erzürnt über den König, den er als den Störer des Friedens in der Christenheit betrachtete, einen Bundesvertrag mit dem Kaiser, mit dem Könige von England und mit anderen Fürsten und Republiken, zu dem Zwecke, um Italien gemeinsam gegen die Franzosen zu vertheidigen. Franz I. wurde durch eine Verschwörung im eigenen Lande verhindert, sich selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen und übergab dessen Führung einem Günstlinge seiner Mutter, dem Admiral von Frankreich, Guillaume de Gouffier, gewöhnlich mit seinem Zunamen Bonnivet genannt. Obgleich sich das kaiserliche Heer in schlechtem Zustande befand, vermochte Bonnivet, der zu Anfang Septembers die Alpen überstieg, dennoch nichts gegen Mailand auszurichten und zog sich im November an den Fluß Tessino zurück, wo er Winterquartiere nahm. Hadrian VI. war am 14. September gestorben, aber sein Nachfolger Clemens VII. blieb der Liga gegen Frankreich treu. Inzwischen kam der Connetable von Bourbon, durch den Verlust des Erbguts seiner Frau, welches das

Pariser Parlament der Mutter Königs Franz zugesprochen hatte, gegen Frankreich erbittert, und zu der kaiserlichen Partei übergetreten, mit 6000 deutschen Landsknechten, die er angeworben hatte, in die Lombardei, und übernahm, nachdem der kaiserliche Oberfeldhauptmann Prospero della Colonna am 30. Dezember gestorben war, den Befehl über das vereinigte Heer. Die ligistischen und die französischen Truppen standen einander so nahe, daß der Anführer der spanischen Fußvölker, General Pescara, am 2. März mit der Hauptmacht des kaiserlichen Heeres über den Tessino gehen konnte, um zwischen sich und Mailand, welches von den Kaiserlichen unter Giovanni de Medici besetzt war, die diesseits des Flußes meist eng um Abbiategrasso zusammengedrängte französische Macht in die Mitte zu bringen; wodurch Bonnivet genöthigt wurde, sich ebenfalls über den Tessin nach Vigevano und dann noch weiter nach Novara zurückzuziehen, um dort in fester Stellung Verstärkungen abzuwarten, welche von verschiedenen Seiten im Anzuge waren. Ganz kurz vor der Ausführung dieser Truppenbewegungen kam Jñigo, auf seinem Wege nach Genua, in die Gegend von Piacenza, welche einen Theil des Kriegsschauplatzes bildete.

Der erste Soldatentrupp, auf welchen er stieß, bestand aus Spaniern. Sie hielten ihn an, erkannten in ihm einen Landsmann, und gaben ihm den Rath,

die große Straße zu verlassen und sich auf Nebenwegen südwärts zu schlagen, um nicht von feindlichen Banden aufgegriffen und als Spion behandelt zu werden. Iñigo dankte ihnen, aber ihrem Rath zu folgen war er weit entfernt. Heißt es nicht in der Schrift: „Befiehl deine Wege dem Herrn?“ Er hätte so kleingläubig sein und von seiner richtigen Straße aus Furcht vor Menschen abweichen sollen, gleich als wäre er nicht auf jedem Wege in der Hand Gottes? Nimmermehr!

Er geht also gerad' aus, und kommt in eine Stadt, unsere Berichte sagen nicht, in welche, wo er denn alsbald am Thore in das Wachthaus genommen, durchsucht, nackt ausgezogen, und, da man nichts bei ihm findet und durch Fragen nichts von ihm erfahren kann, zu weiterem Verhöre, ohne daß man ihm Zeit ließe, sich wieder völlig zu bekleiden, blos in Hosen und Wamms vor den Kommandanten des Ortes geführt wird. Auf dem Wege zu dessen Hause fällt ihm ein, welche Titulatur er denn wohl dem Kommandanten geben solle. Es ist ein Mann, sagt er sich, dem Macht über dich verliehen ist; du mußt ihn mit schmeichelhaften Worten anreden, mußt ihn durch Höflichkeit zu deinen Gunsten zu gewinnen suchen. Was? Furcht? Hinweg damit! Der Versucher soll nicht diesen Sieg davontragen! Kannst du abzuwenden wünschen was vielleicht dein Gott über dich verhängt hat? Ist denn nicht dein

Heiland selber so gefangen vor den Landpfleger Pilatus geführt worden, um dort Schmach und Mißhandlung auszustehen? Wie? Und du wolltest es besser haben, als Dein Herr und Gott? Durch diesen Gedanken fühlte er sich wunderbar getröstet und gestärkt. Er tritt vor den Kommandanten hin, ohne Verbeugung, ohne nur seine Kappe vom Kopfe zu ziehen; auf die Fragen des Mannes giebt er kurze, abgebrochene Antworten. Was habt ihr mir da ins Haus gebracht? ruft ärgerlich der Kommandant; der Kerl ist verrückt, gebt ihm seine Sachen und werft ihn zur Thür hinaus. Die Soldaten stießen Iñigo mit Püffen und Schlägen, welche er zur Ehre Gottes freudig hinnahm, auf die Straße hinunter. Unten gleich vor der Thüre begegnet ihm zu gutem Glück ein Spanier, der ihn nach seinem Schicksal fragt, ihn mit sich in sein Haus nimmt, ihm einen Rock schenkt, ihn speist und über Nacht beherbergt.

Am andern Tage hatte Iñigo kaum seinen Weg wieder angetreten, als er einem französischen Streiftrupp in die Hände fiel. Neues Glück. Der Hauptmann dieses Truppes ist ein geborener Spanier, ist sogar aus der Gegend von Guipuscoa, ist entzückt, sich mit Iñigo über die Heimath unterhalten zu können, läßt ihm zu essen geben und überhäuft ihn mit Freundlichkeiten.

Bald darauf gelangte Iñigo, ohne daß ihm weiter ein erhebliches Abentheuer zugestoßen wäre, nach

Genua. Er fand in Genua zufällig einen Edelmann aus Biscaja, Namens Roderich Portundo, mit welchem er vom Hofe König Ferdinands her bekannt war. Dieser verschaffte ihm einen Platz auf einem Schiffe, welches nach Spanien unter Segel ging, von einer Galeere des kühnen Andrea Doria, nachmaligen Dogen von Genua, den damals Franz I. eben erst zum Admiral der französischen Flotte ernannt hatte, auf offener See bemerkt und hitzig verfolgt wurde, mit genauer Noth entkam und den Hafen von Barcelona, noch in der Fastenzeit des Jahres **1524**, glücklich erreichte.

In Barcelona theilte Iñigo sein Vorhaben, förmlich zu studiren, zuerst seiner Gönnerin, Isabel Roser, und einem Schullehrer, den er dort kannte, einem gewissen Ardebal mit. Beide waren voll Freude darüber, denn sie hatten die höchste Meinung von Iñigos Fähigkeiten und Beruf, und glaubten, daß ihm nichts fehle, als die Weihen, um ein außerodentliches Werkzeug in der Hand des Herrn zu werden. Ardebal erbot sich sogleich, ihm unentgeldlich den ersten Unterricht im Lateinischen zu geben, und Doña Isabel, für seinen Unterhalt Sorge zu tragen. Iñigo nahm Beider Anerbieten für den Fall an, daß er vielleicht den alten Mönch nicht mehr am Leben fände, dem er sich in Manresa anzuschließen gedacht hatte. Er reiste dorthin, und da er den befreundeten Greis wirklich nicht mehr

fand, kehrte er nach Barcelona zurück, und fing an unter Ardebals Aufsicht die Anfangsgründe der lateinischen Sprache zu erlernen.

Welche Aufgabe für einen Mann in seinem Alter! Und gerade ihm mußte das Auswendiglernen von grammatischen Formen und Regeln doppelt schwer werden, nicht nur, weil er sein Gedächtniß zuvor nie in dieser Weise geübt hatte, sondern vorzüglich deshalb, weil sich ihm, bei seiner tiefsinnigen, beschaulichen Natur, stets eine Fülle von lebhaften Vorstellungen und fruchtbaren Gedanken unwillkürlich aufdrängen mußte.

Je angestrengter er sich zusammenzufassen und seinen Geist bei den lateinischen Vokabeln und Deklinazionen festzuhalten suchte, desto mächtiger lehnte sich seine Einbildungskraft gegen seinen Willen auf, desto reichere und anziehendere Bilder umgaukelten seine Seele und zerstreuten seine Aufmerksamkeit. Was ist das? sagte er zu sich selbst. Wenn ich mich zum Gebete sammle oder der Meßhandlung beiwohne, dann nie erfahre ich so mächtige und so neue Anschauungen, und es kommen nie so neue und entzückende Gefühle über mich, als gerade dann, wann ich lernen will. Wann es Zeit wäre, ihrer zu genießen, entziehen sie sich mir, und wann sie mir am wenigsten frommen, sind sie da! Eine Erfahrung, die jeder verwandte Geist in gleicher Lage ganz ebenso wie Inigo an sich machen würde, die aber seine

gewohnte Vorstellungsart zu nichts anderem machen konnte als zu einem Zeichen, daß ihn abermals der böse Feind zu versuchen und von seinem heilsamen Vorhaben abzuführen trachte.

Kaum hatte er diesen Gedanken ergriffen, so bat er seinen Lehrer Ardebal, mit ihm an einen heiligen Ort zu gehen und ihm dort ein kurzes Gehör zu schenken. Sie begaben sich mit einander in die Kirche „Maria von den Engeln" und setzten sich in dem stillen Tempel nieder. In demüthigem Tone bekannte Iñigo seinem Meister die Erfahrung, welche er an sich gemacht hatte, und knüpfte daran ein feierliches Versprechen, die nächsten zwei Jahre hindurch in Barcelona zu bleiben, wenn er nur Brot und Wasser habe, und ein fleißiger und pünktlicher Schüler zu sein. So erzählen die „ältesten Akten". Ribadeneira und Maffei fügen übereinstimmend hinzu, Iñigo habe sich vor Ardebal nieder auf die Knie geworfen und flehentlich gebeten, daß er ihn mit aller Strenge, ja, wenn es sein müßte, mit Schlägen, zum Lernen anhalten möge. Dieser letztere Zug stimmt zu Loyolas Sinnesart so gut, daß man wohl nicht Ursach hat, die Glaubwürdigkeit der Thatsache zu bezweifeln. Denn nicht nur war es eine Handlung der äußersten Demüthigung, wie er sie liebte, sondern es war auch den Ansichten, die er sich bereits gebildet hatte, und die er sein Lebenlang beibehielt, ge-

mäß, sich in jeder Sache dem erwählten und berufenen Führer vertrauensvoll und ganz in die Hände zu geben, so dem Beichtvater, so dem Ärzte, so dem Vorgesetzten, so dem Lehrer, und das was er von Ardebal forderte entsprach seiner Ueberzeugung, daß man dem inneren Willen mit äußeren Zuchtmitteln trefflich zu Hülfe kommen könne.

Er wohnte in dem Hause, welches seine Freundin aus Manresa, Doña Ines Pascuale in Barcelona besaß, und eine Büchersammlung, welche Don Antonio Pujol dort stehen hatte, kam ihm gut zu Statten. Unter anderm las er des Erasmus von Rotterdam, „Handbüchlein für den Krieger Christi", das ihm zu seiner Uebung im Lateinischen als ein dem Style nach sehr wohl geschriebenes und zugleich doch auch recht christliches und frommes Buch von gelehrten Freunden und auch von seinem Beichtvater empfohlen worden war. Er las es in aller Unbefangenheit, konnte sich aber ebensowenig mit dem Christenthume des Erasmus befreunden als Luther. Des Erasmus Buch erkälte ihn, sagte er, und ersticke jedes andächtige Gefühl in ihm. Auch hat er in späterer Zeit seinen Zöglingen die Werke dieses Verfassers zu lesen verboten. Dagegen entzückte ihn das unter dem Namen des Thomas von Kempten bekannte Buch: „Von der Nachahmung Christi", und er konnte sich nicht satt daran lesen.

Sein heiliges Leben und sein Liebeseifer erwarben ihm einen solchen Ruf, daß alle Welt sich um ihn beeiferte. Die angesehensten Personen der Stadt machten ihm Besuche; die Frauen, wie man denken kann, standen in dieser Hinsicht voran, sie verehrten ihn wie einen Apostel, und die vornehmsten immer am meisten: es werden uns mehrere genannt außer denen die wir schon kennen, eine Doña Stefana de Requesens, eine Doña Isabel de Bojados, Doña Guiomar Gralla u. A. Er hätte das gemächlichste und angenehmste Leben haben können. Aber, da sein Magenleiden allmählig nachgelassen hatte, kehrte er zu seiner früheren strengen und harten Lebensweise zurück. Nur seinen Pilgerkittel mußte er weglassen. Doña Ines, wie uns ihr Sohn erzählt, hatte ihn durch ihr Zureden dahin gebracht, daß er sich, so lange er in Barcelona war, anständig in einem schwarzen Tuchrock nach der Art der Weltgeistlichen kleidete.

Die vielen Besuche erschwerten ihm natürlich sein Studium. Aber er schuf sich in seinem Eifer auch außerdem noch manche Störung und Noth. Einstmals erfuhr er, daß die heiligen Schwestern Dominikanerinnen im Engelskloster draußen vor dem Danielsthore einen sehr unheiligen Umgang mit gewissen reichen jungen Leuten aus der Stadt unterhielten. Flugs er zu ihnen hinaus, und wußte den frommen Schwestern die

Hölle so heiß zu machen, daß sie ihren jungen Freunden das nächste Mal, da diese sich wieder einstellten und wohl aufgenommen zu werden gedachten, die Thüre vor der Nase zuschlossen. Erkundigungen, wer die Nonnen dazu aufgeredet haben möge. Iñigo sei draußen gewesen, hört man. Drohbriefe werden ihm zugestellt. Umsonst. Es ist das für ihn nur ein desto stärkerer Antrieb, ins Kloster zu gehen, damit er die Schwestern in ihrem tugendhaften Entschlusse bestärke und erhalte. Auf dem Rückwege wird ihm aufgelauert; es hagelt Schläge über ihn her. Er bleibt für todt auf dem Platze liegen. Müller kommen des Weges, finden ihn, laden ihn auf einen Esel, den sie mit sich führen, bringen ihn nach dem Thore, und von dort, nachdem sie zurechtgewiesen sind, in seine Wohnung. Er ist über den ganzen Leib mit Wunden bedeckt, er vermag kein Glied zu rühren, drei und fünfzig Tage muß er zu Bette liegen und große Schmerzen ausstehen. Er verklagt seine Peiniger nicht, er betet für sie. Der Anstifter des Ueberfalls, ein Kaufmann, Namens Ribera, hört von Iñigos elendem Zustande, und betrübt sich darüber. Das habe er nicht gewollt, äußert er, seine Leute hätten es zu arg getrieben, er habe nichts beabsichtigt, als dem Iñigo einen tüchtigen Schreck einzujagen. Kaum kann sich Iñigo mit Mühe von der Stelle schleppen, so begiebt er sich wieder zu seinen Pfleglingen ins Engels-

kloster. Eines Tages, als er von dort zur Stadt zurückkehrt, tritt ihm Ribera plötzlich in den Weg, fällt vor ihm auf die Knie, bittet ihn um Verzeihung, und gelobt heilig und fest, von nun an ein anderer Mensch zu werden. Er hielt auch sein Versprechen, erzählt Pascuale.

Als sich Iñigo so weit forgeschritten glaubte, daß er die hohe Schule mit Nutzen besuchen könnte, ging er zu einem ihm bekannten Doktor der Theologie, den er bat, eine strenge Prüfung im Lateinischen mit ihm vorzunehmen; denn er war Willens, bei seinem Studium durchaus mit der größten Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit zu Werke zu gehen. Er bestand gut. Der gelehrte Doktor gab ihm das Zeugniß der Reife. Und so machte er sich denn im Jahre 1526 — auch diesmal allein, obgleich er sich in Barcelona schon ein paar Anhänger gewonnen hatte — zu Fuße nach Alcala de Henares auf, einer altberühmten Universitätsstadt in der Provinz Toledo.

Studien und Verfolgungen.

Einiges Geld mit nach Alcala zu nehmen war Iñigo, wie gewöhnlich, nicht zu vermögen gewesen. In Alcala kannte ihn noch Niemand. Er war also genöthigt, sein Brot von Thür zu Thür zu betteln. Häufig ward er Faullenzer, Tagedieb gescholten, schnöd abgewiesen oder wegen seines seltsamen Aufzugs — denn er trug hier wieder einen groben wollenen Kittel — von den Kindern und dem Pöbel auf der Straße verhöhnt und geneckt. Zu gutem Glücke fand er ein neu errichtetes Hospital vor, das de la Taracana, dessen Vorsteher ihn bald nach seiner Ankunft freundlich aufnahm und ihm eine Zelle einräumte.

Bald flossen die Almosen reichlicher; er erhielt mehr, als er für seine geringen Bedürfnisse nöthig hatte, und verschenkte den Ueberfluß an kranke oder verschämte Arme. Seine Liebeswerke erregten in einigen Fällen die Aufmerksamkeit anderer mildthätigen Perso=

nen; aber kaum merkte er bei einigen seiner Gänge zu Kranken und Armen, daß er beobachtet wurde, so zog er sich zurück. Gott wird schon sorgen, dachte er dann, Gott wird auch ohne dich deinen Pfleglingen zu helfen wissen. Was er that, wollte er ohne Aufsehen und im Stillen thun. Er machte bald eine Bekanntschaft, die des Wohlthuns wegen von außerordentlichem Werthe für ihn war. Er durfte nur fordern, Don Diego de Guia, sein neuer Freund, gab her was er hatte. Eines Tages kam Iñigo und bat um Geld zu irgend einem wohlthätigen Zwecke. Ich habe nichts, sagte Don Diego; aber da! komm her und nimm! Er führte ihn an seinen Schrank und schloß den auf. Iñigo nahm was ihm anstand, Wäsche, Silberzeug, Leuchter, packte Alles schweigend in ein Tuch zusammen und ging damit hinweg. Kein Wort des Dankes. Was lag auch Außerordentliches in dem Benehmen Don Diegos? Don Diego war durch Iñigo für den Dienst des Herrn gewonnen. Hatte Christus nicht gesagt: „verkaufe, was du hast und gieb's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben?" Hatte Christus nicht gesagt: „wenn ihr alles gethan habt, was euch geboten ist, so sprechet: wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren?"

Iñigo hörte, wie es üblich war, die Vorlesungen über Philosophie und Theologie; außer der Logik wurde

altherkömmlicher Weise die Physik vorgetragen, diese nach Albert dem Großen, dem deutschen Dominikaner und berühmten Aristoteliker, der im dreizehnten Jahrhundert gelebt hat, und die Theologie nach dem Magister Sententiarum, d. h. dem Verfasser jenes Werkes über die Meinungen der Kirchenväter, das Jahrhunderte eines unbedingten Ansehens in der theologischen Welt genoß, Petrus Lombardus, welcher 1164 in Paris starb.

Iñigo machte in diesen scholastischen Studien, die ohnehin seinem Geiste keine Befriedigung geben konnten, nicht so rasche Fortschritte, als er wohl gewünscht hätte: das Almosensammeln that seiner Zeit schon beträchtlichen Abbruch, und dazu kam noch seine eifrige Sorge für Nothleidende und Heilsbedürftige. Er gab vielen Personen Anleitung zu geistlichen Uebungen, wartete auch nicht mehr wie sonst, bis man zu ihm käme, sondern suchte selber Diejenigen auf, denen er nützen zu können glaubte. Wo er hörte, daß Jemand einem sittenlosen Wandel ergeben sei, suchte er auf irgend eine Weise Zugang zu gewinnen und dem Aergerniß zu steuern.

Einst erfährt er, daß ein Edelmann von sehr angesehener Familie ein äußerst ausschweifendes Leben führe. Er geht eines Abends in den Palast, den dieser Herr bewohnt, läßt sich melden, wird vorgelassen, beginnt dem Wüstling zuzusprechen, ihn zu ermahnen, zu

bitten, zu beschwören. Dieser ergrimmt, unterbricht den zudringlichen Prediger, droht mit vielen heftigen Worten, ihn durch seine Leute hinauswerfen zu lassen. Iñigo bleibt unerschüttert. Seine Ruhe, sein leuchtender Blick, seine Sicherheit, seine überlegene Haltung verwirren, beschämen, besiegen den Gegner. Der Edelmann wird still, hört ihm immer aufmerksamer zu, fühlt sich ergriffen, durchbohrt, zerknirscht, vergießt Thränen, bittet Iñigo, sich seiner anzunehmen, behält ihn zu Tische, und drängt ihm, als er heimgehen will, ein Geleit von Dienern mit Fackeln auf, denen aber Iñigo mit Hülfe eines nahen Durchgangs glücklich entschlüpft.

Oft sammelte Iñigo die Kleinen auf der Straße um sich und nahm mit ihnen die Kinderlehre vor, oder er predigte auf irgend einem Platze unter großem Zulauf von Erwachsenen über den christlichen Glauben.

Seine Gefährten von Barcelona waren inzwischen ebenfalls nach Alcala gekommen. Maffei nennt ihrer vier, drei Spanier, Calisto, Artiaga, Cazeres und einen Franzosen Namens Jean. Diese jungen Männer gingen mit Iñigo ganz gleich gekleidet, in Röcken von grobem wollenen Zeuge (Sayal), weswegen sie das Volk Ensayalados oder los del Sayal nannte. Diese auffallende Tracht, ihr hartes Leben, ihr Predigen, ihr ganzes Wesen, das den Leuten geheimnißvoll däuchte, gab zu den wunderlichsten Ge-

rüchten Anlaß, erweckte Verdacht, brachte die Aufsichtsbehörden in Bewegung. Man hatte kurz zuvor, 1523, in einigen spanischen Provinzen, besonders in der Hispalensischen und in der Guaditanischen Diözese, d. h. in Sevilla und Granada, eine Sekte aufgespürt, deren Anhänger los Alumbrados, die Illuminaten, genannt wurden. Nun ging die Rede, daß auch Iñigo und seine Freunde Illuminaten seien. Ausdrücklich deshalb kam der Inquisitor von Toledo nach Alcala und ließ die Angeschuldigten vor sich rufen, fand aber nichts Ketzerisches an ihnen und überließ es dem Vikar Figueroa, weiter in der Sache zu thun was ihm gut scheinen würde. Figueroa untersagte darauf den Fünfen die gleichfarbige Kleidung, schrieb ihnen sogar vor, wie sie sich tragen sollten, nämlich Iñigo und Artiaga schwarz, Calisto und Cazeres gelb, und Jean so wie bisher. Vierzehn Tage später verbot er ihnen auch noch das Barfußgehen.

Bald darauf erzählte man sich in der Stadt, eine verheirathete Frau von Stande sei in der Abenddämmerung verschleiert, wie es in Alcala Sitte war und noch ist, in das Hospital de la Taracana, und dort, nachdem sie den Schleier abgelegt, zu Iñigo gegangen u. dgl. m. Es fanden deshalb Nachforschungen Statt, die aber nichts ergaben. Dies war im November. Vier Monate später, im März 1527, als Iñigo schon

nicht mehr im Hospitale wohnte, sondern eine Privatwohnung bezogen hatte, wurde eine abermalige Untersuchung eingeleitet, in deren Folge man ihn in das geistliche Gefängniß abführte. Der Gewahrsam war nicht strenge. Viele angesehene Personen besuchten Iñigo; er gab geistliche Uebungen und trug die christliche Lehre vor. Einflußreiche Gönner erboten sich, seine Befreiung auszuwirken. Er lehnte es ab. Er wollte auch keinen Advokaten zu seinem Vertheidiger annehmen. Am 18. Mai, also nach zweimonatlicher Haft, ließ ihn der Vikar zum ersten Verhöre rufen. Eine Dame aus Alcala war mit ihrer jungen und schönen Tochter plötzlich aus der Stadt verschwunden. Der Gemahl dieser Dame, der nichts geahnt hatte, ließ alle möglichen Erkundigungen einziehen; man erfuhr, daß die beiden Frauen zu Fuß und allein nach Jaen in der Provinz gleiches Namens, welches von dem hoch in Toledo belegenen Alcala mehr als vierzig Meilen entfernt ist, gepilgert wären, um die Veronica, d. h. das wahre Christusbild, welches dort in der Kathedrale aufbewahrt wurde, zu verehren. Der Arzt der Familie, ein gewisser Doktor Giruel, hatte behauptet, es könnte die Beiden Niemand zu einem solchen Schritte verleitet haben als Loyola. Der Vikar fragte nun Iñigo, ob dem so sei. Im Gegentheil, versetzte dieser, die Dame hat gegen mich oft den Wunsch geäußert, mit ihrer Tochter in

Armuth umherzuziehen und Kranke zu pflegen; ich aber sagte ihr immer, daß sie daheim auf andere Art ihre Frömmigkeit besser bewähren könnte, und widerrieth das Pilgern, zumal bei der Jugend und der Schönheit ihrer Tochter. Der Vikar klopfte ihm lachend auf die Schulter. Sehr weise gerathen! sagte er; und doch ist diese Pilgerschaft der einzige Grund deiner Gefangenschaft. Als die beiden Damen zurückkamen, bestätigten sie Iñigo's Aussage, und dieser wurde am zwei und vierzigsten Tage nach seiner Verhaftung wieder in Freiheit gesetzt. Das Urtheil, welches ihm bekannt gemacht wurde, sprach ihn von aller Schuld frei, enthielt aber auch zugleich, daß er und seine Gefährten sich wie alle anderen Studenten kleiden, und daß sie sich alles Lehrens enthalten sollten, bis sie noch vier Jahre Theologie studirt haben würden.

Was die Kleidung betrifft, entgegnete Iñigo, so haben wir willig gehorcht, als man uns nur die Farbe unserer Röcke vorschrieb, aber dem Befehle, es den anderen, vermögenden Studenten in Kleideraufwand gleichzuthun, können wir Bettler beim besten Willen nicht nachkommen.

Da hieß der Vikar den Armenpfleger, Juan Lucena, mit Iñigo in der Stadt umhergehen und Almosen zu anständigen Röcken für die Ensayalados sammeln. Ein vornehmer Mann von Alcala war gerade vor seinem

Hause mit Anderen beim Ballspiel, als Juan und Iñigo der Straße kamen und ihn wegen der Kollekte ansprachen. Er ward sehr böse. So wirfst du dich weg, schrie er den Juan Lucena an, du, ein achtbarer Mann, daß du für einen solchen Schlingel sammelst? Ich will selber brennen, wenn der Kerl nicht den Scheiterhaufen zehnfach verdient hat! Es sollte diesen Abend wegen der Geburt Philipps II. Illuminazion in Alcala sein. Der vornehme Herr hatte vor, ein Feuerwerk zu geben. Er ging am Nachmittage in einen Thurm seines Palastes, wo die Feuerwerkskörper bereitet wurden, und wo viel Schießpulver aufgehäuft lag. Ein Funke fiel in das Pulver. Der Thurm flog mit seinem Besitzer auf. Das Wort am Morgen war prophetisch gewesen. Wieder ein kleiner Beitrag zur Heiligsprechung Loyolas. Bei seinen Lebensbeschreibern kommen noch andere vor, welche ungefähr in dieselbe Zeit fallen; aber es ist nicht der Mühe werth, sie mitzutheilen.

Nichts kränkte Iñigo mehr als das Verbot zu lehren. Er wendete sich daher an den Erzbischof von Toledo, Alfons Fonseca. In der Sache selbst konnte dieser Prälat nichts thun, da Alcala nicht in seiner Diözese lag; aber er gab ihm eine Geldunterstützung, und Empfehlungsschreiben nach Salamanca, wo Iñigo, da ihm Alcala verleidet war, seine Studien fortsetzen

wollte, und wohin seine Gefährten schon vorausgegangen waren.

Als Iñigo auch in Salamanca bald vielen Zulauf von Laien und sogar von Geistlichen, vorzüglich aber von Frauen hatte, wurden die dortigen Dominikaner von San Juan eifersüchtig auf ihn, und lockten ihn in ihr Kloster, um ihn daselbst gefangen zu halten.

Ein Mönch, welcher an der Stelle des abwesenden Priors dem Kloster vorstand, frug ihn über seine Berechtigung zum Lehren aus, und suchte ihn durch Spitzfindigkeiten in die Enge zu treiben. Iñigo bat den Mönch, ihn mit solchen Fragen zu verschonen; nur seinem ordentlichen Richter werde er Rede und Antwort geben. Weshalb sein Gefährte sich so wunderlich trage? fragte nun der Mönch. Calisto nämlich war mit Iñigo in das Johanniskloster gegangen, und er war in der That seltsam genug gekleidet. Er hatte einen kurzen Bauernkittel an, einen ungeheuern Filzhut auf dem Kopfe, hohe Stiefel an den Beinen, und in der Hand einen dicken Knittel; da er von ungewöhnlich großem Wuchse war, so sah er in diesem Aufzuge um so lächerlicher aus. Warum? versetzte Inigo. Aus Nächstenliebe. Calisto hat sein gutes Tuchkleid, das ihm der bischöfliche Vikar in Alcala machen ließ, unter Weges einem armen Geistlichen geschenkt. Nächstenliebe!

brummte der Mönch; Nächstenliebe! Jeder ist sich selbst der Nächste.

Inzwischen nahmen einige Mönche Partei für Iñigo; immer Mehre drängten sich zu der Zelle, welche dem Gefangenen angewiesen worden war; er riß sie durch seine Reden zur Bewunderung hin; es entstand eine förmliche Spaltung im Kloster. Die Sache wurde dem Stellvertreter des Priors bald zu arg: er sah sich genöthigt, zu anderen Mitteln zu greifen, um Iñigo unschädlich zu machen, und reichte eine Anzeige wider ihn bei dem bischöflichen Vikar von Salamanca ein. Der Vikar schickte sogleich Häscher, welche Iñigo und Calisto ins Gefängniß führten. Man warf sie in ein verfallenes, schmutziges Loch im oberen Theil des Gebäudes, beide mit einer Kette bei einem Fuße an einander geschlossen. Sie beteten die ganze Nacht, voll Dank und Freude, daß sie gewürdigt waren, um Christi willen Schmach und Verfolgung zu leiden. Am anderen Tage wurden auch Artiaga und Cazeres eingezogen, aber im unteren Raume des Kerkers zu den übrigen Gefangenen gethan; Jean hatte sich bereits als Noviz in einen Orden aufnehmen lassen und wurde bald darauf eingekleidet. Einige Tage nach der Verhaftung Iñigos brachen die Gefangenen, denen man ihn und die Seinigen beigesellt hatte, aus dem Kerker. Die Ensayalados ließen, wie man denken kann, diese Gelegenheit, zu entkommen,

unbenutzt. Man brachte sie nun in einen anständigeren Gewahrsam und schritt alsbald zum Verhöre.

Das Gerichtsamt bestand aus vier Personen, dem Baccalaureus Frias, der als bischöflicher Vikar den Vorsitz führte, und drei Doktoren der Theologie. Von Iñigos Anweisung zu geistlichen Uebungen hatten die Richter aus seinen Papieren schon Kenntniß genommen. Sie legten ihm Fragen über die Dreieinigkeit, das Meßopfer und andere Glaubenspunkte, so wie auch einige aus dem kanonischen Rechte vor, die Iñigo alle, obgleich er sich Eingangsweise bescheidentlich für sehr unwissend erklärt hatte, zum Erstaunen gut und treffend durchführte. Zum Schlusse forderten sie ihn auf, die zehn Gebote in der Manier zu erklären, wie er es vor dem Volke zu thun pflege. Er begann mit einer solchen Ausführlichkeit, daß die Herren bald sagten, es sei schon genug, und nichts weiter fragten.

Die Richter fanden nichts Ketzerisches an seinen Schriften und Lehren; nur die Erklärung, welche er in seiner Anleitung zu geistlichen Uebungen von dem Unterschiede der läßlichen und der Todsünde gegeben habe, sagten sie, mißfiele ihnen. Er solle daher nur ungehindert fortfahren, das Volk zu belehren, aber über jenen Punkt solle er sich vor der Hand jeder Aeußerung enthalten. So ward er zwei und zwanzig Tage nach seiner Gefangennehmung in Freiheit gesetzt.

Das aber schmerzte Inigo, daß sie ihm gerade über eine so wichtige Sache, als der Unterschied von läßlicher und Todsünde sei, den Mund verschließen wollten, da sie ihm doch keinen Irthum in dieser Materie nachgewiesen hätten; sie verlegten ihm dadurch, meinte er, den Weg, seinem Nächsten um Christi willen frei zu dienen. Er wollte lieber gar keine Seelsorge üben, als das was er that, unvollständig thun; es war ihm unmöglich zu lehren, wenn er sich nicht allen Eingebungen seines Geistes frei überlassen durfte. Aber er sah auch ein, daß die geistlichen Behörden das natürliche, wie das gesetzliche Recht für sich hatten, wenn sie das öffentliche Lehren Keinem erlauben wollten, der nicht nachwies, daß er sich dazu hinlänglich vorbereitet habe. Er beschloß sogleich, dem schönen Salamanca Lebewohl zu sagen und nach Paris zu gehen. Sein Vorsatz war, von nun an den Studien mit allem Ernste obzuliegen: in Salamanca, wo er schon zu viele geistliche Verbindungen hatte, wäre ihm dies nicht möglich gewesen.

Er nahm von seinen Gefährten Abschied. Er wollte sie nicht auf's Ungewisse, sagte er ihnen, in die Welt hinauslocken. Er werde ihnen von Paris aus schreiben; wenn er die Gelegenheit Unterstützung zu gewinnen und zu studiren dort günstig finde, werde er sie rufen: wo nicht, so bliebe er doch mit ihnen im

Geiste verbunden, und sie würden nach beendigten Studien auch den einstweilen unterbrochenen persönlichen Umgang wieder aufnehmen können.

Etwa drei Wochen nach seiner Freilassung machte er sich zu Fuße nach Barcelona auf; ein Esel trug sein kleines Gepäck, das meist nur aus seinen Handschriften und einigen Büchern bestand. In Barcelona fand er bei seinen Freunden die liebevollste Aufnahme. Sie wollten ihn nicht hinweglassen; sie fürchteten Lebensgefahr für ihn, wenn er sich auf den Kriegsschauplatz wagen würde. In der That, die schrecklichsten Sagen liefen um: Franzosen hätten Spanier gespießt, und mehr dergleichen. Er lächelte über ihre Besorgniß; sein Entschluß stand fest. Sie gaben ihm Geld mit auf den Weg, baar und in Wechseln. Er nahm es an; die Erfahrung von Alcala, wie zeitraubend das Almosensammeln sonderlich in der ersten Zeit an fremdem Orte sei, hatte ihn in diesem Punkte klug gemacht.

Uebrigens mit Gott zum Führer, wie immer, brach er allein und zu Fuße von Barcelona auf, und erreichte nach einer nicht weiter merkwürdigen Reise im Jahre 1528 am 12. Februar Paris.

Neue Kämpfe und Mühseligkeiten, äußere und innere Erfahrungen.

Als Iñigo in Paris angekommen war, miethete er in Gemeinschaft mit einem andern Spanier, welchen er dort antraf, eine Wohnung. Er erhob die kleine Summe, auf welche er Anweisungen mitgebracht hatte, und gab, vertrauensvoll wie er war, sein ganzes Geld seinem neuen Stubengenossen in Verwahrung. Der treulose Mensch verthat in kurzer Zeit das Geld, das er nicht ersetzen konnte, und so sah sich Iñigo sogleich in den ersten Tagen völlig entblößt.

Genöthigt, seine Wohnung aufzugeben und wieder von Almosen zu leben, suchte und fand er ein Unterkommen in S. Jacques de l'Hospital, einer Anstalt für Spanier, schon vor grauer Zeit, der Sage nach von Karl dem Großen, gestiftet.

Von dort aus hatte er täglich einen weiten Weg zu machen, bis nach dem Collège Montaigu, wo er dem Unterricht in den Anfangsgründen beiwohnte.

Es war ihm nämlich klar geworden, daß er bis dahin zu vieles neben einander getrieben hatte, um irgend eines gründlich durcharbeiten zu können. Eine Erfahrung, die er sich auch für seine geistlichen Uebungen anmerkte. Man muß, merkte er an, auf jeder Stufe der Uebungen seine Kräfte ganz und ungetheilt den ihr eigenen Gegenständen widmen, und sich nicht durch Hinausblick auf das was später folgt, zerstreuen; man muß mit jedem dieser Gegenstände so verfahren, als ob man an ihm schon alles hätte, was irgend der Bemühung werth ist, und als ob außer ihm nichts Gutes weiter bevorstände. In diesem Grundsatz ist allerdings mehr Weisheit, als in dem entgegengesetzten, dem noch immer manche Erziehungskünstler folgen, indem sie wähnen, den Zögling durch Verheißungen künftiger Herrlichkeiten zu eifrigerem Vorwärtsstreben anreizen zu können.

Iñigo begann also noch einmal von vorn, und besuchte das genannte Gymnasium, um an dem Unterrichte in der lateinischen Sprache, welcher daselbst ertheilt wurde, Theil zu nehmen.

Nie hatte er lebhafter gefühlt als jetzt, da er das Studium so eifrig angriff, wie schwer, ja fast unmöglich es unter drückender Nahrungssorge sei, sich mit den Wissenschaften ernstlich zu beschäftigen. Wie viel Zeit ging nicht mit dem Almosensammeln hin! Wie viel

Zeit raubte ihm nicht täglich der weite Weg vom Hospitale bis ins Innere der Stadt und von dort wieder nach S. Jacques, wo er, der Hausordnung gemäß, spätestens mit dem Abendläuten eintreffen mußte!

Er hätte sich freilich nur an seine Familie wenden dürfen um Geld zu erlangen. Ein Landsmann den er in Paris antraf, ein gewisser Juan Madera, rieth ihm dringend dazu, und da sich Iñigo von dem Gedanken nicht loszureißen vermochte, daß der wahre Nachfolger Christi zu einem Leben in Armuth verpflichtet sei, und dies seinem Landsmann mit vielen Gründen einleuchtend zu machen suchte, wies ihn dieser auf die Ehre seiner Familie hin, welche er durch sein Betteln besudele, und welche er doch als ein von Gott ihm anvertrautes Gut zu bewahren schuldig wäre. Die freiwillige Armuth, entgegnete Iñigo, sei durch Christi Liebe und Beispiel geadelt, und könne daher keinem edeln Geschlechte, und wenn es ein königliches wäre, zur Unehre gereichen. Sein Landsmann schüttelte den Kopf. Du glaubst mir nicht, sagte Iñigo; gut, laß uns die Meinung der Sorbonne hören! Einigen ausgezeichneten Doktoren dieser berühmten Fakultät legte er nun schriftlich die Frage vor: Kann ein Edelmann ohne seine Familie zu entehren, um Christi willen sein Brot betteln? Einstimmig antworteten sie: es liege darin nichts Anstößiges und nichts Unrechtes.

Aber wenn auch nichts Unrechtes, doch ein großes Hinderniß für Iñigos Fortschritt in den Wissenschaften lag darin. Und da er dies, wie gesagt, nur zu gut fühlte, so dachte er in der That auf Mittel, sich seinen Unterhalt irgendwie zu sichern. Er bemühte sich zuerst, Famulus bei irgend einem Professor zu werden; alle Versuche schlugen fehl. Sodann, da ein Mönch, ein Landsmann von ihm, mit dem er über seine Lage sprach, ihm vorschlug, während der Ferien nach Flandern zu reisen, wo es ihm gewiß nicht fehlschlagen würde, so viel Almosen einzusammeln, daß er das ganze übrige Jahr davon leben könnte, führte er diesen Rath aus, und der Erfolg entsprach den Erwartungen des Mönchs vollkommen.

Iñigo besuchte Antwerpen und Brügge; in beiden Städten fand er reichliche Unterstützung und bei verschiedenen namhaften Personen die freundlichste Aufnahme. In Brügge lernte er unter Anderen den Professor Johann Ludwig Vives aus Valencia kennen, einer jener Gelehrten, welche damals neben Erasmus von Rotterdam den schon im vorigen Jahrhundert von Rudolph Agricola, Laurentius Valla und anderen in der Schule des Alterthums gebildeten Männern rüstig unterhaltenen Kampf gegen die nun schon abgelebte scholastische Philosophie fortführten. Vives faßte eine große Meinung von Iñigos Fähigkeiten und soll ihm prophezeiht

haben, daß er einst noch einen frommen Orden stiften werde. Eine andere Bekanntschaft, welche Iñigo in derselben Stadt machte, und welche sich ihm sehr nützlich erwies, war die eines spanischen Kaufmanns Gonzalo Aguillares, der ihn so lieb gewann, daß er später, als Geschäfte ihn nach Paris führten, dort einige Monate mit Iñigo zusammen wohnte.

Sobald Iñigo wieder in Paris angelangt war, miethete er sich in der Nachbarschaft des Collège Montaigu ein, und verwendete jetzt den größeren Theil seiner Zeit auf das Studium. In seiner Gewohnheit, täglich der Messe beizuwohnen und einmal wöchentlich das Abendmahl zu nehmen, änderte er nichts. Auch ließ er nicht ab, sein Inneres zu beobachten und über die Fortschritte oder Rückschritte, welche er auf dem Wege der christlichen Vollkommenheit zu machen glaubte, täglich sich genaue Rechenschaft abzulegen. Jeden Abend rief er sich alles, was er den Tag über empfunden, gedacht, gesprochen, gethan hatte, ins Gedächtniß zurück, prüfte alles an dem Maßstabe seiner heiligen Vorsätze, und verglich das Ergebniß mit dem Ergebnisse des vorigen Tages; am Sonntage zog er die ganze verlebte Woche vor Gericht, und verglich auch sie mit ihrer Vorgängerin, ebenso am Ende des Monats die abgelaufenen Wochen unter einander, und Monat mit Monat.

Zugleich suchte er Allen, mit denen er irgendwie in Berührung kam, zu nützen, theils durch sein Beispiel, theils durch Belehrungen und Ermahnungen; und entweder, indem er ihnen Anleitung gab, mit der Heiligung ihres Herzens die ersten Versuche zu machen, oder indem er sich wenigstens bemühete, manchmal durch die überraschendsten Mittel, sie an der Ausführung sündhafter Absichten zu verhindern. So lauerte er einmal außerhalb der Stadt bei einem Teiche Einen auf, den von seinen wollüstigen Gewohnheiten abzubringen keine Zusprache, keine Vorstellungen bisher gefrachtet hatten, sprang, als er ihn des Weges kommen sah — es war Winter —, bis an den Hals in das kalte Wasser und rief ihm zu: Geh, Unseliger, geh deinen verderblichen Freuden nach! Du bist blind, du siehst nicht, daß du deine Seele auf ewig zu Grunde richtest; aber mich schmerzt dein jammervoller Zustand: — geh, ich will indessen hier büßen, und beten, daß Gott sich deiner erbarme.

Der jungen Leute, mit denen Iñigo näher umging, und die er mit den geistlichen Uebungen vertraut machte, waren vorzüglich dreie, ein Student, Peralta, ein anderer, der schon Baccalaureus der Sorbonne war, Namens Castro, und ein Schüler des Barbara-Collegiums, ein gewisser Amator. Alle diese änderten bald ihre ganze Lebensart, verkauften was sie hatten, um es den Armen zu geben, und zogen in das

Hospital S. Jacques, in welchem Iñigo vor seiner flandrischen Reise gewohnt hatte. Kaum war dies ruchbar geworden, so zog ein Trupp Studenten von der spanischen Nazion, mit Waffen und vielem Geräusch hinaus vor das Hospital, um Peralta und Castro zurückzuholen. Auch in den Collèges machte die Sache großes Aufsehen. Iñigo bethöre die jungen Leute, hieß es, daß sie beten und fasten, statt sich mit ihren Altersgenossen lustig zu machen, daß sie sogar Schulstunden versäumen, um das Fest ihres Schutzheiligen zu feiern oder beichten zu gehen. Iñigo habe den Peralta verrückt gemacht, sagte der magister noster (d. h. Doktor der Theologie), Jago de Govea, auch Jacob Goveanus genannt, ein gelehrter Spanier und Rektor des Collège der h. Barbara; und dieser Leuteverführer solle sich ja hüten, wieder einen Fuß in das Collège zu setzen, oder er werde ihm die Ruthe geben lassen.

Iñigo erfuhr kaum diese Aeußerung des Rektors, so machte er sich auf, um in das Barbarakollège zu gehen. Er erreicht das Haus; da, vor der Thür, wankt sein Muth, er erblaßt, die Knie zittern ihm und versagen den Dienst. Aber schnell rafft er sich zusammen. Was? ruft er, elendes Fleisch, so löckst du wider den Stachel? Wart', träges Vieh, ich will dich gehen lehren! Er tritt ein. Sogleich wird, wie der Rektor es für diesen Fall befohlen hatte, die Thüre hinter ihm zu=

geschlossen; die Lehrer der Anstalt werden gerufen, sich mit Ruthen bewaffnet, — es war so damals der Brauch — in der Aula, dem für feierliche Schulhandlungen bestimmten Saale zu versammeln. Iñigo ist entschlossen, sich allem, was ihn betreffen könnte, stillschweigend zu unterwerfen; es reizt ihn, um Christi willen Schmach zu lieden. Aber plötzlich steigen ihm Zweifel auf. Werden sich nicht Manche, die sich schon seiner Führung überlassen hatten, durch eine entehrende Züchtigung, die ihn träfe, von der Verfolgung des guten Weges abschrecken lassen? Sollte er dulden, daß Christen, christliche Lehrer einen Christen schlügen, um seiner christlichen Liebe und seines christlichen Eifers willen? War es nicht seine Pflicht, wenigstens einen Versuch zur Verhütung eines so gräulichen Aergernisses zu machen? Er läßt sich bei dem Rektor melden, wird vorgelassen, beginnt sich zu verantworten, spricht mit steigender Wärme und Begeisterung. Goveanus hört ihm mit Erstaunen zu. Iñigo's Rede habe ihn so bewegt, so umgewandelt, erzählen Ribadeneira und Maffei, daß er den wunderbaren Schüler bei der Hand ergriffen und ihn in die Aula geführt habe, mitten in den Kreis der Lehrer, die sich unterdeß, mit ihren Strafwerkzeugen bewehrt, versammelt hatten, ja, daß er sich im Uebermaße seiner Reue Angesichts Aller vor Iñigo niedergeworfen und ihn um Vergebung gebeten habe. Gewiß ist wenigstens, daß

sich Goveanus später bei verschiedenen Gelegenheiten als Freund und Verehrer Loyolas bewies.

Im folgenden Jahre wiederholte Iñigo die flandrische Reise und kehrte abermals reich beschenkt zurück. In Paris erhielt er einen kläglichen Brief von jenem Spanier, der ihm damals gleich nach seiner ersten Ankunft in der Stadt sein Geld veruntreut hatte, und der jetzt auf der Heimreise nach Spanien begriffen, plötzlich in Rouen erkrankt war; er läge dort ganz hülflos, schrieb er, und hätte in Frankreich außer Iñigo Niemanden, an den er sich um Beistand wenden könnte. Du kannst einen Menschen retten, dachte dieser, vielleicht eine Seele. Sogleich war er entschlossen, sich am anderen Morgen noch vor Tages Anbruch nach Rouen auf den Weg zu machen. Er stand früh auf: eine sonderbare, unerklärliche Angst und Beklemmung ergriff ihn, er zitterte an allen Gliedern, kaum war er im Stande, sich anzukleiden; er nahm sich aber mit Gewalt zusammen und ging aus der Stadt, wie er war, ohne Frühstück und barfuß. Erst drei Lieues von Paris, bei dem Flecken Argenteuil, wo man schon damals einen jener ungenähten Röcke aufbewahrte, welche in der katholischen Welt als von Jesu herrührend verehrt werden, wich die innere Unruhe von ihm; statt ihrer stellte sich auf einmal ein so wonniges Gefühl ein, daß er mit heller Stimme durch das Feld hin zu jauchzen

und zu singen und sich laut mit Gott zu unterreden anfing. Wir finden hier eine Wiederkehr seiner alten Zustände; überhaupt hatte sich auch sein Magenleiden allmählig wieder eingefunden, da er, als er sich kaum davon frei fühlte, sogleich wieder sich zu viel gethan hatte. Am dritten Tage langte er in Rouen an, ohne unter Weges das Mindeste gegessen oder getrunken zu haben. Er fand seinen kranken Landsmann, pflegte ihn aufs treueste, verschaffte ihm, sobald derselbe genesen war, einen Platz auf einem Schiffe, und gab ihm Briefe an jene Gefährten mit, welche in Salamanka zurückgeblieben waren. Diese Freunde trennten später ihr Loos von dem Iñigos. Calisto, dem er von einer Doña Leonora de Maskareñas ein Stipendium, eine sogenannte bursa, zum Studium in Paris auswirkte, ging nicht dorthin, sondern an den Hof, später zweimal nach Indien, von wo er endlich sehr reich zurückkam. Cazeres begab sich in seine Vaterstadt, wo er ein ganz weltliches Leben führte, wurde als Kundschafter mehrmals eingezogen, und das letzte Mal im Lager Karls V. so furchtbar gefoltert, daß er in Folge davon den Geist aufgab. Artiaga wurde Komtur, ging später als Bischof nach Indien, wo er eines Tages durch Vertauschung zweier Phiolen, Gift statt Arznei erhielt und daran starb. Jean wurde, wie wir schon wissen, Mönch.

Iñigo erfuhr, als er sich noch in Rouen befand,

daß man ihn inzwischen in Paris bei der Inquisizion verklagt habe. Unverzüglich eilte er nach Paris zurück, und stellte sich ungeladen dem Dominikaner Matthäus Ori, welcher damals als päpstlicher Legat über die Reinheit des Glaubens zu wachen beauftragt war, indem er bat, die Untersuchung zu beschleunigen, weil er auf Sankt=Remigiustag (1. October), welcher ganz nahe bevorstand, den philosophischen Kursus zu beginnen vorhätte. Ori antwortete, daß er die wider Iñigo angebrachte Klage gar nicht hinlänglich begründet gefunden habe, und daß er ihr keine Folge geben werde.

Als Student der Philosophie zog Iñigo in das Kollegium der h. Barbara. Dort hielt er sich so abgeschlossen als nur möglich, ging mit wenigen um, versagte es sich, Seelsorge zu üben, und enthielt sich sogar im Verkehre mit seiner nächsten Umgebung aller geistlichen Gespräche. Er wollte sich durch nichts von seinen Studien abziehen lassen. Das Aufsehen, welches zuvor seine Bekehrungen gemacht hatten, war bald vergessen. Einer seiner Freunde, ein Arzt, Dr. Fragus, sagte ihm einmal, er wundere sich, daß Iñigos Gegner und Verfolger jetzt auf einmal verstummt wären und ihn in Ruhe ließen. Nichts natürlicher, antwortete Iñigo: ich spreche mit Niemanden von himmlischen Dingen; aber wenn ich nach beendetem Kursus die alte Gewohnheit wieder aufnehmen werde, wird auch der

Widerstand der Welt gegen Gottes Werk und Wort sich nicht verleugnen.

Dieser Dr. Fragus nahm Inigo eines Tages mit zu einem, wie man fürchtete, von der Pest, welche damals in Paris zu grassiren anfing, befallenen Kranken. Inigo reichte dem Kranken, nachdem er ihm Trost eingesprochen, zum Abschiede die Hand. Kaum war er aus dem Hause, so fiel es ihm ein, daß er sich angesteckt haben könnte; er gerieth in eine heftige Angst: es war ihm, als spürte er eine eigenthümliche, brennende Empfindung in der Hand, mit welcher er den Kranken berührt hatte. Plötzlich raffte er sich zusammen, fuhr mit den Fingern dieser Hand in seinen Mund, wühlte darin herum, und rief: Gut, wenn du die Pest in der Hand hast, sollst du sie auch im Munde haben. Dieses Gewaltmittel half; die Einbildung verschwand im Augenblick. In ähnlichen Fällen wird Jeder, wer nur ernstlich will, es an sich selbst erfahren können, daß vor der Kraft eines männlichen Entschlusses und vor dem Trotze, welcher der Gefahr fest ins Auge blickt, kein Schreckniß der Furcht jemals Bestand hat.

Im folgenden Jahre machte Inigo noch eine dritte Bettelreise, diesesmal nicht nach Flandern, sondern nach England; später hatte er es nicht mehr nöthig, da die reichen Kaufleute, mit denen er auf den erwähnten Reisen bekannt geworden war, ihm Geld nach Paris zu

schicken anfingen; auch wurde er jetzt von Spanien aus unterstützt. So hatte er Einnahmen, welche hinreichten, um nicht nur seinen eigenen Unterhalt, sondern auch noch den eines Gefährten zu bestreiten.

Am 13. März 1532 wurde er Baccalaureus und, das vorgesetzte Ziel unverrückt im Auge, begann er sogleich das Studium der Theologie. Mit diesem Studium schien ihm die Ausübung der Seelsorge nicht unverträglich, und so kehrte er denn zu der verlassenen Gewohnheit zurück, Andere auf den Weg christlicher Vervollkommnung zu leiten.

Das Menschenfischen.

Wir haben diesen merkwürdigen Mann, dessen stille Entwicklung die Keime einer Jahrhunderte ausdauernden Schöpfung barg, durch seine inneren Leiden und Kämpfe hindurch Schritt für Schritt begleitet. Wir sind an dem Punkte angelangt, wo wir ihn müssen aus dem geheimnißvollen Bezirke seines arbeitsamen Seelenlebens in die arbeitreichere Welt des äußeren Wirkens hinausschreiten sehen. Uebereilen wir uns an dieser Stelle nicht! Hier vorzüglich ist es nöthig, das beobachtende Auge zu schärfen, damit wir eines der erstaunlichsten Ereignisse, von denen uns die Geschichte Kunde giebt, aus seinen Ursprüngen verstehen lernen.

Viele von Denen, welche sich vermaßen, die Geschichte Loyola's und seiner Stiftung zu schreiben, haben ihn für einen beschränkten Kopf, für einen gutmüthigen Schwärmer, oder für einen eiteln, ehr=

geizigen und dabei schlauen Abentheurer ausgegeben: Schon im sechzehnten Jahrhundert. Und was Wunder, wenn es damals geschah, als man ihn, den gefährlichen, von Sieg zu Sieg vordringenden Gegner, nur durch den Staub hindurch gewahren konnte, den um ihn her der wüthende Kampf der Parteien aufwirbelte? Aber jetzt, wie darf es noch geschehen, da diese ferne Zeit wie ein längst verlassener Kirchhof im stillen Mondlicht der Geschichte vor uns daliegt? O unverständige und unfruchtbare Geschichtsbetrachtung, welche die Trauben auf den Dornen und die Feigen auf den Disteln wachsen läßt! Nein, nur aus treffenden und umfassenden Gedanken entspringen folgenreiche Thaten, nur überlegenen Geistern kann es gelingen, nachhaltig wirkende Kräfte zu erschaffen, und jede große Wirkung im Bereiche der Geschichte setzt einen großen Urheber voraus. Ihr aber, wie verächtlich macht ihr eure Welt, von der ihr aussagt, daß irgend ein Schwachkopf, irgend ein unsinniger Abentheurer sie zittern machen und bis auf ihren Grund erschüttern kann!

Ein schwacher und beschränkter Geist würde aus der Beschäftigung mit seinen inneren Zuständen nie herausgegangen sein. Mit Beschaulichkeit, mit strenger Aszetik und allem dem, worin sich ein besonders heiliger Beruf auszudrücken schien, hätte sich nun wohl das Aufsehen, die Bewunderung, die Verehrung Vieler,

vielleicht selbst Nachahmung bei Einzelnen gewinnen lassen, doch keine so unbedingte persönliche Hingebung, kein so unwandelbares Vertrauen, kein so blinder Gehorsam, wie wir Loyola dieses alles bei seinen Anhängern finden sehen. Was ist es, das diesen unscheinbaren Mann so unwiderstehlich macht, als ihn uns alle glaubwürdigen Nachrichten schildern, und noch unzweifelhafter seine Erfolge ihn uns darstellen, diesen Mann ohne glänzende Außenseite, ohne empfehlende Gestalt, ohne gebieterisches Auftreten, diesen Mann mit dem ausgedörrten Körper, mit der gebeugten Haltung, mit den eingefallenen Zügen, mit der leisen Stimme, mit den fast geschlossenen, von endlosem Weinen gebrochenen Augen? Ein ungeheurer Wille? Ja. Die Riesenkraft dieses Willens hat er im Kampfe mit seinen eigenen Neigungen und Empfindungen, im Kampfe mit seiner schwer zu bändigenden Phantasie, im Kampfe mit seinen verlockendsten Wünschen geübt und gestählt, und diese an seinem Innern erprobte Kraft wird er nun nach außen wenden, und sie wird sich auch da bewähren. Aber mit einem starken Willen allein beherrscht man nicht die Seelen der Menschen, mit einem starken Willen allein zwingt man die Menschen nicht, in eine vorgezeichnete Bahn freiwillig einzutreten und dann auf dieser Bahn aus scheinbar eigener innerer Nöthigung fort und fort zu gehen. Vielmehr ist hierzu ein Verein

von Eigenschaften nöthig, die in nicht geringerem Maße dem Gemüth und dem Verstande als dem Willen angehören.

Die lange Arbeit Loyola's an seiner Seele hatte nicht dahin geführt, seine Unternehmungslust, seinen Thatendrang zu tödten, nur die Herrschaft, welche ungeregelte Begierden auf die Handlungen der Menschen auszuüben pflegen, hatte sie gebrochen, und so hatte ihn sein abgeschlossenes Gemüthsleben nicht, wie es oft geschieht, dem Leben in der menschlichen Gesellschaft entfremdet, sondern hatte im Gegentheil dazu gedient, ihn mit größeren Fähigkeiten für dasselbe auszurüsten. Als in Paris Ignatius — nennen wir ihn nun, da er ein Studirter ist, der Sitte jener Zeit gemäß mit diesem seinem lateinischen Namen — als Ignatius in Paris nach beendigtem philosophischem Kursus den Entschluß faßte, von nun an seine Arbeit wieder vorzugsweise dem Seelenheile seiner Nebenmenschen um Christi willen zu widmen, war er ein vollendeter Charakter; jetzt da er mit sich selbst fertig war, ging er aus sich heraus, ein reifer, seiner selbst gewisser Mann.

Ursprünglich gallichten Wesens und von aufbrausender Heftigkeit, hatte er sein hitziges Temperament allmählig überwunden und endlich ganz unter die Gewalt seines eisernen Willens gebracht. Einen unverwüstlichen

Gleichmuth hatte er errungen: es gab nichts mehr, was ihn aus seiner Fassung und Ruhe hätte hinaustreiben können. Welt, Leben, menschliche Beziehungen, Blutsverwandtschaft, Ehre, Besitz, diese äußeren Güter waren ihm gleichgültig geworden. Den Leidenschaften, die innerlich das Urtheil verwirren und den Willen brechen, verstattete er keine Macht über sich. Durch die beständige Richtung aller Gedanken und Gefühle auf den Himmel, bei so hartnäckiger Gewöhnung an Entbehrungen aller Art und so geflissentlicher Unterdrückung und Zerstörung aller sinnlichen Triebe, hatte er es ganz zu jener erhabenen Verachtung jeder Lust und Unlust gebracht, welche die alten griechischen und römischen Stoiker, Philosophen, die in dieser Hinsicht Vorläufer des Christenthums genannt werden können, als das Höchste der Tugend zu preisen pflegten.

Dieses unstörbare innere Gleichgewicht gab ihm eine Heiterkeit des Geistes, eine Sicherheit des Urtheils und eine Zuversicht im Benehmen, welche Jedem fühlbar wurde, der mit ihm, wenn auch nur vorübergehend, in Berührung kam.

Seine Rede war hinreißend, spannend, fesselnd; jedes Wort — und er machte in der Regel wenig Worte — war überlegt und treffend, die Entwicklung der Gedanken stets einfach und folgerichtig, klar und einleuchtend; nichts Ueberflüssiges, nichts Herbeigezogenes, der

Ton seines Vortrags dem Inhalt angemessen, hier einschmeichelnd, gewinnend, mild, dort streng, eindringend, erschütternd; es war ihm leicht, aus Strenge in Milde, aus scharfem Ernst in wohlthuende Heiterkeit überzugehen; er sprach mit allem Nachdruck, mit aller Wärme tiefer Ueberzeugung, und erhob sich, wenn er von dem Werth der christlichen Tugend oder von den göttlichen Geheimnissen sprach, oft zu begeistertem Schwunge. Dann hatte seine hohe Stirn, sein von unerwartetem Glanze belebtes Auge, seine edle Haltung, seine ganze Erscheinung etwas Großes und Ergreifendes, das Viele die ihn gekannt und in Briefen und Schriften von ihm geredet haben, nicht müde werden bewundernd zu rühmen.

Noch mehr aber als durch seine eigene Rede wirkte er durch die Kunst, welche er in hohem Grade besaß, Den mit welchem er sprach, reden und ausreden zu lassen. Nie ließ er sich zu einer heftigen Entgegnung aufreizen, nie kränkte er den Gegner durch eine spöttische Aeußerung, nie beleidigte er ihn durch ein Scheltwort. Er hörte ihn geduldig an, machte seine Einwendungen mit Bescheidenheit und ohne absprechende Härte, gleichsam versuchsweise; dabei verstand er es trefflich, den Anderen bei der Sache, auf die es ankam, festzuhalten, und ihm alle Umschweife und Ausweichungen vorsichtig abzuschneiden. Wenn er tadeln

mußte, so hütete er sich, den Gegenstand des Tadels mit einem allgemeinen Beiworte zu belegen, weder irgend eine Handlung noch gar die Person: er beschränkte sich streng auf den gegebenen Fall und deckte den Fehler so auf, daß der Andere sich verurtheilt fühlen mußte, ohne daß das Urtheil gegen ihn ausgesprochen war. In Wendungen dieser Art war er höchst erfinderisch. Es war ein Priester in Paris, der ein unordentliches Leben führte, und den er gern auf den Weg der Buße und der Vervollkommnung geleitet hätte. Es war aber schwer, einen Zugang zu dem Manne zu gewinnen, denn derselbe hatte, wie natürlich, gegen das ganze Leben und Treiben des frommen Studenten, dessen Wandel für ihn ein stummer Vorwurf war, stets große Abneigung zu erkennen gegeben. Eines Sonntags geht Ignaz zu diesem Priester, den er bittet, eine Beichte von ihm anzuhören. Der Priester hätte alles in der Welt eher erwartet, als daß dieser Schwärmer, den er immer ganz unverholen verachtet und verspottet hatte, gerade zu ihm würde beichten kommen; aber wie sollte er die Bitte schicklich ablehnen? Ignaz bekennt zuerst im Allgemeinen seine täglichen Fehle; dann sagt er, es dränge ihn, sich einmal wieder seiner Jugendzeit zu erinnern, und beginnt nun das weltliche Leben zu schildern, welches er vor seiner Erweckung geführt hatte: er schildert es in seiner Trostlosigkeit und Verdammlichkeit, er schil-

dert es als den sichern Weg zum Tode. Und doch wie mächtig, sagt er, ist der Zug der göttlichen Liebe, wie reich das Erbarmen, das Gott unverkennbar jedem Einzelnen von Kindesbeinen an erzeigt, wie kostbar der Schatz der Verheißung, den Motten und Rost nicht verderben können, wie lockend die Stätte des Friedens, die Christus hingegangen ist den Seinen zu bereiten, mit ihren ewigen Palmen und Kronen, während dagegen die Hölle so furchtbar, deren Wurm nicht stirbt und deren Feuer nicht verlöscht. Er seufzt, er klagt sich an, daß er so lange Zeit das alles verkannt und verachtet habe; er wirft sich schwarzen Undank und jammervolle, tödtliche Verblendung vor: es werde ihm stets das Herz zerreißen, und so lange er lebe werde die Reue über die verlorene Zeit nicht enden. Durch jeden Zug den er ausmalt, fühlt der Priester sich getroffen. Loyola's Thränen fließen; seine Thränen ersticken zuletzt seine Worte. Auch der Priester kann nicht widerstehen, er bricht in Thränen aus, ein heftiger Schmerz wühlt in seiner Brust; jetzt ist er es, der des Trostes, des Rathes, der Hülfe bedarf; er ist es, der gebeichtet hat, wiewohl ohne Wort und ohne Willen; von Stund an ist er Ignazens Schüler.

So eroberte Ignaz die Menschen, bald durch Ueberraschung, bald auch mit vieler Geduld und Vorsicht. Sie wußten selbst nicht, sagt Ribadeneira, wie ihnen

geschah, daß sie sich so von ihm mußten leiten und beherrschen lassen, aber es war nicht anders, es half da kein Widerstehen.

Er hatte einen feinen Blick für die Eigenthümlichkeiten der Menschen und behandelte jeden nach dessen besonderem Wesen. Aus seinen Erfahrungen hatte er sich nach seiner Art, alles auf Regeln zurückzuführen, bald den Grundsatz abgeleitet, daß wer Menschen erziehen wolle, der Natur eines Jeden das Verfahren anbequemen müsse. Das sind ungeschickte Führer der Seelen und untaugliche Lehrer, sagte er oft, die alle Anderen blos nach sich messen und nicht auf die Verschiedenheit der Persönlichkeit und die dadurch bedingten mannichfaltigen Bedürfnisse Rücksicht nehmen. Wie der Künstler, der sich nicht das Kleinste von allem was zu seinem Studium taugt, entgehen läßt, hatte er sich gewöhnt auf jedes zu achten, was ihm irgend einen Anknüpfungspunkt für seine Zwecke darbieten konnte. Wie der Arzt, der aus einem geringfügig scheinenden Anzeichen oft auf den verborgenen Zustand eines Kranken schließt, war er geübt, Erscheinungen, die sich der Aufmerksamkeit des gewöhnlichen Zuschauers zu entziehen pflegen, schnell und glücklich zu deuten. Kaum hatte er gesehen, so hatte er insgemein schon irgend einen Plan erdacht, um von seiner Beobachtung Nutzen zu ziehen, und ebenso war alsdann bei ihm Entwurf

und Ausführung Eines. Er ging einmal mit einem seiner Gefährten, der schon daran gewöhnt war, ihm in Allem folgsam zu sein, durch die Straßen von Paris. Sein Blick fiel auf einen Mann, der bleich, verstört, mit verwildertem Haar und Kleid, einen großen und schweren Stein auf der Schulter, hastig an ihnen vorüberstrich. Ignaz blickte dem seltsamen Fremden nach. Geh, sagte er plötzlich zu seinem Begleiter, folge diesem Manne, geberde dich ganz wie er, und alles was du ihn thun siehst, das thue du auch. Der Gefährte begriff die Absicht, und that wie ihm geheißen wurde. Mit dem Fremden an einem einsamen, versteckten Orte außerhalb der Stadt angelangt, sah er, wie Jener den Stein welchen er trug, zur Erde warf, scheu umherblickte, den unerwünschten Zeugen gewahrte und ihn eine Zeit lang stumm und mit ungewissen Mienen anstarrte. Der Gefährte Loyola's stellte sich ebenso verwundert über den Anblick des Anderen. Was wollt Ihr hier? fragte endlich dieser mit dumpfer Stimme. Das frage ich Euch, sagte der Gefährte auf dieselbe Weise. Geht hinweg von hier, antwortete der Fremde ächzend und überlasset einen Unglücklichen seinem Schicksal. Dasselbe habe ich Euch bitten wollen, entgegnete der Gefährte und seufzte ebenfalls; aber sagt mir, was habt Ihr vor? Das Einzige, was mir das Leben zu thun übrig gelassen hat, dem Elende, das mich erdrückt, ein rasches Ende zu

machen, sagte der Fremde. Das ist auch mein Fall, stimmte der Gefährte ein, und begann eine klägliche Schilderung von dem Jammer des irdischen Daseins, eine Schilderung, die ihm allerdings aus dem Herzen kam. O wie verhaßt ist mir diese Welt, sagte er zuletzt, wie sehnt es mich, ihre fürchterlichen Ketten zu zerreißen! Wie wahr, wie schrecklich wahr ist alles was Ihr sagt, fuhr der Andere fort, und ergoß sich in schmerzliche Klagen über sein Loos. Er war schon weich geworden durch den Zauber der Mittheilung, und seine grasse Verzweiflung fing an in Wehmuth zu zerschmelzen. Jetzt trat Ignaz, der den Beiden langsam nachgegangen war, wie zufällig auf den Schauplatz. Was seufzt und ächzt Ihr so? Was habt Ihr vor? fragte er, zu seinem Gefährten gewendet, indem er that, als kennte er ihn nicht. Dieser wiederholte nun alles was vorgegangen war, mit vielem Stöhnen und Klagen, und setzte hinzu, daß er hier sei, um sich das Leben zu nehmen. Man kann sich das Uebrige denken. Die Ermahnungen, welche Ignaz sogleich an seinen Freund richtete, machten auf den Fremden, auf den sie berechnet waren, den tiefsten Eindruck. Und als der Gefährte, in der That selbst zu Thränen gerührt, sich endlich zu dem Anderen wendete und versicherte, er sei durch die Reden dieses guten Mannes eines Besseren überzeugt und gebe seinen mörderischen Vorsatz auf, stimmte ihm

der Fremde in tiefster Bewegung bei und wünschte nichts sehnlicher, als von Ignaz sich noch ferner trösten und belehren zu lassen.

Wie groß der Eifer war, mit welchem Ignaz Anderen zu dienen und vorzüglich ihre Seelen zu retten suchte, beweist nichts besser, als die schon erzählte Geschichte seiner Wanderung nach Rouen. Keine Beschwerde, keine Lebensgefahr konnte ihn von der Ausführung seiner frommen und liebevollen Unternehmungen zurückschrecken. Noch mehr aber als die Seelengröße und Aufopferung, die er in besonderen Fällen, wo es galt zu Gottes größerer Ehre zu handeln, bewies, gewann ihm die Herzen der Menschen seine unermüdliche Bereitwilligkeit, in jedem Augenblicke Jedem jeden guten und erlaubten Dienst zu leisten. Bis in sein spätes Alter blieb ihm dieser schöne Zug seines Charakters; man brauchte, sagen seine Lebensbeschreiber, um von ihm etwas zu erlangen, keine besondere Zeit zu wählen: nie störte man ihn, nie verrieth er Launen, unter allen Umständen, zu allen Zeiten des Tages oder der Nacht, nach jedem Ereigniß, mochte es freudig oder traurig sein, blieb er sich unverändert gleich. Mit einer Sorgsamkeit die bis ins Kleinliche ging, bedachte und befriedigte er, soviel er konnte, die Bedürfnisse und die Wünsche aller seiner Freunde: auf die liebenswürdigste, anspruchloseste Art wußte er Jedem nach dessen eigenem

Sinne gefällig zu sein und seinen Wünschen zuvorzukommen. Dieser das Einzelste wahrnehmenden Theilnahme ließ er sich weder durch die Wichtigkeit noch durch die Menge anderer auf allgemeine Zwecke abzielenden Geschäfte je entfremden. Er verstand es, in seinem Geiste das Große mit dem Kleinen zu vereinigen. Unter den erhabensten Gedanken, unter den kühnsten Entwürfen, unter den anstrengendsten Arbeiten vergaß und versäumte er nie die geringste Aufmerksamkeit, welche er dem Ersten Besten aus seiner Umgebung erweisen konnte.

Mit unschuldigen Schwächen der Leute hatte er eine Nachsicht, die sich unter keinen Umständen verleugnete. Bei allen Dingen, wo nicht etwa das ewige Heil auf dem Spiele zu stehen schien, war er in streitigen Fällen stets der nachgebende Theil. Doch von dieser Tugend Gebrauch zu machen, hatte er, wenn nur erst Jemand in engerem Umgang mit ihm lebte, selten Veranlassung; denn Alle, die ihm nahe standen, und je näher desto mehr, gewannen bald eine Ehrfurcht vor seiner überlegenen geistigen Kraft und ein Vertrauen auf seine Weisheit, das mit den Jahren nur immer größer wurde. Er eroberte die Gemüther der Menschen nicht durch blendende Vorzüge, deren nächster Wirkung bald die Enttäuschung des Angelockten und der Verlust seiner Hingebung folgt, sondern durch Eigenschaften, welche

die Probe des vertrautesten Umgangs aushalten, und auf die Dauer zu fesseln vermögen.

Diese großen Eigenschaften würde Ignaz aus sich entwickelt haben oder doch entwickelt haben können, in welcher Religion, unter dem Einfluß welcher Vorstellung vom Ueberirdischen er immer aufgewachsen wäre. Bei ihm, wie er geworden war und in seiner Zeit und Umgebung hatte werden müssen, verknüpften sie sich, wenigstens in seiner eigenen Seele und in der Meinung seiner Lebensgefährten, aufs Innigste mit den Anschauungen vom Geisterreiche, welche er sich erworben und tief eingebildet hatte. Sie galten in seinem Kreise für Gnadengeschenke Gottes, wiewohl, nach der Denkungsart welche in der römischen Kirche herrschend war, für solche Gnadengeschenke, deren Aneignung nicht ohne Verdienst des Empfängers hätte geschehen können. Man betrachtete ihn daher nicht nur als einen ausgezeichneten, durch eine gediegene Arbeit an seinem eigenen Wesen vollendeten Mann, sondern vielmehr als ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn, als einen Heiligen, dessen Worte himmlische Orakel waren, und von dem man geradezu Wunder erwarten dürfe, die Gott gewiß nicht umhin könnte, durch ihn um seines Glaubens und um seiner Frömmigkeit willen zu wirken. Stand diese Meinung einmal fest, so fehlte es denn natürlich auch nicht an mancherlei Ereignissen, denen man eine wunderbare

Deutung mit Leichtigkeit geben konnte und in gutem Glauben gab.

Während er in dem Collège der h. Barbara wohnte, hatte er zwei Stubengenossen, einen Savojarden und einen Spanier, Pierre Lefèvre hieß der erstere, und Francisco Xaviero der andere. Lefèvre war derjenige, den er von seinem Almosen mit erhielt; Xavier war nicht arm, aber er gab viel aus, und kam doch auch in den Fall, Ignazens Hülfe gelegentlich in Anspruch zu nehmen.

Lefèvre's Herz hatte Ignaz bald ganz gewonnen. Lefèvre war ein einfacher, guter Mensch, bei den Herden seines Vaters aufgewachsen, wo er frommen Träumen nachhing und einst in der Nacht sein Leben dem Dienste Jesu weihete, dann, da er sein Gelübde zu erfüllen nach Paris gegangen war, ein stiller, fleißiger Schüler, der es in den Wissenschaften, die ihm gelehrt wurden, weit brachte, schon seit 1528 oder 1529 Baccalaureus war und auch bald Priester wurde. Er half seinem Wohlthäter Ignaz das was dieser während seines philosophischen Kursus hörte, zu Hause wiederholen, und ließ sich von ihm dafür willig in den geistlichen Uebungen unterweisen. Ignaz sah, daß er Lefèvre nur langsam von Stufe zu Stufe führen durfte. Lefèvre war ein tiefsinniger, brütender Kopf, der Zeit brauchte, um sich die Dinge zurecht zu legen, in welche

er stets begehrte, sich mit seinem ganzen Wesen zu versenken. Zweifel peinigten ihn. Er überließ sich bald ganz der geistlichen Leitung Loyola's. Dieser hielt ihn Anfangs nur zu regelmäßigen, täglichen, wöchentlichen, monatlichen Gewissensprüfungen an, wie auch er selbst sie unausgesetzt mit sich anstellte; außerdem empfahl er ihm, was ebenfalls er selbst nie versäumte, allsonntäglichen Genuß des Abendmahles nach vorangegangener Beichte. So ließ er es ihn mehre Jahre treiben, bis er endlich Lefèvre ganz entflammt von Sehnsucht nach dem Göttlichen und von Begierde Gott zu dienen sah: jetzt weihete er ihn allmälig in die Geheimnisse der geistlichen Uebungen ein. Der gelehrige Schüler lag diesen Uebungen bald mit einer solchen Inbrunst ob, daß er einsam in einem Häuschen der Straße S. Jacques, Winters, da es so kalt war, daß die Wagen über die gefrorene Seine fuhren, auf dem Hofe im Schnee saß und die aufgegebenen Meditazionen durchmachte, ohne Speise und Trank, und so sechs Tage, bis ihm diese Uebertreibungen von Ignaz ausdrücklich untersagt wurden.

Einen ganz anderen Stand hatte Ignaz mit Xavier. Dieser war, als er ihn kennen lernte, voll ehrgeiziger Gedanken und hochfliegender Pläne, von unersättlicher Ruhmbegierde, dabei selbstgefällig und gefallsüchtig, ein schöner, mit allen Gaben geselliger Liebenswürdigkeit und mit reichen Kenntnissen ausgerüsteter Jüngling, gleich stolz

auf seine Abstammung von alten spanischen Königen, auf seines Vaters Rang, Don Juan Jasse's, der im Staatsrathe Johann's III. sehr angesehen war, auf den Adel seiner Mutter, der letzten ihrer alten Familie, Doña Maria Azpilcveta Xaviero, von der er den Namen hatte, auf sein Vermögen, auf seine Bildung und auf all seine glänzenden Vorzüge; übrigens von den besten Gemüthsanlagen, vom lautersten Sinn und von den reinsten Sitten. Francisco's Brüder — er war wie Ignaz der jüngste Sohn — trieben allesammt das Waffenhandwerk; ihn hatte die Lust angewandelt zu studiren, und sein Vater hatte ihn achtzehn Jahr alt — er war 1506, den 7. April, auf dem Kastell Xaviero bei Pampelona geboren — nach Paris gesandt; hatte ihn zwar nach einem oder zwei Jahren zurückberufen wollen, weil ihm die kostbare Unterhaltung des Sohnes auf der Universität bei dem Aufwande, den seine Stellung auch sonst erforderte, schwer fiel; jedoch hatte er ihn auf Anrathen seiner Tochter Maddalena Jasse, der Aebtissin des Clarenklosters in Gandia, einer Art Prophetin, fortstudiren lassen. Francisco hatte 1529 die Licenz (das Baccalaureat) erhalten, und las öffentlich über Aristoteles.

Man kann leicht denken, daß der glänzende Francisco den Stubengenossen mit dem demüthigen Wesen und dem armseligen Aussehen Anfangs sehr von oben herab und höchstens wie ein vornehmer

Gönner behandelte. Ignaz unterließ nicht, ihm allerlei Ermahnungen zukommen zu lassen und ihn bei jeder Gelegenheit auf die heilige Schrift und die göttlichen Dinge hinzuleiten. Francisco liebte es, ihn deswegen zu necken, und diese Spöttereien bildeten fast die einzige nähere Beziehung, in welche er sich zu Loyola setzte. Dieser sah, daß mit den Waffen der Gottseligkeit dem hoffärtigen Jüngling nicht beizukommen war: er beschloß, ihn bei seinen Schwächen zu fassen, um, wenn er nur erst Macht über Francisco's Gemüth gewonnen hätte, diese Schwächen desto sicherer, sammt aller Weltliebe und Weltlust, auszurotten. Er lobte ihn nun oft wegen seiner Fähigkeiten oder wegen seiner Leistungen; er zeigte, daß er den Vorzügen Francisco's Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und ihm die Verehrung, auf welche er wegen dieser Vorzüge Anspruch hatte, zu zollen wisse; er gab sich Mühe ihm unter seinen Bekannten Zuhörer zu werben; er half ihm sogar, wie schon erwähnt, im Nothfalle mit dem Wenigen was er hatte. Indem er sich ganz von Francisco eingenommen zeigte, nahm er ganz ihn ein. Der eitle Francisco fand sich geschmeichelt, der gutherzige fand sich beschämt durch das Benehmen eines Mannes, um den er das alles so wenig verdient hatte. Schon war er halb gefangen. Zu allem Ueberfluß erfuhr er noch, von wie guter Familie, von wie bewährter Tapferkeit sein neuer Freund,

und daß dessen Armuth und Niedrigkeit nur freiwillig aus Liebe zu Gott erwählt war. Jetzt fing er ihn zu bewundern an. Schon gab er Gehör, wenn Ignaz auf heilige Gegenstände zu sprechen kam. Bald fühlte er dessen geistige Ueberlegenheit. Und nun währte es nicht lange, so ließ er sich von ihm leiten wie ein Kind. In einem Briefe an seinen Bruder Don Azpilcueta (nach dem Großvater mütterlicher Seite so genannt, Xaviero hieß die Großmutter), in diesem Briefe, worin er Loyola ungemein lobt und preist, sagt er unter anderem: „Nicht allein hat er mir direkt aus eigenen Mitteln oder mit Hülfe seiner Freunde in Verlegenheiten ausgeholfen, er hat mich, was ich ja weit höher anschlagen muß, den Gefahren entrissen, in welchen ich durch einen Umgang mit gewissen jungen Leuten meines Alters schwebte, die, durch Geist und artiges Benehmen blendend, nichts als Ketzerei athmeten und die Verdorbenheit ihrer Gesinnung unter dem gefälligsten Aeußern bargen."

Die Gefahr, von Ketzereien angesteckt zu werden, war nämlich damals in Paris nicht gering.

Daß es päpstliche Anmaßungen gebe, denen man aus aller Kraft widerstehen müsse, diese Ueberzeugung war nirgend allgemeiner verbreitet als in Frankreich, und nirgend besser gestützt durch die schon vorhandene kirchliche Verfassung. Als nun in Deutschland der Lärm gegen den unverschämten Ablaßhandel sich im Volke

erhob und den alten Beschwerden der Reichsstände über Roms Geldsaugereien neuen Nachdruck gab, als hierauf Luther, von Frage zu Frage getrieben, endlich alle Begründung und Berechtigung der von den Päpsten im Verlaufe der Jahrhunderte errungenen Machtvollkommenheit gewaltig in Zweifel stellte, da fand diese ganze Bewegung, deren Kunde auch nach Frankreich hinüberdrang, in weiten Kreisen daselbst Beifall, und erweckte in Vielen das Bedürfniß und die Neigung, sich auch mit den weiteren Bestrebungen vertraut zu machen, die um diese Zeit in Deutschland und in der Schweiz, nicht mehr mit Reinigung blos der kirchlichen Rechtsverfassung und des kirchlichen Wandels zufrieden, auf eine durchgängige Reinigung der Glaubenslehre gerichtet waren.

König Franz, der alles liebte was seinem Hofe und seiner Regierung Glanz verleihen konnte, zog, im Eifer die Wissenschaften zu befördern und sein Reich auch mit diesem Ruhme zu schmücken, deutsche Gelehrte, und in ihnen, ohne daß er es wollte, einen unversieglichen Springquell ketzerischer Meinungen, an die französischen Hochschulen. Unter der studirenden Jugend, die immer den Sinn offen und empfänglich für das Neue, und, ihrer Natur nach im Fortschreiten begriffen, nach allem was Fortschritt heißt, eine lebhafte Begierde hat, unter dieser Jugend griffen die reformatorischen Meinungen

am meisten um sich, rissen aber auch hier und da die Lehrer mit sich fort, und nicht immer nur die jüngeren Doktoren; mitunter selbst ein Doktor der Sorbonne schenkte ihnen Gunst, wie sehr auch diese Körperschaft, die altehrwürdige theologische Fakultät der altehrwürdigen Universität Paris den unbefleckten Ruf ihrer Rechtgläubigkeit noch immer eifersüchtig hütete. Auch unter den Großen gewann die Neuerung, oder die reinere Lehre, oder das Lutherthum — denn aller dieser Bezeichnungen bediente man sich —, auch hin und wieder unter den Pfarrgeistlichen, und durch diese dann endlich in manchen Gemeinden Eingang, entzündete die Gemüther, schuf Begeisterung und Bereitwilligkeit, das neu gewonnnene Gut im Nothfalle selbst mit dem Leben zu bezahlen.

Die Gelegenheit Märtyrerkronen zu erwerben, ließ nicht lange auf sich warten. Franz I., der bald nachher kein Bedenken trug, sich in Deutschland mit den protestantischen Fürsten zu verbinden, lieh in Frankreich den Rathschlägen des Kanzlers Antoine du Prat und einiger Anderen, die auf Ausrottung der Ketzer drangen, ein williges Ohr. Man hat keinen Grund zu zweifeln, daß es ihm mit der Aufrechterhaltung der katholischen Religion Ernst war, daß es ihm wirklich am Herzen lag, sein Volk im Glauben rein zu bewahren. Nur daß einem Könige die Politik doch über die Angelegen-

heiten des Herzens geht. Auch in der Liebe, in welcher Franz nicht weniger als in den Waffen tapfer war, hat er — wenn wir Brantôme (in den Dames galantes) glauben dürfen — seine Leidenschaft der Klugheit zu opfern gewußt, indem er, auf Dringen seiner Mutter, sich der jungen Königin Maria entzog, um nicht dem kinderlosen Ludwig einen anderen Thronerben statt seiner zu schenken. Mit der Religion erging es ihm nicht anders. So gut katholisch er gesonnen war, kam er doch in den Fall es nicht nur mit den Evangelischen, sondern sogar gelegentlich auch mit dem türkischen Sultan halten zu müssen; und sein Gewissen konnte er deswegen immerhin beruhigen: der Papst selber, Paul III., hatte nichts dawider — wie man aus aufbehaltenen Aktenstücken ersieht —, daß der Allerchristlichste König ein Bündniß mit dem Großsultan oder mit dem Dei von Algier (natürlich nur zu desto besserer Förderung der guten Sache der Kirche) schlösse. Ja, von Papst Paul IV., diesem Eiferer für den römischen Glauben, weiß man, daß er selbst Soliman dem II. einen Antrag machen ließ, sich mit seinen Muselmännern auf Neapel und Sicilien zu werfen. Dafür waren es denn ein anderes Mal gute deutsche Protestanten, die für römischen Sold den Papst in Rom gegen die Kanonen des Herzogs Alba vertheidigten. Das ist das Klägliche im Weltlauf, daß daß die Menschen sich so selbst betrügen, daß sie für

Ideen, Gaukelbilder des Herzens, denen sie auf einen Augenblick in der Einbildung einen Alles überwiegenden Werth beilegen, einander schlachten und sich schlachten lassen, für Chimären, die sie im nächsten Augenblick, entgegengesetzten Interessen folgend, von der Geißel der ehernen Wirklichkeit gepeitscht, in der That als Chimären behandeln und zu Spotte machen.

In Meaux gab es schon um die Zeit des Wormser Reichstages (1521) eine kleine Gemeinde von Lutheranern. Der dortige Bischof, ein Freund der humanistischen Bildung, legte ihr kein Hinderniß in den Weg. Dort lebte auch Jacques Lefèvre von Estaples aus der Picardie, gewöhnlich mit lateinischem Namen Faber Stapulensis genannt, ein greiser Katholik, der die Bibel als eigentliche Quelle des christlichen Glaubens betrachtete, der auch die Evangelien ins Französische übersetzt, sich durch dies und manches Andere den Haß der Doktoren und der Mönche zugezogen, und deshalb Paris gezwungen verlassen hatte. Dort in Meaux erregten 1523 die Franziskaner eine Ketzerverfolgung, die erste französische damaliger Zeit. Zwar Lefèvre, auf den es mit abgesehen war, mußte geschont werden: Franz I. befahl es ausdrücklich von Spanien aus, wo ihn Carl V., in dessen Hände ihn die Schlacht bei Pavia geliefert hatte, gefangen hielt. Aber manche Andere wurden Opfer der Ver-

folgung, und in Kurzem vermehrte sich die Zahl der Märtyrer.

Die Milde gegen Lefevre, der bald darauf eine Zuflucht in den Ländereien des Herzogs Heinrich von Albret fand, kam nicht aus des Königs eigenem Herzen. Lefevre hatte am Hofe eine große Beschützerin, die gute und kluge Margaretha von Valois, Franzens einzige Schwester, damalige Herzogin von Valençon, doch 1525 verwittwet und zwei Jahre später mit dem Prätendenten von Navarra, dem eben erwähnten Henri d'Albret vermählt, daher sie in der Geschichte unter dem Namen der Königin von Navarra bekannt ist. Margaretha, die ihren Bruder unsäglich liebte, war, als sie sein Unglück erfuhr, sogleich nach Spanien geeilt, um ihn in der Gefangenschaft zu pflegen und zu trösten. Auch sie wurde von dem Bruder aufs zärtlichste geliebt; er konnte seiner Mignonne, wie er sie nannte, nicht leicht etwas versagen, und es fehlte damals wenig, daß er von ihr, die alle reformatorischen Schriften las und schon sehr zu den neuen Ideen neigte, sich dahin bringen ließ, eine Reformazion der Kirche in Frankreich einzuführen. Indessen nach des Königs Rückkehr aus Spanien trug es bei ihm wieder in diesem Punkte der Kanzler du Prat über Margarethen davon.

Margarethe that alles was sie konnte, um dem gereinigten Glauben Fortgang im Lande zu verschaffen.

Die Sorbonne und die ganze römische Partei that alles was sie konnte, um den König zur Strenge gegen die Ketzer anzutreiben. Der wunderlichste Zustand, der sich denken läßt, trat ein. Verfolgungen und Begünstigungen der Reformirten, Scheiterhaufen und Gnadengeschenke, Bücherverbote und Ahndungen dieser Verbote neben einander und mit einander abwechselnd. Margarethe unterstützte die Anhänger der Glaubensreinigung in Frankreich und auswärts mit Gelde; sie sorgte dafür, daß einige Geistliche, die im Herzen Lutheraner waren, als Prediger in Paris angestellt wurden, insbesondere der Doktor der Sorbonne Gerard Roussel und die Augustinermönche Bertault und Courault. Sie vermochte über den Beichtvater des Königs, den Bischof von Senlis und ebenfalls Doktor der Sorbonne Guillaume Parui soviel, daß er ihr zu Gefallen die kirchlichen Horen ins Französische übersetzte und dabei Manches, was ihr abergläubisch vorkam, unterdrückte. Endlich schrieb sie selbst ein Buch und ließ es drucken, unter dem Titel „Spiegel der sündigen Seele" (Miroir de l'âme pêcheresse): es war ein Erbauungsbuch in Versen, worin — sagt Beza, der nachmalige treue Gehülfe Calvin's in Genf — manche Züge vorkamen, die man in der römischen Kirche nicht gewohnt war, nichts von Heiligen, nichts vom Verdienst der Werke, und kein anderes Fegefeuer als Christi Blut.

Die Sorbonne erklärte dieses Buch für ketzerisch und anstößig; der König stellte die Sorbonne deswegen zur Rede; der damalige Rektor der Universität, Nicolaus Copus (wohl eigentlich Kopp, ein Baseler von Geburt) verwarf die Zensur der Sorbonne; es wurde indessen gegen Margarethe gepredigt; im Collège de Navarre führte man ein Stück auf, worin sie als Furie vorkam: der König ließ die Acteurs ins Gefängniß werfen; der Franziskanerguardian in Issoudin schalt sie öffentlich Lutheranerin und sagte, sie verdiene im Sack ersäuft zu werden: kaum konnte sie verhindern, daß nicht der König diesen Guardian so ersäufen ließ. Von dieser Art war der Zustand damals in Paris und in Frankreich überhaupt.

Jean Calvin aus Noyon in der Picardie, ein junger Mensch von ausgezeichneten Fähigkeiten, hatte Paris, wo er nach dem Willen seines Vaters sich zum Geistlichen bilden sollte, berührt von dem neuen Geiste der Zeit und dem kirchlichen Wesen abgeneigt unlängst verlassen, um in Orleans unter Pierre de l'Etoile (Petrus Stella) die Rechtswissenschaft zu studiren, war dann nach Bourges gegangen, wo seit 1525 der berühmte Andrea Alciati die Rechte lehrte, hatte dabei doch auf seine Weise die theologischen Studien fortgesetzt, und, um sich in ihnen noch zu vervollkommnen, in Bourges von dem dortigen Professor Melchior Wol-

mar, einem Deutschen und Lutheraner, die griechische Sprache erlernt. Begeistert für das reine Evangelium kehrte er im Jahre 1533 nach Paris zurück, ein feuriger vierundzwanzigjähriger Jüngling, und sammelte dort bald Alles um sich, was der Glaubensreinigung irgend zugethan war. Der schon erwähnte Rektor Copus, der sich ihm ebenfalls anschloß, hatte, nach dem Brauche der Universität, am Allerheiligentage eine feierliche Rede zu halten, und diese Rede, unter dem Einflusse Calvins verfaßt, fiel so aus, daß der Rektor, vor das Parlament zitirt, es für gerathener hielt aus Paris zu entweichen. Calvin wurde in seiner Wohnung, wo ihn die Schergen des Parlaments suchten, zufällig nicht gefunden; Freunde aber, deren Briefe man dort fand, wurden eingezogen und geriethen in eine Gefahr, der sie nur die eifrige Fürsprache der Königin von Navarra für diesesmal wieder entriß. Die Heftigkeit der strengen Katholiken kam der Fürsprecherin beim Könige trefflich zu Statten. Besonders Noel Beda, Doktor der Sorbonne und damals Vorsteher des Collège Montaigu, auch er aus der Picardie, ein ergrimmter Eiferer für den kirchlichen Glauben und erbitterter Ketzerfeind, legte seiner scharfen Zunge keinen Zügel an und schonte kein hohes Haupt: als er so weit ging, die Austreibung eines gewissen Gerard, den die Königin von Navarra an ihrem Hofe

predigen ließ, unter Drohungen gegen den König selbst zu fordern, wurde statt dessen er auf des Königs Befehl aus Paris gewiesen. Franz scheint damals, des wilden Religionszwistes wirklich müde, an irgend eine Ausgleichung und Versöhnung der Parteien im Ernste gedacht zu haben: er ließ seinen Rath Guillaume du Bellay, Herrn von Langey, des Bischofs von Paris Jean du Bellay Bruder, der ein ebenso schlauer und gewandter Diplomat als guter Heerführer war, mit Philipp Melanchthon wegen einer Reise dieses sächsischen Reformators nach Paris, um dort eine Vermittelung der Gegensätze unter den Theologen versuchen, angelegentlich unterhandeln. Aber wie durch Vermessenheit der kirchlichen Partei hervorgerufen, so wurde jetzt des Königs friedfertige Stimmung durch Vermessenheit der reformatorischen Partei wieder vernichtet. Eines Morgens fand man ein Plakat gegen das Meßopfer und andere Glaubensartikel in den Straßen von Paris und selbst an der Thür des königlichen Schlafzimmers angeheftet. Der König war außer sich vor Zorn; ein öffentlicher Sühngottesdienst wurde veranstaltet, dem der König mit seinen drei Prinzen entblößten Hauptes beiwohnte; Courault und Girard Roussel wurden eingekerkert; Viele entflohen; auf den Hauptplätzen der Stadt wurden achtzehn der Ketzerei Angeschuldigte lebendig verbrannt; er würde seine eigenen Kinder nicht verschonen, sagte Franz, wenn

er sie von dieser gräulichen Ketzerei angesteckt wüßte. Dies war im October 1534.

Daß nachmals die Unterhandlungen mit Melanchthon fortgesetzt wurden, war augenscheinlich nur ein Akt der Politik: das Einverständniß mit den protestantischen Fürsten war dem Könige bei seinen Händeln mit dem deutschen Kaiser zu wichtig; und was hätte wohl den Riß zwischen dem Reichsoberhaupte und den mißvergnügten Ständen, an dessen Ausfüllung man in Deutschland arbeitete, unheilbarer erweitern können, als eine Reise Melanchthon's, die sich, wie dies auch der Kurfürst von Sachsen sehr gut fühlte und in einem Schreiben an seinen Kanzler Brück aussprach, leicht für eine diplomatische Sendung nach Paris halten und ausgeben ließ? Was die Ketzerverfolgungen in Frankreich betraf, so behauptete der König und sein Unterhändler Du Bellay den Deutschen gegenüber, es hätten diese nicht etwa Anhänger des „reinen evangelischen Glaubens", sondern nur einige Anabaptisten, Schwärmer und Rottirer betroffen. Eine solche Behauptung konnte damals mit einigem Scheine aufgestellt werden: von den Lutheranern und Reformirten wurden die Wiedertäufer, die Leugner der Dreieinigkeitslehre und dergleichen Sekten nicht weniger als die Päpstischen gehaßt. Calvin war in diesem Jahre, 1534, eigends nach Paris gekommen, um daselbst einen theologischen Strauß mit Michael

Servet auszufechten, mit diesem „unseligen Ungeheuer", das — die Einheit von Dreien für unmöglich hielt; und Beza belegt andere Sektirer, deren man in Paris dazumal gefunden habe, mit dem Namen von Libertinern, in denen sich die „fluchwürdige Sekte" der Karpokrazianer mit ihrer Leugnung der Gottheit Christi, und dann auch wohl — denn Ketzer müssen immer Teufel sein — mit ihrer scheußlichen Sittenlosigkeit wiederhole.

Erinnern wir uns, daß es das Jahr 1532 war, in welchem Loyola seinen philosophischen Kursus beendet hatte und sich der Seelen wieder anzunehmen begann, also eine Zeit, da an der Universität die Aufregung wegen der neuen Lehre, der Eifer des Proselitenmachens von beiden Seiten und die Erbitterung der Parteien gegen einander in stetem Wachsen begriffen war. Dem aufmerksamen Mann entging natürlich diese ganze Bewegung nicht: er machte sich allmählich mit den Grundsätzen und Absichten der Neuerer bekannt. Ueber ihn selbst vermochten die Ideen nichts, von welchen sich so Viele hinreißen und begeistern ließen. Wenn es den Neuerern um eine Reform der Sitten in der Kirche zu thun gewesen wäre, so würde er ihnen freudig die Hand geboten haben; aber es galt zumeist und zunächst der kirchlichen Lehre und der kirchlichen Verfassung. Und

das Antasten dieser wie jener war Frevel in den Augen Loyola's.

Daß die Kirche hinsichts der Sitten ausarten und einer Reinigung bedürfen konnte, lehrte die Geschichte, wie der Augenschein, und es schien erklärlich, da ja die Sitten Sache der Menschen sind; wie aber wäre es denkbar gewesen, daß hinsichts der Lehre je eine Reinigung nöthig werden konnte, da die Lehre, wenn es überhaupt für deren Richtigkeit und Glaubwürdigkeit eine Bürgschaft geben soll, nothwendig unter Gottes eigener Obhut stehen muß. Meinen, daß Christus seine Braut habe können in Irrthum fallen lassen, hieß ja nichts anderes als ihm die Liebe oder die Macht der Offenbarung absprechen und nicht glauben an die lebendige Gegenwart des heiligen Geistes in der Kirche. Ignaz fand, wie wir wissen, die Aufgabe des Christen darin, daß der Wille entflammt werde, sich von der Welt loszusagen und den himmlischen Gütern nachzutrachten. Hierzu war allerdings das Wissen von Gott und seinem Reiche nöthig; aber eben deshalb mußten die Gegenstände dieses Wissens dem Menschen durch Gottes Veranstaltung unzweifelhaft und völlig fertig dargeboten sein, so daß der Mensch sie nur mit dem Glauben zu ergreifen brauchte. Wenn die Wahrheit in der Kirche erst noch gesucht werden mußte, wie sollte dann der Christ jemals zum Anbeten in der Wahrheit

gelangen? Wenn der Mensch nie mit dem Forschen fertig würde, wie sollte er es dann je zum Handeln bringen? Ignaz sah wohl, daß die Gegner behaupteten, es sei allerdings die Wahrheit in der Kirche unzweifelhaft offenbar gewesen, nur durch Schuld der Menschen sei diese offenbare Wahrheit verdunkelt und entstellt worden, und es wäre nur nöthig, sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit, sie so wiederherzustellen, wie sie in der heiligen Schrift anzutreffen sei. Aber Ignaz sah zugleich, daß der Inhalt der heil. Schrift verschiedener Auslegung fähig war, und in der That von den verschiedenen Religionsparteien, die sich gebildet hatten, verschieden ausgelegt wurde: wer sollte entscheiden, welche Auslegung die rechte wäre, wenn dies nicht mehr die Kirche unter Leitung des heiligen Geistes that? Und was denn sonst thäte der heilige Geist in der Welt, wenn er nicht die Kirche leitete? War die Irrthumsfähigkeit der Kirche einmal zugegeben, so gab es keine Gewißheit des Glaubens mehr. Aller Willkür des Meinens, Wollens und Handelns war dann Thür und Thor geöffnet. So konnte denn Loyola in der Auflehnung gegen das Urtheil der Kirche in Glaubensfachen nichts erkennen als einen Geist der Widerspenstigkeit, der Selbstüberhebung, des Dünkels, des Hanges nach Ungebundenheit, wie solcher dem ungebrochenen Wesen des natürlichen Menschen einzuwohnen pflege, und kurz die

Befriedigung eines satanischen Gelüstes. Die Kirche, sagten zwar die Gegner, sei allerdings vom Geiste nie verlassen gewesen, aber nur die wahre Kirche, und diese sei unsichtbar. Allein der Gedanke an eine unsichtbare Kirche war für Ignaz ein Ungeheuer, das in seinem Kopfe keinen Raum fand. Was für ihn eine Wahrheit haben sollte, mußte sich anschauen lassen, mußte irgendwie Gestalt haben, wenn auch nur eine phantastische Gestalt. Sein bisheriger Bildungsgang, seine ganze innere Entwicklung forderte dies. Hatte sich doch selbst das Wesen der dreieinigen Gottheit, das seit dem Rückgange des Sohnes zum Vater gewiß in der Unsichtbarkeit wohnen mußte, ihm zu einem sinnlich wahrnehmbaren Bilde gestaltet. Und nun gar die Kirche, die ja schon Paulus als den Leib Christi, als einen Leib mit Haupt und Gliedern darstellte! Wozu auch, dachte Ignaz, hätte Gott auf Erden eine Kirche gestiftet, wenn nicht um in ihr das unsichtbare Reich seiner Herrlichkeit sichtbar erscheinen zu lassen? Wäre es dem allweisen und allmächtigen Gott anständig gewesen, ein Werk zu schaffen, das nicht seinem Zweck vollkommen entspräche, es anzufangen und nicht fortzuführen, den Grund zu legen und nicht auf diesem Grunde weiter zu bauen, Christi Jüngern den unfehlbaren Geist der Wahrheit einzugießen, und nicht deren Nachfolgern, eine sichtbare Kirche eigends ins Leben zu rufen, um sich hintennach

doch wieder mit seinem unsichtbaren Reiche zu begnügen? Nein, es war in Loyola's Augen wiederum nur der Geist des Eigenwillens, der Empörung wider Ordnung, Zucht und Gehorsam, welcher sich in den überall auftauchenden Bestrebungen zum Umsturz der Hierarchie zu erkennen gab. Ihm war bisher Unterwerfung seines Willens unter ein festes Gesetz das Ziel seiner ganzen Arbeit an sich selbst und die höchste Aufgabe seines Lebens gewesen; ein Gesetz aber, das sich nicht in einer wirklichen, leibhaften Ordnung und in einem persönlichen Regiment verkörpert hätte, konnte ihm nur ein leeres Spiel dünken. Und so stand es bei ihm von vorn herein fest, daß eine Kirche die nicht sichtbar wäre, keine, eine Kirche die nicht nach dem Grundsatze der Einheit schön gegliedert und weise geordnet wäre, nicht die heilige, und eine solche die nicht die Gnade einer unfehlbaren Lehre hätte, nicht die wahre Kirche sein könne.

Von dem Gedanken Heiden zu bekehren, der ihm bei der Uebernahme seiner geistlichen Ritterschaft zuerst vorgeschwebt hatte, haben wir ihn durch die Umstände genöthigt zu dem Vorsatz übergehen sehen, innerhalb der Kirche Seelen für den himmlischen Beruf des Christen zu erziehen.

Jetzt in Paris erkannte er, daß ihm neben dieser Aufgabe noch eine andere gestellt war, nämlich die, der dräuenden Zerrüttung der Kirche nach Kräften entgegenzuarbeiten.

Viele sah er in Gefahr des Abfalls schweben, Andere täglich von der Kirche abfallen; es galt, Jene zu warnen und zurückzuhalten, Diese zur Umkehr in den Schoß der Kirche zu vermögen. Wie dankbar ihm Xavier in ersterer Hinsicht war, haben uns dessen eigene oben angeführte Worte gezeigt. Daß Ignaz auch in letzterer Hinsicht mit Erfolg thätig war, erzählt Maffei. Die Meinungen die in seinen Augen seelenmörderisch waren, sah er im Jahre 1534 in Paris auch lebensgefährlich werden: dies konnte seinen Eifer nur beleben, noch bei Zeiten so Viele als er vermochte, vor dem ewigen Untergang zu retten. Er brachte es in diesem Jahre, sagt Maffei, bei Vielen, deren Irrthümer er mit Glück bekämpfte, dahin, daß sie sich dem mit der Bewachung der Glaubensreinheit beauftragten päpstlichen Legaten — ein eigentliches Inquisizionstribunal wie in Spanien und Italien gab es in Frankreich nicht — freiwillig stellten, um sich von dem Makel der Ketzerei zu reinigen.

Der Sieg über Xavier war ein glänzender Erfolg. Xavier besaß Weltbildung und gelehrte Kenntnisse, weit mehr als Ignaz, und er bildete sich auf seine Vorzüge nicht wenig ein. Er war im Disputiren gewandt, und nicht der Mann der es leicht erträgt, den Ansichten Anderer zu weichen. Er liebte den Glanz und war es gewohnt, der Mittelpunkt glänzender Kreise zu sein; er war ganz Weltkind, ein geräuschvolles und wechselreiches

Leben war ihm Bedürfniß. Es war keine Fiber in ihm, die nicht dem was Ignaz aus ihm machen wollte, widerstrebt hätte. Und aus eben diesem widerstrebenden Stoffe machte Ignaz sein treuestes, hingegebenstes Geschöpf. Nichts zeigt auffallender die Stärke und Feinheit des Herrschergeistes, den Loyola in sich ausgebildet hatte; nichts zugleich auffallender das Uebergewicht eines abgeschlossenen Charakters über unvollendete, wenn auch mit noch so schönen Fähigkeiten und mit noch so reichen Vorzügen ausgestattete Geister. Franz Xavier und Andere welche Ignaz damals seiner Richtung und seinen Zwecken unterwarf, wurden später willensstarke, entschlossene und beharrliche Männer. Aber als Ignaz sich ihrer annahm, waren sie es nicht: sie wurden es erst durch seine Zucht. Wollte man sich dagegen vorstellen, daß Ignaz seine Kraft an Jean Calvin versucht hätte, so würde sie an diesem Felsen sicherlich gescheitert sein; denn Calvin, so jung er war, zeigte schon damals einen nicht weniger entschiedenen Charakter als Ignaz. Mit Calvin scheint übrigens Ignaz in keine persönliche Berührung gekommen zu sein, wie sehr auch in Paris die Wirkungskreise beider Männer, wenigstens im Jahre **1533**, einander schneiden mußten.

Von seinem Freunde behutsam angeregt, suchte Xavier jenen reformatorischen Ansichten, mit denen er durch ihre Kühnheit und Neuheit gereizt, in oberflächlicher

Weise gespielt hatte, tiefer auf den Grund zu schauen. Nun überraschte ihn, so oft er mit Ignaz darüber sprach, die Schärfe und Klarheit, womit dieser in das Wesen und die Bedeutung der neuen Ideen eindrang, die Leichtigkeit mit welcher er das Gewirr der Gründe und Behauptungen auflöste, die Zweifel zerstreute und die Bedenken hob. Je mehr dadurch seine Achtung vor dem überlegenen Urtheil seines Freundes wuchs, desto unsicherer fühlte er sich in seinem eigenen Geiste, desto unentbehrlicher wurde ihm der Freund. Er schloß sich diesem so eng an, verstattete ihm allmählig so großen Einfluß auf die eigenen Entschlüsse, daß Ignaz daran denken konnte, bei dem Jüngling auf eine Umgestaltung seiner ganzen Lebensrichtung hinzuwirken. Fürs Erste mußten ihm auch hierbei noch Franzisko's Schwächen zur Handhabe dienen. Ein so edles Herz wie deines, sagte er ihm, ist nicht dazu geschaffen, sich mit den eiteln Ehren dieser elenden Welt zu begnügen; höher, höher, Freund! wird nothwendig dein Flug gehen. Franzisko giebt der schmeichelnden Lockung dieses Gedankens nach; ja, er will, d. h. er will und er will nicht; er wollte wollen, hielte nur nicht mit so weichen Liebesarmen ihn die Welt fest. Er kämpft, kämpft lange und schwer, und das Ende dieses inneren Kampfes ist der Vorsatz, sich ganz, sich mit Leib und Seele der Leitung seines Freundes zu überlassen. Ignaz nimmt

das Anerbieten an, er ist bereit ihm den Weg der Vervollkommnung zu weisen. Der Anfang, sagt er ihm, sei damit zu machen, daß man diejenige Leidenschaft zu entdecken suchen müsse, die am meisten das Herz beherrscht, und das Nächste sei dann, daß man diese Leidenschaft bekämpfe. Er bringt Xavier dahin, daß er seine Eitelkeit erkennt und eingesteht. Jetzt heißt es nicht mehr: ein so edles Herz wie deines; das Blatt ist umgewendet, und es heißt jetzt: wenn dir Einer von deinem edlen Herzen spricht, so antworte: Satan, hebe dich weg von mir! Ignaz läßt ihn sich in der Demüthigung seiner selbst mit allem Fleiße üben. Den innerlichen Mitteln müssen äußerliche zu Hülfe kommen; mit Geißeln, Fasten, Bußübungen aller Art kreuzigt Franzisko sein Fleisch. In der Zeit der Ferien macht er die ganze Reihe der von Ignaz erfundenen geistlichen Uebungen durch, in tiefer Einsamkeit, alle seine Gedanken auf den Himmel gerichtet, vier Tage ohne Nahrung zu sich zu nehmen, in überschwenglichen Gefühlen und heiligen Entschlüssen. Er war ein verwandelter Mensch. Von seinem früheren Wesen war ihm nichts geblieben als die Unersättlichkeit. Eine nie zu stillende Begierde, sich ebenso zu demüthigen, wie er sich ehemals in unmäßigem Stolz überhoben hatte, und sein schwärmerischer Hang gaben ihm die seltsamsten Mittel ein, sich weh zu thun und zugleich seine ausschweifende

Einbildungskraft zu befriedigen; z. B. daß er — wie ein alter Bericht erzählt — betete an Händen und Füßen gebunden, worin er nicht nur eine Kreuzigung seines Fleisches, sondern auch eine Anspielung suchte entweder auf die Regungslosigkeit in welcher er seinen Geist Gott überliefern wollte, oder auf die Behandlung Jenes (Matth. 22, 11—12) der bei der Hochzeit ohne hochzeitliches Kleid erschien.

Außer Lefèvre und Xaviero schlossen sich noch vier andere junge Leute aufs Engste an Ignaz an, drei Spanier, Jacob Lainez, Alfonso Salmeron, Nicolao Bobadilla, und ein Portugiese, Simon Rodriguez.

Fast alle diese machte sich Ignaz durch seine geistlichen Uebungen zu eigen. Lainez, der aus Alcala theils Studirens halber, theils schon um Ignaz aufzusuchen, nach Paris gekommen war, machte die Uebungen mit Salmeron und Lefèvre zugleich. Diese Uebungen hatten für die Menschen jener Zeit, wie alles beweist was man darüber erfährt, einen unaussprechlichen Reiz, und die Wirkungen welche sie hervorbrachten, waren erstaunlich. In einer gegen Ende des Jahrhunderts abgefaßten Anweisung (directorium in Exercitia, 1599) heißt es in Bezug auf dieselben: „Die meisten der Unsrigen, vorzüglich in den ersten Zeiten, erlangten durch sie den Geist der Berufung, und es kann mit Wahrheit gesagt werden, daß die Gesellschaft diesen

Uebungen ihr erstes Dasein, sowie dann auch ihr späteres Wachsthum verdankt." Noch in unseren Tagen wird in der Gesellschaft Jesu die Ansicht festgehalten, daß — wie es z. B. ein neuerer Jesuit, Pater Rossignoli ausdrückt *) — diese die unvergängliche Quelle sei, aus welcher der Orden alles schöpfe, was er irgend etwa zum Heile der Seelen wirke. Manche Jesuiten sind in ihrer Vorliebe für die Uebungen so weit gegangen, daß sie riethen, der Orden möge jede andere Art der Wirksamkeit fahren lassen und sich ganz auf den Unterricht in den Uebungen beschränken; mit diesen allein, meinten sie, würde er am ehesten dahin gelangen, alle Welt zu bekehren und auf den Weg der Vollkommenheit zu leiten. Schon Ignaz selbst legte auf diese Uebungen einen vorzüglichen Werth: sie waren die Frucht seiner inneren Erfahrungen, und in ihrer Wirkung auf die Seelen Anderer bewährten sie sich ihm tagtäglich mehr. Er gewöhnte sich daher, in ihnen das zuverlässigste Mittel zu erblicken, um die Menschen zu einer Erneuerung ihres Sinnes und zu einer gänzlichen Umgestaltung ihrer Lebensweise zu bewegen, und so

*) In einer Schrift „Notizen über die geistl. Uebungen" (Notizie memorabili etc. Rom 1835). „Se la Comp. opera qualche poco a beneficio e salute de' prossimi, tutto prende da questa fonte perenne degli Essercizj."

ließ er sich denn keine Mühe verdrießen und keine Gelegenheit, wie wunderlich sie war, entschlüpfen, um Jedem, mit dem er näher umging, seine geistlichen Uebungen aufzunöthigen. Eines der auffallendsten Beispiele ist dieses. Er kannte einen Doktor in Paris, den er längst gern für das Trachten nach dem was droben ist, gewonnen hätte: doch dem Lebemann war nicht beizukommen. Eines Tages, da Ignaz ihn besucht, findet er ihn beim Billard *), und wird aufgefordert, mit ihm eine Partie zu machen. Ich verstehe das Spiel nicht, sagt Ignaz. Du sollst es lernen, versetzt der Doktor. Jemehr der Eine sich weigert, desto dringender wird der Andere. Gut, sagt endlich Ignaz, ich spiele, doch nicht um Nichts; die Bedingung sei diese: wer verliert, gehöre dem Sieger dreißig Tage lang in der Art, daß er verpflichtet sei, alles zu thun, versteht sich, in erlaubten und ehrbaren Dingen, was ihm dieser auferlegt. Der Doktor willigt ein. Und Ignaz — seltsames Glück, das dem der stark will, immer zu folgen scheint! — Ignaz, der nie einen Ball berührt hatte, gewinnt; und der Doktor, durch sein Wort gebunden, muß — was sonst? — am nächsten Tage mit den geistlichen Uebungen beginnen.

*) Lusus globulorum qui super mensam certa quadam ratione jaciuntur, sagt Ribadeneira umschreibend. Das Billardspiel war wenigstens damals schon erfunden.

Manche Andere, wie z. B. der heil. Filippo Neri, haben nach Ignaz geistliche Uebungen entworfen: Keiner von Allen hat damit gleiche Erfolge hervorgebracht wie Ignaz mit den seinigen. Noch jetzt wird, wer in katholischen Ländern Diejenigen fragen will die es mit den Ignazischen Uebungen versucht haben, über deren Wirkung auf die Seele Wunderdinge hören können.*) Der Zauber welchen sie so lange Zeit auf gläubige Gemüther ausgeübt haben und noch ausüben, scheint darauf zu beruhen, daß sie die Einbildungskraft nicht auf eine regellose Weise und bis zum Ueberdruß beschäftigen; vielmehr mit klug gewählten und in reicher Abwechselung dargebotenen Mitteln, gleichsam kunstmäßig, versetzen sie dieselbe theils in eine solche Spannung, welche, steter Steigerung fähig, weil sie nie das Maß der Kraft erschöpft, in der That von Stufe zu Stufe gesteigert wird,

*) Mir selbst ist dies in Rom begegnet; und zwar mit Männern von vielem Verstand und sehr besonnenem Wesen. — Man sehe auch z. B.: Augustin Theiner „Gesch. der geistl. Bildungsanstalten". (Mainz 1835) im Vorworte. — In: „Geistesübungen nach der Weise des h. Ignatius, gegeben zu Gratz 1839 v. Dr. A. Schlör" (Gratz 1840) heißt es (Vorw. S. VII.): „Die Ignatianischen Exercitien bilden die sinnreichste, ihren Zweck ganz psychologisch berechnende und systematisch verfolgende Combination von aszetischen Heilmitteln, deren redlicher Gebrauch die Umwandlung der Exerzitanten fast unfehlbar bewirken muß."

theils halten sie sie auf jeder einzelnen Stufe bei bestimmten Gegenständen so lange fest, bis der Geist sich in diesen befriedigt und in seiner Befriedigung Freude gefunden haben kann. Es ist, wie schon oben angedeutet*), ein wohlberechnetes System von Uebungen. Und mit Recht sagt Bouhours in seiner Geschichte Loyola's: Er ist es, der zuerst die Verbesserung des Wandels in eine Methode gebracht und auf neue und eigenthümliche Art die Bekehrung des Sünders so zu sagen zu einer Wissenschaft gemacht hat.

*) S. 82.

Das System der geistlichen Uebungen.

Wie der Körper zu seiner Gesundheit der Uebungen bedarf, so die Seele. Dies ist der Gedanke von welchem Loyola bei der Erfindung seiner geistlichen Uebungen ausging, und welchen er an die Spitze des Büchleins gestellt hat, das die Anleitung zu denselben enthält.

Aber hüten wir uns, hier an der Schwelle der Ignazischen Uebungen, uns von derjenigen Gesundheit der Seele, welche der Mann des sechszehnten Jahrhunderts im Auge hat, ein Bild nach den uns jetzt geläufigen Vorstellungen zu machen! Erinnern wir uns, daß für ihn die Bestimmung des Menschen nicht ist, dieser Welt mit seinen Gedanken und mit seinem Thun anzugehören, sondern alle seine Kräfte Gott zu opfern und im irdischen Schein und Wesen ein himmlisches Leben zu führen. Gesund sein heißt in diesem Sinne von allen irdischen Neigungen los sein. Gesunden heißt die Welt verachten ler-

nen. Vollkommene Weltverachtung und Vereinigung des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes ist das Ziel, das erreicht werden soll. Und zu der Erreichung dieses Zieles wollen die geistlichen Uebungen verhelfen.

Das schon erwähnte Directorium von 1599 drückt ihre Bestimmung so aus: „Was die Uebungen, und zwar auf sehr wirksame Weise, leisten, ist dies, daß sie die Seele für die Gaben des heiligen Geistes empfänglich machen; denn erstlich ziehen sie dieselbe von jeder anderweitigen Beschäftigung ab und versetzen sie in einen Zustand des Alleinseins mit sich; zweitens, nachdem sie ihr gleich von vorn herein das höchste Ziel des Menschen vorgehalten, nämlich die ewige Seligkeit, zeigen sie ihr wie weit sie von diesem Ziele entfernt sei, so daß ihr die Sünden schmerzlich leid und verhaßt werden müssen, während die Schönheit der Tugend ihr entgegentritt, zu deren Uebung Christi Beispiel einladet; und endlich noch geben sie Anleitung, das ganze Leben nach Gottes Willen und Geheiß umzuändern, sei es nun daß Jemand in einen andern Stand zu treten beschließe, oder daß er nur auf Besserung in demjenigen welchem er angehört, Bedacht nehme."

Die Uebungen sind also, wie dies hier ausdrücklich erklärt ist, nicht für irgend einen bestimmten Stand, etwa nur für Geistliche oder gar nur für Klosterleute

bestimmt. „Alle Menschen ohne Ausnahme, sagt das Direktorium an einer anderen Stelle, sind der göttlichen Gnade bedürftig, und es muß somit ihnen Allen um geeignete Hülfsmittel zu deren Erlangung zu thun sein.“ Die Exerzizien sind das Werk eines Mannes der sich noch durch kein Ordensgelübde gebunden hatte, und damals als er die ersten Grundzüge derselben aufzeichnete, noch gar nicht Willens war, sich durch ein solches zu binden. Erfahrungen an Anderen gemacht, die ebenso wenig als er Religiosen waren oder werden wollten, lagen der weitern Ausbildung, welche er den Exerzizien gab, zu Grunde. Und das Ganze der Exerzizien war vollständig ausgeführt und abgeschlossen, ehe sich daran denken ließ, daß dieselben ein Mittel abgeben würden, um zur Gründung eines Ordens Genossen zu werben. So tragen sie denn durchgängig den Character ihrer allgemeinen Bestimmung und einer unbeschränkten Anwendbarkeit. Allerdings, da sie die Begierde nach der Vollkommenheit, d. h. der Entäußerung des eigenen Willens, um völlig in Gott aufzugehen, wecken oder neu beleben und unterhalten sollen, so ist es möglich, daß sie auch zu dem Entschlusse führen, gleich einen solchen Stand zu erwählen, in welchem die Vereinigung mit Gott zur einzigen und ausschließlichen Lebensaufgabe wird, oder, um den uns schon bekannten kürzeren Ausdruck zu gebrauchen, in den Stand der Vollkommenheit

zu treten; es ist möglich, ja es ist streng genommen das letzte und eigentliche Ziel der Uebungen, aber es ist keine nothwendige Folge ihres Gebrauches und bei ihrer Anlage keineswegs beabsichtigt. Es mußte vielmehr davon ausgegangen werden, daß, wie der Apostel Paulus sagte, Jeder seine eigene Gabe von Gott habe, der eine so, der andere so, und daß nun einmal um der leidigen Schwäche des Fleisches willen nicht an alle Menschen die Zumuthung gestellt werden könne, das beste Theil zu erwählen. Mit seinen Uebungen wollte Ignaz nicht den wenigen Auserwählten, sondern Allen nützen. Und da es bei diesen Uebungen nicht um einen vorübergehenden Rausch, sondern um die Hervorbringung ausdauernder Gesinnungen und nachhaltiger Entschlüsse zu thun war, nicht um Entflammung der Phantasie — denn diese sollte nur als Werkzeug dienen — sondern, wie Ignaz selbst es ausdrückt, um Entflammung des Willens, so trug er dafür Sorge, daß in den Uebungen selbst Jedem die Mittel geboten würden, sich über das worauf sie abzwecken und wozu sie möglicherweise führen können, ein deutliches Bewußtsein zu verschaffen; damit Niemand, von jener Aufgabe, die nun einmal nicht für Alle ist, augenblicklich hingerissen, in einer vorübergehenden Anwandlung sich zu übereilten Gelübden verleiten ließe, Jeder vielmehr bedächte, daß er sich in denjenigen Beruf, den ihm Gott zugetheilt, schicken,

und nur darnach trachten müsse, in diesem Berufe gottselig zu leben. Die Beschäftigung mit der Berufswahl nimmt daher in den Ignazischen Uebungen eine wichtige Stelle ein; oder, wenn der Beruf des Uebenden schon feststeht, statt der Wahl, die Beschäftigung mit Erwägungen die zu einem bessern Verständniß des besonderen Berufes, und mit Entschlüssen die zu einer besseren Erfüllung desselben führen können. Ein Zug der den Ignazischen Uebungen eigenthümlich und für deren Character höchst bezeichnend ist.

Sonst nämlich dienen zu asketischen Uebungen immer nur solche Verrichtungen, welche mit den Zwecken des irdischen Lebens gar nichts gemein haben, sondern im Gegentheil darauf berechnet sind, diese Zwecke zu vernichten, oder wenigstens aus den Gedanken des Menschen zu verbannen, als: Entbehrungen, Kasteiungen, Gebet und innere Beschauung. Hier nun finden wir in den Kreis der Uebungen, neben den genannten Stücken, einen neuen Bestandtheil hineingezogen, welcher dazu dient, die irdischen Zwecke, anstatt sie zu vernichten, oder fernzuhalten, vielmehr dem höchsten Zwecke dienstbar zu machen und zu heiligen. Es geschieht hier allerdings was schon durch Paulus geschehen ist, wie aus dem ersten Briefe an die Korinther zu ersehen, und was, weil das Irdische in gewissen Dingen nun einmal durchaus sein Recht fordert, freilich wohl von Allen die ein

himmlisches Leben auf Erden zu führen suchen, irgendwie geschehen muß; aber es geschieht hier auf eine neue Weise. Paulus will zwar, daß Jeder bleibe in dem Beruf darin er berufen ist; aber er verlangt, daß die da Weiber haben, sich so fühlen sollen, als hätten sie keine, und die da weinen, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freuten sie sich nicht, und die erworben haben, als besäßen sie nicht; kurz, daß man zwar aus der Noth eine Tugend mache und die Bedürfnisse befriedige, aber ohne mit Sinn und Gedanken dabei zu sein; daß man die irdischen Dinge nicht allein als nichtige erkenne und mit einer gewissen sittlichen Verachtung genieße, sondern daß man sie, indem man sie gebraucht, empfindungslos gebrauche, nicht wie Dinge, deren guter Gebrauch zu Gottes Ehre gereichen könnte, sondern wie solche, deren Gebrauch überhaupt dem Dienste Gottes zuwider und nur um der äußersten Noth willen zu verstatten sei.

Den ungeheuern, weltvernichtenden Gedanken des alten Heidenapostels vermochten die Menschen des sechzehnten Jahrhunderts nicht mehr vollkommen und unbedingt in sich aufzunehmen. Im sechzehnten Jahrhundert sehnte man sich noch immer nach dem Himmel, ja heftiger denn je; allein man konnte den Gedanken an die Erde nicht mehr los werden. Während die alten Vorstellungen im Allgemeinen unerschüttert blieben, denen

zu Folge die wahre Welt, für welche der Mensch von Ursprung her geschaffen sei, nicht auf Erden, sondern anderswo, jenseits, in unsichtbaren Regionen gesucht wurde, hatten allmählig die Gegenstände der wirklichen Welt eine solche Macht über die Seelen der Menschen gewonnen, daß ihnen unwillkürlich ein eigener, ihnen selbst einwohnender Werth beigelegt wurde. Mit der alten Weltverachtung wie sie Paulus gehegt, wie die folgenden Jahrhunderte in ihren Einsiedeleien und klösterlichen Einrichtungen sie weiter entwickelt hatten, ging es nun nicht mehr. Es war ein Zustand eingetreten, der eine Umwandlung des christlichen Lebens nur deshalb so unerbittlich forderte, weil eine Umwandlung des christlichen Grundgedankens unbewußt bereits Statt gefunden hatte.

Die Reformazion des sechzehnten Jahrhunderts ist eine Reformazion nicht etwa nur der Sitten oder des kirchlichen Lehrgebäudes, sondern des ganzen Zusammenhangs von Vorstellungen welche die Menschen bis dahin beherrscht hatten, und diese Reformazion ging nicht blos in den protestirenden Gemeinden und in den von Rom sich ablösenden Staaten, sondern eben so sehr, wiewohl in anderen Formen, in der römischen Kirche selbst vor sich.

Die Aufgabe, welche jetzt dem menschlichen Geiste vorlag, war diese, den Gedanken, daß nur den himm=

lischen Gütern ein wahrer Werth beiwohne, und daß die irdischen Dinge völlig nichtig seien, mit dem unwiderstehlichen Gefühle, daß die irdischen Güter doch auch einen besondern Werth haben und ihr Recht an der inneren Befriedigung des Menschen fordern, auf irgend eine Weise, sowohl im Leben als in der Lehre in Einklang zu bringen.

Die Lösung dieser Aufgabe wurde auf zwei einander entgegengesetzte Weisen versucht.

Die deutschen und schweizerischen Reformatoren kehrten zu der alten Paulinischen Ansicht zurück, daß die irdischen Dinge eitel Unflat seien; aber sie zogen hieraus nicht die Folgerung, welche Paulus zog, daß man diese Dinge, wenn man sie gebraucht, so gebrauchen müsse, als gebrauchte man sie nicht. Vielmehr bildeten sie die Meinung aus, daß der Mensch sich an den irdischen Gütern, als an Gaben Gottes, erfreuen dürfe, wofern er nur nie dabei vergesse, daß diese Güter, wenn auch wohlthuend für ihn und genußreich, dennoch eitel und nichtig sind, ja, an sich selbst schlecht und verdammlich. Denn alles ist verdammlich was nicht Geist ist; wenn der Apostel das Fleisch verdammt, sagt Melanchthon, so meint er nicht etwa — wie die Sophisten behaupten — nur die grobe Sinnlichkeit, sondern er meint den ganzen Menschen, und verdammt alles was nicht Geist ist. Die ganze Natur ist in Folge des Sündenfalls

verdorben und verdammt. Wodurch werden nun diese verdorbenen und verdammten Güter fähig, dem Menschen zu einem nicht verdammlichen und verderblichen Genuß zu dienen? Dadurch, daß Gottes Wort und Geheiß hineingelegt wird. Denn das Wort, sagt Luther, „ist kräftig und heilig, und macht alle andern Dinge heilig." Die natürlichen Dinge bleiben also unter allen Umständen was sie an sich selbst sind, Koth und Unflath, aber indem der Mensch bei ihrem Genusse, statt die Befriedigung, welche er empfindet, ihnen beizumessen, das Geheiß Gottes bedenkt, durch welches ihm dieser Genuß geschenkt ist, macht er es sich möglich, das Unheilige mit Freude zu genießen, ohne sich dadurch zu entheiligen.

Umgekehrt verfuhren die Theologen der römischen Kirche. Eitel und nichtig sind auch in ihren Augen die irdischen Dinge; aber nicht an sich selbst schlecht und verdammlich. Sondern an sich selbst sind diese Dinge gleichgültig, weder gut noch schlecht. Schlecht und verdammlich sind sie Augenblicks, wenn der Mensch sie zu seinem eigenen Besten und um der Befriedigung seiner Lust willen gebraucht; dagegen sind sie sogleich gut und heilig, wenn sie im Dienste Gottes und zu Gottes größerer Ehre verwendet werden. In diesem Falle bleiben die Dinge also nicht was sie an sich sind, denn an sich sind sie, nach dieser Ansicht, gar nichts, weder

Gutes noch Böses; sondern sie selbst werden gute und heilige Dinge, weil sie dem guten und heiligen Gotte dienen; als bloße Mittel, die an sich weder gut noch schlecht sind, werden sie dadurch gut, daß sie zu einem guten Zwecke, und dadurch heilig, daß sie zu einem heiligen Zwecke verwendet werden. Man kann also, nach dieser Ansicht, die irdischen Dinge gebrauchen, wenn man sie zu einem heiligen Zwecke gebraucht, und man kann sich ihres Gebrauches freuen, wenn diese Freude nicht von dem Genusse selbst, sondern von dem Wohlgefallen an der größeren Ehre Gottes herrührt.

Das Endergebniß beider Ansichten ist also genau dasselbe, nämlich dieses, daß die irdischen Güter und die weltlichen Angelegenheiten nicht mehr verachtet und verschmäht, sondern gebraucht und gefördert werden sollen, und zwar nicht wider Willen und mit Abscheu, sondern mit Freude und Genuß. Nur die Begründung auf beiden Seiten ist verschieden; denn der einen Ansicht nach findet eine Befriedigung des Herzens troß der unvertilgbaren Schlechtigkeit der Dinge welche gebraucht und genossen werden, um des Gebers willen Statt, der durch sein Wort den Gebrauch und Genuß heiligt; nach der anderen, um der heiligen Absicht willen, welche diese Dinge ihrem Urheber zum Opfer bringt und dadurch sie selbst heiligt.

Im Sinne der katholischen Ansicht mußte, wie sich

aus diesen Betrachtungen ergiebt, sowohl die Wahl des Berufes, mochte es immerhin ein weltlicher Beruf sein, als auch der gottgefällige Wandel in jedwedem Beruf und Stand als ein Gottesdienst, als ein heiliges Werk betrachtet werden. Fortan waren es nicht mehr die Ekstasen und die Bußübungen der Asketen allein, welche das Leben zu heiligen vermochten. Und geistliche Uebungen, wie die Zeit sie forderte, mußten nicht ausschließlich auf den Himmel, sondern zugleich auf die Erde, als auf die Bahn, welche zum Himmel führt, gerichtet sein, mußten Weltverachtung lehren, aber nicht mehr eine solche, welche dahin führt, die Welt mit Haß von sich zu stoßen, sondern eine solche welche, die Welt für nichts weiter nimmt als für ein Mittel das zu höherem Zwecke verwendet werden soll, und mußten endlich alle Stände und Lebensgebiete umfassen und geeignet sein, Menschen jeder Art in allen Verhältnissen zur Heiligung ihres Lebens vorzubereiten und zu befähigen. Auf dies alles nahm Loyola Bedacht; er machte den Beruf als Gegenstand der Wahl und frommer Erwägung zu einem wesentlichen Bestandtheile seiner geistlichen Uebungen.

Diese merkwürdige Neuerung, in welcher der reformatorische Geist jener Epoche aufs Ueberraschendste hervortritt, beweist mehr als alles Bisherige, wie sehr Loyola der Mann seiner Zeit war. Blos seine persönliche Ueberlegenheit, welche allerdings hinreichend war, ihm

eine Anzahl von Verehrern und Anhängern zu verschaffen, hätte doch nimmermehr ein Werk wie das seinige ward, zu Stande bringen können. Aber die Schöpfung seiner geistlichen Uebungen zeigt uns, daß er mehr war als ein liebenswürdiger und großer Charakter, und macht uns die folgende Geschichte verständlich.

Verweilen wir hier noch einen Augenblick, ehe wir die Methode und den Gang der Uebungen im Einzelnen betrachten! Sähen wir in ihnen nichts weiter als ein phantastisches Spiel oder ein untergeordnetes Hülfsmittel, um schwärmerische Gemüther anzulocken und kindische Seelen zu vergnügen, so würde es nicht möglich sein, den Einfluß zu begreifen, welchen nicht nur Loyola auf einen engern Kreis von Anhängern, sondern bald auch die Gesellschaft die er stiftete, auf einen großen Theil der christlichen Welt grade durch diese Uebungen ebenso sehr gewann als befestigte. Die geistlichen Uebungen sind in der That der Ausdruck, die Darstellung und Verwirklichung derjenigen Richtung der Zeit, zu deren Mittelpunkt Loyola wurde.

Wir müssen dieser Richtung stets von Schritt zu Schritt die andere, mit welcher sie im Kampfe liegt, gegenüberstellen; nur indem wir beide mit einander vergleichen und aneinander messen, können wir jede von ihnen richtig beurtheilen. Loyola, mußte gesagt werden, war der Mann seiner Zeit; aber es muß hinzugefügt

werden, nur auf der einen Seite der doppelten Entwicklung, welche wir im sechzehnten Jahrhundert vor sich gehen sehen.

Das Ergebniß der Vorstellungen welche sich die Menschen damals von dem Wesen der irdischen Dinge und von dem Gebrauchsrecht des Menschen an diesen Dingen machten, erschien uns auf beiden Seiten dasselbe, und nur auf verschiedene Art begründet. Aber es muß hierbei auch nicht übersehen werden, daß die weiteren Folgen aus diesem Ergebniß auf beiden Seiten eben so verschieden als die Begründung desselben sein mußten und wirklich waren. Die Betrachtungsweise der evangelischen Partei — dieser Name der immer ihr selbst der liebste war, ist in der That, wie sich weiter ergeben wird, der bezeichnendste für sie — ihre Betrachtungsweise hatte die praktische Folge, daß der Mensch sich gewöhnte, in zwei von einander völlig geschiedenen Welten zugleich zu leben und eine doppelte Person in sich darzustellen, eine himmlische und eine irdische, eine geistliche und eine politische Person, welche beide Personen stets unvermischt erhalten werden sollten.*) Dadurch

*) So sagt z. B. Luther, in einem sehr merkwürdigen Bedenken an Melanchthon (21. Juli 1530): „Bischof und Fürst (geistlicher und weltlicher Regent), Pfarrer und Familienvater ist zweierlei Person, und ich verlange beiderlei Person und Amt unvermischt, wenn auch ein und derselbe Mensch beide Perso-

wurde es möglich, die irdischen Angelegenheiten als ganz für sich bestehende, selbständige Angelegenheiten zu behandeln, die mit dem Reiche Gottes nichts zu schaffen haben, und bei denen man nur insofern auf Gott Rücksicht zu nehmen brauchte, als nichts geschehen durfte was wider ein ausdrückliches Gebot Gottes verstieße. Man fing also an, geistlicher Mensch nur in Gedanken, in Empfindungen und in einzelnen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden, vom alltäglichen Leben abgetrennten kirchlichen Handlungen, übrigens aber in der wirklichen Welt weltlicher Mensch, Familienglied und Bürger zu sein. Der unendlich wichtige und folgenreiche Fortschritt, der vermöge dieser Absonderung des Irdischen vom Himmlischen geschah, bestand darin, daß man nun endlich die irdischen Angelegenheiten, die man nicht mehr zu verschmähen, aber auch nicht, damit sie heilig würden, zu verdrehen brauchte, herzhaft und ehrlich angreifen lernte. Man gelangte nach und nach dahin, trotz der Vorstellungen vom Himmlischen, welche man beibehielt, und welche freilich mehr zu Gunsten der Gegenpartei als für die eigene Partei sprechen, die Welt und das Leben mit

---

nen in sich darstellt." (Personas impermixtas sicut et administrationes volo, etiamsi idem homo utramque personam gerere possit.) Ebenso in allem Uebrigen, worauf wir weiter unten umständlicher zurückkommen.

nüchternen Augen anzusehen, sich's auf der Erde behaglich zu machen und den himmlischen Mächten keinen gebieterischen Eingriff in die Rechte des irdischen Daseins zu verstatten. Umgekehrt die katholische Partei. Ihre Betrachtungsweise litt durchaus nicht diese Zerspaltung des Menschen in eine doppelte Person und die Vertheilung des Daseins an zwei verschiedene Reiche. Es blieb ihr daher nichts anderes übrig, als Mittel zu finden, durch welche das Unheilige nicht etwa blos vorgestellter Weise, blos in Gefühl und Gedanken, sondern wirklich, in allen Handlungen, in der ganzen Gestaltung des Lebens zu einem Heiligen umgeschaffen würde. Während die evangelische Partei sich getrosten Muthes auf das Weltliche werfen konnte, und die Dinge nehmen wie sie sind, weil für diese Partei die bloße Magie des Glaubens, die sie in Gedanken von allem Widrigen erlöste, genug war, um sich darüber, daß man sich mit dieser unflätigen Welt befasse, zu beruhigen, mußte die katholische Partei, deren Denkungsart nicht Reinerklärung sondern Reinheit, nicht Heiligung sondern Heiligkeit foderte, den weltlichen Dingen den Zwang anthun, sie zu etwas Anderem zu machen als sie ihrer Natur nach sind. Nichts durfte mehr seinen eigenen Zweck haben und behalten, sondern Alles mußte dem Einen heiligen Zweck unterworfen werden; Alles und Jedes verlor seine natürliche Beziehung und erhielt

eine übernatürliche; der Mensch und die ganze Wirklichkeit die ihn umgiebt, sollte ergriffen, umgeschmolzen und in eine Form gegossen werden, in welcher die Welt dem Reiche der frommen Einbildung entsprechend erschiene.

Nichts Gewaltsameres läßt sich denken als eine solche unmittelbare Verwandlung des Natürlichen in ein Uebernatürliches, des Gemeinen in ein Ungeheures, des Augenscheinlichen in ein Geheimnißvolles.

Wenn man bedenkt, daß diese Gewaltthat von der Macht jener Vorstellungen, die einen großen Theil der damaligen Menschheit beherrschten, unabweislich gefodert, daß es mit dieser Gewaltthat starrer, unerbittlicher Ernst war, so kann man einsehen, was für unerhörte Anstrengungen ihre Ausführung den Menschen auferlegte, und wie viel Kunst und Aufwand von Mitteln nöthig wurde, um die Einzelnen zu solchen Anstrengungen gegen die Natur zu befähigen. Dies ist der Schlüssel zu dem ganzen Geheimniß der geistlichen Uebungen. Ihr Zweck ist, den Menschen zu dieser Verwandlung seines natürlichen Wesens in ein heiliges zu erziehen, man wird besser sagen, abzurichten; denn es handelt sich bei den Uebungen darum, gewisse Regeln und, so zu sagen, geistige Handgriffe zu erlernen, mittelst deren man sein eigenes sinnliches und selbstisches Wesen umwandeln und alle weltlichen Beziehungen unter den Gesichtspunkt des Gott gebührenden Dienstes und der

Mehrung der Ehre Gottes bringen kann. Ein Leben in der beständigen Anschauung göttlicher Mysterien und überirdischer Zwecke erfordert natürlich eine eigenthümliche Fertigkeit des Geistes, sich nicht nur hineinzuversetzen in diese Anspannung seiner sich von der gegenständlichen Welt abziehenden und bildernden Kräfte, sondern noch weit mehr sich darin zu behaupten; denn die Natur bricht immer wieder herein in die Seele des Menschen, und wenn man sie, wie Horaz sagt, mit der Forke hinaustreibt. Es ist daher nicht genug, diejenige Inbrunst, welche den Geist zu einem Leben in Gott befähigt, nur einmal anzuzünden; es ist nöthig die Glut beständig von neuem anzufachen und künstlich am Leben zu erhalten. Deswegen sind die geistlichen Uebungen dazu bestimmt, nicht nur einmal durchgemacht, sondern oft wiederholt zu werden; und darin, wie es später von mehren Jesuiten, namentlich auch von dem nachmaligen Kardinal Bellarmin hervorgehoben worden ist, besteht ein vorzüglicher Nutzen der Ignazischen Uebungen, daß sie ausnehmend geeignet sind, die Brunst des Geistes neu anzuregen. Sie sind durchgängig darauf berechnet, wie es Ignaz selbst in der Einleitung zu denselben ausgedrückt hat, die Seele zu bereiten und geschickt zu machen, sich aller ungeordneten Regungen zu entledigen, und befreit von ihnen Gottes Willen zu suchen und zu finden; denn die Aufgabe, wie auch die

Ueberschrift sie angiebt, ist, sich selbst zu überwinden, und nach Entschlüssen, die unter dem Einflusse keines schädlichen Affekts gefaßt sind, sein Leben einzurichten.

Nach der Absicht Loyola's ist zu einer zweckmäßigen Veranstaltung seiner geistlichen Uebungen ein Führer nöthig.

Schon die Art ihrer Entstehung, in Verbindung mit dem, was Loyola über die Beschaffenheit der inneren Kämpfe an seiner eigenen Seele erfahren hatte, erklärt diesen Umstand. Dem Handbuche der Uebungen lagen Aufzeichnungen zu Grunde theils über seine eigenen Erfahrungen, theils über Beobachtungen die er bei deren Anwendung auf Andere gemacht hatte. Den mühsamen Weg eines langen, rathlosen Tastens und so oft erfolglosen Versuchens, welchen er durchlaufen hatte, mußte er, seiner ganzen Sinnesart nach, seinen Zöglingen zu ersparen suchen. Er war längst inne geworden, daß durch Rathschläge welche man ein für alle Mal ertheilt, nicht viel für den einzelnen Fall gefruchtet wird. Wie oft war es ihm selbst begegnet, daß er sich nicht zu helfen wußte, und zu seinem Beichtvater Zuflucht nahm, um dem unversöhnlichen Streite widersprechender Gefühle und Gedanken durch den Machtspruch eines dem seinigen übergeordneten Willens eine Grenze zu setzen! Was ihm, dem Erfinder dieser Uebungen nicht hatte glücken wollen, alle Zweifel und

Qualen die ihn während des Gebrauches überraschten, alsbald zu lösen und zu überwinden, das durfte von dem Schüler, der ohne eigene schöpferische Thätigkeit sich nur dem fremden Antriebe willig überläßt, um so weniger erwartet werden. Ist es schon bei dem Unterricht in den gewöhnlichen Bildungsgegenständen, wegen der Verschiedenheit der Lernenden an Alter, Anlagen, Gemüthsart, Gewohnheit, Vorbildung u. dgl., unausführbar, eine unfehlbare Methode aufzustellen, die durch sich selbst alles leiste was bezweckt wird: um wie viel mehr ist dies der Fall bei einem Unterrichte so zarter Natur, als ihn die Entwicklung des geheimnißvollen inneren Lebens einer heilsbegierigen Seele erfordert! Das Buch ließ sich immer nur als ein todtes Werkzeug ansehen, das erst in der Hand des Meisters, welcher es zu führen verstand, seine Wirkung thun konnte.

Also schon alles dies macht es erklärlich, daß Loyola bei der Anlage seiner Uebungen das Bedürfniß eines geistlichen Führers voraussetzte. Aber, was wichtiger ist, die Mitwirkung eines solchen Führers ist eine Nothwendigkeit, die aus der eigensten Natur dieser Uebungen entspringt, und kann daher auch bei wiederholtem Gebrauch, und wenn der Uebende schon mit ihrer Handhabung Bescheid weiß, nicht gut entbehrt werden.

Nämlich der Seelenzustand, welchen die Uebungen auszubilden bestimmt sind, ist, wie wir schon wissen,

der einer unbedingten Unterwerfung unter einen höhern Willen. Der vollkommenste Grad (gradus perfectissimus) zu welchem sie führen sollen, ist eine vollendete Leidseligkeit, widerstandlose Hingegebenheit und Willenlosigkeit. Durch diesen Grad ist freilich ein rein mystisches Verhältniß ausgedrückt, die mystische, unbegreifliche Vereinigung der Seele (unio mystica) mit Gott, und eben nur mit Gott, mit Gott selbst und unmittelbar. Jedoch müssen wir uns erinnern, daß die Anschauungsweise, mit welcher wir es hier zu thun haben, sich nie und nirgend mit einem blos unsichtbaren Geistigen, mit einem Innerlichen ohne bestimmte äußerliche Form und Darstellung begnügt. Daher verlangt sie denn auch in Bezug auf die Vereinigung des menschlichen Willens mit dem Willen Gottes, die als Seelenzustand allerdings ganz innerlich und unmittelbar zwischen der Seele und Gott Statt finden muß, daß es nicht so bei einem bloßen Zustand ein müßiges Bewenden habe, sondern daß es zur Bethätigung komme, daß der innere Gehorsam gegen Gott sich durch äußerliche, wahrnehmbare Handlungen eines thatsächlichen, wirklichen, nicht blos innerlichen, eingebildeten Gehorsams kund gebe. Der Gehorsam, damit er nicht ein bloßes Spiel der Einbildung und eine Täuschung sei, muß einem wirklichen Gebieter, nicht einer vermeintlichen und beliebiger Deutung unterworfenen Stimme, sondern einem Menschen,

einem Vorgesetzten, oder bei den Uebungen, dem Führer geleistet werden. Denn auch bei den Uebungen, da sie eben Uebungen zum Gehorsam sind, darf auch dieses Element des wirklichen Gehorsams nicht fehlen. Wer sich nicht entschließen kann, seine Leitung thatsächlich einem fremden Willen zu überlassen, der wird es nie zu jener unbedingten Hingebung bringen, die das Endziel der geistlichen Uebungen ist.

Noch mehr. Auch wenn man nicht auf die Bethätigung des Gehorsams sieht, sondern auf den Seelenzustand selbst um den es zu thun ist, so ist bei den Uebungen, weil sie eben nur Uebungen sind, ein Führer nöthig. Die mystische Vereinigung der Seele unmittelbar mit Gott ist das Ziel, das man durch Uebung erreichen will, das daher, so lange man übt, noch nicht erreicht ist. Weil es noch nicht erreicht ist, so ist die Seele nicht allein der Macht Gottes, sondern auch noch der Macht des Widersachers Preis gegeben. Wir dürfen hier keinen Augenblick vergessen, wie tief gewurzelt in jener Zeit der Glaube an beständige Einwirkungen der guten und bösen Geister war, und was für Folgerungen insbesondere Loyola in dieser Hinsicht aus dem Wechsel seiner Stimmungen gezogen hatte*). Da nun des Uebenden Bestreben dahin geht, sich so willenlos

*) S. oben S. 34. f. S. 55. 56 ff. S. 121.

als möglich zu machen, so kann es geschehen — die Absicht ist zwar nur, willenlos in Gottes Hand zu sein, — aber weil nun einmal die Willenskraft gebrochen, weil die Seele schwach ist, kann es geschehen, daß sie, der Mittel zum Widerstande beraubt, eine Beute des Feindes werde. Möglich ist der Widerstand zwar immer, denn der Teufel, pflegte Loyola zu sagen, ist wie ein Weib, das, von Geist hartnäckig, aber schwach von Kraft, nur den Schüchternen und Nachgiebigen mit frechem Muth angreift, gleich aber zaghaft wird und abläßt, wenn ein fester Mann den Lockungen Trotz bietet. Dem, der in seinem Ringen nach Vereinigung mit Gott schwach wird, und so dem Versucher Blößen darbietet, steht nun wohl, wie Ignaz zu sagen pflegte, Gott aus Güte um so kräftiger bei, je hitziger der Teufel angreift. Aber um in solchen Lagen die Stimme Gottes mit Sicherheit zu vernehmen und die zur Rettung dargebotene Hand Gottes zu ergreifen, ohne sich durch die Tücken des Verführers irren zu lassen, ist oft der Rath und die Hülfe eines erfahrenen Führers unumgänglich nöthig, oder wenigstens sehr förderlich; schon weil vereinte Kraft mehr ausrichtet als vereinzelte.

Da es bei den Uebungen nicht um eine flüchtige Vereinigung der Seele mit Gott, sondern um eine nachhaltige Umgestaltung des inneren Menschen zu thun ist, da in den Gemüthszuständen, welche durch die Uebungen

hervorgerufen werden, Entschlüsse für das ganze Leben gefaßt werden sollen, so ist die größte Vorsicht nöthig, um nicht gerade in einem solchen Augenblick, welchen nicht der Geist der Wahrheit, sondern der Geist der Lüge beherrscht, sich zu entscheiden. Daher nimmt die Lehre von der Unterscheidung der Geister eine wichtige Stelle in den geistlichen Uebungen ein, und es ist eine der Hauptaufgaben für den geistlichen Führer, dem Uebenden in der Anwendung dieser Lehre behülflich zu sein.

Man täuscht sich nur zu leicht, meinte Loyola, über die oft versteckten Einflüsse des Feindes. Man kennt den Teufel so wenig, pflegte er zu sagen, daß man den Zustand eines Menschen, der, von einem bösen Geiste besessen, sich wie wahnsinnig geberdet, nicht selten aus natürlichen Ursachen zu erklären sucht, und für Krankheit nimmt, was doch Versuchung ist. Der Teufel, heißt es ein anderes Mal, ist wie ein Feldherr, der die Schwäche der Festung, welche er belagert, ausspäht. Oder, der Teufel ist wie ein schändlicher Weiberverführer, dem es bei seinen Schlichen vor Allem um Heimlichkeit zu thun ist. Am liebsten wählt der Teufel auch die Nacht, um sein Opfer, indem es aus dem Schlaf erwacht, geschwind mit unreinen und sündigen Vorstellungen zu überfallen, ehe Gott Zeit hat, mit heiligen Gedanken in die Seele einzuziehen.

Um also unterscheiden zu können, ob in irgend einem Augenblick Gott oder der böse Feind die Seele beherrscht, muß man die Merkmale von beidem wissen. In dieser Hinsicht lernen wir aus dem Buche der Uebungen, daß sich im Allgemeinen von der Stimmung selbst auf deren Urheber schließen lasse. Nämlich innere Freude, Stille und Zufriedenheit kommt von Gott, Unruhe, Angst, Klügelei vom Widersacher. Das was geistlicher Trost genannt wird, ist entweder ein Gefühl inniger Liebe zum Schöpfer, und zwar einer solchen Liebe, daß man nichts Geschaffenes anders als um des Schöpfers willen zu lieben vermag, oder ein Erguß von Thränen aus Schmerz über die eigenen Sünden, oder aus Rührung über Christi Passion, oder aus anderen frommen Ursachen, oder ein Ergriffensein von Glaube, Liebe und Hoffnung, oder eine Freudigkeit zur Betrachtung der himmlischen Dinge, zur Erlangung des ewigen Heils und des Friedens in Gott. Solche geistliche Tröstung ist, wenn sie plötzlich und ohne vorangehende Ursache erfahren wird, jedenfalls von Gott. Dagegen eine vorbereitete Stimmung dieser Art kann auch eine List des Feindes sein. Was der Teufel gewöhnlich wirkt, ist das Gegentheil des geistlichen Trostes, die Trostlosigkeit, ein Gefühl von Wirre, Dunkelheit der Seele, Unmuth, Unlust zu göttlichen Dingen, Lust zu irdischen, Grauen, Zweifel und Verzweiflung. Der Teufel richtet

sich übrigens nach den Charakteren: Denen die zu Sünden geneigt sind, stellt er mit Sinnlichkeit und Fleischeslust Fallen, Denen die nach Reinheit streben, mit Seelenängsten, Scheingründen, Gedankenzwiespalt. Aber oft auch verstellt er sich in einen Engel des Lichts, kirrt die Seele durch anscheinend gute Eingebungen, die er dann plötzlich in böse verkehrt. Und wiewohl er über jenen geistlichen Trost der plötzlich kommt, keine Macht hat, benutzt er doch gern die nachfolgende Stimmung, da Gott sich von der Seele zurückgezogen hat, um Unkraut in den Waizen zu säen.

In Bezug auf diese Stimmungen ist dem Führer eine schwierige Aufgabe gestellt. Er soll den Uebenden nicht nur in die Kunst der Geisterunterscheidung einweihen, er soll ihn auch in der Zeit der geistlichen Freude und Erquickung zu mäßigen suchen, in der Zeit der Anfechtung und Trübsal aber ihm mit Rath und Trost beispringen; er soll ihn die Ursachen der Trostlosigkeit erkennen lassen, als: Schlaffheit, Unpünktlichkeit in den Uebungen, Vertrauen auf eigene Kraft u. dgl., soll ihm auch Mittel des Widerstandes anempfehlen, als: Gebet, Selbstprüfung, die Betrachtung daß Gott gerechte Ursache haben werde uns zu prüfen, daß er uns einmal zeigen wolle, wie so gar nichts wir ohne ihn vermögen, daß er uns nie über unsere Kraft versuchen lasse u. dgl. Bei der Wahl dieser Mittel hangt nun sehr viel von

der Eigenthümlichkeit des Uebenden und von den Umständen ab. Der Führer muß auf Alter, Bildung und Lebensgewohnheit des Uebenden Rücksicht nehmen, muß bedenken, bis zu welcher Stufe der Uebungen derselbe seiner Fassungskraft und seinen Fähigkeiten nach geführt werden kann, und danach die Kampfmittel, die für ihn am besten taugen, abmessen, muß ihn weder zu wenig noch zu viel beschäftigen, ihn weder erschlaffen lassen noch überreizen und ermüden, ihn weder zu dreist machen noch entmuthigen, ihn vor Ungeduld bei den Uebungen, ganz vorzüglich aber vor unbedachtsamen Vorsätzen oder gar Gelübden behüten, manchmal auch ihm eine äußerliche Bußübung, ein Fasten, eine Geißelung vorschlagen, dabei nun aber wieder auf die leiblichen Kräfte und die Gesundheitsbeschaffenheit des Uebenden Rücksicht nehmen; und bei dem allen muß er höchst schonend, vorsichtig, mild und liebreich zu Werke gehen, Aeußerungen des Uebenden, die verschiedene Deutung zulassen, stets zum Guten auslegen, offenbare Irrthümer mit Sanftmuth und Geduld berichtigen, solche aber, die eingewurzelt und hartnäckig sind, mit allen Mitteln welche die jedesmaligen Umstände erfordern, umsichtig bekämpfen.

Damit der Führer Gelegenheit finde, diese Aufgabe zu lösen, ist er angewiesen, bei dem Besuche welchen er dem Uebenden in der Regel einmal des Tages abzustatten hat,

den Seelenzustand seines Pfleglings sorgfältig zu erforschen. Ueber dieses Gebiet aber hinauszugreifen, ist ihm ausdrücklich untersagt. Er darf erstlich nicht in das Gewissen des Uebenden eindringen, nicht von dessen Sünden Kenntniß nehmen *), über welche der Uebende allerdings mit sich selbst Rechnung halten soll. Deshalb hat Ignaz, für den Fall, daß dem Uebenden der Begriff der Sünde und insbesondere die Unterscheidung von Todsünden und läßlichen Sünden nicht geläufig wäre, einen kurzen Unterricht über diesen Gegenstand, unter der Aufschrift „Allgemeine Gewissensprüfung“ (Examen generale conscientiae) in die Vorbereitung zu den Uebungen aufgenommen. Es ist eben jener Abschnitt, welcher seinen Richtern in Salamanca Mißfallen erregt hatte **). Derselbe handelt von den Quellen des Bösen, nämlich dem Eigenwillen und den Einflüsterungen des bösen Geistes, sodann einzeln von Gedankensünden, Wort- und Thatsünden, und soll den Uebenden befähigen, ohne Hülfe des Führers, der eben nie die Rolle des Beichtigers übernehmen darf, eine das ganze Leben umfassende Selbstprüfung, wie solche gleich zu Anfange der Uebungen gefordert wird, zu Stande zu bringen. Also nicht die Gedanken und Selbstbekennt-

*) Nolet inquirere ac scire proprias alterius cogitationes et peccata.

**) Oben S. 146.

nisse, sondern nur die Stimmungen und Regungen der Seele *) hat der Führer zu überwachen. Er muß daher ferner es dem Uebenden selbst überlassen, jeden einzelnen Gedanken der ihm aufsteigt zu prüfen; nur die allgemeinen Regeln der Geisterunterscheidung hat er ihm zu überliefern, sowohl die schon oben angeführten, als noch manche andere, welche Loyola vorgeschrieben hat: z. B. den Grundsatz, daß man jeden Gedanken nach seinem Ursprung, seinem Inhalt und seinem Ziel untersuchen müsse, weil er nur dann gut ist, wenn er in allen drei Beziehungen die Probe besteht; oder den, daß man, so oft man sich auf bösem Wege ertappt, oder, wie es Loyola ausdrückt, so oft man den Satan bei seinem Schlangenschweif ergriffen hat, den ganzen Gang den der böse Feind nahm um die Seele zu bestricken, sich zurückzurufen suchen müsse, damit man sich vor ihm in Zukunft hüten lerne. Am allermeisten endlich soll der Führer jeder Art von Einwirkung auf die Entschlüsse des Uebenden sich enthalten. Die Berufswahl oder die Vorsätze für's Leben sollen des Menschen eigene Sache sein, die nur zwischen ihm und Gott verhandelt wird. **) Es ist darum zu thun, daß Gottes

*) Spirituales animi commotiones (consolationes vel tristitias) et diversorum spirituum agitationes.

**) Sinendum, ut, citra medium, creator ipse cum creatura et haec vicissim cum illo rem transigat.

Wille ermittelt und zur Ausführung gebracht werde; nichts Menschliches darf sich hineinmischen.

So finden wir denn, daß Loyola das Ziel der Uebungen, die mystische Vereinigung der Seele mit Gott, bei den Uebungen streng festgehalten, und in den Bestimmungen der Aufgabe welche er dem Führer stellt, darauf Bedacht genommen hat, daß nicht die Einrichtung einer persönlichen Leitung mit der Verfolgung dieses Zieles in Widerspruch gerathe. Die Unterwerfung des Willens unter die bindenden Formen der Uebungen und unter die Anordnungen des Führers soll nicht dazu dienen, den Geist von diesen Mitteln abhängig zu machen, sondern ihn zur Unabhängigkeit zu erziehen und ihm zu derjenigen Stärke der Selbstüberwindung zu verhelfen, welche erforderlich ist, um eine selbständige und freiwillige Vereinigung mit dem Geiste Gottes in's Werk zu richten. Die Uebungen sind Erziehungsmittel, und als solche stehen sie unter den Regeln, welche für jede Art von Erziehung gelten. Jemehr der Uebende den Uebungsstoff beherrschen lernt, desto mehr kann und soll die Thätigkeit des Erziehers zurücktreten, und die Uebungsmittel müssen für um so besser gelten, je leichter und sicherer sie zur Selbstthätigkeit führen.

Selbstthätigkeit ist ein Name, der in Bezug auf die Uebungen und deren Ziel gebraucht, heut zu Tage Anstoß erregen kann und wird; aber er ist nichts desto=

weniger an seiner Stelle. Betrachten wir, von ganz andern Vorstellungen als die Männer des sechzehnten Jahrhunderts ausgehend, die Thätigkeit um die es sich hier handelt, nicht im Lichte des Christenthums jener Zeit, sondern wie etwas das uns noch jetzt, trotz unserer verwandelten Denkungsart, von Rom oder von den heutigen Jesuiten aufgedrungen werden will, so sind wir in der feindseligen Spannung, welche dadurch entsteht, nicht fähig, die Sache unbefangen zu würdigen. Um hier die Ruhe der Betrachtung zu gewinnen, auf welche geschichtliche Thatsachen Anspruch haben, wird es gut sein zu bedenken, daß bei aller systematischen Erziehung, auch bei der unsrigen, nothwendig eine von vornherein für gut angenommene Beschaffenheit des Menschen vorausgesetzt wird, ein fest bestimmtes Wesen, zu welchem der, welcher erzogen wird, ausgebildet werden soll: heiße nun dieses Wesen der vollkommene Christ, oder der moralische Mensch, oder der rechtschaffene Staatsbürger, oder wie immer sonst. In Loyolas System heißt dieses — Wesen: der an seinem Selbst abgetödtete und in Gott als eine neue Kreatur wiedererstandene Mensch, der nun keinen andern Willen hat als den Willen Gottes selbst. Dieser Mensch soll nicht ein willenloser, müßig in Gott ruhender, sondern — und darin eben unterscheidet sich der Standpunkt Loyola's von dem der Stillen, der Mystiker, der Einsiedler,

der Anachoreten, der Quietisten — er soll ein in Gott thätiger, Gottes Willen in der Welt vollziehender Mensch sein. In der That werden wir bald die Zöglinge Loyola's statt zu Träumern — wie wir es erwarten müßten, wenn wir das Bildungsmittel der Exerzizien falsch auffassen — vielmehr zu einer Schaar der arbeitsamsten, unternehmendsten und gewandtesten Menschen werden sehen, die es je in der Welt gegeben hat. Zu willensstarken Menschen hat Loyola seine Zöglinge bilden wollen, und es ist ihm in hohem Grade geglückt. Wie war dies möglich, da er damit anfing, den Willen zu brechen? Eben weil er damit anfing den Willen zu brechen. Niemand wird willensstark, der nicht zuerst gelernt hat, seinen eigenen Willen kräftig zu zügeln; zu keiner Sache ist eine größere Willenskraft vonnöthen als zur Bändigung des eigenen Willens. — Es giebt nun aber noch eine andere Art von Selbstthätigkeit, die hier in Frage kommt, nämlich die des Denkens. Sind nicht die geistlichen Uebungen darauf berechnet, diese zu lähmen? Sie selbst haben mit ihr nichts zu schaffen; aber daß dieselbe anderweitig ausgebildet werde, dies verhindern sie nicht und können sie nicht verhindern. Erst wenn der menschliche Verstand den Standpunkt auf welchem die Ignazischen Uebungen möglich sind, bereits gänzlich verlassen hat, findet er in ihnen etwas das ihm widerstrebt; so lange dieser Standpunkt noch be-

hauptet werden konnte, lag in den geistlichen Uebungen nichts, was dem Verstande oder dem der Verstand widersprochen hätte. Dies bestätigt die Erfahrung. Männer, deren ausgezeichneten Scharfsinn ihre Werke unzweifelhaft machen, haben sich der Uebungen mit Genuß bedient, und aus der Schule Loyola's werden wir Geister hervorgehen sehen, die in Bekanntschaft mit den geistigen Arbeiten ihrer Zeit und in Klarheit und Gewandtheit des Denkens allen ihren Zeitgenossen die Spitze bieten.

Um die Selbstthätigkeit des Uebenden von Anfang an zu wecken, hat Loyola bestimmt, daß demselben der Stoff aller bei den Uebungen vorkommenden Betrachtungen und Anschauungen nur in kurzgefaßten schriftlichen Sätzen und mit mündlicher Hinzufügung nur der unentbehrlichsten Andeutungen über die richtige Art der Anwendung überliefert werden soll. Damit nun aber auch die Selbstthätigkeit nicht ausschweife, sondern recht eigentlich geschult und an ein regelrechtes, methodisches Verfahren gewöhnt werde, ist die Anweisung gegeben, daß der Uebende bei dem Gegenstande jeder Uebung festgehalten werden soll, ohne Einmischung von Gegenständen, welche anderen, vorzüglich späteren Uebungen angehören, daß dem Neuling insbesondere nichts von dem was kommen wird, vorher gesagt werden soll, damit er sich ohne Ungeduld und unzerstreut mit dem was

aufgegeben ist, beschäftige und sich jedes Gegenstandes vollkommen bemächtigen könne*).

Zu größerer Sicherung der Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit bei den Uebungen ist die Selbstprüfung oder der Rückblick auf den eben durchlebten Zeitraum, dieses Lieblingsmittel Loyola's, in den Kreis der Uebungen hineingezogen, nicht nur in seiner allgemeinen Bedeutung, als Mittel zur Entwöhnung von Lastern und zur Vervollkommnung in der Tugend, sondern auch mit eigenthümlicher Anwendung auf die Uebungen selbst, indem der Uebende — der Neuling erst von der zweiten Woche an — täglich zweimal eine „besondere Prüfung" (examen particulare) mit sich darüber anzustellen hat, ob er bei allen Gebeten, Betrachtungen u. s. w. den Vorschriften sorgfältig nachgekommen sei und sich keine Fehler oder Nachlässigkeiten, auch nur im Kleinsten und Aeußerlichsten, habe zu Schulden kommen lassen.

Betrachten wir nun die Beschaffenheit der Uebungen selbst.

Das Ganze zerfällt in vier Hauptmassen oder sogenannte Wochen. Durch die Benennung Wochen ist zwar angezeigt, daß der Uebungsstoff jeder dieser Abtheilungen in sieben Tagen erledigt werden kann, und daß auf eine Erledigung in solchen regelmäßigen Zeit-

*) Vgl. oben S. 150.

räumen, falls alle Bedingungen günstig zusammentreffen, gerechnet ist; jedoch wollte Ignaz nicht, daß auf die Einhaltung dieses Zeitmaßes Werth gelegt würde, er hat vielmehr ausdrücklich bestimmt, daß die Dauer jeder Abtheilung je nach den Umständen und nach dem eigenthümlichen Bedürfnisse des einzelnen Uebenden entweder ausgedehnt oder verkürzt werde, und z. B. für die zweite Woche hat er Betrachtungsgegenstände genug geliefert, um zwölf Tage damit auszufüllen.

Die Stufenfolge der Uebungen ist so angeordnet, daß sie einer althergebrachten Eintheilung des Bildungsganges entspricht, welchen die nach der Vereinigung mit Gott trachtende Seele durchzumachen habe. Diese Eintheilung stammt, so viel ich weiß, aus einem sehr alten Buche, das „die himmlische Hierarchie" betitelt, und, vielleicht im fünften Jahrhundert von einem griechischen Mönche verfaßt, seit dem neunten Jahrhundert Eingang in die abendländischen Reiche und unter dem Namen des Areopagiten von Athen Dionys, der ein Schüler des Apostels Paulus gewesen sein soll, allgemeine Verbreitung fand: man liebte es damals, Schriften denen man Geltung verschaffen wollte, als Werke der urchristlichen Zeit einzuführen. In dieser „himmlischen Hierarchie" wird der Weg, welcher zu dem Endziele des geistlichen Lebens, nämlich zu einer unmittelbaren Vereinigung der Seele mit dem Urgrund aller Dinge, dem

dreieinigen Gotte führen soll, als ein Aufsteigen durch drei Stufen beschrieben, welche sind: die Stufe der Reinigung (via purgativa), die der Erleuchtung (v. illuminativa), und die der Vereinigung selbst (v. unitiva). Alle Lehrer der sogenannten mystischen Theologie nahmen diese Eintheilung an, und ihr gemäß läßt auch Loyola seinen geistlichen Zögling in der ersten Woche der Uebungen den Weg der Reinigung, in der zweiten und dritten den der Erleuchtung, und in der vierten endlich den der Vereinigung mit Gott beschreiten.

Die Gegenstände mit welchen der Geist auf diesen Wegen betrachtend, empfindend und anschauend beschäftigt wird, insgesammt aus der Geschichte des Gottesreiches auf Erden entnommen, sind: in der ersten Woche der Sündenfall und die Sünde sammt ihren Folgen, in der zweiten die Menschwerdung Christi und sein vorbildliches Wirken auf Erden, in der dritten seine Passion, und in der letzten seine Auferstehung und das Walten seines Geistes im Menschen. Mit allen diesen Gegenständen soll sich der Geist des Menschen durch die Uebungen innig vertraut machen.

Jede einzelne Uebung, die in der Regel eine Stunde ausfüllen soll, besteht aus fünf Theilen, nämlich aus einem Eingangsgebete, aus Vorspielen, Betrachtungen, Unterredungen mit den himmlischen Personen und aus einem Schlußgebete.

Das Eingangsgebet ist bei allen Uebungen das nämliche: sein Gegenstand ist die göttliche Gnade, welche den Menschen befähigen soll, alle Kräfte zum Dienste und zur Verherrlichung Gottes anzuwenden.

Der Vorspiele sind in der ersten und letzten Woche bei jeder Uebung zweie, in der zweiten und dritten Woche dreie. Ihr Zweck ist, den Geist mit Hülfe der Vorstellungskraft, oder, was vielleicht die Sache besser bezeichnet, des Bilder schaffenden Vermögens auf die Gegenstände der bevorstehenden Betrachtung hinzulenken und ihn dann auf diesem Punkte zu sammeln und festzuhalten. Das erste Vorspiel, oder wenn deren dreie sind, die beiden ersten bestehen darin, daß man sich mit Lebhaftigkeit auf den Schauplatz der heiligen Handlung, welche den Gegenstand der Uebung ausmacht, zu versetzen sucht. Man macht sich gleichsam ein Gemälde und erblickt z. B. in der ersten Anschauung den dreieinigen Gott, und die zweite Person der Gottheit, die bereit ist herniederzusteigen, um die Welt zu erlösen, sodann in der zweiten Anschauung die Erde mit ihren verschiedenen Völkerschaften, und dort in einem Winkel Maria's Hütte; oder ein anderes Mal, erstlich wie zwei Jünger vor Jesus her nach Jerusalem wandern und er mit den Uebrigen ihnen folgt, sodann wie der Weg so rauh ist, felsig und beschwerlich u. dgl.; auch selbst wenn es sich um unsinnliche Gegenstände handelt, z. B.

man denkt sich die Seele im Leibe gefangen wie in einem Kerker. Das letzte Vorspiel ist immer ein Gebet um Andacht für die folgende Betrachtung und insbesondere um die für diese Betrachtung angemessene Gemüthsstimmung.

Die Betrachtung welche sogleich nach dieser Sammlung der Andacht beginnt, erstreckt sich jedesmal über drei oder mehre Punkte, welche in der zweiten und dritten Woche meistens nach dem Unterschiede von Person, Rede und Handlung angeordnet sind, dergestalt, daß man z. B. bei der Betrachtung des letzten Abendmahles Christi 1) die Personen welche dabei zugegen waren, 2) die Reden welche dabei gewechselt wurden, 3) die Vorgänge, welche dabei Statt hatten, wie das Fußwaschen, das Brodbrechen u. s. w. in Erwägung zieht. Hieran knüpfen sich alsdann Betrachtungen über die eigenthümliche Lage des Erlösers, dessen Leiden und Tod mit seinem Wissen bevorsteht, über seine Unterwerfung und Geduld bei aller Macht die Feinde zu verderben, über den Zweck dieser Handlungsweise, nämlich daß alles für die sündige Welt geschehen ist, über die Pflicht einer Gegenleistung u. dgl. m.

Bei den Unterredungen, die bei einigen Uebungen einfach, bei anderen dreifach sind, soll man sich die angeredete Person, gewöhnlich Christus, bei den dreifachen Unterredungen erstlich Gott den Vater, sodann Christus

und endlich Maria wie gegenwärtig vorstellen und gleichsam mit ihnen sprechen, und zwar, je nach dem Inhalte des Gespräches, entweder wie der Freund mit dem Freunde, oder wie der Knecht mit dem Herrn. Der Inhalt dieser Gespräche ist ein Rückblick auf die vorher angestellte Betrachtung, um daraus abzuleiten was dem Menschen von Gott zu erbitten geziemt, als etwa: die jener Betrachtung angemessenen Gefühle, bald Schmerz, bald Scham, bald Trost u. s. f., oder irgend eine ihr entsprechende Tugend, wie z. B. Standhaftigkeit, Gehorsam u. dgl., oder endlich die von ihr gebotenen rechten Entschlüsse; vielleicht auch etwas das gerade dem Einzelnen besonders am Herzen liegt und in irgend einem Zusammenhange mit jener Betrachtung steht.

Das Schlußgebet wird immer an diejenigen Personen gerichtet, welche man sich bei den Unterredungen gegenwärtig gedacht hatte, und zwar an Gott den Vater ein Vaterunser, an den Sohn ein Anima Christi*), und an die h. Jungfrau ein Ave Maria.

Einstündige Uebungen dieser Art werden in den drei

*) Das Anima Christi ist ein altes Gebet, welches sich wenigstens schon in Andachtsbüchern des 14. Jahrhunderts findet. Es giebt davon eine gereimte deutsche Uebersetzung von Joh. Scheffler (Angelus Silesius): „Die Seele Christi heil'ge mich", und ist in dieser Form lange auch bei lutherischen Gemeinden als Passionslied beliebt gewesen.

ersten Wochen täglich fünfmal, in der letzten Woche täglich viermal gemacht, und zwar, der ursprünglichen Anweisung nach, am besten so: die erste Uebung um Mitternacht, nach deren Beendigung man sich wieder niederlegt, die zweite Morgens nach dem Aufstehen, die dritte vor oder nach der Messe — noch nüchtern —, die vierte um die Vesperzeit, die fünfte vor dem Abendessen, und wenn nur vier sind, die erste Morgens, die zweite gegen Mittag, die dritte zur Vesperzeit und die vierte am Abend; jedoch soll hieraus keine bindende Vorschrift gemacht, es soll vielmehr alles nach den Umständen, z. B. nach dem Alter, der Körperbeschaffenheit, der Lebensgewohnheit des Uebenden abgemessen werden; insbesondere soll alten Leuten, Kranken und Schwachen das Aufstehen um Mitternacht nicht zugemuthet werden u. dgl. m.

Wenn täglich fünf Uebungen Statt finden, so hat die zweite Uebung einen anderen Gegenstand als die erste; die dritte ist eine Zusammenfassung beider. Bei dieser dritten Uebung soll der Uebende weniger die Gegenstände der beiden vorigen Uebungen ins Auge fassen, als die Erfahrungen welche er bei jenen an sich selbst zu machen Gelegenheit hatte. Er soll sich also den Gang der Anschauungen und Betrachtungen dergestalt zurückrufen, daß er dabei die Wirkung welche jedes Einzelne auf seine Seele gemacht hat, in der Erinnerung

wieder erzeugt; er soll hierbei auf diejenigen Punkte achten, welche ein merkliches Gefühl, entweder des Trostes oder der Trostlosigkeit, kurz irgend eine Stimmung hervorgerufen haben, und bei diesen verweilen, entweder den Ursachen der inneren Störung nachdenkend, oder den Genuß wiederholend. Erst bei dieser Uebung kommt die erwähnte dreifache Unterredung, zuerst mit der göttlichen Mutter, sodann mit Gott dem Sohne, und endlich mit Gott dem Vater in Anwendung. Die vierte Uebung ist eine Wiederholung der dritten; obgleich sie nichts Neues bietet, ist sie doch als vorzüglich wichtig zu betrachten, denn nachdem der Uebende durch die dritte Uebung ermittelt hat, wie er sich der vorgekommenen Gegenstände mit dem größten Nutzen für seine Seele bedienen könne, so ist er jetzt erst im Stande, die Uebung des Tages ungehindert und mit sicherem Erfolge durchzuführen. Die fünfte Uebung ist eine abermalige Wiederholung der vorigen, jedoch in eigenthümlicher Weise, nämlich — wie es Ignaz ausgedrückt hat — mit Anwendung der fünf Sinne, d. h. dergestalt, daß man sich alles was an den Gegenständen der Tagesbetrachtung mit den Sinnen wahrgenommen werden könnte, besonders vergegenwärtigt und es vermittelst der Einbildungskraft so ergreift, als ob man es wirklich sähe, hörte, röche, schmeckte und fühlte. Erinnern wir uns hier der Bemerkung, die sich uns schon früher einmal

aufdrängte *), daß die Menschen jener Zeit sich bei ihren Vorstellungen von übernatürlichen Dingen nicht schwächlich wie die heutigen, mit unbestimmten Bildern und Gedanken von Engeln, einstigem Wiedersehen u. dgl. begnügten, sondern daß sie sich Himmel und Hölle mit lebendigen sinnlichen Farben ausmalten, die jenseitigen Reiche mit Schaaren leibhafter Personen ausstatteten, und daß es ihnen um Bilder, um deutliche Anschauungen jener mystischen Regionen zu thun war. Man denke nur an Dante, der uns in seiner „Göttlichen Comödie" mit der Topographie und Bevölkerung von Hölle, Fegefeuer und Himmel genau bekannt macht. Als ein Beispiel von der Art wie Ignaz in seinen Uebungen den fünf Sinnen Beschäftigung giebt, möge denn auch die Uebung über die Hölle dienen, womit die Uebungen des ersten Tages schließen. Der erste Punkt, schreibt er wörtlich vor, ist, mit der Einbildungskraft das ungeheure Höllenfeuer und die in Flammenkörpern gleichsam eingekerkerten Seelen anzuschauen; der zweite Punkt, eingebildeter Weise das Jammern und Wehklagen, das Geheul, die Lästerungen gegen Christus und die Heiligen die von dort hervorbrechen, anzuhören; der dritte, sich einzubilden als röche man den erstickenden Qualm und Brodem der aus einem Schwefelpfuhl auf-

*) Oben S. 71.

steigt; der vierte, gleichermaßen Bitterkeiten aller Art, Thränen, Groll und den Wurm des Gewissens zu schmecken; der fünfte, das ewige Feuer gewissermaßen anzurühren, und die Flammen zu fühlen in denen die Seelen brennen.

Die Zeit zwischen den einstündigen Uebungen wird außer den Mahlzeiten, dem Ankleiden u. dgl. mit Lesen von Gebeten, Anhören der Messe, Besuch der ausgestellten Hostie, und ähnlichen Verrichtungen ausgefüllt: es versteht sich von selbst, daß auch der fleißige Genuß des Abendmahles, wenigstens nach je zwei Wochen einmal, und noch häufigere Beichte anempfohlen ist. Alles ist darauf berechnet, daß jeder weltliche und dem Zwecke der Uebungen widerstrebende Gedanke fern bleiben müsse. Abends vor dem Einschlafen soll der Uebende an das Erwachen um Mitternacht oder am nächsten Morgen und an die Gegenstände der Uebung welche er alsdann vornehmen wird, denken, damit beim Erwachen sogleich dieser Gedanke wiederkehre, und dem Teufel die günstigste Gelegenheit, dem Uebenden fremdartige und sündhafte Gedanken einzugeben, abgeschnitten werde. Erwachend soll der Uebende augenblicklich eine Vorstellung zu ergreifen suchen, welche in irgend einer Beziehung zu der nächst folgenden Uebung steht, z. B. wenn dies die Betrachtung des Sündenfalls und der eigenen Sündhaftigkeit ist, die Vorstellung als wäre

man ein Vasall, der vor seinen König tritt, um Rechenschaft über die Ausführung des königlichen Willens und Auftrags abzulegen. Aehnlich in der nächsten Pause, während des Ankleidens; z. B. wenn der Gegenstand der bevorstehenden Betrachtung die Sünde und deren Strafe ist, so dünke sich der Uebende wie ein Verbrecher der in Banden liegt, und vor seinen Richter geführt werden soll. Auch in Bezug auf die äußere Umgebung und das ganze äußere Verhalten des Uebenden soll dafür Sorge getragen werden, daß ihn nichts Störendes und Zerstreuendes berühre. Einsamkeit und tiefe Stille ist die erste Bedingung eines erfolgreichen Betriebes der Uebungen. Auch außer den eigentlichen Uebungsstunden und den Zeiten der ausfüllenden Uebungen soll der Uebende wo möglich mit Niemanden sprechen, außer mit dem Führer, wenn ihn dieser besucht, ja, Niemanden, dem er etwa auf dem Wege von seiner Klause zur Kapelle des Uebungshauses oder sonst begegnet, mehr ansehen, als es der Gruß im Vorübergehen erfordert. Besuche von außen sollen nur ausnahmsweise bei dringenden Umständen und etwa wenn die Gemüthsverfassung des Uebenden es räthlich macht, zugelassen werden. Vor jedem Lachen und vor allem was zum Lachen reizen könnte, soll der Uebende sich mit der größten Sorgfalt hüten; jeden dem feierlichen Ernste, um welchen es zu thun ist, feindseligen Gedanken soll

er mit Entschlossenheit in sich unterdrücken. Alles was äußerlich dazu beitragen kann, die der jedesmaligen Uebung angemessene Stimmung herbeizuführen oder zu erhöhen, soll mit Bedacht wahrgenommen werden. Während der Uebungen der ersten Woche soll das Zimmer künstlich verdunkelt sein, auch bei den Uebungen der beiden folgenden Wochen zuweilen, je nach den Gegenständen der Betrachtung; in der vierten Woche mag man es freundlich schmücken und die Sonne hereinscheinen lassen. Selbst jede Bewegung des Körpers, die Haltung u. dgl. soll so abgemessen werden, wie es der Sammlung und Andacht am förderlichsten ist: zu der sinnenden Betrachtung soll der Uebende sich so schicken, wie er sie, seinen Gewohnheiten nach, am ungestörtesten und inbrünstigsten verrichten zu können glaubt, entweder stehend oder liegend, oder sitzend oder auf dem Betschemmel knieend; auch soll er sich nicht unbedachtsam auf das Betpult stürzen, sondern einen Schritt weit von demselben einige Augenblicke aufrecht stehen bleiben, und, um sich zu sammeln, sich den Herrn Jesum wie gegenwärtig, und alles was nun geschehen wird, beobachtend denken. Mit Speise und Trank soll sich der Uebende nicht überladen; vorzüglich aber hat Ignaz für die dritte Woche, während welcher Christi Passion betrachtet wird, genaue diätetische Regeln gegeben. Des Brotes, sagt er, habe man sich weniger ängstlich zu ent=

halten, da es die Leckerheit nicht so sehr reizt, und den Leib nicht so sehr der Versuchung zugänglich macht; sehr vorsichtig aber müsse man mit dem Trinken sein; vorsichtig auch mit dem Genuß von Fleisch und Zugemüse; im Allgemeinen solle man die derberen Speisen den feinen und leckeren vorziehen. Man genieße, sagt er ferner, immer so wenig als irgend möglich, damit man sehe, ob man sich nicht vielleicht noch mehr entziehen könne, als es schon geschehen ist, ohne sich zu schwächen und sich diejenige Rüstigkeit und Frische zu rauben, welche die Uebungen erfordern. Auch unter der Mahlzeit soll man sich mit frommen Gedanken und Bildern beschäftigen; man soll sich z. B. Christi Abendmahl vorstellen, oder sonst irgend einen heiligen Gegenstand. Unter Umständen, z. B. wenn sich das Fleisch zu widerspänstig zeigt, soll man, mit Genehmigung des Führers, versuchen, ob man nicht dem inneren Willen durch äußere Zuchtmittel zu Hülfe kommen könne*), z. B. durch Fasten, doch in gehöriger Maßhaltung, oder durch irgend ein anderes Bußwerk, etwa Entziehung des Schlafes, Geißelung u. dgl., aber alles mit Rücksicht auf die Gesundheit und auf das zu den Uebungen erforderliche Maß von körperlicher Kraft. Wenn sich eine widerwärtige Stimmung durchaus nicht überwinden

*) Vergl. oben S. 132.

und durchaus keine gute Frucht der Uebungen sich spüren lassen will, so soll man diese lieber ein wenig aussetzen und später wieder von vorn beginnen.

Der Uebungsstoff der ersten Woche ist in nicht mehr als zwei Theile zerfällt, deren jeder eine eigene Uebung bildet, so daß sich die Aufgabe dieser sogenannten Woche der Regel nach in einem einzigen Tage erledigen läßt. Die eine der beiden Uebungen ist allgemeiner Natur: sie enthält drei Betrachtungspunkte, und zwar den Sturz der Engel, den Sündenfall des ersten Menschenpaares, durch welchen die Sünde auf alle nachfolgenden Geschlechter vererbt worden, und endlich die wirkliche Sünde der Einzelnen, wobei insbesondere die Todsünde, das Elend und die Strafe derselben erwogen werden soll. Sehr bezeichnend für die scholastische Methode, der Ignaz folgte, ist hierbei die Anweisung, daß der Uebende bei jedem Betrachtungspunkte die drei Seelenvermögen, Gedächtniß, Verstand und Willen, nach einander in Thätigkeit setzen soll, indem er zuerst die einzelnen geschichtlichen Züge des Betrachtungsgegenstandes sich vergegenwärtigt, aus diesen sodann eine Nutzanwendung zieht, und endlich solche sich zu Herzen nimmt. Nachdem man sich so mit hinlänglichem Abscheu vor der Sünde im Allgemeinen und mit Furcht vor deren Folgen durchdrungen hat, geht man in der zweiten Uebung zur Betrachtung seiner eigenen Sünden über: man ruft sich ins

Gedächtniß was man je im Leben Böses gedacht, gewollt, geredet, gethan hat, versenkt sich in Schmerz über die Knechtschaft in welcher man sich mit Hülfe dieses Spiegels erblickt, vergleicht mit seiner eigenen Niedrigkeit und Unwürdigkeit die Größe und Vollkommenheit Gottes, und bricht dann zuletzt nothwendig in den Ruf aus: „wie kann mich noch die Erde tragen?" oder dem ähnliches. Als Schlußübung dient die schon erwähnte Betrachtung der Hölle mit Anwendung der fünf Sinne. Es können übrigens, wenn etwa die Uebungen der ersten Woche weiter ausgedehnt werden sollen, auch noch Betrachtungen über den Tod, das jüngste Gericht u. dgl. hinzugefügt werden.

Nachdem es der Uebende durch die Uebungen der ersten Woche zu einer tiefen Zerknirschung seines Inneren gebracht und sich so von dem was den Menschen unrein, d. i. unheilig, irdisch, ungöttlich macht, nämlich von Hochmuth, Dünkel, Selbstgenügsamkeit befreit hat, tritt er von diesem Wege der Reinigung mit der zweiten Woche auf den Weg der Erleuchtung über, d. h. auf denjenigen Weg, der vor seinen Blicken die Möglichkeit der Rettung und die Mittel des Heils allmählig enthüllt. In das Reich der Nacht hat das Auge der Seele hineingeschaut, es soll sich nunmehr zu dem Reiche des Lichtes erheben: der Zwiespalt dieser beiden Reiche ist von vornherein erkennbar, sie müssen nothwendig in

offenen Kampf mit einander gerathen. Als Einleitung geht deshalb den Uebungen der zweiten Woche eine Uebung voran, welche den Herrn des Himmels in Gestalt eines Königs und Heerführers erblicken läßt, wie er seine Vasallen aufruft mit ihm in den Krieg zu ziehen. Schauplatz des Krieges wird die ganze Erde sein: alle Völker sollen ihm unterworfen werden. Jetzt beginnen die eigentlichen Uebungen dieser Woche. Das ganze Schauspiel der göttlichen Geschichte geht an den Augen des Uebenden vorüber. Gott wird Mensch; aus des Himmels Höhen steigt er hernieder, kerkert sich in den Leib der Jungfrau ein, wird geboren. Er wird nun auf Erden wandeln als ein Vorbild aller Menschen. Sogleich die Frage: wie soll der Mensch ihm nachfolgen? Zunächst kommt hier die Erfüllung der göttlichen Gebote in Betracht: dies ist der erste Stand des erleuchteten Menschen, der „gemeine oder gesetzliche Stand". Am zweiten Tage sieht dann der Uebende, wie das Kind Jesus im Tempel dargebracht und wie es nach Aegypten geflüchtet wird, am dritten wie es seinen Eltern unterthänig ist und wie es zu Jerusalem im Tempel lehrt. Das Bild des Gehorsams gegen die Eltern und sodann des heiligeren Gehorsams gegen Gott eröffnet dem Uebenden die erste Einsicht in denjenigen Seelenzustand, welcher in den Uebungen erstrebt wird, und welcher dem

zweiten und höheren Stande des Erleuchteten, dem „Stande der Vollkommenheit" zu Grunde liegt.

Indem hierauf, dem Gange der evangelischen Geschichte nach, die Zeit anbricht, da Jesus aus der Kindheit tritt und sein öffentliches Wirken beginnt, nehmen die Uebungen plötzlich einen großartigeren Schwung. Der vierte Tag ist einer Anschauung der beiden mit einander streitenden Reiche gewidmet: vor die Seele des Uebenden tritt jenes Bild der Heerlager Christi und Luzifers, das wir schon bei einer früheren Gelegenheit kennen gelernt haben*), und das Ignaz unter dem Namen der „zwei Banner" einführt. Auch hier wieder mischt sich in die Arbeit der Phantasie der gliedernde, eintheilende Verstand und bringt Methode in die Einzelheiten des Gemäldes. Es treten, wohlunterschieden in den Anreden welche Luzifer an die Seinigen richtet, drei Grade der Versuchung auf, deren Abstufung man, wenn man will, auch schon in der Geschichte der Versuchung Christi finden kann, nämlich: Verlockung durch Reichthümer, dann durch weltliche Ehren, endlich durch das Laster aller Laster, den Hochmuth; dagegen in den Reden Christi drei Grade der Vollkommenheit, nämlich Armuth, Selbstverleugnung und Demuth. Die Schlußübung dieses Tages ist anderer Art als die bisherigen: statt der ge-

*) S. oben S. 59.

wöhnlichen Anwendung der fünf Sinne auf den Inhalt der vorangehenden Tagesübungen, tritt hier ein neuer Gegenstand auf, dessen Betrachtung zur Vorbereitung auf die Berufswahl dienen soll. Wir wissen schon, was hier als höchster Beruf des Menschen gelten muß: das Streben nach der geistlichen Vollkommenheit. Es handelt sich also bei der Wahl darum, ob man sich entschließen wolle, diesen Beruf rücksichtslos zu ergreifen, oder ob man sich mit einem untergeordneten Lebensberufe begnügen wolle. Nun lassen sich verschiedene Stimmungen der Willenskraft dem höchsten Berufe gegenüber denken, und in Bezug auf diese Stimmungen hat Ignaz die Menschen in drei Klassen gesondert. Die Unterscheidung dieser drei Klassen liefert der Schlußbetrachtung des vierten Tages ihren Inhalt. Die Einen nämlich, meint Ignaz, möchten der Liebe zur Welt allerdings von Herzen gerne ledig sein, ohne daß sie sich aber entschließen könnten die Mittel durch welche dies zu erreichen ist, ernstlich anzuwenden, Andere hätten den gleichen Wunsch, möchten aber die irdischen Güter, wenn sie dieselben auch der Liebe unwerth finden, nicht aufopfern, sondern möchten sie neben den himmlischen Gütern festhalten und die Anfoderungen der Gottheit nach ihrem Gelüste zustutzen*), wieder Andere endlich —

*) Deum potius ad votum proprium trahere.

und Solche sind es, welche die rechte und wünschenswerthe Gesinnung haben — wären Willens, die irdischen Güter, je nachdem es Gott gefiele, entweder wegzuwerfen oder zu behalten, sich also ganz dem göttlichen Willen, sei es nun daß derselbe durch eine innere Eingebung oder durch verständige Erwägung ihnen offenbar wird, anheimzugeben, indem sie nichts vor Augen haben als die Rücksicht auf die größere Ehre Gottes, und nichts im Sinne, als den Wunsch, Gott desto besser zu dienen. Die Zeichnung dieser letzteren Seelenstimmung ist wohl zu beachten. Man sieht, daß es nicht darauf abgesehen ist, den Uebenden zum Armuthsgelübde zu treiben, vielmehr nur zu dem festen Willen, sich dem, was Gott mit ihm vorhabe, sobald es klar erkannt sein wird, zu unterwerfen.

Nach dieser vorbereitenden Betrachtung wird nun am fünften Tage, dessen geschichtlicher Betrachtungsgegenstand Jesu Gang an den Jordan und Taufe, also der Eintritt des Erlösers in seinen Beruf ist, eine Uebungsstunde den unmittelbar auf die Berufswahl sich beziehenden Betrachtungen gewidmet. Diese Betrachtungen werden an den folgenden Tagen fortgesetzt, an welchen übrigens Jesu Aufenthalt in der Wüste, der Anschluß seiner Jünger an ihn, die Bergpredigt, und so der Reihe nach die übrigen hervorragenden Ereignisse der heiligen Geschichte bis zu dem letzten Einzuge in Jeru-

salem zur Betrachtung kommen. Als Einleitung in die Uebungen der Berufswahl dient eine Betrachtung über die verschiedenen Stufen der christlichen Demuth; solcher Stufen werden dreie angenommen, erstlich die unbedingte Unterwerfung unter das göttliche Gesetz, sodann die Verachtung alles dessen was zum Ungehorsam gegen Gott reizen könnte, und endlich die Verachtung und Verschmähung des Irdischen überhaupt, die Erwählung eines Lebens in Armuth und Niedrigkeit. Hiermit sind dem Uebenden die drei Gattungen von Beruf vorgehalten, unter denen er zu wählen hat: er kann, was in jedem Stande möglich ist, ein blos gesetzlicher Christ sein, ein Mensch der beflissen ist alle Gebote zu erfüllen; er kann ferner sogar die Welt verachten und doch dabei in jedem weltlichen Stande leben, so daß sich seine Weltverachtung nur in der Gesinnung kund giebt; er kann endlich seine Weltverachtung auch äußerlich bethätigen, indem er nicht blos den Weg der Vollkommenheit wandelt, sondern auch in den Stand der Vollkommenheit durch ein bindendes Gelübde eintritt. Bei der folgenden Betrachtung ist das Vorspiel, daß sich der Uebende die Grundbedingung einer frommen Wahl deutlich mache, nämlich, daß nichts anderes maßgebend sein dürfe, als die Ehre Gottes und das Seelenheil des Uebenden; es wäre verkehrt, läßt Loyola seinen Zögling bedenken, wenn Jemand sich erst irgend einen Zweck vorsetzte

z. B. einen Hausstand zu begründen, oder auch in den Priesterstand zu treten, und dann dabei sich vornähme, in diesem Stande auch Gott zu dienen, vielmehr müsse man sich einzig und allein den Zweck setzen, Gott zu dienen, und dann erwägen, in welchem Stande man dies am besten werde erreichen können. Mit anderen Worten: der Beruf, um dessen Wahl es sich handelt, soll nicht als Zweck, sondern als Mittel betrachtet werden; der Zweck steht ein für alle Male fest, der allgemeine christliche Beruf, Gott zu verehren und ihm zu dienen; das Mittel hierzu, welches nicht für Alle das nämliche sein kann, der besondere Lebensberuf jedes Einzelnen, ist Gegenstand der Wahl. Nach diesem Vorspiel wird zur Betrachtung dessen geschritten was in Bezug auf den Gegenstand der Wahl zu bedenken ist, damit man weder eine schlechte Wahl, noch eine an sich gute übereilt und ohne Bedachtnahme auf deren Folgen treffe. Der Gegenstand der Wahl, sagt nämlich Loyola, müsse jedenfalls ein guter, wenigstens dürfe er kein solcher sein, den Gottes in der Kirche kund gewordener Wille verdammt; denn eine an sich selbst böse Lebensweise könne niemals dazu dienen, Gott zu verherrlichen. Der aufmerksame Lehrer wird schon oben aus der Darstellung der neuern katholischen Ansicht über die Heiligung der irdischen Dinge *) entnommen haben, daß es

*) S. 214.

ein arges Mißverständniß ist, wenn der so übel berüchtigte Satz, daß der Zweck die Mittel heilige, den Jesuiten, oder, was dasselbe ist, dem neuern Katholicismus in dem Sinne beigemessen wird, als ob damit gemeint sei, um eines heiligen Zweckes willen sei unbedenklich jedes Mittel das zu diesem Zwecke dienen könne, gut. Der Sinn dieses Satzes, wie ihn Loyola und nach ihm die Gesellschaft Jesu durchgängig aufgefaßt hat, ist vielmehr, daß etwas an sich Gleichgültiges dadurch zu etwas Heiligem gemacht werden könne, wenn es einem heiligen Zweck dienstbar gemacht wird: etwas Gleichgültiges, nie aber etwas an sich Böses, also unbedingt Unheiliges. So soll denn auch der Uebende bedenken, daß er zwar eine weltliche Berufsart, in der Absicht Gott darin zu dienen, wählen dürfe, jedoch keine solche, welche an sich wider das Sittengesetz läuft, wie z. B. das Geschäft eines Wucherers. Nur der gute und vor Gott löbliche, wenigstens vor Gott erlaubte Beruf kann durch den guten Endzweck, solchen Beruf zu Gottes Verherrlichung zu führen, geheiligt werden. Die Worte Loyolas, welche diese unerläßliche Bedingung und in der That die wirkliche Grundlage des ganzen späteren Moralsystems der Gesellschaft Jesu und der katholischen Kirche überhaupt enthalten, sind unzweideutig.*) — Sodann der zweite Betrachtungspunkt betrifft

*) Primum punctum est, quod res omnes quae sub

die bindende Kraft welche einigen Berufsarten inne wohnt: wer einen solchen Stand erwählen wolle, aus welchem kein Rücktritt verstattet ist, wie z. B. Ehe, oder umgekehrt ein durch das Keuschheitsgelübde gebundenes Leben, der solle wohl bedenken, daß die Reue hinterher zu spät kommen würde, daß es daher übel gethan sei, einen solchen Stand ohne eigentlichen innern Beruf zu wählen; woferti aber etwa Jemand schon in einem Stande dieser Art lebte, dessen Wahl ihn reut, so solle er wenigstens den Entschluß fassen, durch ein rechtschaffenes Leben in diesem Stande und durch eine gewissenhafte Erfüllung der Pflichten welche ihm derselbe auflegt, das Unrecht der Wahl wieder gut zu machen; jeder Andere dagegen, der einen Stand ergriffen hat, aus welchem zu scheiden erlaubt ist, solle, wenn er mit seiner Wahl unzufrieden geworden, doch ja eine neue treffen, die ihn in den Stand setze, reichere und Gott wohlgefälligere Frucht zu bringen.

Nachdem der Uebende nun so die zu einer heilsamen Berufswahl erforderliche Stimmung der Seele und die Bedingungen einer richtigen Wahl in Bezug auf die zu wählende Berufsart erwogen hat, soll er auch noch be=

---

electionem cadunt, necessario bonae esse debent ex se ipsis, aut certe non malae, nec nisi consonae institutis orthodoxae matris ecclesiae.

denken, daß nicht jeder Augenblick günstig sei, um einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Erinnern wir uns, wie schwer es Loyola bei der Wahl seines eigenen Berufes wurde, bei sich festzustellen, welche Gedanken er von dem Geiste Gottes, welche von dem bösen Geiste herleiten müßte.*) Er läßt daher seinen Zögling in den Uebungen bedenken, daß um zur Berufswahl zu schreiten, nur derjenige Augenblick günstig sei, in welchem man die Einwirkung der Kraft Gottes auf den Willen mit solcher Sicherheit fühle, daß über die Quelle des Antriebs gar kein Zweifel möglich sei; wenn aber solche Gewißheit nicht vorhanden wäre, so solle man seine Stimmung nach den Regeln der Geisterunterscheidung prüfen, und nur dann wählen, wenn die Stimmung den guten Urheber deutlich verriethe; wenn endlich eine erregtere Stimmung gar nicht vorhanden, sondern das Gemüth in vollkommener Ruhe wäre, dann dürfe man mit kalter aber sorgfältiger Ueberlegung, natürlich immer den höchsten Zweck des Menschen unverrückt im Auge, wählen.

Die Uebungen der dritten Woche, in welcher die Leidensgeschichte Christi der Betrachtung unterworfen wird, bieten nichts Eigenthümliches dar. In der vierten Woche endlich, deren Betrachtungsgegenstand zuerst

---

*) S. oben S. 121.

Christi Auferstehung und ewige Gegenwart ist, soll der Uebende dahin gelangt sein, daß er das vollführe was ihm schon beim Beginn der Uebungen als deren Ziel vorgehalten wurde, daß er, nachdem er alle von Gott empfangenen Wohlthaten, und die ihm dadurch auferlegte Pflicht mit seinem Pfunde zur Ehre Gottes zu wuchern, wohl bedacht hat, das vollkommene Opfer seiner selbst, aller seiner Kräfte und Fähigkeiten, seines ganzen Willens, seines Trachtens und Thuns Gott wirklich darbringe. Herr, spricht er nun, nimm hin alle meine Freiheit, nimm hin meine Seelenkräfte, Erinnerung, Vernunft und Willen; was ich bin und was ich habe, ist mir geschenkt; dir gebe ich es ganz zurück, schalte damit nach deinem Gefallen; nur verleihe mir die Liebe zu dir sammt deiner Gnade, so bin ich reich genug und ich begehre nichts weiter. — Nach diesem Opfergebete heftet der Uebende den Blick auf Gott und schaut ihn an, nicht in seinem übersinnlichen Wesen, nicht in seiner himmlischen Verborgenheit, sondern in seinem natürlichen Offenbarsein, im All, in allen Kreaturen, in den Elementen die durch ihn bestehen, in den Pflanzen die durch ihn leben, in den Thieren die durch ihn empfinden, und endlich in den Menschen die durch ihn denken. So führt Ignaz den Menschen zuletzt zu sich selbst zurück, und zwar mit ausdrücklichen Worten. Mensch, sagt er, bin auch ich, alle Wohlthaten die Gott

an die verschiedenen Reiche der Natur vertheilt hat, sind in mir versammelt: ich lebe, ich empfinde, ich denke; zu seinem Tempel hat er mich machen wollen, nach seinem Bilde und ihm selbst ähnlich hat er mich geschaffen. Nicht genug. Um meinetwillen waltet und wirkt Gott in seinen Kreaturen, giebt und erhält ihnen was sie sind, haben, vermögen und thun. Und noch mehr. Um meinetwillen und zu mir strömt von ihm alles Gute und alle gute Gabe aus, Macht, Gerechtigkeit, Güte, Wissenschaft und jede menschliche Vollkommenheit, soweit nur der beschränkte Mensch das alles in sich fassen kann. Wie hier bei Ignaz, so ist bei allen wahren Mystikern die Rückkehr zu sich selbst der Schlußstein des ganzen mystischen Gebäudes. Der Mensch übergiebt Alles Gott, nicht um es von sich zu lassen, sondern um es wiederzuhaben, aber in verwandelter, verklärter, verschönter Gestalt; er hat es nur für einen Augenblick scheinbar weggegeben, um es gleich darauf als ein nicht mehr Menschliches, sondern als ein Göttliches zu besitzen und so sich selbst als ein höheres, verherrlichtes Wesen zu betrachten. Genau dieselbe Anschauungsweise hatten auch die deutschen Reformatoren, doch darin von den alten Mystikern verschieden, daß sie nicht, wie diese, das Menschliche wegen des Göttlichen wegwarfen, sondern daß sie, wie wir schon wissen, das Werk der Verherrlichung abgesondert von den Gebieten des wirklichen, ir=

dischen Lebens, welches in seiner Ungöttlichkeit und Nichtigkeit daneben stehen bleibt, auf dem Gebiete des inneren Lebens, in Gedanken, im Glauben sich vollbringen lassen. Ebensowenig wie sie konnte Loyola es darin den alten Mystikern gleichthun, sich mit der bloßen beseeligenden Anschauung seines verherrlichten eigenen Wesens zu begnügen; aber da er, seiner Denkungsart nach, das Menschliche nicht als ein Gebiet das auf besondere Weise zu behandeln wäre, neben dem Göttlichen konnte stehen lassen, so läßt er auf der höchsten Stufe der mystischen Kontemplazion plötzlich das Vertieftsein und Müssigsein, das dieser Stufe ihrer Natur nach eigen ist, fahren, und gedenkt des Handelns in der wirklichen Welt. Die mystische Vereinigung mit Gott verliert auf einmal ihr mystisches Wesen; der Zustand des Menschen auf dieser Stufe wird zwar noch mit dem Ausdruck „Liebe" bezeichnet, aber es ist nicht mehr die mystische Liebe zu Gott, sondern unvermerkt ist diese zur thätigen Nächstenliebe geworden. Die Liebe, sagt Ignaz, besteht in einem gegenseitigen Austausche der Kräfte, Sachen und Leistungen, als: der Wissenschaft, der Reichthümer, der Ehre und alles Guten. *) Ferner: nicht sowohl auf

*) Consistit amor in mutua facultatum rerum et operum communicatione, puta scientiae divitiarum honoris et boni cujusque.

Worte als auf Thaten kommt es bei der Liebe an.*) Das also ist das Eigenthümliche der Ignazischen Mystik, daß die thätige Liebe als ein Element der mystischen Einigung selbst auftritt. So wird in seinen Uebungen bis ans Ende die Ankündigung bewährt, daß es dabei nicht sowohl um Tiefe der Erkenntniß als um Entflammung des Willens zu thun sei.

Die geistlichen Uebungen hatten den Zweck und dienten dazu, wie Ribadeneira sagt, nicht feine, gewandte und spitzfindige Wortfechter, sondern starke, rüstige und eifrige Werkthäter zu schaffen.

*) Amor ab operibus magis quam a verbis pendet.

Das Gelübde.

Den zweiten akademischen Grad erwarb Ignaz gerade ein Jahr nachdem er den ersten erlangt hatte; am 13. März 1533 war er Baccalaureus geworden, am 14. März 1534 wurde er magister artium. So war denn das Ziel erreicht, welches er sich zehn Jahre früher vorgesteckt hatte. Auf dem mühsamsten Wege. Er selbst pflegte später zu sagen: er möchte Den sehen, dem das Studiren saurer geworden wäre, und mehr Zeit und Schmerzen gekostet hätte als ihm. Noch zwei Jahre gedachte er in Paris zu bleiben, um sich in der Theologie noch weiter auszubilden. Inzwischen beschäftigten ihn unablässig seine Pläne für die Zukunft und er glaubte mit den jungen Freunden, welche er durch seine Exerzizien für die geistliche Ritterschaft erzog, weit genug gelangt zu sein, um zur Ausführung dieser Pläne einen ersten Grund legen zu können.

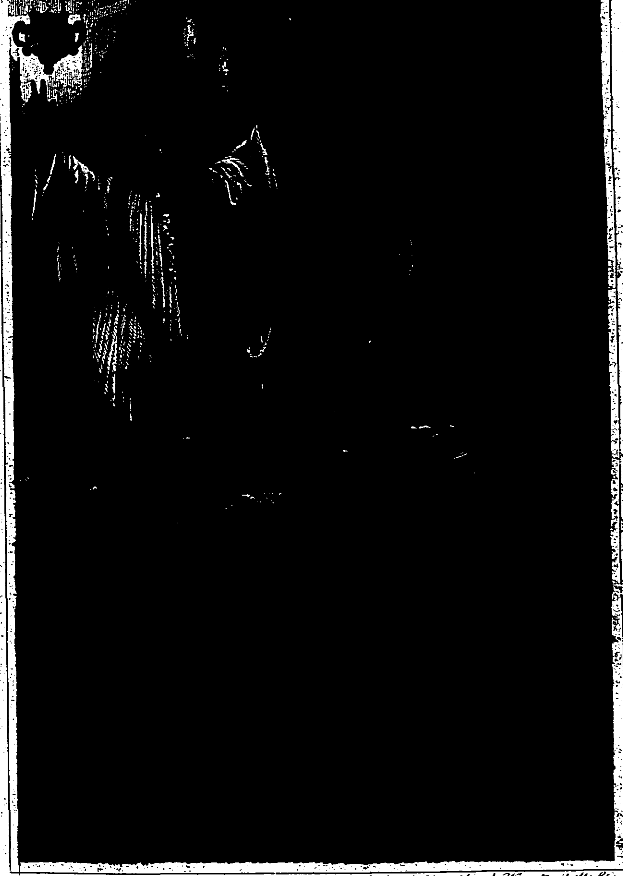
Bisher war die geistliche Beziehung in welcher er zu ihnen stand, ein Geheimniß zwischen ihm und jedem Einzelnen von ihnen gewesen. Eines Tages versammelte er sie um sich, Lefèvre und Xaviero, Lainez, Salmeron, Bobadilla und Rodriguez. Er machte sie als Gleichgesinnte einander bekannt. Er gehe mit einem Plane um, sagte er ihnen, den er ihnen, als seinen vertrautesten Freunden, entdecken wolle. Nach Jerusalem, von wo er einst nach kurzem Aufenthalt habe weichen müssen, ziehe es ihn abermals; dorthin gedenke er wiederum zu pilgern, sei es nur um jene heiligen Stätten noch einmal zu sehen und zu verehren, sei es um dort, wenn ihm Gott diese Gnade schenken wollte, den Namen des Herrn unter den Ungläubigen auszubreiten. Kaum hatten die Uebrigen seine Absicht vernommen, so boten sie sich ihm zu Begleitern an: der Besuch des heiligen Grabes hatte für sie nicht geringeren Reiz als für Ignaz, und dann, die Trennung von ihrem Freunde, ihrem Führer, der ihre Herzen so ganz besaß, dem sie sich schon in Allem zu folgen gewöhnt hatten, wie hätten sie diese Trennung ertragen können! Lasset uns versprechen, einander Brüder zu sein, riefen sie, unsere Geschicke zu theilen und einander treu zu sein bis an den Tod! Wohl! sagte Ignaz; aber ihr kennet die List des bösen Feindes; wird er nicht während der Zeit die wir noch in Paris zuzubringen haben, damit Jeder von uns seine

Studien beende, Alles aufbieten, um uns unserem heiligen Vorsatz abwendig zu machen? Wird es daher nicht gut sein, daß wir ihm durch ein förmliches und feierliches Gelübde einen unerschütterlichen Riegel vorschieben? Damit waren Alle einverstanden.

Der Inhalt des Gelübdes das man ablegen wollte, wurde alsbald berathen. Die sieben Freunde beschlossen, 1) den irdischen Begierden und aller Pracht der Welt abzusagen und 2) in fleckenloser Keuschheit zu leben. Der erste Theil des Gelübdes sollte, als Armuthsgelübde, bestimmter so gefaßt werden, daß es die Verpflichtung enthielte, von einem gewissen, nach beendigten Studien festzusetzenden Tage an, allem eigenen Vermögen zu entsagen, wodurch jedoch eine gemeinschaftliche und nothdürftige Habe, z. B. das Mitnehmen des unentbehrlichen Reisegeldes nach Jerusalem nicht ausgeschlossen sein sollte; sodann noch die besondere Verpflichtung, dereinst wenn sie als Priester thätig sein würden (Lefèvre war der einzige unter ihnen, der schon die Weihen hatte), für Messen und kirchliche Handlungen jeder Art, sowie für Unterricht oder Seelsorge niemals eine Belohnung anzunehmen, theils damit sie bei sich selbst der Habsucht keine Thür aufthäten, theils damit Niemand Ursach hätte, ihren Bemühungen für das Heil der Seelen unlautere Beweggründe unterzulegen.

Ignaz faßte die Formel des Gelübdes ab. Darauf bereiteten sich Alle durch Fasten, Bußübungen und Gebet auf die Feier vor. Am Tage der Himmelfahrt Mariä, am 15 August, begaben sie sich in eine außerhalb Paris, auf dem Montmartre gelegene und der heil. Jungfrau geweihete Kapelle; die heilige Jungfrau nämlich hatten sie sich zu ihrer besonderen Fürsprecherin erkoren. Der unter ihnen welcher Priester war, Lefevre, las die Messe. Mit der Hostie in der Hand wendete er sich zu den Uebrigen und reichte, nachdem ein Jeder das Gelübde mit lauter Stimme ausgesprochen, einem Jeden den geheimnißvollen Leib; sodann, wieder zum Altar gewendet, gelobte auch er und nahm darauf das heilige Mahl. Als die Feierlichkeit vorüber war, verließen sie die Kapelle, setzten sich um den Brunnen von St. Denys, nahmen einen Imbiß, und brachten den Rest des Tages in heitern und hoffnungsreichen Gesprächen hin. Um Sonnenuntergang kehrten sie zufrieden nach Paris zurück.

Welche Freude für Ignaz! Was für Erfolge durfte er sich nicht von der Vereinigung so vieler reichen und frischen Kräfte, so vieler begeisterten Männer versprechen! Sein vorausblickender und erfinderischer Geist rastete nicht. Alle Möglichkeiten wurden bedacht, mit den Freunden berathen, Pläne für jeden Fall wurden ent-



Naumburg's Kunstanstalt Lpzg.

Gelöbniß in der Kirche v. Montmartre am 15 August 1534.

Ignaz faßte die Formel des Gelübdes ab. Darauf bereiteten sich Alle durch Fasten, Bußübungen und Gebet auf die Feier vor. Am Tage der Himmelfahrt Mariä, am 15. August, begaben sie sich in eine außerhalb Paris, auf dem Montmartre gelegene und der heil. Jungfrau geweihete Kapelle; die heilige Jungfrau nämlich hatten sie sich zu ihrer besonderen Fürsprecherin erkoren. Der unter ihnen welcher Priester war, Lefevre, las die Messe. Mit der Hostie in der Hand wendete er sich zu den Uebrigen und reichte, nachdem ein Jeder das Gelübde mit lauter Stimme ausgesprochen, einem Jeden den geheimnißvollen Leib; sodann, wieder zum Altar gewendet, gelobte auch er und nahm darauf das heilige Mahl. Als die Feierlichkeit vorüber war, verließen sie die Kapelle, setzten sich um den Brunnen von St. Denys, nahmen einen Imbiß, und brachten den Rest des Tages in heitern und hoffnungsreichen Gesprächen hin. Um Sonnenuntergang kehrten sie zufrieden nach Paris zurück.

Welche Freude für Ignaz! Was für Erfolge durfte er sich nicht von der Vereinigung so vieler reichen und frischen Kräfte, so vieler begeisterten Männer versprechen! Sein vorausblickender und erfinderischer Geist rastete nicht. Alle Möglichkeiten wurden bedacht, mit den Freunden berathen, Pläne für jeden Fall wurden ent=



Naumburg's Kunstanstalt Lpzg.

Gelöbniß in der Kirche v. Montmartre am 15. August 1534.

worfen. Sie wollten, nachdem ihre Studien beendigt wären, mit einander nach Venedig gehen; einige von ihnen sollten sich dann nach Rom begeben und des Papstes Genehmigung für die Reise nach Jerusalem und für einen längeren Aufenthalt in Palästina erwirken. In Palästina wollten sie den Armen und den Kranken ihre Dienste widmen, vorzüglich aber sich der Seelen annehmen und den Ungläubigen das Evangelium predigen. Wenn aber diese Pilgerfahrt sich unausführbar erwiese — ein Jahr lang wollten sie in Venedig die Gelegenheit dazu erwarten — dann wollten sie insgesammt nach Rom gehen und sich dem Papste zur Verfügung stellen: Der sollte sie zu jedem Dienst in der Christenheit verwenden, wie er es zum Ruhme Gottes und zum Wohle der Seelen am besten fände. Denn nur das Eine stand unabänderlich bei ihnen fest, ihr Leben standhaft bis zum Tode der Sache Gottes zu weihen; das Wo und Wie sollte der Zukunft überlassen bleiben. Loyolas Gedanken nahmen schon längst einen kühnern Flug als damals, da er nach Jerusalem wallfahrtete. Etwas Bestimmtes sah er noch nicht, das er sich und den Seinigen als ihre eigentliche Aufgabe bezeichnen konnte; deshalb richtete er den Blick zunächst noch wieder auf jenes gelobte Land. Aber sich im voraus auf diese Eine Art der Thätigkeit und diesen Einen

Punkt der Erde zu beschränken, kam ihm nicht mehr in den Sinn: er mochte es wohl schon ahnen, daß die ganze Erde zu einem Schauplatz seiner Wirksamkeit nicht zu groß sein würde.

Die Reise in die Heimat.

Den Vorsatz bis zur Abreise nach Venedig bei seinen Freunden in Paris zu bleiben, mußte Ignaz aufgeben. Seine Gesundheit hatte die letzten Jahre wieder sehr gelitten; heftige Magenbeschwerden, mit Fieber verbunden, stellten sich alle vierzehn Tage ein; die angewendeten Heilmittel blieben wirkungslos, und die Aerzte schoben endlich alles auf die Pariser Luft, und riethen zur Heimkehr nach Spanien. Vielleicht würde Ignaz seinen Freunden, die in ihn drangen dem ärztlichen Rathe zu folgen, nicht so leicht nachgegeben haben, als er wirklich that, wenn nicht Diejenigen unter ihnen, die aus Spanien waren, dort mancherlei Angelegenheiten zu ordnen gehabt hätten, bevor sie zur Ausführung ihrer frommen Vorsätze schreiten konnten. Wenn Ignaz nach Spanien reiste, so konnte er ihre dortigen Geschäfte an ihrer Statt besorgen; wo nicht, so mußten sie selber fort.

Ignaz traute ihnen noch nicht soviel Festigkeit in ihren heiligen Entschlüssen zu, um den Verlockungen zur Untreue, denen sie in der Heimat unfehlbar ausgesetzt sein würden, kräftig genug zu widerstehen; dies entschied: Ignaz war bereit zu reisen.

Er verabredete mit den Gefährten, daß er nach Beendigung der Geschäfte welche er für sie in Spanien zu besorgen übernahm, nach Venedig gehen würde; dorthin sollten auch sie sich im Jahre 1537, und zwar am Tage der Bekehrung Pauli aufmachen. Er ermahnte sie, auf dem eingeschlagenen Wege zu beharren, und vorzüglich sich in der Bezwingung ihrer selbst unablässig zu üben; den ältesten unter ihnen, sowohl den Jahren als der Berufung nach, Pierre Lefevre sollten sie, damit eine feste Ordnung sei, als ihren Vorgesetzten achten, und sollten ihm wie einem Vater in Allem folgen.

Noch Eines fand Ignaz sehr nöthig zu erledigen, ehe er abreiste. Angeberei war damals an der Tagesordnung in Paris, Ignaz hatte auch Feinde, wie wir wissen, und so war er denn auch jetzt wieder wie schon früher einmal der Ketzerei verdächtigt worden. Er ging deshalb auch diesmal wieder freiwillig zu dem Inquisitor Matthäus Oriz und bat um schleunige Untersuchung. Oriz entgegnete, er fände keinen Grund zur Einleitung einer solchen; doch wünschte er das Buch der Exerzizien zu sehen. Dieses erhielt er, und es gefiel ihm so sehr,

daß er sich eine Abschrift davon ausbat. Ignaz verlangte nun ein Reinigungszeugniß; Oriz versprach ihm ein solches, hielt ihn aber damit von einem Tage zum andern hin, bis endlich eines Tages Ignaz einen Notar und Zeugen nahm, mit ihnen sich zu dem Inquisitor begab, und diesen, indem er ihm so jede Ausflucht abschnitt, zwang, das gewünschte Zeugniß auf der Stelle ausfertigen zu lassen.

Zu Anfange des Jahres 1535 *) reiste er von Paris ab, auf einem Pferdchen, erzählen die Aeltesten Akten, das ihm seine Freunde gekauft hatten, fühlte sich schon unter Weges bald weit wohler, und erreichte ohne Gefährde das spanische Gebiet. In Azpeitia wurde ihm ein feierlicher Empfang zu Theil, den er gern vermieden hätte; denn da ein gewisser Priester, Namens Balthasar de Arabesa, ihm als Abgeordneter der Stadt einige Meilen vor Azpeitia begegnete und ihm sagte, daß man ihn dort mit Ungeduld erwarte, schlug Ignaz, während er diesen Priester auf der Landstraße zurückkehren ließ, heimlich einen Gebirgspfad ein. Das half ihm aber nicht, denn die Leute von Azpeitia hatten so

*) Nach den „Aeltesten Akten", denen auch Ribadeneira, Maffei und Orlandino hierin folgen, erst Ausgangs 1535; Bartolo erwähnt jedoch eines Dokumentes, demzufolge sich Loyola zwischen Pfingsten und Himmelfahrt 1535 bereits in Spanien befand.

etwas vermuthet und auch auf das Gebirge Späher ausgeschickt. Ein stattlicher Zug empfing ihn vor der Stadt, die ganze Geistlichkeit von Azpeitia in Prozession und alle seine Verwandten und Freunde zu Rosse. Vergeblich bat ihn sein Bruder Garcias, nach Loyola zu kommen und auf dem Schlosse zu wohnen, Ignaz begab sich in das Hospital von Azpeitia; vergeblich schickte man ihm dorthin alle möglichen Bequemlichkeiten, Speisen, Betten, Ignaz schlief auf dem Erdboden, höchstens auf einem Lager wie es das Haus hergab, ging Almosen sammeln, gebrauchte für sich nichts außer dem Nothdürftigsten und vertheilte alles Uebrige den Armen. Da er sich bereit erklärte, täglich Kinderunterricht zu geben, widersetzte sich Don Garcias auch diesem Vorhaben, und sagte, da er zuletzt nichts Besseres zu sagen wußte: wie Viele meinst du denn, daß kommen werden? Nun, und wenn nur Einer kommt! antwortete Ignaz. Der Unterricht war aber sehr besucht, und hinterher kam auch Don Garcias selber regelmäßig in die Stunde. An Sonn- und Festtagen predigte Ignaz, und zwar, da großer Zulauf, auch aus den benachbarten Ortschaften war, im Freien; alle Bäume umher waren mit Zuhörern besetzt. Was ihn bewogen habe noch einmal heim zu kommen, sagte Ignaz in seiner ersten Predigt, sei wohl Mancherlei, vor Allem aber dies: er habe in seiner Jugend vor den Augen seiner Landsleute einen

schlechten, gottlosen Wandel geführt; nun, da er anderen Sinnes geworden, möchte er durch ein reuiges Bezeigen gerne da erbauen wo er ehedem Aergerniß gegeben habe. Es handle sich dabei auch nicht um eine unrechte Gesinnung nur so allgemeinhin, sondern um wirkliches Unrecht, das er Manchem abzubitten hätte. So habe er als Knabe einmal mit anderen Knaben in einem fremden Garten Obst gestohlen, und nachdem der Eigenthümer des Gartens den Verlust bemerkt, sei ein Unbetheiligter in Verdacht gerathen, eingezogen, verurtheilt und bestraft worden. Diesen letztern nannte Ignaz mit Namen, bat ihn flehentlich um Vergebung, und erklärte sich verpflichtet, wenigstens den Schaden welchen er ihm zugefügt, so weit es noch möglich sei, zu vergüten; er gebe deßhalb zwei Grundstücke, über die er frei verfügen konnte und die er namhaft machte, Dem, in dessen Schuld er sich bekannt hatte, zu eigen; deß sollte die ganze Versammlung Zeuge sein. In den zehn Tagen zwischen Pfingsten und Himmelfahrt erklärte Ignaz öffentlich die Zehn Gebote, jeden Tag eines. Die Erschütterung welche seine Reden unter den Leuten hervorbrachten, war so gewaltig, daß Viele die es an der Gewohnheit hatten, leichtsinnig zu schwören und zu fluchen, reuig wurden und sich von diesem Laster besserten, daß öffentliche Dirnen sich bekehrten und Wallfahrten unternahmen oder als Krankenwärterinnen in die Hos-

pitäler gingen, auch viele ihrer früheren Genossinnen zu einer Aenderung ihrer Lebensart bewogen. Selbst die Behörden der Stadt schlugen in sich and fingen an auf Verbesserung des sittlichen Zustandes zu denken, natürlich nicht sowohl ihres eignen, als dessen des gemeinen Volkes: sie verboten das Glücksspiel, und erließen ein Edikt, daß feile oder unterhaltene Mädchen bei öffentlicher Strafe nicht, wie es eingerissen war, verschleiert gleich den ehrbaren verheirateten Frauen, sondern gleich allen Unverheirateten barhaupt gehen sollten. Ein besonderes Verdienst um Azpeitia erwarb sich Ignaz noch dadurch, daß auf seinen Antrieb eine regelmäßige städtische Armenpflege eingerichtet wurde; und endlich wird es ihm von seinen Lebensbeschreibern hoch angerechnet, daß er der römischen Sitte, Morgens, Mittags und Abends von den Thürmen ein Glockenzeichen zum englischen Gruß zu geben, Eingang verschaffte. So war er unermüdlich thätig. Nur mit Mühe, und endlich dadurch, daß sie ihn bei Christo beschwor, gelang es einer seiner Schwägerinnen, ihn zu bewegen, daß er seinem väterlichen Schloß einen kurzen Besuch abstattete. Schon nach wenigen Tagen kehrte er in das Hospital von Azpeitia zurück: er hätte jeden Augenblick, den er nicht ungetheilt dem Dienste Gottes und der Seelsorge widmete, für einen Raub an seinem heiligen Berufe gehalten.

Die heimatliche Luft that ihm wohl und gab ihm in kurzer Zeit seine Kräfte wieder; doch kaum fühlte er sich gesunden, so that er sich, wie immer, mit Entbehrungen und Anstrengungen zu viel, so daß er abermals ernstlich erkrankte. Seine Anverwandten besuchten und pflegten ihn im Hospitale, besonders die Frauen, unter denen zwei Nichten, Maria de Oriola und Simona de Alzaga genannt werden. Nach seiner Wiederherstellung schickte er sich an, die Geschäfte seiner Pariser Gefährten zu besorgen. Er wollte zu Fuße fort, doch das litt diesesmal Don Garcias nicht. Er sagte, diese Schande, daß er seinen Bruder wie einen Bettler scheiden ließe, dürfe Inigo nicht auf ihn laden; er wollte wenigstens durch ein ehrenvolles Geleit die Vernachlässigung in den Augen der Leute wieder gut machen, zu welcher freilich nur der Bruder selbst ihn gezwungen hatte. Ignaz gab nach, und ließ sich bis zur Grenze der Provinz von seinen Anverwandten begleiten. Reisegeld anzunehmen ließ er sich durch keine Bitten bewegen; an der Grenze stieg er vom Pferde, und setzte seinen Weg nach Pampelona und dann nach Almazan, dem Geburtsorte des Lainez, zu Fuße fort. Von da begab er sich nach Siguenza, Toledo, Valenzia. In der Nähe dieses Ortes traf er mit seinem ehemaligen Gefährten Juan de Castro zusammen: er fand ihn in Segorbe als Novizen des dortigen Karthäuserklosters Valle de Christo. Ignaz

erzählte dem alten Freunde von seinen Plänen, sagte ihm, daß er damit umgehe, eine Gesellschaft, eine Art Orden zu stiften. Juan war entzückt von allem was er hörte, und bat Ignaz, in diese neue Gesellschaft statt in den Karthäuserorden treten zu dürfen. Doch Ignaz lehnte es ab, sei es daß ihm seine Klugheit sagte, wie bedenklich es sei damit anzufangen, daß er anderen Orden ihre Novizen entrisse, sei es daß ihm Juan weniger geschickt zu den Arbeiten schien, welche er seinen Gefährten in Gedanken schon zutheilte. Nicht Alle, sagte er zu Juan, sind zu einerlei Dienst berufen; es giebt verschiedene Arten sich Gott darzubringen, und jede hat ihren eigenthümlichen Werth. Dann pries er Die selig welche in heiliger Stille ganz der Versenkung in Gott leben könnten, und verließ Juan noch entflammter als er zuvor gewesen war von Liebe zu der heiligen Einsamkeit, die er sich erwählt hatte.

Nachdem Ignaz die Angelegenheiten seiner Freunde mit allem Fleiße besorgt hatte, von deren Angehörigen überall mit Liebe und Verehrung aufgenommen und mit Geschenken bestürmt, die er nicht annahm, schiffte er sich in Valencia ein, trotz aller Abmahnungen, da der Seeräuber Dschereddin Barbarossa das Meer unsicher mache, und nach einer stürmischen gefährlichen Fahrt, bei welcher das Schiff, auf welchem er sich befand, seinen Hauptmast verlor, und die Mannschaft sich schon zum

Tode bereitete, Ignaz aber, wenn es nun zu Ende ginge, nichts beklagte als das Eine, daß er mit dem ihm anvertrauten Pfunde nicht genug gewuchert und bisher zu seinem und zu seines Nächsten Heile so wenig gethan hätte, wurde endlich doch noch Genua glücklich erreicht.

Von Genua ging Ignaz nach Bologna. Er verirrte sich unter Weges auf dem Appenin. Schwindelnde Abhänge zu seinen Füßen, unten in der Tiefe ein tobender Bergstrom. Mit Händen und Füßen klimmend entreißt er sich der gefährlichen Lage. Halb todt vor Müdigkeit erreicht er die Stadt. Da noch kurz vor dem Thore fällt er von einem Steg in einen tiefen Morast. Mit Koth besudelt muß er durch die Gassen gehen, dem Pöbel zum Gelächter, und eine Herberge suchen. Er findet keine; er ist nicht weniger hungrig als müde, bettelt durch die ganze Stadt, und es giebt ihm Niemand auch nur ein Stückchen Brot. Sein geschwächter Körper erlag so gehäuften Beschwerden. In einem der Hospitäler von Bologna lag er eine Zeit lang krank. Dann, als er genesen war, machte er sich nach Venedig auf, wohin er seine Gefährten beschieden hatte. Im September oder October 1535 langte er dort an.

Die Wartezeit in Venedig.

In Venedig beschäftigte sich Ignaz theils noch mit seinen theologischen Studien, theils gab er geistliche Uebungen. Er fand dort jenen Diego de Guia aus Navarra wieder, der ihn einst in Alcala bei seinen Liebeswerken so wacker unterstützt hatte *), und dessen Bruder Estabanz, beide waren so eben aus Palästina zurückgekehrt. Außer diesen schlossen sich ihm noch zwei andere Spanier an, Rocas und Hozes, letzterer Anfangs, da man ihn vor Loyolas geistlichen Uebungen als vor ketzerischen oder gar gewissermaßen heidnischen Mysterien gewarnt hatte, nicht ohne Mißtrauen — er brachte allerlei Büchlein, Katechismus u. dgl. als Verwahrung vor Ueberrumplungen und als Amulette mit in die Uebung —, bald aber ganz gewonnen und in einen der

*) S. oben S. 137.

getreuesten Anhänger Loyolas umgewandelt. Auch einige Italiener, Männer von Ansehen, versuchten es mit den Uebungen, und wurden ganz hingerissen von Bewunderung für dieselben, so Gaspare de Dotti, der bei dem apostolischen Nuntius Hieronimus Veralla Auditor, d. i. Urtelsprecher war, und ein gewisser Pietro Contarini aus einer berühmten venezianischen Familie, welche der Republik außer vielen Gelehrten und Staatsmännern seit dem eilften Jahrhundert schon drei Dogen geschenkt hatte, und welcher auch der Kardinal Gasparo angehörte, von dem bald mehr die Rede sein wird.

Venedig war seit längerer Zeit ein Sammelplatz ausgezeichneter Männer, denen die bewegten Verhältnisse Italiens keine Ruhe vergönnt hatten und keine bleibende Stätte in ihren Heimatorten oder in anderen Staaten der Halbinsel, denen sie durch ihr Wirken angehörten. Verschiedene freiere und strengere Richtungen wurden hier neben einander verfolgt.

Die reformatorischen Ideen Deutschlands und der Schweiz waren nicht minder in Italien als in Frankreich eingedrungen. Vieles wirkte zusammen, um ihnen Theilnahme zu erwecken und Ausbreitung zu verschaffen. Schon die frühesten Schriften Luthers waren in einer Menge von Exemplaren über die Alpen geschafft worden, z. B. 1519 durch einen Buchhändler aus Pavia, Namens Calvo, der einen beträchtlichen Theil einer von

dem Baseler Buchhändler Johann Froben veranstalteten Ausgabe mit in sein Vaterland genommen hatte. Diese Schriften, in welchen sich Luther dem Kampfe der Alterthumsfreunde gegen die mönchische Barbarei anzuschließen schien, wurden von den italienischen Literaten mit großem Beifall aufgenommen. Bald, als die reformatorischen Bücher von der römischen Kurie verboten waren und schon die Namen ihrer Verfasser allein ein Verdammungsurtheil begründeten, wurden Schriften Melanchthons, Zwinglis, Bucers in italienischen Uebersetzungen und unter erdichtetem Namen verbreitet, so daß sie manchmal selbst am römischen Hofe eine Zeit lang ohne Arg gelesen wurden. Nicht lange vor dieser Zeit hatten alle Deutschen, die sich mit den Wissenschaften vertraut machen wollten, ihre Bildung in Italien holen müssen; jetzt ging schon mancher junge Italiener nach Wittenberg, um dort unter Melanchthons Leitung zu studiren. Italien, von den Heeren bald des Kaisers bald des Königs von Frankreich überschwemmt, war voll von Deutschen und Schweizern, die, mit dem Schwert an der Seite, sich nicht gerade verbunden achteten, der Zunge Zaum und Gebiß anzulegen. Die Waffen kühnerer Lehre, welche von den Gebildeteren unter ihnen hier und da geführt wurden, noch mehr die schon allgemeiner handhablichen des Spottes über päpstliche Tyrannei, Gottlosigkeit der Pfaffen, geistliche Betrügereien

schlugen den stolzen Italienern empfindlichere Wunden als die ehernen Waffen der Barbaren, wie sie die Eindringlinge nannten. Es gab sogar einen Tag, da Angesichts des Vaticans und der Thürme von Sankt Peter die Ketzerei stolziren und den Namen Luthers an die Mauern des Castel S. Angelo schlagen durfte. Dies kam so: Clemens VII. hatte, schon als er noch Kardinal war, die Sache des Papstthums für unzertrennbar von der des deutschen Kaiserthumes angesehen, und, als er Papst geworden war, sich mit Karl V. eng verbündet. Jedoch ein für den Augenblick gewaltigeres Interesse gab seiner Politik eine veränderte Richtung, das Interesse der Unabhängigkeit Italiens von fremder Herrschaft. Die Zeit der kleinen Fehden zwischen Republik und Republik, ja, zwischen Familie und Familie neigte sich mehr und mehr ihrem Ende zu; die Gewohnheit, nur die eigene Geburtsstadt als das Vaterland zu lieben, erlosch allmählig; der Gedanke eines Gesammtvaterlandes, der bald nachher in einem hitzigen Streit über den Namen der einheimischen Sprache, ob sie nämlich florentinisch heißen solle oder italienisch, sich Luft machte, dieser Gedanke einer italienischen Nazionalität fing an begeisterte Verkündiger zu finden. Es gab keine waiblingsche Partei mehr, die des Kaisers Sache wider den Papst geführt hätte; doch auch keine welfische, die für des Papstes Sache Hingebung besessen hätte: Freiheit Italiens war

zum Losungswort geworden. Des Papstes geistliche Obmacht wußte man zu schätzen, da sie Italien zum Mittelpunkt der Welt machte, doch mit der weltlichen Knechtschaft Italiens wäre sie zu theuer erkauft gewesen. Ob Italien frei sein solle oder Sklavin, das allein sei nun die Frage, schrieb im Jahre 1526 der Kardinal Matteo Giberti, kürzlich zum Bischof von Verona ernannt, doch noch am Hofe zu Rom in den Geschäften thätig, und als vertrauter Rathgeber des Papstes einflußreich. In Hinsicht auf diese Frage hatte Italien augenblicklich keinen gefährlicheren Feind als Carl V. Der Papst rüstete; mailändische, venezianische Truppen zogen seinem Heere zu, mit Frankreich und mit England war man im Bunde: man nannte diesen Bund die „heilige" Ligue, es war aber um nichts zu thun, als den Kaiser von Italien auszuschließen. Das Unternehmen mißglückte. Wie ein Lavastrom ergossen sich die spanischen und deutschen Truppen ins Innere der Halbinsel und gegen Rom selbst, Frundsberg mit seinen Landsknechten, lauter Lutheranern, der Connetable von Bourbon war kaiserlicher Oberfeldherr; es fehlte an Geld zum Solde der Miethstruppen, man mußte etwas Entscheidendes thun, um die Leute zusammenzuhalten, man war auf Beute angewiesen. Franz I. war zwar im Januar dieses Jahres in Folge eines zu Madrid abgeschlossenen Vertrags aus der Gefangenschaft entlassen worden, aber nicht so-



Naumburg's Kunstanstalt Lpzg.

Das Possenspiel vor der Engelsburg.

zum Losungswort geworden. Des Papstes geistliche Obmacht wußte man zu schätzen, da sie Italien zum Mittelpunkt der Welt machte, doch mit der weltlichen Knechtschaft Italiens wäre sie zu theuer erkauft gewesen. Ob Italien frei sein solle oder Sklavin, das allein sei nun die Frage, schrieb im Jahre 1526 der Kardinal Matteo Giberti, kürzlich zum Bischof von Verona ernannt, doch noch am Hofe zu Rom in den Geschäften thätig, und als vertrauter Rathgeber des Papstes einflußreich. In Hinsicht auf diese Frage hatte Italien augenblicklich keinen gefährlicheren Feind als Carl V. Der Papst rüstete; mailändische, venezianische Truppen zogen seinem Heere zu, mit Frankreich und mit England war man im Bunde: man nannte diesen Bund die „heilige" Ligue, es war aber um nichts zu thun, als den Kaiser von Italien auszuschließen. Das Unternehmen mißglückte. Wie ein Lavastrom ergossen sich die spanischen und deutschen Truppen ins Innere der Halbinsel und gegen Rom selbst, Frundsberg mit seinen Landsknechten, lauter Lutheranern, der Connetable von Bourbon war kaiserlicher Oberfeldherr; es fehlte an Geld zum Solde der Miethstruppen, man mußte etwas Entscheidendes thun, um die Leute zusammenzuhalten, man war auf Beute angewiesen. Franz I. war zwar im Januar dieses Jahres in Folge eines zu Madrid abgeschlossenen Vertrags aus der Gefangenschaft entlassen worden, aber nicht so=



Naumburgs Kunstanstalt Lpzg

Das Possenspiel vor der Engelsburg.

gleich im Stande, dem Papste beizuspringen. Vor Rom starb Frundsberg an einem Schlagfluß, und Bourbon fiel beim Berennen der Stadt, aber genommen wurde die Stadt dennoch; führerlos um desto zügelloser stürzten sich die wilden Soldatenmassen hinein, plündernd und verheerend. Es war den 6. Mai 1527. Der Papst hatte sich in die Engelsburg geflüchtet. Während das Kastell belagert wurde, sammelte sich eines Tages ein Soldatentrupp in der Tracht von Kardinälen und Bischöfen, einen gewissen Grünwald, der als Papst gekleidet war, an der Spitze, und stellte zu Maulthier und zu Rosse eine lächerliche Prozession durch die Stadt an; vor dem Kastell trank der vorgebliche Papst aus einem großen Pokal auf des wirklichen Papstes Wohl und sicheren Gewahrsam; dann schwor er sammt seinen Begleitern einen Eid, hinfort nach dem Beispiele Christi und der Apostel zu leben und nicht mehr nach weltlichen Ehren zu trachten, sondern der Obrigkeit, dem rechtmäßigen Herrn auf Erden, dem Kaiser unterthan zu sein; danach hielt er eine Rede, worin er alle von den Päpsten verübten Greuel aufzählte und den Kaiser Karl als Rächer der von ihnen der wahren Kirche zugefügten Unbill pries; zuletzt erklärte er, sein geistliches Ansehen wolle er nun an Martin Luther übertragen, daß Der die Kirche reinige und das Schiff Petri leite wie es sich gezieme; worauf Alle einstimmten und den „Papst Lu-

ther" leben ließen. Possen dieser Art konnten freilich nur dazu dienen, die Italiener zu erbittern; aber es zeigt sich doch daran, wie nahe ihnen alles das gerückt wurde was jenseit der Berge die Gemüther bewegte. Bei Vielen überwog nun auch die Scham den Haß und die Verachtung des Auslandes, bei Anderen ein schon waches Verlangen nach Reinigung des Glaubens; man sah das Unglück welches über Rom gekommen war, als selbstverschuldet an: den eingerissenen inneren Uebeln, sah man ein und sagte man ungescheut, müsse kräftig abgeholfen werden; das Bedürfniß einer Reformazion mochte sich am römischen Hofe selbst Niemand mehr verhehlen. Es bildeten sich hier und da in Italien Gemeinden, welche die Grundsätze des gereinigten Glaubens annahmen, zum Theil auch, wenigstens durch einzelne unter ihnen hervorragende Männer, in unmittelbare Verbindung und in Briefwechsel mit den deutschen und schweizerischen Evangelischen traten. Vorzüglich in Venedig fanden die neuen Ansichten Gunst und Vorschub. Venedig war in Blüte, eine Stadt von Kaufleuten, ein steter Zufluß von Fremden aus allen Weltgegenden fand da statt. Man rechnete es sich zur Ehre, Verfolgten ein Asyl zu geben. Die stolze Beherrscherin des adriatischen Meeres liebte es nicht, sich Gesetze vorschreiben zu lassen; auch nicht von Sr. Heiligkeit in Rom. Als die Bannbulle gegen Luther publizirt werden sollte, —

erzählt ein Deutscher der dort als Mönch lebte, Burckhardt Schenck, in einem seiner Briefe — habe der Senat lange gezögert und endlich die Sache so veranstaltet, daß die Bulle in den Kirchen nicht eher verlesen wurde, als bis alle Leute fortgegangen waren. Es schien bedenklich, geistigen Druck zu üben; leicht begreiflich! eine Handelsstadt muß liberal sein. Die Druckerpressen Venedigs waren sehr geschäftig; alle Schriften wurden dort gedruckt, die anderwärts nicht die Zensur passirt hätten oder verboten worden waren. Ein Florentiner, Antonio Brucioli, hatte, aus seiner Vaterstadt vertrieben, in Venedig Zuflucht gefunden und dort in Gemeinschaft mit zwei Brüdern eine Druckerei angelegt; er übersetzte die Bibel ins Italienische und fügte einen Kommentar hinzu, der allerdings sehr nach Lutherei schmeckte: das Werk erschien in den Jahren 1530 bis 1532, und wurde mit Begierde gekauft. Die Theilnahme welche in Venedig für die deutsche Reformazion gehegt wurde, wuchs denn auch in solchem Maße, daß es dort Verdruß und Besorgniß erregte, als man 1530 einen demüthigen Brief Melanchthons abschriftlich umherwies, worin sich dieser Reformator dem Papste zu unterwerfen schien, und daß ein gewisser Venezianer, Lucio Paolo Rosselli, ausdrücklich deswegen an Melanchthon schrieb, und ihn zur Treue gegen die Sache des Evangeliums ermahnte.

Das Band welches diese Italiener mit den Deut-

schen zusammenknüpfte, war die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Die Bevorzugung, welche dieser Lehre dazumal vor allen übrigen zu Theil wurde, und die Macht welche sie über die Gemüther gewann, kann nicht auffallen, wenn man die schon öfter erwähnte Entwicklungsstufe, auf welche das Christenthum um diese Zeit gelangt war, mit dem hervorstechendsten Zuge der genannten Lehre vergleicht. In der Rechtfertigungslehre kommt nämlich die Persönlichkeit des Menschen zu ihrem Rechte. In der Rechtfertigungslehre wird mein Ich zum Mittelpunkte der ganzen himmlischen Welt und Geschichte gemacht; um meinetwillen hat sich Gott geopfert, um meinetwillen ist alles geschehen, was geschehen ist. In der Rechtfertigungslehre sind alle Hindernisse meiner Seligkeit aufgehoben, indem die Bedingung dieser Seligkeit nur eine einzige, und diese eine in mein eigenes Thun, — denn auch das Glauben ist ja doch ein Thun von mir —, somit in meine persönliche Macht gestellt wird. Daß Alles um des Menschen willen sei, ist zwar immer der Angelpunkt aller christlichen Lehren gewesen; aber daß die Aneignung des Göttlichen so unmittelbar im eigenen Innern, ohne Hülfe besonders geweiheter Mittelspersonen und gleichsam ohne alle Zeremonie vor sich gehen müsse, dies war nur die Meinung der eigentlichen Mystiker; und diese wieder glaubten doch nicht ohne die Magie der Kontemplazion, der mystischen,

stillen, tiefen, regungslosen, anschauenden Versenkung in Gott zum Ziele gelangen zu können. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben zerbrach diese Schranken und machte das Göttliche zum menschlichen Gemeingut, nach welchem nun Jeder nur zu greifen brauche, um es zu haben. Insofern sie dies that, ward sie selber das Gemeingut aller frommen Gemüther jener Zeit, und es konnten sich in ihr Richtungen begegnen, die übrigens nach entgegengesetzten Seiten auseinander laufen.

Je nachdem man von einer der beiden einander widerstreitenden Grundvorstellungen ausging, die über das Verhältniß des Irdischen zum Ueberirdischen im Schwange waren, mußte sich natürlich die Lehre, daß der Mensch durch den Glauben gerechtfertigt werde, verschieden gestalten. Auf der Seite der Evangelischen, wo man sie ganz in das geistige Gebiet entrückte und den Glauben „allein" als Mittel der Rechtfertigung ansah, jeden Einfluß des Handelns, der „Werke", auf das Gerechtgelten vor Gott leugnend, da hing diese Lehre, wegen der Verdammung alles menschlichen Zuthuns, mit der Verdammung auch aller hierarchischen Einrichtungen, und wegen der Verdammung alles Sichtbaren überhaupt, mit der Verdammung auch alles dessen was man päpstischen Aberglauben hieß, der Reliquien, Bilder, Prozessionen, Wallfahrten u. dgl. zusammen. Aber daß ohne diesen

Zusammenhang die Rechtfertigungslehre selbst zunichte würde, was freilich immer die Evangelischen behaupteten, ist nicht richtig. Auf der römischen Seite sehen wir diese Lehre grade mit der Werthschätzung alles dessen was die Evangelischen verdammten, zusammen bestehen, ja, zur Unterstützung, tieferen Begründung und Rechtfertigung der hierarchischen Einrichtungen und der Werthschätzung frommer Werke dienen. Denn, sagte man, zwar werde Niemand gerecht wer nicht glaube, daß Christus durch sein Blut für uns genug gethan hat, aber wer nicht seinerseits durch gute Werke Christo genug thue, der bethätige seinen Glauben nicht, und ein Glaube der sich nicht bethätige, mache auch nicht gerecht, weil gerecht nur Der sei welcher nach seinem Glauben lebt und wirkt; dieses Wirken aber müsse ein Zusammenwirken aller Glieder des Einen untheilbaren Leibes sein, dessen Haupt Christus ist, und der Glaube an die von Christo eingesetzte und in der wirklichen Kirche wirklich dargestellte Einheit und Organisazion dieses Leibes sei selbst ein Theil des Glaubens an das was Gott für uns gethan hat, und nicht blos ein für alle Male gethan hat, sondern immerwährend thut.

In diesem Sinne wurde die Rechtfertigungslehre von vielen Italienern aufgefaßt und eifrig verbreitet, welche weit davon entfernt waren, die Kirchenverfassung umstürzen und sich von der römischen Kirche losreißen zu

wollen, welche vielmehr theils nur eine tiefere Innigkeit des Glaubens für sich selbst und Beschäftigung ihrer Frömmigkeit in abgeschlossenen Kreisen Gleichgesinnter, theils in Bezug auf das Ganze der Kirche eine Reformazion innerhalb der bestehenden Ordnung, also eine Wiederherstellung der Kirche zu ihrer alten Hoheit und Herrlichkeit begehrten. Zu den Vorzüglichsten unter diesen gehörte Gasparo Contarini, ein tiefsinniger und gemüthreicher, aber zugleich pünktlicher und thätiger, dem Geschäftsleben zugewandter Mann. Er war in Venedig **1483** geboren und hatte seine wissenschaftlichen Studien dort und in Padua unter Männern gemacht, deren größtes Verdienst nicht grade die Rechtgläubigkeit war. Besonders Pietro Pomponazzo aus Mantua, den Contarini noch in Padua hörte — später lehrte Pietro in Bologna, wo er **1524** starb — war einer jener Aristoteliker, die vor der Untersuchung keiner Frage damals zurückschreckten und sich durch die Kirchenlehre, welche sie äußerlich anerkannten, bei ihren Forschungen keine Schranken setzen ließen. Die Unsterblichkeit der Seele, sagte er z. B. in einer Schrift welche sogleich nach ihrem Erscheinen in Venedig öffentlich verbrannt wurde, könne mittels des Denkens durchaus nicht erwiesen werden, und wenn man von den christlichen Lehren absähe, sollte man meinen, daß es keine Fortdauer der Seele über den Leib hinaus geben könne. Es ist oben die Rede

davon gewesen, daß zu der Zeit Leo's X. dergleichen Untersuchungen, selbst am Hofe des Papstes an der Tagesordnung waren. Auch wurde das Buch des Pomponazzo über die Unsterblichkeit der Seele in Rom nicht verdammt. Aber die Meinungen jener Aristoteliker, von denen schon in der letzten Zeit des funfzehnten Jahrhunderts ein berühmter Gelehrter damaliger Zeit, der Uebersetzer des Plato, Marcilius Ficinus sagte, sie erschütterten die Grundlagen aller Religion, die Einen, Alexandriner geheißen, indem sie Geist und Seele unterschieden, den Geist zwar für unsterblich, die Seele aber für sterblich, die Anderen, die Averrhoisten, indem sie den Geist ganz und gar für materiell und vergänglich erklärten; beide Sekten endlich, indem sie ein System aufstellten, in welchem die göttliche Vorsehung keinen Platz fände; und leider sei bereits die ganze Erde voll von diesen Philosophen: — ihre Meinungen aber haben, ungeachtet des Beifalls, welchen sie vorübergehend an den frivolen Höfen und in den Kreisen der Literatoren fanden, die christliche Weltanschauung, aus der bei weitem noch nicht alles was in ihr lag, entwickelt war, eben deshalb nicht zu stürzen vermocht. Je weiter sie sich ausbreiteten, eine desto lebhaftere Reakzion riefen sie hervor. Wider den Unglauben in den Schulen erhob sich eine für den Glauben kämpfende Doktrin: jener Ficinus meinte mit Platonischer Philosophie das

Christenthum retten zu können; er gebe Plato und Plotin heraus, sagte er in der Vorrede zu letzterem, damit die Poeten endlich aufhören müßten die göttlichen Geheimnisse für Fabeln zu verschreien, und ein Anderer, Johann Franz Pico, führte sogar die kabbalistischen Schriften der Juden als Hülfstruppen zur Vertheidigung der Kirchenlehren ins Gefecht. Diesen Männern traten aus dem jüngeren Geschlechte immer Mehre zur Seite: die Wärme der Glaubensinnigkeit hatte für die einmal erregten jugendlichen Gemüther mehr Reiz als die trokkene Argumentazionsweise der Aristoteliker. Gasparo Contarini, der von dem neu belebten christlichen Gedanken des Heiles das im Glauben errungen wird, mächtig ergriffen war, ein ruhiger, klarer Geist und sicherer Charakter, schrieb einen philosophischen Traktat gegen das Buch seines Lehrers Pomponazzo über die Unsterblichkeit der Seele. Wider den Unglauben im Leben erhoben sich fromme Gesellschaften, theils aus Laien, theils aus Klerikern bestehend, Brüderschaften, z. B. die welche sich nach dem Muster der in Deutschland 1475 von dem Ketzermeister Jacob Sprenger in Köln aufgebrachten Rosenkranzbrüderschaften auch in Italien einrichteten, Betvereine aller Art, sogar neue Orden, theils Abzweigungen älterer, mit strengerer Regel, theils Körperschaften mit neuer, eigenthümlicher Verfassung. Von ersterer Art war z. B. der aus dem Franziskanerorden abge-

zweigte neue Eremitenorden, welchen schon 1457 der bald nach seinem Tode selig gesprochene Francesco von Paolo in Kalabrien stiftete, eine asketische Gesellschaft welche sich vorzüglich eine strenge Beobachtung der Fasten angelegen sein ließ, sodann die 1522 von Paolo Giustiniani aus dem Orden der Kamaldulenser hervorgebildete Gesellschaft von Eremiten, deren Mitglieder sich in abgesonderten Zellen der tiefsten Einsamkeit ergaben, und später von ihrem Hauptsitz dem Monte Corona den Namen erhielten. In Rom that sich zur Zeit Leo's eine Anzahl von Männern zusammen, unter ihnen jener zuvor genannte Giberti, dann auch Johann Peter Caraffa, der nachmals heilig gesprochene Gaetano von Tiene und wol funfzig Andere, entschlossen, weil sie den Gottesdienst in Rom so elend mißhandelt sahen, alles zu thun was sie vermöchten, um, wie sie sich ausdrückten, die göttlichen Gesetze zu beobachten. Sie versammelten sich zu Gottesdienst und geistlichen Uebungen in einer Kirche jenes Stadttheils der von seiner Lage jenseits des Tiber Trastevere heißt; der geistliche Verein den sie bildeten, erhielt den Namen Oratorium der göttlichen Liebe. Nichts schmerzte die eifrigsten unter ihnen, besonders Gaetano und Caraffa mehr, als daß sie die Geistlichkeit so unwissend und so säumig in der Erfüllung ihrer Pflichten sahen. Predigt, Jugendunterricht, Seelsorge, Liebespflege, alles das fand sich im allerhöchsten Grade ver-

nachlässigt: der Klerus schien zu nichts anderem da zu sein als zum Genusse seiner Pfründen. Wie aber? sagte Gaetano; sollte sich nicht eine Anzahl von Geistlichen finden, die gottesfürchtig genug wären, um sich freiwillig zu einem Leben in heiliger Betrachtung, in Armuth und Keuschheit, um Allen vorzuleuchten, und zu treuer Erfüllung ihrer priesterlichen Pflichten zu vereinigen? oder sollte sich nicht wenigstens eine Anzahl von Jünglingen finden, die sich zu Geistlichen im rechten Sinne des Wortes bilden ließen? Die beiden eifrigen Männer beschlossen, Hand an's Werk zu legen und mit ihrem eigenen Beispiele voranzugehen. Gaetano bekleidete eine Stelle im Collegio der päpstlichen Protonotarien: er legte sie nieder; Caraffa trug seit 1476 die Infel des theatinischen Erzbisthums, d. h. dessen von Chiete im Königreiche Neapel, und das ebenfalls neapolitanische Erzbisthum Brindisi war ihm eben angetragen worden: er entsagte diesen hohen kirchlichen Würden. Mit noch zwei Freunden zogen sich diese beiden Männer in ein stilles Haus am Saume der bewohnten Stadt auf dem Monte Pincio zurück, wo sie in Einsamkeit der Kontemplazion lebten und nur herniederstiegen, um in der Stadt zu predigen oder Kranke zu pflegen und Sterbenden beizustehen. Sie legten die gewöhnlichen drei Gelübde ab, das der Armuth noch mit der besondern Klausel, nicht einmal betteln zu gehen, sondern ihren Unterhalt ledi-

glich von der göttlichen Fürsorge zu erwarten, und in der Regel welche sie für ihre Gesellschaft entwarfen und welche der Papst nachher bestätigte (1524), setzten sie fest, daß ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet sein sollte, die Kirche mit Priestern zu versehen, welche den klerikalischen Pflichten obzuliegen Fähigkeit und Eifer besäßen. Um desto freier wirken zu können, nahmen sie ausdrücklich die Bestimmung auf, daß ihre Gesellschaft nicht, gleich den Mönchsorden, an irgend eine Kleidertracht, Klausur oder feststehende Verrichtung, wie z. B. das Absingen der kanonischen Horen gebunden sein sollte. Caraffas flammende Beredsamkeit und stürmischer Eifer lenkten mehr als Gaetanos geräuschloses, fast unmerkliches Wirken die Blicke des Volkes auf das neue Institut, und von Caraffa, der von seinem ehmaligen Bisthum gemeinlich der Theatiner hieß, ging dieser Name im Munde des Volkes auch auf die mit ihm durch die neue Regel verbundenen Kleriker über.

Kaum hatten diese Männer ihre Thätigkeit zu entfalten begonnen, als die Verwüstung Roms durch Bourbons Heer sie aus der Stadt vertrieb. Caraffa ging nach Verona, dann nach Venedig, und dort, wo fast allein in Italien Sicherheit und Ruhe damals zu finden war, blühete bald das Institut der Theatiner kräftiger auf. Gasparo Contarini stand in großem Ansehen und in Aemtern bei der Republik; schon 1521 hatte

diese ihn als ihren Gesandten an den Kaiser Karl V. abgeordnet, den er vier Jahre lang auf allen seinen Reisen begleitete; dann, 1527, wurde er nach Rom gesendet, um im Namen Venedigs zu einer Ausgleichung der Händel zwischen dem Papste und dem Kaiser und zur Befreiung des ersteren mitzuwirken, und nach seiner Rückkehr nahm er eine Stelle im Senate seiner Vaterstadt ein. Die Staatsgeschäfte verhinderten ihn aber nicht, allem was das Wohl der Kirche betraf, die regste und thätigste Theilnahme zuzuwenden. Wie schlecht es mit der Tüchtigkeit des Klerus bestellt war, sah Jedermann; von einer Erhebung dieses Standes zu neuem und besser als bisher verdientem Ansehen hofften die Freunde des kirchlichen Wesens eine gründliche Wiederherstellung der Kirche. Diesen Zweck sah Contarini die Theatiner verfolgen, und es war natürlich, daß er that was er konnte, um ihnen bei ihren Bestrebungen förderlich zu sein. So fand neben jener protestantischen Richtung, die wir kennen gelernt haben, auch diese katholisch-reformatorische den günstigsten Boden in Venedig.

Als Loyola 1535 nach Venedig kam, traf er Contarini nicht mehr dort an. Dieser hochgeachtete und eifrige Republikaner war von Paul III., der im Jahre vorher, den 13. Oktober, den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, einem Manne von klassischer Bildung und Prachtliebe, der Werth darauf legte, sich mit bedeutenden

Persönlichkeiten zu umgeben und Verdienste, wo er sie immer fand, in seiner Weise zu belohnen, unerwartet zum Kardinal erhoben und nach Rom berufen worden, wohin er sich auch begeben hatte, nachdem er, in dem Gedanken an die bedrängte Lage der Kirche, der alle Getreuen ernstlich ihre Kräfte widmen müßten, seiner Abneigung gegen das römische Hofleben Herr geworden war. Auch Gaetono von Thiene war nicht in Venedig: er befand sich damals in Neapel. Doch mit Caraffa traf Ignaz in der Dogenstadt zusammen und wurde bald näher mit ihm bekannt.

Das Verhältniß Loyola's zu Caraffa und der Einfluß welchen die Anschauung der Thätigkeit des Thatinerordens in Venedig auf die Gestaltung der in Loyola's Seele reifenden Pläne gehabt haben mag, bietet eine Schwierigkeit dar, welche ich dem Leser dieser Geschichte nicht verhehlen will. Die innere Entwickelung Loyola's, so wie sie bis hieher geschildert worden, ergab sich aus den ältesten Denkmälern die wir über sein Leben besitzen, in einem solchen Zusammenhange, daß zu keinem erheblichen Zweifel Anlaß vorhanden war. Wo die Quellen von einander abweichen, habe ich mich stets an eine solche Angabe halten können, welche, wenn man den Lebensgang des Mannes im Ganzen überschaute und die Folgen des einzelnen zweifelhaften Umstandes mit diesem selbst und wieder ihn mit dem Vorangegangenen

verglich, die größere Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Um von der Persönlichkeit und von der Einwirkung Loyola's auf seine Umgebungen ein Bild zu verschaffen, habe ich alles das mit einander verglichen, was nicht nur von denjenigen Personen aufgezeichnet ist, welche lange in seinem Umgange lebten und Nachrichten über ihn hinterlassen haben, sondern auch was ich bei Anderen, die ihm ferner standen und keine Ursach ihm zu schmeicheln oder ihn zu verherrlichen hatten, an gelegentlichen Aeußerungen über ihn auffinden konnte. Und das alles rundete sich wie von selbst, und ließ, so schien mir, nichts zu wünschen übrig. Nun aber hier in Venedig finden wir Loyola zum ersten Male mit einer ihm ebenbürtigen, starken, großartigen Persönlichkeit in einer wenigstens für einige Zeit engen Berührung. Wie hat diese Berührung auf ihn gewirkt? Welche Folgen hat sie für ihn gehabt? Bildet sie einen neuen Wendepunkt auf seinem Lebenswege? Ist sie von entscheidendem Einflusse auf diejenige Richtung seiner Seele gewesen, welcher die merkwürdige Gesellschaft die er stiftete, ihren Ursprung verdankt? Auf diese Fragen geben unsere Quellen keine vollkommen befriedigende Antwort, nicht einmal Andeutungen welche nicht entgegengesetzten Vermuthungen Spielraum ließen. Was ein gewisser Johann Baptist Castaldo in einer Lebensbeschreibung des heiligen Cajetan von Thiene erzählt, daß Ignaz um

Aufnahme in den Theatinerorden gebeten, von Cajetan aber die Antwort erhalten habe, daß es ihm, Loyola, von Gott aufbehalten sei, eine andere noch wirksamere Gesellschaft als den Theatinerorden zu Gottes größerer Ehre zu stiften, ist so durch und durch unwahrscheinlich, daß es der vielen umständlichen Widerlegungen nicht bedurft hätte, welche diese Nachricht hervorgerufen hat, und denen sogar ein päpstlicher Machtspruch und in Folge dessen eine Vertilgung der betreffenden Stelle aus dem Buche Castaldo's zu Hülfe kam. Aber eine andere Frage ist, was Loyola dem Johann Peter Caraffa, und der Betheiligung an dessen frommer Thätigkeit zu verdanken hatte?

Leopold Ranke, — der einzige Schriftsteller, den ich in der Erforschung dieser von allen Seiten theils geflissentlich theils unabsichtlich verdunkelten und schwer zu lichtenden Geschichte des Jesuitenordens als meinen Vorgänger anerkennen kann, und dem ich bei dieser Gelegenheit gern Dank dafür sage, daß er mir oft auf den Weg geholfen, wo nicht diesen selbst erst gebahnt hat — Ranke sagt: „Ignatius fand in Venedig ein Institut, das ihm, man möchte sagen, die Augen erst recht öffnete. Eine Zeit lang schloß er sich auf das engste an Caraffa an; in dem Konvente der Theatiner nahm er Wohnung. Er diente in den Spitälern, über welche Caraffa die Aufsicht führte, in denen dieser seine Novi=

zen sich üben ließ. Zwar fand sich Ignatius durch das theatinische Institut nicht völlig befriedigt; er sprach mit Caraffa über einige in demselben vorzunehmende Veränderungen, und sie sollen darüber mit einander zerfallen sein. Aber schon dies zeigt, wie tiefen Eindruck es auf ihn machte. Einen Orden von Priestern sah er hier sich den eigentlich klerikalischen Pflichten mit Eifer und Strenge widmen. Mußte er diesseit des Meeres bleiben und seine Thätigkeit in den Bezirken der abendländischen Christenheit versuchen, so erkannte er wohl, daß auch er nicht füglich einen andern Weg einschlagen konnte." Das alles lautet so bestimmt, so ganz wie ausgemachte Sache, daß man glauben sollte, wir hätten es alles aus Loyolas eigenem Munde; und doch ist alles nichts weiter als Vermuthung, willkürliche Verknüpfung: nichts davon stammt aus gelegentlichen Aeußerungen Loyola's selbst, als gerade jener Umstand, der mit einem „Soll" eingeführt wird: „Ignatius und Caraffa sollen darüber zerfallen sein." Man wußte in der Umgebung Loyola's, daß dieser einmal mit Caraffa sich entzweit hatte; Sacchin führte diesen Umstand in einer das Buch des Castaldo betreffenden Abhandlung an, und an den Rand eines Exemplars dieser Abhandlung schrieb, wie wir aus dem Leben Loyola's in den Actis Sanctorum wissen, Polancus: Ignatius habe allerdings einmal im vertraulichen Gespräche über irgend etwas in

Betreff der neuen Gesellschaft sich mit Caraffa veruneinigt; man wisse nicht, was es war, denn Ignaz habe stets über den eigentlichen Streitpunkt geschwiegen, doch hätte man aus seinen Reden wol abnehmen können, daß es etwas Wichtiges war. Also das wußte man von Loyola selbst, daß er sich über etwas das „den neuen Orden" betraf mit Caraffa gestritten hatte; es wird aber aus allen Anführungen nicht einmal recht klar, ob unter dem „neuen Orden" das Institut der Theatiner, oder Loyola's junge Stiftung zu verstehen sei. Ferner ergiebt sich nicht recht sicher, ob nicht der Streit zwischen Caraffa und Loyola über Gesellschaftseinrichtungen sogar erst später in Rom vorfiel; dann müßte jene Veruneinigung in Venedig einen andern Grund gehabt haben. Genug, es läßt sich aus dem allen keine sichere Folgerung ziehen. Ich habe den Vermuthungen Ranke's nichts entgegenzusetzen als auch wieder Vermuthungen, und deshalb habe ich jene nicht verschweigen wollen; aber die meinigen stützen sich auf die ganze bisherige Geschichte in ihren unzweifelhaftesten Punkten und scheinen mir unwiderleglich. Diese Geschichte widerspricht der Annahme, daß dem Helden unserer Geschichte in Venedig die Augen darüber aufgegangen sein können, wie er, wenn er in Europa bleiben müßte, denselben Weg oder doch einen ganz ähnlichen wie Caraffa zu beschreiten habe. Als Ignaz nach Venedig kam, hatte

er bereits eine Gesellschaft gegründet, hatte sich mit seinen Gefährten durch Gelübde verbunden, und auch schon auf den Fall Bedacht genommen, daß die Pilgerfahrt in's gelobte Land vereitelt würde. Für diesen Fall stand den Verbundenen der Entschluß schon fest, sich in Gemeinschaft, als eine Gesellschaft, als eine Art Orden dem Papste zur Verfügung zu stellen. Auf eine eifrige Erfüllung der eigentlich klerikalischen Pflichten war bereits im Voraus Bedacht genommen; war man doch sogar ausdrücklich übereingekommen, diese Pflichten stets unentgeldlich zu erfüllen. Die Art wie Caraffa seine Novizen in Hospitälern übte, konnte lehrreich für Loyola sein, doch war sie in ihrer Härte und Schroffheit nicht ganz seine Art und ist es auch nie geworden. Predigt, Jugendunterricht und Seelsorge, sowie Krankenpflege und Erfüllung christlicher Liebespflichten aller Art, diese Thätigkeiten lagen Ignaz eben so sehr am Herzen als den Theatinern, er übte sie selbst, und hielt seine Gefährten dazu an; aber den Theatinern waren sie das höchste und letzte, der Zweck ihrer Stiftung, und wurden von ihnen mit Beschaulichkeit und mystischer Kontemplazion vereinigt. Loyola dagegen sah diese Thätigkeiten nur als Mittel für einen höheren Zweck und zum Theil sogar nur als untergeordnete Hülfsmittel an. Ein ganz anderer Gedanke von sieghafter Ausbreitung des Gottesreiches schwebte vor seiner Seele. Mission!

Mission! das war der Ruf, der beständig in ihr wiederhallte; Kampf, heißer Kampf mit allen Waffen des Geistes, der Lehre, der Bildung, der Wissenschaft, der thätigen Liebe — es war das ja längst sein eigener Weg — wider die verheerenden Mächte, welche, seiner Meinung nach, der Satan wider die Kirche in's Feld geführt hatte. Nicht blos dieser Kampf der Theatiner theils im eigenen Herzen, still und tief versenkt in die Anschauung göttlicher Herrlichkeit, theils außen nur gelegentlich im engen Kreise der Parochien, unter Solchen die, wenn auch sündig und leichtsinnig, doch äußerlich sich zur Kirche hielten und an keine Untergrabung ihrer Grundpfeiler dachten. Nicht den Klerus wollte Loyola reformiren, sondern die Kirche retten und wiederherstellen; nicht den Satan der innerhalb der Kirche wie ein brüllender Löwe umging und sich einzelne Opfer suchte, um sie durch Sinnlichkeit, Laster und alle Bosheit des Fleisches zu verderben, sondern den Satan welcher gewappnete Schaaren in immer gewaltigeren Zügen gegen die Mutter aufbrachte und ihr Tod und Verderben drohte, wollte Loyola bekämpfen. Die Kirche wollte er wiedergebähren helfen in ihrer alten Herrlichkeit, in welcher er sie sich nicht als eine Kirche der geistlichen Bevorzugten und Machthaber, sondern als eine Kirche des armen Volkes, der Menschheit dachte. Wie das alles zu machen sei, wußte er noch nicht; aber von

Cajetan und Caraffa war es nicht zu lernen. Wie Jener Zweck und sein Zweck, so war auch die beiderseitige Methode in der Bearbeitung der Seelen, die Wahl ihrer Mittel — denn Loyola war ja auch in dieser Hinsicht über das Experimentiren längst hinaus, — der Hauptsache nach verschieden. Wir haben gesehen, daß Ignaz seine „geistlichen Uebungen" als das Triebwerk aller seiner Unternehmungen, als die Bürgschaft aller zu verhoffenden Erfolge ansah; gegen dieses Kampfmittel mußten ihm nothwendig alle übrigen, wie die Theatiner sie anzuwenden pflegten, geringfügig und nur nebenher der Beachtung werth dünken. Er sah in dem Institute der Theatiner allerdings eine bereits gestaltete Gesellschaft vor sich, welche sich freie bewegte als alle früheren Mönchsorden; er hatte an ihr gleichsam die Probe vor Augen, daß ein Orden ohne Verbindlichkeit der Klausur und alles Klosterzwanges, ein Klerikat ohne Verbindlichkeit der Abhaltung eines engumschränkten Kirchendienstes, wirklich bestehen, und mit Genehmigung des kirchlichen Oberhaupts bestehen konnte; in allem Uebrigen aber konnte er an der Einrichtung der Theatinergesellschaft nur sehen, wie man es nicht angreifen müsse, um einen Zweck, wie dieser ihm selbst vor der Seele schwebte, zu erreichen. Der Grundgedanke seiner ganzen künftigen Thätigkeit, sich und die Seinigen dem Statthalter Christi zu unbeschränkter Verfü-

gung über alle ihre Kräfte und jede Art des Dienstes anzubieten, war, wie wir gesehen haben*), schon in Paris klar gefaßt und stand unabänderlich fest. Ich kann daher in diesem ersten Aufenthalte Loyola's in Venedig und in seinem Umgange mit Caraffa keine Spur einer Brücke zum Verständniß der folgenden Ereignisse finden; vielmehr scheint mir, daß es einer solchen Brücke gar nicht mehr bedarf. Daß ihm aber die Wirkungsart Caraffa's eine lebhafte Theilnahme abgewann und ihm zu vielerlei Betrachtungen Anlaß gab, vielleicht auch in Bezug auf einzelne Gesellschaftseinrichtungen manchen neuen Gedanken in ihm weckte, ist sehr glaublich; dann aber auch eben so begreiflich, daß sich sehr bald Anlaß zum Meinungsstreite zwischen beiden Männern, und bei dem hartnäckigen Sinn und heftigen Wesen Caraffa's, zu einem Zerfallen ihres gegenseitigen Verhältnisses finden mußte. In wie weit der kluge Ignaz schon damals geglaubt haben mag, Caraffa schonen zu müssen, ist schwerlich auszumachen; Caraffa's Ansehen und Einfluß in Rom befestigte sich erst etwas später, und daß dieser Mann noch selbst den römischen Stuhl besteigen würde, ließ sich wenigstens nicht voraussehen.

Die Gefährten in Paris lebten inzwischen in der verabredeten Weise. Um in ihrem Eifer nicht zu erkalten, übten sie sich unablässig, wie sie es Ignaz ver-

*) Oben, S. 269.

sprochen hatten, einsam in Gebet und geistlichen Meditazionen, genossen häufig das heilige Abendmahl nach vorangegangener Beichte, und kamen oft zu gegenseitiger Erbauung, Ermahnung und Stärkung, oder um einander mit brüderlichen Hülfleistungen beizuspringen, abwechselnd in ihren verschiedenen Wohnungen zusammen. Ignaz hatte vorsorglich auf die mannichfaltigsten Mittel Bedacht genommen, durch welche er sie in ihren frommen Vorsätzen wach und standhaft zu erhalten hoffen durfte, damit ihm nicht doch noch etwa die Frucht seiner langjährigen Anstrengungen verloren ginge, und die Sache zuletzt so ausschlüge, als ob alles nur ein kurzer Rausch junger und schwärmerischer Gemüther wäre. Er hatte es ihnen zur Pflicht gemacht, das Gelübde des 15. August jedesmal am Jahrestage feierlich zu wiederholen. Kaum wäre so viel Vorsicht nöthig gewesen: der Eifer dieser jungen Männer war bereits so sehr entflammt, daß sie jeder sich selbst und einer den andern auf der beschrittenen Bahn unermüdlich vorwärts trieben. Sie hatten von ihrem Lehrmeister gut profitirt. Lefèvre insbesondere verstand es schon trefflich, Anhänger zu gewinnen. Zwei junge Theologen, einen Savojarden aus Yverdun, Jean Codure und einen Picarden, der bereits die Weihen hatte, Pascal Brouet aus Bertamcourt bei Amiens, führte er gegen Ende des Jahres 1536 der jungen Gesellschaft als neue Mit-

glieder zu, nachdem ein anderer junger Priester, Claude Le Jay aus Annecy am Genfersee, schon früher der Gesellschaft beigetreten war. Diese dreie legten das Gelübde bei der zweiten Jahresfeier desselben in der Kirche von Montmartre mit den ältern Mitgliedern in Gemeinschaft ab. Die noch nicht Doktoren waren, Lefèvre, Salmeron, Le Jay und Codure, wurden es im September und Oktober 1536. Ihrem Aufbruche von Paris, welcher der ersten Abrede nach freilich erst 1537 am Tage der Bekehrung Pauli hätte Statt finden sollen, schien nichts Wesentliches mehr im Wege zu stehen, und so rüsteten sie sich denn schon jetzt dazu, indem sie ihn wegen der Kriegsunruhen dieses Jahres beeilen zu müssen glaubten, oder wenigstens eine solche Nothwendigkeit von ihrer Ungeduld sich vorspiegeln ließen.

Der Gang der politischen Ereignisse, den wir nicht ganz aus dem Auge verlieren dürfen, war seither dieser gewesen: Die Franzosen, welche wir damals, als Ignaz sich von Venedig nach Genua begab, um nach Spanien zurückzukehren und dort seine Studien zu beginnen, im Jahre 1524, den Kaiserlichen gegenüberstehend verlassen hatten, waren aus Italien endlich ganz verdrängt worden, Bonnivet verwundet, Bayard tödtlich getroffen. König Franz war im folgenden Jahre in Person an der Spitze eines Heeres in die Lombardei eingedrungen, und Papst Clemens hatte sich mit ihm heimlich ver-

bündet, weil Alles daran zu liegen schien, Italien nicht ganz in die Hände des übermächtig gewordenen Kaisers fallen zu lassen. Franz war aber bei Pavia am 25. Februar geschlagen worden und nach tapferer Gegenwehr der Seinigen, bei welcher Bonnivet und viele Andere mit dem Leben bezahlten, in die Gefangenschaft des Connetable von Bourbon gerathen, den die Umstände nöthigten seinen Gefangenen dem Kaiser zu überlassen. Nach langem Unterhandeln hatte dann Karl V. einen Frieden zu Madrid mit ihm verabredet und geschlossen, worauf Franz seiner Haft entlassen worden war. Aber diese Händel hatten hiermit noch nicht ihr Ende erreichen können. Die schon oben erwähnte heilige Ligue wurde geschlossen; der Connetable von Bourbon rückte gegen Rom vor, fiel vor der Stadt, diese aber in die Hände der Kaiserlichen (5. Mai 1527), und erst 1529 kam es zu einem allgemeinen Frieden, dem auch der König von England, welcher sich ebenfalls der Ligue angeschlossen hatte, beitrat. Es war der Friede von Cambray. Franz zahlte eine Summe Geldes an den Kaiser und entsagte der Lehnsherrlichkeit über Artois und Flandern: — eine kleine Frucht so langen Blutvergießens. Und so schien Alles abgethan. Mailand war seinem Herzoge zurückgegeben. Als aber dieser im Jahre 1535 starb und mit ihm der Sforzasche Mannsstamm erloschen war, lüstete es Franz den I. von Neuem

nach Mailand, und er verlangte es vom Kaiser zum Lehn für seinen zweiten Sohn Heinrich. Darüber entstanden denn neue Händel zwischen dem Kaiser und dem Könige. Karl, der soeben von seinem Zuge nach Tunis zurückgekehrt war, rüstete sich sogleich zu einem dritten Kriege wider Franz, und rückte alsbald in die Provence ein. Dieser Einfall der kaiserlichen Truppen in Frankreich war es, welcher die Gefährten Loyola's bestimmte, schon im November des Jahres 1536 sich auf den Weg nach Venedig zu begeben.

Ihr Eifer war sehr groß und schwärmerisch: einen gewissen Doktor, einen sehr frommen und gelehrten Mann, der dem Lefèvre zusetzte, seinen gesicherten Beruf und Wirkungskreis nicht einem ungewissen und phantastischen zu opfern, ließ er in den Wind reden; Xaviero achtete es nicht, daß ihm noch eben vor der Abreise, von Spanien aus, ein Kanonikat in Pampelona angetragen wurde; Lainez wollte nicht an seinen Gesundheitszustand denken, da er sich noch in der Genesung von nicht unerheblicher Krankheit befand. Am 15. November gingen Einige von ihnen vorauf bis Meaux, die Uebrigen folgten, nachdem sie was sie noch an allerlei Habe besaßen, an Arme verschenkt hatten, am 22. November. Einiges Geld nahmen sie noch mit. In Meaux wurde gemeinschaftlich überlegt, ob sie nicht auch dieses Geld verschenken sollten. Sie gingen des=

wegen nach Ignazischer Weise mit Gott zu Rathe, und gelangten zu dem Entschlusse, sich nicht völlig zu entblößen, da sie durch ketzerische Gegenden zu reisen und dort kein Almosen zu erwarten hatten. Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, vergaßen sie nicht, Gott für die Eingebung desselben zu danken.

Sie wanderten zu Fuße, in groben Kleidern; jeder von ihnen trug ein Päckchen Bücher oder Schriftliches Wer Priester war, las täglich Messe; die Anderen stärkten sich durch das heilige Brot. Bei der Einkehr Abends, und Morgens beim Aufbruche war Gebet ihre erste Sorge; unter Weges wechselten sie zwischen stiller Meditazion, erbaulichem Gespräch und frommem Gesange. Sie aßen und tranken wenig. Ihre Pläne für das Tagewerk faßten sie in gemeinsamer Berathung; nichts störte ihre Eintracht. In Frankreich hatten sie täglich Regengüsse und in Deutschland herbe Winterkälte auszuhalten. In Lothringen, durch welches sie, als durch neutrales Gebiet, den Umweg nach Deutschland machten mußten sie sich, trotz der Neutralität des Landes, nicht ohne manche Gefahr durch die Kriegsvölker hindurchwinden. Alle diese geringfügigen Reisebeschwerden sind von den Geschichtschreibern der Gesellschaft sorglich aufgezeichnet; all dergleichen was uns gewöhnlichen, nüchternen Menschen nicht des Aufhebens werth und höchstens zu behaglichem Prahlen nach überstandener mühe-

voller Fahrt im lauschenden und freudig bewundernden Familienkreise geeignet scheint, das muß hier dazu dienen, die Glorie dieser ersten Apostel des neuen Katholizismus zu erhöhen: indessen man bedenke auch, daß die von Jesuiten aufgezeichneten Geschichten des Ordens recht eigentlich als Familiengeschichten betrachtet werden müssen. Von unserer Seite verdienen diese Kleinigkeiten einen Blick, weil sie zur Charakteristik der jungen Gesellschaft einiges beitragen.

Während Loyola's Jünger in Deutschland reisten, kamen hier und da Protestanten zu ihnen in die Herbergen, um mit den fahrenden katholischen Scholastikern zu disputiren. So in Basel, so in einem Orte unweit Kostnitz. In letzterem war es der protestantische Pfarrer des Ortes, welcher ihnen mit einigen seiner Freunde einen Besuch machte. Dieser Pfarrer disputirte wacker und mit großer Urbanität, bis Essenszeit war. Da lud er die Fremden ein, als seine Gäste vorlieb zu nehmen. Diese Höflichkeit machte sie bestürzt. Hätten sie, die guten Christen, Tischgemeinschaft mit Leuten pflegen sollen, die von der Gemeinschaft der heiligen Mutter Kirche ausgeschlossen waren? Das ging doch nicht; später ging so etwas, als die Gesellschaft Jesu sich an die Eroberung der abgefallenen Christenheit gemacht hatte, aber diese werdenden Jesuiten waren eben noch nicht Jesuiten. Sie sagten dem Herrn Pfarrer ihr Bedenken.



Er lächelte; sie möchten es nur ganz nach ihrer Weise halten, sagte er. Man setzte sich an verschiedene Tische. Was da bei Tische vorgegangen sei, darüber schweigt die Chronik; indessen läßt es sich vermuthen: unser Pfarrer ist auf einmal ein ganz anderer Mann, er schilt, schimpft, lärmt und droht. Aufgebracht und seine Drohungen verdoppelnd, macht er sich endlich fort. Am anderen Morgen findet sich ein Unbekannter in dem Wirthshause ein, winkt unter der Thüre unsern Pilgern, sie folgen ihm, er geht voran, führt sie auf unbetretenen Wegen weiter und weiter, bis auf die Landstraße. Stumm weist er ihnen dort, nur mit der Hand deutend, die Richtung ihres Weges; sie gehen, er bleibt zurück. Wer war der Mann? Nachdem sie eine Weile so fort gegangen, fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen. Was anderes konnte er gewesen sein, als ein wirklicher Engel vom Himmel, zu ihrer Rettung aus großer Gefahr ihnen zugesandt. Daß es ein Engel war, erzählt uns Orlandin mit der größten Naivetät, das schlossen die Väter aus drei Dingen: erstlich, weil der Führer unaufgefordert ihnen den rechten Weg gewiesen, zweitens, weil jeder der Pilger — sie waren alle darüber einig — gefühlt hatte, daß ihm sein Herz ganz eigen und auf wunderbare Weise vertrauensvoll schlug, und endlich drittens, weil der Fremde sie auf glattem, trockenem, reinlichem Pfade, während alles umher in



Er lächelte; sie möchten es nur ganz nach ihrer Weise halten, sagte er. Man setzte sich an verschiedene Tische. Was da bei Tische vorgegangen sei, darüber schweigt die Chronik; indessen läßt es sich vermuthen: unser Pfarrer ist auf einmal ein ganz anderer Mann, er schilt, schimpft, lärmt und droht. Aufgebracht und seine Drohungen verdoppelnd, macht er sich endlich fort. Am anderen Morgen findet sich ein Unbekannter in dem Wirthshause ein, winkt unter der Thüre unsern Pilgern, sie folgen ihm, er geht voran, führt sie auf unbetretenen Wegen weiter und weiter, bis auf die Landstraße. Stumm weist er ihnen dort, nur mit der Hand deutend, die Richtung ihres Weges; sie gehen, er bleibt zurück. Wer war der Mann? Nachdem sie eine Weile so fort gegangen, fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen. Was anderes konnte er gewesen sein, als ein wirklicher Engel vom Himmel, zu ihrer Rettung aus großer Gefahr ihnen zugesandt. Daß es ein Engel war, erzählt uns Orlandin mit der größten Naivetät, das schlossen die Väter aus drei Dingen: erstlich, weil der Führer unaufgefordert ihnen den rechten Weg gewiesen, zweitens, weil jeder der Pilger — sie waren alle darüber einig — gefühlt hatte, daß ihm sein Herz ganz eigen und auf wunderbare Weise vertrauensvoll schlug, und endlich drittens, weil der Fremde sie auf glattem, trockenem, reinlichem Pfade, während alles umher in

tiefem Schnee begraben lag, geführt hatte, und beim Abschiede verschwunden war, ohne eine Spur zurückzulassen. — Ueberhaupt ist diese ganze Reise voller Wunder. Alles was den Jüngern begegnet, ist wunderbar. Es sind sehr unschuldige Wunder, wie sie in der That auch anderen Leuten begegnen können, die nicht so unter ganz besonderer Obhut Gottes und seiner Engel oder der Heiligen stehen; aber nichts desto weniger Wunder. Z. B. Simon wird auf wunderbare Weise von einer ungeheuern Geschwulst, die ihn nicht minder wunderbar in einer Nacht befallen hat, geheilt; Xaviero ebenso von grausamen Wunden, die der Schwärmer sich durch tief in's Fleisch einschneidende Stricke zugezogen hatte, mit denen er unter Weges seine Füße band, um sich zu desto größerer Ehre Gottes das Gehen zu einer Qual zu machen, u. dgl. m.

In der ersten Hälfte des Januar langten sie in Venedig an und wurden von Ignaz willkommen geheißen. Alle zehn nahmen sie ihre Wohnung in Krankenhäusern, fünf im Hospitale der Inkurabeln, und fünf im Hospitale S. Giovanni e Paolo. Sie dienten unermüdlich, verrichteten die niedrigsten Arbeiten, und vorzüglich war es wieder Xaviero der sich nie genug thun konnte, alles aufbot, um seine Sinne gegen das Widrige zu stählen, und sich in dieser Absicht dazu drängte,

die ekelerregendsten Geschwüre nicht nur anzusehen und anzurühren, sondern selbst auszusaugen.

Nachdem sie drei Monate mit Krankenpflege und frommen Uebungen hingebracht, wurde die Reise nach Rom, zur Einholung des päpstlichen Segens für die Wallfahrt nach Jerusalem und der päpstlichen Erlaubniß zu einem längern Aufenthalt in Palästina, angetreten. Nur Loyola's Gefährten reisten, er selbst blieb in Venedig zurück, und zwar, sagen die „Aeltesten Akten" ausdrücklich, wegen des Doktor Petrus Ortiz, der des Kaisers Prokurator bei Paul III. und Loyola nicht gewogen war, und wegen Caraffa's, der soeben Kardinal geworden und sich jetzt gleichfalls in Rom befand. Den Prokurator Ortiz hoffte Ignaz durch seine Gefährten leicht umstimmen zu können, was auch nachher gelang, und von Caraffa, wie es scheint, fürchtete er keinen Widerstand gegen seine Sache, wohl aber bei persönlicher Berührung mit dem schroffen Manne, wenn er selbst nach Rom käme, neue Reibungen und Zwistigkeiten. Auch andere Quellen, z. B. eine von Lainez, Salmeron und anderen Gefährten Loyola's unterzeichnete Handschrift, deren die Acta Sanctorum als im Archiv des Ordens zu Rom befindlich erwähnen, erklärt das Zurückbleiben ihres Meisters in Venedig durch die Scheu vor einem Zusammentreffen mit Ortiz und mit Caraffa. Maffei meint, es wäre nur deswegen geschehen, weil

Ignaz die in Venedig gewonnenen Seelen nicht habe unberathen lassen, und außerdem Vorbereitungen für die Seereise habe treffen wollen; indessen ist nicht nur die Glaubwürdigkeit der andern Quellen größer, sondern auch ihre Angabe, wie man leicht finden wird, an sich selbst wahrscheinlicher.

Während der Fastenzeit brachen die neun Freunde auf, wie gewöhnlich zu Fuße. Sie hatten sich eine Art zu wandern festgestellt, von welcher sie nicht abwichen. Es gingen nämlich immer ihrer dreie, je ein Priester und zwei Laien, und dabei immer Spanier und Franzosen gemischt. Priester waren unter ihnen dreie, Lefèvre, Le Jay und Brouet, alle dreie Franzosen. Außerdem war noch ein Franzose, Codure; die übrigen fünf waren Spanier; daher ließ sich die Ordnung streng festhalten. Auch gingen nicht immer dieselben dreie mit einander, sondern sie wechselten. Dadurch wollten sie ihre völlige Gleichstellung unter einander, welche keinen Unterschied des Standes oder der Nazionalität litt, und die unbegrenzte Liebe welche sie allesammt ohne irgend einen Vorzug des einen vor dem anderen umschlang, ausdrücken. Diese, dem Sinn in welchem sie das Christenthum und ihre Sendung auffaßten und einer kindlich schwärmenden Begeisterung für ihre Sache entsprungene Anordnung ist später zu einem Gesetze der Gesellschaft geworden, und hat, als solches, häufig dazu

dienen müssen, den Vorwurf satanisch kluger Berechnung und der Unterhaltung eines Systemes gegenseitiger Belauerung, den man den Jesuiten machte, mit zu begründen. Leicht möglich, daß diese Regel, welche darauf abzielte, daß nicht durch Bevorzugung Einzelner der Brüder im Umgange die gleiche Liebe Aller unter einander leide — leicht möglich, daß sie nachmals, als die Gesinnung welcher sie ihren Ursprung verdankt, aus dem Orden entschwunden war, im Interesse der Herrschgewalt und eines leicht und willig gehenden Mechanismus ausgebeutet worden. Aber ersonnen ist sie zu solchen Zwecken nicht. Und statt einer raffinirten Schlauheit finden wir als ihren frühesten Entstehungsgrund ein eher kindisches Spiel überspannter Gemüther, und dann, als sich zuerst Absicht einmischte, eine Absicht, die nicht christlicher, oder wenn man will kosmopolitischer ausgedacht werden kann.

So gingen denn unsere Pilger, dreie und dreie, auf der Landstraße Psalmen singend, in den Ortschaften bettelnd, oft hungernd und nur desto fröhlicher, von täglichen Regengüssen durchnäßt und ihre Glieder erstarrt, in den Herzen selige Glut; so gingen sie Tag für Tag, bis sie Rom erreichten. Als Lainez die Thürme von Sankt Peter erblickte, zog er seine Schuhe ab und wanderte barfuß ein in die Stadt seiner Sehnsucht und seiner heiligsten Schauer. Die Aufnahme welche ihnen

in Rom ward, war über ihre Erwartung günstig. Die Männer deren Abneigung Ignaz am meisten gefürchtet hatte, zeigten sich am wohlwollendsten. Ortiz, der vom Kaiser wegen der Ehescheidungsangelegenheit des Königs von England gesendet in Rom war, benahm sich gegen unsere Pilger bald auf's Zuvorkommendste; er selbst führte sie zum Papste. Der Papst begegnete ihnen auf eine auszeichnende Weise, ließ sie mit sich speisen, gab ihnen unter der Mahlzeit Gelegenheit über eine theologische Aufgabe zu disputiren, und verstattete ihnen nach aufgehobener Tafel den Fußkuß. Es freut mich, sagte er dabei, indem er die Geberde der Umarmung machte, Männer kennen zu lernen welche mit so vielen gelehrten Kenntnissen so viel Demuth vereinigen; bedürft ihr etwas dessen Gewährung in meiner Macht steht, so fordert nur! Sie baten um die Erlaubniß zu der Wallfahrt nach Jerusalem und dem Aufenthalte dort und um den Segen des heiligen Vaters für ihr frommes Vorhaben. Nach Jerusalem, sagte der Papst, werdet ihr wol nicht kommen; der berechnende Mann war in diesem Augenblicke eines entschiedenen Erfolges seiner eifrigen Unterhandlungen mit den Venezianern schon gewiß.

Zu den Lieblingsplänen dieses Papstes gehörte nämlich von Anfang seiner Regierung an eine Vereinigung der Christenheit zur Bekämpfung des alten Erbfeindes, des Türken, welcher nie gefährlicher den Okzi-

dent bedroht hatte als zu dieser Zeit. Im Oktober 1529 hatten die Osmanen Wien belagert und waren nur mit Mühe abgeschlagen worden. Zwei Jahre später war Sultan Suleiman abermals aufgebrochen, mit dritthalb hunderttausend Mann, und hatte gedroht, den Kaiser, oder, wie er ihn immer nur nannte, den König von Spanien in Regensburg aufzusuchen. Zwar war der Sultan nur bis Grätz gekommen; aber war es nicht hoch an der Zeit diesen ewigen Aengsten ein Ende zu machen? ja, warum sollte man, wenn nur die christlichen Länder sich zu einer gemeinsamen Anstrengung bewegen ließen, nicht sogar hoffen dürfen, dem Christenthume seinen alten östlichen Sitz wieder zu gewinnen und die Herrschaft des Halbmondes in Konstantinopel zu stürzen? Kaiser Karl selbst hegte diesen Gedanken; er stellte sich die Konstantinopolitanische Krone in Aussicht, und hätte um deßwillen wol gern mit dem Könige Franz nicht nur Frieden gehalten, sondern sogar eine Vereinigung der Kräfte zum Kampfe gegen die Osmanen angebahnt. Der Papst kam ihm in diesen Wünschen entgegen. Als Kaiser Karl im Jahre 1535 gegen Tunis aufbrach, unterstützte ihn der Papst so gut er konnte, ließ Schiffe herstellen, sandte dem Andrea Doria einen kostbar verzierten geweihten Degen; Franz von Frankreich beschwor er, dem Titel des allerchristlichsten Königs Ehre zu machen und sich der Sache der Chri-

stenheit wider den Türken anzunehmen — den König, der inzwischen mit dem Sultan unterhandelte und diesem zu verstehen gab, daß es ihm gar nicht unlieb sei, wenn Karl mit den Osmanen viel zu schaffen bekäme; und den Venezianern lag er unablässig an, den Frieden welchen sie im Jahre 1502 mit dem Sultan Bajasid II. geschlossen hatten, zu brechen. Die Venezianer erklärten sich für's Erste noch neutral. Indessen brach nach Carls Rückkehr aus Afrika der Krieg mit Franz wieder aus. Karl, im März 1536 auf der Reise nach Rom begriffen, wo er sich noch immer schmeichelte, das beabsichtigte Bündniß mit Franz wider den Sultan endlich mit Hülfe des Papstes in's Leben rufen zu können, erfuhr, wie es zwischen ihm und Franz eigentlich stand, durch die unerwartete Nachricht, daß der König seinen Unterhandlungen mit ihm wegen Mailands durch einen Einbruch in Savoyen ein jähes Ende gemacht hatte. Noch bösere Kunde folgte: der König hatte sich mit dem Sultan förmlich verbündet, und beide Mächte fingen sich im Frühling des Jahres 1537 zu rühren an, Franz gegen die Niederlande, und Suleiman mit seinen Schiffen gegen die Küsten Süditaliens. Paul III. betrieb nun seine Unterhandlungen mit verdoppeltem Eifer. Die Venezianer standen im Begriffe ihre Neutralität aufzugeben, und so konnte der Papst unseren Pilgern voraussagen, daß die Schiffahrt zwischen Venedig und dem

Orient, was lange nicht geschehen war, in diesem Jahre unterbrochen sein würde.

Das Erlaubnißschreiben für den Besuch Jerusalems um welches sie baten, befahl er dessenungeachtet ihnen auszufertigen und entließ sie mit seinem Segen und mit einem Geschenke von sechzig Goldthalern. Das Schreiben wurde, wie es Ignaz ausdrücklich verlangt hatte, nicht auf seinen Namen, sondern dem Lefèvre für „sich und seine zwölf Genossen" ausgestellt und der Papst ließ noch hineinsetzen, daß diejenigen unter ihnen, welche bis dahin nicht die Weihen hätten, sie an jedem Orte wo es ihnen am bequemsten wäre, von dem dortigen Bischof oder Antistes empfangen könnten. So kehrten denn die Pilger zufrieden nach Venedig zurück und brachten an Almosen das sie von Vielen für ihre Wallfahrt erhalten hatten zwei bis dreihundert Scudi in Wechseln mit. Ein Bischof dort ertheilte die Weihen denen von ihnen welchen sie noch fehlten rasch nach einander, die vier niederen Grade am 10., das Subdiakonat am 15., das Diakonat am 17., das Presbyteriat am 24. Juni; und den 5. Juli rüstete sie der apostolische Legat, Hieronymus Veralla für den Umkreis seiner Legazion mit der Macht aus, „mit Ausnahme von Frauenklöstern überall in Kirchen und aller Orten, nach vorgängiger Anzeige bei dem Ordinarius, jedoch ohne daß es einer besondern Erlaubniß von Seiten

Dessen bedürfte, Gottesdienst zu halten, die Sakramente zu verwalten, zu predigen, die heilige Schrift auszulegen, Beichte zu hören und von allen Sünden, deren Absolution Patriarchen, Bischöfen und sonstigen Ordinarien zusteht, zu absolviren." — Ignaz aber nahm sich vor, die wirkliche Ausübung des Priesteramtes, die Darbringung des Meßopfers, obgleich sie ihm jetzt freistand, noch ein Jahr lang hinauszuschieben, damit er Zeit gewänne, auf das schauernde Mysterium in innerem Rathe mit der hochgelobten Jungfrau und ihrem Sohne sich gefaßt zu machen und zu stärken. — Auf dem Punkte auf welchem wir Ignaz angelangt sehen, inmitten einer Schaar von Jüngern, deren Augen an ihm hangen, läßt es sich natürlich nicht mehr unterscheiden, welchen Antheil an seinen Handlungen die Ueberschwänglichkeit des eigenen Gefühles gehabt haben möge, und welchen Antheil die Berechnung oder auch nur ein Vorgefühl der Wirkung die sie auf seine Umgebung machen würden. Vielleicht würde er mit sich selbst, wenn er in Bezug auf diesen Punkt sich hätte prüfen wollen, nicht leicht in's Klare gekommen sein. Ein Mann der sich in der Mitte eines Kreises von Anhängern stehend und als Vorbild angesehen weiß, legt, selbst unwillkürlich, Absicht in alles was er thut. Ignaz hatte so lange innerlich um Demuth gerungen, es ist kein Grund zu zweifeln, daß es ihm ernstlich darum zu

thun war, demüthig zu sein; aber er war der Führer Anderer in der Demuth geworden, es war nicht mehr genug, demüthig zu sein, man mußte es auch scheinen.

Von dieser Pflicht den Schein zu wahren war Ignaz sehr durchdrungen. Wir sahen ihn schon damals in Paris, als ihn der Rektor Goveanus züchtigen lassen wollte, den Wunsch um Christi willen Schmach zu leiden der Furcht vor einem übeln Eindruck welchen seine Beschimpfung auf Andere machen könnte, zum Opfer bringen. Wir sahen ihn dann ängstlich darüber wachen, daß kein Schatten eines Makels auf den Ruf seiner Rechtgläubigkeit fiele. In Venedig fand er abermals Veranlassung sich gegen harte Verdächtigungen derselben zu wahren. Es fehlte auch dort nicht an Solchen die ihm und seinen Bestrebungen feindlich gesinnt waren. Sie verbreiteten die nachtheiligsten Gerüchte über ihn: er sei ein entsprungener Sträfling, in Spanien hätte er zu wiederholtenmalen Kerkerstrafe erlitten, in Paris wäre er gar zum Feuer verurtheilt gewesen, und da er entwischte, im Bilde verbrannt worden u. dgl. m. Ignaz wendete sich wegen dieser Gerüchte an den Legaten Veralla und bestand auf eine strenge Untersuchung der Sache. Veralla veranstaltete ein Zeugenverhör, nach dessen Ausfall er Ignaz unterm **13.** Oktober **1537** ein noch aufbehaltenes Reinigungszeugniß, worin dem Verleumdeten große Lobsprüche über seine reine Lehre und

seinen frommen Wandel ertheilt werden, ausstellen ließ. —

Im Juli 1537 beunruhigte Dschereddin Barbarossa, welchen Sultan Suleiman zu der neugeschaffenen Würde eines Großadmirales des osmanischen Reichs erhoben hatte, die süditalienischen Küsten, plünderte wie gewöhnlich, verbrannte Ortschaften, trieb Heerden weg und Menschen in die Sklaverei. Der Friede mit Venedig war dem Sultan schon längst lästig; er brach ihn jetzt. Sein Großadmiral wandte sich von der apulischen Küste gegen die venezianischen Besitzungen im jonischen und ägäischen Meere. Er überfiel Korfu, das er zwar nicht behaupten konnte, aber furchtbar verheerte. Der nächste beste Vorwand wurde ergriffen, um Naxos zu erobern; von den Inseln des Archipelagus fiel eine nach der andern in Dschereddin's Hände. Nunmehr trat auch die Republik Venedig dem Bündnisse, an dessen Verwirklichung Paul III. diese Zeit her gearbeitet hatte, offen bei. Das Meer war also Kriegsschauplatz und an eine Reise nach Asien nicht zu denken. Ignaz und seine Freunde waren, wie wir schon wissen, darauf gefasst ein Jahr lang in Venedig zu warten. Ihr Wallfahrtsplan wurde daher noch nicht völlig aufgegeben. Um aber die Wartezeit nützlich in ihrer Weise hinzubringen, vertheilten sie sich paarweise als christliche Boten über die Ortschaften des venezianischen Landgebietes, Bassano, Tre-

viso, Verona u. s. f. Das Loos entschied über den Bestimmungsort jedes Paares. Ignaz mit Lainez und Lefèvre wies es nach Vicenza.

Als diese dreie dort ankamen, fanden sie vor der Stadt ein verlassenes Haus mit zerbrochenen Fenstern und Thüren; überall strich der Wind hindurch. Sie nahmen Besitz davon und richteten sich ein so gut es ging, verstopften die Oeffnungen und machten sich eine Streu. Morgens und Abends gingen zweie von ihnen in die Stadt um Speise zu suchen. Was sie erlangen konnten war wenig, die Leute in der Stadt behandelten sie als gemeine Bettler. Meist brachten sie nur Brot heim, oft alt und hart, so daß es in Wasser aufgekocht werden mußte; ein wenig Butter oder Oel dazu war Leckerbissen. Der welcher zu Hause geblieben war, holte das Wasser, besorgte das Feuer und bediente die Anderen. Uebrigens brachten sie die Zeit mit Gebet und Meditazion hin. So lebten sie vierzig Tage — eine Vorbereitungszeit, selbst der Dauer nach im biblischen Style; falls hier nicht etwa spätere Sage die ausschmückende Hand im Spiele hat. Dann, nachdem auch noch Codure sich zu ihnen gesellt hatte, fingen sie in Vicenza zu predigen an. Sie gingen alle vier zugleich in die Stadt, und begaben sich auf verschiedene öffentliche Plätze. Jeder auf dem seinigen rief das Volk mit lautem Geschrei und mit dem Hute winkend zu-

sammen. Wann ihn die Leute umstanden und still waren, hob er an, in seinem gebrochenen Italienisch halb mit Französisch oder Spanisch untermischt von Tugend und Laster, Weltverachtung und den ewigen Gütern zu reden. Je wunderlicher und roher diese Predigten waren, desto zauberhafter ergriffen sie das Volk: das Ungewöhnliche der Erscheinung, diese Männer fremdartigen Wesens, ihre Lumpen, ihre Begeisterung, ihr Feuereifer, ihre gewaltsame Rede, halb verständlich und halb dunkel wie aus einer geheimnißvollen Welt, im Tone dieses schmeichelnde Bitten, dieses scharfe Drohen, dann diese abgerissenen Worte von erschütterndem Klang, Himmel, Hölle, Verdammniß, ewige Kronen. — Als unsere Prediger so Aufsehen zu machen anfingen, flossen denn auch die Gaben der Frommen reichlicher. Sie brauchten nun nicht mehr so herbe Noth zu leiden. Es war nur schon der Entbehrungen und Anstrengungen zu viel gewesen. Lainez und Ignaz erkrankten. Während diese in Vicenza daniederlagen, schüttelte in Bassano das Fieber den Rodriguez. Ignaz erfährt dies kaum, so läuft er, seines eigenen Fiebers uneingedenk, nach Bassano, so hastigen Schrittes, daß Lefèvre, der ihn begleitet, kaum zu folgen vermag, und springt seinem Simon bei, der dem Tode nahe ist.

Wie mußte dieser sichtliche Liebeseifer des rastlosen Mannes die Seelen seiner Schüler an ihn ketten! Und

wie übermenschlich mußte solch ein Mann schon hierdurch diesen phantastischen Seelen erscheinen! Es wäre, falls das Geschichtchen wahr ist, wahrlich kein Wunder, wenn blos Loyola's Wort, das er in Folge eines unter Weges ihm gewordenen Gesichts an Simon gerichtet haben soll: „Du wirst nicht sterben, sondern gesund werden,“ diesen gesund gemacht hätte. — Sie bedurften seiner in jeder Hinsicht. Sie waren in ihrem Seligkeitsdurste wie die Kinder, voll Nachäffungstrieb, voll unstäter Einbildungen, voll gaukelnder Wünsche und flüchtiger Pläne. Alles was zu ihren Himmelsträumen stimmte, lockte sie augenblicklich mit unwiderstehlichem Reize. Einer von Denen, die in Bassano waren — der Berichterstatter nennt ihn nicht, vielleicht weil er etwas Nachtheiliges von ihm zu erzählen glaubt — hatte sich in das Klausnerleben eines gewissen Antonio, der außerhalb der Stadt auf einem Hügel bei einem Kirchlein in der reizendsten Gegend siedelte und für einen sehr strengen und heiligen Mann galt, dergestalt verliebt, daß er flugs beschloß, zu Antonio zu gehen, um dessen Lebensweise zu theilen und zu werden wie er. Unter Weges mochte sich sein Gewissen regen, mochte ihn der Gedanke peinigen, daß er die Treue brechen und Loyola's Bund verlassen wollte, er glaubte plötzlich vor sich auf der Landstraße einen Mann zu sehen, der ihm mit blankem Schwerte den Weg vertrat. Er stutzt,

dann will er vorwärts, die Erscheinung wankt nicht, Grausen packt ihn, er wendet die Sohlen, rennt wie ein gehetztes Wild, mit den Geberden eines Verfolgten — die Vorübergehenden stehen verwundert still, da sie einen Fliehenden und keinen Verfolger sehen —, rennt mit wachsender Angst, ohne umzuschauen, ohne zu wissen wohin, bis in's Haus, bis in die Stube, bis er athemlos in Loyola's Arme stürzt, der ihm, als er endlich hört was geschehen, sanfte Vorwürfe wegen seines — schwachen Glaubens macht.

Der werdenden Gesellschaft Beruf und erste Lebensordnung.

Als Ignaz nach Vicenza zurückgekehrt war, rief er seine sämmtlichen Gefährten dorthin. Er war jetzt entschlossen, auf die Palästinafahrt zu verzichten. Er hatte eine erste allgemeine und förmliche Zusammenkunft zur Feststellung der Zwecke die man zu verfolgen suchen müßte und zur Berathung einer verbindenden Lebensordnung im Sinne. Ein entscheidender Schritt zu dem Ziele welches er jetzt immer deutlicher in's Auge faßte.

Die Freunde stellten sich ein. Was auf dieser Zusammenkunft angeordnet wurde, zeigt uns klar, daß, wenn nicht früher schon in Venedig, wenigstens hier in Vicenza die Hülfleistung in Hospitälern, die Versenkung in Gott, das Predigen auf den Märkten und in den Gassen, alle diese Thätigkeiten welche die junge Gesellschaft mit den Theatinern gemein hatte, dem ringenden Geiste Loyola's nicht mehr Genüge that. Die Freunde beschlossen auf seinen Vorschlag, sich zum zweiten Male zu vertheilen, aber dieses Mal nicht in die nahgelege-

nen Städte und Flecken des venezianischen Gebietes, sondern an die Universitäten Italiens. Die Absicht war vorzüglich, der Gesellschaft neue Mitglieder unter den jungen Studirenden zu gewinnen. Merkwürdig wie dies ist eine Weisung anderer Art welche ihnen Ignatius gab. Ihr werden finden, sagte er ihnen, daß von den Lehrkanzeln der hohen Schulen herab hin und wieder das Gift der lutherschen Pest unvermerkt den Seelen eingegossen wird. Darauf achtet! Sorget, daß es euch nicht entgehe, wenn etwa sich diese Pest weiter auf die Predigtkanzeln überpflanzt und von da aus dann das unbewachte Volk vergiftet. Wo ihr dieses wahrnehmen werdet, da kämpfet dawider aus allen Kräften — mit Predigt, Ermahnung, Widerlegung und Belehrung aller Art. — Das waren die Mittel deren sich, unseren Quellen zufolge, Ignaz selbst in Paris bediente, vermuthlich dann doch auch später. Ob davon die Rede war, auch die kirchliche Obrigkeit im Nothfalle zu warnen — wer weiß! Orlandino, der allein uns von jener Weisung wegen des lutherschen Giftes Nachricht giebt, sagt es nicht. Möglich wäre es wohl. Denn in der Kirche, wo sie irgend zu Kraft kam, ist nie des Gebotes Matth. 18, 16 vergessen worden: „Höret dich dein Bruder nicht, so nimm noch Einen oder Zween zu dir; höret er Die nicht, so sage es der Gemeine;“ und was weiter folgt. Aber es scheint mir doch aus allen Berichten

über die früheste Thätigkeit der Gesellschaft Loyola's hervorzugehen, daß Denunziazionen mit einer gewissen Geflissentlichkeit vermieden wurden. Ich spreche hier, wie gesagt, nur von der allerersten Thätigkeit der Gesellschaft. Schwerlich konnte diese daran denken, die Gewalt zu Hülfe zu rufen, so lange sie selbst noch um das Dasein rang. Und davon abgesehen, war es ihr ja in ihrer Jugendglut noch ganz um Geistessiege, nicht um Siege des äußerlichen Zwangs zu thun.

Ein Punkt welcher noch zuletzt die Versammlung in Vicenza beschäftigte, war das Bedenken: wie sollen wir uns nennen, wenn die Leute fragen, wer wir sind und was für einer Gesellschaft wir angehören? Dieser Punkt schien ihnen so wichtig, daß sie beschlossen, sich nicht eher zu entscheiden, als bis sie im Gebete mit Gott deswegen zu Rathe gegangen wären. Sie kamen endlich überein, daß Niemand ihr Haupt sein dürfe, als Der dessen Nachfolge sie zur Angelegenheit ihres Lebens gemacht hatten, Jesus; und demgemäß wollten sie auch Jedem der da früge, antworten und sagen: Jesu sind wir und keines Anderen. Aber den Namen „Gesellschaft Jesu" nahmen sie hier in Vicenza noch nicht an.

Die Lebensordnung welche sie feststellten, war diese: Nach jeder Universitätsstadt sollten je zweie gehen, möglichst immer von verschiedener Nazion. Von diesen bei-

den sollte abwechselnd je einer eine Woche lang der Ordner sein und der andere ihm gehorchen: sowohl zur Uebung der Demuth, als damit kein Streit aus Verschiedenheit des Willens entstehen könnte. Der welcher die Woche hätte, sollte in der Stadt auf den Straßen und Plätzen predigen gehen, und der andere dabei ihm dienen, das Volk zusammenrufen, ihm eine Bank oder sonst ein Gestell herbeischaffen, von wo herab er predigen könnte, und während der Predigt zu seinen Füßen sitzen. Die Predigt sollte nie benutzt werden, um Almosen zu erbitten, nicht einmal freiwillige Geschenke der Zuhörer sollten angenommen werden. Der aber welcher in der Woche den Dienst hätte, sollte in der Stadt umhergehen und das Nothdürftige für beide einsammeln. Es versteht sich, daß außer dem Predigen auch das Messelesen, Beichthören, Unterrichtertheilen an Kinder und geringe Leute nebst der Krankenpflege und den Liebeswerken aller Art in ihrem Geschäftsplan nicht vergessen wurde.

Nachdem so alles verabredet und geordnet war, wurde geloost, und es traf sich, daß Lefèvre und Lainez mit Ignaz Rom zu ihrem Bestimmungsort erhielten, Salmeron und Brouet Siena, Xaviero und Bobadilla Bologna, Le Yay und Rodriguez Ferrara, Codure und Hozes Padua.

So brachen sie denn auf, und jedes Paar begab sich an seinen Ort.

Rom.

Ignaz war in Paris während er sich mit den gelehrten Studien abgab, ziemlich frei von Visionen gewesen. In Venedig und Vicenza kehrten ihm die Zustände von Manresa wieder, er hatte Erscheinungen und erfuhr, wie er es nannte, übernatürliche Heimsuchungen und Tröstungen in Menge. Jetzt, auf dem Wege nach Rom war er in einer beständigen Verzückung; besonders die täglichen Kommunionen berauschten seine Seele mit himmlischen Wonnen. Die Wanderer näherten sich der Stadt St. Peters. Bei La Storta — es ist dies noch heutiges Tages die letzte Poststation vor Rom — ließ Ignaz seine Freunde auf der Landstraße und trat in eine verfallene Kapelle am Wege, um zu beten. Dort hatte er ein wunderbares Gesicht. Verklärung in den Zügen trat er heraus, und erzählte es seinen Begleitern. Gott der Vater mit dem Sohne, der auf seinem Rücken das

Kreuz trug, sei ihm erschienen, und habe ihn dem Sohne dargestellt*). Gott habe gesprochen: „du sollst Diesen zu deinem Diener annehmen.“ Und darauf Christus: „Diene mir!“ und sodann: „In Rom will ich euch günstig sein.“ — Was uns im Rom bevorsteht, setzte Ignaz hinzu, ich weiß es nicht; aber was immer komme, und wäre es auch, daß wir gekreuzigt oder aufs Rad geflochten würden, das Eine weiß ich nun gewiß, daß Christus uns dort günstig sein wird.

Entweder im Oktober 1537, oder was wahrscheinlicher ist, gleich zu Anfange des Jahres 1538 langte Ignaz mit seinen Gefährten in Rom an. — Ich sehe überall geschlossene Fenster! sagte er zu ihnen, als sie in die Stadt eintraten, und ermahnte sie, nicht kleinmüthig zu werden, wenn sich Ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellen, wenn sich die Thüren und die Herzen vor ihnen verschließen würden, aber auch in allem ihren Handeln behutsam zu sein, am meisten im Verkehre mit Frauen, den sie ganz vermeiden sollten, wenn nicht etwa der Rang derselben es unmöglich machte. — Sie hatten das Geld bei sich welches ihnen und ihren Freunden zum

*) El Padre me puso con el Hijo, „der Vater stellte mich mit dem Sohne“ — heißt es auch in einem Tagebuche Loyolas aus der Zeit da er die Konstituzionen der Gesellschaft abfaßte.

Behufe der Wallfahrt ins gelobte Land geschenkt worden war. Sie meinten, dieses Geld nicht zu anderen Zwecken als es von den Gebern bestimmt war, anwenden zu dürfen, und stellten es daher jetzt denselben zurück. Man kann denken, daß diese Uneigennützigkeit großen Erfolg hatte; der Pabst selbst äußerte sich wohlgefällig darüber.

Ignaz zog mit seinen beiden Gefährten in ein Haus welches in einem Weingarten (Vigna) in der Nähe des Klosters Trinità lag und einem gewissen Quirino Garzonio gehörte, der es ihnen unentgeltlich überließ. Ignaz begann sogleich geistliche Uebungen zu geben, und seine Gefährten predigten und lehrten. Bald hatten sie auch aufgespürt, daß ein gewisser Augustinermönch — es wird erzählt, derselbe sei später nach Genf gegangen und reformirt geworden — Lehren auf der Kanzel vortrug, die nach lutherscher Ketzerei schmeckten. Sogleich predigten sie nicht nur entgegen und verdammten diese Lehren — aber ohne den Mann den sie meinten, zu nennen, wird ausdrücklich bemerkt, — sondern sie gingen auch zu ihm selbst und suchten ihn zu bekehren. Dieser Augustiner hatte mehre angesehene Spanier zu Gönnern, Pedro de Castilla, Mudarra, Barrera, und wie sie hießen, welche bald eine Partei gegen die Ignazianer bildeten. Sie fanden in Rom einen gewissen Miguele, einen Spanier, der Ignaz von Paris her kannte. Miguele hatte nämlich dort in irgend einem engeren, doch wie es scheint, ab=

hängigen Verhältnisse zu Xaviero gestanden und war über dessen Bekehrung so erbittert gewesen, daß er eines Tages die Treppe zu Ignaz hinaufschlich, einen Dolch im Rocke, und entschlossen, den Bekehrer seines Patrones und den Vernichter seiner Hoffnungen zu ermorden. Gewissensangst hatte ihn plötzlich auf halbem Wege ergriffen und zur Umkehr genöthigt. Darauf hatte er sich Ignaz als eine Art Schüler aufgedrängt, sich mit dessen Gefährten bekannt gemacht und wiederholt versucht, Aufnahme in die Gesellschaft zu finden. Desto besser taugte er jetzt zum Angeber; er war ein charakterloser Mensch und zu allem brauchbar. Jene Spanier die gegen Ignaz Partei machten, schickten ihn zum Governatore von Rom, um Ignaz und dessen Genossen zu verklagen. Es seien lose Buben, sagte Miguele dem Governatore, die kein göttliches noch menschliches Recht achteten, Heuchler und Betrüger, die auch schon in Spanien, in Paris und in Venedig wegen böser Ketzerei verdammt worden wären. Der Governatore brachte die Sache vor den Legaten, und dieser, der Ignaz bereits kannte, wollte sie niederschlagen. Aber Ignaz bestand wie in ähnlichen früheren Fällen auf strenge Untersuchung. „Wir wissen sehr wohl" schrieb er in einem von Orlandino uns mitgetheilten Briefe an Contarini, welcher bereits sein Freund, damals aber gerade nach Venedig gereist war „daß wir durch

die Reinigung die wir suchen, nicht etwa allen künftigen Anschuldigungen zuvorkommen können; begehren das auch nicht. Wir sorgen nicht darum, ob man uns grobe, ungelehrte, unberedte Leute, ja selbst Buben, Betrüger und wankelmüthige Gesellen schelte; aber das schmerzte uns, daß die Lehre die wir predigen, nicht Heil heißen und daß der Weg den wir wandeln, böse geachtet werden sollte; das ist denn beides doch nicht unsere Sache, sondern Christi und seiner Kirche." Uebrigens, sagt Orlandino, war es gewiß von großer Wichtigkeit, den Ruf der jungen Gesellschaft unbefleckt zu erhalten. Durch einen besonders glücklichen Zufall waren alle jene Männer welche über Loyola und seiner Gefährten Wandel in Spanien, Paris und Venedig die beste Auskunft geben konnten, persönlich in Rom zugegen, jener Juan Figuerra, der ehemalige Generalvikar des Erzbischofs von Toledo, sodann der Doktor Matthäus Oriz, der in Paris die Inquisition besorgte, und endlich der Doktor Gasparo de Dotti, welcher als des Legaten Verallo Vicarius in geistlichen Rechtssachen das Reinigungszeugniß für Ignaz in Venedig ausgestellt hatte. So kam denn abermals ein glänzendes Reinigungszeugniß zu Stande.

Unter Denen welche in Rom gleich Anfangs die geistlichen Uebungen machten, war der kaiserliche Gesandte Ortiz. Dieser reiste, um die Uebungen in tiefster Ein-

samkeit und Stille vorzunehmen, nach Monte Casino, der uralten Benediktinerabtei in der Terra di Lavoro im Napolitanischen, einem der köstlichsten Orte der Welt, den man zu solchem Zwecke nicht schöner finden kann, ganz wie geschaffen zu süßer Beschaulichkeit hoch über dem Treiben des Menschenlebens, und nahm Ignaz auf vierzig Tage mit dorthin. Nie, sagte Ortiz später, habe er einen seligeren Genuß empfunden, als bei diesen Uebungen, er habe da in wenigen Tagen gleichsam eine neue und ihm noch unbekannte Theologie kennen gelernt, welche er jener die er sich durch langjähriges mühseliges Studium erworben, weit vorziehe. Er war entschlossen, der Gesellschaft Loyolas beizutreten, dieser aber lehnte es ernstlich ab; Ortiz, ein bejahrter und schwächlicher Mann war kein Gefährte wie Ignaz sie brauchte.

Jedoch brachte Ignaz von Monte Casino eine andere Eroberung mit, Francisco Strada, einen jungen Spanier, welcher der Gesellschaft der Theatiner angehört hatte, und ihm, als er eben von Monte Casino kam, zufällig begegnet war. Dieser Strada hatte sich sogleich nach der ersten Unterredung mit Ignaz bereit erklärt, das Noviziat der neuen Gesellschaft anzutreten. Um die Fastenzeit fanden sich, von Ignaz herbeigerufen, alle Gefährten in Rom ein; nur Hozes war inzwischen in Padua gestorben. Ignaz sagte — er soll es schon auf

Monte Casino gesagt haben —, er habe des Hozes Seele gen Himmel steigen sehen. Die Wohnung in der Vigna Garzonio fand sich jetzt, da die Gesellschaft beisammen war, zu eng; es wurde ein Haus zur Miethe genommen und bezogen. Unverzüglich wurden Anstalten getroffen, alle Mitglieder der Gesellschaft in gewohnter Weise zu beschäftigen. Das Erste, woran sie dachten, war wieder die Predigt und die Katechese. Im Mai wurde ihnen ein Patent ausgestellt — es ist von Carassa, der damals Legat in urbe war, unterzeichnet — welches sie ermächtigte, überall in der Stadt und in deren Umgegend auf Erfordern oder aus freiem Antriebe, ohne daß es dazu irgend einer besondern Erlaubniß bedürfte, zu predigen, die Beichte von Personen beiderlei Geschlechts zu hören, Absoluzion zu ertheilen, Bußen aufzulegen, und die Sakramente — insofern es ohne Schaden der ordentlichen Pfarrer geschehe — zu verwalten. Jetzt theilten sie sich in die Distrikte der Stadt und wählten in jedem Distrikte eine Kirche in welcher sie zu predigen begannen, Ignaz spanisch in der Kirche der Maria von Monserrat, die Uebrigen in anderen Kirchen in der Landessprache. Sie fanden, daß die Sitte häufig zu Beichte und Abendmahl zu gehen, bei den Römern sehr abgekommen war, und ließen es sich vorzüglich angelegen sein, auf Wiedereinführung derselben hinzuwirken. Ihre Predigten wurden sehr besucht,

nicht nur von gemeinen Leuten sondern auch von Vornehmen. Die Gesellschaft machte von Anfang an Aufsehen in der Stadt schon wegen des Chorhemds in welchem sie die Kanzel bestiegen und worüber sich das Volk nicht genug verwundern konnte, dann weil man sich viel Abenteuerliches von ihnen erzählte; es wurde bald auch Mode sie zu hören. Um so mehr ward Vielen dieses ganze Wesen zuwider, und darunter Manchem, dessen Abneigung der Gesellschaft nicht gleichgültig sein konnte.

Solche Männer wußte dann Ignaz bald umzustimmen. Einer der eifrigsten Gegner war ein gewisser Kardinal Domenico de Coppi; dieser sah jenen Garzonio, in dessen Hause Ignaz mit seinen Gefährten zuerst gewohnt hatte, öfters bei sich, und mußte zu seinem Verdruße ewig von dieser frommen Brüderschaft hören, deren Lob zu singen Garzonio nicht müde wurde. Trau diesen Schurken nicht, sagte er zu Garzonio, es sind Wölfe in Schafskleidern. Garzonio bat den Kardinal, doch nicht zu richten, ehe er selber gehört und gesehen. Ihr müsset den Mann kennen lernen, den Ihr auf ein Gerücht hin verdammt, setzte er hinzu; ich bringe ihn Euch, Ihr müßt ihn aufnehmen, die Gerechtigkeit fordert das. Gut, entgegnete der Kardinal, möge er kommen; aber ich werde ihm gut die Wahrheit sagen. Ignaz kam, brachte zwei Stunden im Kabinette

des Kardinals zu, und verließ ihn als seinen erklärten Freund und Beschützer. — Aber nicht nur Gönner gewann Ignaz in immer größerer Menge, auch die Novizen mehrten sich schnell; es mußte bald abermals die Wohnung gewechselt werden, um mehr Raum zu gewinnen.

Ernstlichen Widerstand fand er in Rom durchaus nicht; es ließ sich alles gut für seine Zwecke an. Der Ton am römischen Hofe hatte unvermerkt eine große Veränderung erfahren. Die Reakzion gegen das heidnische Wesen der Leoschen Epoche stand schon in Blüte. Männern wie Caraffa gehörte die Zeit. Die weltlich gesinnten mußten ihre Herzensmeinung verstecken, und die Mehrzahl, die welche immer mit dem Winde treibt, wußte schon nicht anders, als daß die Wohlfahrt des römischen Stuhles und ihre eigene mit der des katholisch christlichen Glaubens verwachsen wäre. Welche Zeit konnte für Bestrebungen wie die Loyolas günstiger sein?

Der Pabst selbst, dessen Eigenheit es war, weit hinaus zu denken, viele Zwecke zugleich vor Augen zu haben, viele Fäden anzuspinnen und in der Stille auf alles zu achten was dienlich schien dereinst ein Mittel zu einem seiner Zwecke abzugeben, ließ es sich schon damals nicht entgehen, daß die Art welche Loyola hatte, seine

Schüler zu bilden, vorzüglich brauchbare Werkzeuge für die Beförderung der kirchlichen Interessen schuf. Es lag ihm am Herzen, die Kirche wieder zu Glanz und Macht zu bringen. Er hatte zu viel Einsicht, um sich vorzuspiegeln, daß die furchtbaren Angriffe welchen er sie in dieser Zeit ausgesetzt sah, mit anderen Waffen als denen der Angreifer abgeschlagen werden könnten. Er stellte lieber den deutschen Theologen römische Theologen als dem deutschen Abfall Machtsprüche entgegen, er hoffte mehr von der Kraft gelehrter Ueberredung und von dogmatischen Unterhandlungen die er in Deutschland pflegen ließ, als von diplomatischen Künsten und Waffengewalt. Der Reformazion suchte er kirchliche Reformen entgegenzusetzen. Die Kardinäle Contarini, Caraffa, Sadolet, Reginald und einige andere ausgezeichnete Würdenträger der Kirche hatten ihm im Jahre 1538 eine Denkschrift ausarbeiten müssen, in welcher sich die bei der römischen Kurie eingerissenen Mißbräuche deren Abstellung am meisten Noth thue, aufgeführt finden, und welche mit den Worten schließt: „Du, hoffen wir, bist erwählt, den Namen Christi, der leider im Volke und unter uns Geistlichen in Vergessenheit gefallen, wiederherzustellen, unsere Herzen und Werke wieder gesund und heil zu machen, wieder in Einen Schafstall die Herde Christi zurückzuführen, und Gottes Zorn und das Strafgericht welches wir verdie-

nen und schon uns auf den Nacken fühlen, abzuwenden.“ So schienen also diesem Papste zur Beilegung der kirchlichen Wirren, deren glückliche Beendigung er sehnlich wünschte und um diese Zeit wirklich hoffte, keine Mittel geeigneter als theologische Kenntnisse und ein erbaulicher Lebenswandel auf Seiten Derer welche die Kirche vertraten. In beiderlei Hinsicht hatte ihm Loyolas Gesellschaft schon im vorigen Jahre den besten Eindruck gemacht.

Ignaz that jetzt durch des Papstes Gunst einen wichtigen Schritt vorwärts. Er und Lainez erhielten Auftrag, an der römischen Universität, der Sapienza, wie sie nach ihrem Beinamen gewöhnlich genannt wird, Vorlesungen zu halten, Ignaz über Bücher der heiligen Schrift und Lainez über theologische Streitpunkte. So war eine Bahn betreten, auf welcher die Gesellschaft zu glänzenderen Siegen vordringen konnte, als sie durch alle Predigt und allen Kinderunterricht zu erreichen waren; durch Mission unter dem Volke ließ sich viel thun, um es zu erziehen — aber alles, wenn man die Lehrer des Volkes dazu erziehen konnte, das Volk zu erziehen. Die Sache hatte außerdem noch eine andere Seite, welche für die Stellung die Loyola seiner Gesellschaft zu erringen suchte, von Wichtigkeit war. Er war keineswegs gesonnen, seine und der Seinigen Thätigkeit auf die unteren Stände zu beschränken; hatte er doch

selber von Anfang an sein Augenmerk auch auf die höhern Klassen gerichtet. Um bei diesen Anerkennung zu finden, reicht nicht persönliches Verdienst hin, sondern es bedarf eines Ranges der in ihren Augen Geltung hat. Man wußte nun, daß man es nicht mit Bettlern und Predigermönchen alltäglichen Schlages zu thun hatte, sondern mit Männern von Bildung, deren Fähigkeiten Se. Heiligkeit selbst ehrt und belohnt. Erst unter dieser Voraussetzung konnte die Demuth mit welcher diese Männer einhergingen, ihre rechte Wirkung thun, denn man sah, daß diese Demuth Selbsterniedrigung war, durch welche der welcher sie übt, sich erhöht.

Die Liebe des gemeinen Mannes gewannen sich unsere Freunde durch den unermüdlichen Eifer mit welchem sie sich der Armen und der Kranken, der Witwen und Waisen, der Gefangenen und der Sterbenden annahmen. Diese Liebe wuchs zu einer Art Vergötterung, als das Jahr zu einem schweren Theuerjahre wurde, welches die Stadt mit Elend und Verzweiflung füllte, und als nun Ignaz und seine Gefährten ihr neu gemiethetes Haus am Flaminischen Circus zu einem Asyle für alle Hülfsbedürftigen machten, deren sie irgend habhaft werden konnten. Ohne daran zu denken, daß sie selbst ihr tägliches Brot betteln mussten, nahmen sie Alles was eine Zuflucht suchte und um Rettung schrie,

mit sich nach Hause. Gott wird schon helfen, sagte Ignaz. Die Hülfe fand sich in der That; wiewohl menschliche Hülfe. Denn als es ruchbar wurde, daß die Gesellschaft Loyolas bei vierhundert unglückliche Geschöpfe in ihrem Hause versammelt hätte, strömte Alles hin, um das Wunder anzustaunen. Man sah Ignaz und seine Gefährten von einem der Nothleidenden zum anderen gehen, sie ermahnen, ihnen die Beichte abhören — wer sich zu beichten und das Abendmahl zu nehmen weigerte, der ward nicht zugelassen: es war die einzige Bedingung — und ihnen das Sakrament reichen. Die Zuschauer zerflossen in Thränen; ihr Herz ging auf — man muß Italiener in solchen Fällen kennen, um sich vorzustellen, wie die Rührung sie übermannt — sie schenkten was sie bei sich hatten, liefen und holten mehr, brachten Speisen, Kleider, Betten. Manche sah man sogar die Röcke vom Leibe ziehen, um die Nackten damit zu bedecken. Das Beispiel weckte Nacheiferung; alle Reichen öffneten ihre Paläste: man zählte damals in Rom bei dreitausend Arme die theils auf öffentliche Kosten, theils in Privathäusern unterhalten wurden.

So ging das Jahr hin. Erst gegen den Schluß desselben, wie er es sich vorgenommen hatte, am Morgen nach Weihnacht las Ignaz in der Christkapelle der Kirche Santa Maria Maggiore seine erste Messe.

Das neue Jahr 1539 begann mit den schönsten Aussichten.

Der Papst hatte diese eifrigen Männer nicht aus den Augen verloren. Er hatte es nicht vergessen, daß sie, die ihre Fähigkeiten, ihre Ausdauer und ihre Nächstenliebe mannigfach bewährten, sich ihm zu jeglichem Dienste angetragen hatten. Er fand jetzt verschiedene Gelegenheiten sie beim Worte zu nehmen. In Siena gab es ein Frauenkloster, das wegen seiner Zuchtlosigkeit verrufen war und dessen übler Zustand schon dem Erzbischof Francesco Bandini und anderen kirchlichen Aufsehern viel Noth und Mühe verursacht hatte. Keine Strenge hatte fruchten wollen. Der Papst meinte: was Strenge nicht thut, wird vielleicht Milde thun. Und er verlangte von Loyola zwei zu diesem Versuche passende Männer. Loyola wählte Brouet und Rodriguez. Doch bestimmte er, daß auch Strada mit ihnen gehen sollte, um so auf einer Mission seine Kräfte zu üben. Zu derselben Zeit war der Kardinal Ennio Filonardo Verulano im Begriff als Legat nach Parma abzugehen. Dieser wünschte einen oder ein Paar von Loyolas Gefährten zu Begleitern. Er erhielt Lefèvre und Lainez. Noch ehrenvoller für die Gesellschaft erschien eine dritte Sendung. Auf der Insel Ischia im Golfe von Neapel bestand, wie dies in jener Zeit noch häufig war, ein alter Zwiespalt zwischen dortigen edeln

Geschlechtern, welcher oft zu bösen Händeln führte. Es wurde dem Papst angelegen, einen Mann zu wählen und nach Ischia zu senden, der Gewandheit und Geduld genug besäße, um endlich einen dauernden Frieden zu vermitteln. Diesen Auftrag erhielt Bobadilla.

Es kam also die Zeit heran, daß die Gesellschaft sich wieder trennen mußte. Jetzt nicht mehr zu freiwilligen Unternehmungen, sondern in dem Berufe den sie sich erwählt hatten. Es ließ sich voraussehen, daß dieser Beruf sie mit den Jahren immer weiter auseinander führen würde. Sie sahen wohl, daß die kleinen Aufträge welche der Papst Einigen von ihnen jetzt ertheilt hatte, nur die Vorläufer größerer Missionen waren; denn schon damals liefen in Rom von verschiedenen Fürsten welche den kirchlichen Sinn in ihren Ländern zu befördern wünschten, Briefe ein, worin dieser Wunsch ausgedrückt war, mit der Bitte um Geistliche denen man die Sache mit Vertrauen in die Hände legen könnte, zum Theil schon ausdrücklich von der Gesellschaft Loyolas, deren Ruf sich in Italien und auf der pyrenäischen Halbinsel allmählig immer mehr ausbreitete. Jeder von der Gesellschaft erwartete auch mit Ungeduld den Augenblick, der ihn zu Arbeiten, Mühseligkeiten, Gefahren, womöglich zum Martyrthum um Christiwillen rufen würde. So theuer ihnen ihr Zusammenleben geworden war, war ihren doch solcher Dienst, in welchem

sie die wahre Nachfolge Christi erblickten, theurer. Sendboten Christi wollten sie sein, am liebsten durch die ganze Welt hin, wie die alten Apostel, und wohin immer der Stellvertreter Christi auf Erden sie weisen würde, dahin wollten sie gehen. So mußten sie denn zerstreut werden in alle Länder. Und dennoch wollten sie vereinigt bleiben, fest an einander hangen wie bisher. Sie wollten Eine Gesellschaft, Ein Leib sein, von einander wissen, mit einander leben, wirken leiden und triumphiren. All ihr Denken und Thun sollte — trotz Land und Meer das zwischen ihnen läge — aus Einem Guße, aus Einem Geiste sein, sollte in einander greifen und ein Ganzes bilden, gleich wie von einem und demselben Willen beseelt und regiert. Wie war das anzufangen? Man wollte nicht aufgeben was man hatte, dieses Liebeswesen, diese Gegenseitigkeit und Zusammengehörigkeit, diese Süßigkeit des Ineinanderlebens. Und man wollte nicht fahren lassen was man vorhatte, hinzugehen in alle Welt und zu predigen allen Völkern. Wie ließ sich dieses Entgegengesetzte und Widersprechende vereinigen? Wie konnte man einander fern und zugleich nahe sein?

In dem Archive der Gesellschaft zu Rom ist ein Dokument aufbehalten, dessen Inhalt Orlandino mittheilt; es führt die Ueberschrift: „Berathung und Beschluß der ersten Väter über die Ausführung des Ge-

dankens Eine Körperschaft oder Gesellschaft zu bilden, dergestalt, daß auch nachdem die Einzelnen von Sr. Heiligkeit dem Papste in verschiedene Theile der Welt ausgesendet sein würden, keine noch so große Entfernung sie je zu trennen vermöchte." Am Schlusse dieses Dokuments, welches eine Art Protokoll bildet, findet sich von Loyolas eigener Hand geschrieben: MDXXXIX en tres meses el modo de ordenarse la Compañia, „1839, in drei Monaten, die Art wie die Gesellschaft eingerichtet worden."

Das Dokument beginnt mit folgenden Worten: „Als nach eben abgelaufenen Fasten der Zeitpunkt unserer Trennung bevorstand, den wir übrigens von ganzer Seele herbeiwünschten, um dem vorgesetzten und vorbedachten heiß ersehnten Ziele entgegenzueilen, beschlossen wir, eine Reihe von Tagen bevor wir von einander scheiden müßten, zusammenzukommen und uns zu berathen über unseren Beruf und unsere Lebensordnung*)."

Das Ergebniß dieser Berathungen war eine Reihe von Beschlüssen welche die wesentliche Grundlage der gesammten späteren Verfassung der Gesellschaft bilden. Wollte die Gesellschaft an einander halten, so bedurfte sie vor Allem eines festen Mittelpunktes, eines Ortes, an welchem so zu sagen alle Fäden ihrer Thätigkeit zu-

*) De nostra vocatione et vivendi formula.

sammen laufen könnten. Ein solcher war ihnen nun schon von selbst gegeben, und in dieser Hinsicht wenigstens war nichts zu wählen. Der Sitz der Gesellschaft konnte kein anderer sein als die Stadt in welcher der Stuhl Petri stand, dessen Diensten sie sich gewidmet hatten, der Mittelpunkt der katholischen Christenheit, in welcher sie nach allen Seiten hin ihren Eifer auszubreiten wünschten und hofften, der Ort an welchem sie sich jetzt eben vereinigt fanden und den Grund einer dauernden Verbindung legten, — Rom.

Die Grundlage der Gesellschafts-verfassung.

Der allgemeine Grundgedanke der Gesellschaft stand ihren Mitgliedern von vorn herein fest. Was wir suchen, sagten sie sich in der ersten Zusammenkunft, ist: der beste Weg, auf welchem wir uns und alles was wir sind und vermögen, Gotte zu einem wohlgefälligen Opfer bringen können, auf daß alles was wir beginnen, zu seinen Ehren und zu seinem Ruhme gereiche. — Daß sie diesen Weg in Keuschheit und Armuth, und nicht nach ihrem Gutdünken, sondern in Unterwerfung unter die Befehle des Stellvertreters Christi wandeln wollten, hatten sie gelobt. Daß die Liebesgemeinschaft je ersterben könnte, in welcher sie ihre Seelen an einander gekettet fühlten, war ihnen undenkbar. Aber ob sie diese innere Gemeinschaft in gewissen äußerlichen Formen darzustellen suchen sollten, und in welchen Formen, das schien ihnen noch bedacht werden zu müssen. Loyola hütete sich wohl, ihnen ein Band aufzunöthigen, das sie nicht aus eigener

Wahl und freigefaßtem Entschlusse auf sich nehmen wollten. — Hierüber also beschlossen sie mit Gott und unter einander zu Rathe zu gehen. — Sie setzten fest, daß Jeder von ihnen den Tag über, insoweit es ohne Versäumniß ihrer sonstigen Pflichten in der Seelsorge, Krankenpflege u. s. f. geschehen könnte, den jedesmaligen Fragepunkt über welchen bei ihrer Zusammenkunft am Abend zu verhandeln war, unter beständiger Anrufung Gottes mit sich überlegen sollte, um dann bei der Berathung seine Meinung zu sagen. Diejenige Meinung welche ihnen insgesammt die beste scheinen würde, wollten sie annehmen. Es sollte also Einstimmigkeit erforderlich sein, um einen Beschluß zu fassen.

Die erste Frage war, ob es gerathen sei, nachdem sie sich dem Papste zur Verfügung gestellt hätten, dennoch in einer geschlossenen Körperschaft dergestalt vereinigt zu bleiben, daß sie stets, wenn auch durch die weitesten Fernen von einander getrennt, ein zusammenhängendes Ganze bildeten. Diese Frage wurde sogleich einstimmig bejaht, und der Beschluß demgemäß gefaßt. Als die entscheidenden Gründe nahmen sie folgende an: Gott habe sie aus verschiedenen Nazionen und Ständen zusammengeführt, und ein Band das Gott gefügt, dürfe man nicht zerreißen, vielmehr müßte man danach trachten, es tagtäglich mehr zu befestigen und enger zu knüpfen; sodann sei von der Vereinigung immer größere

Frucht für die Seelen zu erwarten, als von vereinzelter Arbeit, denn in der Gemeinschaft gewinne die Tugend an Kraft. Alles jedoch, wurde hier wie bei jedem Beschlusse hinzugesetzt, mit Vorbehalt, daß es wirklich von Gott eingegeben, und die Genehmigung des apostolischen Stuhles erlange.

Die zweite Frage war, ob den beiden Gelübden welche sie zu Paris und dann in die Hände des päpstlichen Legaten zu Venedig abgelegt hatten, auch noch das dritte der gewöhnlichen Klostergelübde, das des Gehorsams gegen einen aus ihrer Mitte zu erwählenden Vorgesetzten hinzugefügt werden sollte, um — dies findet sich gleich in der Frage mit ausgedrückt — „in aufrichtigerer und verdienstlicherer Weise den Willen Gottes des Herrn durch alles und jedes erfüllen zu können*)." — Mir ist, als könnte man geneigt sein, sich nach allem Vorangegangenen einzubilden, daß auch diese Frage von den schwärmerischen und, was mehr ist, durch Loyola's geistliche Uebungen gebildeten Jünglin-

*) Ut sincerius et majori cum merito possemus per omnia implere voluntatem Domini Dei nostri. — Die Worte „durch alles" sind so zu verstehen: Wer unter dem Gehorsam lebt, kann nichts thun, was nicht, insofern es anders recht gethan ist, von ihm als einem Gehorsamen geschätzt und schon dadurch verdienstlich vor Gott wäre.

gen, die hier zusammensaßen, sogleich mit einem einstimmigen und freudigen Ja hätte beantwortet werden müssen. — Das geschah aber nicht. Jeder fühlte zu sehr, was er mit diesem Ja dahingab. Sich Gott unbedingt unterwerfen — wohl! man glaubt da von dem wahren Selbst nichts einzubüßen, im Gegentheil, sich durch die Vereinigung mit dem Willen Gottes erst den guten und rechten eigenen Willen zu erwerben. Sich dem Papste zur Verfügung stellen — auch das! es war ja nichts anderes als was jeder Lehensmann mußte, für seinen Herrn in's Feld ziehen; und war doch der Herr um dessen Heerbann es sich hier handelte, der, welcher für den unmittelbaren Stellvertreter des höchsten aller Herren selbst galt. Aber ein für alle Male, ganz und gar mich meines Willens zu begeben, um an dessen Stelle eines Anderen Willen, eines Anderen der nur ein Mensch ist, nichts Besseres und nichts Schlechteres als ich, zu setzen, — ungeheuer!

Nach vieltägigen Debatten, nach vielem Beten und wieder Beten, Ueberlegen und wieder von vorn Anfangen und alle Gründe für und wider Wiederholen — war man noch immer zu keiner Entscheidung gekommen. Lasset uns, sagte Ignaz, von der Berathung der Sache selbst einstweilen abstehen und für's Erste nur über die Mittel berathen welche wir anwenden wollen und müssen, um uns einen Entschluß möglich zu machen. Die

Mittel welche er vorschlug, waren natürlich im Geiste jener, welche er bei den geistlichen Uebungen zum Behufe der Berufswahl anwenden ließ. Es wurde im ersten Augenblicke daran gedacht, und die Frage aufgeworfen, ob es nicht am besten wäre, sich außerhalb der Stadt an irgend einen einsamen Ort auf dreißig oder vierzig Tage zurückzuziehen, um unter Beten, Fasten und Kasteiungen Gnade und Erleuchtung von Gott zu erflehen, oder ob man nicht wenigstens Einige von der Gesellschaft dies sollte thun lassen. Es war aber, der Meinung Aller nach, zu fürchten, daß ein solcher Schritt unangenehmes Aufsehen machen würde, und Anstoß geben, welchen man vermeiden müßte. Man sieht hieran, wie ganz verändert schon die Stellung der Gesellschaft war, sie konnte nicht mehr unbedingt ihrem asketischen Hange folgen, sie mußte Rücksicht auf die Welt nehmen, mußte schicklich zu leben suchen. Zugleich waren alle Mitglieder der Gesellschaft durch geregelte Geschäfte, fest bestimmte Predigten, Hülfsleistungen in Hospitälern, Katechesen, seelsorgerische Verpflichtungen bereits so sehr in Anspruch genommen, daß eine längere Entfernung aus der Stadt, sofern nicht höherer Befehl diese veranlaßte, nicht zu verantworten gewesen wäre. Man gab also jenen ersten Gedanken auf. Dagegen wurde beschlossen, Jeder wolle durch Gebet, Darbringung des Meßopfers und Meditazion danach trachten, seine Seele

zu Freud und Frieden im heiligen Geiste zu stimmen, um — man merke wohl, die Richtung auf die man es absah, ist vorausbestimmt — um Lust am Gehorsam zu gewinnen: man wollte „darauf hinarbeiten, zum Gehorchen mehr Neigung als zum Gebieten in sich zu finden*)." Ferner kam man überein, daß Niemand mit dem Andern über den Gegenstand des Zweifels sprechen, keines Andern Gründe erkunden, sondern ganz nur mit sich allein zu Rathe gehen sollte; denn, wurde gesagt, es müsse vermieden werden, daß sich Jemand blos durch eines Anderen Ueberredung dahin bringen lasse, sich lieber für's Gehorchen als für's Nichtgehorchen zu entscheiden. Die dritte Regel welche sie annahmen, ist die merkwürdigste, aber auch sie ganz wieder im Geiste jener die wir aus den Uebungen kennen: Jeder solle sich aus dem Vereine dem er angehört, hinausdenken, solle sich mit aller Kraft seiner Vorstellung in die Lage eines Mannes versetzen, der einem Dritten in Bezug auf dessen Eintritt in irgend einen ganz anderen Orden Rath zu ertheilen habe; dies solle geschehen, damit jeder Affekt, der das Urtheil bestechen könnte, ausgeschlossen bliebe, und nichts in Betracht käme als die bessere Veranstaltung, um ins Künftige

*) Circa obedientiam laborans, habere voluntatem magis affectam ad obediendum quam ad praecipiendum.

Gott zu dienen, und die sichrere Bürgschaft für den Bestand der Gesellschaft.

Nachdem die Zeit verflossen war, welche sie für diese Vorbereitung festgesetzt hatten, versammelten sie sich von Neuem.

Am ersten Tage durfte Jeder nur diejenigen Gründe sagen, welche ihm wider das Gehorsamsgelübde zu sprechen schienen; darunter war nach der Denkungsart jener Männer der wichtigste wol dieser: „es könnte kommen, daß wir, wenn wir das Gelübde des Gehorsams leisteten, genöthigt würden, nach einer Regel zu leben, oder Dienste zu übernehmen, welche es uns unmöglich machten, zum Heile der Seelen in der Weise zu wirken, wie wir es aus allen Kräften wünschen. Derselbe Grund welcher wohl am meisten einst dazu beigetragen hatte, Ignaz von dem Eintritt in einen Mönchsorden abzuhalten. Allein für Ignaz lag jetzt die Sache anders. Damals hatte ihn nur ein dunkles Sehnen beherrscht; er sah keinen bestimmten Weg vor sich, auf welchem er dem Drange seiner Seele genügen, seinen Thatendurst stillen konnte: es war unmöglich sich zu binden. Jetzt aber wußte er, um was es sich handelte; immer klarer erkannte er sein Ziel; in immer schärferen Zügen prägte sein Kopf die Aufgabe aus, welche er zu lösen versuchen mußte. Das wenigstens war für ihn bereits Gewißheit, daß es einer

vereinigten und in der Vereinigung gewaltigen Kraft Vieler bedurfte, um der Kirche aufzuhelfen. Er kannte die Menschen zu gut, er hatte zu tief in seine eigne Natur geschaut, um nicht zu wissen, daß man auf die Ausdauer eines bloßen guten Willens, wie man es zu nennen pflegt, auf eine anhaltende Wirkung der Begeisterung und der Bruderliebe ohne jedes äußere Band, auf ein immerwährendes freiwilliges Opfer der Vielen, um wie für Einen Mann zu stehen, nicht zählen durfte. Dem Eigenwillen Derer welche zu einem großen Unternehmen zusammenhalten sollen, darf, wenn nicht ein gemeinsames und übermächtiges Interesse sie bindet, und oft selbst dann noch, wenn man des Erfolgs gewiß sein will, kein Spielraum gelassen sein; nur die Einheit des Willens macht stark, und nur eine Fessel die man nicht zu zerbrechen wagt, sichert die Einheit des Willens. Kurz vor der Berathung welche jetzt gepflogen ward, hatte Lainez, mit welchem Ignaz sich oft vertraulich zu besprechen pflegte, gegen ihn geäußert, daß er es sich gelobt habe nach Indien zu gehen, um dort unter den Heiden das Kreuz zu predigen. Ich nicht, antwortete Ignaz finster und kurz. Warum? fragte Lainez; ist es nicht der schönste Beruf? Du scheinst zu vergessen, erwiderte sein Meister, daß wir uns gebunden haben durch das Gelübde dem Oberpriester der Christenheit zu jedem Dienste bereit zu stehen,

und dahin zu gehen wohin es ihm, nicht wohin es uns gefällt; ich meinerseits, ich würde, wenn mich ein Gelüst der Art ergriffe, meine Neigung grade nach der entgegengesetzten Seite zu zwingen suchen, damit mir nicht das innere Gleichgewicht, die Seelenruhe abhanden komme, welche nöthig ist, wenn wir es zum vollkommnen Gehorsam bringen wollen.

Am zweiten Tage der Berathung sagte Jeder was er an Gründen für die Ablegung des Gehorsamsgelübdes aufgefunden hatte. Für einen Verein, welcher Keuschheit und Armuth gelobt habe, — dies wurde hier wirklich, unter andern Gründen, mit nüchterner Klarheit und Bestimmtheit ausgesprochen —, für einen solchen Verein gebe es nichts weiter was die Einzelnen dauernd zusammenbinden könnte als die Pflicht des Gehorsams, denn jedes andere Interesse welches die Menschen an einander zu ketten pflege, sei für sie ja todt.

Am dritten Tage sollte der große Beschluß gefaßt werden. Die Frage wie sie Ignaz vorlegte war so ausgedrückt: „Wird es für uns förderlicher, ja eher nothwendig sein, daß wir Einem aus unserer Mitte den Gehorsam geloben?“ Einstimmig wurde jetzt von Allen geantwortet: Ja. Es war am 15. April 1539. Lefèvre schrieb auf der Stelle eine den Beschluß enthaltende Formel nieder, welche von Allen gebilligt und unterzeichnet wurde. Sie lautete wie folgt: „Ich, der Unterzeichnete, bekenne vor

dem allmächtigen Gott und der Jungfrau Maria und dem gesammten himmlischen Heere, daß ich nach vorgängigem Gebete zu Gott und nach reiflicher Erwägung, mit freiem Willen und, wie man zu sagen pflegt, aus eigenem Urtheil es für dienlicher zur Ehre Gottes und um der Gesellschaft dauernden Bestand zu sichern erkannt habe, daß in der Gesellschaft das Gelübde des Gehorsams sei, und habe mich mit Wissen und Willen bereit erklärt — doch ohne daß dies ein Gelübde oder sonst in förmlicher Weise bindend sein sollte — in diese Gesellschaft einzutreten, wenn sie die päpstliche Genehmigung und Bestätigung erhält."

Die Berathungen gingen noch bis Johannis fort. Einer der nächsten Beschlüsse war, daß die Professen der Gesellschaft ein besonderes viertes Gelübde abzulegen haben sollten, welches sie verpflichte jede Mission unweigerlich zu übernehmen, welche ihnen der Papst, — doch sollte dies nur durch Vermittlung des Ordensvorgesetzten, oder einer Generalversammlung der Gesellschaft geschehen —, ertheilen würde. Dieser Beschluß wurde am 4. Mai gefaßt. An demselben Tage wurde beschlossen, daß der Vorgesetzte der Gesellschaft auf Lebenszeit gewählt werden sollte — vorbehaltlich gewisser Ausnahmsfälle die später festzustellen wären. — Die Ertheilung von Kinderunterricht machten sie sich durch einen besondern Beschluß zur Pflicht; welcher noch dadurch merkwürdig wurde, daß

er eine Abänderung des Erfordernisses zu einer gültigen Beschlußfassung herbeiführte. Es ward nämlich vorgeschlagen, die Verpflichtung des Kinderunterrichts sogar durch förmliches Gelübde zu befestigen. Alle, mit Ausnahme des einzigen Bobadilla, stimmten für dieses fünfte Gelübde: man sieht, welche Wichtigkeit die Gesellschaft schon jetzt der Beschäftigung mit der Jugenderziehung beilegte. Da nun aber Bobadilla hartnäckig bei seiner Meinung blieb, — und zwar mit richtigem Takt für die Sache, denn dieses fünfte Gelübde ist auch später niemals eingeführt worden — so konnte der beabsichtigte Beschluß nicht zu Stande kommen. Man fand es aber bei dieser Gelegenheit doch unvortheilhaft, daß ein Beschluß von einem Einzigen sollte vereitelt werden können, und ward einig, daß dazu künftighin wenigstens zwei Stimmen erforderlich sein sollten. Natürlich ließ sich auch diese Einrichtung auf die Dauer nicht behaupten. Die berathenden Versammlungen einer Gesellschaft der es von Anfang an darum zu thun war, zu ihren Zwecken zu gelangen, durften nicht zu polnischen Reichstagen werden. Und die Gesellschaft kam zuletzt überein, daß in ihren berathenden Versammlungen die Mehrheit der Stimmen entscheiden sollte.

Bei den gegenwärtigen Berathungen wurde endlich noch über den Namen der Gesellschaft verhandelt. Es ist nachmals viel darüber geschrieben und gestritten wor-

den, was die Stifter der Gesellschaft bewogen haben möge, ihr den Namen „Gesellschaft Jesu“ beizulegen. Ihre Gegner sagten natürlich, es sei aus Stolz geschehen. Ihre Vertheidiger entgegneten: umgekehrt, aus Demuth. Ribadeneira meint in seinem Leben Loyola's: die Erscheinung welche Ignaz in jener verfallenen Kapelle vor Rom hatte, sei die Veranlassung zu dem Namen der Gesellschaft geworden. Doch bemerkt derselbe Ribadeneira in einer anderen von ihm verfaßten kürzeren Geschichte Loyola's: dieser habe nach seinem eigenen Namen die Gesellschaft nicht nennen wollen, damit es nicht so aussähe, als ob er sich mit ein Verdienst an der Stiftung derselben beilegte und nicht vielmehr das ganze Verdienst der göttlichen Gnade zugestände. Die Entstehung des Namens scheint in der That sehr leicht zu erklären: aller dieser Künsteleien bedarf es nicht. Schon in Vicenza, wie wir gesehen haben, hatten die Freunde verabredet, sich nur nach Jesu, sich nur Menschen die sich der Nachfolge Jesu befleißigten und sich als Jesu Eigenthum betrachteten, zu nennen: was war natürlicher, als daß sie jetzt da sie beschlossen in einer Körperschaft vereinigt zu bleiben, auch für diese Körperschaft den Namen der ihnen schon geläufig war, beibehielten? Es war sogar unmöglich einen anderen Namen zu erwählen. Einen Mönchsorden oder eine Gesellschaft regulirter Kleriker wollte Ignaz durchaus nicht

stiften, sondern eine geistliche Kriegerschaar im Dienste Jesu, zur Wiederherstellung und Vertheidigung der einigen Kirche Jesu und zur Verfügung des irdischen Stellvertreters Jesu. Wir Deutsche sind gewohnt, diese Schaar „die Gesellschaft Jesu" zu nennen; aber dies verhindert uns, den Doppelsinn zu fühlen welcher in dem Wortes Societas (spanisch: Compañia) liegt; es bedeutet zwar: „eine Gesellschaft," aber auch einen „Heerhaufen," eine „Kompanie," einen Soldatentrupp, und diese letztere Bedeutung hatte die Gesellschaft im Auge. Während noch ihr Name nicht feststand, kamen, erzählt ein gewisser Andreas de Cazorla, zweie ihrer Mitglieder eines Tages zu einem Kardinale, Namens de la Cueba, welcher ein großer Gönner Loyola's und seiner Genossen war, und erzählten Dem, daß man dabei stehen bleiben wolle, sich nach Jesu zu nennen. Nicht doch, sagte dieser Kardinal schon damals, ein solcher Name lautet zu stolz und wird übel aufgenommen werden. Diese Aeußerung wurde Ignaz sogleich mitgetheilt. Hm! wenn sie nicht Kompanie Jesu heißen soll, sagte er, so könnte sie Verein Jesu, oder Brüderschaft Jesu, oder Orden Jesu heißen; aber bei der Benennung nach Jesus, wird es, denke ich, wol bleiben*).

*) Si no se disse Compañia de Jesus, se podria dezir Congregacion de Jesus o religion de Jesus o Orden de Jesus, mas el nombre de Jesus nô creo que se quitara.

Man entschied sich in der Versammlung für das Wort Compañia oder Societas, und zwar ausdrücklich deswegen, sagt Orlandin, weil es die bei Kriegsvölkern übliche Bezeichnung einer Schar, und bei diesen bräuchlich sei, die Schar nach ihrem Führer zu benennen; sie aber wären gemeint, keinen andern Führer zu haben als Jesus.

So war denn die Gesellschaft Jesu gegründet, und es fehlte ihr zu ihrem Dasein weiter nichts als die päpstliche Bestätigung.

Das erste Statut und die päpstliche Bestätigung.

Während Brouet, Rodriguez und Strada in Siena, Bobadilla auf Ischia, Lefèvre und Lainez in Parma thätig waren, übernahm in Rom Salmeron die Vorlesungen welche zuvor Lainez an der Sapienza gehalten hatte. Xaviero versah die Dienste eines Sekretärs der Gesellschaft, und Ignaz arbeitete den Entwurf eines dem Papste vorzulegenden Statuts aus. Die Versandten hatten ihre Zustimmung durch zurückgelassene Vollmachten im Voraus gegeben,

Der ausgearbeitete Entwurf — Instituti societatis formula — lautete:

„Wer in unserer Gesellschaft welche wir durch den Namen Jesu zu verherrlichen wünschen, unter der Fahne des Kreuzes Gottes Krieger sein und ihm dem Herrn und dem römischen Papste, seinem Stellvertreter auf Erden dienen will, nach abgelegtem feierlichen Keuschheitsgelübde, der soll sich zu Gemüthe nehmen, daß er einer Gesellschaft angehört

welche zu dem Zwecke vornehmlich gestiftet ist, um zur Förderung der Seelen in christlichem Leben und christlicher Lehre, zur Ausbreitung des Glaubens durch öffentliche Predigten und Verwaltung des Wortes Gottes, durch geistliche Uebungen und Liebeswerke und namentlich durch Unterweisung der Kinder und der Ungelehrlehrten im Christenthume, sowie durch Abhörung der Beichten welche die Gläubigen Christi ablegen wollen, vornehmlich geistlichen Trost zu spenden; er soll beflissen sein, vor Allem Gott, sodann das Wesen dieser seiner Stiftung welche einer der Wege zu ihm ist, stets vor Augen zu haben und diesem ihm von Gott vorgesteckten Ziele aus allen Kräften nachzustreben: jeder aber nach der Gnade die ihm vom heiligen Geiste zu Theile worden und nach dem Maße seiner Berufung, auf daß nicht zwar geeifert werde, aber mit Unverstand geeifert.

„Dieses einem Jeglichen eigene Maß der Berufung zu beurtheilen und die Geschäfte zu sondern und auszutheilen, soll gänzlich in der Hand des Vorgesetzten oder Oberen liegen den wir erwählen werden, damit die gehörige Ordnung erhalten werde welche jeder wohl eingerichteten Gemeinschaft Noth thut.

„Der gedachte Obere soll mit Zustimmung der Genossen zur Erreichung des uns vorgesetzten Zieles dienliche Konstituzionen in Rathsversammlungen in welchem Stimmenmehrheit entscheidet, festzustellen die Macht haben.

„Eine solche Rathsversammlung soll für die wichtigeren und ein für alle Male zu ordnenden Angelegenheiten aus dem größern Theile sämmtlicher Mitglieder der Gesellschaft welche der Obere ohne Schwierigkeit zusammen berufen kann, bestehen müssen; für geringfügigere und Gelegentliches betreffende Angelegenheiten aus allen Denen welche an dem Orte an welchem der Obere seinen Sitz haben wird anwesend sind.

„Der Obere soll unbedingt zu befehlen haben.

„Alle Genossen sollen wissen und nicht allein bei ihrem ersten Eintritt sondern ihr Leben lang täglich bedenken, daß diese Gesellschaft im Ganzen und alle ihre einzelnen Glieder, treu gehorsam unserm heiligsten Herrn dem Papste sowie den übrigen römischen Päpsten seinen Nachfolgern, Krieger Gottes sind. Und obwohl wir aus dem Evangelio lernen und durch den wahren kirchlichen Glauben wissen, auch mit Festigkeit bekennen, daß Alle, die an Christum glauben, dem römischen Papste als ihrem Haupte und als dem Statthalter Christi untergeben sind, so haben wir es doch zu desto größerer Demuth unserer Gesellschaft und eines jeden Einzelnen Selbstertödtung und Verleugnung alles eigenen Willens höchst dienlich erachtet, daß Jeder von uns neben jener gemeinsamen Fessel sich noch durch ein besonderes Gelübde verbinde, alles, insofern es zur Förderung der Seelen und zur Ausbreitung des Glaubens

gehört, was der gegenwärtige oder der jedesmal regierende Papst uns zu thun befehlen, und in welche Länder er uns zu dem Ende schicken wird, ohne alle Ausflucht und Entschuldigung unverzüglich, so viel an uns ist, auszuführen, ob er uns nun unter die Türken oder andere Ungläubige, auch unter die so in Indien, wie es geheißen wird, wohnen, oder ob er uns zu Ketzern oder Schismatikern oder zu Gläubigen aussende.

„Deswegen nun sollen Die welche unter uns aufgenommen werden wollen, bevor sie diese Last auf ihre Schultern laden, viel und lange bedenken, ob sie geistliches Vermögen genug in sich fühlen, um dieses schwere Werk nach Gottes Rath hinaus zu führen, d. h. ob der heilige Geist, welcher sie antreibt, ihnen so viel Gnade verheiße, daß sie die Bürde dieses Berufes unter seinem Beistande tragen zu können hoffen dürfen; und wenn sie dann unter Gottes Eingebung in diese Streiterschaar Jesu Christi eingetreten sind, sollen sie Tag und Nacht die Lenden umgürtet haben und zur Erfüllung dieser so großen Pflicht bereit sein.

„Auf daß aber in Hinsicht derartiger Sendungen und Aufträge weder ehrgieriges Trachten noch Verschmähen unter uns einreißen könne, soll jeder Einzelne sich anheischig machen, selbst weder direkt noch indirekt mit dem römischen Papste über solche

Sendungen zu schaffen zu haben, sondern die Sorge darum gänzlich nächst Gott und dem Papste selbst als dessen Stellvertreter, dem Vorgesetzten der Gesellschaft anheim zu stellen. Dieser selbst aber, der Vorgesetzte, soll, gleich wie die Anderen, sich anheischig machen, über seine eigene Sendung irgendwohin, außer unter Zustimmung der Gesellschaft, mit gedachtem Papste nichts zu schaffen.

„Jeder soll geloben in allem was er in der Beobachtung dieser unserer Regel thut, dem Vorgesetzten der Gesellschaft gehorsam zu sein.

„Der Vorgesetzte aber soll stets nur befehlen was er zur Erreichung des von Gott und der Gesellschaft ihm gesteckten Zieles für geeignet hält. Er soll in seinem Amte stets der Milde, Sanftmuth und Liebe Christi und der Regel Petri und Pauli eingedenk sein, und sowohl er als die Rathsversammlung sollen sich an diesem Maßstab strenge halten und sichs insbesondere angelegen sein lassen Sorge dafür zu tragen, daß Kindern und Ungelehrten Unterricht in den zehn Geboten und anderen Elementargegenständen, je nachdem es ihnen nach Beschaffenheit der Personen, der Zeiten und der Orte angemessen scheint, ertheilt werde. Denn das ist das Nöthigste von Allem, daß über die Besorgung dieser Angelegenheit der Vorgesetzte und der Gesellschaftsrath wache, da in unseren Nebenmenschen das

Gebäu des Glaubens ohne Fundament nicht aufgeführt werden kann, und was die Unsrigen betrifft, Gefahr ist, daß man sich, und die Gelehrteren am ehesten, dieser Aufgabe, als einer die vielleicht, oberflächlich angesehen, weniger glänzend erscheint, zu entziehen versuche; während es in Wahrheit keine giebt die fruchtbarer, sowohl zur Erbauung des Nächsten als zugleich zur Uebung der Unsrigen in der Liebe und in der Demuth wäre.

„Die Untergebenen aber sollen, sowohl wegen der großen Vortheile welche aus guter Ordnung entspringen, als wegen der nie genug zu preisenden immerwährenden Uebung in der Demuth, gehalten sein, dem Vorgesetzten in Allem was dieses Institut betrifft stets zu gehorchen, und ihn, indem sie es so ansehen, als ob Christus in ihm gegenwärtig wäre, gebührend zu verehren.

„Da wir sodann aus Erfahrung wissen, daß es schöner, lauterer und dienlicher zu des Nächsten Erbauung ist, ein Leben so entfernt als möglich von allem Makel der Habsucht und der evangelischen Armuth so ähnlich als möglich zu führen, und da wir wissen, daß unser Herr Jesus Christus seinen Dienern die nach dem Reiche Gottes allein trachten, was sie zu ihrer Nothdurft in Speis' und Trank sowie in Kleidung gebrauchen, geben will, so sollen sie, Jeder und Alle insge-

sammt, beständige Armuth geloben, und zwar mit der näheren Bestimmung, daß es ihnen nicht zustehe, nicht allein jedem Einzelnen für sich, sondern auch der Gesellschaft als einem Ganzen, zu ihrem Unterhalt oder Gebrauche irgend ein bürgerliches Recht auf festes Eigenthum oder Einkünfte und regelmäßige Erträge irgend einer Art zu erwerben; sondern sie sollen sich begnügen den Genuß dessen zu haben was ihnen zur Befriedigung der Nothdurft geschenkt wird.

„Sie sollen aber an den Universitäten ein Collegium oder mehrere mit Einkünften oder Grundbesitz ausgestattet zu Nutz und Nothdurft der Studirenden haben dürfen; dergestalt, daß ihnen die Verwaltung, Aufsicht und Verwendung zu dem angegeben Zwecke zusteht: ohne daß sie aber einen Mißbrauch gedachter Güter und Einkünfte Seitens der Studirenden zulassen oder dieselben zum eigenen Gebrauche der Gesellschaft verwenden dürften. Die Stipendiaten dieser Kollegien sollen, falls sie erwiesene Fortschritte im Geist und in den Wissenschaften gemacht und die erforderliche Prüfung bestanden haben, in unsre Gesellschaft aufgenommen werden könnnen.“ —

Dieses Statut überreichte Contarini dem Papste auf dessen Landsitz in Tivoli. Der Papst übergab es seinem Magister Palatii, d. h. dem Dominikaner welcher als Theolog des Papstes, außer manchen andern

Obliegenheiten die Zensur der in den päpstlichen Palästen vorzutragenden Gebete, Predigten u. dgl., sowie der Bücher und Schriften welche der päpstlichen Gutheißung unterliegen, zu besorgen hat; diesem also, dem nachmaligen Kardinale Tommaso Baddia, übergab Paul III. das Statut der Gesellschaft zur Durchsicht und zum Berichte. Nachdem ihm Baddia darüber Vortrag gehalten, durchlas er die Schrift selbst, und soll ausgerufen haben: „Da ist Gottes Geist! — Diese Gesellschaft wird die Sache der Kirche sicherlich fördern und eine Zierde derselben werden." — Das war am 3. September 1539. Allein die Bestätigung der Gesellschaft erfolgte nicht so bald. Der Papst übergab das Statut noch zu fernerer Begutachtung drei Kardinälen. Unter diesen war Bartolommeo Guidiccioni von Lucca, ein Mann der gegen alle neuen Orden eine große Abneigung hatte. Es seien dieser unnützen Institute schon genug und mehr denn genug, pflegte er zu sagen; es würde besser sein, die verschiedenen bestehenden Ordnungsregeln lieber wieder auf die alte Zahl von vieren zurückzuführen, anstatt gar noch neue aufkommen zu lassen.

Guidiccioni hatte nicht die mindeste Lust sich mit der Sache zu befassen; er zog sie hin, und fand, wenn er gedrängt wurde, immer diesen oder jenen Entschuldigungsgrund. Es verfloß so ziemlich ein Jahr, und er hatte das Statut der Gesellschaft noch nicht

einmal angesehen. Ignaz verging vor Ungeduld. Er lag tagtäglich auf den Knieen, fastete und that was er nur wußte, um Gott für dessen eigene Sache günstig zu stimmen. Zuletzt gelobte er dreitausend Messen zu lesen und lesen zu lassen, wenn alles glücklich abliefe. Das half. Als Ignaz wieder zu den Kardinälen umherging, fand er sie wie verwandelt. Guiddiccioni hatte endlich das Statut gelesen. Er sei nach wie vor gegen neue Orden, sagte er; indessen getraue er sich nicht, der Entstehung dieser eigenthümlichen Gesellschaft entschiedenen Widerstand zu leisten. Nur verlangte er, daß die Zahl der Professen auf sechzig beschränkt werden müßte; die übrigen Kardinäle traten ihm hierin bei.

Und so erfolgte denn die Bestätigung der Gesellschaft mit dieser Einschränkung der Zahl ihrer Professen. Die Bulle ist vom 27 September 1540 datirt.

Ignaz trug Sorge, daß mit Hülfe der wenigen Priester über welche die Gesellschaft damals verfügen konnte, die dreitausend Messen welche er gelobt hatte, nach und nach gelesen wurden.

Erste Verfassung der Gesellschaft und Wahl ihres ersten Generals.

Die Zwecke welche die neue Gesellschaft sich vorsetzte, die Lebensweise ihrer Mitglieder und ihre Art zu wirken, das alles hatte sich wie von selbst ergeben, und ihre Thätigkeit war in vollem Gange und auch von dem Papste sogar schon in Anspruch genommen, noch ehe die Gesellschaft ihr Wesen in ausdrückliche Regeln gefaßt und ihre förmliche Bestätigung erlangt hatte. Aber den Augenblick dieser förmlichen Bestätigung hatte Ignaz auch nur abgewartet, um unverzüglich Hand ans Werk zu legen, daß die Gesellschaft eine bestimmte Form und Verfassung gewinne und sich unter ihrem Oberhaupte fest und ordnungsmäßig gestalte.

Thatsächlich war er der Gesellschaft alles was der Obere den sie zu wählen beschlossen hatte, ihr nur werden sollte und konnte: alle Mitglieder der Gesellschaft gehorchten ihm, obgleich er nie befahl; die in Rom Anwesenden thaten nicht das Kleinste ohne ihn zu fra=

gen, und was er anrieth, das war Jedem unverbrüchliches Gesetz; die Abwesenden ermahnte und belehrte er schriftlich, und sie meldeten ihm alles was sie erlebten in Briefen, die schon recht gut für Berichte wie solche nur immer ein Vorgesetzter verlangen kann, gelten mochten, und die von den Schreibern selbst kaum anders angesehen wurden. Sie betrachteten ihn freilich wie einen Vater, aber anders als wie einen solchen Vater dachten sie sich auch den Vorgesetzten ihrer Gesellschaft nicht. Es ist klar, daß dieses Amt keinem Andern zufallen konnte.

Als Loyola die Bestätigungsbulle in Händen hatte, forderte er alle abwesenden Genossen auf, wenn es irgend ihre Geschäfte erlaubten, persönlich nach Rom zu kommen, wo nicht, ihre Stimmzettel einzuschicken. Ausgesendet waren damals — um dies hier fürs Erste nur kurz zu erwähnen; später werden wir darauf zurückzukommen und diese Sendungen und deren Erfolge genauer zu betrachten haben — Xaviero und Rodriguez, Lefèvre, Lainez, Le Yay, Brouet und Bobadilla; nur Salmeron und Codure waren bei Ignaz in Rom. Xaviero und Rodriguez, die, wir werden weiterhin sehen zu welchem Ende, nach Portugal gereist waren, hatten ihre Wahlzettel versiegelt in Rom zurückgelassen. Lefèvre, der sich in Deutschland befand — so rasch hatten diese Sendungen einen großartigeren und bedeutungs-

volleren Charakter angenommen — schickte sein Votum schriftlich; und zwar gebrauchte der bedächtige Mann die bei der Unsicherheit der Postverbindungen nicht überflüssige Vorsicht — eine Vorsicht die später für ähnliche Fälle zur Regel in der Gesellschaft wurde —, seinen Brief dreimal zu schreiben und dreimal in verschiedenen Zwischenräumen abgehen zu lassen, damit er desto gewisser an sein Ziel gelangen möchte. Auch Bobadilla konnte nicht selbst kommen, obgleich er nicht sehr weit entfernt, nämlich in Kalabrien war; noch im Augenblicke der Abreise von dort erhielt er ein päpstliches Schreiben welches ihm zu bleiben befahl. Es waren also zur Berathung der Statuten und zur Wahl des Generals nur Ignaz, Lainez, Salmeron, Brouet, Codure, und Le Jay zugegen — diese sechs.

Die Formel welche dem Papste überreicht und von diesem bestätigt worden war, enthielt, wie wir gesehen haben, nur die äußersten Umrisse der Gesellschaftsverfassung. Diejenige Bestimmung der Formel, welche die Gesellschaft zur Abfassung von Konstituzionen ermächtigte, sollte nun in vorläufiger Weise in Wirkung gesetzt werden. Dieser Bestimmung zufolge hatte eigentlich der Obere der Gesellschaft unter Beirath und mit Genehmigung der Generalversammlung die Konstituzionen abzufassen; aber Ignaz wollte, daß nicht eher ein Oberer gewählt werden sollte als nachdem wenigstens

die wesentlichsten Punkte der Gesellschaftsverfassung, insbesondere hinsichts der Obliegenheiten des Vorgesetzten, festgestellt wären, damit nicht dieser Vorgesetzte, wenn er die Macht des Befehlens, unbeschränkt durch irgend eine feste Vorschrift, in Besitz nehme, zu viel in seine Willkür gestellt sähe.

Ignaz hatte im Auftrage Aller, wie jene Formel, so auch die Konstituzionen welche jetzt berathen werden sollten, ausgearbeitet. Sie waren, sagt Orlandino, mehr mit Thränen als mit Tinte geschrieben, und nicht sowohl durch menschliche Ueberlegung als durch angelegentliches Gebet zu Stande gebracht; indessen setzt er noch klüglich hinzu, hatte doch Loyola alles was dabei zu erwägen und zu bedenken war, sehr sorgfältig erwogen und bedacht, den vorhandenen Zustand der Kirche, die Beschaffenheit derjenigen Dienste die ihr am meisten Noth thun mochten u. s. f.; auch hatte er die Einrichtungen und Statuten anderer bereits bestehender Orden und Gesellschaften zu Rathe gezogen.

Wir erfahren anderweitig, daß sich Ignaz und Lainez über die ihnen vorliegende Angelegenheit schon früher viel besprochen hatten. Lainez, erzählt Ribadeneira, sei in der Geschichte und in den Verfassungen aller Orden überaus bewandert gewesen. Es ist wohl kein Zweifel, daß Ignaz sich die Kenntnisse seines treuen Genossen aufs Beste werde zu Nutze gemacht haben. Indeß

wie spätere Verkleinerer Loyolas gern thaten, das ganze Konstituzionswerk Lainez zuzuschreiben, ist — wenn man die älteren Konstituzionen und die unzweifelhaft von Lainez herrührenden späteren Zusätze und Abänderungen, oder wenn man auch nur die bisherige Geschichte und den jetzt eben erreichten Punkt derselben an einander misst — widersinnig. War doch die ganze Stiftung Loyolas Werk, und der Geist welcher durch alle Theile der ursprünglichen Verfassung weht, ist durchweg der seinige, wie wir ihn schon kennen. In den Augen der Gesellschaft selbst war übrigens die Frage, von wem eigentlich die Konstituzionen abgefaßt und was daran Loyolas eigenes Werk sein möchte, thöricht oder gar lästerlich, da sie dieselben nicht als Menschenwerk sondern als von Gott eingegeben ansah. Ignaz selbst betrachtete sie so, wenigstens insofern es sich um das Wesentliche handelt. Er beschäftigte sich auch noch in späterer Zeit mit diesem Gedanken, er sprach darüber mit Lainez; einmal fragte er Den was er dächte, ob die Statuten der verschiedenen bestehenden Orden wohl insgesammt auf göttliche Inspirazion zurückzuführen wären. Lainez antwortete ganz im Geschmacke jener Inspirazionstheorie welche noch heut zu Tage unter unseren Theologen so gewöhnlich ist. Ich denke, sagte er, der Geist der Sache, die Fundamentalbestimmungen sind als von Gott den Vätern eingeflößt zu betrachten, die untergeordneten Punkte aber, die nicht

das Wesen des Ordens berühren, sind ihre menschliche Zuthat und eine Frucht ihrer eigenen Klugheit. So scheint es auch mir, entgegnete Ignaz. Und gewiß wendete er diese Vermuthung auch auf sein Institut an, und hielt sich für überzeugt, daß ihm die wesentlichsten Einrichtungen und Gesetze unmittelbar von Gott auf sein anhaltendes und brünstiges Gebet in die Seele gelegt worden seien.

Die Statuten oder, wie sie eigentlich genannt wurden, Konstitutionen welche Ignaz der Versamlung vorlegte, wurden Paragraph für Paragraph gründlich durchgegangen und besprochen, jedoch sämmtlich unverändert angenommen. Die Annahme, welche Namens der Gesellschaft geschah und also auch die Abwesenden band, welche ihre Zustimmung zu allem was beschlossen werden würde, im Voraus schriftlich gegeben hatten, wurde von jedem Anwesenden durch Unterzeichnung jedes einzelnen Paragraphen, oder wie sie es nannten, Dekrets bekräftigt.

Die Dekrete wie sie damals angenommen wurden, sind nicht in Gebrauch geblieben; es traten die später verfaßten, noch jetzt als Verfassungsurkunde der Gesellschaft Jesu gültigen Konstituzionen an ihre Stelle; doch erhielten sie schon mit wenigen Abweichungen die Grundbestandtheile aller in diese späteren Konstituzionen aufgenommenen Bestimmungen.

Man schritt zur Wahl des Vorgesetzten, oder wie wir ihn doch gleich mit der üblichen Bezeichnung nennen wollen, des Generals — generalis praepositi.

Dreitägiges Beten mit Büßungen wie gewöhnlich eröffnete die Wahlhandlung. Am vierten Tage wurden die versiegelten Stimmzettel der Anwesenden eingesammelt und mit denen der Abwesenden in ein Kästchen gelegt, welches man verschloß. Abermals drei Bettage folgten. Am siebenten Tage endlich wurden die Zettel eröffnet. Es war der 9. April des Jahres 1541. Die sämmtlichen Wahlzettel — nur von Bobadilla allein war keiner eingetroffen — die sämmtlichen vorhandenen Zettel, einen einzigen ausgenommen, den des Mannes der ja durch die Wahl einem seiner Schüler den Vorzug vor den übrigen hätte geben müssen, enthielten, wie zu erwarten war, den Namen: Ignatius. Die Lainez' und Brouets waren kurz gefaßt: sie enthielten nur die Erklärung daß sie „den Herrn Ignatius von Loyola zum Vorgesetzten," oder, wie sich Lainez ausdrückte, „zu seinem und der Gesellschaft Oberen" wählten. Die übrigen hatten mehr Umschweife gemacht; der schwärmerische Codure hatte sein ganzes Gelübde mit in den Wahlzettel aufgenommen, und seine Stimme zunächst Ignaz gegeben, den er stets erfunden als einen Eiferer für die Ehre Gottes und entflammt für das Heil der Seelen, und welcher, weil er sich zum Nie=

drigsten von Allen gemacht, allein zuoberst gesetzt zu werden verdiene," — wenn es aber Ignaz nicht würde, so stimme er dann für Lefèvre. Auch Rodriguez und Xaviero wählten außer Ignaz für den Fall, daß dieser inzwischen stürbe, Lefèvre. Lefèvre seinerseits wählte ebenso Xaviero. Brouet nannte in seinem Zettel Ignaz „den Vater den uns allen Gott seit vielen Jahren geschenkt hat;" Salmeron: „den welcher nach der von Gott ihm verliehenen Weisheit, wie er uns alle in Christo gezeugt, und mit seiner Milch als Kindlein gesäugt hat, so auch nun, da wir erwachsener, uns mit der kräftigen Speise des Gehorsams erziehen und leiten wird zu den fetten und reichen Weiden des Paradieses und zu der Quelle des Lebens u. s. w." Xaviero drückte sich so aus: „er unser alter, wahrer Vater, der, wie er uns denn alle mit nicht geringer Mühe verbunden hat, auch nicht ohne solche uns am besten zu erhalten, zu regieren und vom Guten zum Besseren zu führen wissen wird, weil er einen jeden von uns durch und durch kennt." — Der Zettel Loyolas selbst enthielt folgende Worte in spanischer Sprache: „Mich selbst ausgeschlossen gebe ich meine Stimme in unserem Herren, zur Erwählung des Vorgesetzten, Dem welcher die meisten Stimmen haben wird, wer es auch sei. Das thue ich ohne besondere Absicht und indem ich es gut meine; wird es jedoch der Gesellschaft nicht anstehen, oder wird sie es für besser

Kirchen eine Andacht verrichtet, und daß der Besuch der Betstationen, welche bei keiner von ihnen fehlen, — jener zwölf an einander gereihten oder im Kreise aufgestellten Kapellchen der Leidensgeschichte Christi — nicht verabsäumt wird.

In der Kirche San Paolo angelangt, las Ignaz, da es dort, wie noch jetzt gewöhnlich, sehr still von Menschen war, und zwar in der Marienkapelle, die Messe. Als er bis zur Kommunion gekommen war, wandte er sich zu seinen Gefährten um, das Schüsselchen mit der Hostie in der Rechten, ein Blatt darauf die Profeßformel geschrieben stand, in der Linken. Niederknieend legte er mit lauter Stimme, aber unter vielen Thränen, die Formel ablesend, welche er in der Hand hielt, die vier Gelübde ab. Die Formel lautete: „Ich Ignatius Loyola verspreche dem allmächtigen Gott vor seiner jungfräulichen Mutter und dem ganzen himmlischen Heer und vor der anwesenden Gesellschaft, und dem Statthalter Gottes auf Erden, dem Papste, beständige Armuth, Keuschheit und Gehorsam, nach der in der Bulle der Gesellschaft unsers Herrn Jesu und in deren erlassenen und noch zu erlassenden Konstituzionen enthaltenen Lebensregel; außerdem noch insbesondere Gehorsam dem Papste hinsichts der Sendungen, wie in gedachter Bulle enthalten; noch verspreche ich Sorge zu tragen daß die Jugend in den Anfangsgründen des

Glaubens Unterricht erhalte, alles nach gedachter Bulle und den Konstituzionen." Hiernach erhob sich Ignaz, wandte sich wieder zum Altare und nahm in gebräuchlicher Weise das Abendmahl. Dieselben Handlungen verrichteten sodann seine fünf Genossen, einer nach dem andern, jedoch ohne bestimmte Reihenfolge, sondern wie ein Jeder hinzutrat. Die Formel welche sie ablasen war ganz die nämliche; nur daß das Versprechen, außer an den allmächtigen Gott, nicht an den Papst, sondern an den General gerichtet wurde, in den Worten: „und dir ehrwürdiger Vater an Gottes Statt." Die Formel ist so wie sie hier in der Paulskirche gebraucht wurde, nachmals beibehalten worden, und die heutiges Tages in der Gesellschaft übliche Profeßformel ist fast von Wort zu Wort die damalige.

Nachdem diese Zeremonie vorüber war, gingen sie in der Kirche von Altar zu Altar; vor dem Hauptaltare blieben sie unwillkürlich stehen; Ignaz wurde von den Uebrigen umringt, sie fielen ihm um den Hals, küßten ihm die Hände, bedeckten ihn mit Thränen. Er umarmte und küßte sie. Und dann setzten sie vergnügt ihren Umgang fort. — Codure, ein immer schon höchst aufgeregter Mensch, war, als die Gesellschaft aus der Kirche ging, wie außer sich: er rannte den Uebrigen vorauf mit Lainez — da wie gewöhnlich paarweise gegangen wurde — durch die Felder, laut schluchzend,

schreiend, aufjauchzend, wie ein Rasender. Diesen armen Menschen richtete seine innere Reizbarkeit und die beständige Exaltazion, zu welcher er täglich neue Anlässe fand, sehr bald zu Grunde; er starb noch in demselben Jahre, an seinem Namenstage, dem des Täufers, an welchem er auch Priester geworden war: es war der zweite Todte den die Gesellschaft in diesem Jahre zu beklagen hatte, da Lainez kurz zuvor seinen Bruder Marcus, der in die Gesellschaft eingetreten war, verloren hatte.

Diejenigen der Genossen welche nicht anwesend waren, legten die Gelübde nach der ihnen zugesandten Formel in einer Kirche des Ortes ab, an welchem sie sich befanden, und schickten die Formel mit ihrem Namen unterzeichnet, wie es in den Statuten bereits bestimmt war, an Ignaz nach Rom.

Der Zweck der Gesellschaft.

Die Gesellschaft besteht nun, ist anerkannt, und hat ein Oberhaupt. Ihre Aufgaben sind genau die nämlichen welche sie bisher verfolgt hat, welche wir schon kennen. Nichts ist anders geworden, als daß alles so wie es nach und nach geworden und herangereift war, von der Gesellschaft selbst erkannt, nach allen Seiten hin und scharf durchdacht, in einen bestimmten Ausdruck und auf feste Regeln gebracht und durch eine feierliche Sankzion dauernd befestiget ist.

Fassen wir an dieser Stelle die Bestimmung welche die Gesellschaft unter unseren Augen sich erarbeitet und sich endlich mit Bewußtsein gegeben hat, so wie sie selbst in den ersten Jahren ihres Bestehens sie in Wort und Thaten darstellte, in ein Bild zusammen!

„Wir sind Krieger Christi" — Deo militamus — dieses sind die Worte welche in den ältesten Dokumenten der Gesellschaft, in den frühesten Schriften ihrer

Mitglieder — denn Mehrere derselben fanden sehr bald Veranlassung Bücher zu verfassen — immer und immer wiederkehren. — Es war ihnen um das Heil ihrer eigenen Seelen zu thun: — erinnern wir uns des ausgesprochenen Zweckes der geistlichen Uebungen, „die Seele für die Gaben des heiligen Geistes empfänglich zu machen, sie in einen Zustand des Alleinseins mit sich zu versetzen, ihr den Weg zu dem höchsten Ziele, der himmlischen Seligkeit bahnen zu helfen!"*) Aber, wie wir ebenfalls schon aus den Uebungen wissen, das eigene Heil gilt für unzertrennlich von dem Heile der Anderen, die thätige, dem Nächsten helfende Liebe für den Gipfel der innigsten Vereinigung mit Gott. — Als die von Gott gegründete Anstalt in welcher Alle einander dienen sollen, damit durch gemeinsame Anstrengungen die Seligkeit Aller geschafft werde, stellt sich die Kirche dar. Der Kirche dienen, heißt demnach, Gott und dem Nächsten zugleich dienen; die Sache der Kirche führen, heißt, Gottes und des Nächsten Sache führen, den Streit der Kirche streiten, Gottes Krieger und des Nächsten Schirmer und Erretter sein. Dies sind die Grundgedanken, welche die Aufgabe der Gesellschaft Jesu im Allgemeinen enthalten.

Die allgemeine Aufgabe gliedert sich dann weiter so: Den wahren Glauben und das christliche Leben

*) S. 206.

muß man da wo das eine oder das andere oder beides fehlt, gründen, und da wo man es schon findet, stärken und erhalten. Das geschieht durch Lehre und durch Beispiel. Was sich dem rechten Glauben und dem rechten Leben widersetzt, muß man — wiederum durch Beispiel und durch Lehre — bekämpfen und vertilgen. Also Ausbreitung und Vertheidigung des Glaubens! Beides überall wo es Noth thut. Die Arbeit ist zwiefacher Natur: Förderung der Gläubigen auf dem Wege des Heils, und Ausbreitung des Glaubens unter den Ungläubigen; die letztere Aufgabe wiederum doppelt: Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden in fernen Erdstrichen, und Ausrottung der Ketzerei in den Ländern der Abtrünnigen. — Alle diese Dienste zu versehen hielt sich die Gesellschaft Jesu vom Augenblick ihrer festen Gründung an bereit. Wer ein rechter Streiter Gottes sein will, sagte sie sich, und wer dem Nächsten unablässig in aller Weise dienen will, der muß immerwährend gerüstet stehen, um jeden Augenblick dahin zu eilen, wo sein Dienst gefordert wird, und muß, wenn er gesendet ist, Tag und Nacht auf seinem Posten sein. Die Gesellschaft Jesu, die sich diesem Heerdienst unterzieht, ist daher ein Orden von Predigern, aber von Reisepredigern, die an keine feste Stätte gebunden sein dürfen die als Sendlinge Christi sich in alle Welt verbreiten, um Jeder an dem Orte Dienst zu thun, wo, nach der

Meinung und der Weisung Dessen der Christi Stelle einnimmt, sein Dienst und seine Arbeit zur Förderung des Gottesreiches nöthig und erwünscht sein mag. Die Summa von Loyola's Stiftung, sagt Sachino, war: „Dem Dienste des Nächsten aus allen Kräften obzuliegen, als Christi Streiter Christi Reich auszubreiten, auch unter den Barbaren, und darin dem Papste zur Hand und seinem Winke gehorsam zu sein; daher denn die Sendungen (missiones) wie wir es nennen, daher das vierte Gelübde und alles was diese Gesellschaft von andern Orden unterscheidet." Und Orlandino: „Aus dem Zwecke der Gesellschaft ergaben sich einige Einrichtungen die ihr eigenthümlich sind, nämlich erstens, daß sie eine immerwährende Ertheilung von Religionsunterricht an Kinder und rohe Leute als einen besonderen Gegenstand ihrer Sendung betrachtet, worin sie freilich bald Nachahmung bei einigen anderen Gesellschaften fand, und sodann, was ihr eigen blieb, daß ihre Mitglieder nirgend eine beständige Stätte haben, sondern als des Papstes Boten und Dienstleute hierhin und dorthin gehen, und daß sie überall auf Erden gleichsam Kolonien von Unterrichtsanstalten, Gymnasien, Profeßhäuser anlegen.

Die unterscheidenden Merkmale der Gesellschaft zeigen recht deutlich, wie sie in ihrer Thätigkeit von Anfang an eine Richtung, und zwar mit vollem Bewußt-

sein ergriff, welche die damalige Zeit unabweislich forderte, wenn die Kirche dem immer weiter um sich greifenden Abfall großer Volksmassen durch das einzige Mittel entgegenwirken wollte, das noch fruchten konnte, nämlich durch Befriedigung derjenigen Bedürfnisse, welche die Abtrünnigen als einen der vornehmsten Gründe ihres Abfalls geltend zu machen pflegten. Die Predigt des Evangeliums, die Kinderlehre und die Unterweisung des rohen Volkes im Christenthum waren die mächtigsten Waffen der Reformazion. Dieser bemächtigte sich nun auch die Gesellschaft Jesu. Nichts war einer raschen Ausbreitung der Reformazion förderlicher gewesen als die Thätigkeit wandernder Prediger. Die Gesellschaft Jesu gestaltete sich zu einem förmlich eingerichteten und durch Einheit der Leitung starken Orden von Reisepredigern. An der gelehrten Bildung hatte das reformatorische Prinzip eine kräftige Stütze gefunden, und die Universitäten waren die Herde, von welchen sein in den Gemüthern wühlendes Feuer ausströmte. Die Gesellschaft Jesu rüstete sich mit Wissenschaft, und indem sie ganze Kolonien von sorgfältig unterrichteten und in allen Fragen der Zeit bewanderten Männern in alle Weltgegenden ausführte, füllte sie die Lehrstühle der hohen Schulen mit ihren Zöglingen und gründete unzählige mittlere Bildungsanstalten, auf denen diejenigen Ansichten und Ueberzeugungen, welche sich in der römi=

schen Kirche, jetzt eben entwickelten und ausbildeten, von der Jugend eingesogen wurden. — So setzte sie alle Mittel der Reformazion nun auch römischerseits in Bewegung, aber mit weit mehr Berechnung, Zusammenhang und Kraftaufwand. Was auf Seiten der Reformazion vereinzelt und auf gut Glück geschah, das wurde hier planmäßig und mit Methode begonnen. Es kam dabei der Gesellschaft Jesu zweierlei mächtig zu Statten: erstlich, daß sie ihr Reis auf einen tausendjährigen Stamm pfropfte, der seine Wurzeln durch die ganze Welt verbreitet hatte, und daß sie ihre Schüssen überall an einen bestehenden, noch immer mauerfesten Organismus anranken konnte; sodann, daß ihre ganze Anschauungsweise die Beliebigkeit, die Berechtigung der Einzelnen, zu wirken wie es Jedem selbst gefiel, von vorn herein ausschloß und den zerstreuten und zusammenhanglosen Wirkungen der Reformazion die in einander greifenden Wirkungen eines einzigen vielgegliederten Körpers entgegenstellte. —

Mit dem Berufe welchen sich die Gesellschaft erwählt hatte, vertrug es sich natürlich nicht, sie an feststehende, regelmäßig wiederkehrende gottesdienstliche Verrichtungen, beengende Observanzen, Horensingen u. dgl. zu binden. Die älteren Orden, sagt Rodriguez — in einem großen Werke welches er in seiner Muttersprache unter dem Titel „Uebung in der Vollkommenheit und

der christlichen Tugend,"*) schrieb — sah Ignaz ihr Augenmerk nur auf den geistlichen Nutzen ihrer Angehörigen, auf asketische Uebungen, Chor und Gottesdienst richten; nun aber sah er in der Welt die Ketzerei und die Lasterhaftigkeit wachsen, und um dem entgegenzukämpfen gründete er diese Gesellschaft „als eine Eskadron und Kompanie von Soldaten, so daß wir, wie eine leichte Kavallerie, stets auf dem Sprunge sind, auf jeden Alarm uns dem Feind entgegenzuwerfen und unsere Brüder zu beschützen.... Deshalb hat er denn auch die Gesellschaft vom Chorsingen und von allen Observanzen befreit." — Ignaz hätte gern, sagt Ribadeneira, mancherlei was zur Verherrlichung Gottes dient, bei der Gesellschaft eingeführt. Er war ein Freund von Musik und liebte den Chorgesang ganz besonders. Lange kämpfte er mit sich, ob er nicht die Pflege desselben der Gesellschaft zur Pflicht machen sollte. Er bezwang sich. Es geht nicht an, sagte er; wohl ist es gut, solcherlei zu thun was nur Gott allein dient, aber besser, daß man das thue was um Gottes willen den Menschen dient.

*) Exercitio de perfection y virtutes Christianas. — Auch in alle lebende Sprachen übersetzt; eines der hauptsächlichsten Elementarbücher welche die Gesellschaft ihren Zöglingen in die Hände giebt.

Schon im Jahre **1541** hatte die Gesellschaft, während sie noch zur Miethe, und zwar sehr eng und unbehaglich in einem ganz verfallenen Hause wohnte, eine eigene Kirche in Rom, deren Patronat ihr ein gewisser Pietro Codaccio aus Lodi verschafft hatte, der erste Italiener welcher der Gesellschaft, und zwar mit Aufopferung beträchtlicher Aemter und Pfründen, beigetreten war. Diese Kirche, „S. Maria von der Straße" (della Strada) genannt, war eine von zwei kleinen Kirchen welche dicht neben einander an der Stelle lagen, wo jetzt die den Jesuiten gehörige und im Jahre **1575** vom Kardinal Farnese erbaute Kirche del Gesù steht. Die Gesellschaft brauchte ihr Kirchlein um darin zu predigen, Katechesen zu halten und Beichte zu hören. Das nebengelegene Kirchlein, S. Andrea de Phracta, war von seinem Pfarrer, einem gewissen Vito Cosserio, der sich in Piacenza aufhielt, schmählich im Stiche gelassen. Eine alte Frau versah dabei den Küsterdienst, und erbettelte, wenn Amtshandlungen zu verrichten waren, den Beistand benachbarter Pfarrer. Nun bat der Bischof Archinto, welcher die Inspekzion von S. Andrea de Phracta hatte, Ignaz, sich doch mit Hülfe seiner Gesellschaft der Pfarrgeschäfte dieser verlassenen Kirche anzunehmen. Er mochte denken, Ignaz würde sich einen Antrag dieser Art aus christlichem Eifer nur willkommen sein lassen. Aber Ignaz gab ihm die Antwort: es widerspreche dem

Berufe der Gesellschaft, sich Pfarrdiensten zu unterziehen. — Indessen machte er dieses Mal eine Ausnahme und half aus der Noth.

Streng genommen gehörten auch Predigt und Kinderlehre, da wo die katholische Kirche ihr Bestehen hatte, zu dem Berufe der Pfarrer. Die Gesellschaft sah dies auch so an, Suarez z. B. sagt es ausdrücklich. In katholischen Parochien betrachtete sie die Anwendung dieser Mittel zur Beförderung der Seelen auf dem Heilswege nur deshalb als ihre Pflicht, weil sie dieselben von der Pfarrgeistlichkeit fast überall hintangesetzt und vernachlässigt fand. Die Gesellschaft würde sonst unter den Gläubigen am liebsten nur mit dem ihr eigenthümlichen Mittel der Ignazischen Uebungen gewirkt haben, von welchem sie übrigens auch fortwährend den ausgedehntesten Gebrauch machte. Es ist natürlich, daß nicht alle Mitglieder gleiche Geschicklichkeit als Führer bei den Uebungen entwickelten. Unter den ersten Vätern der Gesellschaft waren, nach dem Urtheile Loyola's, nur zweie denen es auf ausgezeichnete Weise gelang, Lefèvre und Salmeron.

Es war überhaupt diejenige Einwirkung auf die Seelen der Menschen welche sich durch einen innigen persönlichen Umgang mit ihnen erreichen ließ, worauf Ignaz das meiste Gewicht legte und wofür er seine Zöglinge auszubilden am eifrigsten bedacht war. Es ist

die vornehmste Aufgabe unserer Gesellschaft, sagte er oft, und die ihr eigenste Aufgabe, vertraut mit den Menschen umzugehen, um sie in Liebe auf den Weg der Vollkommenheit zu leiten. Aber keine Aufgabe, erinnerte er ebenso oft, ist schwieriger zu lösen als diese. Es lag in seiner ganzen Weise, daß er stets rieth, sich dabei nicht zufälligen Eingebungen zu überlassen, sondern die Sache zu studiren, gründlich und nach Regeln zu verfahren. Er pflegte nicht gerade solche Regeln ausdrücklich aufzustellen — einige der ältesten Mitglieder der Gesellschaft haben es nachmals in Schriften versucht, — aber er lehrte durch sein eigenes Benehmen im vorkommenden Falle, und indem er dann oft den Fall nachher mit seiner Umgebung besprach, wie man verfahren und welche Vorsichten man anwenden müsse. Das bloße Beispiel, sagte er, thue immer schon viel; mit Lauterkeit des Herzens und Heiligkeit des Wandels richte man auf die Dauer mehr aus als mit allem anderen, aber Klugheit sei doch im Umgange mit den Menschen hochvonnöthen, und wer diese nicht besitze, dem werde es nicht gelingen Andere zu leiten; in dieser Hinsicht sei in manchen Fällen ausgezeichnete Klugheit bei weniger Heiligkeit wirksamer als große Heiligkeit bei weniger Klugheit. — Indessen pflegte er, in Bezug auf Regeln, auch bisweilen anzumerken, daß es mehr für gewöhnliche Geister sei, sich streng daran zu binden;

geniale Menschen stünden über den Regeln — oder, um es zu sagen wie es Loyola sagte: — „den Auserwählten Gottes läßt sich nichts vorschreiben; die Privilegien der Heiligen sind außer aller Regel.“

Seine Zöglinge lernten von ihm mit den Vornehmen ebenso gut umgehen als mit dem gemeinen Manne. Ignaz mochte sich der Vornehmen gern bedienen, um mit ihrer Hülfe seine Zwecke zu erreichen, aber er hütete sich wohl, sich von ihnen abhängig zu machen. Und so ermahnte er auch die Seinigen bei jeder passenden Gelegenheit, daß sie im Umgange mit den Großen der Sache Gottes welche sie führten, nichts vergeben sollten. Eines Tages kam er von einem angesehenen Römer zurück, der ihn ungewohnter Weise sehr kalt aufgenommen hatte. Ich sehe wohl was er will, sagte Ignaz zu Ribadeneira, dem er den Fall erzählte; wir hofieren ihm nicht genug, wir verlangen nicht genug von ihm, nehmen nicht genug seine Gunst in Anspruch, er will mit aller Gewalt als unser Patron dastehen. „Aber ich will ihm doch sagen, — und ich werde es ihm ohne Umschweif sagen,“ setzte er hinzu, „es sind der dreißig Jahre daß ich von Gott belehrt bin, zu dem was Gottes ist alle Hülfe anzunehmen und keine von der Hand zu weisen, aber doch immer so, daß ich nicht meine, auf die äußerliche Hülfe meine Hoffnung bauen zu müssen, sondern die bau' ich auf Gott selbst, den Geber

alles Guten. Wenn denn nun der Mann ein solches Werkzeug und eine Hülfe zu göttlichen Dingen mit sein will, so wollen wir das gerne gebrauchen, aber nur soll er wissen, daß wir von Niemanden abhängen als von Gott und auf Niemanden zählen als auf Gott."

Daß seine Schüler in dieser Hinsicht gut von ihm gelernt hatten, bewiesen sie bald. In Portugal, wohin zweie von ihnen, Rodriguez und Xaviero, noch im Jahre **1539**, gesendet worden waren, ließ sich der König, Johann III., so sehr von ihnen einnehmen, daß er nicht wußte was er alles thun sollte um ihnen zu einer ausgebreiteten Thätigkeit in ihrer Weise behülflich zu sein. Rodriguez übernahm die Erziehung von etwa hundert jungen Leuten des vornehmsten Adels, die der König um sich versammelt hatte; denn, sagte Johann, wenn die Blüte des Landes in einer christlichen Gesinnung aufwächst, so wird durch das gute Beispiel, so Gott will, das ganze Volk gebessert werden. — In Rom selbst hatte die Gesellschaft einen Erfolg von nicht geringerer Wichtigkeit für den Zweck, auf hochstehende Personen Einfluß zu gewinnen. Margaretha, wie sie gewöhnlich genannt wird, von Parma hatte nämlich, **1539**, noch ehe die Gesellschaft vom Papste bestätigt war, Codure zu ihrem Beichtvater erwählt. Diese Margaretha, dieselbe welche sich nachmals als Statthalterin der Niederlande einen halb herrlichen halb gescholtenen Namen

gemacht hat, war eine natürliche Tochter des Kaisers Karl, 1522 geboren, in Brüssel von ihrer Großtante, Margarethe von Oesterreich, der damaligen Statthalterin der Niederlande erzogen, und noch als zartes Kind an einen Prinzen von Ferrara verlobt. Ihr Vater versprach, nachdem jene erste Verbindung sich zerschlagen hatte, ihre Hand im Jahre 1529, da der Friede von Cambray unterhandelt wurde, dem Papste Clemens für dessen Nepoten Alessandro Medici, an den Margarethe auch im Jahre 1536 vermählt wurde; doch wurde sie schon zu Anfang des folgenden Jahres Witwe, da der wüste Alessandro den 7. Januar von seinem Vetter Lorenzino ermordet wurde. Als ihr Vater im Jahre darauf zu Nizza mit Paul III. zusammenkam, der in seinem Eifer zur Bekämpfung der Osmanen einen Frieden zwischen Kaiser Karl und König Franz persönlich zu Stande zu bringen suchte und mit vieler Mühe zu Stande brachte, verhandelte Karl seine Tochter abermals einem römischen Papste für einen von dessen Nepoten, und zwar diesmal für ein Kind, für den dreizehnjährigen Ottavio Farnese, der mit Margarethen Parma und Piacenza als Brautschatz erhalten sollte. Die Vermählung ward erst später vollzogen; damals, im Jahre 1539 lebte Margarethe als Witwe in Rom. Sie hatte ein männliches Wesen, liebte die Jagd leidenschaftlich, war aber auch nicht ohne geistige Fähigkeiten, und bei dem allen eine

eifrige Katholikin. Nach dem Tode Codure's erhielt Lainez dessen Posten bei Margarethen und wurde von ihr im Jahre **1541** mit nach Lucca genommen, wohin sie ging um ihren Vater, den Kaiser, der im Begriffe stand sich zu einer neuen Expedizion gegen Algier einzuschiffen, vor seiner Abreise noch einmal zu sehen. Da nun endlich auch Lainez noch in demselben Jahre vom Papste verschickt wurde, nämlich nach Venedig, um der Ketzerei entgegenzuwirken, die sich dort immer augenfälliger ausbreitete, wünschte Margarethe, daß seine Stelle wieder von Einem aus der Gesellschaft Jesu ausgefüllt würde. Es blieb Ignaz jetzt nichts übrig, als sich in eigener Person der armen verwaisten Seele anzunehmen; denn alle seine Genossen waren entweder versandt oder mußten für bevorstehende Sendungen bereit gehalten werden.

Die Sendungen.

Brouet und Rodriguez waren, wie man sich erinnern wird, im Mai 1539 gleich nach den Berathungen über Gründung der Gesellschaft, mit Strada nach Siena, Lefèvre und Lainez als Begleiter des Legaten Kardinal Verulano nach Parma geschickt worden.

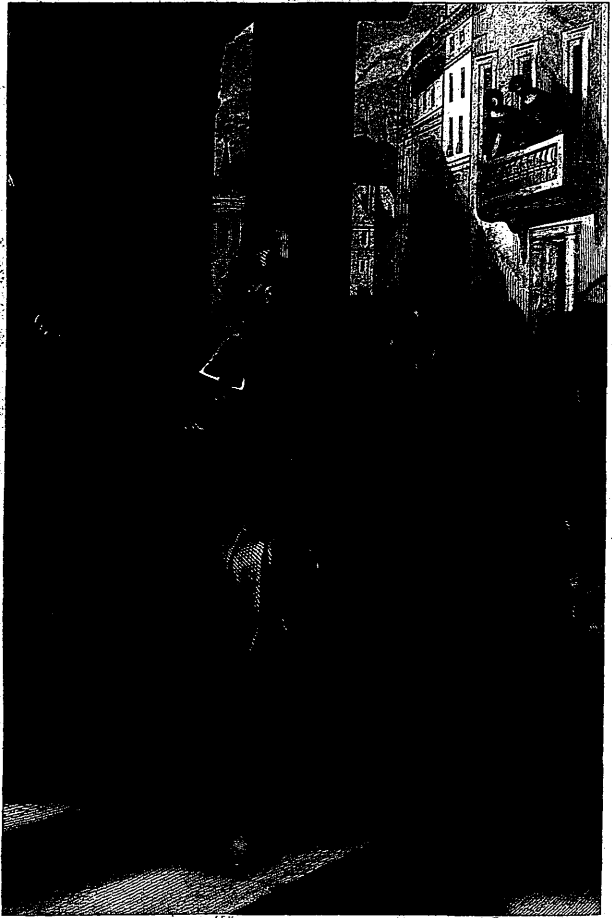
In dem Frauenkloster zu Siena, um dessen Roform es zu thun war, wirkten Brouet und Rodriguez, wenn wir den Berichten glauben dürfen, mit dem besten Erfolge. Aber sie versäumten auch die günstige Gelegenheit nicht, in der Stadt Ernte zu halten.

Simon Rodriguez kündigte an, daß er die paulinischen Briefe öffentlich in der Kirche erklären würde — dort etwas Neues, das ihm großen Zulauf verschaffte, und, wie man sieht, wiederum eine von den sieggekrönten Waffen der Reformation.

Größere Eroberungen, aber mehr in der Stille, machte er durch die geistlichen Uebungen, welche er An=

fangs in einem dazu gemietheten Hause außerhalb der Stadt, nachher, da dies üble Nachrede verursachte, den Einzelnen in ihren eigenen Wohnungen gab. In Parma versuchte Lefèvre die Kraft der Uebungen an sehr vornehmen und sehr frommen Damen. Da war eine gewisse Giulia Zerbina, eine Heilige, die, krank und schwach, von nichts als vom Abendmahlsbrote lebte; man kann denken, mit welchem Genusse diese die Zauber der Exerzizien schlürfte: sie empfahl denn auch die Seelenarznei weiter; viele andere edle Frauen, Ippolita Gonzaga Galeotti, des zweiten Grafen von Mirandula Gemahlin, an der Spitze, beriefen den Arzt. In Montepulciano, wohin Strada von Siena einen Abstecher gemacht hatte, nahmen es die Frauen übel, daß er ihnen die himmlische Kost vorenthielte, die er dort, wie es scheint, nur Männern spendete. Sie liefen, als er aufzubrechen im Begriff war, vor dem Hospitale, wo Strada gewohnt hatte, zusammen. Bei sechzig Frauen, hielten ihn am Rocke fest und brauchten fast Gewalt, um ihn ins Haus zurückzutreiben; sie hätten eben so gut Seelen im Leibe, schrieen sie, als die Männer.

Strada war nämlich ein glänzender Redner; schon in Siena hatte er durch seine Predigten ungemeines Aufsehen gemacht, und war Predigens halber nach Monte Pulciano eingeladen worden. Frauenseelen sind, wie man weiß, für Predigerruhm die beste Weide



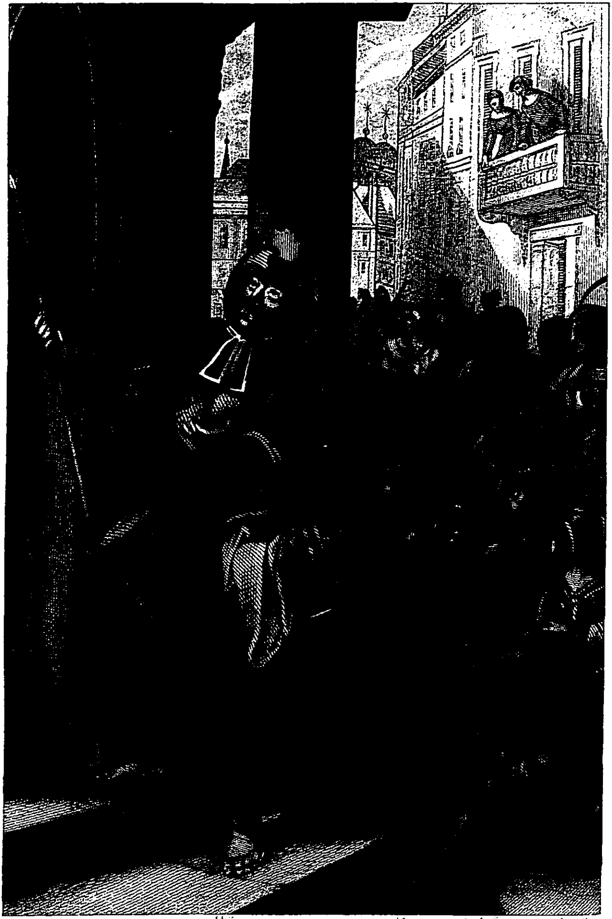
Naumburg's Kunstanstalt Lpzg

Strada als Aufführer des Bettelzugs

Die Frauen in Montepulciano schwärmten für Strada. Kein Opfer war ihnen zu groß um es ihm zu bringen. Er predigte wider den Luxus: — seine Predigt hatte, wie das damals so gewöhnlich war, den Erfolg, daß der Stadtvorstand eine ernstliche Vermahnung zur Abstellung des übertriebenen Aufwandes in den Frauentrachten erließ, — aber Strada feierte einen größern Triumph: die Frauen von Montepulciano entsagten freiwillig ihrem Putz und Schmuck. Wehe der die sich ausgeschlossen und sich nicht glatt und schwarz oder braun getragen hätte!

Es ist merkwürdig zu sehen, mit welchem Takt diese ersten Sendboten der Gesellschaft alles was die Menschen besticht und gewinnt, heraus zu finden und aufs wirksamste anzuwenden, und die entgegengesetztesten und widersprechendsten Mittel auf feine Weise mit einander zu verbinden wussten, — den Pomp der Oeffentlichkeit und den Reiz der Heimlichkeit, gewinnende Höflichkeit und einschüchternde Derbheit, sanft rührende Demuth und prahlerisches Aufsehen.

In Montepulciano veranstaltete Strada einen Bettelzug von Honorazioren — ein Mittel das diesen und dem gemeinen Volke zugleich schmeicheln musste. Er voran, barfuß, einen großen Stock in der Hand, mit welchem er an alle Thüren schlug; hinter ihm her acht Almosensammler paarweise, lauter angesehene Leute des



Naumburg's Kunstanstalt Lpzg

Cauda als Anführer des Bettelzugs

Die Frauen in Montepulciano schwärmten für Strada. Kein Opfer war ihnen zu groß um es ihm zu bringen. Er predigte wider den Luxus: — seine Predigt hatte, wie das damals so gewöhnlich war, den Erfolg, daß der Stadtvorstand eine ernstliche Vermahnung zur Abstellung des übertriebenen Aufwandes in den Frauentrachten erließ, — aber Strada feierte einen größern Triumph: die Frauen von Montepulciano entsagten freiwillig ihrem Putz und Schmuck. Wehe der die sich ausgeschlossen und sich nicht glatt und schwarz oder braun getragen hätte!

Es ist merkwürdig zu sehen, mit welchem Takt diese ersten Sendboten der Gesellschaft alles was die Menschen besticht und gewinnt, heraus zu finden und aufs wirksamste anzuwenden, und die entgegengesetztesten und widersprechendsten Mittel auf feine Weise mit einander zu verbinden wussten, — den Pomp der Oeffentlichkeit und den Reiz der Heimlichkeit, gewinnende Höflichkeit und einschüchternde Derbheit, sanft rührende Demuth und prahlerisches Aufsehen.

In Montepulciano veranstaltete Strada einen Bettelzug von Honorazioren — ein Mittel das diesen und dem gemeinen Volke zugleich schmeicheln musste. Er voran, barfuß, einen großen Stock in der Hand, mit welchem er an alle Thüren schlug; hinter ihm her acht Almosensammler paarweise, lauter angesehene Leute des

Orts, unter ihnen vier Doktoren, alle in groben Anzügen und mit Büchsen und Körben. Das Aufsehen war ungeheuer. Ein großer Volksschwarm wälzte sich hinter ihnen und um sie her durch die ganze Stadt, und bis wieder vor die Thüre des Hospitales, von welchem der Zug ausgegangen war. Gaben hatten sie genug gesammelt, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Geld; sie kamen wie beladen heim.

Lefèvre wirkte auf anspruchlosere und in der That fruchtbarere Weise, wie es der Eigenthümlichkeit dieses innigen Gemüthes und bedächtigen Geistes angemessen war. In Parma veranlaßte er die vornehmen Damen, arme Mädchen zu sich kommen zu lassen, um sie zu unterrichten. Das war überhaupt — nach unserer jetzt gewöhnlichen Art die Dinge zu betrachten — das Beste was sie alle thaten, daß sie eine nützlichere Art der Wohlthätigkeitsübung in unmittelbarer Berührung mit den Armen und Nothleidenden in Aufnahme brachten, sonderlich daß sie die Wohlhabenden veranlaßten, sich armer Kinder persönlich und liebreich anzunehmen. Ihre sonstigen Erfolge, die mehr im eigentlich christlichen Style waren, werden jetzt natürlich weniger Beifall finden. Ihre Predigten und die geistlichen Uebungen die sie gaben, hatten nämlich große Bußspektakel zur Folge. Die Leute weinten, heulten, schlugen an ihre Brüste, stürzten sich vor den Altären nieder, hielten

Betgänge, machten Stiftungen, stellten ihre Reue und Umkehr öffentlich zur Schau, die obrigkeitlichen Personen erließen Edikte gegen Aufwand, Ueppigkeit und Unzucht, leichtfertige Dirnen wurden auf einige Zeit Betschwestern, Wucherer bauten Altäre und Kapellen. Ein Priester in Siena, welcher lateinische Komödien, wie es der damalige Geschmack erforderte, in der Manier des alten römischen Lustspieldichters Terenz anzufertigen, und selber in seinen Stücken mitzuspielen pflegte, schlug in sich, that, mit Erlaubniß des bischöflichen Vikars daselbst, vor der Kirchthüre barfuß, einen Strick um den Hals, nach guter alter Sitte, öffentliche Kirchenbuße und trat zuletzt, da ihm die Aufnahme in die Gesellschaft Jesu zu langwierig däuchte — denn eine mehrjährige Prüfungszeit, wie sie sich Anfangs ganz von selbst eingeführt hatte, war jetzt schon zum Gesetze geworden — in den Kapuzinerorden.

Da der christlichen Sitten-Edikte gerade gedacht ist, so kann hier sogleich mit angeführt werden, daß in Rom Ignaz selbst im Jahre **1543** die Erneuerung und Wiedereinschärfung einer alten päpstlichen Verfügung bewirkte, derzufolge kein Arzt die Behandlung eines Kranken unternehmen darf, bevor er sich nicht überzeugt hat, daß auch der Geistliche herbeigerufen worden sei; man wollte bemerkt haben, daß die Gewohnheit gar sehr eingerissen wäre, den geistlichen Zuspruch für

Kranke erst dann anzurufen, wenn diese schon in den letzten Zügen und halb bewußtlos] dalägen. Diese Gewohnheit hat einen sehr begreiflichen, sehr menschlichen, aber vollkommen unchristlichen Grund: die Angehörigen des Sterbenden wünschen ihm und sich den Gedanken an seine Auflösung so fern als möglich zu rücken, und am meisten den schaurigen Pomp feierlicher Vorbereitungen darauf so weit als möglich hinauszuschieben. Dem musste nun doch gesteuert werden; einer christlichen Polizei ziemt die Sorge für die Sicherstellung der leiblichen Wohlfahrt ihrer Pflegebefohlenen durch Medizinalordnungen u. dgl. gewiß weit weniger, als es ihr ziemt für die Sicherstellung der weit kostbarern, ja, allein schätzenswerthen Seelenwohlfahrt Sorge zu tragen, und da wo die Betheiligten selbst zu dumm oder zu gottlos sind, um das einzusehen oder zu betreiben, dem mangelnden guten Willen durch väterliche Gewalt aufzuhelfen.

Sogleich die ersten Sendboten der Gesellschaft Jesu geriethen auf den Gedanken, der Ausübung von christlichen Andachts- und Liebeswerken in den Städten durch Stiftung von Brüderschaften oder Genossenschaften (Sodalitäten) mehr Dauerhaftigkeit und mehr Zusammenhang zu verschaffen. Der Anlaß dazu fand sich gewiß ganz ungesucht. Viele zugleich wandten sich an sie mit der Frage: was sollen wir thun, um auf dem Wege der Vollkommenheit Fortschritte zu machen? Es

war natürlich, daß sie diesen zu gemeinschaftlichen Uebungen Anleitung gaben; waren sie doch als Schüler Loyolas ganz durchdrungen von Vertrauen auf die Kraft und den Segen der Gemeinschaft. Strada z. B. gründete in Montepulciano verschiedene Genossenschaften, welche sich Armen- und Krankenpflege, da es gerade eine unglückliche und theure Zeit war, oder auch Sorge für verwaiste Kinder zur Pflicht machten. — Uebrigens war Ignaz der Meinung, daß es für die Gesellschaft nicht gut sei, sich viel bei mildthätigen Anstalten und sonstigen frommen Genossenschaften zu betheiligen. Mit Leuten der Art, pflegte er zu sagen, ist schwer auszukommen; viel Köpfe, viel Sinne; Eitelkeit und Prahlerei kommt mit ins Spiel, Jeder will eine wichtige Person sein, und die Interessen der Gesellschaftsmitglieder überwiegen die Interessen des Gesellschaftszweckes.

Die Sendung Bobadillas nach Ischia hatte, wie wir schon wissen, eine Friedensstiftung zum Zwecke. Aufträge ganz ähnlicher Art wurden bald darauf verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft zu Theil; Le Jay erhielt in Bagnorea einen Zwist zwischen dem Klerus und der Gemeinde zu schlichten; Strada ging von Montepulciano nach Brescia, um am letzteren Orte irgend einen Handel beizulegen; und auch Bobadilla wurde nach seiner Rückkehr von Ischia wieder ins Neapolitanische, nach Bissignano gesandt. — Brouet war

in Siena geblieben; der Erzbischof Franzesco Bandini war sehr zufrieden mit seiner Wirksamkeit und schrieb im September 1540 an Ignaz dringend um mehr „Arbeiter in die Ernte," denn „die Ernte sei groß." Ignaz konnte seinen Wünschen nicht entsprechen; über die wenigen Gehülfen welche er damals hatte, war verfügt; bei ihm in Rom waren, wie schon erwähnt, nur Salmeron und Codure, und diese konnte er nicht entbehren. Die Gesellschaft hatte zwar dort eine beträchtliche Menge von neuen Mitgliedern gewonnen, und die Zahl derselben wuchs von Jahr zu Jahr dergestalt, daß ihrer im Jahre 1543 schon gegen achtzig waren; sie waren aber noch theils Novizen theils Zöglinge der Gesellschaft.

Die Sendungen hatten sehr schnell einen manichfaltigeren Charakter angenommen, und gaben der Gesellschaft Gelegenheit, ihre Thätigkeit in allen den verschiedenen Zweigen ihres Berufes zu entfalten. Die bisher genauer betrachteten Sendungen hatten die Beförderung der Gläubigen auf dem Wege der Vervollkommnung, und überhaupt die Wirksamkeit in mehr oder minder gut katholischen Distrikten zum Zwecke. Einer Sendung zur Bekämpfung der Ketzerei, nämlich der Sendung des Lainez nach Venedig, ist nur erst beiläufig gedacht worden. Es war aber auch in dieser Beziehung bereits mehr geschehen. Lefèvre war nach

seiner Rückkehr von Parma, als Begleiter des öfters genannten Ortiz, welcher auf das bevorstehende Wormser Colloquium reiste, nach Deutschland abgegangen. Und noch ein wenig früher hatte ein erster Schritt auf dem Felde der Heidenmission gethan werden können. Es war die Sendung jener beiden, von deren Anwesenheit in Portugal schon die Rede gewesen. Ihre eigentliche Bestimmung war Ostindien.

Die Portugiesen, welche sich schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts als Seefahrer und Entdecker berühmt gemacht und am Ende des Jahrhunderts den Seeweg nach Ostindien glücklich gefunden hatten, waren auch in der Eroberung dieser fernen Landstriche nicht lässig gewesen, hatten ein portugiesisch-indisches Reich gegründet welches der König von Portugal durch einen Vizekönig regieren ließ, und suchten, wie man denken kann, mit ihren siegreichen Fahnen auch die Herrschaft des Kreuzes auf der indischen Halbinsel auszubreiten. Johann III. wünschte lebhaft, daß in letzterer Hinsicht mehr geschehe, als bis dahin durch die Franziskaner, welche man als Missionare in Indien verwendet hatte, geschehen war. Sobald er von dem neuen Missionsorden, den Loyola gestiftet hätte, hörte, — jener Jakob Govea, der uns als Rektor des Barbaracollegiums von Paris her bekannte, war damals in Lissabon und strömte vom Lobe Loyolas über — ließ

er durch Govea an Ignaz schreiben und diesen um Missionare bitten. Die Sache hänge nicht von ihm ab, antwortete Ignaz, sondern von dem Papste. Unverzüglich ließ Johann durch Peter Mascareñas, der sein Orator am päpstlichen Hofe war, um sechs Väter von der Gesellschaft Jesu für die ostindische Mission anhalten. Wegen der Anzahl der Missionare wies der Papst den Bevollmächtigten des Königs an Loyola. Das gehe nicht an, antwortete Ignaz; die Gesellschaft sei noch zu schwach, als daß er mehr denn einen oder den andern hergeben könnte. Und da Mascareñas dringender wurde, und wiederholt bemerkte: auf schönere und christlichere Weise könnten ja die Bemühungen der Gesellschaft gar nicht angewandt werden, brach Ignaz — so durchdrungen war er schon von dem Gedanken der Welteroberung, — in die merkwürdigen Worte aus: „Wenn ihr mir aus der gegenwärtigen kleinen Schaar sechs für eine einzige Provinz wegnehmt, was bleibt uns dann für die ganze übrige große Welt? — Er bestimmte Rodriguez und Bobadilla für die Sendung; Rodriguez ging auf der Stelle nach Portugal ab, Bobadilla, der sich in Hetrurien befand, wurde von dort zurückberufen, lag aber krank und konnte nicht kommen. Das war ein Glücksfall für die indische Mission. An Bobadillas Statt traf jetzt die Wahl den bessern Mann, der wie geschaffen zum Heidenbekehrer war, Francisco Xaviero.

Man kann sich eine größere Verschiedenheit der Charaktere bei so großer Uebereinstimmung der Vorstellungen, der Gesinnung und des Lebenszweckes nicht denken, als jene war die zwischen Xaviero und Lefèvre statt fand: — Xaviero stets in überschwänglichen Gefühlen schwelgend, stets von einer Glut erfüllt, die jeden Augenblick in lodernden Flammen hervorzubrechen schien, in Wort und Handlungen phantastisch, unersättlich in der Lust sein Fleisch zu kreuzigen und seine Liebe zu Gott in übermenschlichen Anstrengungen, die ihm immer doch nicht genug des Opfers schienen, zu bethätigen, lechzend nach Schmach und Schmerzen zu Jesu Verherrlichung, und vor Wonne zitternd bei dem Gedanken, daß es ihm bestimmt sein könnte, sein Blut zu Ehren seines Herrn im Himmel zu vergießen; Lefèvre tief inbrünstig, still, zur Wehmuth, fast zum Trübsinn geneigt, einfach in allem was er sprach und that, liebreich aber behutsam im Umgange mit den Menschen, stets auf Mittel sinnend um den Brüdern den Weg zu Gott leicht zu machen, unermüdlich wie Xaviero, aber ohne Gewaltthätigkeit gegen sich selbst, arbeitsam aber nicht nach Mühsal jagend.

Als Xaviero den Auftrag erhielt nach Portugal zu reisen, um von dort als Missionar nach Indien zu gehen, nahm er die Pflicht der Gesellschaft, auf den Wink des Papstes gewärtig zu sein, so buchstäblich,

daß er sich nicht Zeit ließ, seinen Rock flicken zu lassen, kaum, von den Genossen Abschied zu nehmen. Er nahm nichts mit, als den Segen des Papstes, dem er noch den Fuß küsste, und sein Brevier. Unter Weges war er der späteste zu Bett und der früheste auf, lief in den Stall — er reiste nämlich mit dem Abgesandten des Königs von Portugal — und besorgte an der Stelle der Knechte die Thiere: das that er aus besonderer Demuth. In Pampelona versagte er es sich, damit er „dem Fleisch und Blut den Willen nicht thäte," den kleinen Abstecher zu den Seinigen zu machen. „Wer zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, der kann nicht mein Jünger sein" — spricht der Herr. — Den Gesandten des Königs riß diese Selbstverleugnung Xavier's — zur äußersten Bewunderung hin. In Portugal, wo er mit Simon zusammentraf, und wo sie beide bald der Gesellschaft sechs Novizen gewannen, betrübte ihn nichts als nur das eine, daß es ihnen zu gut erginge. Er seufzte nach Kreuz und Verfolgung. Wenn wir nicht geplagt werden, sagte er zu Rodriguez, so kommt mir's immer vor, als dienten wir dem Herrn nicht wahrhaft. Nach Indien ging er allein, den Rodriguez behielt König Johann in Portugal. Er ging mit dem Titel eines apostolischen Legaten dorthin, welchen ihm der Papst von Rom zusandte. Mit ihm reisten zwei junge Männer, ein Ita=

liener und ein Spanier, neue Erwerbungen der Gesellschaft. Die Ausstattung zur Reise, welche ihm der König aufzunöthigen suchte, wies er hartnäckig zurück; nur ein Paar Mäntel für seine Reisegefährten nahm er an. Man wollte ihm einen Burschen zu seiner Bedienung mitgeben. Da er dies für unnütz erklärte, wurde ihm entgegnet: er möge wenigstens die Schicklichkeit bedenken; er könne doch in seiner Stellung als päpstlicher Legat unmöglich sich vor den Augen des Schiffsvolks sein Geschirr selbst reinigen wollen. Nun, ihr seht doch, antwortete Xaviero, wie weit es das Christenthum mit den Stellungen und Schicklichkeiten, wovon ihr sagt, gebracht hat. Als er von Rodriguez Abschied nahm, sagte er zu ihm: „Erinnere dich, Simon, wie du einst in Rom, da wir miteinander im Hospitale schliefen, mich wecktest, weil du mich aus dem Schlafe rufen hörtest: Mehr! mehr! mehr! Ich wollte dir damals nicht sagen was für einen Traum ich hatte. Jetzt sollst du es wissen. Ich sah mich in eine unermeßliche Gegend versetzt, und mitten hinein getrieben in tausend Martern und Schrecken; aber ich fürchtete mich nicht, sondern ich jauchzte in meiner Seele, und rief zu Gott um immer größere Heimsuchung. Freue dich mit mir: ich gehe der Erfüllung meines Traums entgegen."

Lefèvre war inzwischen in Worms, in Speier, in

Regensburg. Als er von Parma schied, um nach Worms zu gehen, ließ er einer Genossenschaft von adligen Personen, welche er in dem ersteren Orte gemeinschaftlich mit Lainez gestiftet hatte, schriftliche Ermahnungen zurück, in welchen er ihnen empfahl, das Abendmahl, „diese vornehmste Seelenspeise, an der sich die Engel und alle Seeligen fort und fort laben," fleißig zu genießen, an einer regelmäßigen Lebensordnung fest zu halten, jeden Abend vor dem Schlafengehen der letzten Dinge zu gedenken, des Todes, des Gerichtes, der Höllenstrafen und der Paradiesesfreuden, eine Gewissensprüfung über den ganzen verlebten Tag anzustellen und mit einem Gebet um eine ruhige Nacht und für alle Seelen im Fegefeuer einzuschlafen, mit Gebet auch den Tageslauf zu beginnen, sich Jesu Vorbild vor Augen zu stellen, die Messe zu hören und was dergleichen mehr. Er hatte stets das Ganze der Gesellschaft in Gedanken, schrieb Briefe an Loyola, an die Brüder, an die Novizen. Eine Anzahl derselben hatte Ignaz unter der Aufsicht Jacob de Guias, oder, wie er häufiger genannt wird, Eguias zum Studium nach Paris geschickt. Auch diese vergaß Lefèvre nicht. Ihr seid glücklich, schrieb er ihnen; euch ist das Ziel von Anfang an gewiesen, welches ich mit Anderen lange suchen mußte, nämlich Christus, der himmlische Magister, der einzig wahre und rechte Lehrer der allerbesten Wissenschaft. Als ich die Studien dort machte, die auch ihr jetzt

machet, setzte er hinzu, bildete ich mir noch ein, man müsse die Wissenschaften um ihrer selbst willen lieben und treiben, sie trügen ihren Grund und ihren Zweck in sich: den wahren Grund und letzten Zweck alles Studirens und aller Dinge kannte ich noch nicht. — In Deutschland predigte er täglich und gab einer Menge von Personen geistliche Exerzizien, Deutschen, Spaniern, und Italienern, und darunter Bischöfen, Prälaten, Fürsten, fürstlichen Gesandten, Theologen, z. B. dem Doktor Cochleus. Der Sohn des Herzogs von Savoyen nahm ihn zum Beichtvater. Andere Große hörten täglich seine Predigt. Bei den Lutheranern aber richtete er nichts aus. Aus Worms schilderte er in einem Briefe an den General die Sittenlosigkeit des dortigen katholischen Klerus in den schwärzesten Farben. Von dem skandalösen Wandel der Priester, sagte er am Schlusse, rühre alles Unglück der Kirche her; es sei ihm nichts weiter verwunderlich, als daß die Ketzerei nicht schon noch viel weiter ausgebreitet sei, denn solche Unordnung in den Sitten müßte wohl zu Verirrungen im Glauben führen. — „Wollte Gott," schrieb er ein Paar Wochen später, „es gäbe hier nur zwei, drei Geistliche die nicht Konkubinen hielten oder mit andern notorischen Lastern besudelt wären und die ein wenig Eifer für das Heil der Seelen zeigten. Sie würden dann aus diesem einfältigen, guten Volk alles machen was sie wollten." —

„Es ist mir ein großes Kreuz", schrieb er bald darauf aus Regensburg, „einen so beträchtlichen Theil Europas, einst den Stolz unserer Religion, jetzt stürzen oder doch wanken zu sehen, und sagen zu müssen, daß weder die große Macht eines solchen Kaisers, noch die Einsicht und Geschicklichkeit seiner Räthe, noch die Persönlichkeiten dieses gewichtigen Reichstages etwas vermögen oder wissen, um den Ruin des Glaubens zu verhindern." — Ein Zug der sein Wesen recht bezeichnet, ist dieser. Sein grübelnder Sinn quälte ihn zuweilen mit Besorgnissen wegen seines Auskommens; er dachte sich von aller Welt verlassen, fürchtete verhungern zu müssen. Als er sich auf dieser Ursach seiner häufigen Melancholien ertappte, wendete er ein ächt Ignazisches Mittel an: er gelobte sich, für keinerlei Amtshandlung etwas anzunehmen, sondern nur von Almosen zu leben, und außerdem jedes Jahr ein mal alles was er hatte, zu verschenken und nicht das Kleinste zurückzubehalten. So verwandelte er das was ihm als ein Schicksal furchtbar schien, in einen Akt seines eigenen Willens, und gewöhnte sich, dem Gespenst das ihn neckte, ins Gesicht zu sehen.

Eine der merkwürdigsten Sendungen dieser frühesten Zeit war die nach Irland.

Der Erzbischof von Armagh, Robert, ein Schotte von Geburt, ein Blindgeborner, kam flüchtig nach Rom und schrie über den jammervollen Zustand der irländi-

schen Kirche, an deren Zerstörung Heinrich VIII. arbeitete.

Heinrich VIII. hatte der katholischen Kirche erst eben eine klaffende Wunde geschlagen; England war von Rom abgefallen. Es war die Zeit in welcher, nachdem der dreißigjährige blutige Zwist der rothen und der weißen Rose, zweier um die Herrschaft streitenden Linien des Königshauses beendet, und die Krone durch den Grafen Heinrich Richmond dem Hause Tudor gewonnen war, sich die ersten kräftigen Keime bildeten zu jenem mächtigen Gewächse einer eigenthümlichen und vollkommen in sich abgeschlossenen Staatsverfassung welche England nachmals so groß und so stolz machte. Der zweite Tudor, König Heinrich VIII., als ein ritterlicher, prachtliebender, vielseitig, selbst theologisch gebildeter Jüngling, der über kirchenrechtliche Fragen zu schreiben verstand, auf den Thron gelangt, dann in seinen reifen Jahren ein zäher, mitleidloser Mann, noch immer von unbändiger Leidenschaft, und doch von berechnender Klugheit, wollte von seiner Gemahlin, Kaiser Karls Tante, Katharina von Aragonien, die er als Wittwe seines älteren Bruders Arthur geheirathet hatte, und mit der er Kinder erzeugt hatte, die bis auf eine Tochter früh gestorben waren, geschieden sein, um eine Hofdame, die schöne Anna Boleyn, die seine Buhlerin zu sein sich standhaft weigerte, zur Königin zu machen. Und da der

Papst Clemens VIII., mit dem Kaiser ausgesöhnt, die Hoffnung welche er dem Könige von England früher erregt hatte, dessen erstere Ehe für ungültig zu erklären, nicht erfüllen wollte, wußte Heinrich die hohe Geistlichkeit seines Landes geschickt so weit zu führen, daß sie im Jahre 1533 die gewünschte Ungültigkeitserklärung auf ihre eigene Hand aussprach, nachdem sie das Urtheil des Papstes in dieser Sache für überflüssig erklärt hatte. In demselben Jahre, in welchem Paul III., der erste Papst der sich die Reform der Kirche ernstlich angelegen sein ließ, den römischen Stuhl bestieg, und in welchem Loyola in Paris den ersten Grund zur Stiftung der Gesellschaft Jesu legte, im Jahre 1534 wurde die kirchliche Reformazion Englands vollführt, d. h. England unabhängig in kirchlicher Hinsicht von Rom erklärt, indem das Parlament dieses Jahres die geistliche Gerichtsbarkeit des Papstes für England aufhob, die Nachsuchung von Dispensazionen in Rom untersagte, für die Ernennung der englischen Bischöfe Bestimmungen traf, und den König förmlich als das Oberhaupt der englischen Kirche anerkannte. Es handelte sich in England, dem auf Formen, Macht und Vorrechte gerichteten Charakter der Reichsgewalten wie der begüterten und gewerbetreibenden Einzelnen gemäß, weniger um eine Reformazion der Glaubenslehre als um eine Reformazion der Verfassung. Der englische

Klerus ließ sich nichts so angelegen sein, als die Wahrung seines unvertilgbaren geistlichen Charakters vermöge der durch unmittelbare Fortpflanzung von Christo her gültigen Priesterweihe; und kein Lehrsatz wurde mit größerem Eifer abgehandelt als der, daß das Primat des Papstes in der Kirche nichtig sei, und daß die kirchliche Obergewalt, nicht ein bloßes Oberaufsichtsrecht im Lande, dem Landesoberhaupte gebühre. Eine neue und in den Augen Roms und seiner Anhänger doppelt furchtbare Ketzerei, da sie durch den entschiedenen Abfall eines ganzen Landes — nicht wie in Deutschland nur einzelner, und, hoffte man damals, noch wieder zu gewinnender Fürsten — besiegelt wurde. *)

Nachdem die kirchliche Reformazion in England eingeführt war, suchte Heinrich ihr auch in Irland eine Stätte zu schaffen, d. h. sich auch dort für das Oberhaupt der Kirche erklären zu lassen. Das grüne Erin hatte sich der englischen Botmäßigkeit, seitdem es im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von den Engländern erobert worden war, noch nie recht fügen wollen. Die alten irischen Häupter lagen mit den hinübergesiedelten Baronen englischen Bluts, die halb zu Irländern worden waren, und beide wieder mit den

*) Novum perfidiae genus, nova haeresis — sagt Orlandino.

eigentlichen Engländern, den Engländern von Geburt, in Hader und Fehde. Als Heinrich VIII. zur Regierung kam, war Irland voll von unabhängigen Oberhäuptern, die von der Faust lebten. Eine der mächtigsten Familien war die der Earls von Kildare, oder, wie sie auch heißen, der Geraldins. Alle Mitglieder dieser Familie, deren Oberhaupt Heinrich VII., um so Irland desto leichter zu zügeln, zum Regenten von Irland gemacht hatte, lockte unter Heinrich VIII. der englische Earl Leonhard Grey verrätherisch zu sich und lieferte sie gefangen dem Könige aus; sie wurden sämmtlich hingerichtet, Vater, Sohn, Oehme. Diesem blutigen Schrecken aber ließ der schlaue Heinrich eine unverhoffte Milde folgen; den Grey ließ er enthaupten, dehnte die Macht des irischen Parlamentes aus, berief die Häupter der altirischen Familien hinein, die O'Mores, O'Brians und wie sie hießen, legte ihnen den Titel Lord bei, beschenkte sie mit Gütern. Das gutherzige Volk war nun entzückt von dem Könige, Alles beeiferte sich ihm zu Gefallen und zu Willen zu leben; ein neues Parlament, das er im Jahre 1541 berief, verwandelte den Titel, den der König bis dahin als Oberherr der Insel geführt hatte, „Lord von Irland" in den eines „Königs von Irland." Die geistlichen Mitglieder des vorigen Parlamentes welche sich dem Wunsche des Königs, daß man die kirchliche Reformazion auch

in Irland annehmen sollte, widersetzt hatten, wurden mit Bezugnahme auf ein altes Gesetz, stimmlos gemacht. Nichts stand mehr der kirchlichen Suprematie des Königs im Wege. Während die Einführung der Reformazion, in dem ihr geneigten England Märtyrer geschaffen hatte — die Häupter des Kanzlers Thomas More und des Bischofs Fisher waren auf dem Schaffot gefallen — schien sie in Irland, das seinen katholischen Eifer von Alters her in den Spruch gefasst hat: „wird Irland nicht mehr katholisch sein, so wird die Religion aus der Welt verschwunden sein." — mit wunderbarer Leichtigkeit Eingang zu gewinnen. Zwei Erzbischöfe und acht Bischöfe erkannten die Suprematie des Königs an, schwuren auf das Edikt das ihn zum Oberhaupte der Kirche erklärte, und machten sich eidlich anheischig, alle päpstlichen Schreiben die an sie gelangen würden, zu verbrennen, und wenn etwa der Papst Abgeordnete an sie nach Irland senden würde, diese gefangen nehmen zu lassen und dem Statthalter des Königs auszuliefern.

Auf die Klagen des Erzbischofs von Armagh, welcher sich, wie gesagt, nach Rom geflüchtet hatte, sandte der Papst im Jahre 1541 Salmeron und Brouet, als apostolische Legaten mit ausgedehnter Vollmacht, nach Irland. Ein Italiener, Francesco Zapata, der früher päpstlicher Notar gewesen, aber in die Gesellschaft ein=

getreten war, begleitete sie. Am 10. September machten sie sich auf den Weg. Erst zu Anfange der Fastenzeit 1542 langten sie nach einer mühevollen Reise in Schottland an und setzten nach Irland über. Sie fanden ein rohes Volk, nicht blos unerzogen, sondern auch darbend und, wie noch heutiges Tages, schmutzig und elend; die Geistlichen unwissend und unbekümmert um das Wohl ihrer Pfarrkinder, die hohe Geistlichkeit abgefallen. Sie mußten sich von Ort zu Ort stehlen und ihren Versteck beständig wechseln: so zogen sie vier und dreißig Tage umher, belehrten in der Stille das Volk, verwalteten die Sakramente, hörten Beichte, ertheilten Absoluzionen aller Art. Dann, da die Sache ruchbar wurde und ein Preis auf ihre Köpfe gesetzt war, bedienten sie sich der päpstlichen Erlaubniß sich zurückzuziehen, wenn die Erfüllung des Auftrages mit Lebensgefahr verbunden wäre. Nichts bezeichnet ihre Einfalt und ihr phantastisches Wesen besser, als der Plan welchen sie in Schottland machten, grades Weges zu dem Könige selbst zu gehen, ihm ins Gewissen zu reden, und ihn dahin zu bringen, daß er doch den guten Katholiken nicht so wehe thäte. Zum Glück für sie stand Schottland in Flammen, der Reformator Schottlands, Johann Knox, regte das Volk durch seine Predigten auf, sie hatten Mühe zu entkommen und waren froh, als sie in einem elenden Aufzuge, Paris erreichten,

wo Zapata Studirens halber zurückblieb, wärend sich die beiden andern zu Fuße nach Italien aufmachten. Der Bischof von Armagh begab sich, nach ihrer Rückkehr, wieder selbst nach Irland. Ich sehe wohl, sagte er, wenn die Schafe nicht die Stimme ihres Hirten hören, so wird nichts zu machen sein. Wie durch ein Wunder entging der blinde Mann, indem er heldenmüthig seine ganze Diözese durchreiste, allen Gefahren, war später auf dem Konzil zu Trient, und starb in Paris, eben im Begriffe wieder nach Irland zu reisen.

Die Sendung Salmerons und Broets nach Irland ist für uns noch merkwürdig durch eine Art Verhaltungsregel welche Loyola den Sendlingen mit auf den Weg gab. Er empfahl ihnen darin: Sie sollten im Gespräche mit Jedermann, insonderheit aber mit geringeren Leuten und mit ihres Gleichen vorsichtig und wortkarg sein, dem Anderen ein williges und geduldiges Ohr leihen, Jeden ausreden lassen, so lange er noch irgend etwas zu sagen wüsste, und dann kurz und mehr in leicht hingeworfenen Bemerkungen antworten. Sie sollten es sich angelegen sein lassen, Gott zu Dienste, sich die Menschen geneigt zu machen, dem Apostel nacheifernd, der Allen alles geworden, damit er allenthalben Etliche selig mache. Nichts nehme die Menschen mehr ein, als wenn man sich in Sitten und Art ihnen an=

bequeme; das sollten sie denn, so weit es recht und billig wäre, thun, mit dem Lebhaften lebhaft sein, mit dem Bedächtigen bedächtig. Wer von ihnen Neigung zum Aufwallen in sich spüre, der solle mit großer Sorgfalt über sich wachen, wenn er es mit einem Reizbaren zu thun habe. Um die Menschen zur Tugend zu bewegen, müsse man dieselben Waffen gebrauchen, deren sich der Satan zu dem entgegengesetzten Zwecke bediene, — wie das schon der h. Basilius angerathen habe; nämlich nicht offen müsse man seinen Anlauf machen, sondern verdeckt und unvermerkt: erst das Gute loben was man an dem Andern wahrnehme und der Fehler schweigen, dann, wenn man sich seines Zutrauens erst bemächtigt habe, allmählig einen Schritt weiter gehen, Anfangs die Laster die man bekämpfen will, nur wie zufällig und leise berühren, und sodann immer stärkere Medizin gegen die Krankheit der Seele anwenden, so daß „wenn der Eingang gewissermaßen ihr, der Ausgang desto sicherer unser sei." Solchen die etwa an Schwermuth und Trübsinn litten, sollten sie, um dieselben zu heilen, mit heiteren Mienen und liebreich nahen. Bei Allem was sie thäten und redeten, nicht nur öffentlich sondern auch in der Stille und unter vier Augen, sonderlich bei Versuchen Andere zu versöhnen, sollten sie stets daran denken, daß alles was noch so heimlich vorgenommen werde, einstmals kund

und öffentlich werden könnte, und stets so reden und handeln, daß es sie in diesem Falle nicht zu gereuen brauchte. Alles was ihnen obliege, sollten sie lieber einen Tag früher als später angreifen, und was sie sich auf morgen vorgenommen hätten, lieber heute thun. Kein Geld sollten sie annehmen, unter welchem Vorwand es immer sei, und wenn sie sich genöthigt sähen, in Folge der päpstlichen Vollmacht, Geldbußen wegen Dispensazionen aufzulegen, das eingezogene Geld lieber durch Dritte an Arme vertheilen oder zu frommen Zwecken verwenden lassen. Mit Vornehmen sollte Brouet verhandeln, der dazu am besten unter ihnen geeignet sei. Wo eine Meinungsverschiedenheit obwaltete, sollten sie unter einander Rathes pflegen und das thun, was zweie von ihnen gegen einen beschließen würden. Sie sollten öfters nach Rom berichten, sogleich nach ihrer Ankunft in Schottland, sodann nach ihrer Landung in Irland, und von da ab wenigstens von vier zu vier Wochen."

Nicht minder merkwürdig sind die Verhaltungsregeln welche Ignaz denjenigen Professen der Gesellschaft, die als päpstliche Theologen nach Trient auf das ökumenische Konzil gesendet wurden, mitgab.

Ein allgemeines Konzil, auf dessen Einberufung schon bei dem Beginne der großen kirchlichen Spaltung, besonders von Deutschland her mit Ernst gedrungen worden war, während die Päpste vor einem solchen seit

jenen des vorigen Jahrhunderts zu Kostnitz und Basel eine heilige Scheu hatten, sollte endlich jetzt, im Jahre 1545, da es zu einer Beilegung des Zwiespalts in der Kirche nichts mehr fruchten konnte, wirklich zu Stande gebracht werden. Die Kirchenversammlungen zu Kostnitz (1414 — 1418), und zu Basel (1431 — 1442) hatten mit dem römischen Stuhl um den Besitz der „Unfehlbarkeit," d. h. im praktischen Verstande, des höchsten gesetzgebenden Ansehens in der Kirche gerungen. Der Kanzler der Universität von Paris, Johann Gerson, an der Spitze einer reformatorischen Partei auf dem Kostnizer Konzile hatte behauptet, daß eine in aller Form berathende und beschließende Versammlung von Bischöfen aus der gesammten Christenheit über dem Papste stehe, daß die Dekrete einer solchen Versammlung auch für den Papst verbindlich seien, daß eine solche Versammlung auch Päbste richten und absetzen könne. Diese auf eine aristokratische Verfassung der Kirche abzielenden Grundsätze, welche auf den gedachten Konzilien den Sieg davon trugen, liefen dem streng monarchischen Prinzip entgegen welches sich seit dem 13. Jahrhundert allmählig immer mehr der Geister bemächtigt und in der Verfassung der Kirche noch eher als in den weltlichen Staats-Verfassungen zur Geltung gekommen war. Zu erschüttern vermochten sie das monarchische Princip nicht mehr, weil dessen vollständige Ausbildung

durch die ganze vorangehende Entwickelung gefordert war, und aus den zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zur Herrschaft hindurchgedrungenen Vorstellungen mit solcher Nothwendigkeit folgte, daß es, wie auf römischer Seite in Bezug auf den geistlichen Oberherren, so auf Seiten der Evangelischen jetzt in Bezug auf die einzelnen weltlichen Landesherren von den einflußreichsten Theologen und Juristen behauptet wurde. Aber wenn auch keinen Umsturz, wenn auch nicht einmal Beschränkungen der hierarchischen Zentralgewalt, doch wenigstens Belästigungen, Rügen, Händel und Sorgen mancher Art hatten die Päbste von der Opposizion jedes neuen allgemeinen Konzils zu fürchten. Schon gegen das Baseler Konzil hatte Papst Eugen IV., nachdem ihn das Konzil in seiner 28 Sitzung kontumazirt und mit förmlicher Einleitung eines Prozesses bedroht hatte, ein anderes Konzil zu Ferrara aufzustellen nöthig gefunden, welches nachher (1438) nach Florenz, und endlich (1442) nach Rom verlegt wurde. Das Bestreben der Päbste musste seitdem darauf gerichtet sein, Konzilien, wenn sich deren Zusammenberufung der politischen oder kirchlichen Verhältnisse halben durchaus nicht mehr sollte vermeiden lassen, wenigstens nur unter so vortheilhaften Bedingungen des Ortes, der Zeit und der Zusammensetzung zu veranstalten, daß der Einfluß des römischen Oberhauptes in der Ver-

sammlung überwiegend sein musste. Als Pius II., jener gelehrte Aeneas Sylvius Piccolomini, einst als Sekretär des Baseler Konzils, Genoss der reformatorischen Partei, dann aber als Papst eifrig bedacht, die Vollgewalt des römischen Stuhles zu behaupten, im Jahre 1459 einen Konvent zu Mantua veranstaltet hatte, um zum Türkenkriege aufzufordern, verdammte er dort in einem Dekrete die schon zur Sitte gewordenen Berufungen auf ein künftiges Konzil, deren Folgen, sagte er, nur Bedrückung der Armen durch die Mächtigen, Straflosigkeit der Verbrechen, Beförderung eines aufrührerischen Sinnes wider den obersten Sitz und Untergrabung der gesammten kirchlichen Disziplin und hierarchischen Ordnung wären, kurz ein Giftstoff, den man aus der Kirche vertilgen müsste; jeder Vernünftige könne es nur lächerlich finden, daß man an etwas appellire das gar nicht da ist, und davon Niemand wissen kann, wann es sein wird.

Durch siebzig Jahre seit dem erwähnten florentinischen Konzil ließen sich die Päpste keines wieder abnöthigen, bis denn im Jahre 1511, nachdem Papst Julius II. sich bei seiner Thronbesteigung feierlich anheischig gemacht hatte, eine allgemeine Kirchenversammlung einzuberufen, und nun schon über sieben Jahre verstrichen waren, ohne daß er es that, der König von Frankreich Ludwig VII. und der deutsche Kaiser Maxi-

milian aus eigener Macht eine Kirchenversammlung zu Pisa veranstalteten, der, als einer unrechtmäßigen, gegenüber Julius II. jetzt endlich in Rom, als dem angemessensten und sichersten Ort, ein Konzil (das V. lateranische) in aller Hast zusammenbrachte, welches 1512 begonnen und noch unter Leo X bis 1517 fortgesetzt wurde.

Nachdem nun die deutsche Reformazion begonnen hatte und das kirchliche Zerwürfniß von Jahr zu Jahr größer wurde, schien dem deutschen Kaiser und den Ständen des Reiches die Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung dringender denn je nöthig. Auch die Partei der Evangelischen wünschte Anfangs mit Lebhaftigkeit eine solche Versammlung, aber, wie sich von selbst versteht, nicht etwa eine, deren Beschlüsse der Papst nach seinem Belieben zu lenken vermöchte, sondern, wie man sich ausdrückte, ein „allgemein, frei, christliches Konzil" auf deutschem Boden, das über die Kirchenfrage „unparteiisch" entschiede. Eine unmögliche Forderung, wie man sieht. Denn mussten nicht die Parteien der beiden einander schroff entgegengesetzten Richtungen, welche bereits mit vieler Klarheit und Bestimmtheit sich von einander zu scheiden anfingen, die Bestandtheile des Konzils bilden? Wie konnten die Parteien unparteiisch sein? Die Evangelischen hofften natürlich, daß wenn es nur zu einer gemeinsamen Erörterung der streitigen Fragen käme, die Gewalt der

Wahrheit, welche sie ganz auf ihrer Seite zu haben glaubten, siegen, glänzend siegen müsste und würde. Wie hätten sie, durchdrungen von der Lebhaftigkeit ihrer Ueberzeugung, fühlen können, daß auch die Gegenpartei von einer in sich zusammenhängenden, tief begründeten und aus der Entwickelung der christlichen Vorstellungen mit Nothwendigkeit entstandenen Anschauungsweise, die jener der Evangelischen gegenüber vollkommen berechtigt und sehr lebensfähig war, gefangen und getragen, nicht minder lebhaft von der Richtigkeit dieser Anschauungsweise, als die Evangelischen von der Richtigkeit der ihrigen überzeugt sein musste? Vor den theologischen Siegen der Evangelischen auf einem allgemeinen Konzil würde man sich denn auch katholischer Seits nicht sonderlich gefürchtet haben, man glaubte sich seiner Sache ebenso gewiß als die Gegenpartei sich der ihrigen. Was gefürchtet wurde war die Unabhängigkeitslust vieler Bischöfe, die zu Kostnitz und zu Basel hinlänglich erpropte Opposizion gegen das päpstliche Primat, welcher jetzt noch weit schärfere Waffen zu Gebote standen als damals, und schon überhaupt jedes Rechten mit dem Papste, das in so böser Zeit, selbst wenn das römische Prinzip siegte, dennoch zur Erschütterung des päpstlichen Ansehens beitragen konnte.

Dem Kaiser war es darum zu thun, Frieden im Reiche zu haben; die religiösen Wirren legten seiner

Politik unsägliche Schwierigkeiten in den Weg, und der ganze Zustand des Reiches in Bezug auf den Zwiespalt zwischen den altgläubigen und den protestantischen Ständen war, allen Reichstagsabschieden zufolge, als nur einst=weilen, und zwar bis ein Konzil zu Stande käme, ge=ordnet und festgestellt zu betrachten. Bei jeder Gelegenheit drang daher der Kaiser in Clemens VII., eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen. Allerdings aber wünschte der Kaiser bei der Eifersucht die zwischen ihm und dem römischen Herrn bestand, ein Konzil, auf welchem er Macht genug besäße, um zu verhindern, daß nicht die päpstliche Macht neue Stärkung daraus zöge, und um möglichst zu bewirken, daß die Beschwerden der deutschen Nazion gegen den römischen Stuhl ernstlich berücksicht würden. Was hätte der Papst mehr zu scheuen ge=habt, als ein Konzil dieser Art? Im Jahr 1527, als Clemens in des Kaisers Händen war, hatte er sich an=heischig machen müssen, demnächst ein Konzil zu veran=stalten; es sei ihm selbst daran gelegen, hatte er gesagt, damit, und diesen Zweck des Konzils erkannte auch Carl V. an, die Kirche wieder in Ordnung gebracht und die luthersche Ketzerei vertilgt würde. Im Jahre 1530 während des Augsburger Reichstags wurde wie=der sehr lebhaft wegen des Konzils zwischen dem Kaiser und dem Papst unterhandelt. Der Papst sagte stets, er habe nichts dawider, sei bereit dazu; doch stellte er

vor, was für Gefahren auch dabei sein würden. Für ihn selbst war eine der widrigsten, die er freilich nicht namhaft machte, die, daß er unangenehme Erörterungen über die Legitimität seiner Geburt, über die Art wie er emporgestiegen war, und über die Mittel und Wege seiner Politik zu scheuen hatte. Er verlange aber, setzte Clemens hinzu, daß die protestirenden Stände sich zuvor der Kirche wieder unterwürfen, dann wollte er augenblicklich das Konzil ankündigen, und als Sitz desselben schlage er Rom vor. Da diese Bedingung, deren Erfüllung übrigens der Kaiser zu Augsburg den Ständen wirklich zumuthete, unerfüllbar war, so blieb es beim Alten, und dem Kaiser war nichts übrig gelassen, als **1533**, da er mit dem Papst eine Zusammenkunft in Bologna hatte, sein Dringen auf die Einberufung des Konzils zu erneuern; nicht minder vergeblich als früher, da Clemens sich hinter den König von Frankreich steckte, der, sagte er, nicht dazu zu bringen wäre, für jetzt in die Berufung des Konzils zu willigen.

Auch für Paul **III.** bestanden einige der persönli- Gründe, welche seinem Vorgänger die Einberufung eines Konzils zuwider machen mussten; daher hielt man es auch seinerseits für nicht ernstlich gemeint, als er sich von Anfang seiner Regierung an entschlossen erklärte, ein Konzil abhalten zu lassen. Dennoch kündigte Paul wirklich im Jahre **1535** das Konzil an;

wegen des wieder ausbrechenden Krieges zwischen dem Kaiser und dem Könige kam es nicht zu Stande. Die Ankündigung wurde zwar wiederholt, aber die evangelischen Fürsten hatten kein Herz mehr zu einem päpstlichen Konzile. Sie beschlossen zu Schmalkalden, wo sie Versammlung hielten, im Februar **1537**, ein Konzil zurückzuweisen, welches der Papst ausdrücklich nur zu dem Zwecke, daß die luthersche Ketzerei ausgerottet werde, zu berufen gemeint sei, und schrieben an den Kaiser, er möchte ihnen zu einem wahrhaft freien Konzil im deutschen Lande verhelfen. Da der Kaiser nicht nachließ, und auch bei jener schon oben erwähnten Zusammenkunft mit Paul in Lucca **1541** wieder die Einberufung des Konzils forderte, erließ der Papst **1542** eine Bulle, worin er Trient zum Orte des Konzils bestimmte und die Eröffnung desselben auf den bevorstehenden **1.** November festsetzte. Das Konzil scheint damals dem Papste selbst höchst wünschenswerth gewesen zu sein. Eine Vermittlung zwischen den beiden großen kirchlichen Parteien, welche man **1541** zu Regensburg, mit Hülfe eines sogenannten Religionsgespräches unter den dazu erwählten römischen und evangelischen Theologen, versucht hatte, war ungeachtet des besten Willens der von beiden Seiten daran gesetzt wurde, gänzlich verunglückt. Doch musste man irgendwie zu einem Ende zu kommen suchen: als das letzte

Mittel bot sich die Autorität einer allgemeinen Kirchenversammlung dar. Zudem hatte der Kaiser zu Regensburg das Konzil auf eigene Hand als bevorstehend angekündigt, ohne des Papstes zu erwähnen: dieser Umstand bewog die Römer auf ihrer Hut zu sein. Ein Konzil in den Händen des Kaisers hätte Paul **III.** nimmer zugelassen. Er machte daher endlich Ernst, und schickte Legaten nach Trient. Aber auch diesmal gab es Hindernisse, und die wenigen Bischöfe die sich einfanden, gingen unverrichteter Sache wieder auseinander.

Da erklärte Kaiser Carl zu Speier auf dem Reichstage **1544**, als er die Hülfe der Stände zum Kriege gegen die Türken und gegen Frankreich dringend nöthig hatte, er werde nächsten Reichstag den Ständen einen Entwurf einer christlichen Reformazion vorlegen lassen, gab auch zu, daß Seitens der einzelnen Stände dergleichen Entwürfe eingebracht würden, und versprach mit Ernste ein solches Konzil wie es die evangelischen Stände immer gefordert hatten, ein „gemein, frei, christliches Konzil."

Nachdem ihm die Reichshülfe gewährt war, drang der Kaiser alsbald tief in Frankreich ein — es ist dies der vierte seiner französischen Kriege — und zwang seinem Feinde einen Frieden ab, welcher den **14.** September zu Crespy geschlossen wurde. Es entspann sich zu Crespy ein Einverständniß zwischen den beiden alten Gegnern, welches, wie sie ausdrücklich verabrede=

ten, auch benutzt werden sollte, den kirchlichen Frieden in der christlichen Welt wieder herzustellen.

Paul III. der schon die erwähnten Verhandlungen zu Speier und den Abschied dieses Reichstags schmerzlich empfunden und auch sein Mißvergnügen darüber in einem Schreiben an den Kaiser (von 24. August 1544) geäußert hatte*), mochte nun wohl etwas Aehnliches befürchten wie jenes Pisanische Konzil von 1511, wenn er sich nicht beeilte, die Iniziative zu ergreifen; zumal er schon im Oktober durch ein Schreiben des Königs von Frankreich in dessen und des Kaisers Namen an das Konzil gemahnt wurde. Unverzüglich — am 7. November kam das Schreiben in einem Consistorio zum Vortrag, und am 19. desselben Monats erging die Einladungsbulle „Laetare Hierusalem u. s. w." — kündigte er die Wiedereröffnung des im Jahre 1542 ausgesetzten Konzils auf den 15. März 1545 an.

Der Papst bestimmte drei Kardinäle welche als seine Legaten nach Trient gehen sollten, Johann Maria de Monte, der ihm nachher unter dem Namen Julius III. auf dem päpstlichen Stuhle folgte, Marcello Cervino, der nach Jenem ebenfalls Papst wurde, unter dem Namen

*) Es ist dasjenige Breve welches Luthern zu einer heftigen Schrift Anlaß gab welche 1545 unter dem Titel „Das Papstthum vom Teufel gestiftet" erschien.

Marcell II., und den glaubenseifrigen und gleich dem Erzbischof von Armagh nach Rom geflüchteten Engländer Raginald Pole. Diesen Kardinälen wurden als päpstliche Theologen zwei Mitglieder der Gesellschaft Jesu beigegeben, Lainez und Salmeron. Außer diesen beiden wurde auch noch Le Jay nach Trient geschickt, aber nicht unmittelbar vom Papste, sondern von dem Bischof von Augsburg, dem Le Jay damals zur Verfügung gestellt war.

Lainez und Salmeron waren noch junge Männer, Lainez 34, Salmeron kaum 31 Jahre alt. Ignaz gab ihnen eine ausführliche Anweisung über ihr Verhalten auf dem Konzile mit. Vorzüglich glaubte er, ein demüthiges Bezeigen ihnen anempfehlen zu müssen. Die Ehre welche der Gesellschaft dadurch widerfuhr, daß der Papst aus ihrer Mitte die zu dieser wichtigen Sendung bestimmten Gelehrten wählte, konnte Mißgunst erwecken, die sicherlich gesteigert worden wäre, wenn sich die jungen Doktoren auch nur im Mindesten anmaßend und herausfordernd betragen hätten. Orlandino bemerkt dies ausdrücklich.

„Dreierlei," sagte Ignaz in dieser Verhaltungsregel, „sollt ihr bei eurem Geschäfte wohl in Obacht nehmen, erstlich, auf dem Konzile selbst, die grössere Ehre Gottes und das gemeine Beste der Kirche, zweitens, in euerem Verhalten außerhalb der Versammlungen, eure alte Aufgabe euch der Seelen fleißig anzunehmen, drittens, unter

euch selbst und allein die Pflege eures Geistes und Wesens, daß ihr euch nicht gehen lasset, sondern unablässig an euch arbeitet, um euch zur Erfüllung des euch gewordenen Auftrages geschickt zu machen.

„Auf dem Konzile ziemt es sich, daß ihr euch im Reden nicht übereilet, daß ihr euch mit Besonnenheit und mit Wohlwollen über das was geschieht und geschehen muß, äußeret, daß ihr die Reden der Andern aufmerksam und geduldig anhöret, stets beflissen in Sinn und Absicht mit Schärfe einzudringen, damit ihr sicher beurtheilen könnet, was zu einer Entgegnung Anlaß giebt, und was besser mit Stillschweigen übergangen wird. — In streitigen Sachen werden stets die Gründe für und wider auszuführen sein, damit ihr nicht voreingenommen von eurer Meinung erscheinet, und alles mit möglichster Bedachtnahme darauf, daß Niemand sagen könne, ihr hättet ihm in eurer Rede Unrecht oder wehe gethan. — Ihr sollt für eure Meinungen Niemanden der noch lebt anziehen, hauptsächlich wenn er vornehm und hochgestellt ist, es sei denn daß ihr dazu besondere, reiflich erwogene Gründe hättet; und dann Jedem gerecht, Keinem gehässig. — Sind Gegenstände über die gestritten wird, von der Art, daß sie eueren Widerspruch herausfordern, so sollt ihr euere Ansicht mit vollkommener Gemüthsruhe und mit Bescheidenheit vortragen, und ausdrücklich hinzufügen:

„wofern ich nicht irre" oder dem ähnliches. — Endlich müsset ihr nie außer Acht lassen, daß es beim Streit über wissenschaftliche Gegenstände, betreffen sie nun Menschliches oder Göttliches, am besten ist, Punkt für Punkt langsam, mit Geduld und Ruhe, nicht hastig und wie im Fluge, zu behandeln, den Gegner aber nicht mit euch fortreißen zu wollen, sondern, so weit es irgend zulässig ist, ihm nachzugehen und ihm in allen Wendungen die er nehmen will, zu folgen.

„Außerhalb der Versammlungen lasset keine Gelegenheit, euch um den Nächsten verdient zu machen, ungenutzt vorübergehen. Ja, schaffet euch die Gelegenheiten, Beichte zu hören, zu predigen, geistliche Uebungen oder Kinderunterricht zu geben, die Kranken in Hospitälern zu besuchen und zu pflegen, auf daß um so reichlicher die Kraft des Gottesgeistes auf die Gesammtheit herniederströme, je eifriger sie durch solche Werke der Demuth und der Liebe geweckt wird. — In eueren Predigten sollt ihr keinen Punkt berühren welcher zwischen den Protestanten und den Rechtgläubigen streitig ist, sondern eure ganze Rede sei darauf gerichtet, die Menschen zur Besserung der Sitten und zum Gehorsam gegen die katholische Kirche zu bewegen. Gedenket aber oft, besonders am Schlusse der Rede, des Konziles, und empfehlet dem Volke, für dasselbe zu beten. — Was das Beichthören anlangt,

so haltet euch so, daß ihr dem Beichtkinde nichts ins Ohr saget, was ihr nicht auch von den Dächern prediget, und sprechet im Geheimen kein Wort, das nicht aller Welt kund werden könnte; wollt ihr eine Pönitenz zuerkennen, so verordnet Gebete für einen glücklichen Ausgang des Konziles. — Auch wenn ihr zu geistlichen Uebungen Anleitung gebet, lasset alles was ihr dabei vertraulich redet, so beschaffen sein, daß ihr es eben so gut öffentlich sagen könntet. — Beim Kinderunterrichte versäumet nicht, euch der Fassungskraft des zarten Alters und der geringen Leute welche zuhören, anzubequemen. Auch Die ermahnet am Schlusse zum Gebete für die heilige Synode. — Die Krankenhäuser sollt ihr wechselweise je den vierten Tag besuchen, und zwar zu Stunden, in welchen es den Kranken nicht lästig ist, ihnen die Beichte abnehmen, die Sünden vergeben, Trost einsprechen, und nicht blos mit Worten ihnen beispringen, sondern auch, so viel ihr könnt, mit kleinen Gaben. Auch sie sollt ihr auffordern des Konziles in ihren Gebeten eingedenk zu sein. — Ist bei den Verhandlungen über Streitfragen grosse Ueberlegung und Sparsamkeit in Worten räthlich, so wird umgekehrt, da wo es gilt die Gemüther zur Frömmigkeit zu stimmen, eine überströmende, warme, bewegte Rede empfohlen.

„Hinsichts eurer Gesellschaftspflicht müsset ihr ja wohl wissen, was euch geziemt. Jedoch vor

Allem denket daran, daß ihr stets die größte Uebereinstimmung unter euch bewahret; berathet alles gemeinschaftlich was ihr reden und was ihr thun wollt, und Keiner traue seinem Urtheil und seiner Klugheit allein. — Damit die Demuth und die gegenseitige Liebe desto größer unter euch sei, soll jeden Abend, wenn ihr beide, und mit Le Jay zusammenkommt, um euch über den verlebten Tag und über das was bevorsteht zu besprechen, Reihe um je einer von euch die beiden anderen auffordern, offen zu sagen, was sie an ihm auszusetzen und zu tadeln gefunden hätten, und dem Tadel keine Entschuldigung entgegenstellen, außer wenn es verlangt und geheißen wird. Auch Morgens sollt ihr mit einander berathen was den Tag über zu thun sei, und einmal oder zweimal täglich soll Jeder mit sich selbst über sein Thun und Lassen Rechnung halten."

An der Weisung, welche Loyola den Sendlingen für Trient gab, in ihren erbaulichen Gesprächen die Worte und das Feuer nicht zu sparen, kann man sehen, mit wie vieler Berechnung er zu Werke ging. Denen die nach Irland gesandt wurden, wo das Terrain ihm wenig bekannt und unsicher war, hatte er empfohlen, unter allen Umständen wortkarg und zurückhaltend zu sein,*) Denen die in Trient wirken sollten, wo sich auf

*) Siehe oben S. 423.

empfängliche Gemüther rechnen ließ, empfahl er Wortfülle und Lebhaftigkeit.

Von den Berichten nach Rom, wie wir solche in der Verhaltungsregel der beiden irländischen Sendlinge vorgeschrieben fanden, ist in der Verhaltungsregel für Trient nicht die Rede; jedoch wohl nur deshalb, weil es in dieser Hinsicht keiner ausdrücklichen Erinnerung mehr zu bedürfen schien. Schon in der frühesten Zeit scheint Ignaz die Sitte eingeführt zu haben, alle Briefe welche von den Sendlingen der Gesellschaft bei ihm einliefen, insoweit sie Nachrichten enthielten, welche die Lage und das Wohl der ganzen Gesellschaft betrafen, und nicht etwa nur den General allein angingen, in Abschriften den in der Welt zerstreuten Genossen zuzuschicken. Zuerst im Jahre **1540**, als er mit Salmeron und Codure allein in Rom zurückgeblieben war, fing er an, den auswärtigen Mitgliedern über alles was sich in Rom mit der Gesellschaft zutrug, umständliche Nachrichten mittheilen zu lassen, und es ist wohl möglich, daß gleich damals die von auswärts eingegangenen Nachrichten mit beigefügt wurden. Daß es wenigstens bald nach der Stiftung der Gesellschaft geschah, ist gewiß. Er wollte, daß alle einzelnen Glieder der Gesellschaft stets von einander wüßten; sie sollten wie Eine große Familie sein, und, wenn auch durch Länder und Meere getrennt, alle einander in

Liebe und stäter Theilnahme umfassen. — Von Anfang an schrieben sich die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft untereinander Briefe. Im Jahre 1547 führte Ignaz als stehenden Brauch ein — Orlandino sagt: „nach der Sitte der ältesten Kirchen unter einander, welche Sitte Basilius mit Recht von den Zeiten der Apostel herleitet“ — daß alle vier Monate die zerstreut lebenden Mitglieder der Gesellschaft von allen Uebrigen Briefe erhielten. Später da sich die Gesellschaft mehr ausbreitete, geschah es alle halbe Jahre. Endlich wurde es Regel, alle Nachrichten die sich das Jahr über in Rom anhäuften, gesammelt und nach Provinzen geordnet den verschiedenen Sitzen (den sogenannten „Domizilen“), welche die Gesellschaft nach und nach in allen Ländern gründete, zuzusenden. Dies sind die Jahresberichte, „literae annuae,“ welche Jahr für Jahr für die einzelnen Provinzen gedruckt wurden, und welche eine der vornehmsten Quellen bilden, aus denen die von der Gesellschaft selbst veranstaltete und von ihren hierzu nach und nach beauftragten Sekretären Orlandino, Sacchino, Juvencus und Cordara in lateinischer Sprache verfaßte Geschichte des Ordens*), welche bis zum Jahre 1621 reicht, gearbeitet wurde.

---

*) Historiae Societatis Jesu. 7 Theile in Folio.

Es ist schon erwähnt, daß eine Anzahl von Novizen zum Studiren nach Paris gegangen war. Ueberhaupt liebte es Ignaz, die jüngeren Genossen der Gesellschaft fleißig hierhin und dorthin zu schicken. Während die ältern Mitglieder größtentheils vom Papste verwendet wurden, nur einige vom Generale selbst, theils in Rom, theils auswärts, machte letzterer auch den übrigen auf mancherlei Weise zu thun. Sie sollten an Rastlosigkeit gewöhnt werden. Den Jacob Eguia, welchen er jenen Studenten der Gesellschaft als Aufseher mit nach Paris gegeben hatte, rief er bald wieder von dort zurück, um ihn in Rom zu gebrauchen, und setzte an Eguias Stelle einen gewissen Geronimo Domenec. Gleich darauf schickte er Eguia mit Araoz, dem ersten welcher nach den zehn Gründern der Gesellschaft die vier Gelübde im Jahr 1542 feierlich ablegte, nach Spanien, um, wie es scheint, die dortigen Gönner der Gesellschaft warm zu erhalten und derselben neue Freunde zu gewinnen. Immerfort dachte er darauf, Kolonien auszusenden. Sieben Jünglinge ließ er im April 1541 nach Avignon reisen, von wo aus zweie von ihnen, darunter der öfters angeführte, damals noch sehr junge Pedro Ribadeneira, wie es scheint, ein besonderer Liebling Loyola's, dessen Lebensgeschichte er auch später mit großer Liebe schrieb, ebenfalls nach Paris gehen und dort studiren sollten. Fünf schickte er nach Portugal: von diesen sollten dreie

sich mit Jenen die schon bei Rodriguez in Lissabon waren, vereinigen und später nach Coimbra ziehen, wo der König eine Universität gestiftet hatte und jetzt auch der Gesellschaft ein Collegium bauen ließ, das erste das sie überhaupt besaß; die zwei anderen sollten dem Xaviero nach Indien nachreisen. Das ist nur was in den ersten zwei Jahren seit der Bestätigung in dieser Hinsicht geschah. — Auch Lefèvre schickte die Neugewonnenen welche er unter seiner Obhut hatte, auf Reisen. Als er 1541 Spanien verließ, um nach Deutschland zu gehen, schlossen sich ihm zwei Priester an, die ihn begleiteten und in die Gesellschaft traten. In Speier sandte er sie aus, nach apostolischer Weise ohne Geld und Tasche, s. Matth. 10, 9—11. Als sie zurückkamen, versagte er es sich, mit ihnen im Gespräche sich zu ergehen, sondern eilte Gott für ihre Rückkunft zu danken, auf Alle die ihnen auf ihrem Wege Gutes erzeigt hatten, Gottes Segen, und über Alle die sie übel behandelt hatten — Gottes Barmherzigkeit herabzuflehen; erst nachdem dieser Pflicht genügt war, ließ er sich von ihnen erzählen.

Für die Wanderer der Gesellschaft war die Art zu reisen, welche die ersten Mitglieder derselben von Anfang an unter sich eingeführt hatten, zur Regel geworden: sie gingen immer zu Fuße, bettelten meistens ihren Unterhalt, suchten Herberge in Hospitälern, beteten beim

Ein- und Ausgange, lasen, wenn sie schon Priester waren, täglich Messe, und Die welche die Weihen noch nicht hatten, kommunizirten wöchentlich wenigstens einmal; kaum angelangt an einem Orte, gingen sie, nach kurzer Rast, hinaus auf die Gassen oder Plätze, um zu predigen; ungestörte Eintracht war unverbrüchliches Gesetz; der schwächste ging voraus, damit Niemand über seine Kräfte angestrengt würde; erkrankte Einer von ihnen, so blieben Alle am Orte und warteten die Genesung ihres Bruders ab, oder wenn diese zu weit hinaus lag, so ließen sie ihm Einen aus ihrer Mitte zum Pfleger.

Häuser, Kollegien und Gymnasien der Gesellschaft.

Die reisenden Mitglieder der Gesellschaft gewannen derselben fast überall wohin sie kamen, neue Jünger: sowohl die eigentlichen Professen, d. h. diejenigen welche die vier Gelübde feierlich und förmlich (solenniter) *) abgelegt hatten, als auch jene Anderen welche, wie z. B.

*) Nach dem katholischen Kirchenrecht wird nämlich von Alters her (man will schon Spuren davon im 4. Jahrhundert finden) zwischen förmlichem (votum solemne) und einfachem Gelübd (simplex) unterschieden. Die Folgen beider Arten von Gelübden sind in mancher Hinsicht ungleich, indem z. B. das solenne Keuschheitsgelübd eine vor oder nach der Gelübdleistung eingegangene Ehe ungültig macht. Das solenne Gelübd ist, nicht nothwendig, aber in der Regel, mit der Profession eines Ordens verbunden, wodurch diejenige Person, welche den Profeß leistet, die Pflichten welche die betreffende Ordensregel auflegt, vollständig übernimmt und die Privilegien des Ordens erwirbt.

Strada und Domenec, die förmliche Profession noch nicht geleistet hatten, aber doch schon als der Gesellschaft angehörig betrachtet wurden, da sie sich ihr ganz widmeten und unter dem Gehorsame des Generals lebten. Die Ablegung der gewöhnlichen Klostergelübde, d. h. deren der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams, wurde von Allen gefordert, welche sich der Gesellschaft als thätige Glieder und Gehülfen anschlossen, gleichviel ob sie späterhin in die Zahl der Professen aufgenommen werden würden, was von der Art wie sie die Prüfungszeit überstanden und von dem Ermessen des Generals abhing.

Dafür, daß ihrer Aufnahme als wirkliche Professen, sobald sie dessen würdig gefunden wurden und so groß ihre Zahl inzwischen auch geworden wäre, kein gesetzliches Hinderniß im Wege stünde, ward im Jahre 1542 gesorgt; die Gesellschaft bat, „weil viele Gläubige zu Paris und auf andern Universitäten dermalen studirten, welche die Profession der Gesellschaft zu leisten wünschten, nicht aber allesämmt zugelassen werden dürften, solange die Beschränkung der Gesellschaft auf sechzig Professen bestehe," um Aufhebung dieser Beschränkung, und der Papst willfahrte ihr, nach eingeholtem Gutachten der für die Gnadenbewilligungen niedergesetzten Behörde (der congregatio signaturae gratiae), durch Bulle vom 14. März, indem er darin verordnete, daß „diejenigen Gläubigen,

so die, laut der ursprünglichen Formula, nach bestimmten von der Gesellschaft festgestellten und noch festzustellenden Konstituzionen eingesetzten Prüfungen bestanden hätten, jederzeit und wieviel ihrer immer wären, in die Gesellschaft frei und ungehindert als deren wirkliche Mitglieder aufgenommen werden könnten." In derselben Bulle wurde noch ausdrücklich der Gesellschaft, „Kraft apostolischer Autorität" das Recht ertheilt, „Konstituzionen, wie sie solche dem Zwecke der Gesellschaft entsprechend und zum Ruhme Jesu Christi und des Nächsten Wohle dienlich erachten würde, festzustellen, die bereits erlassenen und noch zu erlassenden je nach Zeit, Ort und Umständen, abzuändern, umzugestalten, oder gänzlich wieder aufzuheben und neue an deren Stelle zu setzen, welche dann in ihren Veränderungen oder in ihrer Neugestalt gleichfalls als kraft gedachter apostolischer Autorität ohne Weiteres genehmigt und bestätigt erachtet werden sollen."

Daß aber die Gesellschaft sich auch derjenigen jungen Leute die noch nicht in die Zahl der Professen aufgenommen waren, weil erst deren Tüchtigkeit im Dienst erprobt werden sollte, unbedenklich zu ihren Missionszwecken bedienen könnte, auch dafür ward, nachdem es bereits ganz von selbst Brauch geworden, bald auch noch durch gesetzliche Sankzion gesorgt. Unterm 3. Juni 1545 begnadigte sie Paul III. mit einem

Breve, welches „in Anbetracht der reifen Frucht so die Gesellschaft Jesu anhero in Gott, dem Herrn gebracht hat und zu bringen nicht aufhört, und im vollsten Vertrauen im Herrn auf die in der Gesellschaft herrschende Frömmigkeit, Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit, Sittenstrenge und Erfahrenheit" nicht nur der Gesellschaft überhaupt, sondern auch „Jedem zu ihr Gehörigen, welcher von dem Generale der Gesellschaft dazu tüchtig befunden und beauftragt würde," das Recht ertheilt, „in allen Kirchen und aller Orten, auf Straßen und Plätzen und wo es sei, dem Klerus und dem Volke das Wort Gottes zu predigen, vorzutragen und auszulegen, den Weg der Wahrheit zu zeigen, zum seligen Leben anzuleiten u. s. f.;" Denen aber der Gedachten, welche Priester sind, das Recht „Personen beiderlei Geschlechts die Beichte abzunehmen, sie von Sünden, auch schweren und enormen, selbst den dem Apostol. Stuhl zur Absolution reservirten, mit alleiniger Ausnahme der in der Bulle Coena Domini enthaltenen, zu entbinden und eine heilsame Buße aufzulegen," Frühmessen in den Dämmerstunden und Nachmittagsmessen zu lesen, Sakramente, ohne daß es dazu einer Genehmigung der Ordinarien bedürfte, jedoch ohne irgend Jemandes Beeinträchtigung, zu verwalten" und Anderes der Art.

Wo sich ein Profeß oder ein Noviz der Gesellschaft, welcher im Auftrage des Generals reiste, auf kürzere

oder längere Zeit niederließ und einige Personen, welche sich der Gesellschaft anzuschließen wünschten, um sich sammelte, um sie den ersten Prüfungen und Uebungen zu unterwerfen, da entstand das was man ein „Haus" oder einen „Sitz" (sedes), ein „Domizil" der Gesellschaft nannte. Waren die jungen Leute, die sich angeschlossen hatten, Solche, welche die Gesellschaft erst noch auf ihre Kosten und unter ihrer Aufsicht studiren ließ, so nannte man den Sitz derselben, anstatt ein „Haus", auch wohl ein „Kolleg," selbst dann, wenn diesem Vereine noch keine bestimmten Unterhaltsmittel angewiesen waren. „Kollegien" im eigentlichen Sinne waren sie jedoch nur in dem Falle, daß sie mit gewissen Besitzthümern oder regelmäßig eingehenden Summen fundirt waren. Man wird sich aus der vom Papste urspruglich genehmigten Formula *) erinnern, daß es der Gesellschaft zwar nicht erlaubt war, für sich selbst Vermögen zu besitzen, daß sie also auch keine mit jährlichen Einträgen versehenen Professhäuser, daß sie aber wohl in den Universitätsstädten zum Nutzen ihrer studirenden Zöglinge Kollegien mit Grundbesitz und festen Einkünften haben durfte. Auf dieses Privilegium hatte Ignaz gleich von Anfang an Bedacht genommen, seinem alten, mit seinen eigenen Jugendleiden theuer

*) S. oben Seite 371.

erkauften Grundsatze gemäß, daß der Studirende, um mit Nutzen studiren zu können, einer sorglosen und gemächlichen Lage bedürfe.

Durch die Wohlthätigkeit eifriger Gönner und Freunde gelangte die Gesellschaft sehr bald in Besitz einiger mit regelmäßigen Einkünften ausgestatteten Kollegien. Das römische Haus ist in dieser Hinsicht nicht als das erste zu nennen. Es war zwar der erste feste Wohnsitz der Gesellschaft, da ihr ein Grundstück dazu geschenkt ward, aber es war nur ein Profeßhaus, also ohne Einkünfte. Es ist schon *) von der Kirche S. Andrea de Phracta die Rede gewesen, deren Pfarrgeschäfte Ignaz auf Ersuchen des Bischofs Archinto übernahm. Eine Nachgiebigkeit die ihm Früchte trug. Der Bischof stellte bald nachher dem Papste vor, daß diese Pfarrkirche in der Stadt sehr überflüssig, der Ort aber auf welchem sie stand, sehr günstig zu einem Profeßhause der Gesellschaft Jesu gelegen wäre. Der Papst bestimmte sogleich das Grundstück zu diesem Behufe. Der Pfarrer von S. Andrea, Vito Cosserio, der, wie schon erwähnt, zu Piacenza am Hofe des Herzogs Ottavio lebte, machte sich, als er hievon Nachricht erhielt, geschwind nach Rom auf, um die Sache womöglich noch zu hintertreiben, stürzte aber unter Weges

*) Oben S 394.

mit dem Pferde das er ritt, und starb an den Folgen des Sturzes. Die Gemeine von S. Andrea wurde nun bei der nahen Kirche S. Marco mit eingepfarrt, welcher der Papst auch die Einkünfte von S. Andrea zuwies, und das Grundstück der Gesellschaft Jesu übergeben. Der ämsige Pietro Codaccio machte unverzüglich Anstalt zum Bau eines geräumigen Wohnhauses, welches mit Hülfe von frommen Spenden aufgeführt und im September **1544** von dem römischen Theile der Gesellschaft, damals gegen dreißig Personen, bezogen wurde. Ein Kolleg mit Einkünften wurde erst später in Rom gestiftet, wie wir weiterhin sehen werden.

Ihr erstes eigentliches Kolleg erhielt die Gesellschaft, wie schon beiläufig erwähnt, in Coimbra. Die Anstalten zur Erbauung eines diesem Zwecke gewidmeten prachtvollen Hauses ließ König Johann im Jahre **1541** treffen; einige Jahre später wies er diesem Kolleg, das er gleich Anfangs mit einer Bibliothek und allen Bequemlichkeiten reich ausgestattet hatte, die Einkünfte zweier Klöster an; auch wurden demselben bald Legate von Privatpersonen zu Theile. Im Jahre **1541** schickte Ignaz aus Rom drei junge Leute als Studenten nach Coimbra, drei andere beordete er von Paris dorthin, unter ihnen Jacob Miro, dem er das Rektorat des neuen Kollegs übergab. Sechs gingen von Lissabon

hin, so daß der erste Stamm des Kollegs aus zwölf Personen bestand. — Das zweite Kolleg der Gesellschaft entstand zu Padua, und zwar ebenfalls schon im Jahre 1541. Dort war ein gewisser Andrea Lippomano, ein sehr frommer Mann, man nannte ihn in Padua gemeinlich den Prior von S. Trinità, der außer diesem Priorate daselbst noch ein anderes hatte, das von Santa Maria Maddelena. Aus dem letzteren beschloß er ein Kolleg der Gesellschaft Jesu zu machen. Zwei jüngere Mitglieder derselben hielten sich nämlich Studirens halber dort auf, der öfter genannte Polanco, der bald darauf als der erste förmlich beamtete Sekretär der Gesellschaft angestellt wurde, und nachmals jene Commentarii verfaßte, aus denen Orlandino und Maffei für ihre Geschichte Loyolas schöpften, und ein gewisser Andrea Frusio; ein dritter war aus Portugal hinzugekommen und ein vierter in Padua selbst gewonnen worden. Im Jahre 1545 genehmigte der Papst, daß das Priorat von S. Maria Magdalena mit einem Theile seiner Einkünfte — das Uebrige behielt sich Lippomano vor — der Gesellschaft übergeben würde, und im Jahre darauf bestätigte er es ihr zu „ewigem Eigenthum." — Als im Jahre 1542, nachdem Kaiser Karl seinen Sohn Philipp mit Mailand, dem alten Zankapfel, belehnt hatte, der schon erwähnte vierte Krieg zwischen Karl V. und Franz I. begann, indem letzterer den vom Papste

zu Nizza 1538 zwischen den beiden Gegnern mühsam zu Stande gebrachten zehnjährigen Waffenstillstand für dadurch gebrochen erklärte, daß einer seiner Gesandten in den kaiserlichen Staaten auf der Durchreise ermordet worden war, erließ Franz ein Edikt, welches allen Unterthanen des Kaisers den Aufenthalt in Frankreich untersagte. Dadurch wurde Domenec mit sieben von den sechzehn in Paris studirenden Zöglingen der Gesellschaft gezwungen, weil sie Spanier waren, die Stadt zu verlassen. Sie begaben sich nach Löwen. Von Löwen wurde Domenec mit zwei anderen nach Rom gerufen; aber Strada und Oviedo blieben noch mit dreien zurück, und Strada machte eine Eroberung an einem dortigen Priester, Cornelius Vuishaven, der die Mitglieder der Gesellschaft in sein eigenes Haus aufnahm. Auch ein neuer Petrus Faber, aus Hall, trat hier in die Gesellschaft. Als der alte Faber (Lefèvre) kurz darauf — aus Deutschland 1543 abgerufen, um nach Portugal zu gehen und von da die an den spanischen Philipp verlobte Tochter des Königs nach Spanien zu begleiten — durch Löwen kam, schlossen sich ihm in dieser Stadt neunzehn Studirte an, theils Theologen, theils Juristen, und mehre bereits graduirt. Inzwischen war von Ignaz, der vermuthlich noch nicht wußte, wie gut die Sachen in Löwen gingen, Befehl gekommen, daß alle dortigen Mitglieder der Gesellschaft sich nach

Portugal begeben sollten. Lefèvre wählte nun von Denen die sich ihm angeschlossen hatten, neun aus — mehre wagte er nicht der Universität zu entführen, denn die ganze Sache hatte schon große Bewegung verursacht, besonders weil Einige wider Willen ihrer Angehörigen mitgingen — und ließ diese unter Leitung Strada's, Oviedo's und Aragonio's sich nach Portugal auf den Weg machen. Den Zurückbleibenden gab er Buishaven gewissermaßen zum Rektor, und so war denn auch in Löwen der erste Grund zu einem Sitze der Gesellschaft gelegt. — In Coimbra wuchs die Zahl Derer die Aufnahme begehrten, so sehr, daß Simon
1544 Ignaz bat, doch ja Niemanden mehr hinzuschicken

Auf solche und ähnliche Weise — bald in Folge von Berufungen jesuitischer Prediger durch Fürsten und Stadträthe, bald mittelst der Aussendungen, welche immer häufiger Ignaz selbst veranstaltete, bald als Ergebniß zufälliger Wanderungen einzelner Mitglieder — entstanden immer mehr Sitze und Kollegien: bis zum Jahre 1545 zunächst noch in Alcala, in Köln, und in Valenzia, 1546 in Bologna, 1547 in Saragossa, 1548 in Messina, 1549 in Palermo, 1550 in Venedig, 1551 in Wien, Rom, Florenz, Neapel, Ferrara, Burgos, 1552 in Modena, Peruggia und Gubbio, 1553 in Genua, Cordova und Lissabon, 1554 in Loreto, Syracus, im Hennegau und in Piacenza, 1555 in Prag,

in Villon und in Murcia, und endlich im Todesjahre Loyolas, 1556, in Siena und in Catania. Viele dieser Kollegien waren freilich noch nicht recht gesichert, und die wenigsten von Anfang an mit Einkünften versehen. Manchen ging es in der ersten Zeit herzlich schlecht; so lebten z. B. im Jahr 1546 die Zöglinge in Alcala, ungeachtet einzelner Unterstützungen die ihnen zu Theil wurden, meist in großer Dürftigkeit und litten fast Hunger.

Die Kollegien waren somit Vereinigungen von jungen Leuten welche die Gesellschaft an öffentlichen Gymnasien und Universitäten studiren ließ, und zwar unter der Aufsicht eines Rektors, dem sie ganz so in Allem zu gehorchen hatten, wie jedes Mitglied der Gesellschaft überhaupt seinem nächsten Vorgesetzten. Die Rektoren wurden in der ersten Zeit bald von Ignaz bestimmt, bald von den reisenden Mitgliedern der Gesellschaft welche das Kolleg gegründet hatten; manchmal befahl auch Ignaz, daß die Zöglinge selbst ihren Rektor in der Weise erwählen sollten, wie die Gesellschaft sich ihren General gewählt hatte. Es scheint, sagt Orlandino, daß Ignaz damals noch erst erproben wollte, welche Art der Wahl sich am besten bewähren würde, ehe darüber etwas statutenmäßig festgestellt wurde. Daß die jungen Leute welche in die Kollegien traten, sich der Gesellschaft gänzlich widmen und zur Leistung der vier Gelübde be-

reit sein müßten, war nicht Bedingung ihrer Aufnahme, wohl aber, wie schon angedeutet, daß sie zur Ablegung der allgemeinen drei Gelübde entschlossen sein müßten.

Unterricht im Hause wurde ihnen anfänglich nicht ertheilt; es fand da vielmehr nur eine Beaufsichtigung ihrer Arbeiten und etwa eine Wiederholung dessen statt, was sie in den Vorlesungen gehört hatten. Allmählig aber wurde es Brauch, in den Kollegien von Zeit zu Zeit an Festtagen öffentliche Uebungen, sogenannte Disputazionen, mit einer gewissen Feierlichkeit zu veranstalten, bei welchen auch die Mitwirkung von auswärtigen, nicht der Gesellschaft angehörigen Scholaren zugelassen, ja gewünscht wurde; ein Brauch, welcher durch die späteren Konstituzionen der Gesellschaft allgemeine Einführung erhalten hat. Die Absicht bei dieser Einrichtung war ausgesprochener Maßen, eines Theils den eigenen Zöglingen Aufmunterung durch Wetteifer mit Anderen zu verschaffen, andern Theils aber, nicht nur den „Auswärtigen" die guten Früchte welche die Gesellschaft zeitige, vor Augen zu stellen, sondern auch den Zöglingen der Kollegien Gelegenheit zu bieten, im Umgange und Wetteifer mit andern jungen Leuten, diesen etwas von dem Geiste der in den Kollegien herrschte, unvermerkt einzuflößen.

Da nun nach und nach immer mehr graduirte Personen, die zum Theil auch schon früher als Lehrer aufgetreten

waren, Mitglieder der Gesellschaft wurden, so fand diese sich endlich in den Stand gesetzt, eigene Gymnasien zu zu errichten, in denen sie den Unterricht von Lehrern aus ihrer Mitte ertheilen ließ. Die erste Gelegenheit bot sich im Jahre 1546 in Gandia dar.

Gandia, eine Stadt in der spanischen Provinz Valencia gehörte dem Herzog Franz Borgia, einem Verwandten des Kaisers Karl, von dem er und noch mehr von dessen Gemahlin Isabella, sehr hoch gehalten wurde. Er war der Sohn des dritten Herzogs von Gandia, Johann, und zwar von dessen erster Gemahlin, Johanna von Aragonien, einer sehr christlich gesinnten Frau, welche die Gedanken ihres von Natur weichmüthigen und ihr selbst in der Innigkeit der Gefühle nachartenden Sohnes von frühester Kindheit an auf den Himmel richtete. Als achtzehnjähriger Jüngling kam Francisco 1528 — er war den 10. Oktober 1510 geboren — an den Hof des Kaisers, der ihn verschiedene Male mit ins Feld nahm, ihn zum Marquis von Lombay und zum Ritter von S. Jacobo machte und ihm nach und nach Geschäfte und Aemter von Wichtigkeit übertrug, bis er ihn 1540 zum Vizekönig von Katalonien machte. Die Kaiserin stand dem Kaiser in der Sorgfalt, den jungen Francisco gut in der Welt zu etabliren, nicht nach: sie verheirathete ihn mit einer Portugiesin von hohem Adel, Eleonora de

Castro, und brachte dadurch eine Ehe zu Stande, die als eine in jeder Hinsicht sehr glückliche gepriesen wurde. In seinem achtundzwanzigsten Jahre traf ihn wie ein vernichtender Schlag der Tod seiner Freundin und Wohlthäterin, der Kaiserin Isabella, tief im Innersten; sie starb **1538** im Wochenbette, und der Kaiser übertrug ihm die Besorgung des Leichenzeremoniells. Als Francisco ihr schönes Gesicht vom Tode verzerrt sah, ergriff ihn ein solches Weh um die Vergänglichkeit alles Irdischen, daß er anfing alle seine Gedanken auf den Himmel zu richten. Seine weltlichen Geschäfte sah er seitdem als eine Last an, und seine Erholung machten geistliche Betrachtungen aus. Er verfaßte in seinen Mußestunden verschiedene fromme Schriften, z. B. einen „Werkspiegel des Christenmenschen," eine „geistliche Augensalbe," (Colirio espiritual) u. m. dgl. bis zum Jahre **1546**, in welchem er ein „Büchlein von der Selbstbeschämung" (confusion de se mismo) schrieb. Die Gesellschaft Jesu hatte bald Borgias Aufmerksamkeit gefesselt, er setzte sich in Briefwechsel mit Ignaz, machte die geistlichen Uebungen, empfahl die Gesellschaft vielen mächtigen Personen aufs angelegenste, unterhielt eine Anzahl ihrer Zöglinge auf der Universität zu Alcala, und gründete ihr bei sich in Gandia ein Kolleg. Dies war im Jahre **1545**. Andrea Oviedo, jener, der **1541** mit Strada zum Studiren nach Paris, dann mit nach

Löwen und von da nach Portugal gegangen war, einer der eifrigsten Novizen der Gesellschaft — Profeß zu werden pflegte er sich unwerth zu nennen, ihm würde es schon genug sein, sagte er, wenn ihm nur gestattet wäre, ihr Zeitlebens als Pförtner, Koch oder dgl. zu dienen — dieser Oviedo also wurde mit fünf Anderen von Coimbra nach Gandia gesandt. Im Jahre 1546 wurde die Schule, die der Herzog hauptsächlich zur Erziehung von Maurisfenkindern bestimmt hatte, feierlich und im Beisein des Herzogs und seines Hofstaates mit einer lateinischen Rede und Disputazion eröffnet. Als Lehrer der Philosophie ward bei derselben ein neuerdings der Gesellschaft beigetretener Doktor, Namens Francisco Onofrio Gallo angestellt So hatte sie denn nun ihr erstes eigenes Gymnasium.

Bald konnte sie deren mehre errichten. Diese Gymnasien hatten, wie man schon an dem von Gandia sieht, von Anfang an die Bestimmung, Unterrichtanstalten nicht allein für Novizen der Gesellschaft, sondern auch für auswärtige Schüler zu sein. Ueberall wo solche Jesuitenschulen errichtet wurden, erwarben sie sich in kurzer Zeit großen Ruf und vielen Beifall; die Zöglinge strömten ihnen zu. Dies hatte verschiedene Ursachen. Erstlich wurde in den Jesuitenschulen der Unterricht unentgeldlich ertheilt, „damit," sagt Orlandino, „die guten Anlagen Derer die in Dürftigkeit geboren

werden, nicht vermodern." „Wenn es schon für eine große Wohlthat gilt," setzt er hinzu, „Hungrige zu speisen, oder Nackte zu bekleiden, wie viel höher muß man nicht die anschlagen, den Hunger der Seele durch Unterricht zu stillen und den Geist mit Einsicht und mit Kenntnissen auszuzieren!" Sodann gefiel die Unterrichtsmethode der Jesuiten, ihre Art die Zöglinge zu behandeln und den Eifer derselben anzuspornen; auch erwarben sich die Lehrer welche an den Anstalten der Gesellschaft wirkten, Zutrauen, sowohl durch ihre gelehrte Bildung als durch ihr gesittetes Benehmen. Doch davon muß weiterhin mehr die Rede sein.

Auf der pyrenäischen Halbinsel hatten sich nach fünf oder sechs Jahren seit Entstehung des Ordens die Sitze desselben so vermehrt, daß es zu Erleichterung und Vereinfachung der disciplinarischen Ordnung räthlich schien, diejenigen welche in einem und demselben Landesgebiete lagen, unter ein gemeinsames Oberhaupt zu stellen.

Den ersten Versuch machte Ignaz 1546, indem er die sämmtlichen Sitze der Gesellschaft in Portugal unter dem Namen einer „Provinz" zusammenfasste, — nach dem Vorgange anderer Orden — und zum Vorgesetzten oder Provinzial derselben Rodriguez ernannte. Im folgenden Jahre erhielt auch Spanien seine Provinz, und diese den Araoz zum Vor=

gesetzten. Bald mehrten sich die Provinzen. Im Jahre **1549** entstand die indische, **1551** die italische, **1553** die sizilianische und eine brasilianische; die spanische wurde **1552** schon in zweie, und **1553** in dreie getheilt; endlich **1556** konnten auch zwei deutsche, eine oberdeutsche und eine niederdeutsche, errichtet werden. Dies ist was in dieser Hinsicht bei Lebzeiten Loyolas geschah. Von einer französischen Provinz ist zwar schon damals bisweilen die Rede, doch gab es eine solche eigentlich noch nicht.

So ward die kleine Compagnie, die bei ihrer Errichtung aus einem Dutzend Männer bestand, durch das unvergleichliche organisirende Talent, die Klugheit, Begeisterung und Ausdauer ihres Gründers und unter der Gunst der Verhältnisse, in Zeit von siebzehn Jahren zu einer großen Armee, deren wohl disciplinirte Corps, unter Führern, die der Wink des Generals in Rom regierte, über alle Theile der Erde, diesseits und jenseits des Ozeans, verbreitet waren.

Die Aufnahme in die Gesellschaft.

Es fehlte damals überall gar sehr an tüchtigen Predigern und Jugendlehrern, und da bei einem stets wachsenden Eifer der Prälaten und weltlichen Herren, die Volkserziehung zu fördern, die Nachfrage nach guten Theologen und Schulmännern nicht weniger von Seiten der katholischen Partei als auf Seiten der protestantischen immer lebhafter wurde, so gab es ein beständiges Erkundigen hin und her, und wo etwa ein Mann war, welcher in dieser Hinsicht Vertrauen zu verdienen schien, da fanden sich schnell Bewerber, die ihn einander streitig machten. So z. B. rissen sich im Jahre 1544 um Leyay verschiedene deutsche Fürsten und die Universität Ingolstadt die ihm einen Lehrstuhl geben wollte der Bischof von Augsburg, Otto Truchseß trug ihn endlich davon.

Da der Ruf der Gesellschaft Jesu in Folge der Dienste zu welchen der Papst sie verwandte, durch das Aufsehen

welches die Sendlinge derselben mit ihrer Lebensweise, mit ihrem Eifer und mit ihren geistlichen Uebungen machten, und durch die Gönnerschaft so vieler einflußreicher Personen immer weiter um sich griff und in kurzer Zeit nicht nur in den italienischen Städten, sondern auch an fast allen katholischen Höfen der Christenheit verbreitet wurde, hatte dies eine zwiefache Folge: eine beständige Zunahme der Gesuche welche Städte und Fürsten um Priester der Gesellschaft, die ihnen als Prediger und Jugendlehrer oder als Beichtiger dienen sollten, an den Papst richteten, und eine beständige Zunahme der Bewerbungen um Aufnahme in den Orden.

Das Bedürfniß welches sich daher von Jahr zu Jahr fühlbarer machte, die Kräfte der Gesellschaft, der Mitgliederzahl nach, zu verstärken, hätte nun wohl leicht dazu verleiten können, sich den Andrang von Personen welche Aufnahme in die Gesellschaft suchten, in reichem Maße zu Nutze zu machen, und bei der Zulassung von neuen Mitgliedern nicht allzu wählerisch zu Werke zu gehen. Aber wir wissen schon aus einem früheren Beispiel — jener Bewerbung des kaiserlichen Gesandten Ortiz — wie sehr Loyola darauf Bedacht nahm, nur solche Männer seiner Gesellschaft einzuordnen welche zu dem Heerdienste den die Gesellschaft leisten sollte, vollkommen tauglich schienen.

Er war zu klug und zu erfahren, um nicht einzusehen, daß es die Gesellschaft nur belasten und hemmen, nicht verstärken und fördern hieß, wenn man durch Ueberfüllung derselben mit Leuten von allerlei Stand, Charakter und Gesinnung, die Sorge für die Leitung einer vielleicht unruhigen, eigennützigen und nicht in dem eigentlichen Berufe der Gesellschaft geschäftigen Menge, und die Verantwortung für deren oft vielleicht unverantwortliche Handlungen über sich nahm.

Er wollte, daß die Gesellschaft sich auszeichnen, daß sie glänzend dastehen sollte, aber nicht glänzend durch den prahlerischen Eindruck einer imposanten Masse, sondern glänzend durch die Kraft großartiger Wirkungen; und solche Wirkungen versprach er sich mit Recht nur von einem genauen, pünktlichen und lebhaften Ineinandergreifen der angestrengten und mannichfaltigen Thätigkeiten rüstiger, sorgfältig gebildeter und eifriger Männer, von denen Jeder den Platz auf welchen er gestellt würde, mit ebensoviel Unterwerfung unter den einen, das Ganze regierenden Willen, als eigener Umsicht, Gewandtheit und Regsamkeit ausfüllen könnte.

Er wollte kein unnützes Glied an dem Körper der Gesellschaft dulden: das sollte ihr Ruhm nach außen hin sein, daß Jeder der ihr angehörte, das Wesen

des Ganzen in sich abbildete und den Geist der dieses durchdrang, offenbarte, und das ihr Glück in ihrem Inneren, der Stolz, die Befriedigung, das Seelengenügen Aller welche sie umschloß, daß diese sich allesammt nicht nur in Gesinnung, sondern vorzüglich in Kraft und Arbeit einig fühlen, daß sie beständig an einander inne werden mußten, wie sie einer des anderen bedürften und wie sie sich wechselseitig ergänzten, als Einzelne Nichts, in der Gemeinschaft ein herrliches und gewaltiges Rüstzeug Gottes.

Am allerwenigsten hatte es sich Ignaz je können in den Sinn kommen lassen, gleich anderen geistlichen Orden, Frauenvereine dem Organismus seiner Gesellschaft einzufügen, oder, wie man es auszudrücken pflegte, unter den Gehorsam der Ordensregel und des Ordensobern aufzunehmen.

Er erschrak daher nicht wenig und es war ihm eine große Pein, als seine alte Gönnerin und Freundin aus Barcelona, Doña Isabel Roser*) im Jahre 1545 nach Rom kam, nicht nur, um ihn zu besuchen, sondern auch um ihm zu erklären, daß sie, sowie ihre Dienerin Francisca Cruillas und etliche andere ehrbare Frauenspersonen das Gelübde gethan hätten, zu desto besserer Pflege der Frömmigkeit und aus Liebe zur Vollkommenheit, unter den Gehorsam der Ge-

*) Siehe oben S. 95.

sellschaft Jesu zu treten und somit den Grund zu einem weiblichen Zweige dieser Ordensregel zu legen. Doña Isabel wandte sich unverzüglich deswegen an Se. Heiligkeit den Papst, und lag mit ihrer Dienerin Francisca und noch irgend einer anderen Dame, welche unsere Quellen nicht nennen, Loyola tagtäglich in den Ohren, sich dieser heiligen Sache doch ja recht eifrig anzunehmen. Uns mit der Leitung von Frauenzimmern befassen? sagte er zu einem seiner Vertrauten; ist es denn zu glauben, was ich nur mit diesen drei Weibsen die Paar Tage über für Noth hatte, um sie in Ordnung zu halten? — Er schrieb an den Papst, und bat ihn flehentlich, die Gesellschaft, die mit so vielen nöthigen und nützlichen Arbeiten im Dienste der Kirche Gottes, und somit Sr. Heiligkeit, beschäftigt wäre, von der Furcht und Sorge zu befreien, daß sie sich mit der Ueberwachung von Nonnen oder andern devoten Frauengesellschaften zu befassen haben müßte, was denn doch den eigentlichen von Sr. Heiligkeit genehmigten Zwecken der Gesellschaft grades Weges zuwiderliefe und die Gesellschaft nur in ihrer Thätigkeit stören und lähmen könnte. Nachdem der Papst denn auch diesem Gesuche schleunig Statt gegeben und durch ein Breve die Roser und ihre Genossinnen von dem gethanen Gelübde insofern entbunden hatte, als dasselbe für erfüllt angesehen werden sollte, wenn die betreffenden Personen Keusch-

heit beobachteten und dem geistlichen Ordinarius jedes Ortes wo sie sich aufhalten würden, Gehorsam, „wie es jedem Christenmenschen gezieme," leisteten, — schrieb Ignaz an seine alte Freundin einen sehr freundlichen und liebreichen Brief, worin er sich wegen der Ablehnung ihres Anerbietens mit seiner großen Kränklichkeit und Ueberhäufung mit Arbeiten entschuldigte, ohne ihr jedoch zu verhehlen, daß der Orden, seinem Wesen nach, die Aufnahme von weiblichen Zweigen, nicht vertrüge. „Ich will dich daher," setzte er hinzu, „auch inskünftige, nicht zur geistlichen Tochter haben, die unter meinem Gehorsam lebt, sondern dich als eine gute fromme Mutter, wie du dich mir immer bewiesen hast, lieben und achten zu größerer Ehre Gottes unseres Herren."

So war diese Sache für diesmal abgethan; aber dabei beruhigte sich Ignaz noch nicht. Er bat den Papst, die Gesellschaft der Gefahr und Furcht sich doch noch dereinst mit geistlichen Frauenvereinen befassen zu müssen, ein für alle Male zu entledigen. Ein Privilegium das in der Kirche nichts durchaus Neues war.

Schon Papst Alexander IV. (1254—61) hatte durch eine Bulle ein ähnliches dem Franziskanerorden ertheilt. Der Grund, weshalb der strengere Theil dieses Ordens die Beaufsichtigung weiblicher Klostergesellschaften damals von sich abzuwälzen wünschte, war, wie mir scheint, ein anderer als der, welcher dieselbe Sache

zu einer so wichtigen in den Augen Loyolas machte. Der Orden des h. Franciscus hatte zwar, als er in seiner Blüte war, in vielen Stücken große Aehnlichkeit mit dem von Ignaz gestifteten, oder vielmehr, diesem letzteren hatte jener in solchen Stücken zum Vorbilde gedient. Schon der Franciskanerorden, und neben ihm der des h. Dominicus, diese Gesellschaften von Predigern und Ketzerbekehrern — zu einer Zeit da eben durch das IV. Lateranische Konzil (1215) die Stiftung neuer Orden strenge verboten worden war, ähnlich der Gesellschaft Jesu, als etwas ganz Eigenthümliches und Neues entstanden und vom Papste, dem gewaltigen Innocenz III., genehmigt — betrachteten sich nicht, wie die älteren Orden damaliger Zeit, als Vereine von auserwählten Menschen, die nur an sich selbst in persönlicher Heiligkeit ein himmlisches Leben auf Erden zu verwirklichen strebten, sondern sie betrachteten sich, wie nachher die Jesuiten, als Krieger der Kirche und Gerüstete des Papstes. Auch sie in ihrer Zeit wirkten ebensowohl durch Wissenschaft, indem sie — besonders die Dominikaner — sich nach und nach der meisten öffentlichen Lehrstühle bemächtigten, als durch Predigt im Volk und durch gewisse geistliche Uebungen. In dem allen hatte die Gesellschaft Jesu nur von ihnen zu lernen gebraucht. Aber die alten Vorstellungen vom geistlichen Leben, wie sie in frühern Orden hergebracht waren, hatten

doch jene im 13. Jahrhundert entstandenen Orden noch nicht los zu werden vermocht; sie hielten noch an dem ehemaligen Klosterwesen mit seinen bindenden und seine Bekenner von der Welt abscheidenden Formen fest, während sie zugleich die neue Richtung eines Kampfes mit der ungöttlichen Welt, nämlich der draußen, nicht blos der im eigenen Herzen, einschlugen. Sie begaben sich aus der Abgeschiedenheit ihrer Seelen in die äußere Welt hinaus, nicht, wie nachmals die Gesellschaft Jesu, weil es sie dahin zog, nicht um die Welt mit himmlischem Leben zu durchdringen, sondern um sie zu zerknirschen, zu bezwingen und die bezwungene zu bewegen, daß sie von sich selbst lasse und sich wo möglich Mann für Mann und Weib für Weib, insgesammt in die innerliche Abgeschiedenheit ihrer Sieger zurückziehe. Der h. Franciscus trug kein Bedenken, einer geistlichen Frauengesellschaft welche durch die Stiftung des Franziskanerordens unter der Leitung einer Frommen von Assisi, der nachmals heiliggesprochenen Clara, zusammengetreten war, eine Regel zu geben und diese Schwestern — später Clarissen genannt — unter die Obhut seines Ordens zu nehmen. Entstand nachher in seinem Orden der Wunsch dem Geschäfte der Beaufsichtigung geistlicher Schwestern sich zu entziehen, so entsprang dieser vornehmlich aus Keuschheitseifer und aus der Furcht die schon Sanct Franciscus selber einmal, wie der Ge=

schichtschreiber dieses Ordens, Lucas Wadding erzählt, in den Worten äußerte: „mir ist nur bang, daß, während uns Gott die Ehefrauen abgenommen, der Teufel uns die Schwestern angeschafft haben möchte.“

Dem Geiste Loyolas dagegen war jener Gedanke des alten Klosterwesens, der den Stiftern des Prediger- und des Bettelordens noch im Sinne lag, schon gänzlich fremd geworden: nicht mehr um eine großartige Ausbreitung heiliger Scharen und Chöre von reinen Männern und Jungfrauen, einem irdischen Abbild des himmlischen Heeres das Gott in ewigen Liedern feiert, sondern um Arbeit und um Eroberung der Herzen für das Reich jener thätigen Nächstenliebe, die, wie er es ausdrückte, in einem gegenseitigen Austausche der Kräfte, Güter und Leistungen besteht, *) war es ihm zu thun. Aus Rücksichten der Keuschheit würde er die Ueberwachung geistlicher Frauenvereine vielleicht nicht von seiner Gesellschaft abzuwälzen gesucht haben, denn er hatte nichts dawider, daß die Genossen in Frauenklöstern Beichte hörten und, wie wir gesehen, selbst den Auftrag solche Klöster zu reformiren, übernahmen. Aber er wollte nicht, daß die Gesellschaft, die er sich ganz und gar aus leichten, stets beweglichen militärischen Kolonnen bestehend dachte, an die Pflicht einer unausgesetzten be-

*) S. oben Seite 263.

schwerlichen Ueberwachung von Frauenvereinen gebunden werden sollte; und wäre es als Last nicht einmal so schlimm gewesen, als er es wirklich ansah, so hätten doch Frauenvereine schon um deßhalb nicht mit zur Gesellschaft gezogen werden dürfen, weil sie zu dem Dienste dem sich die Gesellschaft gewidmet hatte, nicht taugten, und weil also schon die bloße Thatsache ihrer Mitgliedschaft einen Widerspruch gegen das Wesen und den Grundgedanken der Gesellschaft in sich geschlossen hätte.

Unter dem 20. Mai 1547 sicherte denn auch der Papst der Gesellschaft die Befreiung von der Sorge für geistliche Frauenvereine aller Art auf ewige Zeiten durch einen eigenen apostolischen Brief zu, dessen Inhalt auch in einem Breve vom 18. Oct. 1549, welches die sämmtlichen ihr damals gewährten Gnaden und Rechte zusammengefaßt enthält, wiederholt ist, — Nachmals, zu Anfange des 17. Jahrhunderts, traten zwar an einigen Orten in Italien und Deutschland Frauengesellschaften auf, welche sich Jesuitissen nannten, jedoch wie ein von Urban VIII. zur Unterdrückung dieser Verbindungen erlassenes Breve vom Jahre 1631 zu erkennen giebt, nur eigenmächtiger Weise und ohne irgend einige Befugniß.

Eine Versuchung ähnlicher Art wie jene, den Orden durch Errichtung von weiblichen Zweigen auszudehnen,

bot sich in demselben Jahre, und noch einmal zwei Jahre später dar, durch das Anerbieten anderer Gesellschaften von regulirten Klerikern sich mit der Gesellschaft Jesu zu vereinigen. Ignaz erkannte aber, daß die Einheit des Geistes welche er in seinem Orden mit so vieler Mühe aufgebaut hatte, auf dem Spiele stand, wenn er es geschehen ließe, daß durch die Vereinigung mit Männern, welche sich schon in einen andern Gedankenkreis, in eine andere Richtung der Thätigkeit hineingelebt hatten, dieser Orden mit fremdartigen Elementen versetzt würde. Er war ein zu guter Kenner der menschlichen Natur und menschlicher Verhältnisse, um nicht zu wissen, daß Solche die in die Gesellschaft mit dem Gefühle einer gewissen Reife, welche sie sich in einem andern Wirkungskreise bereits erworben, und mit dem Bewußtsein einträten ihm durch ihren Anschluß eine Verstärkung zuzuführen, nie zu derjenigen Unterwerfung geneigt sein würden, welche er von den Seinigen forderte und fordern durfte. Er sah voraus, daß eine vollständige, innige Verschmelzung nicht zu erreichen sein, daß die hinzukommende Masse, unter sich zusammenhaltend, wie sie es von früher her schon gewohnt war, stets ein abgesondertes Glied, eine Partei in der Gesellschaft bilden würde. Als daher Lainez bei seiner Rückkehr von Venedig im April 1545 von da einen Vorschlag der dortigen Theatiner, aus den beiden

Körperschaften eine einzige zu größerer Ehre Gottes zu machen und die beiderseitigen Kräfte zu gemeinsamem Wirken zusammenzuschießen, mit nach Rom brachte, sagte ihm Ignaz, er sei der Meinung, daß Gott mehr damit gedient sei, wenn jeder der beiden Orden in der Verfassung bliebe, welche Gott demselben gegeben. Die andere Gesellschaft welche an Ignaz einen gleichen Antrag im Jahre 1549 durch einen Gönner der Gesellschaft Jesu stellen ließ, war eine Verbindung von regulirten Priestern, welche sich unter dem Namen der Somasker nach dem Vorbilde des Theatinerordens gebildet hatte, und welche, nachdem Ignaz die Verbindung mit ihr ebenso wie die mit den Theatinern abgelehnt, späterhin als ein eigener Orden vom Papste bestätigt wurde.

Zu jener Bedachtname auf möglichst vollkommene Einheit des die Gesellschaft beseelenden Geistes und auf ein festes und inniges Zusammenhalten ihrer Mitglieder, und zu jener Sorge, mit welcher sich Loyola von Anfang an trug, die Gesellschaft zu einem lebendigen Organismus zu machen, woran kein Organ, kein Glied, kein Theil müßig wäre, kam noch eine andere Rücksicht hinzu, welche, wie wir schon aus vielen andern Beispielen gesehen haben, in Loyolas Augen von größter Wichtigkeit war, die Rücksicht auf den guten Ruf der Gesellschaft. Vieles schärfte ihm die Wichtigkeit die-

ser Rücksicht immer von neuem ein; z. B. die Erfahrung welche er im Jahre 1542 von dem üblen Ansehen worin die Gesellschaft noch in manchen Theilen Spaniens stand, dadurch machte, daß ein gewisser Doktor Michael Turrianus, von der Universität Alcala in irgend einer Angelegenheit nach Rom gesandt, es nicht wagte, offen am Tage zu Ignaz zu gehen, den er kennen zu lernen wünschte, sondern sich heimlich zu ihm stahl; dieser Michael wurde aber später Jesuit und Ignaz pflegte ihn seinen „Augapfel" zu nennen. — Auch aus Spanien selbst war durch Rodriguez manche Nachricht von Uebelwollen gegen die Gesellschaft eingelaufen; einige Prälaten dort, z. B. in Saragossa, waren ihr nichts weniger als gewogen; hier und da nannte man ihre Mitglieder nur Inighisten, auch wohl Papisten, weil sie sich dem Papste verschworen, und es gab Leute genug, die nur auf eine Gelegenheit lauerten, ihr etwas am Zeuge zu flicken. Sogar in Portugal, wo die Gesellschaft den günstigsten Boden für ihre Entwickelung gefunden hatte, wo Hof und Adel sie hätschelte und das Volk sie nicht anders als „die Apostel" nannte, gab es doch mitunter eine Anfechtung. Den bösesten Handel zog ihr dort Rodriguez 1544 dadurch zu, daß er zwei junge Leute wegen widerspenstigen Betragens aus dem Colleg zu Coimbra wegjagte; ein älterer Bruder dieser beiden, ein gewisser Lizenziat in

Lissabon suchte Rache dafür und griff die Gesellschaft in Reden und Schriften an. Zwar wurde er sammt seinen Brüdern aus der Stadt verwiesen, aber der Handel war damit doch noch nicht beendet, es erschienen noch verschiedene Flugblätter, in denen die Jesuiten verspottet, oder ihnen vorgeworfen wurde, daß die angebliche Exemzion, derzufolge die Gesellschaft nur unmittelbar unter der Gerichtsbarkeit des Papstes stehe, von Rodriguez erdichtet und erlogen sei, daß Rodriguez ohne alle Regel und Norm ganz willkürlich und despotisch schalte, daß die Gesellschaft den päpstlichen Befehl nicht mehr als 60 Mitglieder aufzunehmen, übertreten habe u. dgl. m. — In Italien hatte es schon noch früher, außer in Rom *), auch in einigen anderen Orten Stürme zu bestehen gegeben. Salmeron war 1543 in Modena, wo er gegen die Ketzerei predigte, eines unehrbaren Wandels bezüchtigt und von dort aus sogar in Rom so hart angeklagt worden, daß Ignaz sich genöthigt sah, ihn, zum Behufe seiner Reinigung, von Modena zurückzurufen. In Piacenza, wo das Volk die Jesuiten „beschauliche Priester" (contemplatori), die freisinnige Partei — welche dort allerdings ziemlich die herrschende war — sie merkwürdiger Weise „Neuerer" (novatori) nannte, waren im Jahre darauf, 1544, Lefèvre und

*) S. oben Seite 335.

Lainez grimmig angegriffen worden, auf Anstiften Eines, — sagen die jesuitischen Schriftsteller — dem Lefèvre und Lainez durch den Beifall den ihre Predigten hatten, die Zuhörer wegnahmen.

Die Wichtigkeit der Rücksicht auf den Ruf der Gesellschaft fand Ignaz noch besonders verstärkt durch den Zusammentritt des Tridentinischen Konzils. Er wünschte angelegentlich, daß Dasein, Charakter und Bestimmung der jungen Gesellschaft, wie das alles vom Papste genehmigt und bestätigt war, auch noch, um desto unerschütterlicher für alle Folgezeit dazustehen, durch einen feierlichen Akt der Anerkennung von Seiten einer solchen allgemeinen Kirchenversammlung geheiligt würde; und nichts lag ihm deswegen mehr am Herzen, als durch den fleckenlosesten Ruf sein Institut dieser Anerkennung würdig zu erhalten.

Zuerst schon in Bezug auf die Zulassung von Novizen verfuhr er sehr bedächtig und empfahl unablässig den reisenden Mitgliedern der Gesellschaft gleiche Bedächtigkeit. Dies ist vielleicht mit einer der Züge welche die Gesellschaft Jesu in ihrer Jugend von den alten Bettel- und Predigtorden unterscheiden. Auch der Franziskanerorden gewann, gleich der Gesellschaft Jesu, kaum entstanden, eine staunenswerthe Ausbreitung. Beim Tode des Stifters, erzählt der Bischof Jacob von Vitriaco (der 1244 starb und eine „Geschichte des

Morgen- und des Abendlandes" verfasst hat) konnte man sagen, „daß es in der Christenheit keine Provinz gäbe, wo nicht von diesen Fratern welche anzutreffen wären." Aber der Franciskanerorden, meint derselbe Bischof Jacob, erreichte diesen Erfolg dadurch, daß er Alles in sich aufnahm was sich darbot; „sie verweigern," setzt er hinzu, „Keinem der in ihren Orden treten will, die Aufnahme, außer Solchen die verheirathet, oder schon Mitglieder anderer Orden sind." — Nicht anders soll es, alten Nachrichten nach, mit dem Dominikanerorden gewesen sein.*) Ignaz dagegen zog über Jeden der sich ihm antrug, vor allen Dingen, die umständlichsten Erkundigungen ein, hinsichts seiner Herkunft, seines früheren Lebens, seiner Verbindungen, seines Charakters und seiner Fähigkeiten.

Am liebsten hatte es Ignaz, wenn Männer von Ansehen und Gewicht in die Gesellschaft eintraten. Nicht, daß er solche annahm, welche nichts für sich hat-

*) Ich führe dies hier an, weil es nach dem Charakter der genannten Orden und ihrer Zeit einige Wahrscheinlichkeit für sich hat. Doch kann ich es nur als ein „Vielleicht" anführen. Denn den alten Berichterstattern, auf die ich mich beziehe, ist in dieser Hinsicht doch nicht ganz zu trauen. Auch dem Jesuitenorden ist schon in seiner frühesten Zeit nachgesagt worden, daß er Kreti und Pleti aufnähme; obwohl, wenn es irgend eine Gewißheit in geschichtlichen Dingen giebt, nichts gewisser ist, als daß dieser Vorwurf nicht trifft.

ten als ihre Stellung in der Welt und ihre Lust einzutreten. Aber hätte er unter Zweien zu wählen gehabt, bei denen die sonstigen Eigenschaften welche er für die Aufnahme nöthig achtete, gleich waren, so würde er Dem den Vorzug gegeben haben, welcher dieselben mit einer ausgezeichneten Stellung im Leben verband. Nächst dieser, oder eben so sehr als diese, kam Weltkenntniß, Gewandtheit in Geschäften, Anstand und Sicherheit des Benehmens in Betracht. Die Erwerbung angesehener und praktischer Männer schlug er höher an, als die Erwerbung der gelehrtesten; denn von Jenen, sagte er, hat die Gesellschaft bald und unmittelbar Frucht, und Fürsten und Würdeträgern gegenüber giebt ihnen außerdem ihre aus früheren Verhältnissen mitgebrachte Geltung ein ganz anderes Gewicht und macht ihnen eine weit bessere Stellung.

Wie groß mußte daher seine Freude sein, als sich im Jahre 1546 kein Geringerer als der Herzog Francisco Borgia bereit erklärte, der Welt und allen weltlichen Gütern abzusagen und in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Am 27. Mai war ihm sein Weib gestorben; kein unzerreißbares Band knüpfte ihn mehr an diese leidige Welt. Sein Entschluß war sogleich gefasst, und er theilte ihn im Vertrauen dem Lefèvre mit, der ihn gerade in Gandia besuchte, ehe er, abgerufen, um noch als dritter päpstlicher Theologe nach

Trient aufs Konzil zu reisen, die pyrenäische Halbinsel verließ.

Lefévre erkrankte gleich darauf in Barcelona; durch Anstrengungen in seinem Berufe, mit denen er dem Uebel trotzte, verschlimmerte er dieses. Die Freunde drangen in ihn, seinen Aufbruch zu verschieben: sein heftiges Fieber entschuldige ihn ja genug, die Reise werde ihm den Tod bringen. Muß man denn leben? antwortete Lefevre; aber gehorchen muß man. Als er in Rom angelangt war, in den glühendsten Hundstagen, da die fieberschwangere Stadt von Allen die nur konnten, geflohen war, hatte er einen Rückfall und erlag; „die Hauptsäule der jungen Gesellschaft fiel," klagt Orlandino. Das römische Haus war voll Jammer; Ignaz ließ seinen Schmerz nicht blicken. Was weinet ihr? sagte er; diesen Riß wird der Herr ausfüllen und uns statt dieses Faber einen anderen geben, der die Gesellschaft noch mehr fördern und verherrlichen wird! — Diese Worte wurden später als eine Prophezeihung genommen, und auf den Herzog Borgia gedeutet, der sie erfüllt habe. Borgia war wenigstens der erste, der nach Lefèvre's Tode in der Gesellschaft Profeß that.

Sobald Ignaz den Entschluß des Herzogs erfahren hatte, drückte er ihm in einem langen Briefe (Anfangs Oktober 1546) seine Freude darüber aus. Alle Engel und Seligen im Himmel, schrieb er, würden deswegen

ewig Lob und Dank singen; er heiße im Namen des Herrn den Herzog als theuern Bruder willkommen. Da derselbe wegen der Art wie das Vorhaben auszuführen sein möchte, Raths von ihm begehrt habe, so könne er, nachdem er die Sache vor Gott erwogen, und durch Andere erwägen lassen, ihm nur empfehlen, in Hinsicht auf einen förmlichen und öffentlichen Eintritt in die Gesellschaft nichts zu übereilen, sondern vorsichtig zu Werke zu gehen. „Beschäftiget Euch in der Stille, ohne Euch irgend einem Weltlichen zu offenbaren, damit, Eure Angelegenheiten nach und nach dergestalt zu ordnen, daß, wenn Ihr zur Erfüllung Eures heiligen Vorhabens schreiten wollet, kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Um deutlicher zu sein und mehr ins Einzelne zu gehen, denket daran, da Eure Töchter mannbar sind, sie standesgemäß zu vermählen; ebenso Euern ältesten Sohn, wenn sich eine angemessene Heurath für ihn darbieten sollte. Da diesem das Herzogthum bleibt, so wird es ja nöthig sein, Eueren anderen Söhnen, damit sie nicht ganz auf Jenen angewiesen seien, so viel auszusetzen, daß sie an einer der vornehmsten Universitäten ihre Studien beendigen und nachher anständig in der Welt leben können. Uebrigens ist wohl anzunehmen, daß, wenn sie sich halten wie es sich geziemt und wie ich von ihnen hoffe, der Kaiser sich ihnen, Eueren Diensten und seinem stets für Euch gehegten Wohlwollen ent-

sprechend, gnädig bezeigen wird. Ferner wird es gut sein, wenn Ihr die Bauten die Ihr unternommen, erst noch weiter fördert; denn ich wünschte, daß die Angelegenheiten Eueres Hauses in jeder Hinsicht beschickt wären, wenn Euer Lebenswechsel offenkundig wird. In der Zwischenzeit wünschte ich, da Ihr in den Wissenschaften schon einen guten Grund gelegt habt, daß Ihr das Studium der Theologie mit Ernste triebet; die Kenntniß derselben wird Euch hoffentlich im Dienste Gottes von Nutzen sein. Ja, es wäre mir lieb, daß Ihr, wenn es angeht, den Doktorgrad bei Eurer Universität Gandia erwürbet; jedoch einstweilen, da der Welt dergleichen neue Dinge unerträglich sind, ohne Aufsehen und im Stillen, bis mit Gottes Hülfe zu einem offenen und unverhohlenen Auftreten Zeit und Gelegenheit gekommen sein werden."

Die soeben erwähnte Universität Gandia, Borgia's neueste Stiftung, erhielt im folgenden Jahre, **1547**, die päpstliche Bestätigung, und wurde, nachdem sie **1549** feierlich eröffnet war, im Jahre darauf vom Kaiser mit allen Benefizien deren die Universitäten Alcala und Salamanka genossen, begnadigt. Die vollständige Leitung und Verwaltung derselben wurde der Gesellschaft Jesu anvertraut. So besaß denn diese zum ersten Male auch eine ihr eigen gehörige Universität.

Der Herzog Borgia folgte pünktlich den Rathschlä-

gen Loyolas, theilte seine Zeit zwischen seinen weltlichen Geschäften, der Bestellung seines Hauses, gelehrten Studien und frommen Werken; als er es 1547 nicht vermeiden konnte, der aragonischen Reichsversammlung beizuwohnen, bei welcher er ein bedeutendes Amt, das eines „Tratador" oder Geschäftsführers zu versehen hatte, versäumte er doch unter dem Drange der Arbeiten nicht, sich mit Verbesserung der Disziplin in den Frauenklöstern Kataloniens eifrig abzugeben. Der Gesellschaft Jesu förderlich zu sein war eine Angelegenheit seines Herzens; beständig sann er, was er noch mehr für sie thun könnte. In diesem Jahte verschaffte er ihr Zugang in Saragossa, ohngeachtet des Widerwillens welchen der dortige Erzbischof gegen diese Gesellschaft zu erkennen gab. Schon etwas früher hatte er den Papst gebeten, Loyolas geistlichen Uebungen durch einen feierlichen Akt der Anerkennung größere Ausbreitung zu verschaffen, worauf denn auch Paul im Jahre 1548 (unterm 31. Juli) eine sehr rühmende Approbazion ergehen ließ, welche zugleich die Druckerlaubniß und ein Privilegium für den Buchdrucker, dem Ignaz sie übergeben würde, enthält.

Indessen schien es dem Araoz, der sich fortwährend bei dem Herzog befand, doch gerathen, der guten Gesinnung des Herzogs mit einem festeren Anker als ihn Neigung und Vorsatz bieten, zu Hülfe zu kommen.

Araoz bewies sich hierin als ächter Schüler Loyolas. Erinnern wir uns nur der Betrachtung, welche Ignaz und seine ersten Freunde in Paris bewog, sich durch ein feierliches Gelübd zu binden, und nicht genug hieran sich eine jährliche Erneuerung des Gelübdes zum Gesetz zu machen. *) Der Herzog von Gandia wünschte selber nichts angelegentlicher, als sich eine solche Stütze seines frommen Eifers, wie auch er sie in den Gelübden erblickte, zu verschaffen. Aber die Sache hatte ihre Schwierigkeit, da der förmliche Eintritt des Herzogs in die Gesellschaft, durch Ablegung ihrer Gelübde, unter denen ja das Gelübde der evangelischen Armuth war, ihn verhindert haben würde, die Bestellung seiner Familienangelegenheiten, wie Ignaz es von ihm verlangt hatte zu beendigen. Hier ließ sich jedoch mit Hülfe des Papstes ein Ausweg finden. Als Ignaz den Brief des Araoz erhalten hatte, worin dieser eine förmliche Aufnahme des Herzogs anrieth, wandte er sich an Se. Heiligkeit mit der Vorstellung, daß Jemand — er nannte ihn nicht —, ein in der Welt hochstehender Mann, die Profession der Gesellschaft zu leisten wünsche, jedoch mit dem Vorbehalt, eine Zeitlang auch als Profeß noch seinen weltlichen Sorgen obzuliegen, worauf Paul III. bereitwillig die hierzu nöthige Dispensazion

*) S. oben Seite 267 u. 307.

für den Zeitraum von drei Jahren ertheilte. So legt denn Franz Borgia am Tage der Reinigung Mariä 1548 ganz in der Stille auf seinem Zimmer vor Araoz die förmlichen Gelübde ab, die ihn der Gesellschaft Jesu einverleibten; er, der reiche Fürst, der Vizekönig von Katalonien, nur auf Selbstverleugnung bedacht, nur zum Gehorsam bereit, glückselig, sich als den niedrigsten Diener der Gesellschaft in die er eintrat, zu betrachten, und in seiner Demuth weit von der Ahnung entfernt, daß es ihm aufbehalten sei, sie noch einst, als ihr General, zu regieren.

Der Eintritt solcher Männer von ausgezeichneter Stellung blieb natürlich auch später, als die Gesellschaft sich schon eine fester begründete und ausgebreitetere Wirksamkeit errungen hatte, noch immer von großem Werthe für sie. Etwas anders stellte sich allmählich die Sache in Bezug auf die Männer von wissenschaftlicher Bildung, besonders solche die schon an Universitäten eines gewissen Rufes genossen. Anfangs, wie schon erwähnt, sah Ignaz den Eintritt Solcher in die Gesellschaft sehr gern; doch hatte es damit bald nicht mehr so große Noth, da die Gesellschaft selbst sich ihre Genossen von Jahr zu Jahr immer zahlreicher und tüchtiger heranbildete.

Sorgfältige Ermittelungen gleich von vorn herein über die früheren Verhältnisse und die Persönlichkeit des

Aufzunehmenden im Allgemeinen anzustellen, blieb deshalb stets von Wichtigkeit für die Gesellschaft, weil es darauf ankam, ehe man sich überhaupt mit einem Neuen einließ, zu erfahren, ob nicht etwa eines der Hindernisse welche unbedingt vom Eintritt in die Gesellschaft ausschlossen, bei demselben vorhanden wäre, und dann ferner, ob nicht seine Vergangenheit schon alle Aussicht abschnitte, diejenige Tüchtigkeit welche die Gesellschaft brauchte, und den guten Willen welchen sie forderte, bei ihm anzutreffen.

Was unbedingt ausschloß, und noch jetzt diese Wirkung hat, ist folgendes: 1). Stumpf- und Blödsinn oder Anlage dazu, 2). offenkundige Ketzerei oder Bekenntniß schismatischer Meinungen, Mord und schwere, infamirende Verbrechen, 3). bereits stattgehabte Aufnahme in einen andern Mönchsorden, oder bereits angetretenes Leben als Eremit im Mönchshabite, 4). Leibeigenschaft und endlich 5). ehelicher Stand. In den Constitutionen der Gesellschaft ist später vorgesehen worden, daß in ganz besonderen und seltenen Fällen von einem oder dem anderen dieser Hindernisse dispensirt werden dürfe, aber in den dem Kirchengesetz nach reservirten Fällen, weder vom Generale noch von der Gesammtheit der Gesellschaft selbst, sondern nur vom Papste, oder dessen Vikar, oder Pönitentiar. Die angeführten Hindernisse sind, wie man sieht, von dreierlei Beschaffenheit. Daß natürliche Un-

fähigkeit ein unüberwindliches Hinderniß ist, versteht sich von selbst. Hinsichts der erwähnten schweren Verbrechen ist zwar durch dahintenliegende Verschuldung nachmalige Tüchtigkeit zum Dienste Gottes — da „im Himmel mehr Freude sein wird über einen Sünder der Buße thut, denn über neun und neunzig Gerechte“ — keinesweges ausgeschlossen, nur war freilich auf jenen fleckenlosen Ruf der Gesellschaft welcher ihrem Stifter so sehr am Herzen lag, Bedacht zu nehmen. Konnten andere Orden Solchen die irgend ein schweres Verbrechen gebüßt und ihre Seele dem Himmel zugewandt hatten, eine Freistatt in ihrem stillen Schoße gewähren, ohne sich zu verunehren, so mußte doch die Gesellschaft Jesu, die einen Orden von Lehrern und Predigern bildete und ihren Wirkungskreis ganz und gar in der Oeffentlichkeit hatte, der öffentlichen Meinung die zarteste Rücksicht widmen. Wo diese Rücksicht wegfiel, wenn z. B. der in die Gesellschaft Aufzunehmende eines entehrenden Verbrechens, das er früher einmal begangen, nicht öffentlich bezüchtigt war, so ist dem Generale Freiheit gelassen je nach dem Falle zu entscheiden, ob das Hinderniß als vorhanden zu betrachten sei oder nicht. Die dritte Art der Hindernisse entspringt aus der unumgänglichen Bedingung, daß Jeder wer in die Gesellschaft eintreten wollte, durch kein heiliges oder gesetzmäßiges Band verhindert sein durfte, frei über sich zu verfügen.

Hinsichts dieser allgemeinen Hindernisse hat die Gesellschaft Jesu nichts eingeführt was ihr eigenthümlich wäre, außer jener Verpflichtung ihres Oberhaupts zu einer ängstlichen Bedachtnahme auf den reinen Ruf der Gesellschaft, auf die Makellosigkeit aller ihrer Mitglieder in der Meinung der Menschen.

Zu den Banden heiliger Pflicht welche den Eintritt in einen Orden verhindern, gehört, nach der Lehre des h. Thomas von Aquino, auch die Verbindlichkeit eines Kindes für seine Eltern zu sorgen, falls diesen zu ihrer Erhaltung kein anderer Weg als die Fürsorge des Kindes offen steht. Daß Ignaz umgekehrt auch die Pflicht der Eltern für ihre ohne sie hülflosen Kinder zu sorgen, als ein Hinderniß der förmlichen Profession ansah, hat uns sein Benehmen in der Sache des Herzogs Borgia schon gezeigt. In allen übrigen Fällen, außer jenem der äußersten Noth, konnten — der christlichen Vorstellung nach — Bande leiblicher Verwandtschaft keinen Grund abgeben, Jemanden der die solennen Gelübde abzulegen wünschte, von dem Eintritt in einen Orden abzuhalten. Es ist schon öfter des Spruches im Evangel. Matthäi (19, 29) und ähnlicher gedacht: „Wer verläßt Häuser, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib, Kind, Acker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig wiedererhalten und das ewige Leben erwerben;" es muß auch hier wieder daran erinnert werden. Der

Vater hat nach der kirchlichen, auf solchen biblischen Grundlagen aufgeführten Gesetzgebung das Recht, alle Gelübde des noch unter seiner Aufsicht stehenden Kindes zu „irritiren", d. h. ungültig zu machen, wenn es Gelübde sind, zu denen die väterliche Erlaubniß nöthig gewesen wäre und nicht eingeholt worden ist; aber zur Ablegung der Klostergelübde ist diese Erlaubniß, nach erreichter Volljährigkeit, nicht mehr erforderlich, und der Vater kann sein volljähriges Kind nicht mehr verhindern, in einen Orden einzutreten.

Des Rechtes, Kinder auch wider Willen der Eltern und sonstiger Angehörigen zu den Prüfungen und Gelübden zuzulassen, bediente sich die Gesellschaft Jesu schon in den ersten Jahren ihres Bestehens nicht selten. Fälle dieser Art werden von dem ersten Geschichtschreiber der Gesellschaft, Orlandino, ganz unbefangen und mit vieler Zufriedenheit umständlich erzählt. Man fand kein Arges darin, man machte sich kein Gewissen daraus, die hoffnungsreichsten jungen Leute, die man der Gesellschaft eroberte, dadurch in Zwiespalt mit ihren Angehörigen zu versetzen, sie ihren Eltern und Geschwistern, deren Herzen immerhin bluten mochten, zu entreißen: im Gegentheil, solche Triumphe der Himmelsliebe über die irdische und natürliche Liebe feierte man hoch und war stolz darauf; es ist ja christlich, oder vielmehr religiös überhaupt, Gott mehr zu gehorchen als den

Menschen. „Wie schön," ruft Orlandino einmal ganz entzückt aus, „taub für den Jammer und die Bitten der Familie hin zu Gott zu eilen, und elterlichen Zorn wie Schmeichelworte um des Kreuzes willen tapfer zu verachten!" Um diese Freude über eine Verleugnung des kindlichen Gefühles — welche die Frucht der Religiosität ist — nicht unbillig zu beurtheilen, denke man sich umgekehrt den Fall, daß Kinder durch den Austritt aus einem Kloster dem sie bereits angehören, ihren Eltern ebenso das Herz brechen, wie in jenem Falle durch den Eintritt in einen Orden. Als im April des Jahres 1523 zehn Nonnen, darunter auch Catharina von Bora, aus dem Kloster Nimptsch, mit Hülfe eines Bürgers zu Torgau, Leonhard Koppe, entwichen und sich nach Wittenberg retteten, lobte Luther diese That in einem besonderen Sendschreiben an Koppe, das auch unter dem Titel „Ursach und Antwort, daß Jungfrauen Klöster heimlich verlassen mögen," in demselben Jahre gedruckt worden ist. In diesem Sendschreiben sagt Luther: es war recht gethan, daß man die Jungfrauen auch gegen den Willen ihrer Eltern, die auf alle vernünftige Vorstellungen und demüthige Bitten ihrer Kinder nicht hätten hören wollen, „aus christlicher Liebe Pflicht" und „um ihr Gewissen und Seel zu retten," befreite, besonders deshalb weil in den Klöstern das Evangelium nicht gepredigt werde, was denn schon

allein hinreichende Ursach sei „uns alle zu entschuldigen, ja zu loben und zu preisen vor Gott und der Welt, daß man aus Klöstern laufen helfen und rathen solle, damit die Seelen herausgerissen, geführt, gestohlen und geraubt werden, wie man kann, unangesehen ob tausend Eid und Gelübd geschehen wären." Noch deutlicher drückt sich Luther in einem Briefe vom 6 August 1524 an einige andere Klosterjungfrauen aus, die sich Belehrung erbeten hatten, ob sie wohl ohne Versündigung das Kloster verlassen dürften. „Laßt euch heraushelfen," sagt er, und „wollen die Freunde oder Eltern nicht, so laßt es sonst gute Leute thun, unangesehen ob die Eltern darüber sollten zürnen, sterben oder genesen; denn der Seelen Heil und Gottes Wille soll über alles gehen, wie Christus spricht: wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth." — So sehen wir die beiden einander entgegengesetzten Parteien darin übereinstimmen, daß die irdischen Bezüge den himmlischen weichen müssen. Auf beiden Seiten empört man dem Seelenheile zu Liebe die Kinder wider die Eltern; dort treibt man sie um Gotteswillen in die Klöster hinein, und hier um Gotteswillen aus den Klöstern hinaus. Nur die Ansicht über das was wahrhaft Gott dienen heiße und was Gottes Wille sei, ist dort und hier verschieden; aber daran hier wie dort kein Zweifel, daß man nach Menschen, und wären es

die Liebsten, nichts zu fragen habe, wenn es gilt, den vermeintlichen Willen Gottes zu erfüllen.

Widerstand der Verwandten und selbst der Eltern galt also bei Anmeldungen zur Aufnahme in die Gesellschaft Jesu nicht für ein Hinderniß der Zulassung zu dem Noviziate. Wohl aber sah Ignaz andere Verwickelungen mit weltlichen Obliegenheiten als, wenn auch nicht wesentliche, doch immer sehr bedenkliche Hindernisse an. Schon allgemein kirchenrechtlichen Grundsätzen nach durfte ein Schuldner wenigstens dann das feierliche Armuthgelübde nicht ablegen, wenn dadurch für ihn die Unmöglichkeit herbeigeführt wurde, die Pflicht gegen seinen Gläubiger zu erfüllen; auch wer noch in irgend einer anderen Art Rechnung zu legen schuldig war, z. B. ein Vormund, Kurator u. dgl., durfte, bevor dieser Pflicht genügt war, in keinen Orden treten. Ignaz war in solchen Dingen ganz besonders ängstlich; denn er scheute nichts mehr als Händel und Prozesse, und zwar nicht nur wegen der damit verknüpften Sorgen und Unannehmlichkeiten, sondern vorzüglich deshalb, weil die Gesellschaft nicht durch eigennützige Betheiligung in weltlichen Streitsachen ihren erklärten Zweck, der himmlischen Vollkommenheit nachzutrachten, Lügen strafen und ein unerbauliches Beispiel geben sollte.*)

---

*) Auch in den späteren Konstituzionen der Gesellschaft

Dieselbe Sorgfalt mit welcher Ignaz alle diese Ermittelungen anstellte, ehe von der Zulassung eines Angemeldeten zu den Prüfungen auch nur die Rede sein durfte, machte er nicht minder den reisenden Genossen, welche sich, wie wir schon gesehen haben, auch mit der Erwerbung neuer Mitglieder der Gesellschaft beschäftigten, zu einer strengen Pflicht.

Wenn man sich in Betreff der äußeren Verhältnisse des Zuzulassenden beruhigt fand, so waren dann — abgesehen von der körperlichen Tüchtigkeit, die für eine der ersten Bedingungen galt — der Charakter und die geistigen Fähigkeiten desselben, so weit sich das alles vorläufiger Weise erkennen ließ, in Betracht zu ziehen. Niemand sollte zugelassen werden, bei welchem man nicht Ursach gehabt hätte, auf einen frommen, Gott ergebenen Sinn, wenn nicht Bildung und Kenntnisse, doch wenigstens Lernbegier und Fassungskraft, Willfährigkeit, Eifer, Besonnenheit und Ausdauer zu rechnen. Menschen von eingewurzelten üblen Gewohnheiten, von schwer zu bändigender Leidenschaftlichkeit, oder unnachgiebigen, rechthaberischen Wesens, ausschweifende Geister die ihre Einbildungen nicht zu zügeln vermögen, schwache kleingläubige und wankelmüthige Seelen, oder gar pfiffige Ge-

---

finden sich diese Gründe angeführt: ne inde offendiculi vel perturbationis occasio oriatur; praeter rationem quae habenda est aedificationis.

ellen die in einer vorgeblichen Weltverachtung weltliche Vortheile suchen mochten, alle diese taugten nicht für die Gesellschaft. Die Sendlinge derselben pflegten mit Denen welche sich ihnen zu Geschäften anboten oder welche sie selber zu gewinnen wünschten, einen engeren Umgang anzuknüpfen, der ihnen Gelegenheit gab, sie ein Paar Wochen lang genau zu beobachten und ihre Eigenschaften und Anlagen einigermaßen kennen zu lernen. Wo es schon ein Profeßhaus oder gar ein besonderes Prüfungshaus der Gesellschaft gab, nahm man sie als Gäste in dieses auf, um zu versuchen, ob sie sich daselbst, und ob sie dem Oberen des Hauses gefallen würden. Ergab sich eines oder das andere nicht, so entließ man sie mit dem guten Rathe, sich eine andere Lebensart zu suchen, darin sie Gott dienen könnten, und, wenn sie hülfsbedürftig waren, nach den Umständen, mit einem Geschenke.

Ueber die erste Ausbreitung der Gesellschaft haben uns die Geschichtschreiber derselben sehr ausführliche und unbefangene Mittheilungen hinterlassen, welche uns, wenn wir sie in ihrer Gesammtheit überschauen, in dem Verfahren das bei der Erwerbung neuer Mitglieder gemeinhin eingehalten wurde, ein merkwürdiges Schauspiel vor Augen stellen. Wir sehen die Sendlinge der Gesellschaft alles mögliche thun, um diejenigen auf die sie ihr Auge geworfen, zu dem Entschlusse

des Eintrittes in die Gesellschaft zu bewegen, und zugleich alles mögliche, um zu verhindern, daß dieser Entschluß nicht als ein künstlich aufgedrungener gefasst, sondern von innen aus der eigenen Seele Dessen der ihn fassen soll, geboren werde. Nicht blos den Schein suchten sie zu vermeiden, als ob ein solcher Entschluß die Frucht schlauer Ueberredung oder irgend eines, wie man es nennt, moralischen Zwanges wäre, nein, es sollte wirklich nicht so sein; und dennoch konnten sie nicht umhin, zu überreden und den feinsten moralischen Zwang zu üben. Anhänger zu machen, welch ein Reiz! Aber diese Anhänger mussten in Wahrheit Freiwillige sein, denn es war ja nicht darum zu thun, der Gesellschaft nur anzugehören, sondern in ihr zu arbeiten, und dazu war Liebe und Lust nöthig, Liebe und Lust aber gebiert der Zwang nicht. Während einerseits jedes Mittel in Bewegung gesetzt wurde, um den Jünglingen, deren Gewinnung ersprießlich schien, den Dienst Gottes in der Gesellschaft einladend und reizend zu machen, wurde andererseits die größte Sorgfalt angewandt, sie von einem übereilten Entschlusse, der sie später reuen könnte, abzuhalten. Das gewöhnliche Mittel, um beides zugleich zu erreichen, waren die Ignazischen geistlichen Uebungen. Erinnern wir uns, welche Stelle bei diesen der Berufswahl eingeräumt ist. *) Der Entschluß in die Gesell-

*) Oben S. 254. ff.

schaft einzutreten, wurde aber noch nicht als hinlänglich angenommen, wenn er während der Uebungen selbst, und in der erhöheten Stimmung die diese zu wirken pflegten, gefasst war, vielmehr nur wenn auch nachher dabei beharrt wurde. Die Forderung war, daß man sich nicht nur dieses Entschlusses als einer göttlichen Eingebung, sondern daß man sich auch der eigenen Kraft ihm treu zu bleiben, bewußt werden sollte. Dazu schien manchmal noch irgend ein ganz besonderes Hülfsmittel nöthig. Zu Coimbra nahm Lefèvre im Jahre 1545 einen gewissen Juan Nuñez in die Gesellschaft auf. Dieser Nuñez, der dort Priester und Abt war, hatte schon längst mit sich gekämpft, ob er Jesuit werden sollte oder nicht. Das erste Gespräch das er mit Lefèvre hatte, als dieser nach Coimbra gekommen war, brachte seinen Entschluß zur Reife. Ich trete in die Gesellschaft, rief er aus. Nicht so hastig! versetzte Lefèvre: stehe um Mitternacht auf, wie du gewohnt bist, um zu beten, und indem du dich mit deinem ganzen Wesen Gott übergiebst, fordere den bösen Geist in der Kraft Gottes heraus, daß er was er an dir nach deinem Eintritt in die Gesellschaft etwa zu versuchen Lust haben möchte, jetzt gleich versuche und alle seine verlockenden Künste an dir erschöpfe. Diese seltsame Herausforderung des Teufels fand auch Statt, und glückte, wie uns berichtet wird, vollkommen; so konnte denn

— dies war offenbar Lefèvre's Absicht — Nuñez wenigstens nachher nicht sagen, daß er nicht zuvor gewußt hätte, mit welchem Widersacher er es dermaleinst zu thun haben würde. Indessen kam es mitunter doch auch vor daß besonders die älteren Genossen, wie Rodriguez und Lefèvre aus der Noth eine Tugend machten und, wenn ihnen die Zeit kurz gemessen war, mit der Zulassung zu den Prüfungen ein wenig summarisch verfuhren. So nahm z. B. Lefèvre jene neun Löwener Studenten, welche er, wie oben erzählt ist, nach Portugal sandte, ohne sich auf Vorversuche mit geistlichen Uebungen u. dgl. einzulassen, kurzweg, da keine Zeit zu verlieren war, als Rekruten der Gesellschaft an.

War über die Zulassung zum Noviziate entschieden, so trat dann eine Reihe von Prüfungen ein, welche darauf berechnet waren, genauer als es bei der Vorprüfung hatte geschehen können, zu ermitteln, ob die Aufzunehmenden Anlage, Willfährigkeit und Charakterfestigkeit genug besäßen, um diejenigen Tugenden und Geschicklichkeiten in sich auszubilden, um die es in der Gesellschaft zu thun war.

Wer diese Prüfungen nicht in erwünschter Weise bestand, der wurde, auch wenn er die drei Ordensgelübde schon abgelegt gehabt hätte, unbedingt entlassen, und wäre er auch in irgend anderer Hinsicht ausgezeichnet gewesen. So entließ Ignaz im

Jahre 1544 den gelehrten Mathematiker Guillaume Postel, dessen Erwerbung für die Gesellschaft er Anfangs als ein freudiges Ereigniß betrachtet hatte, sobald er wahrnahm, daß Postel sich mit dem Würme trug, daß er ein Prophet und besonderer Eingebungen des heiligen Geistes gewürdigt sei. Eingebungen des heiligen Geistes waren in Ignazens Augen nichts Schlechtes; wer aber darauf den Anspruch gründete, etwas Besonderes zu sein, der war in seinen Augen nicht nur ein Narr, sondern vorzüglich in der Gesellschaft Jesu ein faules Glied, das ausgerissen werden mußte. Er verbot den Seinigen streng allen fernern Umgang mit Postel.

Die Tugenden.

Unsere Aufgabe, schrieb Ignaz im Jahre 1547 an die Genossen in Spanien, ist, die geistliche Wohlfart und Förderung des Nächsten zu schaffen — eine Aufgabe und ein Dienst, so erhaben daß nichts darüber geht von allem was Menschen und selbst Engel vermöchten; um solchen Dienst zu verrichten ist es zuvörderst nöthig, daß ihr euch täglich Gott darbringt und daß ihr selber Frömmigkeit und Tugend erwerbet, denn nur Gleiches bringt Gleiches hervor in der ganzen Natur.

Die Prüfungen, die Uebungen, das häusliche Leben, alles was in der Gesellschaft Jesu angeordnet und eingerichtet wurde, sollte dazu helfen, solche Tugenden in ihren Mitgliedern zu entwickeln und auszubilden, welche sie zur Lösung jener erhabenen Aufgabe geschickt machen könnten.

Es ist der Mühe werth, das Wesen der Tugenden durch deren Uebung die Gesellschaft ihren Zweck zu er=

reichen hoffte, genauer und mehr im Zusammenhange mit den Gegensätzen der damaligen religiösen Anschauungsweise, als es bis hieher möglich war, zu betrachten, ehe wir sie auf ihren Wegen durch die Welt begleiten, um zu sehen, wie es ihr mit der Behauptung und Anwendung dieser Tugenden zur Verwirklichung ihres Zweckes gelang. Wir werden dabei manchen früher angesponnenen Faden wieder aufzunehmen haben.

Zuerst müssen wir uns hier recht deutlich zu machen suchen, wie der Jesuit die Grundlage aller Tugenden welche den Menschen befähigen Gott zu dienen, nämlich die innerste Beziehung der Seele zu dem Wesen Gottes, sich vorstellte. Hierin klar zu sehen ist um so wichtiger, als in der Vorstellung von der innersten Beziehung der Seele zu dem Wesen Gottes die Wurzel des ganzen Unterschiedes zwischen den beiden miteinander streitenden Anschauungsarten der Reformationsepoche, zwischen der evangelischen und der neukatholischen oder jesuitischen lag.

Auf beiden Seiten, auf der katholischen wie auf der evangelischen ist es darum zu thun, das Gefühl welches der Mensch von den Schranken seiner Natur und seines irdischen Daseins hat, in das Gefühl einer schrankenlosen Selbstbefriedigung umzuwandeln. Daß der Mensch sich eingeschränkt fühlt, während doch seine Einbildungskraft alle Schranken überfliegt, dieser Wider=

spruch macht, daß ihm das Dasein in seinen Schranken ungenügend däucht, für etwas das nicht fertig, das nicht so ist, wie es sein sollte, für etwas Unvollkommenes gilt; vollkommen ist in seinen Augen nur was durch nichts gehindert ist, sein Wesen ganz und nach allen Seiten hin, und ohne Aufhören, frei, nach Lust und Wunsch zu entfalten. Erfahrung hat der Mensch von solcher Vollkommenheit nicht; nur in seiner Einbildung lebt das Vollkommene. Was er an sich selbst fühlt, und um sich her an Andern erfährt, was er erlebt, trägt alles den Stempel der Unvollkommenheit; das Vollkommene das er sich vorstellt, ist wie etwas Fremdes, etwas das der Mensch nicht ist, was er aber sein, wozu er sich machen oder machen lassen möchte: er wünscht sich mit dem vollkommenen Wesen zu vereinigen, sein unvollkommenes Wesen in das Wesen der Vollkommenheit umzuwandeln. Dies ist der Gedanke der Erlösung von den Schranken, von „diesem Todesleibe," der Gedanke der Versöhnung mit dem fremdscheinenden, wie von ferne winkenden, als Eigenthum gefühlten und doch nicht besessenen, daher — so stellt man es sich vor — verlorenen rechten, wahren, schrankenlosen, freien Wesen, der Gedanke der Vereinigung oder — da die Trennung nicht als der ursprüngliche Zustand erscheint — der Wiedervereinigung des unvollkommenen Wesens mit dem vollkommenen, des Menschenwesens mit dem Gotteswesen.

Sollte man nicht denken, Menschen welche darin mit einander übereinstimmen, daß sie den gleichen Zweck aus allen Kräften verfolgen, eine Umwandlung des unvollkommenen, oder menschlichen Wesens in das vollkommene oder göttliche Wesen zu Stande zu bringen, müßten, um dieser Uebereinstimmung im Zwecke willen, sich ungeachtet aller Verschiedenheit der Mittel durch welche sie ihn erreichen zu können glauben, als lieb- und hülfreiche Freunde einander anschließen? So ist es aber nicht, und, genauer erwogen, kann es so nicht sein. Das Ziel dem nachgejagt wird, die Seligkeit, ein reiner Zustand in der Weise des Gefühls, ist von der Einbildungskraft gesteckt, und nur die Empfindung taugt zur Führerin auf dem Wege dahin. Der Verstand, die Kraft des Unterscheidens, des Wägens, des Vergleichens kann verschiedene Wege zu einem und demselben vorgesteckten Ziele finden und zulassen, der Verstand mag jedem dieser Wege seinen besonderen Werth und Nutzen zugestehen; die Empfindung dagegen ist einzig, ist ausschließend, ist nur sie selbst, fühlt immer nur sich; was nicht sie ist, tritt ihr störend, steht ihr feindlich entgegen, ist ihre Wunde, ist ihr Tod. Vollkommenheit, Seligkeit, himmlisches, göttliches Wesen sind Gegenstände nicht des Wissens mittelst der hinausgreifenden, berechnenden Urtheilskraft, sondern des Fühlens mittelst der still in sich webenden, berührungsscheuen

Einbildung. Der Gedanke, daß ich in anderer Weise mich beseligen könnte, oder, um recht selig zu sein, gar müsste, als in derjenigen Weise durch welche mein Gefühl bestimmt ist, zerfrisst dies Gefühl und zerstört meine Seligkeit. Daher ist nicht Liebe und Eintracht, sondern Hass und Feindschaft zwischen Denen welche auf verschiedene Weise die Verwandlung des Irdischen in Himmlisches, des Menschlichen in Göttliches zu Stande zu bringen wünschen.

Erinnern wir uns, daß die Anschauungsweise der Evangelischen das Unendliche und das Endliche, das Vollkommene und das Unvollkommene, Gott und die Welt einander so entgegensetzen, daß keine innerliche und wesenhafte Verbindung oder Vermischung beider Elemente möglich ist; sie können, nach dieser Art die Dinge zu betrachten, nur nebeneinander und miteinander zugleich bestehen, in einer und derselben Person gesellt, aber nicht mit einander vermischt sein, nicht so in einander übergehen, daß das Unvollkommene durch irgend eine Läuterung jemals zum Vollkommenen werden könnte. Daher kann Gott zwar in dem Menschen wohnen, aber was an dem Menschen natürlich, sinnlich, ungöttlich ist, bleibt dessenungeachtet ungöttlich, sinnlich und natürlich: nur durch die Wirkung eines innern geistlichen Vermögens, nur im Glauben wird Gott besessen; „wer Gott mit einem rechten Glauben anhängt," sagt Luther, „deß

Seele wird mit Gott eins, so ganz und gar, daß alle Tugenden des Wortes auch eigen werden der Seele;" und noch stärker: „Der welcher glaubt, ist aller Dinge mächtig, und Gottes mächtig, denn Gott thut was er bittet und will." Aber wirklich ist, nach dieser Vorstellungsweise, der Mensch Gottes doch nicht mächtig; dieses Mächtigsein ist nur ein Schein, ist eben nur ein Werk des Glaubens, nichts Thatsächliches; in dieser Vorstellungsweise ist alles nur scheinbar, und nicht wirklich. Wirklich thut Gott nicht, was der Mensch bittet und will, sondern nur dann, wenn der Mensch nichts anderes bittet und will, als was Gott will und gebeten haben will; „man könne wohl alles," sagt derselbe Luther, „von Gott erlangen mit Beten, aber er will auch unversucht sein." Nur ganz im Allgemeinen, dem ganz unbestimmten Wesen und Gedanken, der reinen Vorstellung nach, eben nur „im Glauben" tritt, nach der evangelischen Anschauungsweise, Gott in das Wesen des Menschen ein; der Mensch fühlt sich von Gott ergriffen, oder, was durchaus dasselbe ist, Gottes mächtig — denn in der innern Welt des Geistes, in dieser Region des unfreiwilligen Empfindens, ist Ergriffensein und Ergreifen einerlei —, der Mensch weiß sich eins mit Gott; damit ist der ganze, vollständige Inhalt dieser Empfindung ausgesprochen, und nichts bestimmtes, besonderes läßt sich weiter daraus folgern. Wenn es daher ans Handeln geht, wo etwas Bestimmteres erfordert

wird, wo man sich entscheiden, sich entschließen soll, so hilft da der Glaube an sich selbst nicht, sondern man muß erst erfahren, was Gott will und gebietet; es muß ein ausgesprochenes Gesetz Gottes geben, dem man nachleben kann. Daher ist für die evangelische Denkungsart die „Schrift" ein unentbehrliches Hülfsmittel, denn sonst würde es an einer Quelle fehlen, aus welcher man die Erkenntniß dessen was Gott will, schöpfen kann. Wäre die Vereinigung der Seele mit Gott als eine wirkliche zu verstehen, d. h. als eine solche, die nicht nur in der Einbildung vorgeht, sondern auch auf den Willen wirkt, so bedürfte es keines ein für alle Male ausgesprochenen göttlichen Willens, sondern der menschliche Wille würde durch den göttlichen unmittelbar regiert werden; so aber giebt das Bedürfniß einer Verhaltungsregel recht deutlich zu erkennen, daß die Vereinigung mit Gott, nach evangelischer Denkungsart, als eine nur scheinbare von den Bildnern dieser Denkungsart selbst empfunden worden ist.

Dieser Schein ist es, welchen der Mensch von mehr sinnlicher und anschauender Geistesrichtung nicht ertragen kann. Der Katholik begehrt, sich die Beziehung der Seele zu Gott als ein wirkliches Verhältniß, wie zwischen Mensch und Mensch, vorstellen zu können. Es wäre ihm unleidlich, daß er Gott nur sollte in der Einbildung umfassen dürfen, ohne daß Gott sich unmit-

telbar handelnd und wirkend in ihn fühlbar machte. Es wäre seiner innersten Natur zuwider, solch ein unnahbares, an einen unabänderlichen, für alle Ewigkeit feststehenden Rathschluß gebundenes, also nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, nicht nach freiem Willen, handelndes und wirkungslos in der Seele des Menschen webendes Wesen, zu welchem keine Beziehung als die des bloßen Glaubens möglich wäre, sich als Gott zu denken. Gott ist ihm eine wirkliche Person, d. h. ein mit einem lebendigen, veränderlichen Willen ausgerüstetes Wesen, ein Vater, ein Herr, ein König, dem er sich nahen, von dem er sich entfernen, dessen Willen er unmittelbar vernehmen, der sich erbitten und von seinem Entschlusse abbringen lassen kann, ein Wesen mit welchem sich umgehen läßt. In dem Gott der Protestanten hat der Mensch sich seine unendliche Sehnsucht, sein tiefes Gemüth, in dem katholischen Gott hat er sich die unendliche Kraft des bestimmten Willens als das Höchste vorgestellt. Daher bemächtigt sich der Evangelische Gottes durch den Glauben, der Katholische dagegen lebt nur in einem persönlichen Umgange, in einem mehr oder minder vertraulichen Verhältniß mit seinem Gott. In der Empfindung der Seele, oder, wie wir Deutsche es nennen, im Gemüthe, ist der Mensch eins mit sich selbst: Störungen können ihm da nur von außen kommen; so wie ihm zu Muthe ist, muß er es

sich gefallen lassen; das kann er sich nicht geben und nicht nehmen, er ist willenlos dagegen; mit der Stimmung des Innern ist kein Handeln: es ist da kein Umgang des Menschen mit seinem Wesen möglich, weil er sich nicht von seinem Wesen verschieden fühlt. Dagegen mit dem Willen ist es ein anderes Ding; Entschlüsse fassen kann der Mensch seiner Stimmung entgegen, unabhängig von seinem Gemüthe: er kann sich hart machen, wenn die Seele weich ist, er kann strenge Pflichten erfüllen trotz aller Einsprache des Herzens. Daher kann mit dem höchsten oder vollkommenen Wesen, insofern es als der Abglanz des Gemüthes selbst erscheint, und so auch nur mit der Kraft des Gemüthes, mit dem „Glauben" ergriffen und festgehalten werden kann, die Seele des Menschen sich wie innig vermählt fühlen, ohne irgend etwas anderes, irgend eine Bestimmtheit zu begehren — „der Glaube allein macht selig" —; zu dem höchsten Wesen aber, insofern es sich der Seele als die Macht des unabhängigen Willens darstellt, empfindet sich die Seele in einer Beziehung wie von Person zu Person, in einem Verhältniß der Nähe oder der Ferne, der Uebereinstimmung oder der Entfremdung, der Unterwerfung oder des Widerstandes. Nach evangelischer Betrachtungsweise giebt es nur Glauben und Nichtglauben; in dem einen Wort ist das ganze Verhältniß des Menschen zu Gott ausge-

drückt. „Der einig Glaube macht, daß wir keines Werks bedürfen, zur Frömmigkeit und Seligkeit zu gelangen", sagt Luther in der Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen; „wer aber nicht glaubt, dem dienet kein Ding zu gut, ist ein Knecht aller Ding, muß sich allerding ärgern."

Aus dem Unterschiede dieser Grundanschauung vom göttlichen Wesen entspringen alle Verschiedenheiten der katholischen und evangelischen Lehre und Lebensweisheit. Und jener Unterschied begründete eben die tiefe Erbitterung zwischen den streitenden Parteien. Jeder von beiden Theilen leitet aus der Grundanschaung alle Folgerungen richtig ab, und glaubt daher durch die Folgerichtigkeit dieser Ableitung den Gegner überführt zu haben. Wie oft ruft Luther aus, nachdem er seinen Beweis entwickelt: „Hoffe damit, allen Widersachern das Maul gestopft zu haben, daß sie verstummen müssen und nichts zu antworten wissen!" und ähnliches der Art. Aber sie wußten dennoch zu antworten, und bildeten sich, so oft sie antworteten, nicht minder ein, dem Widersacher das Maul gestopft zu haben, daß er verstummen müsste. Indem jede Partei die andere ihres Unrechts überführt zu haben meinte, und dieselbe dennoch nicht von ihrem Unrecht überzeugt und noch weniger desselben geständig sah, wusste sie sich diesen Widerstand nur aus Verstocktheit, nur aus bösem Willen, nur aus dem Einflusse

des höllischen Fürsten zu erklären; den Streitern auf beiden Seiten dünkten ihre Gegner Teufelsbrut zn sein, und waren ihnen, wenn sie sich nicht bekehren wollten, verhasst wie die Hölle.

Das erste also was wir festhalten müssen, um die katholische Ansicht in ihren Einzelheiten zu verstehen, ist dies, daß der Katholik sich das Verhältniß zu Gott als einen persönlichen Umgang mit Gott vorstellt. Gott ist gleichsam der Geliebte, der Bräutigam der Seele; ganz wie ein irdisches Liebesverhältniß dachte man sich diesen Umgang, so sehr, daß sich oft eine gewisse reizende Naivetät dabei entwickelte, wie sie nur einem solchen Verhältniß eigen ist. Nichts zeigt dies besser, als folgendes Geschichtchen. Lainez hörte eines Tages von einem andern Jesuiten: Gott hätte Ignaz unter die besondere Obhut eines Erzengels gestellt. Er hatte nun nichts eiligeres zu thun, als zu Ignaz zu laufen und Den zu fragen ob das wahr wäre. Ignaz antwortete ihm nicht, aber er wurde feuerroth — Lainez hat das so selber dem Ribadeneira erzählt — „er wurde feuerroth, wie ein junges Mädchen, das von einem Manne allein überrascht wird." An Zügen wie dieser zeigt sich recht der Ernst und die unbefangene Aufrichtigkeit, mit welcher die Vorstellung, in einem Liebesbezuge zu Gott zu stehen, gehegt wurde. Wem die schon oft erwähnten Rathnahmen im einsamen Ge-

bete mit Gott wegen jedes schwierigen Entschlusses vielleicht wie ein Spiel mit der Leichtgläubigkeit der Umgebung däuchten, wie ein Hülfsmittel, um dem gefassten Entschluße durch den Schein göttlicher Eingebung mehr Würde und Achtung zu verschaffen, der wird genöthigt sein, diese Vermuthung aufzugeben, wenn er sich mit Lebhaftigkeit in das ganze Seelenleben, mit welchem wir es hier zu thun haben, hineindenkt.

Der Umgang der Seele mit Gott musste sich natürlich in einem lebendigen Verkehre von Unterredungen, vertraulichen Mittheilungen, Liebesbeweisen, immer wiederholten Hingebungen äußern.

Jedem der in der Vorstellungsweise evangelischer Gemeinden aufgewachsen ist, muß es schwer werden, sich in das Wesen dieses Liebesverkehres hineinzuversetzen. Das Gebet des evangelischen Christen ist, nach der ächten, unvermischten Denkungsart der Reformationszeit, etwas ganz anderes als das Gebet des katholischen Christen. Der Evangelische kann, wenn man es ernst nimmt, gar nichts Einzelnes und Bestimmtes von Gott erbitten: sein Gebet ist nur der Ausdruck seiner Unterwerfung, seines Vertrauens, daß Gott für ihn sorgen, und sein Bestes aufs allerweiseste schaffen werde. Erstlich soll man sich, nach evangelischer Denkungsart, schon gar nicht um aller Dinge willen an Gott wenden; wie bereits erwähnt — Gott will „unversucht"

sein. Willst du etwas bitten von Gott, sagt Luther, „so bitte was dir Noth ist und da dich die Noth zu dringet, sonst versuchst du ihn; sein Name ist Nothhelfer, daß er hilft nur da alleine, da sonst kein Hülf und Mittel zu verschaffen ist." In solchem Nothfalle soll man denn vertrauen, daß Gott das Gebet erhören werde, weil er Erhörung verheißen hat. Aber auch damit ist's nur Schein. „Man soll sich in solchem Vertrauen also halten," sagt wiederum Luther, „daß man Gott nicht ein Ziel stecke, Tag oder Statt bestimme, noch die Woche oder Maße der Erhörung, sondern das alles seinem Willen, Weisheit und Allmächtigkeit heimgeben." Also jedwede Bestimmtheit ist ausgeschlossen. Diejenigen, sagt Calvin, welche meinen, daß das Gebet überflüssig sei, weil Gott allerdings von selbst und nur von selbst giebt was uns gut ist, verkennen den Zweck, um dessen willen Gott das Gebet eingesetzt hat, nämlich, nicht um seinetwegen (um sich dadurch bestimmen zu lassen), sondern — abgesehen davon, daß es ein Tribut ist, den wir ihm schulden — um unseretwillen, daß wir unsern Glauben äußern und bekräftigen. Anders der Katholik. Er kann um das Einzelne und Kleinste bitten, denn er glaubt, daß er durch sein Gebet auf Gott wirken, ihn bestimmen kann. Gott ist ein Herr, ein Vater, der sich erbitten läßt; auch Fürbitte Seitens Solcher die ihm besonders lieb sind, hilft bei ihm.

Man beleidigt, nach dieser Vorstellungsart, Gott nie, man versucht ihn nie, wenn man sich an ihn wendet, außer etwa wenn man es um böser Dinge willen thäte. Sonst aber, wie kann der Bräutigam der Seele zürnen, wenn die Seele, die Geliebte, ihn bittend liebkost, oder wie kann er ihren Bitten widerstehen?

Das Gebet ist also der Erguß der liebenden Seele, das unfreiwillige Opfer, das sie sich darzubringen immerfort sehnt, bald aus bloßem Liebesdrange, bald in ihren Nöthen, Aengsten und Sorgen. Ignaz ließ sich von seinem Gebete, auf welches er regelmäßig mehre Stunden des Tages verwandte, durch nichts abziehen. Einmal, als ihn der Pförtner des Hauses beim Gebete unterbrach, um ihm einen eben angekommenen Brief von seiner Familie aus Spanien zu bringen, nahm ihm Ignaz den Brief aus der Hand, warf denselben in das lodernde Kaminfeuer, und kehrte zu seinem Gebete zurück. Wenn wichtige und unaufschiebbare Geschäfte ihn verhinderten, der Andacht die gewohnte Zeit zu widmen, so ergriff er die erste freie Zeit, um das versäumte nachzuholen, oder er sparte sich die Stunden dazu an seinem ohnehin knapp bedachten Schlafe ab. Während er betete, war seine Inbrunst so groß, daß nichts Aeußeres, nicht das größte Getöse ihn davon abziehen konnte; nur wenn ihn innerlich durch seine eigene Schuld etwas

störe, das, pflegte er mit Seufzen zu sagen, das allein ziehe ihn manchmal von Gott ab.

Auch von seinen Zöglingen verlangte er, daß sie sich an regelmäßiges Beten gewöhnten; er war der Meinung, daß es auch in dieser Hinsicht der Uebung bedürfe, und daß man nicht eine freie Lust zur Unterredung mit Gott abwarten, sondern sich Gewalt anthun müsse; denn daß man das Beten auf eine gelegnere Zeit hinausschieben solle, das spiegele der Teufel nur dem Geiste vor, um ihn von Gott abzulenken. Alles was sich zutrug, mochte es das geringfügigste sein, setzte Ignaz in irgend eine Beziehung zu Gott, und er erinnerte seine Umgebung unzählige Male des Tages bei allem an Gott zu denken, ihn sich gegenwärtig vorzustellen und vor Augen zu haben, nicht nur im Gebete, sondern unablässig.

Das äußerliche Gebet, so hoch er es anschlug, stand ihm aber doch nicht am höchsten; gut ist es, die Liebe in Worten kund zu geben, aber mehr ist, sie durch die That beweisen. Was im irdischen Liebesverhältniß die Leidenschaft erzwingt, dieses gänzliche Aufgeben, gleichsam Zerstören seiner selbst, das wird Gott gegenüber zu einer Forderung, zu einer Pflicht. Es ist dies die Selbstzerknirschung, die Mortifikazion. Sie, sagte Ignaz, ist weit edler und Gott wohlgefälliger als das Gebet mit den Lippen. Ich meine nicht, setzte er hinzu, jene

Art der Mortifikazion welche in Kasteiung des Leibes besteht, sondern diejenige, durch welche wir unsern Willen und unser Tichten und Denken Gott zum Opfer darbringen. Die großen Beter, sagte er ein anderes Mal, werden leicht hart, verbissen und selbstgenügsam, aber brechet euer eigenes Selbst, so werdet ihr in diesen Fehler nicht verfallen; die hartnäckigen Beter täuschen sich leicht, indem sie ihre gelegentlichen Einfälle für himmlische Eingebungen nehmen, aber demüthiget euch, zweifelt an euch selbst, und messet das was euch in den Sinn kommt, an den Aussprüchen der heiligen Väter, und an den unzweifelhaften Lehren der Kirche, so werdet ihr weniger der Verirrung ausgesetzt sein; denn thöricht ist es, das Gewisse durch das was ungewiß ist, aufklären zu wollen, aber wohlgethan, das Gewisse zum Maßstabe des Ungewissen zu machen.

Dies ist die nächste Weise der Selbstzerknirschung, die Grundlage aller Hingebung an Gott, nach katholischer Vorstellung, daß man dem Vertrauen auf das eigene Urtheil entsagt. Die Zerstörung des eigenen menschlichen Wesens, wie sie die evangelische Vorstellung fordert, ist viel vollständiger, unbedingter, bleibt aber dafür ganz in der Einbildung und erreicht nirgend das Wirkliche und Einzelne. Die Hingebung im protestantischen Sinne ist gänzliche Vernichtung des eigenen

Selbst, d. h. aber eine bloße Erklärung des eigenen Selbst für Nichts, nicht jedoch ein Versuch, es thatsächlich zu Nichts zu machen. Das ganze Wesen des Menschen gilt da dem Menschen für Fluch und Verdammniß, aber dieses Wesen nur innerlicher, gedachter Weise: die Forderung ist nur, daß der Mensch seine Ohnmacht fühle, wisse, anerkenne, nicht daß er das wirkliche irdische Wesen zu vertilgen suche; der Mensch braucht nur abzusehen von dem verdammten Ich, von seinem Selbst, von seiner eigenen Kraft, und alle Ehre Gott allein zu geben. „Gott kann nicht geehrt werden," sagt Luther in der Abhandlung von der Freiheit eines Christenmenschen, „ihm werde denn Wahrheit und alles Gute zugeschrieben; das thut aber allein der Glaube des Herzens, darum ist dieser allein die Gerechtigkeit des Menschen und aller Gebote Erfüllung." Die Demüthigung nach evangelischer Weise geschieht also mittelst des Glaubens, und ist darin schon vollbracht, daß der Mensch Nichts sich, sondern Alles Gotte zumißt. Der Katholik dagegen macht von der Demüthigung eine Anwendung auf das Einzelne und Bestimmte, er begnügt sich nicht, das menschliche Wesen als nichtig blos in Gedanken anzuerkennen, er will an diesem Wesen — welches Leib, Empfindung, Urtheil, Wille ist — die Vernichtung des Eigenen, des Selbstischen verwirklichen; Alles, Sinnenlust, Meinung,

Entschluß, soll gebrochen, zerknirscht, und thatsächlich Gotte übergeben, geopfert werden.

Wie nach der Vorstellungsart der Evangelischen das Fleisch und alles Fleischeswerk verworfen, widrig, Koth und Unflat ist und bleibt, dennoch aber als nicht unverträglich mit der Gottseligkeit, sondern sogar, insofern Gott es hat haben wollen, der Pflege werth geachtet wird, während der Mensch nur im Geiste — durch den Glauben — göttlich ist, so erkennt der Evangelische, ungeachtet der Behauptung, daß der Mensch gar nichts Gutes und Wahres aus seinem eigenen Wesen vermöge, und also auch Nichts wahrhaft wissen und beurtheilen könne, dennoch ihm gerade die Macht der Prüfung und Entscheidung in göttlichen Dingen zu. Es ist nur ein Schein, daß der Mensch nicht selbst urtheilen solle, diese Forderung bezieht sich nur ganz allgemein hin auf die Unterwerfung unter Gottes Wort: es ist nur die Absicht, daß der Mensch Nichts für wahr annehme, als was Gott offenbart hat; im Einzelnen aber hat der Einzelne das Recht, selber zu ermitteln, was denn eigentlich von Gott offenbart sei, oder, wie es ausgedrückt wird, „in der Schrift zu forschen und die Schrift auszulegen."

Der Katholik dagegen — solches Scheines spottend — macht mit der Unterwerfung seines Urtheils Ernst. Loyola nennt diejenige Demuth, in welcher sich

der Mensch der Anmaßung begiebt, irgend etwas mit Sicherheit beurtheilen zu können, die Mutter aller Tugenden, oder die Ur= und Grundtugend. Das ist sie auch, nämlich nicht die Grundlage dessen was etwa in Heidenzeiten Tugend hieß, oder was man mit Rücksicht auf die menschliche Gesellschaft Tugend nennen könnte, sondern die Grundlage aller eigentlich christlichen Tugenden. Sie ist das nicht blos dem Sinne nach, auch dem geschichtlichen Verlaufe nach ist die Anerkennung dieser Tugend die Mutter der christlichen Geistesrichtung. Schon ehe das Christenthum selbst in die Welt trat, hatte die griechische Philosophie die Unterlagen desselben ausgebaut; das letzte Ergebniß langer, mühevoller Forschungen nach dem was wahr und unzweifelhaft wäre, war dies, daß es nichts Gewisses gebe, daß man „sein Urtheil zurückhalten müsse." Ganz allgemein genommen ist dieser Satz der Satz der Erfahrung und Reife, der Satz der Mannesweisheit: der Jüngling glaubt nach jeder Entdeckung die er, zu seiner eigenen Ueberraschung, macht, das Letzte gefunden zu haben, und geht sogleich aus, um mit seiner unumstößlichen Wahrheit die Welt zu besiegen; der Mann — der wahre, gereifte — ist dieses Dünkels ledig, er hat erfahren, daß alles Wahre nur in seinen Schranken wahr ist, er legt sich keine Unfehlbarkeit bei, und er „hält sein Urtheil zurück." Dieser Satz nun von so

allgemein menschlicher Bedeutung tritt uns hier in eigenthümlicher, den christlichen Ideen gemäßer Anwendung entgegen. Das wahre Urtheil, das dem Menschen unmöglich ist, wird Gott allein überlassen, und der Mensch muß sich bescheiden, nur mit besonderer Hülfe Gottes, durch besondere göttliche Veranstaltung eines richtigen Urtheils theilhaft werden zu können. Nach evangelischer Vorstellung, in welcher Alles ideal, einzig ist, und immer ein für alle Mal geschieht, ist auch ein für alle Male gesorgt, daß der Mensch ein wahres Urtheil über die ewigen Dinge gewinnen könne, nämlich durch die heilige Schrift, worin Gott sein Urtheil für ewige Zeiten abgegeben habe. Nach katholischer Vorstellung aber ist Gott beständig handelnd in der Kirche gegenwärtig, offenbart seine Gedanken und belehrt die Menschen immerfort. Auch hierin zeigt sich der persönliche Charakter des katholischen Gottes im Gegensatze zu dem rein geistigen Wesen des Gottes der Evangelischen.

Während der Evangelische genöthigt ist, die Schrift sich selbst auszulegen, und, obwohl ihm im Allgemeinen alles eigene Vermögen von Grund aus abgesprochen ist, dennoch den Inhalt des göttlichen Willens nur mittelst des eigenen Urtheils finden kann, macht sich der Katholik keine Sorge um die Erkenntniß der ewigen Wahrheit, sondern er, der sich eigene Kräfte im

Allgemeinen zutraut, verläßt sich doch im Einzelnen und Bestimmten auf das Wirken Gottes in der Kirche. Die Erfahrung welche er an sich macht, daß das eigene Urtheil trügerisch ist, beunruhigt ihn nun nicht weiter, denn er hält sich überzeugt, daß durch Gottes Fürsorge die Kirche im Besitze der Wahrheit sei. Daher unterwirft er sich in Sachen des Glaubens unbedingt dem Urtheile der Kirche. Der Glaube, d. h. hier die Hingebung des Urtheils, ist jedes Einzelnen Sache, der Inhalt des Glaubens ist Sache der Kirche. Der Glaube des Evangelischen ist (ungeachtet der Voraussetzung, daß der Mensch an sich selbst, all sein Leben und Werk, Nichts sei) das Gefühl der schrankenlosen Freiheit — „um deines Glaubens willen", sagt Luther, „soll all dein Verderben überwunden, und du gerecht, wahrhaftig, befriedet, fromm, und von allen Dingen frei sein" —; der Glaube des Katholiken ist (ungeachtet der Voraussetzung, daß der Mensch einen freien Willen habe) das Gefühl der unbedingten Unterwerfung — „glauben", sagt Loyola, „ist nicht zweifeln, daß es ein und derselbe Geist ist, der Geist unseres Herrn Jesu Christi und der Geist der rechtgläubigen Kirche, seiner Braut, durch welche wir regieret und zum Heile geleitet werden, und daß der Gott der einst die zehn Gebote gab, kein anderer ist, als der welcher noch heutiges Tages die Hierarchie seiner Kirche ordnet und lenkt." In der An=

leitung zu den geistlichen Uebungen hat Ignaz anhangsweise Regeln gegeben, wie man es anstellen müsse, um in Glaubenssachen nicht zu irren; da ist denn die erste Regel, daß man, mit Hintansetzung alles eigenen Meinens, den Geist stets bereit und willig halten solle, der wahren Braut Christi, der heiligen Mutter Kirche zu gehorchen, ja so sehr, daß man schwarz nenne was die Kirche für schwarz erklärt, wenn es auch den eigenen Augen weiß erscheine. Denn das eigene Urtheil trügt, die Kirche aber ist untrüglich. Und jenen dreien aus der Gesellschaft die als päpstliche Theologen auf das Konzil nach Trient gegangen waren, sandte er eine Weisung in Bezug auf etwa bei den Verhandlungen vorkommende neue Meinungen in Glaubenssachen nach, worin er ihnen dringend anempfahl, ihrerseits nie eine neue kirchliche Meinung vorzubringen oder zu unterstützen, hätten sie auch die allerscheinbarsten Gründe für die Richtigkeit derselben, sondern in streitigen Punkten, wo noch nicht sicher feststehe, welche Ansicht auf die Seite der ketzerischen Parteien oder der Neuerer falle, sich jedes Urtheils zu enthalten, bis die Kirche entschieden haben werde.

Beide also, der Evangelische und der Katholik, unterwerfen ihr Urtheil einer höheren Macht. Aber welche Verschiedenheit in jeder Hinsicht! Der Evangelische spricht dem natürlichen Menschen alles Vermögen ab,

aus seiner Verderbniß heraus zu der Wahrheit zu dringen, der Katholik hält den Menschen nur für fehlbar; der Evangelische stellt der Finsterniß der menschlichen Vernunft das ein für alle Male ausgesprochene Wort Gottes, der Katholik dem fehlbaren Verstande des Einzelnen die Unfehlbarkeit der vom Geiste Gottes regierten Kirche entgegen; der Evangelische leugnet in Gedanken, daß er urtheilen kann, urtheilt aber thatsächlich, indem er selber das Wort Gottes auslegt, der Katholik legt sich in Gedanken Urtheilskraft bei, entsagt aber thatsächlich dem eigenen Urtheil um dessen Ungewißheit willen; die Unterwerfung des Evangelischen unter eine höhere Macht ist eine nur scheinbare, die des Katholiken eine wirkliche Unterwerfung, die Macht der jener sich unterwirft, eine nur eingebildete, die Macht der dieser sich unterwirft, eine die sich in der That vernehmbar, sichtbar und fühlbar machen kann; die Unterwerfung des Evangelischen endlich bezieht sich nur auf das Uebernatürliche, auf die sogenannten Heilswahrheiten, während er die natürlichen Angelegenheiten der natürlichen Vernunft zur Beurtheilung überläßt, die Unterwerfung des Katholiken erstreckt sich auf Alles, indem der ganze Mensch und all sein Tichten, Trachten und Thun geheiligt werden soll.

Nur in einem einzigen Punkte stimmen beide Betrachtungsweisen unbedingt überein, nämlich in Hin-

sicht der Meinung die der Einzelne von sich selbst hegen dürfe; dem evangelischen wie dem katholischen Frommen gilt es als Regel: schätze dich selbst für Nichts! Persönliche Eitelkeit, Stolz auf eigene Vorzüge, Fähigkeiten oder Leistungen, Prunksucht, Ruhmredigkeit u. dgl. ist beiden gleich verhaßt. In diesem Punkte müssen die evangelische und die katholische Ansicht so genau zusammenfallen, weil es sich da um eine bloße Schätzung handelt, und überall wo es ein Schätzen gilt, auch die evangelische Ansicht vollkommen Ernst macht. Als Luthers Vater, wird erzählt, einst seinen Sohn besuchte und von dessen Ruhme zu reden anfing, sagte Luther: Satan, hebe dich weg! Loyola suchte bei seinen Schülern Nichts angelegentlicher zu unterdrücken als die Selbstgefälligkeit, und von sich sagte er einmal, daß er kein Laster weniger fürchte als dieses, welches in der Regel nur aus einem Mangel an Selbstkenntniß entspringe. Der Grund aber, auf welchen beide Parteien die ihnen gleich wichtige Tugend zurückführen, ist wieder ein verschiedener: der Evangelische kann deßhalb keine hohe Meinung von sich haben, weil das Menschliche überhaupt in seinen Augen Nichts ist, der Jesuit deßhalb, weil der Mensch sich selbst nie trauen und des Zusammenhanges der Dinge nie gewiß sein kann. Mancher Geistliche, sagt z. B. Loyola, wird, wenn er eine gute Frucht seiner Zusprache bei einem

Sterbenden wahrnimmt, sich einbilden, durch diese Zusprache jene Frucht gezeitigt zu haben: der bedenke, daß vielleicht nur das Gebet seines Gehülfen, oder vielleicht das Gebet des Pförtners oder des Kochs, welcher vorige Nacht Gott angefleht hat eine Seele zu erretten, die geheime Ursach ist, weshalb Gott dieser Seele sich erbarmt hat. — Verschieden aber wie die Begründung ist dann auch die Folge: der Evangelische macht nichts aus sich als natürlichem Menschen, um dafür in der Kraft die er von Gott herleitet, groß, herrlich und gewaltig zu sein — „hier stehe ich, ich kann nicht anders" — ich! —; der Jesuit macht nichts aus sich, um wirklich nichts zu sein und zu bleiben als ein bescheidenes, namenloses Werkzeug, das „zu größerer Ehre Gottes" sich gebrauchen läßt.

Dies ist der Sinn der Selbstverleugnung und Selbstzerknirschung, der Mortifikazion, von welcher Ignaz sagt, daß sie mehr werth sei als das Gebet. Der Evangelische kennt eine solche Selbstverleugnung und Selbstzerknirschung nicht; er erklärt zwar das eigene Wesen des Menschen für nichtig und verdammt von Hause aus, aber seiner Meinung nach darf man nur glauben, daß die Nichtigkeit vernichtet und die Verdammniß aufgehoben sei, und sie sind aufgehoben und vernichtet, nämlich inwendig, in der Seele, im Geiste, der mit dem göttlichen Geiste eins und der göttlichen Un=

endlichkeit oder Vollkommenheit theilhaft geworden; das nichtige und unvollkommene Wesen bleibt äußerlich, und ohne Schaden für die innere Vollkommenheit, daneben stehen, der Mensch wird nicht wirklich frei von den leiblichen Banden und wirklich vollkommen, sondern nur eingebildeter Weise, er wird nur für gerecht gerechnet, ungeachtet er der That nach sündhaft, d. h. mangelhaft ist und bleibt, daher es denn, um gerecht und im Gefühle dieser Vollkommenheit selig zu sein, nicht nöthig ist, das irdische Wesen zu verleugnen und nach Möglichkeit zu zerknirschen. Der Katholik dagegen welcher nach Vollkommenheit strebt, sieht das leibliche Wesen und die irdischen Bezüge als ebensoviele Hindernisse der Vollkommenheit an: er hält die Menschennatur nicht für böse und verdammt an sich, sondern für gleichgültig, für unentschieden, für eine bloße Möglichkeit des Guten eben so sehr als des Bösen, und des Vollkommenen eben so sehr als des Unvollkommenen; das Gute aber ist in seinen Augen völlig unverträglich mit dem Bösen, das Vollkommene mit dem Unvollkommenen; es muß daher, seiner Meinung nach, wer sich vervollkommnen will, die Unvollkommenheit immer mehr abzustreifen suchen. Mit einem Worte: der Evangelische heiligt sich nur innerlich, aller Unreinigkeit, die nun einmal nicht auszurotten, zum Trotze; der Katholik will als ganzer, ungetheilter Mensch, so zu sagen mit

Haut und Haar heilig werden, daher er denn sich selbst zerbrechen, sein ganzes natürliches Wesen zermalmen, und zu einem der Vervollkommnung fähigen Wesen umarbeiten, gleichsam sich wie eine häßliche Raupe einspinnen und verpuppen muß, um aus der Puppe als ein schöner Schmetterling hervorzuwachsen.

Gegen diesen Vervollkommnungsgedanken der katholischen Kirche haben die Evangelischen der Reformazionszeit den ganzen Köcher ihres frommen Zornes geleert. Was die h. Schrift betrifft, auf welche sie sich nothwendig berufen mußten, um ihre Ansicht zu rechtfertigen, so hatten sie freilich diese, wie fast in allen Punkten, ebensosehr wider sich als für sich. Gott würde ja nicht, schreibt Ignaz in einer Epistel an die Genossen in Spanien **1544**, Gott würde ja nicht in der h. Schrift (Matth. 5, 48) geboten haben: „Seid vollkommen wie euer himmlischer Vater vollkommen ist," wenn er nicht stets bereit wäre, uns die Kraft dazu zu schenken, wofern er nur eine tiefe Demuth und eine seiner Gnadengaben würdige Begierde in uns findet. In Wahrheit aber ließen sich die Evangelischen eben so wenig durch die Schrift binden als die Katholischen: die Berufung auf die Schrift, so ernst es damit die Evangelischen selber meinten, war doch nur Schein, eben nur etwas so g e m e i n t e s; sie nahmen aus der Schrift was zu ihren Vorstellungen taugte, und was nicht taugte,

deuteten sie um. Der ganze Unterschied war, daß die Katholiken die Nothwendigkeit eingestanden, die Lehre, auch mit Abweichung von der h. Schrift, umzubilden, aber das Recht hierzu nur den kirchlichen Behörden einräumten, während die Evangelischen, die dem Vorgeben nach die h. Schrift als ewige Norm des Glaubens achteten, es jedem Einzelnen überlassen mußten, die Schrift nach seinem Bedürfniß und Gefallen auszubeuten. Mochten sich nun noch so viele Aussprüche in der h. Schrift finden welche der Möglichkeit einer Vervollkommnung das Wort redeten, so konnten sich doch dadurch die Evangelischen in ihrem Grundgedanken nicht irren lassen, daß aus dem Unvollkommenen ebensowenig jemals das Vollkommene als aus der Finsterniß Licht werden könne.

Welche Thorheit! welcher Selbstbetrug! sagten die Evangelischen; wie könnt ihr euch dünken lassen, der Vervollkommnung entgegen zu gehen, da ihr doch des Leibes und somit aller Schranken nicht ledig werden, euch des Hungers und des Durstes und aller natürlichen Begierden und Verrichtungen nicht enthalten könnt? nur im „Glauben" — also eingebilder Weise — kann der Mensch vollkommen sein, nicht aber in der Wirklichkeit. Oder meinet ihr, sagten sie weiter, nur die Vollkommenheit der Seele? aber wie könnt ihr euch dünken lassen, auch nur die Seele durchaus zu läutern,

da ihr, wenn auch böse That meiden, doch das Gelüst nicht dämpfen könnet? Das bloße Gelüst ist in den Augen der Evangelischen schon böse. Ganz folgerichtig! denn in dem Gelüste gerade offenbart sich die beschränkte, bedürftige, unbefriedete, unvollkommene, gottwidrige, unselige Natur; auszurotten vermag auch der Glaube das Gelüste nicht, aber im Glauben setzt sich der Mensch darüber hinaus, und obwohl das Gelüst böse ist, so schadet das doch nun seiner Seelen Seligkeit nicht mehr; — etwa wie Jemand in der Begeisterung Hunger und Durst oder im Entzücken körperliche Schmerzen vergißt. Die Lust also ist an sich böse, nach evangelischer Ansicht, sie wird es nicht erst durch das Hinzutreten eines Willens, welcher ihr fröhnt. „Die Lust ist Sünde", heißt es in der Apologie der Augsburgischen Konfession, und die Konkordienformel verdammt die Meinung, daß die Begierden nicht böse, sondern blos natürliche Bedingung des Daseins*) wären. Als natürliche Anlage (in actu primo), sagt Calvin, ist die Lust die Erbsünde, als Regung in der Seele ist sie wirkliche Sünde. Die Katholiken dagegen betrachten die natürliche Lust zwar ebenfalls als das Gott widerstrebende, aber weder als etwas unvertilgbares noch als etwas das an sich selbst böse wäre; nur durch das Hinzutreten des nachgiebigen

*) Conditio concreatae naturae.

Willens, sagen sie, werde die Lust böse, ihr Auftauchen sei nicht verdammlich, sondern nur ihr nicht zu widerstehen sei strafbar. Es zeigt sich hier wieder aufs deutlichste, daß die katholische Ansicht das wahre Wesen des Menschen in den Willen setzt, welchen sie zum Alleinherrscher über Leib und Seele macht, während die evangelische Ansicht Leib und Seele, Lust und Willen, alles, als unterschiedene Theile des menschlichen Wesens zusammennimmt, um es sammt und sonders unter die Herrschaft eines über dem allen weit erhabenen „geglaubten" — oder wie man moderner Weise sagen würde, idealen — gottmenschlichen Wesens zu stellen.

Der Wille ist die Achse um welche sich die ganze katholische Anschauung bewegt; daher ist denn auch von den Evangelischen kein Streit mit größerer Heftigkeit und Erbitterung geführt worden als der über die sogenannte Willensfreiheit, und wegen keiner Sache sind die Evangelischen von den Katholiken mehr verachtet und gescholten worden, als wegen der Behauptung, daß der Mensch von Natur nicht anders denn ein Klotz oder ein Stein sei. Das ist aber der Mensch nach der Ansicht der Evangelischen eben nur von Natur, durch die Gnade wird er beseelt und frei von allem Zwang und aller Knechtschaft; nach der katholischen Ansicht dagegen hat er umgekehrt von Natur einen freien Willen, aber die Vollkommenheit welche mittelst der Gnade erworben

wird, besteht darin, daß er sich zu einem willenlosen Klotz und Steine macht.

Bei so großer Verschiedenheit der Grundansichten versteht es sich von selbst, daß alle Streiche welche die Evangelischen gar eindringlich auf die katholische Lehre von der Vollkommenheit des Menschen zu führen meinten, in die Luft geführt waren: die Gegengründe der Evangelischen trafen gar nicht das Wesen der Sache, ebenso wie die Katholischen mit ihrer Vorstellung von persönlichen Beziehungen zu Gott und mit den Folgerungen aus dieser Vorstellung dem evangelischen Gedanken einer „Befreiung des Geistes im Glauben" auch nicht von ferne beizukommen vermochten. Die Vollkommenheit, welcher der Jesuit nachstrebt, ist nicht eine unbedingte Vollkommenheit — denn auch nach seiner Meinung ist unbedingt vollkommen nur Gott allein — sondern eine der menschlichen Natur entsprechende Art der Vollkommenheit, nämlich eine solche Ausbildung der menschlichen Natur, durch welche der Mensch in die innigste und ununterbrochenste Beziehung zu Gott tritt. Nach evangelischer Ansicht giebt es gar keine menschliche Vollkommenheit, sondern der Mensch kann nur mittelst des Glaubens an die Vollkommenheit Gottes bewirken, daß seine Unvollkommenheit für nichts zu rechnen ist, indem die Vollkommenheit Gottes die Seele ausfüllt, man könnte sagen, wie das Licht, wenn es in die Dunkelhei

eindringt, diese verschwinden macht und den ganzen zuvor dunkeln Raum erhellt; nach der evangelischen Ansicht hat der Mensch nichts wodurch er Gott gefallen, wodurch er sich Gott angenehm machen könnte, aber dadurch, daß er Gott vermittelst des Glaubens in sich aufnimmt, erlangt er den Vortheil, daß Gott nun kein Mißfallen mehr an dem Unwesen der menschlichen Natur haben kann. Nach der katholischen Ansicht, derzufolge der Mensch in einem Liebesverhältniß zu Gott lebt, ist es des Menschen Aufgabe, sich in Gottes Augen schön, sich Gott wohlgefällig, sich Gott lieber und immer lieber zu machen. Hier ist ein Mehr und Minder von Hingebung, von Aufopferung einerseits, und von Wohlgefallen, von Huld und Gnaden andrerseits denkbar.

Daher ist es nach dieser letzteren Vorstellungsweise möglich, daß der Mensch sich den Liebesumgang mit Gott zur alleinigen Aufgabe seines Lebens mache, und es als seinen ausschließlichen Beruf achte, Gotte zu dienen, Gottes Gunst durch seinen Dienst zu erwerben und sich mittelst der Gnadengeschenke, welche ein Ausfluß der göttlichen Gunst sind, zu vervollkommnen. Auf diesem Gedanken beruht die schon früher erwähnte alte kirchliche Vorstellung von einem besonderen Stande der Vollkommenheit. Der einfache Gedanke der evangelischen Richtung, daß der Glaube Alles in Allem ist

und alle Unvollkommenheit überstrahlt, läßt keine Unterschiede weder von Graden der Vollkommenheit noch von mehr oder minder heiligen Berufsarten zu. Damit, daß die Katholischen behaupten, heißt es in der Apologie der Augsburgischen Konfession, das Mönchsleben solle nicht als ein Stand der Vollkommenheit betrachtet werden, sondern als ein Stand der Vervollkommnung *), sei nicht das Mindeste zu Gunsten des Mönchstandes gewonnen, denn dasselbe könnte von jedwedem Stande gesagt werden, der Christ sollte sich in jedem Stande zu vervollkommnen d. h. immer reichlichere Früchte seines Glaubens zu zeitigen suchen. Damit ist aber die katholische Meinung nichts weniger als widerlegt; denn der Katholik antwortet: allerdings ist das Gefühl des Seligseins für alle Gläubigen ein und dasselbe ohne irgend einen Unterschied des Berufes, der Himmel steht Allen offen, welche Christus erlöset, aber es giebt verschiedene Wohnungen im Himmel (Joh. 14, 2), und um in diese zu gelangen, verschiedene Weisen der Vervollkommnung auf Erden; wer sich einen vollkommenen Umgang mit Gott zum Lebensberufe macht, erwirbt dadurch nicht etwa eine bessere Seligkeit als andere Fromme, er unterzieht sich nur, aus größerer Liebe zu Gott, einem schwereren Dienste.

Gott nach seiner ganzen Liebenswürdigkeit vollkom=

*) Status acquirendae perfectionis.

men zu lieben, lehrte schon der h. Thomas von Aquino, das vermöge Niemand, sondern nur Gott sich selbst; aber auch nur Gott stets und beständig aus ganzem Vermögen zu lieben, sei dem sterblichen Menschen unmöglich und nur den Seligen vorbehalten; hinieden könne man nur dem Streben nach, nur annäherungsweise, nur möglichst (potentialiter) vollkommen sein, und zwar auf zweierlei Weise, entweder im allgemeinen schon dadurch, daß man alles fern zu halten sucht, was der Liebe zu Gott wiederstreitet, d. h. daß man Gottes Gebote nicht übertritt — dies ist der gewöhnliche Weg aller Frommen — oder aber dadurch, daß man seine Kräfte ganz Gott allein widmet und von allem Irdischen nur so viel als die höchste Noth erfordert, an sich kommen läßt — dies ist der Weg der Religiosen. Auf verschiedenen Wegen läßt sich zu derjenigen Vollkommenheit gelangen, deren der Mensch fähig ist, aber der Religiose sucht das Ziel auf dem geradesten und nächsten Wege zu erreichen; sein Stand ist ein Stand der Uebung in allem was durch möglichste Beseitigung dessen was die Vollkommenheit hindert, zur Vervollkommnung führt: die Begierde nach irdischen Gütern sucht der Religiose zu beseitigen, indem er auf allen eigenen Besitz ein für alle Male verzichtet, die sinnliche Lust, indem er sich deren Befriedigung ein für alle Male verbietet, den ungeregelten Hang, indem er seinen

Willen ein für alle Male dem Willen eines Oberen unterwirft. So der h. Thomas. — In der schon erwähnten Epistel an Die in Spanien schrieb denn auch Ignaz: sie dürften sich nicht einbilden, etwas vor anderen Christen voraus zu haben, aber dessen sollten sie eingedenk sein, daß sie mehr als Andere verpflichtet und auf besondere Weise berufen wären, Gott zu dienen, weil Gott sie nicht nur, wie alle Gläubigen, erleuchtet, sondern auch eigends dazu erkoren habe, sich der Reinheit und einer ausschließlichen Beschäftigung mit den Angelegenheiten seines Reiches zu befleißigen, indem er sie aus dem Strudel des weltlichen Lebens riß, nicht etwa nur deßwegen, damit sie den Versuchungen und Verlockungen aller Art entrückt wären, sondern damit sie — frei von zerstreuenden Einflüssen, Begierden und Sorgen — sich ganz dem Dienste des Nächsten widmen könnten; zwar auch dem Nächsten zu Gottes Ehre zu dienen, sei eines jeden Christen Pflicht, ihnen aber ein Tagewerk, dem sie alle ihre Kräfte zu opfern hätten *).

Diese Pflicht, sich zu opfern, welche aus der katholischen Anschauungsweise mit Nothwendigkeit folgt, ist sogleich wieder eine den Evangelischen in hohem

*) Vos eo vocavit, ut ad Dei gloriam proximique salutem j u g e sacrificium vos exhibeatis.

Grade anstößige Vorstellung. Wir haben gesehen, daß nach der evangelischen Ansicht der Mensch die Selbstvernichtung nur im Bewußtsein vollzieht, indem er sein natürliches Wesen als ein nichtiges anerkennt, während die katholische Ansicht eine möglichst vollständige thatsächliche Vernichtung des natürlichen Wesens fordert, indem sie den Menschen um so vollkommener sein läßt, je weniger er von natürlichen Bedürfnissen und Begierden in Anspruch genommen wird. Diese letztere Ansicht macht daher eine Verzichtleistung, ein Opfer nöthig. Nach evangelischer Ansicht hat der Mensch gar nichts zu opfern; nur Christus, der Mensch im übernatürlichen Sinne, der Mensch, an den man glaubt, hat sich opfern können, und dieses Opfer ist das einzige Sühnopfer, welches in aller Ewigkeit möglich gewesen; der einzelne Mensch kann nur Dankopfer darbringen, d. h. unfreiwillige Ergüsse seines Glaubens an das ewig vollbrachte Sühnopfer. Nach der katholischen Ansicht dagegen muß das Opfern auch im Sinne des Sühnopfers sich beständig wiederholen; dieses Opfer ist zwar dem Wesen nach durch Christus ein für alle Male vollbracht, d. h. die Möglichkeit der Sühne Gottes ist durch ihn geschaffen, aber die Verwirklichung derselben muß in der Kirche fort und fort erneuert werden, gleichwie durch die Erschaffung des ersten Menschen das Menschengeschlecht nur in die Welt gesetzt worden, nun

aber nicht mehr wirklich da wäre, wenn nicht einzelne Menschen immer wieder und wieder geboren würden. Zu diesem sich in der Kirche beständig mittelst der Meßhandlung erneuenden Sühnopfer kommt nun, nach der katholischen Anschauung, außer jenem Dankopfer, welches ein unwillkührliches Erzeugniß des Glaubens ist, noch ein freiwilliges Opfer, welches eine Frucht der Liebe ist, hinzu: der von Liebe zu Gott, dem Bräutigam seiner Seele, durchdrungene Mensch giebt sich Gotte hin sein Herz, das Gotte gehört, zwingt ihn, sich ganz und gar, all sein Denken, Wollen und Thun Gotte zu schenken und zu überlassen. So drückt das bei Loyolas geistlichen Uebungen immer wiederkehrende Vorbereitungs- oder Eingangsgebet *) nichts anderes aus, als den heißen Wunsch, alle Kräfte und Handlungen zu Gottes Preis und Dienst allein verwenden zu können. Der Evangelische sagt: diese Hingebung ist kein Opfer, denn sie ist mit dem Glauben selbst ganz einerlei, und ist nur der Glaube da, so wird er sich auch im Einzelnen durch seine eigene Kraft bethätigen. Das ist der Punkt, antwortet der Katholik; die wirklichen Dinge widerstreben dem Glauben fortwährend, durch den bloßen Glauben werde ich sie nicht los, ich muß vielmehr um meines Glaubens willen sie hinwegräumen, dieses Opfer

*) S. oben Seite 240.

muß zu dem Glauben hinzukommen. Aber du kannst nichts opfern, wendet der Evangelische ein, weil die göttliche Gnade allein es ist, die alles Gute vermag. Sehr wahr, versetzt der Katholik, ich kann nichts opfern, wenn nicht die göttliche Gnade mich dazu reizt und mir dazu hilft, aber daß ich die Gnade annehme und mich ihrer bediene, das ist mein Verdienst; nur Gott macht es mir möglich, mich ihm zum Opfer zu bringen, aber daß ich mich opfere, das ist meine That.

Siehe da, abermals ein Gegenstand des heftigsten Streites zwischen Evangelischen und Katholischen: das Verdienst der Werke. Es ist merkwürdig, die Streitschriften, welche über diesen Gegenstand zwischen ihnen gewechselt worden sind, zu lesen: jeden Augenblick scheint jeder der Streitenden genau dasselbe zu sagen, was er als Meinung des Gegners bekämpft, oder der Gegner erklärt das was bekämpft worden, für gar nicht sein Eigenthum, sondern für eine verkehrte Darstellung seiner Ansicht. Nur der Glaube allein, sagt Luther, macht den Menschen gerecht, befriedet und keines Werkes bedürftig; aber, fährt er fort, „obwohl der Christ durch den Glauben alles hat, was er haben soll, so bleibt er doch noch in diesem leiblichen Leben . . . . da muß fürwahr der Leib mit Fasten, Wachen, Arbeiten und mit aller mäßigen Zucht getrieben und geübt sein, daß er dem innerlichen Menschen und dem Glauben gehorsam

und gleichförmig werde, nicht hindere noch widerstrebe, wie seine Art ist, wo er nicht gezwungen wird." Nun, das ist ganz genau, was auch Ignaz an Die in Spanien schrieb: die Kreuzigung des Fleisches verdiene wohl Lob, sie habe vielen Heiligen genützt, sonderlich zu Anfange ihrer Bekehrung, aber es sei in dieser Sache Maß zu halten, man dürfe den Leib nicht schwächen, die Kasteiung sei nur Uebungsmittel, über dessen Anwendung der Zweck, Gottes und des Nächsten Dienst, nicht leiden dürfe. „Dieweil die Seele durch den Glauben rein ist", sagt Luther ferner, „wollte sie gern, daß alle Dinge rein wären, zuvor ihr eigener Leib." Genau dasselbe sagt Ignaz. „Nur muß man nicht meinen", fährt Luther fort, „daß der Mensch dadurch fromm werde vor Gott; gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten, frommen Mann, sondern ein guter, frommer Mann macht gute, fromme Werke." Damit stimmt wiederum die katholische Ansicht vollkommen überein; die katholische Lehre behauptet nicht, daß man durch gute Werke fromm werde, sondern fromm müsse man schon sein, um gute Werke thun zu können, außer dem Stande der Gnade sei es unmöglich. Die sogenannten „guten Werke" — erklären die katholischen Lehrer, wenigstens die wirklich bedeutenden und einflußreichen, insgesammt und ausdrücklich — machen an sich nicht selig, sondern nur, wenn sie aus Liebe zu Gott, d. i. eben,

wie sie es ausdrücken, im „Stande der Gnade" und im seligen Gefühle dieser Liebe geschehen; den Stand der Gnade aber betrachten sie als Gottes freies Geschenk, welches der Mensch durch Nichts erzwingen und verdienen könne; wie er das Leben sich nicht selbst geben könne, sondern es müsse ihm gegeben sein, so könne er dazu, daß Gott mit seiner zuvorkommenden Gnade ihm ein zweites Leben schenke, nicht das Mindeste thun. Die Möglichkeit, gerecht vor Gott, Gott genehm und wohlgefällig zu werden, das ewige Leben überhaupt, sodann die Lust des Einzelnen, diese Möglichkeit an sich zu verwirklichen, die Erweckung, die Erleuchtung, die Anreizung, das alles — lehren sie — komme frei von Gott und könne durch Nichts verdient werden; sei aber der Mensch durch Gottes freie Gnade, gratis, in den Gnadenstand einmal gelangt, so liege es dann an ihm, Gott wohlgefällig zu leben, und dadurch, daß er sich der Gnade Gottes würdig zeige, eine Vermehrung der Gnadengeschenke zu verdienen. Was man hiernach verdient, der Lohn, ist also nicht die Gerechtigkeit vor Gott überhaupt, nicht das ewige Leben, sondern ein Entgegenkommen Gottes mit Huldbeweisen, Stärkungen, Tröstungen und Gnadenhülfen zu weiterer Förderung der Seele oder anderer Seelen, deren man sich in Liebe annimmt. Diese Ansicht, welche schon bei den älteren Kirchenlehrern, namentlich dem h. Thomas, voll-

ständig entwickelt vorkommt, findet sich ganz so bei den evangelischen Lehrern, z. B. bei Melanchthon, wenn er in seinem Werke über die christlichen Lehrpunkte (loci theologici) zu den Worten in der 1. Epist. an Timotheus (Cap. 4. V. 7.); „die Frömmigkeit ist zu Allem nütze", bemerkt: „der Apostel meint Tugenden, wie Buße, Gottesfurcht, Glauben u. s. w.; diese, sagt er, sind zu Allem nütze, d. h. Gott vergütet und ziert sie in diesem Leben mit großen Gaben, nämlich mit mehr Erleuchtung und geistlicher Weisheit, Glaubenskraft, Rath, Trost, Erfolg im öffentlichen und häuslichen Leben, Keuschheit, Frieden, Unterhalt, und nach diesem Leben wird der Lohn ewig sein."

Trotz dieser überraschenden Gleichheit der Ansichten ist der Streit zwischen den Evangelischen und Katholischen über das Verdienst der Werke dennoch vollkommen gerechtfertigt, nämlich durch die verschiedenartige Grundanschauung, auf welche sie jene Ansichten zurückführen. Die evangelische Denkungsart hat stets den Menschen als ein in sich versenktes, vertieftes, sich selbst beschauendes und sich innerlich verklärendes Wesen vor Augen; wenn der Mensch sich über sich besinnt, so findet er sich ganz von Nothwendigkeiten umringt, Alles fällt ihm zu, kommt über ihn, die Entwicklung seines Innern steht unter Bedingungen, die der Mensch nicht selbst geschaffen hat, Alles an ihm und in ihm ist von anders woher,

durch fremde Einflüsse bestimmt: — so fühlt sich der Mensch ganz gebunden, abhängig, und erst wenn er sich aus diesem Träumen herausreißt und zu handeln anhebt, fühlt er, daß er nicht blos beschränkt und abhängig, sondern auch zugleich mächtig und frei ist. Die katholische Denkungsart dagegen hat den Menschen stets als ein aus seinem Innern herausgehendes, sich entschließendes, sich aus sich selbst herausarbeitendes Wesen vor Augen: ihr drängt sich sogleich die Erfahrung auf, daß man durch Uebung der Kräfte neue und erhöhete Kräfte gewinnt; diese Erfahrung drückt sich in der Zuversicht aus, daß der Uebung im Gnadenstande immer größere und reichlichere Gnadenhülfen zum Lohne werden. Dieser Denkungsart thut man Unrecht, wenn man sie so auffaßt, als ob sie ihrem Wesen nach — denn von ihrer Ausartung kann hier noch nicht die Rede sein — darauf gerichtet wäre, Wohlthaten Gottes für Dienstleistungen einzuhandeln, selbstische Befriedigung zu erwerben; ihr Ziel ist vielmehr die Vertilgung aller selbstischen Triebe, das Verdienst, welches sie vor Gott geltend macht, kein anderes, als die Stärke der Hingebung, und der Lohn, auf den sie dafür Anspruch macht, durchaus nur immer neue und größere Kraft zu immer neuer und größerer Hingebung.

Tugenden in diesem religiösen Sinne giebt es streng genommen nur innerhalb der katholischen An=

schauungsweise, nicht innerhalb der evangelischen; denn wo nichts aufzuopfern ist, da kann auch nicht von Tugend die Rede sein: das Wesen der Tugend ist die Aufopferung.

In der That haben die alten Protestanten eine Seligkeitslehre, aber keine Tugendlehre, eine Dogmatik, aber keine Moral. Melanchthon spricht von der Tugend nur beiläufig, und, man möchte sagen, nur deshalb, um, als ein klassich gebildeter Mann, diesem von den alten Weisen gefeierten Schalle sein Recht widerfahren zu lassen: Tugend sagt er, in Wahrheit Tugend ist es, wenn sich alle Neigungen und alle Kräfte nach dem von Gott in seinem offenbarten Wort ausgesprochenen Willen richten; die Zucht aber in diesem verderbten Leben ist weiter nichts als ein Schatten jener wahren Tugend, nur ein Mittel zur Beförderung heroischer (religiöser) Regungen. Calvin handelt in seiner christlichen Lehre die Tugend als solche gar nicht ab. Wo im Einzelnen das Wort Tugend von den Evangelischen angewandt wird, bezeichnet es Gesetzmäßigkeit, Unterwerfung unter die Verordnungen der h. Schrift in Bezug auf die Angelegenheiten des heiligen Wandels; religiöser Weise ist die einzige Tugend der Glaube, in welchem sich eben das ganze eigene menschliche Wesen als völlig aufgeopfert darstellt. Alle besondere Tugend fällt also auf die weltliche Seite, wird ein Gegenstand der Le-

bensweisheit, menschlicher Erwägung, gottgebotenen Eifers in der Erfüllung irdischer Pflichten; es giebt häusliche, es giebt bürgerliche Tugenden, aber keine im eigentlichen Sinne religiöse Tugenden mehr; die beiden Gebiete sondern sich und sind nur äußerlich und lose durch den Gedanken, daß es Gott so haben will, zusammengehalten; Selbstverleugnung, Selbstbeherrschung, Mäßigung, Aufopferung, Kraftentwickelung, alles das gehört dem Nothstande dieses „verderbten Lebens" an, ist nur Erzeugniß der Bedürftigkeit und Unvollkommenheit, über welche eben in der Religion der Mensch sich mittelst des Glaubens hinaus und zu ungefährdeter Vollkommenheit emporschwingt. Dagegen im katholischen Sinne ist es religiöse Tugend, sich Gott zu Lieb und Dienste thatsächlich, in bestimmten wirklichen Handlungen aufzuopfern. In späteren Jahrhunderten zeigt uns die Geschichte den Tugendbegriff, in Folge einer Auflösung und Verschmelzung beider Richtungen, der katholischen und evangelischen, auch in den Protestantismus so tief eingedrungen, daß jener für das eigentliche Wesen der Religion, und das Christenthum für ein Moralsystem gilt; aber im sechzehnten Jahrhundert ist dieser Begriff in seiner religiösen Bedeutung, — abgesehen von sehr vereinzelten Ausnahmen — nur auf der Seite des Katholizismus anzutreffen, und vorzugsweise sind es die Jesuiten, die Herolde und Vorkäm-

pfer des neuen, des reformatorischen Katholizismus, welche ihn mit der größten Liebe und Sorgfalt ausbilden.

Da aber die ganze Vorstellungswelt der Christen allmählig jene Umwandlung erfahren hatte, welche, wie wir schon gesehen, nicht durch die Ausbildung der evangelischen Richtung allein, sondern im Katholizismus der Reformazionszeit nicht minder, obwohl in anderer Weise zum Vorschein kam, so mußte nothwendig auch die Vorstellung welche sich die vom Geiste der Zeit ergriffenen Katholiken des sechzehnten Jahrhunderts von den religiösen Tugenden machen konnten, eine andere sein, als die welche in der älteren Kirche ausgebildet worden war. In der That tritt der Unterschied gegen die früheren Ansichten, insbesondere bei der Gesellschaft Jesu, so stark hervor, daß man leicht bis in die kleinsten Züge seine Spur verfolgen kann.

Geblieben ist allerdings die Vorstellung von dem, was man Gott opfern müsse, ganz so, wie sie sich beim h. Thomas findet, nämlich die Begierden überhaupt, indem man sich der Keuschheit, die Neigung zu den irdischen Dingen, indem man sich der Armuth, und den eigenen Willen, indem man sich dem Gehorsam weiht. Aber den Zweck des Opfers denkt man sich anders; es ist nicht mehr wie ehemals darum zu thun, der Welt zu entfliehen und die irdischen Beziehungen auszurotten, um ein Abbild des himmlischen Lebens

auf Erden darzustellen, sondern es ist darum zu thun, sich an Gleichgültigkeit gegen alles Irdische zu gewöhnen, um nicht durch dasselbe in der Liebe zu Gott und dem Dienste des Nächsten beschränkt zu werden. Die Tugenden der Vervollkommnung gelten nicht mehr um ihrer selbst willen, sondern sie sind zu dienenden Tugenden geworden, werden nur noch als Hülfsmittel, die zu dem Heerdienste Gottes geschickt machen, betrachtet. Die alten Religiosen suchten durch Armuth, Keuschheit und Gehorsam sich selbst zu heiligen; Ignaz, sagt Alonso Rodriguez im Exercitio de perfection, hat seine Jünger gelehrt, ihr eigenes Heil nur in dem Heile der Brüder zu suchen; was man zur Förderung des Nächsten thue, das, solle man wissen, sei zugleich die beste eigene Förderung.

Beibehalten haben die Jesuiten noch aus alter Zeit den Gebrauch, die drei entsagenden Tugenden als „evangelische Rathschläge" zu betrachten. Man lehrte nämlich: was ausdrücklich von Gott geboten, oder verboten sei, dem müsse der Mensch aus Pflicht nachkommen, wo nicht, so versündige er sich; manches aber, das Gott nicht gerade fordere, wünsche er doch und habe es in der heiligen Schrift anempfohlen, so die jungfräuliche Reinheit, die Verzichtleistung auf eigene Habe und den Gehorsam gegen eine Obrigkeit; wer diese göttlichen Rathschläge befolge, der thue ein Uebriges,

d. h. mehr als streng befohlen ist, und verdiene dadurch Gottes besondere Gunst. Den Evangelischen, denen die Ansicht, daß man sich ein Verdienst in Gottes Augen solle erwerben können, so anstößig war, mußte es natürlich, bei der Wichtigkeit welche gerade für sie jede Berufung auf die h. Schrift hatte, recht ein Dorn im Auge sein, daß die Katholiken sich wegen des Werthes der von den Evangelischen verschmähten Tugenden, auf Gottes Wort beriefen. Nicht „evangelische Rathschläge", wie die Katholiken vorgeben — heißt es in der Apologie der Augsburgischen Konfession —, es sind vielmehr nur menschlische Traditiones, ja, eitel Teufelslehren. Als bloße Hülfsmittel zur Uebung im gottseligen Wandel und zur Beseitigung dessen was die Erfüllung eines christlichen Berufs erschweren konnte, billigten die Evangelischen alle Entsagungen, wo nur nicht daraus ein Zwang oder ein Verdienst vor Gott gemacht würde. Ein Verdienst machten nun allerdings die Jesuiten daraus, und einen Zwang für Diejenigen welche sich durch Gelübde banden; aber dennoch stimmten sie mit den Evangelischen darin überein, daß sie Armuth, Keuschheit und Gehorsam nur als Mittel zu einem höheren Zwecke betrachteten. Gott hatte, ihrer Meinung nach, seine Rathschläge für Solche gegeben, welche sich ihm zu Streitern für seine himmlische Sache weihen wollten; was man durch Befolgung dieser Rathschläge verdiene,

sei Kraft zum Streite. Und wenn sie fortfuhren, diesen Beruf als den Stand der Vollkommenheit zu bezeichnen, so verstanden sie unter dieser Vollkommenheit doch nichts anderes als vollkommene Tüchtigkeit zur Erfüllung jener Aufgabe welche Ignaz die erhabenste nannte, die es gäbe, der Aufgabe, dem Nächsten zu seinem Heile zu helfen. So werden wir denn auch weiterhin überall finden, daß die christliche Tugend, obgleich man sich zu ihrer Beschreibung und Begründung in Schriften und Lehrbüchern getrost fort der alten von Thomas von Aquino herrührenden Definizionen und Verweisungen auf Bibel und Tradizion bedient, dennoch eine ganz andere, so zu sagen praktische Bedeutung erhalten hat.

Während es also nach der evangelischen Ansicht nur eine einzige untheilbare wahre oder himmlische Tugend giebt, welche nichts anderes ist als das Gefühl der Einigkeit mit Gott oder der Glaube selbst, welcher dann die Züchtigung des Leibes nur zu Hülfe kommen muß, damit der Leib (mit Luther zu reden) „dem innerlichen Menschen und dem Glauben gehorsam und gleichförmig werde", und welcher nur auf der weltlichen Seite die einzelnen Tugenden des Familien- und Volkslebens gegenüberstehen — so entfaltet sich nach der katholischen Ansicht die Ur- und Grundtugend des Christen, nämlich die innige Hingebung des ganzen wirklichen Menschen an

Gott, zu einer Menge von einzelnen religiösen Tugenden, welche keinen Gegensatz zu den Tugenden des irdischen Lebens bilden, sondern vielmehr alle Verhältnisse dieses Lebens mit umfassen und dazu bestimmt sind, das ganze Dasein des Menschen zu heiligen. In allen diesen Tugenden ist das Wesen jener Urtugend, nämlich Aufopferung alles Eigenen ausgeprägt, und zwar Aufopferung in der Absicht, um es alles Gotte darzubringen. Insofern sich in ihnen das Opfer, die Entsagung, die Verzichtleistung auf alles Eigene ausdrückt, sind sie noch die alten christlichen Tugenden, es kommt aber der neue Zug hinzu, daß das Opfer seinen Werth erst durch den Zweck erhält, den Menschen in ein kräftiges und thätiges Rüstzeug Gottes umzuwandeln. Dieser letztere Zug ist eben das unterscheidende Merkmal des Jesuitismus. Die Tugenden, deren Wesen die Selbstverleugnung ist, stellen sich nunmehr nur noch als eine unentbehrliche Grundlage der übrigen dar, indem sie dazu dienen, dem Menschen der seine Kräfte Gotte weiht, eine möglichst vollkommene Herrschaft über sich selbst zu sichern.

Die Tugenden der Miliz Jesu zerfallen daher in zwei Klassen, solche durch deren Uebung man vorerst die Hindernisse eines uneingeschränkten Gebrauches der eigenen Kräfte im Dienste Gottes hinwegzuräumen sucht, und solche in deren Uebung sich diese Kräfte selbst ent=

wickeln und stählen; das Wesen der ersteren ist Aufopferung jedes auf das Eigene gerichteten Hanges und Willens, das Wesen der letzteren ist was man Aufopferung im Beruf und Dienste nennt, Hingabe seiner selbst als eines stets bereiten Werkzeuges, das nur da ist um zu seinem Zwecke vernutzt zu werden, Hingabe ohne den mindesten Gedanken an das eigene Ergehen, und ohne die mindeste Schonung seiner selbst. Die Tugenden der ersteren Klasse sind eben jene drei, welche, als empfohlen durch „evangelische Rathschläge", wie wir gesehen, vom h. Thomas schon als Mittel um die Hindernisse der Vervollkommnung hinwegzuräumen betrachtet wurden, Keuschheit, Armuth und Gehorsam. Diese müssen wir einzeln noch genauer darauf ansehen, wie sie in der Gesellschaft Jesu verstanden und behandelt wurden. Die Tugenden letzterer Klasse sind sehr mannichfaltig, und beziehen sich theils auf Ueberwindung aller derjenigen selbstischen Hänge welche die Thatkraft lähmen, Dünkel, Eitelkeit, Gemächlichkeit, Trägheit, Unentschlossenheit, Verzagtheit und dgl. m., theils auf Ueberwindung derjenigen, welche ein gemeinschaftliches und in einander greifendes Wirken Aller erschweren oder unmöglich machen, wie Eigensinn, Rechthaberei, Unnachgiebigkeit, Unfriedfertigkeit, Neid, Mißgunst, Ehrgeiz u. dgl. Wie Ignaz die hieher gehörigen Tugenden auszubilden suchte, wird sich am besten zeigen,

wenn wir weiterhin die Prüfungen welche er einführte und das häusliche Leben der Gesellschaft näher betrachten.

Faßt man nun endlich Alles zusammen, so ist der Unterschied der Vorstellung welche sich der Protestant, und derjenigen welche sich der Jesuit von der Tugend machte, am kürzesten und am bezeichnendsten ausgedrückt, wenn man sagt, daß jener dabei an eine innere Uebereinstimmung der Seele denkt, aus welcher jeder Widerspruch mittelst der Kraft Gottes ausgeschlossen ist, dieser dagegen an den äußersten Widerspruch, der aber durch die Kraft Gottes in der Seele überwunden ist. Und diese Art den Unterschied zwischen dem evangelischen und dem katholischen Tugendbegriff auszudrücken, ist nicht etwa nur eine solche wie sie der Geschichtsforscher wohl erschaffen mag, um gleichsam aus zerstreuten Linien eine einzige Figur zu bilden, sondern genau so haben die damaligen Parteien selber ihre unterschiedenen Ansichten ausgedrückt. Auf der protestantischen Seite sagte z. B. Melanchthon: Tugend heiße man das von Gott erregte Gefühl der Uebereinstimmung mit dem göttlichen Gesetze*); auf der katholischen dagegen setzte Ribadeneira die Tugend des Kriegers Christi in die Ueberwindung und Verschmel-

*) Motus divinus congruens cum lege Dei.

zung der härtesten Gegensätze, als: Gemeinschaft Solcher die von Natur, Nazion, Geburt, Fähigkeit und Lebensgewohnheit verschieden sind und demnach ursprünglich einander abstoßen, tiefe Demuth bei hoher Bildung des Geistes, Schärfe des Verstandes und eigene Einsicht und doch Unterwerfung im Gehorsam, Keuschheit troß aller Jugend, bei Denen die zu gebieten haben Milde mit Strenge gepaart, innige Liebe der Brüder zu einander und nichts desto weniger Bereitwilligkeit, ja Ungeduld sich um der Pflicht willen von einander zu trennen.

Loyola ließ es sich nach dem Antritte seines Generalats sogleich angelegen sein, nicht nur die Verfassung der Gesellschaft im Ganzen, sondern auch die Hausordnung, zunächst wenigstens in dem römischen Siß, auf einen gewissen festen Fuß zu bringen, und beständig sann er, wie alles was nur irgend als allgemein gültig und verbindlich zu betrachten war, immer schärfer und bestimmter in deutlich ausgedrückte Regeln gefaßt werden könnte. Im Jahre 1547 war er denn in dieser Hinsicht so weit gelangt, daß er eine, wie Orlandin es ausdrückt, rohe Skizze von Grundsäßen und Vorschriften, welche der Jesuit stets vor Augen haben müßte*), in zehn kurzen Regeln zum Gebrauche für alle Wohnsiße

*) Rudia quaedam monita ac praecepta etc.

und Kollegien der Gesellschafft schriftlich verfaßte. Ohne die Bekanntschaft mit dem diesen Regeln zu Grunde liegenden Tugendbegriff, welche wir uns im Obigen verschafft haben, würden sie uns seltsam zusammengewürfelt erscheinen müssen. Es sind folgende:

1) Ein reines und von Liebe zu Gott stets brennendes Herz sich zu bewahren, nichts zu lieben noch zu begehren als Gott, stets mit ihm zu verkehren und zu reden, mit dem Nächsten aber einzig und allein um Gottes willen, nicht zur Erheiterung und Kurzweil.

2) Gespräches zu pflegen nur wann und nur so lange als es unumgänglich nöthig oder doch zu eigener oder fremder Wohlfahrt nütze sei, mit strenger Vermeidung alles dessen was zum Heile und zur Förderung der Seelen nichts beitragen kann, wie Neuigkeitskrämereien und müßiges Geklätsch; immer lieber Gespräche zu führen, bei denen man sich selbst demüthigt und den Eigenwillen bricht, als solche bei denen die Lachlust gekitzelt und etwa eines Anderen guter Namen zerpflückt wird.

3) Nie mit der Rednergabe die man besitzt, oder mit dem geschmackvollen Style den man schreibt, zu prahlen, noch dem Rufe eines wohlredenden und gescheidten Mannes nachzujagen; keinerlei Gleißnerei zu treiben und nichts zu tichten und zu thun womit man

nicht vor den Augen Gottes und aller Menschen zu bestehen sich getrauen würde.*)

4) Nie hitzig zu streiten, sondern die Gründe auf welche sich die eigene Meinung stützt, mit Gleichmuth vorzutragen, und zwar nur in der Absicht um durch Darlegung der Wahrheit den Nächsten vor Irrthum zu behüten, nicht aber aus Rechthaberei.

5) Nichts sich mehr am Herzen liegen zu lassen, als daß man alles fern halte und abwehre was die wechselseitige brüderliche Liebe gefährden könnte, und aus allen Kräften dahin zu trachten, daß Alle einander mit brünstiger Zuneigung umfassen möchten.

6) Durch keine Verschuldung wodurch man sich von der Achtung der Anderen etwas verscherzt zu haben glaubt, sich so danieder drücken zu lassen, daß man darüber von dem wohlbetretenen Wege kleinmüthig zu-

---

*) Diese und einige der folgenden Regeln stehen in wunderlichem Widerspruch mit der hergebrachten Meinung über das Wesen des Jesuitismus. Es steht wörtlich so bei Orlandino, man schlage nach — Buch VII, Nr. II. „Nihil intueri, nihil agere, quod non ante oculos divini conspectus cunctorumque hominum anderent. Wir sind auch schon Aehnlichem begegnet in den Verhaltungsregeln für die Sendlinge nach Irland und Trient (oben S. 424 — 25, und S. 439), und der nämliche Grundsatz der Unverstecktheit und Lauterkeit durchzieht die ganzen späteren Konstituzionen.

rückweiche; vielmehr in solchem Falle Die welche an dem üblen Beispiel Anstoß genommen haben mögen, ernstlich deswegen um Verzeihung zu bitten, auch wohl irgend eine Strafe zu begehren, Gott aber nur dafür zu danken, daß er solchen Wank und Fall zugelassen, wodurch man sich so wie man innerlich beschaffen ist, den Andern offenbart, um nicht vor den Augen der Menschen besser zu scheinen als man vor den Augen Gottes wirklich ist. — Die Anderen aber mögen Gott um Besserung des gefallenen Bruders anflehen, nicht ohne zu bedenken, daß sie selbst wohl auch noch tiefer fallen könnten.

7) In den Vorgesetzten stets nur den ewigen Meister Christus vor der Seele zu haben, ihnen vertrauensvoll zu nahen u. s. w.*)

8) Im Umgang unter einander sowohl im Zimmer als außen ein gemessenes Betragen einzuhalten, nicht überlustig und ausgelassen, noch mürrisch und schwerfällig — nach der Mahnung des Apostels: „Eure Sittsamkeit sei Allen offenbar."**)

9) Gutes, und wäre es etwas noch so geringes, niemals heut aufzuschieben, in der Erwartung es morgen

*) Davon weiter unten mehr in dem Abschnitte vom Gehorsam.

**) Phil. 4, 8. modestia vestra nota sit omnibus hominibus. Luther hat: „Eure Lindigkeit lasset kund werden." Das Wort der Vulgata ist wohl treffender.

besser machen zu können, denn durch solche Vorspiegelung das Gute das geschehen kann zu hintertreiben, sei eine ganz gewöhnliche List des Teufels.

10) In dem Berufe darin jeder berufen, treu auszuharren; denn es sei eine Tücke des bösen Feindes, dem Menschen durch die falsche Vorspiegelung, als ob er in anderen Verhältnissen zufriedener leben würde, seine Lage und seine Pflichten zu verleiden. —

Man sieht, daß in diesen Regeln alles darauf abzielt, rüstige Streiter zu bilden, von denen jeder mit Aufopferung aller Eigenliebe und alles Eigenwillens sich als Glied eines wohl zusammengefügten Ganzen betrachtet. Nichts empfahl Ignaz mehr in seinen täglichen Gesprächen, sowie in den schriftlichen Erinnerungen welche er entfernten Theilen der Gesellschaft zusandte, als Arbeitsamkeit, Unverdrossenheit und Unermüdlichkeit im Dienste. Denen in Spanien schrieb er in jener Epistel vom Jahre **1547**: sie müßten sich im Eifer von keinem Hofediener und von keinem Kriegsmanne der Welt beschämen lassen; ja übertreffen müßten sie diese alle um so mehr, als sie einem glorreicheren Herrn dienten. Thätiges Leben, setzte er hinzu, mache froh und gebe der Seele Zufriedenheit, während die Trägheit Mißmuth und inneren Unfrieden gebäre.

Die Tugenden — kann man sagen — bildeten nach Loyolas Art sie zu betrachten, ein von einem inneren

Mittelpunkt aus gegliedertes und in seinen äußeren Umkreisen immer mannichfaltiger und bestimmter entwickeltes System. Der Mittelpunkt, auf den sich alles bezieht, ist die unbedingte Hingabe der Seele an Gott. Diesen Kern, diese Ur- und Grundtugend umschließen zunächst, gleichsam als innerste Schale, die drei Tugenden, in welchen der Mensch seine Hingabe an Gott durch die That, aber nur erst durch solche That die an seiner eigenen Person vollbracht wird, nämlich durch Aufopferung aller Selbstbefriedigung, aller Eigenliebe, aller Eigenlust und alles eigenen Willens bewährt, Keuschheit, Armuth und Gehorsam. Dann folgt, wie eine zweite Hülle, jener Kreis von Tugenden, gegen welche gehalten die eben genannten, wie schon oben erwähnt, nur als Hülfsmittel und dienende Tugenden erscheinen: es sind eben die mit deren Hülfe der Mensch aus sich herausgeht, um nicht nur innerlich Gott anzugehören, sondern um Gott zu Liebe seine Kräfte dem Nebenmenschen zu widmen, die Tugenden in deren Uebung alles was der persönlichen Rüstigkeit und Rührigkeit im Wege steht, wie Trägheit, Schüchternheit, Weichlichkeit, Ungeduld, Ekelsinn, Kleinmuth, Unentschlossenheit, sowie alles was die Gemeinsamkeit des Wirkens mit Andern erschwert, wie Stolz, Neid, Ehrsucht, Eitelkeit, Empfindlichkeit, Rechthaberei überwunden wird. Um diese Tugenden nun endlich bilden so zu sagen die äu-

ßerste Schale diejenigen welche für das wirkliche Handeln im einzelnen bestimmten Falle und nach Erforderniß der besonderen Lage, der jedesmaligen Verhältnisse und Umstände, von Werth sind, Tugenden von großer Mannichfaltigkeit, die meist schon mehr das Wesen von Geschicklichkeiten und Fertigkeiten haben, wie Leichtigkeit im Umgange mit Menschen aller Art, Höflichkeit, Redegewandtheit, Vielseitigkeit u. dgl.

Die Tugenden dieser letzten Art sind natürlich nicht für Alle die nämlichen; nach dem Beruf und Wirkungskreise eines Jeden, und nach den eigenthümlichen Aufgaben welche er zu lösen hat, sind sie verschieden. So giebt es besondere Tugenden welche der Untergebene nicht zu besitzen braucht, welche aber von dem Vorgesetzten gefordert werden; besondere Tugenden für den Volksprediger, für den Jugendlehrer, für den Rektor eines Kollegs, für den Vorsteher eines Hauses, für den Provinzial und endlich für das Oberhaupt der Gesellschaft. Die späteren Konstituzionen und „Regeln" zählen die Tugenden welche von vorzüglicher Wichtigkeit für jede dieser Klassen sind, in eigenen Abschnitten umständlich auf. Als Beispiel wird hier am besten dienen was in dieser Hinsicht für den General vorgeschrieben ist; es findet sich im 9. Theile der Konstit. Kap. 2. unter der Ueberschrift „Die wesentlichen Eigenschaften des Generals."*)

*) Qualis esse debeat praepositus generalis; mit dem

In diesem Bilde welches Ignaz für die Konstituzionen entworfen hat, meint Ribadeneira, scheine er ihm unwillkürlich nur sich selbst geschildert zu haben. Gewiß! Konnte Loyola den General anders schildern, als er ihn sich dachte? und wie er ihn sich dachte, so stellte er ihn in sich dar; denn bei Menschen wie Loyola ist Gedanke und That eins.

Sechs Punkte finden wir aufgezählt, auf welche die verschiedenen Eigenschaften vertheilt sind. Das erste ist, daß der General mit Gott unaufhörlich im innigsten Umgange lebe. Das zweite, daß er der Gesellschaft in allen Tugenden vorleuchte, vor allem aber in der Liebe zu den Brüdern, zunächst natürlich zu allen Mitgliedern der Gesellschaft, und in der Demuth, welche vor Gott und Menschen liebenswerth macht; daß er von Leidenschaften (ungeregelten Gemüthsbewegungen) — die er durch Gottes Gnade bezähmt und zerknirscht haben soll — frei sei, damit sein Urtheil innerlich ungetrübt, und äußerlich sein ganzes Wesen gesammelt und jedes Wort aus seinem Munde wohlbedacht und nie anders als erbaulich sei; daß er Strenge und Gerechtigkeit mit Milde und Schonung paare; daß er hochherzig sei und von starker Seele, um mit der Schwäche Anderer Geduld zu haben, und zu großen

---

Zusatz in der Deklarazion zum einleitenden Paragraphen: Ad has partes, ut primarias, reliqua reducuntur.

Unternehmungen im Dienste Gottes Muth und Ausdauer, von keinem Hinderniß zurückgeschreckt, von Drohungen wie von Schmeicheleien unbewegt. Das dritte ist, daß er die Eigenschaften besitze, welche zur Führung des Regiments erforderlich sind: durchdringenden Blick, Unterscheidung der Geister, Lebenserfahrung, Besonnenheit, Umsicht, Klugheit ꝛc. Das vierte: Unermüdlichkeit und Sorgsamkeit bis ins Kleinste. Das fünfte: Gesundheit und ein anständiges Aeußere. Das sechste endlich: Ansehen bei den Leuten und guter Name, überhaupt alles was dazu dienen kann, die persönliche Geltung im Innern der Gesellschaft wie nach außen hin zu erhöhen. — Möchten nun, heißt es noch endlich, nicht diese sämmtlichen Eigenschaften beisammen anzutreffen sein, so dürften doch folgende niemals fehlen: die strengste Rechtschaffenheit, Liebe zur Gesellschaft, gesundes Urtheil und hinlängliche geistliche Bildung.

Die Gelübde der Miliz Jesu.

Wer in die Gesellschaft treten wollte, mußte entschlossen sein, alle Tugenden welche derselben wesentlich sind, zu üben, aber zur Uebung jener drei durch evangelische Rathschläge anempfohlenen mußte er sich, wie wir schon wissen, durch Gelübde verbindlich machen.

Dies war alter Ordensbrauch, und schon deswegen allein mußte es der Gesellschaft Jesu, die sich in allem der alten Formen zu bedienen und jeden Schein von Neuerung zu entfernen suchte, heilig sein. Aber Ignaz war sich doch der Neuheit und Eigenthümlichkeit seiner Schöpfung zu gut bewußt, als daß die bloße Macht der Gewohnheit ihn hätte bewegen können, irgend etwas ohne Nòth d. h. was nicht der Anschauungsweise in der man lebte, entsprechend nnd nicht zur Förderung auf dem Wege den man gehen wollte, dienlich gewesen wäre, seiner Gesellschaft aufzubürden. Er sah ferner, daß die Neuerer den sogenannten Klostergelübden, eben diesen

drei erwähnten, den Krieg erklärt hatten; um so wichtiger mußte ihm auch dieserhalb die Beibehaltung und Vertheidigung der Gelübde sein. Aber lediglich um den Neuerern das Widerspiel zu halten würde er die Gelübde gewiß nicht eingeführt haben, wenn dieselben ihm nicht zugleich für seine Gesellschaft heilsam geschienen hätten; man hätte ja immerhin die Heiligkeit der Gelübde und ihren Werth für die anderen eigentlichen Mönchsorden anerkennen und preisen, die eigene Gesellschaft aber, um ihres besonderen Berufes willen, davon befreien und als einen zwanglosen Verein gestalten können.

Die Evangelischen kämpften gegen die Gelübde mit sehr manichfaltigen Gründen, unter denen aber diejenigen, welche nur Zufälligkeiten und Abirrungen von dem eigentlichen Sinne der Sache betrafen, von jenen welche das Wesen derselben berühren, wohl unterschieden werden müssen. Wenn z. B. in der Augsb. Konfession und ebenso in deren Apologie gesagt ist, ehemals seien die Klöster Schulen christlicher Weisheit gewesen, nun aber seien daraus faule Nester geworden, so trifft das nicht das Wesen der Sache; den Jesuiten war es ja eben darum zu thun, die Mißbräuche auszuscheiden, die Trägheit zu bekämpfen und wieder Schulen christlicher Weisheit aufzurichten: gegen sie war also der erwähnte Einwand ohnmächtig. Dagegen scharf bezeichnet ist das worauf es hier wesentlich ankommt, in dem Aus-

spruche Luthers: „Der Glaube macht alle äußerlichen Dinge frei, die Gelübde binden sie an." Das, sagt er, sei die Freiheit die uns Christus erworben hat, daß für Den welcher glaubt, keinerlei Gesetz gemacht werden dürfe, außer dem einen, daß er seines Glaubens lebe. „Christliche Freiheit mag nicht mit ängstlichen Gelübden äußerlicher Werke bestehen: eines muß weichen." Der Evangelische will in himmlischen Dingen nicht gebunden und gezwungen sein: das ist der ewig wiederkehrende Gedanke in allen diesen Gegenstand betreffenden Schriften nicht nur Luthers sondern auch der übrigen evangelischen Reformatoren Deutschlands und der Schweiz; ein Gedanke den diese Schriften in den manichfaltigsten Wendungen ausführen. Bald heißt es: Gott wolle freien, ungezwungenen Dienst, ohne Lieb und Lust habe der Gottesdienst keinen Werth vor Gott, ein Mensch könne wohl vor der Welt gezwungen werden oder sich selbst zwingen, etwas wider Lust und Willen zu thun, aber nicht vor dem allwissenden Gott, der in die Tiefen der Herzen schaut. Bald heißt es: ein Gelübde sei eine Beleidigung Gottes, denn erstlich verstoße es gegen das erste Gebot, Gott allein die Ehre zu geben, indem sich im Gelübd falsches Vertrauen auf eigene Werke, oder wenigstens auf eigene Kraft das Gelobte zu erfüllen, ausspreche; sodann sei es schon überhaupt Sünde, Gott zu gefallen etwas thun zu wollen,

das er nicht ausdrücklich in der Schrift gefordert habe („alles was nicht aus dem Glauben, ist Sünde, und was Gott nicht geboten hat, ist nicht aus dem Glauben", sagt Luther, „was ohne Gesetz, d. i. ohne Wort und Willen Gottes geschieht, ist nicht aus dem Glauben, und was nicht aus dem Glauben ist, das ist Sünde", sagt Zwingli mit fast genau denselben Worten wie Luther, „es ist schon eine Beleidigung Gottes, wenn der Mensch sich selbst etwas erdenkt, womit er Gotte wohlgefallen will, es ist eine Vermessenheit, etwas zu geloben, wovon man nicht wissen kann, ob es Gott gefalle, da man kein Zeugniß in der Schrift darüber hat", sagt Calvin); endlich heiße es ja recht Gottes Hand und Geschenk verschmähen, wenn man sich da binde, wo Gott uns Freiheit gelassen, und das zurückstoße, was er uns zum Gebrauche gegeben hat. Wie sündhaft die Gelübde seien, wird ein anderes mal gesagt (z. B. auch in der Apologie der Augsburg. Konf.) das zeige sich schon daran, daß sie dem Menschen mit der freien Verfügung über sich leicht die Möglichkeit rauben könnten, Gottes Wort zu hören und zu treiben, so wenn einer in ein Kloster geht, wo Gottes Wort gemieden wird; da ist denn, sagt Luther in der schon erwähnten Epistel an einige Klosterjungfrauen, „solches Gelübd ebensoviel als Gott verleugnen, weil wir alle zu Gottes Wort verbunden sind." Die Päpstischen, sagt Luther in der

Schrift „von Klostergelübden," unterschieden zwischen unwesentlichen und wesentlichen, oder, wie man es nenne, zwischen beweglichen und unbeweglichen Gelübden; da sehe man schon, wie arg ihre Lehre sei; „wie ist der Teufel so ein böser Schalk und tausendfältiger List voll!" die unwesentlichen und beweglichen Gelübde dürften nur „so weit möglich" gehalten werden, und von denselben könne der Obere dispensiren, dagegen seien die anderen in aller Strenge zu nehmen. „Wer steht mir denn dafür," fragt er, „daß ihr richtig eintheilt, wer will mein Gewissen stillen und sichern, daß es nicht all und jedes Gelübd gleicher Weise halten müsse, um nicht verdammt zu sein?" Entweder alle Gelübde müßten unverbrüchlich sein, oder keines sei es; bei göttlichen Geboten gelte nicht Klein oder Groß, sondern einzig, daß es geboten sei.

Es ist augenscheinlich, wie strenge das aus dem evangelischen Grundgedanken folgt, und wie dagegen die Gelübde in durchaus jeder Hinsicht der evangelischen Anschauungsweise widersprechen. Denn die Gelübde, indem sie dazu dienen, dem Willen Fesseln anzulegen, stellen diesen hoch und leugnen stillschweigend, daß der Glaube allein hinreichend zur Vollkommenheit sei und allein alles vermöge; die Gelübde machen den Menschen zu einem Knechte seines eigenen freien Entschlußes und Vorsatzes, anstatt daß er nur

ein Knecht des ein für alle Mal offenbarten göttlichen Willens, ein Knecht des in der Schrift gebundenen Gotteswortes sein sollte; die Gelübde setzen die Meinung voraus, daß es für das menschliche Thun und Lassen Werthunterschiede in den Augen Gottes gebe, während, nach evangelischer Ansicht, nur Eines in den Augen Gottes Werth hat, der Glaube, und alles andere in dieser Hinsicht völlig gleichgültig ist, indem es immer Gott gefällig ist, sofern es im Glauben, und immer sündhaft, sofern es ohne den Glauben oder wider den Glauben geschieht. Man kann, nach evangelischer Ansicht, immerhin geloben was man will — das ist nicht böse, so lange man nichts wider Gottes Wort gelobt —, aber das Gelübde ist, wie es Luther ausdrückt, als eine freie, ungeheißene und also unnöthige, unverbindliche Darbringung, nichts weiter als ein gemeines Versprechen, das man nöthigen Falls zurücknehmen, ein bloßer guter Vorsatz, davon man unter anderen Umständen auch wieder lassen kann: es bindet nicht unauflöslich und für immer. Nur an das Eine welches Alles in Allem, will Gott nach evangelischer Ansicht den Menschen gebunden haben, an den Glauben: den Glauben zu halten das ist der einzige Vorsatz von dessen Erfüllung der Christ nicht entbunden werden kann, es giebt kein wahres und unauflösliches Gelübd als einzig und allein das Taufgelübde. Dieses, sagt Luther, fordert Gott

von allen Menschen, es ist das einzige das gehalten werden muß. Die Augsburgische Konfession erklärt es für verdammlich, die drei Klostergelübde, wie der h. Thomas gethan und nach seinem Vorgange die katholische Kirche, dem Taufgelübde an Werth und Würdigkeit gleich zu stellen, und die Apologie nennt es „Raserei" (furor), „menschliche Tradizionen welche kein Gebot und keine Verheißung Gottes für sich haben, dem gleich zu achten was den Bund der Gnade und des ewigen Lebens in sich faßt.

In dem Kampfe der Evangelischen gegen die für immer bindenden Gelübde sehen wir die nämliche Ansicht, welche wir zuvor in ihrer Anwendung auf das menschliche Urtheil in Glaubenssachen zu betrachten hatten, nun auch auf den menschlichen Willen in seinen frommen Aeußerungen angewandt. Nach evangelischer Denkungsart glaubt der Mensch, daß er selber kein Urtheil in göttlichen Dingen habe, nimmt sich aber thatsächlich das Recht, mit Hülfe der h. Schrift zu urtheilen; so glaubt der Mensch, nach der evangelischen Denkungsart, daß er selber nichts Gutes und Gottgefälliges vermöge, behält sich aber thatsächlich alle Freiheit der Selbstbestimmung vor. Der Katholik dagegen, wie er um der Fehlbarkeit des Urtheils willen, dessen Möglichkeit er sich allerdings zutraut, das wirkliche Urtheilen sich verbietet und sein Urtheil den Entscheidun-

gen der Kirche unterwirft, so versagt er sich wegen der Wandelbarkeit des Willens, dessen ursprüngliche Freiheit er anerkennt, den freien Gebrauch seines Willens, unterwirft denselben, um ihm Stätigkeit zu verschaffen, zwingenden Gewalten.

Hier gilt der Paulinische Spruch: Das Wollen habe ich wohl, aber was mir fehlt, ist das Vollbringen. Die Evangelischen setzten sich im Glauben über das Vollbringen hinweg; die Katholischen dagegen suchten dem Willen durch Zwang zu Hülfe zu kommen, um ihn zum Vollbringen zu treiben. Da der Glaube des Herzens nicht erzwungen werden kann, so schließt die evangelische Ansicht allen Zwang von dem religiösen Leben aus; will Einer Gottes Wort nicht ehren, sagte Luther, nun gut, so möge der „ein Wanst und Sau bleiben wie er ist, bis auf den Tag, da ihn Gott schlachten wird und dem Teufel einen Braten zurichten im ewigen höllischen Feuer ..... ich will und kann Niemanden mit den Haaren dazu ziehen." Die katholische Ansicht dagegen, welche die mühsame Bearbeitung des Willens zur Hauptsache macht, nöthigt zu solchem Ziehen, Erziehen und Züchtigen: der Mensch ist ihr ein Kind das stets einer väterlichen Hand, die es schirme und leite, bedarf.

Je mehr Einer sich vervollkommnen will, desto strenger muß er, dieser Ansicht nach, der Zucht sich unter-

werfen. Man war denn auch beständig auf Mittel aus, um der natürlichen Trägheit und Veränderlichkeit ihre Macht zu benehmen, äußere Lockungen und Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und fromme Antriebe, Reize, Stärkungen herbeizuschaffen. Das ganze Leben in dieser Richtung ist ein beständiges Gewaltthun gegen sich selbst. Dieser Zwang aber, sagte man sich, sei gerade die höchste Befreiung des Menschen; weit entfernt, daß das Gute ungezwungen, blos aus dem Glauben welcher Gottes Geschenk ist, folgen sollte, müsse es vielmehr, um des Glaubens willen, erkämpft, ertrotzt werden: „die Gewalt thun, reißen das Himmelreich an sich" (Matth. 11, 12). Frei machen müsse man sich von jener ursprünglichen Freiheit, der natürlichen und sündhaften Freiheit des Eigenwillens — und nicht blos, wie die evangelische Meinung es fordert, nur glaubensweise, sondern thatsächlich — und je mehr man sich durch unumstößliche Schranken die Rückkehr zu jener Scheinfreiheit versperre, desto gewisser könne man der Erwerbung wahrer Freiheit sein, nämlich der Freiheit von der Welt und ihrem nichtigen Wesen.

Auf allerlei Weise, durch alle ersinnliche Mittel suchte man denn die menschliche Schwäche entweder zu besiegen oder auch zu betrügen und sich und Anderen den Weg der Vervollkommnung möglichst eben und bequem zu machen. Sehr bezeichnend ist in dieser

Hinsicht eine Bemerkung die einmal Orlandin macht. Er erzählt nämlich, wie jene alte päpstliche Vorschrift, derzufolge kein Kranker ärztliche Behandlung erlangen soll, wenn nicht zugleich für geistlichen Zuspruch gesorgt sei, gleich wie auf Loyolas Betrieb in Rom*), so in Sizilien auf Domenecs Betrieb im Jahre 1547 wieder eingeschärft worden, und setzt dann rühmend hinzu: es habe dieses Edikt besonders das Gute, daß es Denen welche sich vor den Leuten schämten, einen Priester rufen zu lassen, über dieses Hinderniß der Fürsorge für ihre Seele hinweghülfe.

Die einzelnen Mittel helfen aber nur einzelne Hindernisse überwinden und hinwegräumen; will Jemand sich ganz nur seiner geistlichen Vervollkommnung widmen, so versteht es sich, daß er die Wurzel aller Hinnisse derselben auszurotten suchen muß, d. h. jene Wahlfreiheit selbst, welche es dem Menschen möglich macht, ebensowohl nach dem Ungöttlichen als nach dem Göttlichen zu greifen. Dies ist der Sinn des Gelübdes; das Gelübde ist der feierlich ausgedrückte und als unerschütterlich hingestellte Entschluß, sich der natürlichen Willensfreiheit nicht mehr zu überlassen, sondern dem Wege treu zu bleiben, welchen man ein für alle Male gewählt hat. Durch das Gelübde, sagt der h. Thomas,

*) S. oben Seite 405.

verwandelt man das bloße Verhältniß der Seele zu Gott in einen dauernden Zustand, man begiebt sich in einen Stand; zum Stand gehört das Band, dieses Band ist das Gelübde. Das Gelübde betrachtet er demnach als die Thür zur Freiheit; um frei zu sein, muß man sich gebunden haben.

Nun halten die Evangelischen entgegen: der Mensch dürfe sich durch kein Gelübde binden, weil er nie gewiß sein könne, ob er nicht das Gelübde noch einmal brechen werde; das wozu er sich im Gelübde anheischig macht, gehe über seine Kräfte; „es steht nicht in meiner Macht zu halten", sagt Luther, „also soll ich's auch nicht geloben." In der eigenen Macht des Menschen steht es allerdings nicht, antwortet, wie schon erwähnt, Loyola, „aber Gott hilft Dem dazu, bei welchem er die aufrichtige Begierde darnach und die rechte Demuth findet." Nein, es heißt Gott versuchen, ruft Calvin, wenn man sich gegen die von ihm eingesetzte Ordnung der Natur stemmt, und nicht dazu hilft Gott, daß man seine Gaben verachte. Solche Verachtung, entgegnen die Jesuiten, hat Gott selber in evangelischen Rathschlägen anempfohlen. Allerdings, versetzen die Protestanten, aber nur ausnahmsweise für Diejenigen, welche die besondere Gabe diese Rathschläge zu befolgen, von ihm empfangen haben. Auch wir verlangen, ist die Antwort Loyolas, daß wer in den Stand der Vollkommenheit treten

will, sich erst vor Gott sorgfältig prüfe, ob er den Beruf dazu von Gott empfangen habe. — Wer aber kann dafür stehen, daß er sich sein ganzes Leben lang treu bleiben werde? — Der, sagt Loyola, welcher zu diesem Ende die rechten Mittel anwendet; das erste dieser Mittel ist aber das Gelübde selbst.

Daß Ignaz das Gelübd als Mittel zur Befestigung des Willens ansah, wissen wir schon von damals her, als er in Paris das erste Bündniß mit seinen damaligen Gefährten stiftete.*) Dieselbe Art, es zu betrachten, findet sich auch in den Konstituzionen der Gesellschaft Jesu. Diejenigen welche die Prüfungen bestanden haben, heißt es da nämlich, sollen mit dem Versprechen in die Gesellschaft einzutreten, die drei Gelübde, vorerst als einfache Gelübde, ablegen, und zwar deshalb, weil es nicht nur verdienstlicher ist, sich zu binden, sondern auch den Willen fest macht.**)

So weit ist nun in dem allen nichts neu und der Gesellschaft Jesu eigenthümlich. Aber daß das Gelübde wirklich eine veränderte Bedeutung in dieser Gesellschaft angenommen hat, wird durch das Hinzutreten des vierten Gelübdes zu den drei alten vollkommen klar. Dieses Gelübde, welches die Jesuiten zu einer Miliz des Papstes macht, nennt Ribadeneira „eine wahrhaft gött-

*) S. Seite 267.

**) Ob suum majus meritum ac stabilitatem.

liche Erfindung". In der That ist es dieses Gelübde, welches die Gesellschaft zu dem macht was sie ist. Der ausgesprochene Grund weshalb dasselbe abgelegt wurde, ist, wie sich der Leser aus der ersten Formel der Gesellschaftsverfassung erinnern möge, *) daß die Gesellschaft eine desto größere Demuth und Selbstverleugnung beweise, mit andern Worten, sich desto vollständiger aus allen ihren Kräften an einen bestimmten Zweck hingebe. Und welches ist dieser Zweck? Da wo in den späteren Konstituzionen zum ersten Male von dem vierten Gelübde die Rede ist, findet sich in einer Deklarazion die Anmerkung: der Gehorsam welcher dieses Gelübde zur Pflicht mache, sei lediglich in Bezug auf die „Sendungen" zu verstehen. Diese Sendungen, missiones, sind der Zweck, dem sich der Jesuit durch Gelübde, also in religiöser Weise, für immer und mit seinem ganzen Wesen und allen seinen ganzen Kräften weiht. Also nicht mehr der Zweck jener alten drei Gelübde, welcher die eigene Vervollkommnung ist, sondern dieser kirchliche Dienst, ein ganz auf das wirkliche Leben, auf die Vervollkommnung der äußeren christlichen Welt gerichteter Dienst.

Solcher Dienst war an sich nun ebenfalls in der Kirche nichts neues, auch die alten Predigt- und Bettelorden hatten

---

*) S. oben Seite 367.

ihn übernommen; aber das war das Neue, die „wahrhaft göttliche Erfindung," daß er gelübdsweise, daß er als ausschließlicher Lebenszweck mit Hingabe aller Kräfte und in einem ganz diesem Zwecke gewidmeten, eng in sich geschlossenen Vereine übernommen wurde. Es ist ein Fahneneid, dieses vierte Gelübde, und gerade dieser Fahneneid ist das wesentliche Gelübde der Gesellschaft Jesu, dasjenige, um dessetwillen allein die übrigen geleistet werden. Die drei alten Gelübde, welche ehemals die wesentlichen des Ordens- oder Vervollkommnungsstandes waren — sie hießen ausdrücklich „wesentliche", essentialia oder substantialia — haben für die Gesellschaft Jesu nichts als den Namen der wesentlichen behalten, thatsächlich sind sie zu untergeordneten, dienenden, zu bloßen Hülfsmitteln geworden. Die Konstituzionen erklären mit deutlichen, bestimmten Worten, daß die drei sogenannten wesentlichen Gelübde zu dem Ende in der Gesellschaft abgelegt werden, damit deren Mitglieder besser gerüstet wären den derselben eigenthümlichen Zweck zu erfüllen. Das Missionsgelübde, sagt ein späterer General der Gesellschaft, Franz Piccolomini, in einem Sendschreiben vom Jahre 1650, verhält sich zu den übrigen Gelübden wie in der Natur die zeugende Lebenskraft zu dem bloßen Vermögen der Fortdauer, welches auch dem Leblosen inne wohnt.

Erst durch die Ableistung des vierten Gelübdes wird

Jemand wirklicher Profeß der Gesellschaft; dieses vierte Gelübde ist daher das eigentliche, sogenannte substantielle (d. h. dem Orden als Orden wesentliche) Gelübde desselben, das denn auch in solenner Weise geleistet wird, und erst in Verbindung mit diesem vierten werden die drei anderen ebenfalls als solenne Gelübde abgelegt. Alle welche die Gelübde nicht solenn abgelegt haben, sind zwar, zufolge besonderer päpstlicher Bewilligungen, wirkliche Mitglieder der Gesellschaft, wenn diese sie als solche aufgenommen hat, aber doch nur in der Eigenschaft als Novizen oder als Hülfsarbeiter, und bilden nicht den eigentlichen Stamm der Gesellschaft, indem sie nicht Sitz in den gesetzgebenden Ordensversammlungen und zur Wahl eines Generals nicht ihre Stimme abzugeben haben. Es ist hierbei zu bemerken, daß zu solennen die Gelübde nicht etwa dadurch werden, daß man sie öffentlich und mit Feierlichkeit ablegt, sondern nur dadurch, daß sie ausdrücklich als solenne und zum Behufe der Profession geleistet werden; in feierlicher Form läßt die Gesellschaft Jesu auch schon die blos einfachen Gelübde leisten, welche sie von ihren Novizen nach Beendigung der zweijährigen Prüfungszeit in Verbindung mit dem Versprechen in die Gesellschaft, je nach Befinden des Generals, als Profeß oder als ordentlicher Gehülfe einzutreten, fordert.

Die Konstituzionen enthalten eine ausdrückliche Er=

klärung, daß die einfachen Gelübde lediglich zum Behufe des Eintrittes in die Gesellschaft abgelegt werden, so daß Der welcher sie abgelegt hat, wenn die Gesellschaft ihn später aus irgend einem Grunde von sich ausschließt, aller und jeder Pflicht den drei Gelübden nachzuleben, ledig ist; wie sich dies schon in einem Breve Pauls III. vom 5. Juni 1546, welches, wie weiterhin noch genauer auszuführen, die Aufnahme von Gehülfen in die Gesellschaft verstattet, in den Worten ausgesprochen findet: „Die Gehülfen, sowohl Priester als weltliche, sollen nach beendeter Prüfungszeit die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams leisten, dergestalt jedoch, daß sie zu deren Beobachtung nur auf so lange als der General der Gesellschaft sich ihrer zu geistlichen oder weltlichen Geschäften der Gesellschaft bedienen will, und nicht länger, gehalten sein sollen."

Die eigentliche Profession der Gesellschaft wird also durch die Ablegung jener einfachen Gelübde noch nicht geleistet, obwohl dieselben, zufolge der 1584 von Gregor XIII. der Gesellschaft ertheilten Bestätigungsbulle, als wirkliche Ordensgelübde (vera substantialia religionis vota) gelten sollen; diese Bestimmung hat nämlich nur den Zweck, die Gehülfen der Gesellschaft, obgleich sie nicht ordentliche Professen sind, dennoch der Gerichtsbarkeit der gewöhnlichen geistlichen Obrigkeit

(des Ordinarius), unter welcher sie als Nichtregulirte stehen würden, zu entziehen, und statt dessen der eigenen Gerichtsbarkeit der Gesellschaft zu unterwerfen. — Auch die Erlaubniß, welche im Jahre 1550 Julius III. der Gesellschaft gab, einzelne ihrer Mitglieder welche nur die drei einfachen Gelübde abgelegt hatten, aber „wegen ihrer Frömmigkeit und sonstigen persönlichen Qualifikazion" eine Auszeichnung verdienten, die drei Gelübde ohne Hinzufügung des vierten in solenner Weise ablegen zu lassen und dadurch zu Professen zu machen, verhindert nicht, daß dennoch die wahre und eigentliche Profession der Gesellschaft an das vierte Gelübde gebunden bleibt. Denn die Professen von drei Gelübden sind so zu sagen nur Titularprofessen. Sie haben ebenso wenig als die bloßen Gehülfen von Rechtswegen Sitz in der gesetzgebenden Versammlung oder eine Stimme bei der Generalswahl, und diese besondere Klasse ist, wie sich aus den Konstituzionen ergiebt, nur deßhalb geschaffen worden, weil man einzelnen Personen, die sich um die Gesellschaft besonders verdient machten, aber in Ermangelung der zur Profession erforderlichen Gelehrsamkeit nicht ordentliche Professen werden konnten, dadurch eine Genugthuung zu verschaffen wünschte, daß man sie ausnahmsweise dem Kerne der Gesellschaft, wenigstens dem Titel nach, als Professen einordnete.

Da nun so die übrigen Gelübde — und alle Gelübde in der Gesellschaft sind, ausdrücklichen päpstlichen Bestimmungen zufolge, nur in dem durch die Konstituzionen ihnen beigelegten Sinne zu verstehen — da also die drei alten Gelübde dem neuen und wesentlichen Gelübde der Gesellschaft untergeordnet sind, und auch von Denen, welche das letztere nicht ablegen, nur mit Bezug auf den besonderen Zweck der Gesellschaft abgelegt werden, so ist hieraus vollkommen klar, daß das Geloben überhaupt eine andere Bedeutung in der Gesellschaft Jesu erhalten hat, als jene nur auf die eigene innere Vervollkommnung gerichtete, welche ihm früher in der Kirche beigelegt werden konnte.

Die Verdienstlichkeit des Gelübdes hat ebenso wie die christliche Tugend selbst,*) eine — wie wir es schon nannten — praktische Bedeutung gewonnen, indem nunmehr das Gelübde thatsächlich nichts weiter ausdrückt, als den unwandelbaren Entschluß, sich jenem Berufe welchen man durch den Eintritt in die Gesellschaft Jesu ergreift, auf Lebenszeit zu widmen. Das Gelübde soll dazu dienen, der Wandelbarkeit der Neigung, vor welcher Ignaz in der zehnten seiner oben angeführten kurzen Regeln warnte,**) einen unzerreißbaren Zügel anzulegen. Mit der Verdienstlichkeit steht es nun so: Wenn

---

*) S. Seite 546.

**) S. oben Seite 554.

es höchst verdienstlich ist, „unter der Fahne des Kreuzes Gottes Krieger zu sein,“*) um „die geistliche Wohlfahrt und Förderung des Nächsten zu schaffen,“**) so ist es, wie von selbst folgt, das Verdienstlichste was der Mensch thun kann, sich der Lösung dieser Aufgabe ganz und gar zu widmen und sich von vornherein die Möglichkeit einer Untreue gegen seinen Vorsatz mittelst einer unauflöslichen Verpflichtung abzuschneiden.

Alles was in der Gesellschaft Jesu hinsichts der Gelübde irgend angeordnet worden ist, dient zur Bestätigung, daß in dieser Gesellschaft der Gesichtspunkt einer rein religösen und nur der eigenen Heiligung förderlichen Verdienstlichkeit des Gelobens zurücktritt vor dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit zu größerer Sicherung des beabsichtigten Dienstes.

So die durch die Bulle Gregors XIII. bestätigte Neuerung, daß die Professen der Gesellschaft außer den vier solennen Gelübden noch etliche einfache Gelübde leisten müssen. Man wird sich erinnern, daß schon bei den ersten Berathungen über die Gesellschaftsverfassung — so sehr gab sich gleich von Anfang die neue Richtung, welche die Gesellschaft nahm, zu erkennen — die Rede davon war, ein zur Ertheilung von Kinderun-

*) S. Seite 365.
**) S. Seite 499.

terricht verpflichtendes Gelübde einzuführen.*) Dies geschah nun zwar nicht, sondern man begnügte sich damit, dem Gehorsamsgelübde in der Profeßformel ein auf die besondere Berücksichtigung dieses Gegenstandes bezügliches einfaches Versprechen anzuhängen; aber andere Nebengelübde wurden später eingeführt, besonders: 1) daß man nie seine Stimme zu einer Milderung der wegen der Beobachtung der evangelischen Armuth in der Gesellschaft bestehenden Vorschriften geben, 2) daß man keinerlei Würde innerhalb oder außerhalb der Gesellschaft offen oder auf Umwegen zu erlangen suchen, oder falls eine solche außerhalb der Gesellschaft angeboten würde, ohne Geheiß des Generals annehmen wolle.

Ferner der schon bekannte Brauch der Gelübdserneuerung. So lange es bei dem Geloben nur auf die religiöse Verdienstlichkeit dieser Handlung und nicht auf einen Nutzen für das thätige Leben abgesehen war, konnte es Niemanden einfallen, eine Wiederholung des Gelübdes für etwas Heilsames zu halten, da mit der einmaligen Leistung desselben jener Zweck religiöser Weihe vollkommen erreicht war. Die neue Bedeutung, welche dem Gelübde in der Gesellschaft Jesu gegeben wurde, machte dagegen eine häufige Wiederholung und Auf-

*) S. Seite 361.

frischung desselben wünschenswerth. Die Einführung eines solchen Brauches ist die Antwort Loyolas auf jene von den Evangelischen im Streite wider das Gelübdewesen so oft aufgeworfene Frage, wie man es doch anstellen wolle zu verhüten, daß man nicht dereinst dem feierlich ausgesprochenen Vorsatz untreu werde.

Die erste Entstehung dieses Brauches ist uns schon bekannt; die jährliche Erneuerung des Gelübdes, welche Ignaz bei seiner Abreise von Paris den Genossen, die er dort zurückließ, zur Pflicht gemacht hatte, blieb seitdem Regel in der Gesellschaft. Im Jahre 1546 machte Simon Rodriguez in Portugal, wie Orlandino berichtet, die Wiederholung der Gelübde zu einer gemeinsamen feierlichen Handlung aller am Orte anwesenden Mitglieder der Gesellschaft. Orlandino nennt bei dieser Gelegenheit die Gelübdswiederholung einen „himmlischen Brauch", einen „man möchte sagen göttlichen Gedanken Loyolas", eine „wundervolle Erfindung, von der frühere Zeiten nichts gewußt hatten." In den Konstituzionen, welche für Diejenigen, die nicht in die oberen Klassen der Gesellschaft aufgenommen sind, sogar eine halbjährige und nach Befinden des Vorgesetzten auch noch häufigere Wiederholung der Gelübde anordnen, wird ausdrücklich bemerkt, daß man durch diese Wiederholung nicht etwa eine neue Pflicht übernehme, sondern daß die Absicht dabei nur sei, sich die schon

übernommene ins Gedächtniß zurückzurufen und von neuem zu bekräftigen. Xavier, in seinem Eifer, fand die förmlich eingeführten Wiederholungen der Gelübde noch lange nicht genügend; täglich, sagte er, müsse man sie wiederholen, weil diese Wiederholung die beste Schutzwaffe gegen die Anläufe des Teufels und das beste Mittel zur Verhütung der Unbeständigkeit sei.

Die christliche Tugend ist, im evangelischen Sinne, der Glaube, daß Gott der Inbegriff aller Vollkommenheit, und daß der Mensch nur in diesem Glauben selbst und nur durch diesen Glauben allein beseligt werden könne. Ein Glaube, der, eben weil er ein Glaube ist, nur verkündigt zu werden braucht, um das göttliche Reich in den Seelen der Menschen auszubreiten. Die Predigt ist, im Sinne der Evangelischen, das einzige Mittel der Verherrlichung Gottes.

Die christliche Tugend ist, im Sinne der Gesellschaft Jesu, der gute Wille, aus Liebe zu Gott und zur Vergrößerung der Ehre Gottes an der Unterwerfung aller Menschen unter den Willen Gottes zu arbeiten. Ein Wille, der, wie alles Wollen, unterhalten und genährt sein will. Das Gelübde ist, im Sinne der Gesellschaft Jesu, nichts anderes als die feierliche Aufregung und weiterhin die feierliche Wiederanfrischung und Stärkung dieses Willens.

Die Keuschheit.

Als eine jener drei Tugenden, welche sich nach der einen Seite unmittelbar auf den innersten Kern aller christlichen Tugend, auf die Liebe des Menschen zu Gott, nach der andern Seite auf die dem wirklichen Leben zugewandten Tugenden beziehen, hat die Keuschheit eine dreifache Bedeutung für die Gesellschaft Jesu. Erstlich als ein Ausfluß der unbegrenzten Liebe zu Gott drückt sie die vollkommene Hingabe des ganzen Menschen an Gott allein, dem einen, nämlich dem leiblichen Theile nach, aus. Zweitens hat sie an sich selbst den Werth, dem Menschen das Gefühl seiner wirklichen Befreiung von den irdischen Schranken, soweit über diese der Wille eine Macht haben kann, zu gewähren. Drittens ist sie in doppelter Weise eine dem Zwecke des Kriegers Christi dienende Tugend, indem sie einen Theil der Heiligung ausmacht, welche für den, der Andere zu einem heiligen Wandel anleiten will, unentbehrlich ist, und

sodann, indem sie ihn vor allen den Zeit und Kraft raubenden Sorgen und Verwickelungen mit der Welt bewahrt, zu welchen die Befriedigung der Begierde führen würde.

In allen diesen Beziehungen mußte die Keuschheit von den Evangelischen angefochten werden: den beiden ersteren Bedeutungen und dem ersten Punkte der dritten Bedeutung nach, um der Verschiedenheit der evangelischen Grundansicht willen, dem letzten Punkte nach wenigstens deshalb, weil die Evangelischen die Erreichung des darin ausgesprochenen Zweckes für unmöglich erklärten.

Die Evangelischen konnten wegen der christlichen Vorstellung, daß alles Natürliche an sich verdammt sei, nicht umhin, die Reinheit vom Geschlechtstriebe als etwas überaus Köstliches, Englisches, Himmlisches anzusehen. „Wo man Ehe und Jungfrauschaft gegen einander hielte," sagt Luther, „ist freilich die Keuschheit eine edlere Gabe". Und in seinem „Bedenken und Unterricht von den Klöstern" (1522) sagt er: „Gott hat nicht viel Jungfrauen lang leben lassen, sondern frisch mit ihnen aus der Welt geeilet ..... Er weiß wohl, wie edele der Schatz ist und schwerlich lange mag erhalten werden. Wenn in einer jeglichen Stadt fünf Knaben und fünf Maidlin wären, die zwanzig Jahr alt, ganz rein, nichts von Naturflüssen

empfunden hätten, dürft ich sagen, die Christenheit stünde baß denn zu der Apostel und Märtyrer Zeiten".

Aber eben weil die Gabe so ganz himmlisch, ist sie nur für das Jenseits, nicht aber, oder doch nur als höchst seltene Ausnahme, für diese leidige Welt. Die Aeußerung Luthers: „die Seele, rein durch den Glauben, wollte wohl gern, daß auch ihr Leib rein wäre," ist schon oben erwähnt.*) Ja, die Seele wollte wohl gern, sie wünscht es sehr; es ist und bleibt aber eben nur ein Wunsch. Alles Göttliche, Himmlische ist in der evangelischen Anschauungsweise nur Erklärung, Verheißung, Glaube, Wunsch. So wie man auf das wirkliche Leben sieht, kehrt sich sogleich die Sache um, da hört die Reinheit auf, das Edlere zu sein, und der Ehestand wird zum edlern. „Man soll keinen Stand," sagt derselbe Luther, „vor Gott besser sein lassen denn den ehelichen." Und, indem er jenen Grund für die Keuschheit in Erwägung zieht, welcher für die Gesellschaft Jesu gerade der letzte entscheidende ist, „Keuschheitsstand ist wohl besser auf Erden, als der weniger Sorge und Mühe hat, und nicht um sein selbst willen, sondern daß er baß predigen und Gottes Wort warten kann (1 Cor. 7, 34); an ihm selber aber ist er viel geringer." Denn Gott hat für dieses

*) Seite 537.

leibliche Leben es nun einmal so haben wollen, daß die Kreaturen sich begatten und mehren, er hat die Erhaltung seiner Schöpfung darauf gegründet; „und nun toben und wüthen dennoch die Leute," sagt er in einer Hochzeitspredigt 1545, „sonderlich die Papisten, ohne alle Maße wider diese herrliche Schöpfung Gottes, als sollte es nicht so sein... Der Papst, die Kardinäle, Mönche u. s. w. haben es besser machen wollen als Gott, und sind darüber nur in ein säuisches Leben verfallen, dieweil sie die heilige Ordnung Gottes zerrissen und veracht haben." „Derohalben auch alle Menschen freien und sich freien lassen sollen," d. h., fügt er hinzu, „alle die dazu tüchtig sind", denn freilich — und das nennt er eine Folge des Sündenfalles — sind das Manche nicht; indessen will er auch Die nicht gerade verdammen, welche, obwohl tüchtig zum Ehestande, dennoch nicht hineintreten wollen. „Ein Jeglicher fahre, wie er kann und sich fühlet;" denn — heißt es in einer Auslegung von 1 Cor. Cap. 7 (a. 1522) — „der Ehestand ist ein äußerlich, leiblich Ding, das nicht hindert noch fördert den Glauben." Es folgt ganz richtig aus der evangelischen Anschauungsweise, daß bald der Keuschheitsstand, bald der Ehestand als das Edlere erscheint, — der erstere ist es himmlischer Weise, in der Vorstellung, der andere irdischer Weise, in der Wirklichkeit —, ferner daß der

Ehestand ein gleichgültiges äußerliches Ding ist, und dennoch als der „heilige" gilt — zu dem letzteren macht ihn Gottes Wort und Geheiß. Durch Gottes heiligenden Willen hat denn auch der Ehestand zu seiner Anempfehlung besondere Ehren von Gott erhalten, deren Luther in einigen Predigten acht aufzählt, 1) daß derselbe Gottes Gestift ist, 2) obenein im Paradiese gestiftet, 3) von Patriarchen, Propheten u. s. w. eingegangen, 4) durch eines der Zehn Gebote sichergestellt, 5) durch ein Vorrecht der Verheiratheten, nicht in Krieg ziehen zu dürfen (5 Mos. 24, 5) ausgezeichnet, 6) dadurch verherrlicht, daß die Jungfrau Maria verehelicht gewesen, 7) daß Christus der Hochzeit zu Canna beigewohnt, 8) und daselbst noch überdies sogar aus Wasser Wein gemacht. Einmal rechnet Luther zu den Ehren des Ehestandes auch noch, daß Gott denselben (Ephes. 5, 22) „vorstellet zum Bilde der Kirche." Demnach erklärt es Luther für höchst frevelhaft, daß „die Mönch und Sophisten" den Ehestand „für ein unzüchtig Leben geacht," das hieße ihn „nur von außen ansehen;" sie hätten ihn einen „weltlichen Stand" genannt, er sollte vielmehr „ein göttlicher und geistlicher Stand heißen." Man müsse nur richtig unterscheiden zwischen dem bloßen Geschlechtsumgange und dem ehelichen Leben; die seien gar zweierlei. „Wodurch? Durch Gottes Wort." „Der Ehestand ist in Gott

Wort gefaßt und begriffen.“ Und „das Vornehmste im Ehestand ist,“ — d. h. so soll die Ehe geführt werden — „daß man könne Gottes Wort darin sehen leuchten.“ Ja, unter diesem Gesichtspunkte verwandelt sich in den Augen des Evangelischen die Keuschheit an sich selbst und abgesehen von der Möglichkeit sie zu hüten, trotz ihres im Allgemeinen zugestandenen himmlischen Adels, sogar in etwas Gräuelhaftes; denn, sagt Luther, „was ohne Gottes Wort ist, das heißt eitel Gräuel und Unflat vor Gott.“

Der katholischen Anschauungsweise dagegen ist es gemäß, den Wunsch der himmelsdürstigen Seele, der sich dem Evangelischen bei dem Gedanken an dessen Verwirklichung auf Erden in einen Abscheu verwandelt, wirklich auf Erden selbst verwirklichen zu wollen; ohne daß deswegen das Gegentheil dieses Willens einen Abscheu erregte, denn die katholische Anschauungsweise weiß von einem solchen schneidenden Gegensatze des Himmlischen und Irdischen nichts. Loyola, wie wir schon aus den geistlichen Uebungen wissen, behauptet weder, daß der Ehestand unheilig sei — er soll vielmehr, wie alles Irdische, geheiligt werden —, noch, daß der Keuschheitsstand für alle Menschen sei — er behält denselben vielmehr den zu besonderem Dienste Gottes Berufenen vor. Ein späterer Jesuit (gegen Ende des Jahrhunderts), Jakob Gretser, ein Deutscher, welcher zur Vertheidigung

seines Ordens viele Streitschriften mit Lutheranern gewechselt hat, sagt in einer derselben: Niemand leugne ja, daß Gott die Begattung eingesetzt, man wolle auch keineswegs, daß dieselbe aus der Welt verschwinde, aber eingesetzt habe sie Gott als Nothwendigkeit der Erhaltung des Geschlechtes überhaupt, nicht aber damit zugleich als Regel für Alle; Gott brauche vielmehr und wolle auch Solche haben, die sich ganz seinem Dienste widmen, und verleihe Denen dazu eigends die himmlische Gabe der Keuschheit.

Der Möglichkeit nach können die Evangelischen von ihrem Standpunkte aus hiegegen nichts einwenden, aber das wirkliche Geschehen geben sie nicht zu; sie leugnen zwar nicht, daß nicht Mancher die Gabe der Keuschheit von Gott haben möge, aber sie leugnen, daß Jemand darauf rechnen dürfe, sie um deswillen von Gott zu erlangen, weil er sich dem besonderen Dienste Gottes weiht. Es giebt allerdings, sagt Luther in einem Sermon von 1522, drei Klassen von Verschnittenen (Matth. 19, 22), nämlich erstens „die so verschnitten geboren, die impotentes, sodann die künstlich Verschnittenen, die Kapaunen, und endlich die sich selbst verschnitten, die hohen reichen Geister, von Gottes Gnaden aufgezäumet, die da lieber wollen am Himmelreich schaffen;" diese letzteren aber seien „seltsam und kaum unter tausend Menschen einer, Gottes besondere Wunderwerke."

Nun, „über diese dreierlei vermesse sich kein Mensch, ohne ehelich Gemahl zu sein!" „Wie denn, sprechen sie, wenn ich weder ehelich noch bübisch würde und hielte mich mit Gewalt? Hörest du aber nicht, daß ungehalten ist ohne die sonderliche Gnade." So wenig man geloben könne (weil es eine Narrheit), fährt er fort, kein Manns- oder Weibsbild zu sein, so wenig könne man geloben, sich nicht zu besamen oder zu mehren, wo man sich nicht in der Dreien Zahl einer befände. Endlich: die Aerzte hätten Recht, hindere man den Lauf der Natur mit Gewalt, so gebe es „ungesunde, schwache und schwenstige, stinkende Leibe"; „wo man Begattung und Zeugung will wehren, so ist's dennoch ungewehret und gehet doch durch Hurerei, Ehebruch und stumme Sünde seinen Weg, denn es ist Natur und nicht Willkür hierinne."

Welch einen Triumph gewährten diese und ähnliche bei Luther und den Lutheranern häufig wiederkehrenden Aeußerungen den Vertheidigern der Keuschheit! Da liegt es, riefen sie, da sieht man's, deine eigene wollüstige Natur machst du zur allgemeinen menschlichen; was du nicht zu können vermeinst, du, dem der Teufel den Willen gebrochen, das behauptest du, vermöge Niemand, auch nicht mit der Hülfe Gottes. Natur? Als ob Gott, der die Natur gemacht hat, nicht auch die Natur überwinden könnte!

Mit dieser Art Triumph ist freilich kein wirklicher Sieg über die evangelische Ansicht gefeiert. Gott könnte wohl, nach der evangelischen Anschauungsweise — er thut es ja sogar, nach ihr, in einzelnen „seltsamen" Fällen —, er könnte also wohl immer; aber wie könnte er es in ausgedehnterer Weise und zur Belohnung des sich ihm ergebenden Willens wollen? Gott will ja, nach der evangelischen Anschauungsweise, nur immerfort was er einmal gewollt hat; er kann sein Naturgesetz nicht umsonst gemacht haben wollen, und es erscheint schon als ein Frevel, dessen Umsturz ihm zuzumuthen. Ein solcher Umsturz der von Gott geordneten Natur wäre es, wenn Gott nicht nur Dem und Jenem einmal ausnahmsweise, sondern ganzen Klassen von Menschen die Gabe der Keuschheit gewährte; denn die Keuschheit, welche sich der Evangelische vorstellt, wenn er von Keuschheit redet, ist eine so unbedingte englische Keuschheit, daß weder irgend ein Gelüst noch irgend eine unfreiwillige Aeußerung der körperlichen Funkzionen dieselbe je unterbricht. Solche Keuschheit, sagt Luther in einem seiner Sermone, bei der man „durch ewiges Brennen und heimlich Leiden" zu einem „Teufelsmartyrer" gemacht ist, dieselbige sei eine „unkeusche Keuschheit. Ist doch die Lust nach evangelischer Ansicht schon an sich Sünde. „Je größer die Begierden sind," sagt Luther, „je größer die Sünde der Unkeuschheit."

„Keuschheit", sagt ein späterer Lutheraner, einer der eifrigsten Gegner Gretsers, ein gewisser Stein, der unter dem Namen Stenius oder auch Lithus schrieb — „Keuschheit ist nicht sowohl die Reinerhaltung des Leibes als vielmehr die Reinheit des Sinnes, die gänzliche Abwesenheit aller Begierden."

„Das ist auf keine Weise zuzugeben", antwortet ihm Gretser; „die Zustimmung des **Willens** allein macht den Menschen rein oder unrein." Den Geschlechtstrieb zu fühlen oder nicht zu fühlen, das freilich liegt nicht in der Gewalt des Menschen; aber darauf kommt es ja auch, nach katholischer Anschauung, überhaupt nicht an, da das Natürliche an sich, nach dieser Anschauung, nicht böse und verdammt, sondern gleichgültig ist; sondern es fragt sich nur, ob dem Triebe nachgegeben, oder ob er bekämpft werde. Die Evangelischen haben Unrecht, in ihrer Polemik gegen das Keuschheitsgelübde die Befriedigung der Geschlechtsbedürfnisse mit der Befriedigung von Hunger und Durst auf Eine Stufe zu stellen; über die letztere Befriedigung hat der Wille, so lange nicht das Leben selbst aufgegeben werden soll, keine Macht, wohl aber über die erstere. Das natürliche Dasein des Triebes kann der Wille nicht hindern, aber er kann den Trieb dämpfen lernen; und diese Uebung des Willens ist eben das, was die katholische Anschauungsweise unter Keusch-

heit versteht: auch hier nicht die vollkommene Keuschheit, sondern nur eine Vervollkommnung in derselben. Diese Anschauungsweise läßt daher, wie in Allem, so auch hier Stufen und Grade zu. Schon Johannes Cassianus, der im fünften Jahrhundert lebte, ein Mönch aus Massilia (was jetzt Marseille) und Schüler des griechischen Kirchenvaters Chrysostomus, zählte in einem Werke, welches er über den Mönchsstand schrieb, dergleichen Stufen auf, und zwar sieben, 1) daß man sich nicht durch unreine Gedanken oder Empfindungen hinreißen lasse, 2) daß man keine dergleichen Reden führe, 3) daß man sich durch die Begegnung mit Personen des anderen Geschlechtes nicht aufregen lasse, 4) daß man wachend keinen wollüstigen Empfindungen nachhänge, 5) daß man von fleischlichen Dingen mit Ruhe und Herzensreinheit lesen, reden hören, oder reden könne, 6) daß man selbst im Schlafe mit unreinen Vorspiegelungen der Einbildungskraft verschont sei, und endlich 7) daß man — was nur Wenigen, sagt Cassian, wie z. B. dem Abte Severus und einigen Anderen geschenkt sei — von der Sinnlichkeit überhaupt gar nichts, auch nur vorübergehend empfinde.

Von jener eingebildeten oder doch „seltsamen" und nur gar Wenigen bescherten Engelsreinheit, also von der unbedingten Keuschheit, ist nun zwar hergebrachter

Maßen auch in den Konstituzionen der Gesellschaft Jesu die Rede; aber es ist doch auch sogleich der Wille, das „Bestreben" mit dabei erwähnt. „Was die Keuschheit anlangt," heißt es in den Konstituzionen, „so ist darüber nichts zu sagen, es ist bekannt, wie vollkommen sie gehalten werden muß, nämlich indem man sich bestrebt, durch körperliche wie geistige Lauterkeit die Reinheit der Engel nachzuahmen." Wenn es sich um eine bloße Nachahmung jener eingebildeten Reinheit der Engel handelte, so würden die Evangelischen Recht haben, einen solchen Unschuldsstand für unmöglich zu erklären; weil eben die Menschen nun einmal keine Engel sind. Aber dafür ist in der Anschauungsweise der Jesuiten gesorgt, daß es sich eben darum nicht handelt, sondern um etwas, das man nicht etwa für schlechter, sondern für besser hält, als die englische Reinheit. „Wir Menschen," sagt der öfters angeführte Rodriguez, „übertreffen die Engel, denn diese, da sie körperlos sind, haben das von selbst, was wir durch Kampf ersiegen;" das Errungene ist mehr werth als das Angeborene.

Es kommt sonach nur noch darauf an, ob dieser Kampf wider die Sinnlichkeit mit Erfolg geführt werden kann. Die Evangelischen bestritten das, aber sie bestritten es nur dem Satze zu lieb, daß der Ehestand Gottes Wort für sich abe und daß der wirkliche und

nicht glaubensweise nur vollzogene Streit wider das Fleisch menschliche Willkür sei; denn im Grunde forderten sie, sobald sie das wirkliche Leben in Betracht zogen, genau den nämlichen Kampf, nur in einer andern Form. Keuschheit nämlich erklären auch sie für unerläßlich, haben aber dem Worte eine veränderte Bedeutung gegeben: die Keuschheit auf welche sie für diese Welt bestehen, ist die eheliche. „Also sollen die Christen leben in Heiligung," sagt Luther, „nicht nach säuischer und viehischer, nicht nach heidnischer Weise, die den Stand nicht achten noch ehren." Das heißt: sie sollen in der Ehe nicht nur die Treue bewahren, sondern auch darin nicht das Fleischliche, sondern das Geistige suchen, ansehen und empfinden, das daran haftende Wort Gottes als den einzigen Werth der Ehe erkennen. Das ist nun nicht minder schwer als der Kampf um die Jungfräulichkeit, sowohl das letztere, als auch unter Umständen das erstere. „Der in den Ehestand gehet," sagt in einer seiner Hochzeitspredigten Luther selbst, „der gehet in ein recht Kloster, das voller Anfechtung ist." Nicht nur, sagt er weiter gebe es da Anfechtungen durch Unfrieden und allerlei Hauskreuz, sondern auch lüstige Versuchungen. „So keusch wirst du nicht sein — es sei denn, daß du eine sonderliche Gnade von Gott hättest — und so lieb wirst du dein Weib nimmer haben, daß du ihrer nicht müde

werdest, oder eine andere nicht solltest lieber gewinnen. Desgleichen auch dein Weib wird dich so lieb nimmer haben, daß ihr nicht daneben ein anderer baß gefallen werde." Nun ist doch aber — man denke nur an die letzten der zehn Gebote — schon solch Bessergefallen eine Sünde Dessen dem es widerfährt. Freilich, dem ehelichen Stand als solchem thut das alles, nach evangelischer Anschauungsweise, keinen Eintrag. „Wiewohl es darin ohne Sünde nicht abgeht, so ist doch Gottes Wort so groß, daß um desselbigen willen der Stand auch rein und heilig ist." Aber die Sünde soll denn doch vermieden werden; und siehe da, es wird ein Mittel angegeben, wie sich das erreichen lasse: man dürfe nur Gottes Wort immer fleißig vor Augen haben; wo Gottes Wort ist, da wird alles leicht und lieblich, „das Wort ist kräftig und heilig und macht alle anderen Dinge heilig, wo es erkannt und gefasset wird." Ja, Luther geht ein anderes Mal noch weiter, er gibt zu, daß es außer der „besonderen Gnade" und dem „Wort Gottes" auch noch ganz äußerliche Dinge gebe, mit deren Hülfe sich der Lüsternheit zuvorkommen ließe, als da sind: „ungeheurer Hunger oder schwere Arbeit."

Damit ist denn den Jesuiten alles zugestanden, was sie nur wünschen können. Ohne Gott und ohne allerlei Hülfsmittel glauben sie nicht keusch sein zu können; aber an die Stelle des Gotteswortes setzen sie, wie im-

mer, den göttlichen Willen, und die Mittel, welche sie anwenden, sind nicht einzelne, sondern es ist, wie wiederum bei Loyola immer, ein ganzes System von Mitteln, die so berechnet sind, daß sie unablässig wirken. Dies ist hier um so nöthiger, weil die Keuschheit nicht mehr, wie bei den alten Mönchen, Zweck, sondern selbst nur ein Mittel ist zur Ausrüstung des Arbeiters im Weinberge Gottes. Die Gesellschaft Jesu konnte sich nicht vor der Berührung mit dem andern Geschlechte abschließen, ihre Missionen führten im Gegentheile diese Berührung nothwendig oft herbei. Es galt daher Mittel zu finden, um dieselbe möglichst unschädlich zu machen.

Das erste und allgemeinste Mittel ist hier natürlich wieder die Unterhaltung einer hohen Vorstellung von dem Werthe welchen die Keuschheit in den Augen Gottes habe. Es wird erzählt, einmal im Jahre 1545 in Salamanca, als Mehrere davon sprachen, wie merkwürdig es wäre, daß die Jesuiten bei ihrem vielen Verkehre mit Frauen, sich doch ihre Keuschheit bewahrten, habe der dortige Professor und Dominikaner Melchior Cano, einer der größten Gegner der Gesellschaft Jesu, spottend gesagt: ei, sie tragen immer ein Kräutlein bei sich, welches ein unfehlbares Mittel wider alle Begierden ist. Dieser Scherz sei von einigen Anwesenden ernst genommen und so dem königlichen Prinzen hinterbracht wor-

den. Der Prinz habe denn sogleich seinen Oberzeremonienmeister Don Juan de Zuniga zu Araoz geschickt, damit er von Dem herausbrächte, was das doch für ein Kräutlein wäre, das die Jesuiten wegen der Sittsamkeit immer bei sich trügen. Dieses Kräutlein, habe Araoz geantwortet, wolle er gerne nennen, dasselbige hätte so große Kraft, daß es nicht zur Zähmung der Begierden allein, sondern auch der Zunge und zur Dämpfung des Hochmuths, Eigenwillens und aller Laster helfe. Nun, und wie heißt es? fragte Don Juan mit gesteigerter Neugierde. Es ist allbekannt, war die Antwort, doch Wenige gebrauchen es: Gottesfurcht ist sein Name.

Die Beschäftigung der Seele mit Gott ist in der Kirche von den ältesten Zeiten her als das beste Mittel zur Erweckung und Bewahrung eines keuschen Sinnes angesehen worden.

Die Ueberwindung des Fleisches sei allerdings unmöglich, sagt Cassian irgendwo, wenn nicht der Wille durch den Gehorsam zerknirscht sei. Dieses christliche Zerknirschen des Willens ist aber, wie sich hier wieder recht deutlich zeigt, nicht so gemeint, als ob der Mensch seine Willenskraft ertödten sollte: das hieße ja, sich der Macht der Einbildung und der Begierden auf Gnade und Ungnade ergeben, noch mehr, es hieße, den Zustand welcher in der Seele mit dem der geschlechtlichen Hin-

gebung eines ist, künstlich herstellen; wie denn dieser Zusammenhang den alten Theologen nicht entgangen ist, so warnt z. B. Bonaventura vor dem Umschlagen des geistlichen Seelenopfers in fleischliche Empfindungen, einem Lieblingskunstgriff, sagt er, des Teufels. Unter Zerknirschung des Willens ist vielmehr zu verstehen, daß man dem Willen die Richtung auf das Selbst des Menschen benehme und ihm dafür die Richtung auf Gott gebe; die Kraft des Willens soll nicht gebrochen, im Gegentheil, diese soll gestärkt werden, damit der Wille Gott ergreifen und festhalten könne. Dieser Gott zugewandte Wille kann sich nun freilich mit Gewalt gegen das Fleisch nicht behaupten; die Lust ist stärker als er, weil ihre Regungen, aus der natürlichen Anlage des Menschen herstammend und immer neue Kraft ziehend, sich beständig wiederholen und die schwachen Augenblicke des Willens, der nach jeder Anstrengung müde wird, benutzen, um sich des ganzen Menschen zu bemächtigen, indem sie seine Einbildungskraft sich dienstbar machen. Die Aufgabe, welche der Wille zu lösen hat, ist daher diese, daß er die Einbildungskraft verhindere, sich mit Bildern der Sinnlichkeit zu erfüllen: auf die Einbildungskraft muß seine Arbeit gerichtet sein, er muß dafür sorgen, derselben unabläßig heilsame Nahrung, göttlichen Inhalt zuzuführen, und verderbliche Speise, sinnliche Reizungen von ihr zu entfernen.

Würde die Seele unaufhörlich mit Gott beschäftigt, von Gottesfurcht ganz erfüllt sein, so wäre kein Raum in ihr für andere als himmlische Begierden; aber das ist eben die Schwierigkeit, eine unausgesetzte Beschäftigung der Seele mit Gott zu unterhalten und sich davon durch die unwillkürlich erwachenden heimlichen Lüste nicht abziehen zu lassen. Unzählige Erfahrungen, welche die alten Heiligen bei ihren unausgesetzten Versuchen zur Ueberwindung dieser Schwierigkeit machten, finden sich in ihren Schriften und Geschichten aufgezeichnet, und die Jesuiten, so z. B. Rodriguez in seinem Exercitio, haben vieles der Art zusammengestellt, um es für ihren Zweck nutzbar zu machen.

Die Unterbrechungen der Beschäftigung mit Gott werden natürlich als Werke des Teufels angesehen, und es wird daher angerathen, sich durch die Erwägung Muth zu machen, daß der Kampf gegen den Bösen Gottes eigene Sache, und daß der Widersacher doch gar so schwach ist, wenn man ihm mit Ernst und im Vertrauen auf Gott begegnet; sehr naiv ist der Rath, manchmal den Teufel hart anzulassen oder nach Umständen auch zu verhöhnen, denn er werde darob in seinem Hochmuth leicht so empfindlich, daß er sich trolle. Wenn nun aber weltliche Vorstellungen und lüsterne Regungen dennoch immer wieder auftauchen, so solle man, wird empfohlen, nur ja nicht daran denken, sie

durch Anstrengungen der Einbildungskraft verscheuchen zu wollen, denn das hieße nur den bösen Reiz verstärken, sondern es sei in solchem Falle das beste, daß man selber zu entfliehen suche, indem man die Seele schnell auf andere Dinge, auf Gutes, Göttliches richtet. Lastern, die uns selbst zuwider sind, sagen die heiligen Väter, widerstehe man mit Anstrengung, vor solchen, welche süß sind, könne man nur durch Flucht sich retten.

Das System von Mitteln, welches Loyola eingeführt hat, um den Mitgliedern seiner Gesellschaft die Bewahrung ihrer Keuschheit möglich zu machen, beruht durchaus auf diesem Grundsatze. Die ganze Lebensordnung, welche er vorschrieb, ist darauf berechnet, nicht nur den Geist in immerwährender Beschäftigung mit heiligen Gedanken zu erhalten, sondern auch die doch immer unvermeidliche Dazwischenkunft unheiliger Beziehungen wenigstens insofern unschädlich zu machen, daß keine Reize und Versuchungen daraus werden können.

Das Erste, was Ignaz den Seinigen zur strengen Pflicht machte, ist, daß sie sich keinen Augenblick der Unthätigkeit überließen, nach dem Spruch Augustins: „der Teufel finde dich stets beschäftigt"; „jeder der Hausgenossen", heißt es in den Konstituzionen, „soll immer etwas zu thun haben, damit nicht der Müßiggang, der Anfang aller Laster, in unserm Hause Raum gewinne." — Der Noviz soll überdies von allem äußern Verkehre

möglichst abgeschnitten sein; ausgehen soll er, wenn es nicht zu vermeiden ist, wenigstens in der Regel nicht allein, sondern in Begleitung eines Andern, den der Vorgesetzte wählt, damit alles dem geistlichen Fortschritt Hinderliche fern gehalten werde.

Das Zweite ist, daß, was irgend die Sinnlichkeit reizen könnte, mit allem Fleiße vermieden werde. Die Konstituzionen schreiben dem Novizen vor: „die Pforten der Sinne (vorzüglich der Augen, der Ohren und der Zunge) sorglich zu bewachen"; der Gang soll ehrbar, keine Bewegung, kein Wort anspruchsvoll, der Blick vor sich hin gerichtet sein. Allen ohne Ausnahme ist es untersagt, einander mit Händen zu berühren; nur wer auf die Reise geht, oder von der Reise zurückkommt, darf umarmt werden. Den Priestern der Gesellschaft ist vorgeschrieben, Frauenbeichten nie anders als durch das Gitter zu hören, sich dabei mehr streng als vertraulich zu bezeigen, und die Sache so kurz als nur möglich abzuthun. Außer der Beichte soll mit Frauen, nur wenn es unvermeidlich, auf offener Straße, nicht unnöthig lang, und mit gesenkten Augen gesprochen werden. Alle diese Vorschriften sind nach und nach entstanden. Im J. 1554 bestimmte Ignaz „zur Wahrung ebensowohl des heiligen Wandels eines Jeden als des guten Rufes der Gesellschaft", daß Diejenigen welche von sehr vornehmen oder von kranken Frauen

eingeladen, den Besuch nicht ablehnen könnten, jedenfalls einen Begleiter mit hinnehmen sollten, und hielt hierauf so strenge, daß er einen der Hauspriester, einen alten Mann, der die neue Vorschrift zufällig außer Acht gelassen, zur Strafe sich geißeln ließ inmitten von acht Priestern, welche einen Bußpsalm dazu singen mußten. In derselben Zeit führte er die Regel ein, daß jeder Priester der Gesellschaft, welcher einer Frau die Beichte abzunehmen hatte, von einem Andern aus hinlänglicher Ferne, um die Beichte nicht hören, wohl aber alles was vorging sehen zu können, beobachtet werden sollte. Bücher, worin Dinge welche die Phantasie aufregen könnten, enthalten sind, sollten nicht gelesen, am wenigsten beim Unterricht angewendet werden. Ein Jesuit Andrée Frusis bearbeitete schon bei Lebzeiten Loyolas die lateinischen Lustspiele des Terenz zum Schulgebrauch, indem er alle Stellen, welche sich auf ungeregelte Liebe beziehen, in solche, worin es sich um eheliche Liebe handelt, umwandelte; Ignaz aber wollte, daß man den Terenz in der Schule gar nicht lese. Uebrigens war er mit der Säuberung der alten Klassiker von unmoralischen Stellen einverstanden, und so kamen denn die sogenannten kastrirten Schulausgaben in der Gesellschaft Jesu allmählig immer mehr in Brauch.

Drittens sind für den Fall, wenn ungeachtet aller

dieser vorbeugenden Maßregeln, unreine Gedanken sich dennoch der Seele aufdrängen wollen, Heilmittel verordnet. Vor allem gelten hier zwei Regeln, welche der leiblichen Heilkunst entlehnt sind und welche Ignaz durch seine eigenen inneren Erfahrungen auf das geistliche Gebiet anwenden gelernt hatte, nämlich 1) daß man dem Uebel gleich bei seinem Entstehen entgegenarbeite, nach dem Spruch des Ovid in seinem Gedicht von den Liebesheilmitteln: principiis obsta! und 2) daß man, um der Herrschaft der Neigungen keinen Raum zu lassen, sich zu dem Gegentheil von dem zwinge, wozu man Hang in sich spürt, nach dem Spruche der alten Aerzte: „das Entgegengesetzte hat Heilkraft (contraria contrariis curantur)“; um also die fleischlichen Gedanken zu verdrängen, soll man geistliche Gedanken und Bilder herbeirufen, am besten die Vorstellung von Jesu Leiden und Tod, oder von der Sündenstrafe und dem jüngsten Gerichte, wenn nicht schon irgend eine äußere Berührung mit heiligen Gegenständen, z. B. Reliquien, oder eine heilige Handlung, wie das Bekreuzigen, sich hülfreich erwiese. Ein Hauptmittel, um sich aus dem geheimen Zauber des eigenen Innern zu retten, ist natürlich die Eröffnung desselben in der Beichte. Wäre aber das Fleisch gar zu üppig, so findet es Ignaz in diesem Falle zu billigen, daß man es durch Entbehrungen, Kasteiungen, harte Arbeit

dämpfe und so der Phantasie die Nahrung abschneide, welche sie aus den Säften zieht.

Den Unverbesserlichen endlich heißen die Konstituzionen aus der Gesellschaft oder wenigstens aus einer solchen Stellung in derselben, wo er Andere durch sein Beispiel verderben könnte, entfernen.

Die Armuth.

Wie die Keuschheit, so hat auch die sogenannte evangelische Armuth, die zweite jener drei mittleren Tugenden, welche sich nach der einen Seite auf die Liebe zu Gott, nach der andern auf die dem menschlichen Leben zugewandten Tugenden beziehen, eine dreifache Bedeutung für die Gesellschaft Jesu.

Der ersten Bedeutung nach bezieht sich die Armuth ganz auf das rein innerliche Verhältniß der Seele zu Gott; in diesem Sinne wird sie nach dem Spruche Matth. 5, 3: „Selig die im Geiste arm sind", Armuth des Geistes genannt und besteht darin, daß der Geist sich nur in Gott befriedigt, und inwiefern er nicht von Gott erfüllt ist, sich vollkommen leer fühlt. Während sich in der Vorstellung der Keuschheit die unbedingte Hingebung des ganzen Menschen dadurch ausdrückt, daß der Leib an sich mit Ueberwindung seiner kreatürlichen Bestimmung nur Gotte allein dargebracht und

überlassen wird, drückt sich in der Vorstellung der Armuth diese Hingebung dadurch aus, daß nun auch die Seele, insoweit als sie Lust zu der äußerlichen Welt hat und in deren Gütern leibliche und geistige Befriedigung sucht, Gotte zum Opfer gebracht wird: sie weist alles weg, was ihr lieb ist, und übergibt sich Gott arm, nackt und bloß. Wie Paulus an die Philipper schreibt, daß er alles, was ihm ehedem Gewinn schien, für Schaden gerechnet, und auf daß er Christum gewinne, alles für Koth geachtet habe (Phil. 3, 7—8). Gegen diese geistig verstandene und inwendige Armuth, bei welcher es um irgend eine äußerliche Geberde noch gar nicht zu thun ist, hatten natürlich auch die Evangelischen nichts einzuwenden, sondern priesen sie wohl selber als ein Gut der Seele, wonach alle Christen streben sollten.

Nun aber hat diese evangelische Armuth, nach katholischer Auffassung, zweitens die Bedeutung einer selbstständigen christlichen Tugend, d. h. eines dem Geiste angeeigneten heiligen Triebes, der sich in wirklichen Handlungen äußern, sich in Opfern befriedigen will. Von den Evangelischen wird der Werth, den diese Tugend an sich selbst für den Menschen hat, nämlich daß ihr Besitz ihm ein Gefühl der Unabhängigkeit von der äußern Welt gibt, zwar anerkannt, aber nur unter der Bedingung, daß man es bei dem bloßen Gefühle solcher

Unabhängigkeit, bei dem innern Bewußtsein, alles in der Welt für Koth zu achten, bewenden lasse und sich wenigstens kein Geschäft daraus mache, diesem Gefühl und Bewußtsein äußerlich einen Ausdruck zu geben. Der katholischen Anschauung ist es dagegen, wie in allen Stücken, so auch hier unmöglich, sich in die Sache zu finden, wenn diese der äußern Darstellung entbehrt: je mehr man sich die evangelische Armuth als einen Theil dessen denkt, worin die Heiligung des Menschen besteht, desto größer muß ja das Bedürfniß und die Neigung sein, sie in der ganzen Gestalt und Form des Lebens, nicht bloß in der Einbildung, zu offenbaren, und durch alles, worin man sich von der Außenwelt berührt fühlt, dem Inneren genug zu thun. Zu dem Ende muß man sich von vornherein in die Lage zu versetzen suchen, daß der äußern Welt die Macht benommen sei, den Geist in diesem Versuche seiner Selbstbefriedigung zu stören und zu verwirren, man muß sich der Armuth ein für alle Mal ergeben, man muß sie gelübdsweise auf sich nehmen. Der Evangelische sagt: die geistliche Armuth ist gut, aber die Sache muß vor Gott frei sein; der Katholische sagt: wer nach der Vollkommenheit strebt, muß Armuth vor Gott geloben.

Wie in Betreff der Keuschheit, so auch in Betreff der Armuth machten die Evangelischen den Einwand der Unausführbarkeit. Sie verstanden nämlich, wie die

Keuschheit, so auch die Armuth in einem unbedingten Sinne. Es sei ja doch unmöglich, sagt Luther in der Abhandlung „von Klostergelübden" mit seiner gewohnten Schärfe und Unterscheidungskraft, die wirkliche Armuth, wie sie in der Vorstellung lebt, d. h. eine völlige Ablösung von allen äußerlichen Dingen, äußerlich darzustellen; die Sophisten der katholischen Kirche hätten daher Ausflüchte suchen müssen, so hätten sie denn die Sache dahin gedeutet, daß leibliche Armuth sei „nichts Eigenes haben", d. h. nicht, wie es nach dem eigentlichen Verstande des Wortes lauten müßte, gar nichts haben und gebrauchen, sondern nur nichts als ein Eigenthum, darüber man frei verfügen könnte, haben, und nichts nach eigenem Ermessen, sondern nur nach der Genehmhaltung eines Oberen gebrauchen; das nun aber wieder, daß man sich alles von dem Vorgesetzten zutheilen lasse, sei ein „kindisches", ein „knechtisches" Gebahren, des reifen, durch Christus frei gewordenen Menschen unwürdig, und es trete dabei der Widersinn ein, daß doch der Vorgesetzte selber von dieser Abhängigkeit ausgenommen, daß also diese Art Armuth nicht für Alle, sondern nur für die Untergebenen in Anwendung kommt.

Dieser Einwand ist im Ganzen und in allen seinen Theilen allerdings unwiderleglich, sobald man die äußere Verwirklichung der Armuth in einem unbedingten Sinne

versteht. Sie so zu fassen ist aber ganz gegen die katholische Vorstellungsart, welche alles nur in seinem verhältnißmäßigen Bestehen, alles nur gradweise nimmt. Die Unmöglichkeit einer uneingeschränkten Verwirklichung des Armuthsgedankens gestehen die Konstituzionen der Gesellschaft Jesu ganz unbefangen ein: sie fordern die Armuth nur, „insoweit es mit göttlicher Gnade geschehen kann."

Aber wird nicht durch dieses Geständniß, ganz so wie Luther behauptet, die Bemühung sich arm zu geberden, zu einem kindischen d. h. einem rein phantastischen, zwecklosen Spiele gemacht? Wenn man die ganze Vorstellung von einem Verhältniß des Menschen zu einem übernatürlichen Wesen als phantastisch ansieht, dann: ja! wenn man aber dieses Verhältniß als Voraussetzung gelten läßt, dann: nein!

Es liegt nämlich, wie uns ja schon vielfältig klar geworden ist, in der katholischen Vorstellung auf derjenigen Entwicklungsstufe, mit welcher wir es hier zu thun haben, gar nicht die Absicht, die irdischen Dinge und Bezüge zu vernichten, sondern nur die, sie zu verwandeln, sie zu begeistigten, dem Geist allein angehörigen zu machen, mit anderen Worten, sie zu heiligen. Die Verwirklichung der ursprünglich nur innerlichen, nur in der Einbildung möglichen Armuth besteht daher in diesem Sinne darin, daß man die Beziehungen des Menschen

zur Außenwelt insoweit zerstört, als dieselben natürlich und vom Naturzusammenhange abhängig sind, und an deren Stelle solche Beziehungen setzt, die, wenn auch den vorigen im Wesen ganz gleich, doch als eine freie Schöpfung und ein freies Eigenthum des Geistes, die also als vom Geist gewollte, vom Geist bestimmte und vom Geist beherrschte Beziehungen angesehen werden können. Am liebsten allerdings würde der christliche Sinn sich ganz von allem Irdischen ablösen und die beschränkte Welt gleich ganz in eine schrankenlose, die Erde in den Himmel verwandeln, aber sobald er einmal dahin gelangt ist, der Anziehungskraft der wirklichen Welt unwillkürlich doch etwas nachzugeben, und sich dadurch genöthigt fühlt, irgend eine Art der Vermittlung zwischen dem Irdischen und Himmlischen zu suchen, fordert die eine Art der Vermittlung, die katholische, daß man die irdischen Dinge, wenn man sie hat und gebraucht, und die irdischen Verhältnisse, wenn man sie eingeht, wenigstens nicht so gebrauche und eingehe, als ob man das aus natürlichem Recht, aus natürlicher Macht, aus natürlicher Lust und in natürlicher Weise thäte, sondern so, als ob es mit Hülfe einer übernatürlichen Macht und in einer übernatürlichen Bedeutung geschähe. Da treten denn an die Stelle der natürlichen Liebesbande, die den Menschen von Geburt oder in Folge seiner natürlichen Brunst umschlingen, neue, durch kein Naturverhältniß

gerechtfertigte, sondern mit freiem Willen geschaffene, vom Geist geschlungene Liebesbande; da hat der Mensch nichts mehr was er nach weltlicher Ordnung der Dinge sein nennen könnte, aber sein ist dafür alles was der Gesammtheit Derer angehört, mit denen er die geistige Gemeinschaft aufgerichtet hat. Im Evangelium des Matthäus (19, 29) kommt der Spruch vor: „Wer Haus, Brüder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib, Kinder, oder Länderei um meines Namens willen verläßt, der wird es hundertfältig empfangen und das ewige Leben in Besitz nehmen.“ „Wie bewährt sich doch diese Verheißung an uns“, ruft Alonso Rodriguez aus; „es opfert Ein Haus wer in die Gesellschaft eintritt, und er erwirbt dafür so viele als sie nur immer besitzt, denn alles was ihr ist, das ist sein; etwa Vater, Mutter, wenige Geschwister verliert er, und er gewinnt dafür diese ganze Menge von Vätern, Brüdern, die mit ihm Ein Herz und Eine Seele sind.“

Nach katholischer Anschauungsweise gehört es also zur Vollkommenheit, daß die innerliche Tugend der Geistesarmuth nicht blos als Gesinnung, als Gleichgültigkeit des Gemüthes gegen alle Güter, außer dem einen, dem Liebesverhältniß zu Gott, innerlich vorhanden sei, sondern, daß sie auch durch eine Lebenseinrichtung und durch eine Art die Güter zu gebrauchen, worin jede natürliche Beziehung des Menschen zu den Gütern ver-

schwindet, sich äußerlich offenbare; es ist hier nicht genug, die Güter, deren Gebrauch man nicht vermeiden kann, mit dem Gefühle, daß sie eitel und nichtig sind, also mit Verachtung zu gebrauchen, vielmehr sollen sie als Güter welche Gegenstand des natürlichen Verlangens sind, gar nicht, sondern nur als Mittel, als Werkzeuge für einen übernatürlichen Zweck, und nur in einer Weise welche den heiligen Willen des Gebrauchenden in sich selbst trägt, gebraucht werden. Wie kann dies geschehen? Nichts einfacher. Das Natürliche ist, im christlichen Sinne, das Eigene des Menschen, das Selbstische; den Gütern ist daher ihre in diesem Sinne natürliche Bedeutung genommen, wenn sie nicht als Eigenthum gebraucht, nicht zur Selbstbefriedigung verwendet werden, und da es hier nicht um bloße Gesinnung, sondern um Einrichtungen und Handlungen zu thun ist, so ergibt sich die Vorstellung von selbst, daß der Mensch welcher nach der Vollkommenheit strebt, kein Eigenthum haben dürfe. Luther nennt dies eine Ausflucht. Wirklich leibliche Armuth, sagt er, wäre „kein Gut besitzen oder haben"; diese Armuth ist nun aber „nicht möglich, darum haben sie es dahin gedeutet, daß leiblich Armuth sei nichts Eigenes haben." Es ist aber keine bloße Ausflucht, sondern eben die richtige Folge aus der oben entwickelten katholischen Anschauungsweise. In den Konstituzionen der

Gesellschaft Jesu ist denn auch das Gesetz der Armuth so ausgedrückt: „Sie dürfen keiner Sache als eines Eigenthums gebrauchen *).“

Es ist keine Ausflucht. Denn alles, was man gebraucht, nur von fremder Gnade haben, heißt wirklich arm sein: wer nichts Eigenes hat, der hat gar nichts; wer alles was er gebraucht, nur nach fremdem Willen gebraucht, der gebraucht nichts, — nämlich er: nicht er hat den Gebrauch von dem was er gebraucht, sondern eine fremde Macht gebraucht es alles nur durch ihn, er ist nur das Werkzeug, gleichsam nur die Hand und der Mund eines fremden gebrauchenden Wesens. Kann man ärmer sein? Die Armuth in diesem Sinne schließt den Besitz überhaupt und den Gebrauch nicht aus, sondern nur den eigenen Besitz und das freie Gebrauchsrecht, die Willkür des Gebrauches. Dem Einzelnen gegenüber ist die Macht, welche sich an die Stelle seines Willens setzt und ihn eigenlos macht, die Gesellschaft; die Armuth ist in diesem Sinne nichts anderes als G ü t e r g e m e i n s c h a f t. In der Gütergemeinschaft hängt es nicht von dem Einzelnen ab, wie viel er von dem gemeinsamen Gut gebrauchen will, sondern von der verbundenen Gesammtheit, die Gesellschaft verfügt über alles, und wenn sie organisirt ist, ihr Organ, der

*) Nulla re tanquam propria uti debent.

Vorstand oder der Obere, dieser aber auch nicht als Eigenthümer, sondern eben nur als Organ der Gesellschaft, also ebenfalls als Werkzeug. Die klösterliche Armuth ist so nichts anderes als eine Form der Gleichheit Aller, und zwar einer nicht blos ideellen Gleichheit, z. B., wie es genannt wird, der Gleichheit vor Gott, sondern einer verwirklichten Gleichheit, der gleichen Abhängigkeit Aller von fremdem Willen in Bezug auf den Gebrauch der Güter. Soll die Vorstellung der Armuth nun weiter verfolgt werden, so muß auch noch die Gesellschaft selber arm sein, auch sie darf nichts Eigenes haben, sondern muß alles einer fremden Gnade verdanken, d. h. sie muß von Almosen leben.

Die Durchführung dieser Vorstellung in bestimmten Formen und Einrichtungen läßt, wie jede Anwendung einer Vorstellung auf das wirkliche Leben, mancherlei Willkür zu; wie denn auch in den verschiedenen Orden die Versinnlichung oder Verleiblichung der Armuth auf sehr verschiedene Weise versucht worden ist, indem man theils von Armuth der Gesellschaft als solcher absah und nur das einzelne Mitglied der Armuth unterwarf, theils auch dessen Abhängigkeit in Bezug auf den Gütergebrauch bald mehr bald minder streng faßte, meist aber es ganz versäumte, auch den höchsten Oberen des Ordens durch bestimmte Anordnungen mit unter das Gesetz dieser Abhängigkeit zu stellen. Der allgemeine Zweck eines

jeden Ordens war natürlich hierbei maßgebend. Doch kam auf die besondere Art der Aeußerung und Darstellung des Armuthsgedankens noch nicht viel an, solange als Zweck der geistlichen Orden die eigene Heiligung obenan stand und daher jede Form genügend war, in welcher der Heiligungsdrang seine Befriedigung fand. Anders bei der Gesellschaft Jesu, der die drei Tugenden der Vollkommenheit nur als Mittel gelten, um den Streiter Christi zum Dienst des Nächsten um Gotteswillen zu befähigen. Da mußten auch die Gesetze der Armuth genau auf den alles beherrschenden Zweck berechnet werden.

Dies führt uns auf die dritte Bedeutung dieser Tugend, in welcher sie sich als eine nur dienende Tugend, als ein Bildungsmittel für den Zweck der Gesellschaft darstellt. Dieser Bedeutung nach ist sie, ganz wie die Keuschheit, eine Tugend, die in doppelter Weise dem Zweck des Kriegers Christi dient, indem sie erstlich einen Theil der eigenen Heiligung ausmacht, ohne welche es nicht gelingen kann, Andere zu einem heiligen Wandel anzuleiten, und zweitens indem sie ihn leicht und frei macht von allen Gelüsten, Sorgen, Mühen und Rücksichten des Erwerbens und Bewahrens, kurz, indem sie ihn zu Einem macht der auf der Welt nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hat, der also an

nichts zu denken versucht sein kann, als an seinen himmlischen Dienst.

In den Konstituzionen der Gesellschaft Jesu wird die Armuth nicht nur „eine feste Mauer des Ordenslebens" genannt, was sie für jeden Orden auf gleiche Weise ist, da Eigennutz die Bande der Gleichheit und Brüderlichkeit zersprengen würde, sondern weiter auch „die Schutzwehr der besondern Verfassung und Lebensordnung der Gesellschaft", und damit sie dies in Wahrheit sein könne, mußten denn alle einzelnen Bestimmungen und Regeln in Betreff ihrer mit der größten Behutsamkeit dem Grundgedanken des Ordens angemessen ausgebildet werden.

Dies fühlte Ignaz aufs lebhafteste, und zugleich fühlte er, wie leicht möglich es war, grade in diesem Punkte auf Vorschriften zu gerathen, die, ohne daß man es ihnen vielleicht im Voraus anmerkte, einen geheimen Widerspruch gegen das Wesen der Gesellschaft in sich tragen möchten.

Beim Entwerfen der vollständigen Ordenskonstituzionen, mit deren Ausarbeitung, auf den schon in der ersten allgemeinen Versammlung ausgesprochenen und dann von den einzelnen Mitgliedern der Gesellschaft oft wiederholten Wunsch, er sich fortwährend und besonders angelegentlich im Jahre 1550 beschäftigte, ging er daher über nichts mühsamer und sorgenvoller mit sich zu

Rathe als über die Anordnungen in Betreff der Armuth.

Er verfuhr zwar auch bei allen übrigen Gegenständen seiner Gesetzgebung sehr umständlich, nämlich immer nach den Grundsätzen, die wir schon aus den geistlichen Uebungen und von der ersten allgemeinen Versammlung her kennen, indem er zuerst eine ruhige, gänzlich leidenschaftlose und vorurtheilsfreie Stimmung zu gewinnen suchte und Gott inbrünstig um ein klares und Gott wohlgefälliges Urtheil bat, dann das Für und Wider abwog und das was sich ihm als das Richtige zu ergeben schien, wiederum Gott im Gebet vorstellte, wobei er oft, wenn es sich um wichtige Punkte handelte, die bereits entworfenen und aufgeschriebenen Sätze, nach dem Vorbild Papst Leo's des Großen (der es mit seiner Schrift gegen Eutyches so gemacht haben soll) auf den Altar, an welchem er täglich Messe las, legte. So genau also nahm er es mit Allem und Jedem; hinsichts der Art aber wie die Gesellschaft ihre Armuth beweisen sollte, schien es, als könnte er sich im Prüfen und Rathnehmen mit Gott gar nicht genug thun.

Ueber die einzige Frage, ob die mit den Professhäusern verbundenen Kirchen oder Kapellen einige regelmäßige Einkünfte sollten haben dürfen, las er nicht weniger als vierzig Messen. Ein Tagebuch, von seiner eigenen Hand in spanischer Sprache geschrieben, ist auf-

behalten, worin er nach jeder dieser Messen den ganzen Verlauf seiner Stimmungen vor, während und nach der heiligen Handlung aufgezeichnet hatte. Zum Beispiel: „Beim gewohnten Gebet Anfangs nicht so recht, gegen die Mitte aber ziemlich fromme und selige Stimmung, mit einem gewissen Bild und Schimmer von sichtlicher Klarheit. Während der Zurüstung des Altars Jesus vor die Seele tretend, und Antrieb ihm nachzufolgen. Wobei mir der Gedanke aufstieg, weil Er das Haupt und der Führer der Gesellschaft, so müssen wir schon um dieses einen alles überwiegenden Grundes willen die alleräußerste Armuth und Blöße annehmen; obwohl bei der Ueberlegung der Sache sich auch andere Gründe dafür gefunden hatten. Dieser Gedanke bewegte mich zu Inbrunst und Thränen, und zu solcher Beständigkeit, daß dieses Gefühl, wenn ich auch hinfort der Thränen lang entbehren müßte, mich doch hinlänglich in der Zeit der Anfechtung und Trübsal auszuharren befähigen würde. Während ich nun diesen Gedanken weiter nachhing und die heiligen Gewänder anthat, wuchs die brünstige Stimmung noch immer, und es schien dies eine Bestätigung der gewonnenen Ansicht zu sein (obwohl andere tröstliche Gefühle nicht hinzukamen), und zwar eine Bestätigung Seitens der h. Dreieinigkeit, weil es gerade so war wie damals als mich der Vater dem Sohne vorstellte, woran ich

mich dabei unwillkürlich erinnerte." Die Bestätigung Seitens der ganzen h. Dreieinigkeit war bei dieser Frage über die Armuth grade das, um was es ihm zu thun war. Die Schilderung innerer Zustände und Gefühle geht dann so fort, und in gleicher Weise durch das ganze Tagebuch.

Welche Wichtigkeit Ignaz den Bestimmungen über die Armuth, als der sichersten Schutzwehr der Gesellschaftsverfassung und Disciplin, beilegte, zeigte er, außer in diesen mühsamen Ueberlegungen, auch darin, daß er, wie schon erwähnt *), ein besonderes einfaches Gelübd einführte, durch welches jeder Profeß sich verpflichten muß, in keine Abänderung der geltenden Armuthgesetze, es wäre denn eine verschärfende, je zu willigen.

In keinem Orden ist die Entsagung, welche in dem Begriffe der evangelischen Armuth liegt, so ernst verstanden und so strenge gefaßt worden, als in der Gesellschaft Jesu, und doch ist zugleich in keinem Orden eine äußerliche Armseligkeit in Kleidung und Leben so wenig zum wesentlichen Merkmal der Armuth gemacht worden, als eben in dieser Gesellschaft. Beides folgt daraus, daß alle die Armuth betreffenden Regeln genau nach dem wesentlichen Zwecke der Gesellschaft abgemessen

*) S. oben Seite 578.

sind. Die Anstrengungen welche Ignaz auf ihre Ausarbeitung gewandt hatte, waren nicht vergeudet, haarscharf hat er in allen einzelnen Bestimmungen das diesem Zweck Entsprechendste getroffen, ohne in irgend einer derselben jenen Gesichtspunkt einer Umwandlung aller natürlichen Beziehungen zu den Gütern in heilige außer Acht zu lassen.

Alle Güter sollen dem Krieger Christi gleichgültig sein, d. h. gleichgültig als Gegenstände seines eigenen Gebrauches und Genusses, aber nicht gleichgültig, insofern sie zu dem Dienste Gottes und zu Gottes größerer Verherrlichung genutzt werden können. Der Ausdruck „größere Verherrlichung Gottes" bezog sich ehedem meist nur auf den sogenannten Stand der Vollkommenheit: wer Gottes Gebote hält, verherrlicht dadurch Gott, wer aber auch noch die sogenannten evangelischen Rathschläge befolgt, thut ein Mehreres zur Verherrlichung Gottes, handelt in majorem Dei gloriam; nun aber bewirkt die neue Vorstellung welche die Gesellschaft Jesu von der Tugend hat, daß der Begriff des Wirkens zu Gottes größerer Verherrlichung sich erweitert und jede Thätigkeit in sich faßt, durch welche man irdische Mittel und Kräfte dem göttlichen Zwecke dienstbar macht. Die irdischen Güter, welche zu Mitteln für diesen Zweck werden, hören dadurch auf verächtlich zu sein, und sie verschmähen hieße nicht Gottes Willen erfüllen. Der

Diener Gottes muß eben so bereit sein, die Dinge zu gebrauchen, als sie nicht zu gebrauchen, je nachdem es sein Dienst fordert: dies ist der Sinn, welchen der Jesuit der Gleichgültigkeit gegen die irdischen Güter beilegt.

Diese Auffassung der Armuth hat etwas mit dem Grundsatze der alten stoischen Philosophen gemein, demzufolge nur die Tugend den insgesammt an sich gleichgültigen Gütern der Welt ihren Werth bestimmt, und noch mehr mit der Denkungsart eines etwas älteren griechischen Philosophen, des Demokrit aus Abdera, der den inneren Gleichmuth als das höchste Gut der Seele erkannte; auch tragen die jesuitischen Schriftsteller gar kein Bedenken, zu Gunsten ihrer Armuthslehre solche heidnische Autoren zu zitiren, so führt Rodriguez den Stoiker Kleanth an, und einen Spruch des Demokrit, daß man um so reicher sei, je weniger man wünsche. Dadurch aber, daß die Jesuiten durch ihre Vorstellung von der Armuth nicht gezwungen wurden, einen äußern Kynismus, wie andere Bettelorden, zur Schau zu tragen, oder überhaupt den herrschenden Anstand und die Formen des Lebens zu verletzen, kamen sie eben so gut wie die Partei der Evangelischen der Bildung ihrer Zeit entgegen. Das Leben in Armuth ward für sie zu einem bloßen Erziehungsmittel, um die innere Armuth, die Gleichförmigkeit und Stille, wodurch die Seele zum

Dienste Gottes geschickt wird, zu erringen: es war aber nicht nöthig, daß man ihre innere Arbeit an sich äußerlich wahrnahm, man konnte in Sammet gehen, in Palästen wohnen und von Gold speisen und dennoch, dem Herzen, dem Willen nach, arm und nackt sein.

Dies ist grade was Ignaz forderte; in einem Rundschreiben (1646) eines späteren Generals der Gesellschaft, Vincenz Caraffa, finden sich von ihm die Worte angeführt: „in Bezug auf den Gebrauch der Güter ist Armuth dies, daß ich mich wie eine Bildsäule betrachte", d. h. die sich an- und auskleiden läßt, mit Lumpen oder mit Edelsteinen bedecken, ohne etwas davon zu merken und zu wissen, die nichts bedarf und nach nichts Verlangen trägt. Auf gewisse Güter, Genüsse und Bequemlichkeiten verzichten, um dadurch einen äußerlichen Schein von Armuth hervorzubringen und dem Gedanken der Heiligung nach Christi Vorgang einen gewissermaßen doch nur symbolischen Ausdruck zu geben, das ist, nach dieser Auffassungsweise, nichts; der ist nicht geistlich arm, sagt Rodriguez, wer Gütern entsagt, sondern nur wer die Lust an ihnen und das Verlangen danach in sich ertödtet hat.

Das Armuthssystem Loyolas schreibt daher keine bestimmten Formen der Entbehrung vor, sondern nur Mittel, um den Geist an Unabhängigkeit von Besitz und Genuß zu gewöhnen und ihn in dieser Verfassung

zu erhalten, übrigens gestattet es, zu haben und mit Genügsamkeit zu gebrauchen, was die jedesmaligen Verhältnisse und Umstände gewähren. „Die Kleidung", heißt es in den Konstituzionen, „soll vor allem schicklich (honestus) sein, sodann der Landessitte entsprechend, endlich aber nicht der Armuth zuwider, d. h. nicht unnöthiger Weise kostbar, sondern wie es Bescheidenheit und Demuth erheischen", doch setzt die Deklarazion hinzu, die letztere Regel gelte nur für die gewöhnliche Hausordnung, und es sei unbenommen, den Umständen nach, z. B. für Kranke oder in unvermeidlichen Fällen anderer Art, Ausnahmen zu machen. „In Bezug auf Kost, Schlaf und Lebensweise überhaupt, soll das Maß an jedem Orte nach ärztlichem Gutachten bestimmt werden", und auch hierin sollen nach den Umständen Unterschiede gemacht werden; denn, wie es an einer andern Stelle heißt: „wiewohl es zu tadeln ist, daß man zu ängstlich auf die Pflege des Körpers bedacht sei, ist es doch löblich und eines Jeden Pflicht, mit Maßen dafür Sorge zu tragen, daß der Körper für den Dienst Gottes gesund und rüstig erhalten werde. Unnöthigerweise also soll, innerhalb der Grenzen welche der Grundsatz in Allem höchst mäßig zu sein vorzeichnet, nichts was zur Nothdurft und Schicklichkeit gehört, entbehrt werden, so lang es da ist; es wäre denn, daß Einer oder der Andere aus besonderer Devozion und zu

seiner Uebung sich mit Genehmigung seines Obern Entbehrungen auferlegte; bereit sein aber muß ein Jeder, alles, auch das Nothdürftige zu entbehren, und auch der äußersten Armuth darf sich Niemand schämen: „Alle sollen willig und bereit sein, wenn es der Gehorsam oder die Noth fordert, von Thür zu Thür zu betteln."

Alle übrigen Regeln dienen nur dazu, jeder Art von Verweichlichung und von Hinneigung zu Gemächlichkeit und Wohlleben durch Uebung vorzubeugen.

Es soll auf alle Weise dahin gearbeitet werden, daß die Mitglieder der Gesellschaft es stets lieber sehen, wenn ihnen von dem was im Hause ist, das schlechtere, als wenn ihnen das bessere zu Theil wird; jeder soll nicht nur zufrieden sein mit dem was die Umstände bieten, sondern er soll sich so gewöhnen, daß ihm dies, wie wenig es sei, noch immer zu gut dünke. Wo die Jesuiten wohldotirte Kollegien gewannen und Profeßhäuser denen reichliche Geschenke zuflossen, da schlich sich natürlich leicht der Hang zu einem üppigen und trägen Leben ein. So in Portugal, wo wir schon im Jahre **1544** erzählt finden, daß Rodriguez den zwölf Genossen, die von Antwerpen kamen, Thiere und Diener vor Coimbra entgegensandte, und wo im Laufe der folgenden Jahre, weil es der Gesellschaft, bei einer unmäßig wachsenden und durch keine Vorsicht geregelten Vermehrung der Mitglieder, an aller Noth, Mühsal

oder Plage gebrach, und in jeder Hinsicht nur all zu gut ging, Müßiggang und Unordnungen einrissen, denen der gutmüthige Rodriguez, ein Mann ohne Spannkraft des Geistes und ohne Entschlossenheit, keinen Damm entgegenzusetzen wußte; so daß sich Ignaz genöthigt sah, ihm im Jahre 1552 die Wahl zu lassen, ob er, seinem alten Wunsche gemäß, nach Brasilien gehen oder die eben neu gegründete Provinz Spanien übernehmen wollte, die Provinz Portugal aber dem Jakob Miro zu übertragen, mit der Weisung, in den Häusern und Kollegien derselben eine durchgreifende Reform der Disciplin zu bewirken. Solche Erfahrungen nöthigten Ignaz, die Mittel, durch welche er bei den Seinigen, zunächst im römischen Hause, die Liebe zur Armuth, ja eine gewisse Leidenschaft für die Bethätigung dieser Tugend auszubilden suchte, noch zu vermehren und zu verstärken, besonders aber deren Anwendung durch ausdrückliche Verordnungen allen Theilen der Gesellschaft zur unerläßlichen Pflicht zu machen.

Allen wurde zu dem Ende beständig eingeschärft, daß die Armuth, eines der größten Güter der nach der Vollkommenheit strebenden Seele, in einer gänzlichen und völlig vorbehaltlosen Befreiung des Herzens von aller und jeder Lust an äußerlichen Dingen, selbst im Unschuldigsten und Kleinsten, bestehe. Rodriguez drückt dies so aus: „wer sich's im Armuthstande wiederum bequem

und innerhalb der Dürftigkeit behaglich zu machen sucht, wer, je weniger er hat, dies Wenige, wie es zu geschehen pflegt, desto lieber gewinnt und desto schwerer mißt, wer, wie es in anderen Orden gewöhnlich ist, sein Herz an kleine Dinge hängt, an eine Zelle, an ein Kleid, an ein Möbel, an diese und jene Sächelchen, der ist nicht der vollkommen geistlich Arme, sondern nur Der ist es, welcher sich an gar nichts, wie unscheinbar es sei und wie sehr es zur äußersten Nothdurft gehöre, gebunden fühlt.“ Man sieht, wie dies darauf berechnet ist, Reisige, Soldaten zu bilden, die nichts an irgend einem Orte fesselt, die stets gewappnet und bereit sind, alles wegzuwerfen und sich auf den Marsch zu machen.

Um diesen Sinn zu wecken und trotz aller natürlichen Regungen und aller Einflüsse der Außenwelt die sich ihm widersetzen, immer frisch und lebendig zu erhalten, konnte bloßes Predigen und Preisen seiner Verdienstlichkeit nicht genügend scheinen, praktische Uebungen in der Bethätigung desselben mußten hinzugefügt werden.

Hiermit wurde gleich bei den Neuaufzunehmenden in der ersten Prüfungszeit begonnen. Das Examen primum et generale, eine Art Programm, welches dazu bestimmt ist, Denen welche Aufnahme in die Gesellschaft wünschen, vorgelegt zu werden, um sie von dem Zweck und von den Anforderungen und Einrichtungen

derselben in Kenntniß zu setzen, heißt es unter anderem: „wer sich der Gesellschaft anschließen will, muß darauf gefaßt sein, in Hinsicht auf Speise, Trank, Kleidung, Bett mit Armseligem, ja mit dem Schlechtesten sogar von dem was im Hause ist, vorlieb zu nehmen, zu desto größerer Selbstverleugnung und geistlicher Vervollkommnung. Die ersten Gründer der Gesellschaft sind durch derartige Entbehrungen und Mangel selbst an allem Nothdürftigen versucht worden. Die nun nachkommen, müssen sich bemühen, hinsichts der Verzichtung es soviel möglich im Herrn Jenen gleich, wo nicht zuvor zu thun.“

Aber nicht nur die Novizen wurden in dieser Weise geübt, sondern auch die schon Aufgenommenen noch immerfort, selbst die Professen. Ignaz hatte es gern, wenn seine Hausgenossen sich dessen, was das Haus bot, mit Freude bedienten, wenn sie sich's schmecken ließen, wenn sie es im Hause möglichst bequem hatten; einen jungen Menschen, einen gewissen Palm, den er einmal mit besonderem Behagen der Schüssel zusprechen sah, winkte er plötzlich zu sich, und als dieser erröthend und eine Beschämung fürchtend, kam, sagte er lächelnd: du hast ja einen gesunden Appetit, recht so, man muß machen, daß man für den Dienst Gottes, der manchmal sauer genug ist, Kräfte habe! — wie angelegentlich er

für Wohnlichkeit der Gebäude, für Erholungsorte, wie zärtlich für Kranke und Leidende im Hause sorgte, werden wir weiterhin sehen. Aber dies litt er nicht, daß Jemand die geringste Spur eines Sinnes verrieth, welcher nicht mit derselben Freude mit welcher er jeder Gemächlichkeit genoß, auch jede entbehrt hätte. Als einst einer seiner ältesten Genossen, Bobadilla, sich während eines Aufenthaltes in Rom über die Enge des ihm angewiesenen Gemaches beschwerte, ließ ihm Ignaz, wie wenn er von nichts wüßte, sagen, Bobadilla möchte sich einrichten, er würde heut noch zwei Stubengefährten erhalten. Bobadilla verstand den Wink und antwortete sogleich, indem er sein Bett und seinen Tisch bei Seite rückte: gern!

Mit seinem eigenen Beispiel ging Ignaz in dieser Hinsicht voran; er hatte seine Zelle nur mit dem Nothdürftigsten versehen, Bett, Tisch, Stuhl und Leuchter waren sein ganzer Hausrath, ein Neues Testament, ein Missale und „die Nachfolge Christi" seine ganze Büchersammlung. Sein Tisch war, auch wenn er Gäste hatte, immer so bescheiden, ja so knapp als nur möglich besetzt; hierauf anspielend sagte einmal Bobadilla im Scherz, als er Loyola's Gast war und dieser ihm etwas vorlegte: das ist jetzt eigentlich zu fett für mich, aber in kleiner Dosis schadet ja Gift nicht. Besonders

auch mochte es Ignaz nicht leiden, selbst als er alt und krank war, daß ihm etwas gebracht wurde, wovon die Andern noch nichts hatten, z. B. die erste reife Traube oder sonst dergleichen.

Die Gewöhnung an äußerste Anspruchslosigkeit in Bezug auf die Befriedigung der Bedürfnisse galt, wie gesagt, immer nur als ein Uebungsmittel, um das auszubilden worauf es wesentlich ankam, die Unabhängigkeit der Seele von aller Tyrannei äußerlicher Dinge und Verhältnisse. Unabhängig können wir aber nur von dem sein, was auch seinerseits in keiner Weise von uns abhängt; das was zu unserer freien Verfügung ist, nimmt unsere Eigenheit, unsere Eigenliebe, unseren Eigenwillen, unseren Eigennutz in Anspruch. Die Freiheit von den Dingen, der unbedingte Gleichmuth gegen sie alle, die Armuth des Geistes fordert daher als ihre wesentlichste Bedingung Eigenthümslosigkeit. Jenes Gleichniß der unstörbaren Genügsamkeit, das Gleichniß von der Bildsäule die widerstandlos sich schmücken oder entblößen, sich ehren oder verunehren läßt, meint nicht bloß die Willfährigkeit mit allem vorlieb zu nehmen, was die Umstände bieten, sondern noch mehr die Verzichtleistung auf jeden eigenen Besitz von Gütern, welcher Art sie seien, und jede freie Verfügung über deren Gebrauch.

Die Verzichtleistung auf alles Eigene, wie Ignaz sie in seiner Gesellschaft einführte, ist im allerstrengsten Sinne zu verstehen. Nicht bloß Gütergemeinschaft führte er ein, d. h. eine Ordnung, derzufolge jedem Einzelnen sein Antheil an dem gemeinschaftlichen Besitz von der Gesellschaft zugetheilt wird, sondern er nahm dem Einzelnen ganz und gar die Macht des verfügenden Willens: der Obere theilt nicht nur alles aus, sondern regelt und bestimmt auch die Art der Benutzung und Verwendung bis in's Kleinste. Wer etwas berührt, thut dies in der Voraussetzung, daß es mit der Erlaubniß des Vorgesetzten geschehe. Was Jeder in Gebrauch hat, das betrachtet er als ihm ausdrücklich zu dem Gebrauche den er in der vorgeschriebenen Weise davon macht, anvertraut, und nur allein zum Zwecke dieses Gebrauchs. Die Konstituzionen schreiben vor, daß man nicht etwa nur nichts zu eigen haben, sondern „keiner Sache sich wie eines Eigenthums bedienen solle."

Unter Aufzeichnungen des Pater Olivier Manarée, welche der Jesuit Karl Kinek in einer als erbauliche Beispielsammlung behandelten Lebensgeschichte Loyola's (Prag 1717) veröffentlicht hat, finden sich einige Nachrichten über die älteste Disciplin des römischen Hauses; es war Regel, sagt Manarée da unter anderem, daß Niemand ohne Erlaubniß eine Schilderei in seiner Zelle aufhängen oder abnehmen, auch nur einen Nagel ein-

schlagen oder ausziehen durfte. — Niemand, erzählt er ferner, durfte aus Garten oder Vorrathskammer eine Frucht nehmen, oder nur von der Erde eine auflesen, oder eine Blume pflücken, weder für sich, noch um sie zu verschenken. Ignaz hielt mit solcher Strenge auf diese Regel, daß er verordnete, Verstöße wider dieselbe sollten bei der Beichte allem andern zuvor bekannt werden.

Der Grundsatz welcher jedes willkürliche Schalten mit irgend einer Sache den Einzelnen verbietet, wurde so weit ausgedehnt, daß er sich nicht nur auf Sachen, sodern auch auf Handlungen erstreckte. Niemand durfte etwas, das nicht schon eingeführt war, thun oder treiben, ohne des Vorgesetzten Erlaubniß dazu eingeholt zu haben. Ribadeneira, Martin Olav (der 1526 als Student in Alcala dem einwandernden Ignaz, dem er auf der Straße begegnete, das erste Almosen gegeben hatte, aber erst 1552 in die Gesellschaft Jesu getreten war) und einige Andere machten sich, erzählt Bartolo, einmal während der Erholungsstunden auf dem Lande ein Spiel, indem sie eine vergoldete Kugel einander zuwarfen, wer die Kugel nicht fing, mußte zur Buße niederknien und den englischen Gruß hersagen; sie wurden aber von Ignaz, wie wohl ihm das Spiel selbst nicht mißfiel, doch wegen der Eigenmächtigkeit, daß sie es ohne Erlaubniß unternommen hatten, nicht wenig

ausgescholten. Als der eben genannte Martin Olav im Jahre 1553 Rektor des römischen Kollegs geworden war, führte er den Brauch ein, über Tisch etwas aus dem römischen Brevier vorlesen zu lassen. Ignaz billigte diesen Brauch und behielt ihn bei, aber er billigte nicht, daß Martin denselben eingeführt hatte, und ließ ihm deswegen im Refectorium und in Aller Gegenwart durch eine als öffentlichen Ermahner der Gesellschaft angestellte und sehr mundfertige Person, Namens Anton Rio, seine Sünde vorhalten. Daß die Hausgenossen eigenerwählte Devozionen ohne Erlaubniß des Vorgesetzten ausführten, litt Ignaz ebensowenig. Kurz, alles mußte ausdrücklich erlaubt sein, um nicht für verboten gerechnet zu werden.

An dem Beispiele Olav's sieht man, wie Ignaz dafür sorgte, daß auch die Vorgesetzten das worüber sie zu verfügen hatten, nicht als etwas ihrem eigenen Willen Unterworfenes ansähen: sie sollten durch die Einrichtungen der Gesellschaft sich stets erinnert finden, daß sich Niemand auch nur das Mindeste als sein Eigenthum thatsächlich oder in Gedanken anmaßen dürfe. Den schwierigsten Punkt bot in dieser Hinsicht die Stellung des obersten Vorgesetzten, des Generals selber dar. Es ist merkwürdig, welchen Ausweg Ignaz fand, um auch diesen zu erinnern, daß er über nichts zu verfügen habe was sein eigen wäre, und so den oben angeführten

Einwand, daß die Armuth nur den Untergebenen, aber nicht den Vorgesetzten treffe, zu beseitigen.

Die Konstituzionen enthalten nämlich einen besonderen Abschnitt über die „Versorgung und Beaufsichtigung des Generals durch die Gesellschaft“ *), worin erstlich in Bezug auf Leibespflege vorgeschrieben ist, daß der General in Hinsicht auf Speise und Trank, Kleidung und Kosten seiner Haushaltung überhaupt, sowie in Hinsicht auf das Maß der Anstrengungen und Bußübungen, denen er sich unterziehen dürfe, von den Bestimmungen der Gesellschaft, welche hierüber durch besondere Beamte, die sogenannten Assistenten des Generals, verfügt, abhängig sei und sich bei den hierauf bezüglichen Anordnungen der Assistenten zu beruhigen habe.

Es hat sich, laut einer Mittheilung in den Actis Sanctorum, im römischen Archive der Gesellschaft, ein Blatt gefunden, welches einen älteren, vielleicht den ersten Entwurf dieses Gesetzes, von Loyolas eigener Hand in spanischer Sprache geschrieben, enthält, und zwar, was hier von nicht geringem Interesse ist, mit

---

*) De auctoritate vel providentia (in der oben weiterhin angeführten Handschrift hieß es: „Providenz, Autorität und Fürsorge“) quam societas habere debet erga Praep. Generalem.

beigefügten Motiven. „Diese Einrichtung", heißt es daselbst, „kann einen nicht unbedeutenden geistlichen Nutzen haben, und zwar aus doppelter Ursache, nämlich weil einerseits der Vorgesetzte, wenn er so ist wie zu hoffen, großen Trost und geistlichen Genuß darin finden wird, der Sorge um derartige Dinge überhoben zu sein, indem er wünschen und suchen muß, darin der Gesellschaft, an des Herrn Christus Statt, gehorsam zu sein; und weil andrerseits alle seine Untergebenen in der Gesellschaft keine Ursache haben werden, unter den Einrichtungen derselben eine zu finden, die nicht zur Erbauung dient, was besonders wichtig ist, zur Stärkung der Einheit zwischen Haupt und Gliedern."

Zweitens aber sind in dem erwähnten Abschnitt der Konstituzionen nicht minder solche Vorschriften gegeben, welche darauf berechnet sind, auch in geistiger Hinsicht den General mit unter das allgemeine Gesetz der persönlichen Armuth, welche alle Eigenmacht ausschließt, zu stellen: es ist sein Amt, Allen Befehle zu ertheilen, über alles was zur Verfügung der Gesellschaft ist, nach seinem Ermessen zu verfügen oder verfügen zu lassen, aber auch er soll über nichts wie über sein Eigenthum verfügen, sondern er ist für jede Verfügung, nicht etwa nur Gott oder seinem Gewissen, sondern der Gesellschaft, die in dieser Hinsicht ihre Rechte durch bestimmte Organe wahrnimmt, verantwortlich. Damit

er dies keinen Augenblick vergesse, gibt ihm die Gesellschaft (das gesetzgebende und kontrolirende Organ derselben ist die Generalversammlung) erstlich in der Person seines Beichtvaters oder irgend eines andern besonders dazu angestellten Professen einen Mahner an die Seite, welcher befugt und verpflichtet ist, wiewohl „in geziemender Bescheidenheit", den General auf alles was er an ihm zu tadeln findet, aufmerksam zu machen. Sodann aber sind die Assistenten, welche, wie schon erwähnt, den Unterhalt und die Lebensweise des Generals unter ihrer Obhut haben und ihm außerdem als Gehülfen und Räthe dienen, zugleich zu Wächtern über alle seine Handlungen bestellt: sie sind von der Generalversammlung gewählt, und leisten einen Eid, bei schweren Vergehungen des Generals diesen vor der Gesellschaft in Anklagestand zu versetzen und zu dem Ende eine aus den Provinzialen und je zweien Professen aus jeder Provinz bestehende Generalversammlung einzuberufen, was, wenn es Seitens der Assistenten unterlassen würde, in einem Falle da das was dem General zur Last fällt, offenkundig geworden, auch von jedem Provinzial geschehen kann. Zu den schweren Vergehungen, welche, wenn sie erwiesen sind, Absetzung des Generals und, je nach den Umständen, Ausschluß aus der Gesellschaft zur Folge haben, wird aber außer verderbter Lehre und groben oder skandalösen Verbrechen

ausdrücklich auch eigenmächtige Verfügung über Gut der Gesellschaft zum eigenen Nutzen des Generals oder zu Gunsten Anderer gerechnet.

Fassen wir alles zusammen, so bezeichnet in Bezug auf den Einzelnen das Wort Armuth in der Gesellschaft Jesu nichts anderes, als den Versuch, den Krieger Christi zum Behufe seines Dienstes von allen mit dem Eigenthum zusammenhängenden Sorgen und Interessen dadurch zu befreien, daß er ein für alle Mal verzichtet auf jeden eigenen Besitz, wie auf jede eigenmächtige Verfügung über irgend etwas das in seiner Gewalt ist, selbst über seine Zeit, seine Kräfte, ja, seine Einfälle, sei es in Ernst oder nur im Spiele; und es ist soviel möglich dafür gesorgt, jedes Mitglied ohne Unterschied seiner Stellung in der Gesellschaft, auch den höchsten Oberen nicht ausgeschlossen, in eine solche Lage zu versetzen, daß er, dem angegebenen Begriff der Armuth gemäß, über nichts als Eigenthümer und eigenmächtiger Weise zu verfügen habe.

Die allgemeinen Grundlagen alles Eigenthums sind die sogenannten natürlichen Bande, d. h. die Bezüge, in welche der Mensch zu anderen Menschen durch die Geburt gestellt ist, die Nationalität, die Familie. Diese Bezüge machen das erste Gut, den ursprünglichen Reichthum des einzelnen Menschen aus; die Tugend der

Armuth fordert natürlich das Opfer derselben vor allen andern Opfern.

Das erste, was Der welcher ein himmliches Vaterland sucht, daran geben muß, ist das irdische Vaterland. Dieser Punkt ist schon zu oft berührt worden, um hier einer weitern Ausführung zu bedürfen; nur verdient noch bemerkt zu werden, daß Ignaz, wie einst bei den frühesten Wanderungen der Genossen, so später innerhalb der ausgebildeten Gesellschaft, überall die Nationalitäten möglichst zu mischen suchte: z. B. gab er den Kollegien zu Rom und Padua Franzosen, dem in Perugia einen Belgier, dem in Paris einen Spanier zu Rektoren.

Das zweite Opfer, welches gleich vorweg der Rekrut der Gesellschaft zu bringen hat, ist das der benarzugenden Liebe zu den Blutsverwandten. Das schon erwähnte Examen primum ac generale hält Denen die Aufnahme begehren, ausdrücklich vor: „Wer in die Gesellschaft treten will, soll erwägen, daß er in Befolgung des evangelischen Rathes: wer da verläßt Vater, Mutter u. s. w., auf Vater, Mutter, Geschwister und was er Angehöriges in der Welt hat, verzichten, ja selbst das Wort sich gesagt sein lassen müsse: Wer nicht hasset Vater, Mutter u. s. w. Er muß daher Sorge tragen, jede fleischliche Neigung (die sogenannte ungeregelte Neigung) zu den Blutsverwandten aus-

zuziehen und in eine geistliche zu verwandeln, Jene daher nur so zu lieben, wie es die geregelte christliche Liebe heischt, als Einer der, der Welt und der Eigenliebe abgestorben, nur unserm Herrn Christo allein lebt und ihn statt Eltern, Geschwister und alles anderen hat." Wie an die Stelle des irdischen Vaterlands ein himmlisches, so tritt an die Stelle der natürlichen Angehörigkeit eine übernatürliche. Es wird sogar empfohlen, daß man sich der Redeweise „meine Eltern, meine Geschwister" enthalte, man soll sagen: „der in der Welt mein Bruder war" u. dgl. Unter den Fragen, welche dem Eintrittsuchenden vorgelegt werden, ist auch die, ob er bereit sei, jeden Verkehr mit seinen Blutsverwandten und bisherigen Freunden und Bekannten abzubrechen, besonders während der Prüfungszeit, und ohne Wissen und Genehmigung des Vorgesetzten Briefe weder zu schreiben, noch zu empfangen. Wie Xavier, als er nach Indien ging, in Pampelona den Seinigen vorbeireiste, ohne sie zu besuchen, wie Ignaz selbst in gleicher Beziehung dachte und handelte, ist schon erzählt. Auch an Lefèvre wird es, wie an vielen Andern, von den Geschichtschreibern des Ordens sehr preiswürdig gefunden, daß er im Jahre 1542 seinen Geburtsort auf der Reise fast berührt und doch seine Anverwandten nicht besucht habe. Als im Jahre 1552 verschiedene spanische Große in Ignaz drangen, sein Ansehen geltend zu

machen, damit seines Bruders Enkelin, die Erbin von Loyola, keine Mißheirath thäte, antwortete er, es sei das eine der Angelegenheiten, die ihn, seitdem er aus der Welt geschieden, nicht bekümmerten; „ich habe", schrieb er bei dieser Gelegenheit an den Herzog von Najara, „seit zehn oder elf Jahren an kein Mitglied der Familie Loyola auch nur einen Brief geschrieben, denn ich sehe es so an, daß ich mit der Welt, der ich entsagt habe, auch die Familie um Christi willen dahin gegeben habe."

Auf die Blutsverwandten soll denn auch bei der Vertheilung der Habe, welche das Armuthsgelübde fordert, keine bevorzugende Rücksicht genommen werden. Die unbedingte Verzichtleistung auf Eigenthum, Besitz oder Einkünfte jeder Art ist nämlich das dritte Opfer des Novizen, dasjenige, welches den wirklichen Eintritt in die Gesellschaft bezeichnet; zum Behuf der Zulassung zu den Prüfungen, muß, wenn dieses Opfer nicht unverzüglich gebracht wird, oder schon vorher gebracht ist, wenigstens das Versprechen geleistet werden, nach Ablauf des ersten Jahres zur Vertheilung der Habe zu schreiten, doch kann diese auch bis zum eigentlichen Eintritt in die Gesellschaft anstehen. Die Vertheilung, bei welcher eine Verwendung des Gutes zu heiligen und frommen Zwekken maßgebend sein soll, geschieht, auch wenn sie erst während des Noviziats stattfindet, ganz nach freiem

Belieben des Novizen, doch wird es als ein Zeichen der Selbstverleugnung angesehen, wenn dieser sich dabei den Anweisungen seines Vorgesetzten unterwirft. Nun wird es zwar nicht mißbilligt, daß er seine Blutsverwandten „aus Rücksicht auf deren dürftige Lage oder aus anderen gerechten Ursachen" bei der Vertheilung bedenke, wofern nur nicht eine fleischliche Vorliebe das ist was ihn hierzu bestimmt; aber um der Gefahr willen, sich bei aller Vorsicht dennoch von einer solchen Vorliebe beschleichen zu lassen, soll er seinem eigenen Urtheil in dieser Sache lieber nicht trauen, sondern einen vertrauenswürdigen Mann, oder auch zwei oder dreie zu Rathe ziehen. Die beste Art des Verfahrens im Sinne der Gesellschaft wird natürlich die sein, daß der Noviz sein Gut gar nicht zu besonderen Zwecken und an einzelne Personen verschenkt, sondern es nur allgemeinhin und bedingungslos dem göttlichen Dienste widmet, was z. B. geschieht, indem er es der Gesellschaft Jesu zur Verfügung stellt, welche ja „ganz der größern Verherrlichung Gottes, des gemeinen Besten und des Nutzens der Seelen wegen gestiftet ist."

Wie nichts durch Erbschaft oder aus sonst irgend einem Rechte, so kann der Jesuit auch durch seine eigene Kraft und Thätigkeit nichts erwerben und besitzen. Alles was die evangelische Vorstellungsweise dem Menschen in Bezug auf Gott, d. h. eingebildeter Weise, nimmt,

das nimmt ihm die jesuitische in Bezug auf die Wirklichkeit: evangelisch ist es, dem Menschen die Fähigkeit des Verdienens Gott gegenüber abzusprechen, in den irdischen Verhältnissen ihm den Lohn seiner Leistungen zu lassen, jesuitisch, den Lohn Gottes ihm in Aussicht zu stellen, aber allen irdischen Lohn ihm abzuschneiden. Umsonst empfängt der Jesuit alles was er zum Gebrauch erhält, und so soll er auch alles was er gibt, umsonst geben. Geschenke, welche er von Personen empfängt denen er Dienste leistet, darf er nicht als Bezahlung für diese Dienste betrachten; dieser Unterschied, den man leicht lächerlich machen kann, wenn man das sachliche Verhältniß allein ins Auge faßt, ist von nur persönlicher Wichtigkeit: der Jesuit soll den Gedanken von sich fern halten, daß er seiner eigenen Bemühung irgend etwas außer Gottes Wohlgefallen verdanke, daß er, nachdem er auf das Eigenthum verzichtet, sich selbst wieder Eigenthum schaffen könnte: erst Der ist vollkommen arm, dem alle Möglichkeit genommen ist, durch eigene That seine Armuth aufzuheben. Der fünften Generalversammlung der Gesellschaft (gegen Ende des J. 1593) lag unter anderem die Frage zur Beantwortung vor, ob Der welcher Bezahlung für eine geistliche Verrichtung annehme, wirklich gegen das Armuthsgelübde selbst verstoße, oder nur gegen die diesen Punkt betreffende Konstituzion der Ge-

sellschaft (im ersteren Falle nämlich würde es eine Todsünde sein, im anderen nicht); die Versammlung entschloß sich nach langer Berathung, die Sache dahingestellt sein zu lassen und nur die Beobachtung der betreffenden Konstituzion von neuem dringend einzuschärfen. Loyola, wenn er noch gelebt hätte, würde vielleicht die Entscheidung nicht gescheut haben, daß es sich um das Armuthgelübde selber handle; wenigstens ist klar, daß dieses in der Gesellschaft nur so verstanden werden kann, wie die Konstituzionen dessen Sinn ergeben; den Konstituzionen nach ist es aber wirklich ein Erforderniß der Armuth, wie sie in der Gesellschaft gilt, daß man für keine Leistung Lohn nehme*). Der rechte Jesuit, wie ihn die Konstituzionen meinen, wird daher, auch wenn er nicht unter den Augen eines Vorgesetzten lebt, dem er die Verfügung über etwa erhaltene Geschenke anheimgeben kann, alles was ihm an Almosen zu Theil wird, für sich nur insoweit als es die äußerste Nothdurft erfordert, das aber was dann übrig bleibt, als ein ihm nur anvertrautes Gut, zu frommen Zwecken verwenden, zunächst zum Besten darbender Theile der Gesellschaft; so schickte, um nur ein oder

*) Die Vorschrift findet sich nämlich im siebten Kapitel des 6. Th., welches handelt de iis quae ad paupertatem quaeque eam consequantur pertinent.

das andere Beispiel anzuführen, Lefèvre 1542 seine Erübrigungen von einem ihm aufgenöthigten Geschenke des Erzbischofs von Mainz, nach Löwen, wo es den Mitgliedern der Gesellschaft damals gar kümmerlich erging, und 1550 erhielten die Zöglinge der Gesellschaft in Köln von dem Jesuiten Canisius, der zu Ingolstadt Professor und in diesem Jahre Rektor der Universität war, Unterstützung.

Noch weniger als die Verwerthung der persönlichen Kraft zu eigenem Erwerbe durfte irgend eine Auszeichnung der Person durch Ehren und Würden in der Gesellschaft geduldet werden. In der Gesellschaft selbst gibt es keine Ranganterschiede, die verschiedenen Klassen der Mitglieder und die verschiedenen Stufen der Aemterstellen nur die Absonderung verschiedener Thätigkeiten und Berufsarten dar, von denen keine für ehrenvoller oder verdienstlicher als die andere gilt. Jede Verrichtung ist gleich gut und gleich würdig, wenn sie nur im Dienste Gottes geschieht, keine ist niedriger, keine höher. Der Laienbruder der das Haus fegt oder die Küche besorgt, steht um kein Haar breit minder in Ansehen als der geistliche Gehülfe der einen Lehrstuhl einer Hochschule inne hat, oder als der Profeß der an einem fürstlichen Hofe wirkt. Ignaz hielt darauf, daß die Mitglieder sich gewöhnten, keinerlei Thätigkeit die nur irgend zum allgemeinen Besten diente, gering zu

achten, vielmehr alles, auch das verachtetste und widrigste der Art, mit Freuden selber zu thun. Er ging auch hierin mit seinem eigenen Beispiele voran. Als er zum Generale gewählt war, theilte er in den ersten Wochen seine Zeit, abgesehen von Gebet und Messe, zwischen den Arbeiten welche ihm die Regierung der Gesellschaft auferlegte, und zwischen Handreichungen welche er mit der größten Ernsthaftigkeit und Pünktlichkeit gleich dem ersten besten Novizen in der Küche leistete; dann gedachte er des Versprechens welches in die Gelübdeformel aufgenommen war, sich die Kinderlehre angelegen sein zu lassen, und gab in der Kirche der Gesellschaft sechs und vierzig Tage lang unter großem Zulauf Katechismusunterricht. Alle Mitglieder der Gesellschaft eiferten ihm in derartigen Beweisen der Demuth nach. Selbst der Herzog Borgia, der 1550, nachdem er seine Angelegenheiten geordnet und seine Aemter niedergelegt, in Gesellschaft der damals in Spanien weilenden Professen, welche zu einer Generalversammlung nach Rom gingen, und in Begleitung seines Sohnes Juan mit dorthin gereist war, und der, die Einladungen des Pabstes und vieler Kardinäle und Großen ablehnend, in dem Hause der Gesellschaft Wohnung genommen hatte, ließ es sich nicht wehren, eines Tages, als Ignaz mehrere Professen bei sich bewirthete, sammt seinem Sohne Juan, entblößten Hauptes und mit vorgebundenem Schürzchen den Tisch

zu bedienen; er wollte nach dem Essen sogar in die Küche gehen, um beim Abwaschen der Geräthe zu helfen, was ihm aber Ignaz untersagte, damit der neue Pater und ehemalige Herzog dem Guten in dieser ihm ungewohnten Arbeit nicht zuviel thäte, d. h. mehr als eben zur Erbauung und ohne Ermüdung für ihn dienlich schien. — Auch suchte Ignaz den Werth der untergeordneten Dienste, deren die Gesellschaft in der Hauswirthschaft u. dgl. bedurfte, bei jeder Gelegenheit in ein helles Licht zu stellen und Diejenigen welche sie leisteten, zu ehren. Den treuen und unermüdlichen Pietro Codaccio, welcher für das römische Haus von Anfang an mit einem solchen Eifer und Erfolg gesorgt hatte, daß scherzhaft die Gesellschaft nach ihm Pater Peters Orden genannt wurde, überraschte Ignaz eines Tages dadurch, daß er sich nach dem Essen erhob, auf Pietro zuging, die Mütze vor ihm abzog und ihm unter Ueberreichung einer Kerze mit Feierlichkeit Dank sagte für alles Gute das durch ihn die Gesellschaft gehabt habe, der er in Rom gewissermaßen erst zum Bestehen verholfen; man kann sich das Schluchzen des guten, bescheidenen Pietro und die Rührung der ganzen Versammlung vorstellen. Pietro war aber allerdings recht ein Mann nach Loyola's Herzen. Er war so sanften Wesens, daß, wenn ihn Ignaz einmal anfuhr, er still hinwegging und nur sagte: der liebe Vater! „Wenn man ihn

hinausprügeln wollte, er wäre nicht aus dem Hause zu bringen", sagte Ignaz von ihm. Nach zehn Jahren treuer Dienste starb er im Jahre **1549** plötzlich vom Schlage gerührt, als er eben zu Ignaz hineingehen wollte. Ignaz, der es für sehr wichtig hielt, das Andenken von Wohlthätern zu ehren, wie er denn auch über die Erfüllung dieser Pflicht gegen die Gründer und Wohlthäter der Kollegien ein eigenes Kapitel in die Konstituzionen aufnahm, ließ ihm einen Denkstein mit einer Inschrift auf das Grab setzen.

Nichts ehrte seiner Meinung nach den Menschen, als der Eifer im Dienste, und nicht die Art des Dienstes sondern nur die Dienstreue gab ein Anrecht auf Auszeichnung. Mittel der Auszeichnungen waren kleine Ehrenerweisungen wie die angeführte Danksagung, nicht aber z. B. höhere Stellen und Aemter. Das Amt in der Gesellschaft sollte eben nur als eine den Kräften angemessene Bürde betrachtet werden; Ignaz ließ daher bei der Besetzung drr Stellen auch keine Anciennität und ähnliche Rückfichten, sondern einzig und allein die Fähigkeit entscheiden; oft gab er den Jüngsten dem Alter und der Mitgliedschaft nach die bedeutendsten Posten; den Michael Torres schickte er ein Jahr nach beendigtem Noviziat als Visitator der Provinz nach Portugal, einen gewissen Quintin Charlat machte er **1552**, ebenfalls ein Jahr nach beendigtem Noviziat zum Rektor des Kollegs in

Rom; ebenso 1553 den Bernard Olivier, der noch nicht einmal Priester war und seine humanistischen Studien noch nicht beendigt hatte, den Leo Enriquez, einen 23jährigen Jüngling, gab er, nachdem derselbe mit päpstlichem Dispens die Weihen erhalten, in einem Jahre wo ihm, wegen der Einführung der Konstituzionen, die Besetzung aller Stellen mit den tüchtigsten Leuten vorzüglich am Herzen lag, dem zahlreichen und schwer zu leitenden Kolleg von Coimbra zum Beichtvater und geistlichen Präfekten.

Fast noch wichtiger als die Vermeidung der Rangunterschiede innerhalb der Gesellschaft schien die Abwehr der für den Geist der Eintracht, der Arbeitsamkeit und der Demuth noch weit gefährlicheren Berufungen zu Ehren und Würden außerhalb der Gesellschaft. Dem Lainez wurden schon im Jahre 1545 verschiedene Bisthümer angetragen; im darauffolgenden Jahre eines dem Bobadilla und eines dem Le Jay; 1550 wurde Canisius in Ingolstadt zum Vicekanzler der Universität erwählt; Papst Julius III. wollte 1551 den Borgia zum Kardinal machen, und 1553 gab sich König Ferdinand alle Mühe, dem Canisius den Krummstab von Wien in die Hand zu legen; endlich bedrohte noch im Jahre 1555 auch den Lainez der Kardinalshut, und abermals suchte König Ferdinand einige Jesuiten zu Bischöfen in seinen Provinzen zu erlangen. Bobadilla

antwortete, als ihm das Bisthum angetragen wurde: zur Armuth sind wir berufen, nicht zu Pracht und Herrlichkeit. Ein förmliches Gesetz, welches den Mitgliedern der Gesellschaft die Annahme von Würden untersagt hätte, gab es noch nicht, aber Niemand unter ihnen zweifelte, daß dieselbe dem Geiste der Gesellschaft widerstritte. Einen ernstern Kampf als Bobadilla hatte Le Jay zu bestehen. Nachdem er, der schon als Schüler Stellen der Kirchenväter über Meidung der Ehren gesammelt und in sein Gebetbuch geschrieben, das Bisthum Triest, für dessen Annahme der König vorerst ihn selbst zu gewinnen suchte, ausgeschlagen und Ignaz in einem Briefe flehentlich gebeten hatte, diese ihm drohende Last von seinen Schultern abzuwälzen, ließ Ferdinand durch seinen Orator Jakob Laß den Beistand befreundeter Kardinäle aufbieten und den Papst bestürmen, durch einen Machtspruch Le Jay's und auch Loyola's Widerstand zu beseitigen. Eilends schrieb Ignaz in beweglichen Worten an den König; die Gesellschaft, schrieb er unter anderem, würde sich selbst aufgeben, wenn sie dem Geiste, in welchem sie gestiftet worden, in einem einzigen Punkte untreu würde; sie seien jetzt ihrer neun Professen, nach der Würde, die Einem unter diesen zu Theil würde, könnten leicht mehre sich gelüsten lassen, und in diesem Falle sei ja offenbar, daß es mit der Gesellschaft aus wäre, die,

was sie irgend zu wirken vermöge, nur in Demuth und Armuth wirken könne. Da inzwischen das Konsistorium, in welchem Le Jay's Sache entschieden werden sollte, schon am nächsten Tage bevorstand, so nahm Ignaz seine Zuflucht zum Gebet und zu — Margarethen von Parma, der es auch gelang, einen Aufschub des Beschlusses auszuwirken; eine Privataudienz, die sich Ignaz beim Pabste verschaffte, that das übrige; er ging auch zu allen Kardinälen und bat jeden insbesondere — eine in der That neue Art des Sollicitirens — die Gefahr der dem Orden zugedachten Gnade abwenden zu helfen, er ließ alle Mitglieder des Hauses um diese Abwendung beten, und als dieselbe wirklich erfolgt war, hielt er eine feierliche Dankmesse mit Te Deum ab. In der Bulle vom 18. Okt. 1549, welche Ignaz noch vor dem Ableben Pauls III. erbeten und erhalten hatte, und welche alle bis dahin der Gesellschaft gewährten Privilegien mit Einschluß einiger neuen enthält, findet sich dann schon eine päbstliche Bestimmung derzufolge der General nicht ohne der Gesellschaft, und kein anderes Mitglied derselben ohne des Generals ausdrückliche Genehmigung irgend eine Würde annehmen und bekleiden darf, eine Genehmigung, die noch überdies nichtig würde, wenn sich erwiese, daß das betreffende Mitglied selbst sich um die Würde geradezu oder auf einem Umwege beworben hätte.

Diese Bestimmungen nahm Ignaz im folgenden Jahre auch in den Entwurf der Konstituzionen auf, durch welche er überdies das schon erwähnte einfache Gelübde der Professen, sich nie um Würden und hohe Aemter bemühen zu wollen, nebst dem Versprechen, die Uebertreter dieser Regel anzuzeigen, einführte. „Es wird auch", heißt es daselbst, „um der Gesellschaft ein glückliches Bestehen auf die Dauer zu sichern, von der größten Wichtigkeit sein, mit allem Fleiße darüber zu wachen, daß dem Ehrgeiz, der in jedem Gemeinwesen die Quelle aller Uebel ist, der Zugang gewehrt und den Mitgliedern aller Anlaß abgeschnitten werde, nach hohen Posten und Würden offen oder heimlich zu trachten."

In dem erwähnten Schreiben Loyola's an König Ferdinand ist der innerste Grund des Widerstrebens gegen Würden und Ehren einfach ausgesprochen, die Unverträglichkeit derselben mit dem Geiste des Institutes, d. h. mit dem Berufe der Gesellschaft eine leicht bewegliche Heeresmacht zu bilden, deren Glieder nichts außer den Angelegenheiten ihres Dienstes einnimmt und beschäftigt; die Konstituzionen deuten in der angeführten Stelle die Ursache dieser Unverträglichkeit mit dem einzigen Worte „Ehrgeiz" (ambitio) an. Eine umständlichere Entwicklung dieses Gesichtspunktes hat uns Orlandin hinterlassen. Nicht nur den Verlust der

besten Kräfte aus der Gesellschaft, sagt er, und den Verfall derselben, der davon eine nothwendige Folge, nicht nur den Verlust der Aufopferungsfähigkeit und Dienstwilligkeit und den Einbruch einer dem Orden fremdartigen Politik und endloser Intriguen fürchtete Ignaz, die Hauptsache war, daß durch Wetteifer um Auszeichnungen der Dienst der Gesellschaft aus einem unentgeldlichen und freiwilligen, was er seinem Wesen nach durchaus sein mußte, in einen eigennützigen und Lohndienst umgewandelt worden wäre, daß hiermit die Gesellschaft den Ruf, wenn auch nicht der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit, doch der Rechtschaffenheit und unerschütterlichen Unabhängigkeit eingebüßt, d. h. sich ihrer besten Waffe beraubt haben würde, daß dem Orden Mißgunst und Haß von außen, indem man seine Mitglieder zu gefährlichen Konkurrenten um hohe Posten und Würden werden sähe, erwachsen und im Innern eine wahre Pandorabüchse voll der verderblichsten Laster sich öffnen müßte, des Neides, der Eifersucht, der Hinterlist, der Uebervortheilung, der Zwietracht, der Verstellung, der Heuchelei, der Augendienerei und Kriecherei, der Hoffarth, der parteiischen Bevorzugung u. s. f.

In der That nahm während der Lebzeit Loyola's kein Mitglied der Gesellschaft irgend eine Würde an. Borgia zeigte so entschiedene Abneigung gegen den Purpur, daß der Pabst von seinem Vorhaben ihn in das

Kardinalskollegium zu ziehen, abstand, und als zwei Jahre später König Ferdinand bei letzterem wegen der erwähnten Besetzung des bischöflichen Stuhls von Wien sehr dringend wurde, antwortete er: diese Väter sind den Würden abgeneigt, Wir aber brauchen sie, und wünschen nicht, sie durch einen Machtspruch in dieser Hinsicht mißvergnügt zu machen. Dennoch zog er 1555 Lainez zum Behufe einer Arbeit in Sachen der Dataria (der mit den Gnadenbewilligungen beauftragten Behörde) in den apostolischen Pallast und erklärte bereits laut, daß er Willens sei ihm den Kardinalshut zu geben. Lainez aber entfernte sich, als er dies erfuhr, aus dem Pallaste unter irgend einem Vorwand und schrieb im Profeßhause folgende Erklärung nieder: „Da ich durch zuverläßliche Gewährsmänner in Erfahrung gebracht, daß der Pabst etwas mit mir vorhabe, so rufe ich Gott zum Zeugen und bekenne vor ihm lauter und wahr, daß ich am wenigsten zu dem was der Pabst im Sinn hat, passe und daß sich mein Innerstes dagegen empört. Denn, nachdem ich mich und das was ich dazu besitzen müßte, geprüft, finde ich es lächerlich, an eine solche Bestimmung für mich zu denken, wie sie auch dem Geist des Ordens, dem ich angehöre, widerstreitet, des Ordens, in welchem ich, meinem Gelübde treu, der Kirche Gottes mehr mit meiner Arbeit zu nützen können glaube, als wenn ich in an-

derem Wirkungskreise höher gestellt würde; wovon ich denn auch mit allen Gründen den Pabst zu überzeugen suchen will." — Der Pabst gab abermals nach.

Nur Denen die als Missionäre in Heidenländer reisten, gestattete Ignaz die Annahme von Titeln, wenn diese ihnen für ihre Wirksamkeit förderlich zu werden versprachen. Als z. B. Lefèvre im J. 1546 zur Uebernahme einer äthiopischen Mission, die aber damals nicht zu Stande kam, bestimmt wurde, hätte Ignaz nichts dawider, daß der Missionar in der Eigenschaft eines äthiopischen Patriarchen abgesandt würde: es ist das nicht sowohl eine Würde, sagte er, als eine Bürde, und es handelt sich dabei nicht um Pracht und Ehren, sondern um Dulden und Entbehren; Johann Nuñez wurde später (1555) wirklich mit dem Titel eines Patriarchen von Aethiopien nach Afrika gesandt.

Außer den häufigen Anerbietungen von Pfründen und Würden gab es noch eine andere der Armuth gefährliche Klippe, die Versuchung, welche den Jesuiten ihr Beruf selbst oft bereitete, sich im Umgange mit Vornehmen und besonders im Hofleben zu gefallen und eine höfische Sinnesart anzunehmen. Schon im Jahre **1545** fand Ignaz nöthig, besonders Araoz, dem das Leben am spanischen Hofe sehr zu behagen schien, in Betreff dieses Punktes angelegentlich zu warnen. Er verlangte von den Mitgliedern der Gesellschaft, daß sie

sich, insoweit es ihr Beruf und eigentlicher Dienst erlaubte, den Anforderungen der Großen nicht entzögen, deren Gunst und Wohlwollen nun einmal nicht zu entbehren war, nur sollten sie sich hüten, ihren Beruf, ihre Würde und die ihrem Stande wesentlichen Tugenden, besonders die Demuth und Armuth darüber nicht zu vergessen und zu verlernen. Die Uebernahme von solchen Geschäften welche den eigentlichen Zwecken der Gesellschaft fremd waren, wollte Ignaz durchaus vermieden wissen, z. B. jede Betheiligung an den Arbeiten der Inquisizion, oder die Abhaltung von Prüfungen Solcher welche die Weihen nehmen wollten. Nach und nach erlangte die Gesellschaft Befreiung von allen derartigen Verrichtungen, wie sich aus mehren päpstlichen Bullen und Breven ergiebt. Einmal im J. 1547 konnte es Ignaz einem bischöflichen Vikar, der sich um die Gesellschaft sehr verdient gemacht hatte, nicht abschlagen, ein Mitglied der Gesellschaft zur Abhaltung von Ordinazionsprüfungen herzugeben, verstattete jedoch nur die Abfassung und Ueberreichung der Prüfungsprotokolle, ohne daß ein förmliches Urtheil hinzugefügt werden durfte; in späteren Zeiten ward es jedoch der Gesellschaft unmöglich, sich ähnlichen Geschäften zu entziehen. Die Befreiung von jeder Theilnahme an Ketzergerichten enthält ausdrücklich zuerst ein Breve Gregors XIII. vom 10. Sept. 1584; als aber „aus Liebe

zu dem h. Inquisizionstribunal, das er zur Aufrechterhaltung der katholischen Religion und des Friedens in seinen Staaten für unentbehrlich erachtete (wie sich die 5. Generalversammlung der Ges. Jesu ausdrückt) Philipp II. 1589 darauf bestand, daß die Gesellschaft für Spanien auf die Ausübung aller in Bezug auf das Ketzerwesen ihr verliehenen Privilegien und Exemzionen verzichten sollte, sah sich der General und dann auch auf besonderes Verlangen des Königs die 5. Generalversammlung (1593) gezwungen, diese Verzichtleistung zu gewähren, die Generalversammlung verfügte aber wenigstens, daß bei Strafe der Exkommunikazion kein Mitglied der Gesellschaft sich freiwillig zu irgend einem Amte bei dem spanischen Inquisizionstribunal anbieten sollte. — Dem Rektor des Pariser Jesuitenhauses, Viola, der 1550 von einem der dortigen Universitätskollegien zum proviseur erwählt worden war und diesen Posten ohne Einkünfte angenommen hatte, befahl Ignaz, ihn augenblicklich wieder aufzugeben. Noch weniger litt er Einmischung in die Politik oder Betheiligung bei rein weltlichen Angelegenheiten und Sorgen. Am verhaßtesten waren ihm Rechtshändel aller Art; als ein Nachbar des römischen Hauses allerlei Schikanen gegen dasselbe aufbot, um die Gesellschaft zum Ankauf seines eigenen Grundstücks zu zwingen, duldete Ignaz alle Unbill, um nur nicht zu prozessiren,

und als 1547 der damalige Rektor des Kollegs von Coimbra, Martin Santacruz, nach Rom kam, um eine Rechtssache seines Kollegs zu verfechten, ließ er ihn nicht im Profeßhause wohnen, sondern verwies ihn an den portugiesischen Gesandten, damit es nicht hieße, jener Handel sei eine Sache der Gesellschaft.

Diese Verwicklung mit der Außenwelt entspringt daraus, daß die Gesellschaft Jesu nicht daran denken kann, die Verwirklichung ihres Armuthsgedankens, d. h. den Grundsatz der Gütergemeinschaft, wie die heutigen Kommunisten, für die Gesammtheit der Menschen durchführen zu wollen. Denkt man sich die Menschheit als eine allumfassende Gesellschaft, welche sich in alle Güter zu theilen habe, so verfügt diese Gesellschaft eben über Alles, und zwar von Rechtswegen, d. h. vermöge ihrer Natur, es bleibt da kein Raum für eine von außen hereinwirkende Gnade: der Kommunismus ist nothwendig gottlos. Der Jesuitismus dagegen, der das wahre Wesen des Menschen außen in Gott sucht und der daher dem von dieser Erkenntniß durchdrungenen, vollkommenen Menschen nichts zu eigen geben kann, hat auch noch eine äußere Welt sich gegenüber, die thatsächlich im Besitz und Genuß aller Güter ist, eine Welt, von der er sich unterscheidet, indem zwar auch sie ganz geheiligt werden, er jedoch nur der sie durchheiligende und zur Heiligung treibende Gährungsstoff sein soll: er hat

sein äußeres Dasein nur in Beziehung auf sie und kann das was zu diesem seinem Dasein gehört nur von ihr empfangen.[1]

In dieser Unterscheidung von der Welt ist also die Gesammtheit der Gesellschaft eines Eigenthums ebensowenig fähig, als irgend eines ihrer einzelnen Mitglieder: sie ist nur des Geistes mächtig der sie regiert und von ihr ausgeht, leiblich aber nothwendig arm und hülflos, von der Gnade abhängig, auf Almosen angewiesen. Sie selbst hat nichts und darf kein Eigenthum sondern nur einen Nießbrauch unentbehrlicher Güter, kein Eigenthum welches den Gedanken der Abhängigkeit von fremder Gnade in den Hintergrund drängen würde, also keines woraus sich ein regelmäßiger Ertrag ergäbe; sie darf nur gebrauchen, was ihr zum Gebrauche geschenkt wird. Wohl aber kann sie, ohne Verletzung dieses Grundsatzes, Verwalterin von Gut dessen Ertrag sie nicht auf sich wendet, in denjenigen Fällen sein, in welchen der Zweck dem dieses Gut dient, ihrem Berufe entspricht; hierdurch rechtfertigt sich die ihr gewährte Freiheit, Kollegien und andere Erziehungsanstalten die mit ordentlichen Jahreseinkünften ausgestattet sind, unter ihrer Obhut zu haben, jedoch nur unter der strengen Bedingung, daß von diesen Einkünften nichts die Gesellschaft sich selbst zu Gute kommen lasse.

Wegen der Kirchen und Kapellen der Gesellschaft

war Ignaz, wie schon erwähnt, lange zweifelhaft und las jene vierzig Messen über die Frage, ob eine Ausstattung derselben mit Einkünften wohl als eine Verletzung des Armuthsstandes der Gesellschaft selbst betrachtet werden müsse; er entschied sich für die Bejahung dieser Frage. Der Hauptgrund, wie er in die Konstituzionen übergegangen ist, war, daß die Gesellschaft in allem was nicht nur dem Unterhalte, sondern auch der Thätigkeit ihrer eigenen Mitglieder dient, beweisen sollte, wie unbedingt sie „auf Gott allein, dessen Sache sie durch seine Gnade führt, ihr Vertrauen setze." Ebensowenig als an Dienstleistungen für festen Gehalt, sollte auch an solche für gelegentliche Bezahlung zu denken sein, deshalb verbieten die Konstituzionen die Aufstellung von Opferbecken in den Kirchen der Gesellschaft, und Geschenke, welche unter der Bedingung des Lesens von Seelmessen oder dgl. angeboten wurden, lehnte Ignaz jedesmal entschieden ab.

Mit den Einkünften der Kollegien ist es eine andere Sache: diese sind nicht der Gesellschaft, sondern der Zöglinge wegen da, die nicht unter dem Armuthgelübde leben. Die Strenge mit welcher Ignaz darauf hielt, von dem Vermögen der Kollegien nichts den Profeßhäusern zu Gute kommen zu lassen, ging bis ins Kleinliche. Er verbot den Professen, in den Kollegien als Gäste mit zu Tisch zu gehen oder auch nur bei einem

Besuche daselbst eine Frucht oder sonst eine Kleinigkeit anzunehmen. Als ihn einst, da kein Wein im Hause war, der Schaffner fragte, ob man nicht für die Kranken des Hauses eine Flasche aus dem römischen Kolleg holen solle, antwortete er: ja, leih sie dort, aber nicht zu vergessen, daß sie zurückerstattet werde; auch als er selbst in seinen letzten Jahren beständig leidend war, ließ er sich nicht bewegen in das Kolleg zu ziehen, wo er es hätte bequemer haben können als in dem von Almosen unterhaltenen Profeßhause. Indessen war er gegen die Seinigen in dieser letzteren Hinsicht minder strenge, als gegen sich selbst: er sorgte dafür, daß in ein Breve, welches Julius III. 1552 zum Besten der Gesellschaft erließ, die Vergünstigung aufgenommen wurde, daß schwer erkrankte und altersschwache Professen, besserer Verpflegung wegen, in den Kollegien wohnen dürften; im Grunde ist dies dem Geiste des Institutes ganz entsprechend, da alles was gilt, nur in Bezug auf den Dienst einen Werth hat, und Diejenigen, welche dienstunfähig sind, demnach von selbst schon außerhalb der Regel stehen. — Obwohl nun vermöge dieser Sonderung die Ausstattung der Kollegien mit Einkünften nicht als eine Beeinträchtigung des Armuthsgelübdes angesehen wurde, wie sie denn schon in der frühesten von Paul III. bestätigten Formel der Gesellschaft für zuläßig erklärt worden war, so gab

sie doch später, als Pius V. in einer Bulle vom Jahre 1560 der Gesellschaft das Prädikat eines Bettelordens ausdrücklich beilegte und ihr alle Rechte, Freiheiten und Vortheile der Bettelorden verlieh, den Gegnern der Gesellschaft Gelegenheit zu Angriffen auf dieselbe, weßhalb sich Pius veranlaßt fand, durch ein besonderes Breve vom 7. Juli 1571 zu erklären, daß die Gesellschaft Jesu, indem sie zufolge ihrer Verfassung und Konstituzionen kein stehendes Vermögen haben dürfe, sondern auf die ungewissen Hülfsleistungen und Almosen der Gläubigen angewiesen sei, „wirklich und nicht blos vorgeblicher Weise (ficte) ein Bettelorden stets gewesen sei, sei und bleiben solle."

Schon im sechszehnten Jahrhundert und bis in unsere Tage ist oft von Solchen die mit der Gesellschaft Jesu als Aufnahmesuchende oder sonst in Berührung gewesen, dann aber mit ihr zerfallen waren und sich nachher in Schriften über sie vernehmen ließen, von dem gemächlichen oder gar prächtigen Leben erzählt worden, das die Jesuiten angeblich führten und das mit ihrem Grundsatz der Armuth schlecht übereinstimme. Diese Berichterstatter hatten insgesammt nur die Einrichtung und Lebensart irgend eines Kollegs kennen gelernt, von dem Innern der Profeßhäuser hatten sie nichts erfahren; und doch durfte die Armuth des Or-

dens nur in diesen, die auf Almosen angewiesen sind, gesucht werden.

Von dem römischen Hause ist schon öfter die Rede gewesen. In der engen und unbequemen Wohnung, welche Ignaz 1541 als Miethsmann inne hatte, lebten sechs Professen und zwölf andere Personen, Gehülfen und Novizen zusammengedrängt. Als darauf Codaccio im Jahre 1543 den kühnen Entschluß gefaßt hatte, jenes Haus zu bauen welches sie, wie schon erwähnt, im folgenden Jahre wirklich bezogen, fing er getrost an, Steine, Kalk und Holz zu kaufen, obgleich die Geschenke welche er dazu von frommen Gönnern erhalten hatte, bei weitem nicht ausreichten. Er baute und vertröstete die Lieferanten von Tag zu Tag, es versteht sich, daß er sie auf Gott vertröstete, der ja nicht umhin können würde, fromme Herzen zu erwecken, um die Schulden seiner Miliz zu bezahlen. Die Erweckung ließ aber auf sich warten und die Vertrösteten verloren die Geduld: sie wurden klagbar und es kam zur Pfändung. Die Exekutoren fanden freilich nicht viel hinweg zu schleppen, denn außer Betten, Stühlen und Tischen war fast nichts da. Als sie eindrangen und Hand anlegten, schickte der erschrockene Hausaufseher eilends einen Boten ab, der Ignaz aufsuchen und ihn zu Hülfe rufen sollte. Ignaz war zu Besuch bei irgend einem Vornehmen Roms, der Bote fand ihn da



Stich u. Druck von Naumburg's Kunstanstalt in Leipzig.

Auspfändung der Jesuiten.

dens nur in diesen, die auf Almosen angewiesen sind, gesucht werden.

Von dem römischen Hause ist schon öfter die Rede gewesen. In der engen und unbequemen Wohnung, welche Ignaz **1541** als Miethsmann inne hatte, lebten sechs Professen und zwölf andere Personen, Gehülfen und Novizen zusammengedrängt. Als darauf Codaccio im Jahre **1543** den kühnen Entschluß gefaßt hatte, jenes Haus zu bauen welches sie, wie schon erwähnt, im folgenden Jahre wirklich bezogen, fing er getrost an, Steine, Kalk und Holz zu kaufen, obgleich die Geschenke welche er dazu von frommen Gönnern erhalten hatte, bei weitem nicht ausreichten. Er baute und vertröstete die Lieferanten von Tag zu Tag, es versteht sich, daß er sie auf Gott vertröstete, der ja nicht umhin können würde, fromme Herzen zu erwecken, um die Schulden seiner Miliz zu bezahlen. Die Erweckung ließ aber auf sich warten und die Vertrösteten verloren die Geduld: sie wurden klagbar und es kam zur Pfändung. Die Exekutoren fanden freilich nicht viel hinweg zu schleppen, denn außer Betten, Stühlen und Tischen war fast nichts da. Als sie eindrangen und Hand anlegten, schickte der erschrockene Hausaufseher eilends einen Boten ab, der Ignaz aufsuchen und ihn zu Hülfe rufen sollte. Ignaz war zu Besuch bei irgend einem Vornehmen Roms, der Bote fand ihn da



Stich u. Druck von Naumburg's Kunstanstalt in Leipzig.

und raunte ihm die Unglückspost ins Ohr. „Nun? Gut!“ sagte Ignaz, wandte sich zur Gesellschaft und fuhr ruhig in seinem Gespräche fort. Den Anderen mochte indeß die verstörte Miene des Boten aufgefallen sein. Was da sei? wird gefragt. Nichts, antwortet Ignaz, man pfändet uns. Welche Unwürdigkeit! rufen die Freunde, nein! das ist abscheulich! Der Eine räth dies, der Andere das, was man thun solle. Laßt doch! unterbricht sie Ignaz, nehmen sie uns die Betten, so liegen wir auf der Erde, wir sind Arme, Armen begegnet dergleichen; was weiter? Inzwischen hatte ein Edelmann aus der Nachbarschaft des neuen Hauses, Geronimo Stalla, sich in's Mittel gelegt und die Exekutoren zu einem Aufschub der Pfändung vermocht. Und o Glück, gleich Tages darauf traf es sich, daß ein gewisser Doktor der Theologie, Namens Hieronymus Arzius, ganz unerwartet dem Codaccio zweihundert Kronthaler Gold brachte, ich weiß nicht ob als Darlehn oder als Geschenk. — Im Jahre 1549 während des Konklave, das sich erstaunlich in die Länge zog, litt die Stadt großen Mangel, im Profeßhause der Gesellschaft gebrach es am nothwendigsten, und da die gewohnte Unterstützung verschiedener Kardinäle plötzlich ausblieb, und bei der allgemeinen Noth nirgend Hülfe zu erlangen war, wäre die Lage des Hauses, der zum Trotz Ignaz gerade in diesen bösen Tagen zehn neue Mit-

glieder aufnahm, in der That verzweifelt, und da nun auch der alte Rathschaffer Codaccio todt war, um so verzweifelter gewesen, wenn nicht noch im schlimmsten Augenblick von einigen Kardinälen aus dem Konklave Unterstützung gekommen, und wenn nicht dem Johann Croce, dem damaligen Wirthschafter der Gesellschaft, eines Abends, als er vom Lateran heimkehrend durch das Kolosseum ging, ein Beutel mit gegen hundert Goldthalern in die Hand gedrückt worden wäre. Als derselbe Croce kurz nachher am frühen Morgen bei der Kirche Maria sopra Minerva vorüberging, steckte ihm ebenso Jemand ein Röllchen zu, worin 70 Goldstücke waren. Der arme Croce erschrack darüber so sehr, daß er in die Kirche sprang und Gott bat, er möge ihn vor allem bösen Trug und Spuk des Teufels behüten. Indessen nahm er doch das Röllchen mit heim; auch die Väter im Profeßhause waren über den Vorfall höchlich verwundert und meinten dies und das, der eine, es möchte sündhaftes Geld sein, dessen sich der Geber hätte entledigen wollen, der andere, irgendwie müßte durchaus der böse Feind dahinter stecken, die Meisten sahen darin nur eine Fügung Gottes, der seinen Dienern in der größten Noth am nächsten sei; wenigstens ward der Inhalt des Röllchens nicht zur Kohle oder sonst so etwas, sondern es war und blieb gutes, neugeprägtes Gold, und man bezahlte die Schul-

den der Gesellschaft damit. Zum Ueberfluß des Glückes fand Polancus nicht lange nachher beim Durchkramen eines Kastens alter Schriften eine nicht unerhebliche Summe unter den Papieren versteckt. Der Vikar Archintas, dem dies Polancus erzählte, meinte: das sei des treuen Codaccio Hand, der noch vom Himmel für die Seinigen sorge.

Aber auch selbst die Kollegien mußten oft die Armuth der Gesellschaft empfinden. In Rom wurden erst im Jahre 1551 die Zöglinge von den Mitgliedern der Gesellschaft gesondert, indem man gleich nach der Abreise Borgias, der 6000 Thaler zur Errichtung eines römischen Kollegs geschenkt und auch den Papst zur Unterstützung der Anstalt bewogen hatte, eine Wohnung am Fuße des Kapitols miethete, die aber für 13 Scholaren, welche unter Jean Pelletier aus dem Profeßhause hineinzogen, sehr eng war; sie mußte bald gewechselt werden, eine bequemere fand sich in einem ehemals der Familie Frangipani gehörigen Palaste. Nun aber fehlte es beständig an Mitteln, kein Zögling, welcher der Aufnahme würdig schien, wurde zurückgewiesen, die Bedürfnisse wuchsen, Ignaz nahm einiges Geld auf, aber es hielt nicht lange vor. Rom litt in diesen Jahren wiederholt an Theurung, Kriegsstürme traten hinzu, da der Papst Paul IV., eben jener ehemalige Kardinal Caraffa, der Theatiner, mit Philipp II., dem

Spanier, gebrochen und es zur Waffenentscheidung hatte kommen lassen, die Bedrängniß wuchs so sehr, daß im Profeßhause der Gesellschaft die Meisten anriethen, das Kolleg einstweilen aufzulösen und die Zöglinge zerstreut in der Stadt unterzubringen. Statt aller Antwort ließ Ignaz den Vater eines seiner Zöglinge, den berühmten Baumeister Labaco, kommen, um mit ihm wegen der Aufführung zweier großen Gebäude, eines für das römische Kolleg und eines für noch ein zweites, das er in Rom gegründet hatte und wovon bald mehr die Rede sein wird, das Deutsche Kolleg, zu berathen und Risse machen zu lassen. Inzwischen hatte Polancus, der damals die häuslichen Angelegenheiten besorgte, im Jahre 1555 nur noch fünf Thaler und diese nicht einmal vollwichtig, in einer Sparbüchse die er für Nothfälle hielt, es waren für das Kolleg selbst und für den dazu gehörigen Erholungsort bei S. Balbina viele Ausgaben nöthig, und Niemand wollte ihm mehr Vorschüsse machen; rathlos trug er seinem Meister diese Lage der Sache vor. Ignaz ging in seine Zelle; er wolle beten, sagte er. Dann ließ er den Polancus rufen; du wirst, bedeutete er ihn mit der größten Ruhe und als ob nichts vorgefallen wäre, diese nächsten sechs Monate das Kolleg verwalten, sorge für alles und laß es an nichts fehlen, nachher werde ich dir die Last wieder abnehmen. Damit entließ er ihn. Noch mehr,

das Kolleg zählte damals acht und zwanzig Mitglieder, auf einmal befahl Ignaz, die Einrichtung für hundert Zöglinge zu machen. Widerspruch gegen bestimmte Befehle litt er nie. Polancus lief umher und suchte, so wenig er es auch für möglich hielt, Geld aufzubringen, der Rektor Manarée nahm Hausrath auf Borg. Als Ignaz kam, um das was aufgeführt war zu besichtigen, fand er einen großen Schlafsaal mit Bettgestellen, Tischen und Stühlen versehen, aber oben ohne Zimmerdecke, offen unter dem Dachgebälk. Was heißt das? fragte er erstaunt, wollt ihr unsere Brüder in diesem Stalle der Winterkälte preisgeben? Es will uns Niemand mehr ohne Bezahlung arbeiten oder Materialien liefern, sagte Polancus. Das ändert nichts, versetzte Ignaz, die Decke muß gemacht werden, sind Menschen nicht willig, so ist Gott noch da. Ebenso machte er es mit dem Rektor des deutschen Kollegs, Guido Roilet, der kurz vor Weihnacht zu ihm kam und weitläufig zu klagen anfing über die Entblößung des Kollegs und daß kein Groschen Geld im Hause sei. Hast du auch gesorgt, unterbrach ihn Ignaz mit der heitersten Miene, daß die jungen Leute zum Fest etwas Apartes auf den Tisch bekommen? Ach Vater, ich weiß nicht, ob sie Brot auf dem Tisch haben werden, antwortete Roilet, denn der Bäcker will nicht länger borgen. Gut, sagte Ignaz, so laß Gott sorgen, sie sol-

len Braten und etwas Süßigkeit haben, geh und mach deine Anstalten. Ganz getröstet, obwohl er nicht wußte womit, ging der Mann hinweg. Für das römische Kolleg hatte Polancus inzwischen ganz unverhofft 500 Goldthaler von einem gewissen Erzpriester, Namens Mondragon, der aus freien Stücken das Geld der Gesellschaft in Verwahrung gab, mit der Erlaubniß es beliebig zu benutzen, und zu derselben Zeit eine noch größere Summe in gleicher Weise von dem Prokurator des Hieronymitenordens erhalten; beide Summen konnten in kurzer Zeit von reichlich eingehenden Almosen zurückerstattet werden. Für das deutsche Kolleg schickte am Tage nach jenem Gespräche des Rektors mit Ignaz Papst Julius III. ein Geschenk von 500 Thalern.

Noch eines ist in Betreff der Armuth zu betrachten übrig. Erwägt man, daß die Armuth den Sinn hat, nichts Eigenes zu haben, und daß auch die Gesellschaft als Ganzes, nicht blos in ihren einzelnen Mitgliedern in diesem Sinne arm sein sollte, so steht hiermit nichts in härterem Widerspruch als der Besitz von Privilegien. Und doch war die Erwerbung von Eigenrechten nicht zu entbehren, wenn nicht der Orden die ganze Welt sich sollte unzugänglich und verschlossen sehen: nichts war ja frei, sondern alles was bestand, privilegirt, bestimmten Eignern vermöge einer von Gott abgeleiteten Macht und Sankzion zugesprochen, keinerlei Thätigkeit

konnte geübt werden, ohne daß zuvor die Berechtigung dazu ausdrücklich erworben war, und ein je größerer Wirkungskreis der Gesellschaft Jesu bestimmt war, desto ausgedehnter mußte nothwendig der Umfang ihrer Privilegien sein. In der That beziehen sich diejenigen welche sie erwarb, lediglich auf die Entfaltung einer ungehemmten Ausübung ihres Berufs.

Im Eingange der umfassenden Privilegienbulle, welche, wie schon erwähnt, Paul III. noch vor seinem Ableben, auf Loyola's Ansuchen, unterm **18.** Oktober **1549** ertheilte, nennt der Pabst die Begünstigungen, die er der Gesellschaft bestätigt oder neuerdings schenkt, ausdrücklich „solche Bestimmungen, welche derselben zu einer zweckmäßigen Regierung, gedeihlichen Richtung der Kräfte und fortschreitenden Wirksamkeit in der Seelsorge förderlich sein können."

In der That sind unter allen diesen Bestimmungen nur zweie, und zwar bei Orden ganz gewöhnliche, welche der Gesellschaft in Bezug auf ihren Besitzstand Erleichterungen gewähren; nämlich die Befreiung von Abgaben aller Art und die Verstattung in den Besitz von Liegenschaften, Gebäuden u. s. w., welche der Gesellschaft zu ihrem Gebrauche und zur Errichtung von Kollegien geschenkt werden, einzutreten, ohne daß es dazu einer besonderen päbstlichen Sankzion für den einzelnen Fall bedürfte. Alles Uebrige — meist Rechte,

welche die Gesellschaft mit anderen Bettelorden gemein hat, und nur weniges eigene, wie z. B. verschiedene Bestimmungen der Verfassung, des Noviziats, Befreiung vom Chorsingen u. dgl. — betrifft theils die der Gesellschaft, wie damals allen Orden, zugestandene eigene und von allem Einspruch der Bischöfe und sonstiger Ordinarien unabhängige Gerichtsbarkeit und Disziplinargewalt, einschließlich des Rechtes, Abtrünnige in Bann zu thun, und falls sie sich etwa als Ueberläufer in fremdem Ordenskleide betreffen ließen, selbst oder mit Hülfe der weltlichen Obrigkeit gefangen zu nehmen und zu bestrafen, sowie die uns schon bekannten Befreiungen von Diensten, zu welchen die Mitglieder der Gesellschaft von geistlichen Behörden, oder auch wohl Körperschaften (wie z. B. regulirten Frauenvereinen) in Anspruch genommen werden könnten; theils die Befreiung von gewissen Orts- und Bezirkszwängen, indem die Gesellschaft berechtigt wurde, ihre Priester überall wo es ihr bequem war, ordiniren und ihre Professen ebenso überall die Gelübde ablegen zu lassen, wozu dann noch durch ein Breve Julius des III. vom 22. Oktober 1552 die Vergünstigung kam, selber in den eigenen Kollegien, mit Zuziehung einiger Doktoren, die akademischen Grade ertheilen zu dürfen; theils endlich die ebenfalls zum größten Theil auch für die übrigen Bettelorden schon übliche Beseitigung einer Menge von

Schranken, durch welche damals die Wirkungskreise der verschiedenen geistlichen Kräfte, je nach Rang der Hirten, oder nach Zeiten, Orten und noch sonst allerlei Bedingungen von einander gesondert waren, und welche der Gesellschaft Jesu geöffnet werden mußten, wenn sie ihre Bestimmung erreichen sollte, eine höchst bewegliche und überall verwendbare Miliz der Kirche zu bilden.

Die Gesellschaft wurde daher berechtigt, aller Orten in ihren Häusern Kapellen zu unterhalten oder auch tragbare Altäre aufzurichten; die herkömmliche Reihenfolge der gottesdienstlichen Handlungen den Umständen gemäß zu ändern; überall — wie schon öfters erwähnt — frei zu predigen, Volks- und Kinderunterricht zu ertheilen, von Jedermann auch ohne Genehmhaltung des gewöhnlichen Gewissensrathes der betreffenden Person, Beichte zu hören und den Gebeichteten — nur als Vorbereitung auf den Tod nicht, außer in dringendem Falle — das Abendmahl zu reichen, und zwar zu jeder Zeit, außer am Ostersonntage, auch von allen Sünden und Kirchenstrafen, mit Ausnahme der in der Bulle Cöna Domini dem Pabste vorbehaltenen, zu entbinden (wobei jedoch zu bemerken, daß diese Entbindung nur den innern Vorwurf des Gewissens, nicht aber ein äußeres Rechtsverfahren aufhebt); da wo es an Geistlichen fehlen sollte, zweimal täglich, auch (wie schon früher angeführt) zu sonst ausgenommenen und

den ordentlichen Pfarrern vorbehaltenen Tageszeiten Messe zu lesen; in fernen und heidnischen Gegenden Kirchen zu erbauen und zu reformiren, heilige Gegenstände zu weihen, hierauf bezügliche Anordnungen aller Art zu treffen und wieder abzuändern; an solchen Orten die unter dem Interdikt stehen, dessen ungeachtet, aber bei verschlossenen Thüren und mit Ausschluß der vom Interdikt oder der Exkommunikazion Befallenen Gottesdienst zu halten und die Sakramente zu verwalten, es wäre denn, daß die betheiligten Mitglieder der Gesellschaft selbst zu dem Interdikte — das in diesem Fall nur ein päbstliches sein konnte — Anlaß gegeben hätten und davon persönlich betroffen wären; in Gebieten, welche von Exkommunizirten oder Ketzern, Schismatikern oder Ungläubigen bewohnt wären, sich, ohne dadurch in die darauf gesetzten kirchlichen Strafen zu fallen, frei aufhalten und von Jedermann Bewirthung annehmen, solche auch Jedermann gewähren zu können; von den Makeln der Ketzerei und des Unglaubens — immer natürlich nur in foro conscientiae, d. h. innerlich vor dem Gewissen — zu entbinden; in Heidenländern von allen und jeden, auch selbst den in der Bulle Cöna Domini vorbehaltenen Gewissensfällen zu absolviren und von verbotenen Graden für die Ehe zu dispensiren; endlich den Kranken und Schwachen der Gesellschaft die Beobachtung der Fastenvorschriften u. dgl. zu erlassen.

Mehre andere Privilegien und Erweiterungen der älteren kamen später hinzu; einige der angeführten wurden jedoch auch schon von dem Tridentinischen Konzil aufgehoben oder beschränkt, z. B. das Recht der Gewissensentbindung in den dem ordentlichen Bischof vorbehaltenen Fällen: dieses Recht pflegte nämlich den Bettel- und Predigtorden deshalb ertheilt zu werden, weil die Bischöfe damals sich meistens gar nicht in ihren Sprengeln aufhielten, daher denn wegen der Absoluzionen und Dispense häufig Verlegenheiten entstanden; da nun aber das Tridentinische Konzil den Bischöfen den Aufenthalt in ihren Sprengeln zur strengen Pflicht machte, so entfernte es dadurch den Grund zur Ertheilung jenes Rechtes und erklärte dasselbe als Eingriff in die bischöflichen Rechte für hinfort unzuläßig.

Ueber die Benutzung der Privilegien findet sich in den Konstituzionen der Gesellschaft eine einzige Stelle; sie lautet: „Ferner wird es gut sein, die von dem Apostolischen Stuhle bewilligten Gnaden mit Maß und Vorsicht zu gebrauchen, da wir alles Ernstes nichts anderes erstreben, als nur den Seelen beizuspringen.“ Wie Ignaz den „mäßigen und vorsichtigen“ Gebrauch verstanden wissen wollte, kann folgendes Beispiel zeigen. Im Jahre 1551 ließ sich der Erzbischof von Toledo, Johann Siliceo, gegen die geistlichen Uebungen der Gesellschaft Jesu und gegen diese selbst aufbringen, und

untersagte ihren Mitgliedern auf's Strengste das Beichthören in seinem Sprengel. Als Nachricht hiervon nach Rom kam, trug der Papst seinem Legaten in Spanien auf, den Widerstand des Erzbischofs zu beseitigen. Ignaz sagte zu Ribadeneira, diese Bedrängniß der Gesellschaft in Toledo sei ihm eine Bürgschaft für dereinstige große Erfolge daselbst, denn im Mißgeschick wachse die Kraft. Der Erzbischof, setzte er hinzu, ist alt, die Gesellschaft jung, sie wird ihn überleben. Inzwischen wünschte er die junge Gesellschaft doch nicht mit dem Haß eines solchen Prälaten beladen zu sehen. Er schrieb an ihn, da der Erzbischof in einigen Punkten nachgegeben hatte, einen Brief voll Dankes und versprach daß wider Willen des Erzbischofs künftig in dessen Sprengel Niemand in die Gesellschaft aufgenommen, und daß keines ihrer Privilegien ohne seine Genehmigung ausgeübt werden sollte. Denn, setzt Orlandino, indem er dies erzählt, hinzu, Ignaz sagte: da die Privilegien nur zur Erleichterung der Seelsorge vom Apostolischen Stuhle gewährt worden, so sei es in solchen Fällen, wo dieser Zweck durch Widerstand der ordentlichen Seelsorger vereitelt werden würde, besser, auf ihren Gebrauch ganz zu verzichten, als sie im Widerspruch mit ihrem Sinn und Zweck anzuwenden.

Der Gehorsam.

Die wichtigste Stelle unter den drei Tugenden des Standes der Vervollkommnung hat von je an der Gehorsam eingenommen. Der Grund davon liegt darin, daß der menschliche Wille die Angel ist, um welche sich in der katholischen Anschauungsweise alles dreht; in dem Gehorsam aber wird eben der Wille zum Opfer gebracht.

Auch der Gehorsam hat dieselbe dreifache Bedeutung, wie die Armuth und die Keuschheit, indem er erstlich die innere Ergebung des Willens in den Willen Gottes, sodann, als lebendige christliche Tugend, ein Vermögen der Seele, sich durch keine äußere Macht von der Bethätigung des inneren Gehorsams in jedem bestimmten Fall abhalten zu lassen, und endlich, als Mittel für den besonderen Ordenszweck, die Bereitwilligkeit den Befehlen des Vorgesetzten Folge zu leisten, ausdrückt.

Schon der h. Thomas sagt, indem er den Gehorsam in drei Bedeutungen, die mit den eben angeführten einigermaßen übereinkommen, auffaßt: weil das Gehorsamsgelübde 1) das größte Opfer in sich schließe, das des Willens, weil es 2) die beiden andern unter sich begreife, indem die Beobachtung derselben auch eine Art des Gehorsams sei, und weil es 3) auf den Zweck des Ordenslebens am unmittelbarsten hinführe, so sei es das wichtigste von allen, streng genommen das eigentliche und wesentliche Ordensgelübde, daher auch einige Orden, wie Karthäuser, Benediktiner, mit gutem Grunde, nichts weiter als „Gehorsam laut der Regel" geloben ließen. Auch Ignaz betrachtete die Tugend des Gehorsams als die vornehmste, herrlichste, christlichste von allen, er nannte sie „die Tochter der Demuth, die Ernährerin der Liebe, die Gefährtin der Gerechtigkeit, das Haupt und den Urquell aller religiösen Tugenden, besser denn alle Opfer," auf nichts kam er im Umgange häufiger zu sprechen, und um nichts gab er sich mehr Mühe, als den Seinigen diejenigen Begriffe vom Gehorsam, welche ihm die rechten schienen, beizubringen, ihnen das Wesen desselben deutlich, und seine Aneignung und Uebung leicht zu machen. Es sind auch zwei schriftliche Denkmäler von ihm übrig, in welchen er sich über den Gehorsam ausspricht, ein ausführlicher lateinischer Brief vom 26. März 1553 „an die Väter

und Brüder in Portugal," und ein kürzerer Aufsatz in eilf Punkten, welchen er, ein Jahr vor seinem Tode, in spanischer Sprache seinem Schreiber in die Feder diktirte, damit, sagte er, „der Gesellschaft hinterlassen bleibe, wie ich über den Gehorsam gedacht habe."

Ueber den Gehorsam, der ersten Bedeutung nach, als inneres Opfer, schrieb Ignaz an Die in Portugal: „Was für eine Vollkommenheit und wie sehr Gott angenehm der Gehorsam sei, das erhellt daraus, daß in ihm Gott der beste und kostbarste Theil des Menschen dargebracht wird, daraus, daß der Gehorsame ein lebendiges Ganzopfer wird Gott zum Wohlgefallen, also daß der Mensch nichts für sich zurückbehält, daraus, daß das Opfer so schwer ist, weil der Gehorsame um Gottes willen sein eignes Selbst bricht und der natürlichen Neigung welche allen Menschen angeboren ist, dem eigenen Hang und Willen zu folgen, widersteht."

In dieser Forderung, daß der menschliche Wille aufgeopfert werde, um den göttlichen Willen an dessen Stelle treten zu lassen, drückt sich das Verlangen aus, den schwachen, unstäten und von Natur auf das Eigene des Menschen, also im christlichen Sinne auf das Böse gerichteten Willen von seinen Mängeln zu reinigen und in einen beständigen, starken und guten, kurz, in einen heiligen Willen umzuwandeln. Indem der Mensch seinen Willen in den göttlichen Willen begräbt,

macht er sich, schon nach der Ansicht des Apostels Paulus, nicht zum Knechte, sondern befreit sich, nämlich von dem Zustande der Knechtschaft in welchem er von Natur lebt, der Abhängigkeit von den Unvollkommenheiten der Natur. „Ihr thut das Beste was ihr thun könnt," sagt auch Ignaz, „wenn ihr eure Freiheit Dem der euch gemacht und der sie euch gegeben hat, zum Opfer bringet; es ist der wahre Gebrauch des freien Willens, den besonderen menschlichen Willen an den ewigen göttlichen Willen dahin zu geben: dadurch geht der freie Wille nicht verloren, sondern er bethätigt, bekräftigt und bewährt sich." In Bezug auf dieses innere Verhältniß zu Gott müssen die bei den alten ächten Lehrern des Christenthums von Anfang an, und durch eine lange Reihe von Jahrhunderten sich immerfort wiederholenden Aussprüche über das Sterben in Gott in unumschränktem Sinne verstanden werden. Da geht der Mensch in Gott auf, und behält eingebildeter Weise nichts in seinem Wesen übrig, was nicht Gottes wäre. So heißt es in den Paulinischen Briefen: „Wir sind gestorben, und unser Leben ist verborgen in Gott." „Christus ist mein Leben, und Sterben mein Gewinn;" „ich lebe, nun aber nicht ich, sondern Christus lebt in mir." Der heil. Franciscus von Assisi predigte seinen Mönchen unablässig, daß der geistliche Mensch sich selbst betrachten müsse gleich wie einen Leichnam, der Seele

und Leben nur durch den Geist Gottes empfängt, indem er Gottes Willen gehorsam in sich aufnimmt. Dieses Bild vom Leichnam, und andere welche eine unbedingte Willenlosigkeit in der Hand Gottes bezeichnen sollen, hat sich auch Ignaz angeeignet und oft gebraucht.

So lange nicht weiter gegangen wird, als daß man sich die Herrschaft eines höheren Willens über die Seele als wahre Befreiung des Menschen denkt, und durch diesen bloßen Gedanken schon die Verwirklichung jener Herrschaft zu Stande gebracht zu haben meint, wie die Evangelischen thun, die nur von einem Gehorsam im Glauben wissen, so lange hat die Sache keine Schwierigkeit. Nach katholischer Ansicht muß sich aber der innere Gehorsam als eine Tugend, als ein Seelenvermögen offenbaren: diese seine zweite Bedeutung führt sogleich einen wirklichen Kampf des Willens mit den Mächten welche ihn an die Natur fesseln, und die Nothwendigkeit einer Erziehung, Ausbildung und beständigen Uebung im Ueberwinden des Naturwiderstandes, und dadurch in der Heiligung herbei. Es gilt nun, sich nicht mehr blos ein Leichnam (gestorben, begraben in Christo) zu d ü n k e n, sondern sich dazu zu m a c h e n, d. h. sich so gleichgültig, so unempfindlich zu machen gegen alle Einflüsse der Naturgewalt auf den Willen, daß sie diesen nicht beherrschen können. In

diesem Sinne ist der Gehorsam ein Stück der Vervollkommnung, und deswegen der Gegenstand eines Ordensgelübdes.

Die drei Ordenstugenden haben es allesammt mit der Zähmung der menschlichen Erregbarkeit zu thun, aber erst die Tugend des Gehorsams vollendet diese Zähmung. Nicht um Versenkung der Seele in Gott durch innere Beschauung, wie den sogenannten Mystikern, nicht um Verdammung der eigenen Natur rein durch Erkenntniß und Ergreifung einer göttlichen Natur in Gedanken, wie den Evangelischen, war es den Orden zu thun, sondern um das wirkliche und im Leben anwendbare Gut der Selbstbeherrschung, nicht, wie man es nennt, um Spekulazion und theoretische Befreiung, sondern um eine gewisse Praxis der heiligen Freiheit. So auch den Jesuiten. Nichts, erzählt Bartolo in seinem Leben Loyolas, habe Ignaz in seinen täglichen Gesprächen häufiger den Seinigen anempfohlen als das „Bezwinge Dich selbst;" Xaviero, der es ebenso gemacht, sei einmal in Indien gefragt worden, warum er diesen Satz so oft wiederhole, und habe geantwortet: ich hab' es so von meinem trefflichen Vater Ignaz gelernt; Ignaz, fährt Bartolo fort, habe auch öfters geäußert, es sei seine einzige Furcht, daß die Mitglieder der Gesellschaft darauf verfallen möchten, ihre Heiligung auf einem andern, als dem der Gesellschaft

vorgezeichneten Wege, z. B. durch anhaltendes Beten, anstatt durch Bändigung der natürlichen Neigungen zu suchen. Der Leser möge sich hierbei auch der Ueberschrift und Einleitung der „geistlichen Uebungen" erinnern, wonach es der Zweck der Uebungen ist, der Seele dazu behülflich zu sein, daß sie sich von den natürlichen Affekten befreie *). In diesem Sinne sind die drei Tugenden zu verstehen. Die Keuschheit ist Befreiung von der Erregbarkeit des Einzelnen in sich, von der leiblichen, oder wie der christliche Ausdruck lautet, fleischlichen Erregbarkeit, von der natürlichen Macht des Geblütes, und soll eine Reinheit der Seele von aller Beimischung des Sinnenlebens zu Stande bringen; die Armuth ist Befreiung von den natürlichen Einwirkungen der Außenwelt auf die Erregbarkeit des Begehrungsvermögens, und soll einen inneren Gleichmuth, eine Gleichgültigkeit gegen alle Dinge dieser Welt herstellen; der Gehorsam ist Befreiung von der Regellosigkeit des von den natürlichen Trieben und Begierden und von dem Spiele der Einbildungskraft, beherrschten Willens und soll die Herrschaft des Willens über sich selbst, oder vielmehr die Alleinherrschaft eines auf den festen Zweck des Guten gerichteten Willens bewirken.

*) Oben S. 221, am Ende der Seite.

Hier nun aber, mit dem bestimmten Zweck, tritt die dritte Bedeutung des Gehorsams ein und schleppt eine Kette von unüberwindlichen Schwierigkeiten nach sich.

Diejenige Schwierigkeit, welche die Evangelischen bei der Verwirklichung des Gehorsams gegen Gott finden mußten, indem das „Wort Gottes", dem allein sie ihren Gehorsam widmen können, der mannichfaltigsten Deutung ausgesetzt ist, und daher für die wirkliche Anwendung im bestimmten Falle, selbst insoweit es sich nur um die Erkenntniß der Wahrheit handelt, keine sichere Regel an die Hand giebt, diese Schwierigkeit fällt für den Katholiken weg, da dieser sich in Sachen der Erkenntniß auf das Urtheil der Kirche verläßt. Aber eine noch größere Schwierigkeit entspringt für ihn sogleich daraus, daß er durch das Bestreben sein ganzes Leben in allen Besonderheiten und Einzelheiten zu heiligen, genöthigt ist, den bestimmten Willen Gottes für jeden Fall zu ermitteln, um seinen eigenen Willen dem göttlichen unterwerfen zu können.

Wir kennen schon die von Ignaz erfundene Methode der Rathspflege mit Gott und ihren Reichthum an Hülfsmitteln welche dazu dienen sollen, die Eingebungen der eigenen Willkür, oder, wie man es ansah, des Teufels, von denen des heiligen Geistes zu unterscheiden. Aber trotz aller Hülfsmittel konnte man es sich nicht verhehlen, daß bei der Unsicherheit des eigenen Ur-

theils Irrthümer möglich sind, welche den redlichsten Willen einer unbedingten Unterwerfung unter den Willen Gottes um seinen Zweck betrügen könnten. Wiederholte doch Ignaz den Seinigen immerfort, daß Niemand sich auf sich verlassen solle. Die Rathspflege mit Gott ist also nicht ausreichend, um dem Willen seinen Stoff rein und untrüglich zu überliefern, es muß zur Sicherung des Handelns auch noch auf eine Rathnahme von Menschen gedacht werden.

Insoweit es sich um die Zwecke einer geregelten Gesellschaft, eines Ordens handelt, fällt, dem Begriffe nach, dieses Bedenken hinweg, denn die Erreichung dieser Zwecke setzt Einheit des Willens, also Gesetz, Befehl, und dann pünktliche Beobachtung und Vollziehung voraus; da hat der Einzelne sich nicht Rathes zu erholen, sondern nur den Verfügungen des gebietenden Willens nachzukommen. Da nun in der Gesellschaft Jesu das einzelne Mitglied gar keine anderen Zwecke haben soll, als die der Gesellschaft, so scheint hieraus zu folgen, daß es für den Einzelnen gar keinen Fall der Rathnahme geben kann, weil der Befehl des Vorgesetzten alles entscheidet und jeden Zweifel tilgt. In dieser Weise fordert auch Ignaz den Gehorsam seiner Untergebenen. „Es ist unleugbar," sagt er in dem Briefe an Die in Portugal, „daß in dem wahren Gehorsam mehr liegt, als das Ausführen dessen was befohlen wird, und

mehr selbst als der Wille, das Gernethun, nämlich, daß auch die Gefangennahme des Urtheils unter das Urtheil des Gebietenden mit dazu gehört, also daß man über das Gebotene nicht klügelt, sondern es für recht und gut ansieht, weil es geboten ist. O, wenn doch die Menschen diesen Gehorsam des ganzen Geistes so verständen und übten, wie es Gott wohlgefällig und für Die so unter dem Gelübde leben, nothwendig ist. Denn wie in dem Gange der himmlischen Körper einer von dem anderen regiert wird, so daß das ganze Sonnensystem in herrlicher Ordnung in einander greift, so muß auch in menschlichen Dingen, indem der Eine durch die Macht des Anderen gelenkt wird, was mittelst des Gehorsams geschieht, Der welcher von des Anderen Winke abhängt, willig sein und Folge leisten, damit die Kraft von dem Mittelpunkt aus in ihn überströme. Ein solches Gehorchen und Fügsamsein ist aber unmöglich, wenn nicht wie der Wille so auch das Urtheil des Untergebenen sich mit dem Willen und dem Urtheile des Uebergeordneten in Einklang setzt." Ignaz unterschied zwischen einem unvollkommenen und einem vollkommenen Gehorsam. Der unvollkommene, sagte er, unterwerfe sich dem Gebotenen, aber indem er sich das eigene Urtheil vorbehält, der vollkommene Gehorsam aber sei, der sich gar nichts vorbehält: jener erfülle den Befehl, wenn auch mit widerstrebender Mei-

nung, dieser unterwerfe Meinung wie Willen dem Willen und der Meinung des Gebietenden. Wer das nicht thue, sagte er oft, der stehe nur mit einem Fuße in der Gesellschaft und werde leicht zu Falle kommen. In dem Briefe an Die in Portugal erklärt er dies so: „Wenn nicht der geistige Gehorsam da ist, so ist es unmöglich, daß der Wille wirklich vollkommen folgsam und daß die Ausführung des Gebotenen von der Art sei, wie sie sein soll. Denn es ist ein Naturgesetz, daß das sogenannte Begehrungsvermögen in uns unter dem Einflusse des Vorstellungsvermögens steht, und daß daher, bei widerstrebendem Urtheil, der Wille, wenn ihm nicht etwa Gewalt geschieht, nicht lange fügsam sein kann. Wenn daher Jemand auch eine Zeit lang seine eigene Vorstellung beugt, in der Meinung, daß man auch wider Willen dem Vorgesetzten gehorchen müsse, so kann das doch nicht dauernd und nachhaltig sein; die Beharrlichkeit wird fehlen, jedenfalls aber die rechte Vollkommenheit des Gehorsams, welche in einem freudigen und raschen Gehorchen besteht; denn da kann ja Freudigkeit und Eifer nicht sein, wo Verschiedenheit der Gesinnung und der Meinungen herrscht. Der Trieb und die Schleunigkeit der Vollziehung ist schon dahin, wenn erst bedacht wird: ist es recht oder nicht recht? gehorche ich, oder gehorche ich nicht? — dahin ist jene berühmte Einfalt des blinden Gehorsams, wenn das

Gebotene erst in Frage gestellt wird; dahin ist die Demuth, weil, wenn wir uns auch für's Gehorchen entscheiden, wir doch uns in Gedanken über unseren Oberen stellen; dahin ist die Kraft der Einheit in schwierigen Dingen; dahin ist, um alles mit Einem Worte zu sagen, die ganze Bedeutung und der ganze Werth dieser Tugend."

Aber hier ist schon gleich in Bezug auf die Allgemeingültigkeit der Tugend eine große Schwierigkeit, welche auch die Evangelischen nicht verfehlten den Orden mit Spott vorzuhalten. „Des Herzens Unterthänigkeit," sagt z. B. Luther in den „Klostergelübden," soll allen Christen gemein sein.... Nun müßten die Klöster keine Prälaten haben, noch müßte es Bischöfe geben können, oder die gelobte Unterthänigkeit geht aus." Diese Schwierigkeit ist auch von den Schriftstellern der Gesellschaft Jesu, wenn sie die Tugenden des Stifters beschrieben, hinlänglich gefühlt worden; Ignaz, sagen sie (z. B. Orlandin und Ribadeneira) habe als General wenig Gelegenheit gehabt, Gehorsam zu bezeigen, und sie helfen sich dann damit, daß sie nicht nur erinnern, wie er die ganze Gesellschaft unter den Gehorsam des Pabstes gestellt, sondern daß sie auch erzählen, wie pünktlich er stets den Verordnungen seines Arztes oder seines Beichtvaters nachgekommen sei, selbst wenn es ihm noch so schwer fiel. Abgesehen von

der Macht des Pabstes über den ganzen Bestand der Gesellschaft hinsichts ihres Daseins und aller ihrer Rechte und Einrichtungen, hat in der That der General derselben innerhalb der Gesellschaft, wenn man nicht die Kleinigkeit des Abhängigseins in Bezug auf seine eigene Lebensordnung in Anschlag bringen will, keine andere Macht über sich, als den Zweck der Gesellschaft selbst, dessen Verletzung oder Gefährdung allerdings seine Absetzung zu Wege bringen kann; für ihn ist der Gehorsam, wie für Alle, inneres Gut der Seele, christliche Tugend, und Mittel um den Zweck der Gesellschaft zu erreichen, jedoch die Art, wie er ihn zu bethätigen vermag, macht eine Ausnahme, indem der Inhalt des göttlichen Willens ihm nicht überliefert wird, sondern von ihm selbst mittelst der eingebildeten Rathspflege mit Gott oder der wirklichen mit seinen Assistenten und andern Mitgliedern der Gesellschaft erforscht werden muß.

Aber auch für die Einzelnen, für die Untergebenen liegt eben in diesem Verhältniß der Abhängigkeit von dem Ausspruch eines Höhergestellten über das was Gottes Wille sei, eine große Schwierigkeit. Als Zweck des Gehorsams gilt doch die Ausführung dessen was wirklich Gott wolle: nur um den vermeintlichen Gotteswillen zu thun, giebt der Jesuit seine Freiheit hin und unterwirft sich einem vollkommenen Gehorsam. Dieser

vollkommene Gehorsam hat einen gebietenden Willen zur Voraussetzung, den man sich von einer Weisheit geleitet denken muß, welcher man das eigene Urtheil mit blindem Vertrauen unterwerfen könnte, wie ein Kind das seinem Vater blindlings folgt. So lange nun nur die Vorstellung eines vollkommenen Gehorsams gegen Gott allein festgehalten wird, ist alles gut; denn die Vorstellung welche man sich dabei von Gott selbst macht, ist die eines vollkommenen Wesens. Nun aber, da die Verfolgung wirklicher Zwecke, welche die Durchführung eines bestimmten und gebietenden Willens fordert, einen Menschen, ein keineswegs vollkommenes Wesen, an die Stelle Gottes schiebt, und den Gehorsam der nur dem Allweisen zu leisten wäre, für einen menschlichen Vorgesetzten in Anspruch nimmt, dessen richtiges Urtheil, wenigstens im einzelnen Falle, doch immer zweifelhaft sein wird, so ist die Voraussetzung zerstört, ohne welche jener vollkommene heilige Gehorsam nicht zu denken ist, — und dennoch will Loyola und kann Loyola die Forderung eines strengen wirklichen Gehorsams nicht fahren lassen, sowohl um der Konsequenz des Gedankens willen, als um deßwillen, weil ihm dieser ausübende Gehorsam in dem Plane seiner Stiftung unentbehrlich ist. Das ist die Schwierigkeit.

Einst fragte ihn Jemand, als von dem vollkom-

menen Gehorsam die Rede war: wie aber, wenn der Vorgesetzte einen unsinnigen Befehl giebt, und wenn der Untergebene diesen unsinnigen Befehl ausführt, wo ist da die Vernunft? — Lieber Herr, antwortete Loyola, Vernunft zu haben hat nicht Der welcher gehorcht, sondern Der welcher befiehlt. —

Dies drückt das Wesen des handelnden Gehorsams in der That vollkommen richtig aus. Gehorchen heißt in seiner vollen Bedeutung, einen fremden Willen an die Stelle des eigenen setzen. Der Soldat auf seinem Posten darf keine Vernunft haben, darf nicht denken; sein Befehlshaber hat Vernunft für ihn und denkt an seiner Statt: er selbst ist nichts als das Werkzeug welches den Willen des Befehligers vollzieht.

Indessen ist hiermit der Widerspruch nicht gehoben, welcher da entsteht, wo es sich nicht allein um die wirksame Vollziehung irgend eines Willens, sondern zugleich um die Beschaffenheit dieses Willens handelt, und es bleibt das schwere Bedenken unerledigt, ob es nicht verkehrt sei, den Gehorsam den man Gott darzubringen beabsichtigt, einem Menschen zu leisten. Dieses Bedenken hat man von Alters her dadurch zu beseitigen gesucht, daß man in dem Vorgesetzten den Menschen von seinem Berufe unterschied und sich einbildete, Gott selbst zu gehorchen, indem man Dem gehorchte welchen man von ihm zum Vorgesetzten erhalten hat,

Dem „der an Gottes Statt und im Namen Gottes gebietet."

Dies ist die Vorstellung mit welcher auch Ignaz, nach dem Vorgange der älteren christlichen Tugendlehrer, Denen die zu gehorchen haben, zu Hülfe kommt. Schon im Evangelium des Lukas heißt es: „wer euch höret, der höret mich," und im Epheserbrief (6, 5.) wird gefodert: „ihr Knechte gehorchet euern Herrn als Christo." „Das wünsche ich soll der Ruhm unserer Gesellschaft sein," sagt Ignaz in seinem Briefe, „daß Niemand in ihr die Person der er gehorcht, ansieht, sondern in dieser Person den Herrn Christus, um dessen willen er gehorcht." Unter dem Persönlichen ist hier zunächst Aeußerliches zu verstehen, wie Rang oder Würde; „ich muß nicht fragen," sagt Ignnz in seinem letzten Diktat, „ob Der welcher mir zu gebieten hat, der Höchste oder ein Mittlerer oder ein Niedriger sei, sondern mein ganzes Tichten nur auf das Gehorsamsein allein richten, und nichts erwägen als daß Jener mir an Gottes Statt vorsteht." So verlangte er, und zwar sogar ausdrücklich in den Konstituzionen, daß z. B. Jemand der Auftrag erhielt in der Küche zu helfen, dem Koche mit nicht minderem Eifer gehorchen sollte, als er dem Generale selbst gehorcht haben würde. Aber auch die inneren persönlichen Unterschiede der geistigen Fähigkeit und des Charakters sollten im Gehorsam

außer Betracht bleiben. „Dem Vorgesetzten," heißt es in dem Briefe weiter, „angenommen auch, es sei dieser mit Weisheit, Güte und allen göttlichen Gaben ausgerüstet und geschmückt, ist nicht um dieser Gaben willen zu gehorchen, sondern ganz allein deswegen, weil derselbe Gottes Stelle vertritt, und aus der Vollmacht Dessen handelt welcher spricht: wer euch höret, höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich. Und so umgekehrt, wenn es dem Vorgesetzten an Weisheit und Einsicht gebricht, so darf deswegen nicht im Gehorsam nachgelassen werden, sondern man muß um Dessen willen freudig gehorchen welches Weisheit untrüglich ist, und welcher durch seine Vollkommenheit das ersetzt was seinem Diener abgeht." Diese letztere Vorstellung ist in den Augen Dessen, der an eine göttliche Vorsehung glaubt, keine müßige. Jeder Orden, sagt Rodriguez, hat mit seinem besonderen Zweck auch besondere Mittel zu dessen Erreichung von Gott empfangen, denn Gott setzt Keinem einen Zweck, ohne ihn mit den entsprechenden Mitteln auszustatten. Unter derselben Voraussetzung kann auch nicht anders geglaubt werden, als daß Gott den Willen Derer regiert, die eine Befehlsgewalt in seinem Namen ausüben; diese Annahme liegt dem Sprichwort zu Grunde: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Hierin ist in der That nichts anderes ausgedrückt, als daß die Foderung des

Gehorsams auf der stillschweigenden Voraussetzung beruht, daß nur was recht und nütze, was dem Zweck entsprechend und gut ist, befohlen werde. Rodriguez sagt ganz richtig: Dies, daß man in den Anordnungen des Vorgesetzten Anordnungen Christi selbst erblicken müsse, sei nicht etwa nur zur Erleichterung des Gehorsams anempfohlen, sondern es sei eine Betrachtungsweise, welche aus dem Wesen des Gehorsams selbst entspringt. Einem Menschen, den man, wenn man ihn als Menschen betrachtet, immer doch für irthumsfähig und den Leidenschaften unterworfen achten muß, könne man keinen vollkommenen Gehorsam leisten; wohl aber dem Manne, in welchem man nicht seine menschliche Natur und Beschränktheit erblickt, sondern die erhabene Weisheit und unendliche Güte des Gottes selbst, der ihn uns zum Oberen gesetzt hat.

Mit welcher Ernstlichkeit nun auch diese Theorie von Ignaz und von seinen Jüngern vorgetragen wird, so ist es diesen Männern doch unmöglich, wirklich mit ihr Ernst in ihrer ganzen Starrheit und in allen ihren Folgen zu machen. Der ungelöste Widerspruch zwischen der Foderung, den wirklichen Willen Gottes zu vollziehen, wenigstens nichts wider den erklärten Willen Gottes zu thun, und zwischen der Foderung einer unbedingten Unterwerfung unter den Willen eines Menschen, kommt zunächst in der Besorgniß zum Vorschein, daß

etwas Sündhaftes geboten werden könnte, eine Besorgniß, welche in der That die Ordensstifter bewog, Ausnahmen von der strengen Pflicht des Gehorsams in den Ordensregeln zuzulassen. „Dem Willen Dessen der an Gottes Statt mir vorgesetzt ist," sagt auch Loyola in seinem Diktate, „nicht meinem eigenen Willen muß ich in allem folgen, nur im Sündhaften nicht."

Nun verlangt er zwar, daß man einem Einspruch des Gewissens in dieser Hinsicht nicht zu leicht traue, sondern in allen derartigen Fällen wo nicht etwa die Sündhaftigkeit des Gebotenen unzweifelhaft wäre, die Frage mit der größten Vorsicht prüfe, denn, sagt er, jeder müsse bedenken, wie er selbst nicht minder leicht als er es von dem Vorgesetzten annimmt, irren könne; „wenn es sich trifft," heißt es in dem Diktate, „daß etwas das mein Oberer befiehlt, mir wider mein Gewissen zu sein scheint, während der Obere das Gegentheil glaubt, so werde ich ihm mehr trauen als mir selbst, es wäre denn daß ein offenbarer Grund entgegensteht.*) Wenn ich mir's nun aber nicht in den Sinn bringen kann, so werde ich wenigstens noch dadurch meinen Sinn und Urtheil daran geben, daß ich die Sache in Eines, oder Zweier, auch Dreier Urtheil stelle

*) Illi potius quam mihi credam, si quidem aperta ratio non repugnat.

und das thue was sie für Recht erkennen. Will ich nicht einmal das, so bin ich sehr weit von der Vollkommenheit und der Ausübung derjenigen Tugenden entfernt, welche das eigenste Wesen des gebundenen Standes ausmachen."

Aber für den Fall offenbarer Sündhaftigkeit des Gebotenen mußte die Pflicht des Gehorsams jedenfalls eingeschränkt und der Ordensgenoß vor Uebertretung seines Gelübdes durch eine Gehorsamsweigerung sicher gestellt werden. Dafür sorgen denn auch die Konstituzionen, indem sie zwar fordern, daß Jeder „sich mit Meinung und Willen dem was der Obere will und meint, unterwerfe," aber nur „in allem dem worin nichts Sündliches erscheint,"*) an einer andern Stelle, „in allem wobei nicht erweislich etwas das irgendwie sündhaft wäre, mitunterläuft;"**) und im Register heißt es, „wo nicht eine offenbare Sünde***) geboten würde."

Die Behauptung, welche sich in vielen Büchern findet, daß die Konstituzionen Gehorsam auch in dem Falle fordern, daß etwa der Obere zu sündigen gebôte,

*) In omnibus rebus, ubi peccatum non cerneretur. (Th. III. Kap. 1. §. 23.)

**) Ubi definiri non possit aliquod peccati genus intercedere. (Th. VI. Kap. 1. §. 1.)

***) peccatum manifestum.

beruht blos auf einer falschen Uebersetzung des Ausdrucks obligatio ad peccatum, welcher im 5. Kap. des 6. Theils vorkommt. Dieses Kapitel erklärt nämlich zur Beruhigung der Gewissen, daß nur der Bruch der Gelübde, nicht aber die Uebertretung sonstiger in den Konstituzionen und Verhaltungsregeln vorkommenden Bestimmungen als eine Sünde betrachtet werden solle, außer dann, wenn ein Oberer die Befolgung irgend einer dieser Bestimmungen ausdrücklich „kraft des Gehorsams" forderte, wodurch dieselbe zu einem Gesetze, dessen Uebertretung Ungehorsam, also eine wirkliche Sünde wäre, oder, wie es in der Kunstsprache genannt wird, zu einer obligatio ad peccatum würde, d. h. zu einer Verpflichtung bei Sündenstrafe, nicht aber, wie es von Unkundigen übersetzt worden ist, Verpflichtung zum Sündigen.

Das „vollständige, unverweilte, kräftige Gehorchen in schuldiger Demuth, ohne Ausflucht und ohne Murren, auch in schwierigen Dingen und solchen welche den Sinnen widerstreben, mit Aufopferung alles eigenen Wollens und selbst Meinens," wie die Konstituzionen es fordern, dieser, wie sie es an andrer Stelle ausdrücken, „gewissermaßen blinde," oder, wie ihn Ignaz gewöhnlich nannte, „vollkommene" Gehorsam wird also nur für das was religiöser Weise erlaubt ist, was „sich

mit der Frömmigkeit verträgt,"*) in Anspruch genommen, nicht nur für alles was nach christlichen Begriffen entschieden gut, sondern auch für alles was gleichgültig, d. h. an sich weder gut noch böse ist; mag es unnütz, thöricht, übel berechnet scheinen u. dgl. m., das ändert an der Pflicht des Gehorsams nichts. „Kurz, nicht mein eigen muß ich sein," heißt es am Schlusse des Diktates, „sondern Dessen der mich geschaffen hat und seines Stellvertreters, dergestalt daß ich mich leiten, daß ich wie ein weiches Wachs in der Hand des Bildners mit mir verfahren lasse. So werde ich annehmen, daß alles gerade so mir heilsam sei, wie es mir geboten wird, z. B. Briefe zu empfangen und zu schreiben, oder keine, mit den Brüdern zu reden, oder still zu sein, und werde mein ganzes Tichten nur allein auf das was geboten wird, richten. — So werde ich gleichsam zu einem Leichname mich machen, welcher ohne Willen und Gefühl ist. Oder zweitens, wie ein Figürchen werde ich sein, das man hin und her wendet wie man will. Drittens noch, ich werde mich darstellen wie ein Stab in eines Greisen Hand, der mich nach seinem Belieben gebraucht und dahin setzt wo ich ihm am besten diene. Kurz, so werde ich zu Allem bereit sein, worin der Or-

*) Omnibus in rebus, ad quas potest cum charitate obedientia se extendere. (Konstit. Th. VI. Kap. I. §. I.)

den meiner gebrauchen will, und nichts zurückweisen was geboten wird. — Weder verlangen noch bitten, noch viel weniger dringen darf ich in den Oberen, daß er mich hierhin oder dorthin schicke, in diesem oder jenem Geschäft mich übe, sondern nur meine Gedanken oder Wünsche einfach ihm vortragen, und es ihm zu Füßen legen, daß e r bestimme, gebiete, i ch was er bestimmen und gebieten wird, für das Beste achte. — In geringfügigen, aber an sich guten Dingen darf um Erlaubniß gebeten werden, z. B. die Stazionen der Stadt zu besuchen u. dgl., sofern man nur des Sinnes ist, daß man es, ob nun die Erlaubniß gegeben oder versagt wird, so für das Beste nehme. — In Betracht dessen was zum Armsein gehört, werde ich nichts wie mein eigen betrachten, sondern mich so verhalten, daß ich mich mit dem was ich in Gebrauch habe, gleich einer Bildsäule bekleidet oder geschmückt und versehen achte, welche Dem der ihr den Zierrath abnimmt, keinen Widerstand und Widerwillen entgegensetzt." — So soll in allem was von der Kirche freigelassen ist, der eigene Wille dem des Oberen geopfert und unverdrossen, pünktlich, schleunig, ja zuvorkommend gehorcht werden, wie gesagt „blindlings," aber nur dann erst blindlings, wenn unzweifelhaft feststeht, daß das vom Oberen Gebotene nichts von der Kirche Verpöntes sei, daher nicht blindlings von vornherein, und deshalb fordern die Konstituzionen den Ge-

horsam nicht unbedingt blind, sondern nur „gewissermaßen blind"*).

Wir sind aber mit den Einschränkungen noch nicht zu Ende; wo die Schranken der Religion aufhören, finden sich noch die der Natur ein. Es gab eine Zeit, in welcher der Gehorsam unbedingt und ohne Klausel und Vorbehalt gefordert werden konnte; es gab Ordensstifter, welche vor der Gewalt einer solchen rücksichtlosen Forderung nicht zurückbebten. Man muß gehorchen, hiesch der h. Benedikt von Nursia, welcher im sechsten Jahrhundert lebte, gehorchen auch selbst — im Unmöglichen. So konnten jene Männer reden welche ganz mit ihrer Phantasie im Himmel hausten, wo „kein Ding unmöglich" ist. Aber als erst der abwägende Verstand sich in die Angelegenheiten des Gehorsams mischte, fanden sich sogleich die Ausnahmen, die Verklausulirungen und Bedingungen ein. Schon im vierzehnten Jahrhundert lehrte ein Mann, der sogar ein Zögling der Benediktiner von Monte Cassino war, Thomas von Aquino, auch er ein Heiliger, und durch alle folgenden Jahrhunderte die größte Autorität in der katholischen Kirche, daß aller Gehorsam bedingt sei, auf verschiedene Weise, vor allem Andern aber schon durch die Möglich-

*) Omnem sententiam ac judicium nostrum caeca quadam obedientia abnegando.

keit der Ausführung. Es haben sich zwar auch noch Jesuiten gefunden, die in schwärmerischem Eifer die Pflicht des Gehorsams bis aufs Unmögliche ausdehnten. Im Jahre 1551 lag in Messina ein Noviz der Gesellschaft, Gian Antonio aus Kalabrien, ein neunzehnjähriger Jüngling auf dem Todbett, dieser antwortete, als er gefragt wurde, ob er seine Auflösung nahe fühle: ja, wenn es Pater Cornelius erlaubt, so denke ich noch heute oder morgen zu sterben, und bestand darauf, daß ihm Cornelius, der Rektor des Kollegs, diese Erlaubniß ausdrücklich geben mußte. Indessen war dies eine Hyperbel des Gehorsams, die von Ignaz keineswegs beabsichtigt war. In seinem Briefe an Die in Portugal sagt er: „Thut denn, geliebte Brüder, euern eigenen Willen ganz ab, insoweit es möglich ist.“*) Nicht nur seine scholastische Bildung und seine gewohnte verstandesmäßige Art die Lehrsätze zu fassen nöthigte ihn hierzu, sondern insbesondere auch die ihm eigene beständige Rücksicht auf das wirkliche Leben, welche ihn bei allen seinen Himmelsgedanken doch immer leitete.

Diese Rücksicht auf die Bedürfnisse des wirklichen Handelns mußte nun Ignaz zu noch weit größeren Einschränkungen seiner unbedingten Gehorsamsregel führen.

---

*) Voluntas vestras, quoad fieri potest, omnino deponite.

Wirklich die Förderung des Zweckes der Gesellschaft ist in ihr der überwiegende, der eigentliche Zweck des Gehorsams. Es kam vornehmlich darauf an, zu verhüten, daß die Kraft des Handelns, welche aus Einheit des wirkenden Willens entspringt, nicht durch die Willkür der Einzelnen welche die Werkzeuge jenes Willens sein sollten, gelähmt und unterbrochen würde. Der Gehorsam der Jesuiten ist eine militärische Tugend, und so ist er auch von den Mitgliedern der Gesellschaft immer aufgefaßt worden. „Wenn der Gehorsam," sagt Orlandino, „schon jedem thätigen Verein oder Orden wesentlich ist, weil durch ihn Kraft und Geist des gesammten Körpers in alle Glieder strömt, so ist er in der Gesellschaft Jesu ganz vorzüglich nöthig, weil dieselbe mehr einem ins Feld geführten Kriegsheer als einem Staat in Frieden gleicht. In letzterem kann Jeder unter dem Schutze der Gesetze seinen eigenen Angelegenheiten ruhig nachgehn, aber im Heer hängt alles vom Augenblick ab, plötzliche Befehle unverweilt zu vollziehen muß der Soldat bereit sein, rasches Gehorchen ist da die Hauptsache. . . Aus diesem Grunde hat der h. Vater (Ignaz) so sehr auf einen, wie er es nennt, blinden Gehorsam gedrungen, denn der Soldat, wie der Spruch sagt, muß wissen und doch nicht wissen."

So hat denn auch die alte Lehre vom Gehorsam in der Gesellschaft Jesu eine neue Wendung erhalten:

begründet steht sie noch immer da wie vor Alters: anerkannt und geliebt werden soll der Gehorsam als die christlichste aller christlichen Tugenden, als das Opfer welches der Mensch mit seinem ganzen ungetheilten Wesen seinem Schöpfer darbringt; aber geübt werden soll dieser Gehorsam als eine Tugend des Kriegers, dessen einzelne Leistungen nur durch ein rasch und genau in einander greifendes Wirken Aller, deren Bewegungen ein einziger Wille lenkt, Werth erhalten. Welch ein Unterschied zwischen dem Gehorsam jenes alten Mönches, welcher auf das Glockenzeichen, das ihn zur Hore ruft, den ihm erschienenen Jesusknaben in der Zelle stehen läßt, um zu seiner Pflicht zu eilen — er fand nachher zur Belohnung seines Eifers, da er wieder in die Zelle trat, den Jesusknaben noch an derselben Stelle seiner wartend — und zwischen dem Gehorsam dieser Männer, welche auf den Wink ihres Generals von Coimbra nach Regensburg oder von Paris nach Goa fliegen. Sie wissen es sehr wohl und sagen es sich unaufhörlich, daß dieser Gehorsam die Seele ihres Dienstes, der Kitt ihrer Einheit und die Bedingung ihrer Kraft ist; und doch schmeicheln sie ihrer Phantasie auch gern mit solchen Geschichtchen wie jenes vom belohnten Mönche, um sich den Gehorsam zu einer rein innerlichen Tugend und zu einem blos persönlichen Verdienst in den Augen Gottes zu machen.

„Wir mögen es immerhin dulden," sagt Ignaz in dem Briefe an Die in Portugal, „daß uns andere geistliche Orden in Fasten, Wachen und allerlei Strenge des Lebens übertreffen, wie es einem jeden von ihnen ihr Brauch und ihre Disziplin auferlegen; aber in dem wahren und vollkommnen Gehorsam und in der Verleugnung des eigenen Wollens und Meinens, darin, möchte ich, geliebte Brüder, daß Die welche in dieser Gesellschaft Gott unserem Herren dienen, Allen voran leuchteten."

Der wahre und vollkommene Gehorsam, in welchem die Gesellschaft Jesu, als eine Art Miliz, sich vor allen Orden auszeichnen soll, ist aber nur insofern ein militärischer Gehorsam zu nennen, als es allerdings auch bei ihm um die Pünktlichkeit des „Dienstes" zu thun ist. Aber er ist umfassender als der militärische Gehorsam, weil der Dienst des Jesuiten den Menschen nicht wie der Militärdienst nur theilweise und zeitweise, sondern ungetheilt und unaufhörlich in Anspruch nimmt. Deswegen ist denn auch das Leben unter dem jesuitischen Gehorsam vielfältig eine wahre Sklaverei genannt worden. Das wird es in der That sein, wenn sich das Herz des Jesuiten mit dessen Pflicht in Widerstreit befindet; nun aber ist es die Voraussetzung, auf welche diese Pflicht gegründet ward, daß der Verpflichtete die Pflicht als seine eigenste, theuerste Angelegenheit, als die

Bedingung seines inneren Wohlseins und als die einzige der gottverlangenden Seele und dem arbeitsamen Geist genügende Bethätigung seines wahren Wesens ansehe und empfinde. Unter dieser Voraussetzung hört die Pflicht auf, ein Zwang zu sein, der Dienst ist keine Sklaverei und der Gehorsam ist ein ganz anderer als der militärische.

Des Soldaten Handlungen im Dienste regelt nicht schlechthin der Wille des Vorgesetzten, sondern nur der kundgegebene Wille, der Befehl; der Soldat darf nicht weniger, aber auch nicht mehr thun als geboten ist. Anders der Jesuit. „Es giebt drei Stufen des Gehorsams," sagt Loyola in dem Diktate, „erstlich, wenn gehorcht wird, weil ausdrücklich kraft des heiligen Gehorsams befohlen ist, — das ist ganz gut; zweitens, wenn der Obere nur überhaupt etwas auszusprechen braucht, und es geschieht — das ist schon besser; drittens, wenn man dem Gehorsam noch zuvorkommt und unverlangt das thut was man dem Vorgesetzten an den Augen absehen kann — bei weitem der vollkommenste Grad." Hier ist also als das Höchste und Beste im Gehorsam ein eigenes freies Eingehen auf den Willen Dessen der zu gebieten hat, gefordert.

Der Gehorsam macht die Menschen zu Maschinen, der Jesuit sollte in der That wie eine Maschine sein; und doch sollte er zugleich nichts weniger sein als dies:

Ignaz hatte ja seinen Orden gestiftet, um eine Schaar von selbstthätigen, klugen, einsichtsvollen Männern der bedrängten Kirche zu Hülfe zu führen. Gehorsam sollte sein, möglichst in Vollkommenheit, Gehorsam der nicht nur den Willen, sondern selbst das Urtheil bindet, und doch war nach dem Zwecke der Gesellschaft eigenes Urtheil Allen sehr vonnöthen, auch forderte es Ignaz und suchte es bei Allen auszubilden, er verlangte möglichst scharfes, treffendes, stets bereites Urtheil. Wie war dieser Widerspruch zu lösen?

Ignaz löste ihn so: Jeder sollte den Geist der Gesellschaft zu seinem eigenen machen; regieren sollte in der Gesellschaft nie und nirgend ein Einzelwille, sondern immer und überall nur der Zweck. Jeder Einzelne, sowohl der Gebietende als der Gehorchende, sollte sich in seinem Kreise frei und mit Aufwand aller seiner Kräfte bewegen, aber stets in dem Bewußtsein, daß er nur ein Theil ist, dessen Bewegung durch das was die Erhaltung und Thätigkeit des Ganzen erfordert, bedingt wird. Jeder sollte also gebunden sein, insoweit ihn der nothwendige Zusammenhang des Ganzen band, und frei insoweit seine Freiheit der Erfüllung des Gesammtzweckes diente. Es sollte immer gehorcht, aber nicht alles befohlen werden, das Selbsterkorene sollte aus Gehorsam und das Gebotene als Eigengewolltes gethan werden. Die Neigung eines Jeden sollte das was von ihm zu

fordern war, bestimmen und hinwieder das was von Jedem gefordert wurde, dessen Neigung. Es sollte eine beständige Wechselwirkung zwischen den Gebietenden und Gehorchenden sein, diese Wechselwirkung selbst sollte den höhern Sinn des in der Gesellschaft herrschenden Gehorsams ausprägen, es sollte, so zu sagen, aus Freiheit gehorcht und aus Gehorsam befohlen werden.

Ignaz gab sich in der That die größte Mühe, Jeden nicht nur nach seinen Fähigkeiten, sondern sogar auch nach seinen Neigungen und Wünschen zu verwenden, denn er sah wohl ein, daß sonst kein solches freudiges Gehorchen, wie er es foderte, zu erlangen war. Nur suchte er zu verhüten, daß Neigungen und Wünsche mächtig genug würden, um den inneren Gleichmuth, welchen er als das Lebenselement des Gehorsams ansah, zu zerstören und die Aufopferungsfähigkeit, die Kraft der Selbstverleugnung zu brechen. Einem seiner Priester, welcher wiederholt und mit Ungeduld den Wunsch zu erkennen gab, zur Heidenmission gebraucht zu werden, sagte er eines Tages: dieser Wunsch den er hege, sei nicht schlecht, aber verdammlich sei es, daß er seinen Hang Macht über sich gewinnen ließe und nicht vielmehr diejenige Stimmung des Gemüthes in sich zu unterhalten bestrebt wäre, welche den Menschen bereit mache, sich allem ohne Unterschied, wozu er im Dienste Gottes berufen wird, mit voller Lust hinzugeben. Er

sandte diesen Priester noch nicht sogleich aus, und verordnete ihm einstweilen, zur Dämpfung seiner hitzigen Natur, einige Geißelungen.

Einem und dem Anderen schlug er manchmal, vielleicht wenn er selbst zu keiner Entscheidung kommen konnte, verschiedene Missionen vor, und ließ ihm die Wahl. Aber es freute ihn, wenn der Aufgeforderte die Wahl ablehnte und, wie z. B. einmal in solchem Falle Manarée, erklärte, daß er durchaus zu nichts anderem Neigung in sich spüre, als gehorsam zu sein, und daß ihm jeder Auftrag gleich willkommen sei. Als im Jahre **1548** die Gründung eines Kollegs in Messina beschlossen war und aus Rom Mitglieder der Gesellschaft dorthin gesandt werden sollten, versammelte Ignaz sämmtliche Genossen des römischen Hauses und legte ihnen verschiedene Fragen vor, die sie, nach reiflichem Bedenken vor Gott, schriftlich beantworten sollten, nämlich, ob sie die Mission nach Sizilien mitzumachen wünschten, oder ob es ihnen gleichgültig wäre, dahin zu gehen oder anderswohin, oder in Rom zu bleiben, jenachdem es über sie beschlossen würde, ob, wenn sie der Mission beigegeben würden, es ihnen einerlei wäre, welche Stellung man ihnen dabei anwiese, welche Studien, oder welche Art Dienst von ihnen gefordert werden würde, und ob sie überhaupt bereit wären, sich in jeder Hinsicht gehorsam und zu allem freudig zu bezeigen. Ignaz

hatte die Genugthuung, daß die sechsunddreißig Hausgenossen, Schaffner und Koch mit darunter, alle ohne Ausnahme erklärten, daß sie keinen anderen Wunsch, Willen und Gefallen hätten, als zu thun was ihnen geheißen würde.

Daß Ignaz seine Sendboten öfters den Ort ihrer Thätigkeit wechseln ließ, dies hatte nicht nur den Grund, daß er sie rüstig und unaufhörlich ihres unstäten Berufs eingedenk erhalten wollte, in welchem sie sein sollten wie der Apostel, welcher von sich sagte: „Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst und sind nackt und werden geschlagen, und haben keine bleibende Stätte;" es hatte auch den Grund, daß sie sich nicht gewöhnen sollten, das Feld ihrer Thätigkeit und die Frucht ihrer Arbeit als ihr Eigenthum zu betrachten. Sie sollten keinen Augenblick vergessen, daß sie nur Werkzeuge, Arbeiter, Knechte Christi wären: „Dieser säet, der andere schneidet. Ich habe euch gesandt zu schneiden was ihr nicht gearbeitet habt; Andre haben gearbeitet und ihr seid in ihre Arbeit gekommen" (Joh. 4, 38.). Aus ihrem liebsten Wirkungskreise, mitten in der Freude des Gelingens rief er sie ab, um sie anderwärts wieder von vorn beginnen zu lassen. „Da du befiehlst," schrieb ihm einmal, vermuthlich 1544, Araoz aus Barcelona, „daß ich mit Anfang Septembers anderwärts hingehe, so bin ich bereit, und es macht mich nicht unruhig.

Mit des guten Gottes, meines ewigen und besten Herrn Hülfe werde ich schleunig gehorchen, in der festen Ueberzeugung, daß deine Stimme mir die Stimme Christi, unseres Heilands selbst ist, welche seine Schafe hören. Freilich, wer hier davon erfahren hat, klagt, daß so viel Gutes als schon zu werden begonnen, im Stiche gelassen werden soll. Ja, viel; denn ich bin so in Anspruch genommen, daß wenn ich Allen genügen wollte, ich nicht zu mir selbst käme; und doch opfere ich schon einen Theil meiner Nächte. Ich sage dir das nur, damit du mich bemitleidest."

Ein eigenthümliches, sehr rührendes Verhältniß bestand zwischen Ignaz und Francisco Xaviero. Francisco besaß Ignazens ganzes Herz und er selbst liebte Ignaz mit all jenem Uebermaße des Gefühls, das wir schon an ihm kennen; er nannte ihn nicht anders als den heiligsten Mann, und ein Blättchen, worauf Loyolas Name stand, trug er wie ein Amulet am Halse. Ignaz seinerseits konnte, scheint es, Francisco nie wie einen Untergebenen betrachten; Francisco war ihm nur ein geliebter Bruder, ein treuer Mitarbeiter: die weite Trennung und die Ungewißheit, ob sich die Freunde je wiedersehen würden, mochte Jeden von beiden in den Augen des Andern noch herrlicher und liebenswerther machen, der Umstand, daß Xaviero einen durch alle natürlichen Verhältnisse so entschieden von dem Herrschgebiete

Loyolas abgesonderten Wirkungskreis hatte, die äußerliche Ueberordnung Loyolas noch mehr in den Hintergrund drängen. „Mein Vater, wahrhaft Vater!" schrieb Francisco in einem seiner Briefe an Ignaz — es ist ein Brief aus Cochin, vom 29. Jan. 1552 — „erst in Malakka, als ich von Japan kam, habe ich den Brief deiner heiligen Liebe erhalten, der, da er mir von dem Leben und der Gesundheit des mir so theuern und ehrwürdigen Haupts die ersehnte Kunde brachte, mein Herz, Gott unser Herr weiß mit welcher Wonne erfüllte. Wie viele schöne Worte, die ganz deine Sanftmuth und Frömmigkeit athmen, habe ich mit Lust darin gelesen, die ich alle als eine Frucht für meine Seele immer wieder durchdenke und gleichsam in Gedanken wiederschmecke; sonderlich die goldenen Worte, mit denen du deinem Briefe gleichsam ein Liebessiegel aufgedrückt hast: „Ganz dein, so dein, daß ich dich nie und nimmer vergessen kann. Ignatius." Wie ich das mit den süßesten Thränen gelesen habe, so schreibe ich es nun auch schluchzend nieder, indem mich das holde Andenken der vergangenen Zeit übermannt, und der so aufrichtigen, heiligen Liebe, mit welcher du mich immer umfaßtest und welche du mir noch bewahrst." — Nur einen einzigen Gebrauch hätte Ignaz von der Gewalt, welche ihm sein Generalat gab, seinem Franz gegenüber machen mögen, nämlich den, daß er ihn noch einmal nach

Rom riefe, um ihn zu sehen und ihn zu umarmen. Kein Kampf muß ihm schwerer geworden sein, als der zwischen diesem Herzenswunsche und der Pflicht, den Arbeiter nicht aus der Ernte zu nehmen. „Weiter dann hat deine heilige Liebe," schreibt Francisco an einer andern Stelle des angeführten Briefes, „noch hinzugefügt, daß du ein mächtiges Verlangen tragest, mich noch einmal in diesem Leben zu sehen. Er, der in die Tiefen meiner Brust schaut, unser Herr weiß, welch einen heftigen, aber ach so süßen Eindruck auf mein innerstes Herz dieser schmeichelnde Beweis deiner hohen Liebe zu mir gemacht hat. So oft ich an diese deine Worte denke — und wie oft thue ich es — füllen sich meine Augen unwillkürlich mit Thränen; und wie sollten sie nicht mild hervorbrechen schon bei dem bloßen lieblichen Schein den mir der Gedanke vorspiegelt, dich noch einmal zu umarmen? Wie schwer es doch auch für mich ist, sehe ich wohl; doch es giebt nichts, was nicht der heilige Gehorsam möglich machen könnte." Endlich zu Anfange des Jahres 1553 schrieb Ignaz an Francisco und befahl ihm, bei der heiligen Pflicht des Gehorsams, schleunig nach Europa zurückzukehren. Aber er hatte nicht die Freude ihn wiederzusehen. Xaviero war todt.

Xaviero hielt nicht minder auf Gehorsam als Ignaz. In keinem Gedanken gefiel er sich mehr als in dem der

Hingebung, der Unterwerfung. Für Seelen wie die seinige hat es den größten Reiz, sich dem Freunde, dem Geliebten unterzuordnen. So wenig sein Gehorsam auf die Probe gestellt wurde, er schwelgte in der Vorstellung, ein demüthiger Knecht, ein gehorsames Kind zu sein und es wird von ihm erzählt, daß er seine Briefe an Ignaz knieend geschrieben habe. Er duldete dagegen auch an seinen Untergebenen keine Eigenmächtigkeit, keinen Ungehorsam. Einen Rektor des Kollegs zu Goa, einen gewissen Gomez, der sich, auf die Gunst einiger Großen gestützt, mehr herausnahm als Xaviero gut fand, setzte er im Jahre 1552 ab und stieß ihn aus der Gesellschaft.

Durch einen Zufall erließ auch Ignaz seinerseits in demselben Jahre ein Schreiben in alle Provinzen der Gesellschaft, worin er den Vorgesetzten einschärfte, keinen Widerspänstigen in der Gesellschaft zu dulden. Es war eine Regel, von der Ignaz niemals wich, sagt Bartolo, Jeden der sich im Kleinsten widersetzte, auf der Stelle fortzuschicken; er litt keine Halsstarrigen. Nach Gandia, wo über die Folgsamkeit der Schüler Klage gewesen war, schrieb er einen langen Brief über das Wesen des Gehorsams und schloß so: „Wer von Denen, die dort sind oder die noch hinzukommen werden, nicht Lust hat, der Regel die ich da vorgeschrieben habe, sich ohne Weiteres zu unterwerfen, den Rektor nicht ausgenom-

men, der denke daran, einen andern Lebensweg zu ergreifen als den in der Gesellschaft; denn die Gesellschaft nimmt und behält Niemanden, der sich nicht in diesen hier von mir beschriebenen Gehorsam schicken kann und will."

Es war aber nur darum zu thun, daß nicht Jemand sich selbst Macht beilegte; die einem Jeden ordentlicherweise übertragene Macht sollte immer so ausgedehnt als nur möglich sein. Ignaz ließ Denen welche er auf irgend einen Posten stellte, gern freie Hand, alle ihre Anordnungen den Umständen gemäß zu machen. Als Manarée im Jahre 1554 den Auftrag erhielt nach Loreto als Rektor des Kollegs zu gehen, dessen Gründung dort im Werke war, bat er Ignaz um eine Anweisung über die in der neuen Stiftung einzuführende Lebensordnung, da, meinte er, an einem so belebten Wallfahrtsorte die des römischen Hauses nicht ganz anwendbar sein würde. Mach alles nach deinem Befinden, und wie dich der Geist treiben wird, antwortete Ignaz, paß' unsere Regeln wie du immer kannst, den Bedürfnissen des Ortes an und strecke dich nach der Decke; aber berichte hieher, wie du alles ordnen wirst. — Dem Provinzial von Portugal schrieb er 1552: „Es ist nicht gut, wenn die höheren Vorgesetzten sich zu viel mit Einzelheiten und Kleinigkeiten, sonderlich der äußeren Verwaltung abgeben, sie haben dies viel=

mehr den unter ihnen stehenden Vorgesetzten zu überlassen und nur genaue Rechenschaft von Denen zu fordern. Ich halte es selbst so bei der Ausübung meines Amtes und überzeuge mich täglich mehr von der Richtigkeit des Grundsatzes.... Du mußt schon darum darauf halten, weil, wenn etwas versehen wird, es immer besser ist, daß du es an den Untergebenen die gefehlt haben, rügst, als daß die Untergebenen Fehler (und es wird um so mehr der Fall sein, je mehr du allein thun willst) dir zu verbessern haben." In den Verhaltungsregeln welche später, neben den allgemeinen Konstituzionen, für jede Beamtenklasse der Gesellschaft ausgearbeitet wurden, findet man die Grenzen innerhalb deren jeder Vorgesetzte auf eigene Verantwortung zu handeln hat, mit vieler Sorgfalt bestimmt; doch ist meistens auch bei dem was in der Regel an den höheren Vorgesetzten verwiesen werden muß, für dringende Fälle eine ausgedehntere Vollmacht zu einstweiliger eigener Verfügung ausdrücklich ertheilt.

Auch in Bezug auf bestimmte Weisungen verlangte Ignaz einen Gehorsam, der nicht sklavisch an dem Worte klebte, sondern auf die Absicht und den Sinn des Befohlenen einging. Manarée unterließ einmal in Loreto aus triftigen Gründen den Vollzug einer von Ignaz ihm zugegangenen Anordnung, berichtete dann den Fall nach Rom und rechtfertigte sich zum Schlusse

mit den Worten: „Ich habe dich mir anwesend auf dem Platze gedacht und wie du da befohlen haben würdest; danach habe ich gehandelt." Dies billigte Ignaz. Jeder sollte seine Aufgabe ganz zu seinem Eigenthum machen, seine ganze Liebe daran setzen. Denen die er mit irgend einem Auftrag ausgesandt hatte, ging er, wenn sie zurückkamen, oft entgegen, fragte sie wie Jemand der sich für eines Anderen Angelegenheiten theilnehmend bezeigt: Nun? alles gut? bist du zufrieden? und dergl.; dann, jenachdem der Erfolg gewesen, wünschte er ihnen Glück oder sprach ihnen Trost oder Muth ein.

Nicht nur die Vorgesetzten auf ihren verschiedenen Stufen, sondern Alle ohne Ausnahme sollten sich in dem ihnen angewiesenen Raume mit Bewußtsein und mit Besonnenheit bewegen; sie sollten nicht wie gemeine Soldaten die im Gliede fechten, sondern wie Offiziere sein, welche in die Absichten ihres Obersten eingeweiht sind, um dieselben mit eigener Ueberlegung nach Erfordern der Umstände auszuführen. Von den Gebietenden verlangte er daher nicht nur vernünftige, dem Zweck entsprechende Anordnungen, sondern ausdrücklich auch, daß sie die Untergebenen in die Vernunft dieser Anordnungen einführen sollten. Er selbst ordnete nie etwas an, ohne die Gründe anzugeben, welche ihn dazu bestimmten. Also auch in dieser Hinsicht verdient der

jesuitische Gehorsam nicht den Namen eines blinden oder sklavischen.

Die Untergebenen sollten — natürlich mit Bescheidenheit und nicht etwa aus Eigensinn, sondern lediglich um der Sache willen — auch Einwendungen machen dürfen. In dem Briefe an Die in Portugal sagt Ignaz, nachdem er von der nothwendigen Unterwerfung des eigenen Urtheils gesprochen: „Deßhalb nun soll euch nicht verwehrt sein, wenn euch etwas aufstößt, worin ihr anderer Meinung als der Vorgesetzte seid, und wenn ihr — nach reiflicher Erwägung vor Gott — es zur Sprache bringen zu müssen glaubt, dem Vorgesetzten eure Meinung vorzutragen. Nur damit euch nicht eure Selbstgefälligkeit betrüge, so erwäget mit allem Fleiße, ob, vor und nach eurer Einsprache gegen den Vorgesetzten, euer Gemüth vollkommen ruhig und gleichgestimmt ist, nämlich nicht nur in Bezug auf die Sache selbst um die es sich handelt, sondern auch in so weit, daß ihr bereit seid, der Entscheidung des Vorgesetzten beizupflichten und sie als das Bessere zu achten."

Auf den letzteren Punkt hielt er streng. Als im Jahre 1552 das Tridentinische Konzil eine neue Unterbrechung erlitt und Lainez dadurch frei wurde, ernannte ihn Ignaz zum Provinzial von Italien. Es war vielleicht mehr ein ernstlich gemeinter Ausdruck innerer Er-

fahrung als eine demüthige Floskel, daß Lainez diese Würde aus dem Grunde verbat, weil ihm das Gehorchenlernen noch zu sehr Noth thue: sicherlich ward es diesem Manne schwerer als den Meisten, sein Urtheil einem fremden unterzuordnen. Ignaz nöthigte ihn, die Stelle anzunehmen. Bald hatte Lainez für nichts Sinn als für seine Provinz. Es schien ihm an Arbeitern zu fehlen, er klagte in seinen Berichten an Ignaz, daß zum Schaden der Provinzen die tüchtigen Kräfte immer bald nach Rom gezogen würden. Ignaz antwortete: Das Interesse des Ganzen geht den Sonderinteressen vor. Lainez beruhigte sich indessen hierbei nicht, sondern wiederholte sein Dringen um eine größere Zahl von Arbeitern. Er möge sich über sich besinnen, schrieb ihm nun Ignaz, und wenn er inne würde daß er gefehlt habe, sich selbst eine Strafe bestimmen. Die Antwort unseres Lainez auf diesen Brief ist ein merkwürdiges Denkmal der Selbstüberwindung. Er habe den Brief wiederholt gelesen, schrieb er (aus Florenz, im Nov. 1552), habe alles ernstlich vor Gott erwogen, und er finde, daß er große Ursach habe, sich zu schämen; denn abgesehen davon, daß er aus Erfahrung wissen sollte, wie weit Loyolas Urtheil, das von einer himmlischen Ruhe und Klarheit Zeugniß zu geben pflege, dem seinigen, oft noch von übel beherrschten zufälligen Regungen getrübten, überlegen sei, fühle er jetzt, welch

ein gefährliches Beispiel er, der vermöge seiner Stellung mit gutem Beispiel voranzugehen hatte, in der Gesellschaft gegeben habe, indem er den untergeordneten Verstand, dem die Leitung eines beschränkten Kreises zugewiesen ist, dem obersten Verstande, der das Steuer des ganzen Fahrzeugs lenkt, überordnen zu wollen schien. Unter vielen Thränen — was ihm selten begegne — betend, habe er bedacht, was für eine Strafe ihm dafür gebühre, damit das Uebel, aus welchem seine Schuld entsprungen, mit der Wurzel ausgerottet würde. Fast zwanzig Jahre seien es nun, seit er gelobt habe, Gott nach den Rathschlägen des Evangeliums zu dienen, so leicht ihm der Weg gemacht worden, so wenig sei er auf demselben vorwärts gekommen, und das Ende sei doch nicht mehr ferne. Aber er brenne wahrlich vor Lust, sich selbst zu sterben und Gott allein zu dienen und zu gefallen. So möge von allem worin er sich selbst gefalle, von der Leitung Anderer, ja, vom Predigtamt und von der Pflege der Wissenschaften Ignaz ihn für den Rest seiner Tage entfernen und ihn auf das Priester-Breviar beschränken, ihn betteln gehen lassen oder zum letzten Diener in Kirche, Haus oder Garten machen, oder, wenn er dazu vielleicht weniger taugen sollte, ihn mit Unterrichten in den ersten Anfangsgründen beschäftigen. Und wenn nicht für immer, dann doch für einige Jahre.

Und wenn auch dies Ignaz nicht gefiele, möchte er ihm wenigstens die Provinz abnehmen und ihm strenge körperliche Bußübungen auferlegen. — Ignaz antwortete, die Selbstzerknirschung, welche Lainez in diesem Schreiben an den Tag gelegt, sei ihm statt aller Buße.

Zu einem eigenen Streite der Gehorsamspflichten enthielt das Missionsgelübde den Grund. Dies ist der letzte Punkt, welcher hier in Betracht kommt. Wenn nämlich die Sendungen zu denen der Pabst Jesuiten verwandte, von solcher Beschaffenheit waren, daß der Sendling irgend einem Prälaten, wie z. B. **1544** Le Jay auf längere Zeit dem Kardinal von Augsburg Otto Truchseß, oder einem weltlichen Herrn, wie derselbe Le Jay **1547** dem Herzog von Ferrara, zur Verfügung gestellt wurde, so konnten Fälle eintreten, in denen der Gehorsam welcher dem zugewiesenen Gebieter zu leisten war, dem Gehorsam gegen das Oberhaupt der Gesellschaft widersprach. Als z. B. der Pabst das Konzil im Jahre **1547** von Trient nach Bologna verlegte und die spanischen Bischöfe darauf bestanden, in Trient zu bleiben, erhielt Le Jay Auftrag von Ignaz, nach Bologna zu gehen, während ihm der Kardinal von Trient Namens Jenes von Augsburg untersagte, Trient zu verlassen. In solchen Fällen nun galt die Regel, daß der Befehl des zugewiesenen Vorgesetzten voranging. In Bezug auf den Dienst beim Herzog von Ferrara gab

Ignaz auf eine Anfrage diesem die Weisung, daß er sich in allem nach dem Willen des Herzogs richten sollte *), denn da er von dem Statthalter Christi dem Herzog zur Verfügung gestellt sei, so gebühre es sich, daß er von Letzterem Befehl annehme; so lange dieser Dienst währe, müsse er den Herzog als seinen Oberen und Vorgesetzten betrachten, und in allem was nicht nur die Sache Gottes als solche, sondern auch was insbesondere das Wohl des Herzogs selbst und seines Landes betrifft, seinem Winke folgen; es solle aber die in der Gesellschaft hergebrachte Lebensordnung und Art der Thätigkeit für ihn insoweit maßgebend sein, als es der Herzog erlauben würde.

Uebernahm nun aber gar ein Mitglied selbst irgend eine Prälatur außerhalb der Gesellschaft, so war dadurch natürlich für dieses Mitglied das Band des Gehorsams gegen die Gesellschaft völlig zerrissen. Ungeachtet aller Bemühungen, einen solchen Fall zu verhüten, war sein Eintritt doch nicht unter allen Umständen zu vermeiden. Wir haben an dem Beispiele der äthiopischen Mission gesehen, sagt eine Deklarazion im X. Theil der Konstituzionen, daß der Dienst Gottes es jezuweilen selbst fordert, von dem Grundsatze der Zurückweisung aller Würden, zu welcher wir berechtigt

*) Totus ut ex Duce penderet.

sind, ausnahmsweise abzugehen. Da also der Eintritt dieses Falles nicht unmöglich war, so ward wenigstens gesorgt, daß solche Mitglieder, die durch ihn der Gesellschaft entrissen würden, nicht umhin könnten, in einem gewissen geistigen Zusammenhange mit ihr zu bleiben. Es ward nämlich unter die einfachen Nebengelübde welche die Professen außer den vier feierlichen abzulegen haben, eines aufgenommen, durch welches sie sich verpflichten, wie es wörtlich in der betreffenden Konstituzion heißt, „im Falle sie zur Uebernahme einer Prälatur (durch päbstlichen Willen) gezwungen wären, fernerhin von dem Generale der Gesellschaft oder Dem der vom Generale dazu Vollmacht hätte, jederzeit sich rathen zu lassen und den Rath, falls sie ihn besser fänden als ihre eigene Meinung, zu befolgen: nicht als ob Der welcher Prälat geworden, noch einen Vorgesetzten in der Gesellschaft hätte, sondern nur in dem Sinne, daß er sich freiwillig vor Gott verbunden achtet, das zu thun was er als dem Dienste Gottes förderlicher erkannt hat, und daß es Ihm lieb ist, Jemanden zu haben, der ihm solches mit christlicher Liebe und Freimüthigkeit zum Ruhme Gottes vorhalten kann."

Die Uebung der Gesellschaft in ihren Tugenden.

Die Betrachtung der drei wesentlichen Tugenden macht es erst recht anschaulich, daß ein so unnatürlicher und gewaltsamer Zustand der Seele, wie ihn der christliche Grundgedanke der Gesellschaft Jesu fordert, nicht ohne einen unablässigen Aufwand von künstlichen Uebungsmitteln unterhalten werden kann *). Es ist dies eine Wahrheit die Ignaz seinen Schülern und Genossen aufs tiefste einzuprägen suchte, und sie bildet in der That eine Art Ueberlieferung, die bei einer langen Reihe von Schriftstellern der Gesellschaft in den mannichfaltigsten Wendungen immer wiederkehrt. „Nichts giebt dem Geiste Beständigkeit," sagt z. B. Orlandin, „als eine anhaltende Uebung in der Tugend; oft schon die kleinste Unterbrechung des Uebens bewirkt, daß er, gleich=

*) Vgl. oben S. 220.

sam der nothdürftigen Nahrung beraubt, schwach wird und wankt, und vielleicht für immer von dem rechten Wege weicht."

Die Unablässigkeit der Uebung ist hier im strengsten Verstande zu nehmen: es konnte nicht ein solches Ueben genügend scheinen, welches neben anderweitigen Thätigkeiten des Lebens so zu sagen nur beiher geht, die ganze Lebensanlage mußte vielmehr dergestalt berechnet sein, daß jedes in ihr zur Uebung in den Tugenden diente. Diese Absicht geht auch wirklich wie schon früher angedeutet *), durch alle Einrichtungen der Gesellschaft Jesu welche die Ausbildung ihrer Novizen und die Lebensweise ihrer Mitglieder betreffen, stetig hindurch.

In der Ausübung seines Berufes sollte der Jesuit keine bleibende Stätte haben, sondern, wie es in dem Summarium, einem aus den Konstituzionen gezogenen kurzen Abriß der geistlichen Pflichten, heißt, „von Ort zu Ort wandern und überall in der Welt sein, wo Gelegenheit wäre Gott zu dienen und dem Nächsten zu helfen." Zwischenzeiten der Berufsthätigkeit waren aber doch unvermeidlich, und diese sollten dann zu nichts anderem benutzt werden, als zur Bewahrung und Vervollkommnung der Gesellschaft in den dem Berufe derselben dienenden Fähigkeiten und Tugenden. Wie das

*) Seite 499.

Novizhaus und Kolleg eine Vorbildungsschule, sollte das Profeßhaus, der einstweilige Aufenthalt Derer die nicht auf der Mission begriffen wären, eine Uebungsschule sein, und was in dieser Hinsicht den weilenden Mitgliedern die Hausordnung, das sollte den wandernden die nicht minder streng vorgezeichnete Wanderregel leisten.

Mit der Ausarbeitung allgemeiner Verhaltungsregeln für die Mitglieder der Gesellschaft in allen den verschiedenen Lagen, welche durch die Ausübung ihres Berufes oder durch den Zweck der Ausbildung für denselben geschaffen wurden, beschäftigte sich Ignaz fort und fort. Die Regeln welche er Denen mitgab, die er mit Aufträgen aussandte, gewannen bei jeder neuen Sendung mit Hülfe der früheren Erfahrungen eine entwickeltere und festere Gestalt. Immer deutlicher sonderten sich diejenigen Regeln, denen eine ganz allgemeine und unbedingte Geltung für alle innerhalb der Gesellschaft lebenden Personen zukam, von solchen welche nach der verschiedenartigen Bestimmung der Anstalten welche die Gesellschaft unterhielt, und nach der verschiedenartigen Thätigkeit welche sie ihren Mitgliedern anwies, verschieden sein mußten. Die letzteren zerfielen nach und nach in eigends ausgearbeitete Hausordnungen für die Profeßhäuser, für die Kollegien, für die Novizanstalten, und in Verhaltungsregeln für die Pro=

vinzial-, für die Vorsteher der verschiedenen Häuser und Anstalten, für die Amtsgehülfen dieser Vorsteher, für die Haus- und Kirchenaufseher, für die Geschäftsführer und Kassirer, für die Bibliothekare, für die Leiter der geistlichen Uebungen und für die Gesundheitsaufseher, für die Ordnungs- und Wirthschaftsbeamten, als: Thürhüter, Einkäufer, Ausgeber, Koch, Kleiderwärter und dergl., für die Studenten, für die Professoren, für die Priester, für die Prediger, für die Missionare, für den Hospitaldienst, für die Reise, für die regelmäßigen Berichterstattungen an die höheren Stellen und an den General, für die Gewissensforschung und Beichte, für die Vorlesungen bei Tische und für die Bedienung der Speisetafeln. Alle diese Vorschriften wurden später in das allgemeine Gesetzbuch (Institutum) der Gesellschaft unter der Rubrik Regulae aufgenommen.

Vorzüglicher Fleiß wurde auf die Ausarbeitung von Regeln für die Einrichtung und Behandlung der Kollegien gewandt, dieser Anstalten welche für die Gesellschaft als ihre Pflanzschule allerdings den größten Werth haben mußten. Man habe die Erfahrung gemacht, heißt es in den Konstituzionen, daß Männer welche eine gute Gesinnung mit Gelehrsamkeit verbänden, selten anzutreffen, und zum Eintritt in eine Gesellschaft, deren Aufgabe so mühselige Arbeit und deren Lebensbedingung so schwere Selbstverläugnung, noch weit seltener geneigt zu finden

wären; dadurch sei man auf die Nothwendigkeit geführt worden, solche Männer wie die Gesellschaft sie brauchte, eigends für sie zu erziehen, indem man Jünglinge von guter Gemüthsanlage und hinlänglicher Geistesfähigkeit nicht minder in den Wissenschaften als in der Kunst der Selbstverläugnung unterwiese und übte. Einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung dieses Gedankens hat, nach dem übereinstimmenden Zeugniß Vieler von den ältesten Mitgliedern der Gesellschaft, Lainez geübt, sei es nun — denn hier theilen sich die Meinungen der Berichterstatter — vielleicht sogar als erster Urheber der ganzen Sache, oder wenigstens als Rathgeber Loyolas bei der Ausführung des Gedankens, bei welcher übrigens die Kollegien der Pariser Universität einigermaßen zum Vorbilde dienen konnten und gewiß auch gedient haben. Entstanden ist der Gedanke, Kollegien zu errichten jedenfalls schon früh, wie die erste von Paul III. genehmigte Formel der Gesellschaftsverfassung *) beweist; aber aus Orlandinos Geschichte der Gesellschaft läßt sich ersehen, daß die in das Konstituzionenbuch aufgenommene Kollegien-Ordnung nicht auf einmal entworfen, sondern eine Frucht vieljähriger Arbeit ist.

Orlandino theilt den Inhalt der Verhaltungsregeln

*) S. oben S. 371.

mit, welche Ignaz im Jahre 1551 dem Elpidio Ugoletti schriftlich gab, als er diesen mit zwölf jungen Leuten nach Florenz, als ersten Stamm eines Kollegs schickte, dessen Stiftung Lainez mit Hülfe der Herzogin Eleonore, der Tochter Peters von Toledo, des Vizekönigs von Neapel, bei deren Gemahle, dem Herzoge Cosmo von Medici, ausgewirkt hatte. Diese Verhaltungsregeln verdienen hier genauer betrachtet zu werden; sie gehen schon von umfassenderen Gesichtspunkten aus, als die Skizze von 1549 *), obwohl auch sie das was allein den Inhalt jener Skizze ausmacht, als wesentliche Grundlage und Bedingung alles Uebrigen hinstellen.

Dreierlei, fordert Ignaz, sollen die Mitglieder des Kollegs vor Augen haben, nämlich 1) die eigene Vervollkommnung, und zwar gleichzeitig in der Frömmigkeit und in den Wissenschaften (wie man heut zu Tage sagen würde: eine gleichmäßige Ausbildung des Herzens und des Geistes), 2) die Sorge für die Seelen dort am Orte, 3) die Befestigung der jungen Stiftung.

Das erste sei das wichtigste, weil davon alles Uebrige abhänge; je besser sie selbst wären, desto leichter würde es ihnen gelingen, Andere zu berathen und desto fester würde das Kolleg in der allgemeinen Achtung stehen.

---

*) Oben S. 550 ff.

In Betreff des zweiten und dritten Punktes, um auch dies hier beiläufig zu erwähnen, wird, hinsichts der Seelsorge empfohlen, die Leute zu häufigem Gebrauche der Sakramente anzuregen und in der Verwaltung derselben nie zu ermüden, geistliche Uebungen, besonders die der ersten Woche, zu geben, in Gefängnissen und Krankenhäusern mit geistlichem Zuspruch und leiblicher Hülfe thätig zu sein, und dgl., ferner auf ketzerische Meinungen die etwa im Schwange wären, zu achten und solche zu bekämpfen, endlich noch, wenn es sich so fügte, Vorträge für Geistliche über die H. Schrift und andere theologische Gegenstände zu halten; hinsichts der Befestigung des Kollegs, nicht nur für dessen Gedeihen Gott fleißig zu bitten und ihm das Meßopfer darzubringen, sondern auch einflußreiche Freunde und Gönner durch bescheidenes, gesittetes Benehmen, aufrichtige Verehrung und tugendhaften Wandel zu gewinnen und geneigt zu erhalten.

In Betreff des ersten Punktes werden Vorschriften gegeben, welche sich theils auf den Schulplan und die Uebungsmittel, theils auf das sittliche Verhalten und die Hausordnung beziehen.

Es soll Lateinisch, Griechisch, wo möglich auch Hebräisch gelehrt werden, einmal wöchentlich soll Katechismusstunde sein. Ueber Tisch soll täglich von einem der Schüler, den die Reihe trifft, eine kurze Erbauungs=

rede (concio), nach einstündiger Vorbereitung, gehalten werden, an festgesetzten Tagen sollen Deklamazionen stattfinden, d. h. freie Vorträge über aufgegebene Gegenstände, und zwar in verschiedenen Sprachen, auch griechisch. Es werde gut sein, außerdem alle acht oder wenigstens alle vierzehn Tage eine ausgearbeitete Rede (oratio) über christliche Tugenden von einem der in der Eloquenz vorgerückteren Schüler vor den Mitschülern, oder auch vor einer größern Versammlung bei welcher Fremde Zutritt haben, halten zu lassen. Schriftliche Ausarbeitungen sollen zahlreich gemacht und häufige Disputirübungen angestellt werden.

Jeder soll täglich die Messe hören und Festtags auch die Predigt, einmal im Monat soll zur Beichte gegangen, Scheltreden und unanständige Worte, Schwüre und Flüche sollen nicht geduldet werden.

Im Uebrigen soll alles, was als Ordnung und Brauch im römischen Hause eingeführt war, möglichst beibehalten werden.

Bei dem was im römischen Hause und in dem damals schon gegründeten Römischen Kolleg eingeführt war, hatten die in der angeführten Skizze von 1549 ausgesprochenen Grundsätze zur Richtschnur gedient. Rufen wir uns diese ins Gedächtniß zurück und bringen wir sie uns in eine übersichtliche Ordnung.

Als erstes Erforderniß, als Grundlage von allem

Uebrigen tritt das reine und stets von Liebe zu Gott brennende Herz auf (Regel 1); in den übrigen Regeln wird erläutert, wie die auf Gott allein gerichtete Gesinnung sich offenbaren müsse, nämlich erstens durch Hingabe des Einzelnen an das Ganze in unbedingtem Gehorsam (Reg. 7), zweitens durch die Art wie sich das Innere der Gesinnung an der Person selbst äußert, und zwar in der körperlichen Haltung, in der Regelmäßigkeit des Lebens, in der Arbeitsamkeit und Berufstreue (Reg. 8, 9, 10), drittens durch die Art des Umgangs mit dem Nächsten, und in dieser letzteren Hinsicht insbesondere durch den Ernst und die Abgemessenheit der Rede (Reg. 2), durch die Vermeidung alles Prahlerischen (Reg. 3), sowie der Rechthaberei (Reg. 4) und alles dessen was noch sonst die Liebe und den Frieden beeinträchtigt und stört (Reg. 5), endlich durch die Offenheit des ganzen Wesens (Reg. 3), mitsammt dessen Fehlern, die ebenfalls so behandelt werden sollen, daß es zur Erbauung der ganzen Gemeinde dient (Reg. 6).

Sehen wir nun, welche Mittel Ignaz anwandte, um in allen diesen Beziehungen den Seinigen eine beständige Uebung zu verschaffen.

Zur Erhaltung des frommen Sinnes wurden gewisse wenigstens während des ruhigen Lebens im Hause täglich wiederkehrende Andachtsübungen vorgeschrieben; doch wissen wir schon, daß Mundgebete und äußerliche

Devozionen überhaupt von Ignaz nur als Hülfsmittel geschätzt wurden, welche, wenn sie ihren Zweck, die Erregung der inneren Andacht und Hingabe nicht erreichten, werthlos wären. Wo er diese Mittel zum Zwecke machen sah, kämpfte er dagegen. Als ihn einst Jemand, erzählt Bartolo, einlud, mit ihm die sieben Kirchen zur Erwerbung der damit verbundenen Ablässe zu besuchen, antwortete Ignaz: Laßt gut sein, ich erwerbe täglich mehr als einmal vollkommenen Ablaß bei mir zu Hause. Beichte und Abendmahl wurden natürlich ihrem Wesen nach schon nicht zu den äußerlichen Devozionen gerechnet; ein einmaliger Gebrauch derselben jede Woche wurde Allen zur Vorschrift gemacht. Weiter dann täglich zur inneren Reinigung zu helfen waren die Gewissensprüfungen, welche zweimal zu festgesetzten Tageszeiten stattfinden mußten, Meditazionen und das Lesen frommer Bücher, sowie die Gespräche der Hausgenossen unter einander während der Erholungsstunden bestimmt. Großer Werth wurde auf die Predigt gelegt, die im Hause jeden Sonn- und Festtag gehalten werden und in der Regel nicht von Glaubenssachen, sondern von der Vervollkommnung, von der Selbstverleugnung und von jeder Art Tugendübung handeln mußte. — So sollte alles, was im Hause geschah, was Jeder für sich that und was ihm von Andern widerfuhr, in einander greifen und zusammenwirken, um die-

jenige Stimmung der Seelen, welche den Zwecken der Gesellschaft entsprach, hervorzubringen und rein zu erhalten.

Nun ferner die Aufgabe, einen stets auf das Ganze gerichteten Sinn in Allen zu erwecken und zu nähren. Es ist in dieser Hinsicht bemerkenswerth, wie Orlandino das Leben der Achtzehn beschreibt, die im ersten Jahre der Gesellschaft, 1541, zu Rom in engem Hause zusammengedrängt wohnten. „Eine alterthümliche Frömmigkeit, Armuth und das Kreuz Christi," sagt er, „waren die Gegenstände ihres glühenden Eifers; der willigste Gehorsam fand sich bei ihnen, eine unermüdliche Thätigkeit, eine wunderbare Unschuld im Umgang, einfache Gewohnheiten und ein bescheidenes Aeußere welches nur innere Bildung und ehrlichen Sinn abspiegelte." Hierin ist gut bezeichnet was nicht nur damals, sondern auch späterhin vornehmlich im häuslichen Leben erstrebt wurde. Es war um solche Unschuld und Einfalt, solch eine — wie man sich immer einzubilden pflegt — alterthümliche Traulichkeit und Friedseligkeit um solch ein patriarchalisches Leben zu thun; in welchem die Gemeinsamkeit alles dessen was die Seelen ausfüllt und das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit alle persönlichen Verschiedenheiten ausgleicht und in einer Verschmelzung von Ehrfurcht und Liebe, Fürsorge und Dienstwilligkeit ein in allen seinen Theilen

glückliches und in sich selbst vollendetes Ganze schafft. Durch das Einleben in ein solches kleineres Ganze sollte sich in Jedem eine Auffassung und Gewohnheit des Daseins bilden, welche sich dann unwillkürlich auch auf das große Ganze der Gesellschaft übertrüge. Jeder sollte nicht anders wissen und es sich nicht anders denken können, als daß das Wohl und Weh auch dieses Ganzen mit dem seinigen und das seinige mit aller Andern Weh und Wohl und dem der ganzen Gesellschaft aufs innigste verwachsen sei. Deshalb arbeitete Ignaz auf alle Weise dahin, daß Keiner sich mehr und Keiner sich minder als der Andere an dem Bestand und Fortgang des Ganzen betheiligt glauben, Keiner sich höher, Keiner sich niedriger als den anderen anschlagen sollte; kein Beruf, keine Stellung, keine Art der Arbeit sollte für wünschenswerther oder für ehrenvoller, sondern nur die eine für wichtiger oder für schwieriger als die andere geachtet werden. Alle sollten in ihrer wechselseitigen Schätzung als Glieder der Gesellschaft einander innerlich gleich gelten und, wie es in den Konstituzionen ausdrücklich heißt, Professen und Laien, geistliche Gehülfen und Schüler zusammenbegriffen nur eine einzige Klasse ausmachen, indem eine Verschiedenheit der Klassen oder Grade nur äußerlich daraus entstehe, daß der Zweck der Gesellschaft eine Verschiedenheit des Wirkens und ein Durchschreiten verschiedener Bildungsstufen bedingt.

Dies alles zusammengenommen war eben das was in der Gesellschaft Gehorsam heißen sollte. Indem Ignaz die Seinigen im Gehorsam übte, bildete er in ihnen den Sinn fürs Ganze, die Strenge eines Jeden gegen sich selbst, die Sitteneinfalt, die Demuth und die brüderliche Eintracht zugleich aus.

Zu einer beständigen Uebung im Gehorsam gab nun schon die ganze Anlage des Lebens in der Gesellschaft den Mitgliedern derselben Gelegenheit. Jeder wußte genau, wem und worin er zu gehorchen hatte, und alles was er that oder auch nur dachte, lernte er als eine Handlung des Gehorsams betrachten. Jeder Obere war, bis zum General hinauf, selbst wieder einem höheren Oberen untergeben, und der unterste Untergebene wurde durch jeden bestimmten Auftrag zu einer Art Oberen innerhalb dieses Auftrags, indem ihm innerhalb desselben von Allen die es betraf, auch selbst von Denen die ihm übrigens übergeordnet waren, pünktlich gehorcht werden mußte, z. B. dem Koch, dem Ordner des Speisesaals, dem Thürhüter u. s. w.

Die Oberen sollten ihren Gehorsam darin beweisen, daß sie bei der Ausübung ihres Amtes nichts Persönliches irgend einer Art sich einmischen ließen. Die Konstituzionen und Regeln fordern dies nicht nur im Allgemeinen, sondern enthalten auch viele einzelne darauf bezügliche, in der That sehr weise und wohlberechnete

Vorschriften. Schon in der Form der Befehle sollte es sich ausdrücken, daß der Befehlende nicht in seinem eigenen Namen, sondern nur von Amtswegen, aus höherer Macht befiehlt. Deshalb heißt es in dem Examen generale: auch der Koch oder ein anderer Hausbeamte solle zu Denen welchen er etwas aufträgt, nicht sprechen: sei so gut und thu das! sondern kurzweg: thu das!, damit aus dem Geheiße jede persönliche Färbung hinweg bleibe. Von Ignaz selbst wird mit besonderem Nachdruck gerühmt*), daß er es sorgfältig vermied, je eine Vorliebe oder eine persönliche Abneigung gegen Jemanden aus der Gesellschaft blicken zu lassen. Nie habe er die geringste Parteilichkeit gezeigt, und um auch selbst den Schein einer solchen zu entfernen, habe er bei der Besetzung von wichtigeren und eine gewisse Oeffentlichlichkeit und Auszeichnung mit sich führenden Stellen stets seinen Räthen die Wahl der zu ernennenden Personen überlassen, indem er selbst nur seine Meinung über Dieses oder Jenes Tauglichkeit abgab, ohne aber daß dieselbe für entscheidend angesehen werden durfte.

---

*) Die besten Nachrichten dieser Art finden sich in den von Karl Linek veröffentlichten alten Aufzeichnungen des Ludwig Gonzalez und Olivier Manarée, woraus auch der Artikel S. Ignatius Loyola in den Actis sanctorum der Bolandisten treffliche Auszüge enthält.

Uebrigens behandelte er nicht Alle gleich; es hieß aber in seiner Umgebung, er thue dies nicht aus Eingenommenheit für oder wider Den und Jenen, sondern aus Menschenkenntniß und in erziehender Absicht. Dem Lainez besonders soll er stets mit einer auffallenden Härte begegnet sein, doch war er hinter dessen Rücken voll von seinem Lobe; Pater Jakob, soll er oft geäußert haben, thue so viel für die Gesellschaft, daß sie es ihm nie genug danken könne. Ignaz hatte sich in der Selbstbeherrschung zu viel Uebung erworben, um sich nicht in seinem Benehmen gegen die Anderen gemeinhin von der Klugheit leiten zu lassen. Indessen muß man doch die Aussagen seiner Lobredner auch mit einiger Vorsicht aufnehmen: sie erzählen uns unwillkürlich manche Züge, aus denen hervorzugehen scheint, daß er in seinen alten Tagen ein wenig Polterer war.

Streitigkeiten schlichtete er nur mit der größten Behutsamkeit, und wußte es auch in dieser Hinsicht so einzurichten, daß ihm keine Parteinahme zur Last gelegt werden konnte. Gewöhnlich mischte er sich gar nicht ein, sondern überließ die Entscheidung dem Vorsteher des Hauses oder einem anderen den Streitenden zunächst vorgesetzten Beamten. Von diesen Beamten verlangte er, daß sie streng und hart sein sollten, als Vollstrecker eines höheren Willens; sich selbst, als letzter Instanz behielt er dann die Milde und Gnade vor. Ludwig Gonzalez

fragte einmal, als er in Rom Hausverweser war (1554 bis 1555) und sein Amt mit Ernst verwaltete, einen jungen Spanier, der sich noch nicht lang im Hause befand, wie ihm Ignaz schiene: wie ein Oelbrunn, süß wie Honig! antwortete der Jüngling. Nun, und ich? fuhr Gonzalez fort; wie ein Essigtopf! sagte Jener. Wo Ignaz selber entschied, war es seine Stärke, alles zum Besten auszulegen; dies war so bekannt in der Gesellschaft, daß Auslegungen die etwas zum Besten kehrten, sprichwörtlich „Ignazianische" hießen. So sollte es aber in der ganzen Gesellschaft gehalten werden; dies ist abermals einer der Punkte, und einer der eigenthümlichsten, worin die Oberen beweisen sollten, daß in ihnen der Gehorsam mächtig sei: mit unbeugsamer Strenge sollte Jeder von ihnen regieren, aber die Strenge sollte keine Zwischenstufe überspringen, sondern sich immer nur gegen die Nächstuntergebenen kehren, die höhere Instanz sollte die ehrfurchtgebietendere und doch immer die mildere sein. Ignaz gab in dieser Hinsicht eine, zwar nicht in das Konstituzionenbuch übergegangene, aber von der ersten Generalversammlung der Gesellschaft unter die allgemeinen Hausregeln aufgenommene Bestimmung, welche lautete: „Weil die Menschlichkeit und Liebenswürdigkeit welche Dem zukomme, der in seinem Kreise die oberste Stelle einnimmt, doch nicht verhindern dürfen, daß sein Ansehen aufrecht erhalten bleibe und

daß ihm diejenige Ehrfurcht, deren er bedarf, um die Seinigen zu größerem Ruhme Gottes zu regieren, gezollt werde, und damit die Untergebenen weniger Ursach finden zu Mißhelligkeiten mit Dem welcher ihnen in ihren Mißhelligkeiten eine Zuflucht sein soll, so wird in jedem Hause oder Kolleg, das über dreißig Mitglieder zählt, der oberste Vorgesetzte in der Regel nicht, sondern nur jeden Monat (ihm selbst und den Anderen zum Troste, auch um zu sehen wie es zugeht) einmal mit im gemeinschaftlichen Speisesaale essen, gewöhnlich aber für sich allein, nach den Anordnungen die seine Konsultoren und Assistenten, denen er hierin zu folgen hat, treffen werden." Es ist merkwürdig, wie hier Ignaz, durch Rücksichten der Regierungsweisheit gezwungen einen besonders fühlbaren Riß in die äußere Gleichheit und Gemeinsamkeit der Lebenslage zu machen, die Absonderung des Oberen nicht als eine Auszeichnung, sondern als eine Erschwerung seiner Bürde, wofür er dann und wann getröstet werden müsse, darstellt.

Endlich sollte jeder Obere seinen Gehorsam am meisten darin zu erkennen geben, daß er sich nicht als den Herrn, sondern als den Diener Aller darstellte. Ignaz selbst soll diese Kunst in hohem Grade verstanden haben. Zwar that er nie selbst, was einem der Hausbeamten oblag, aber er hatte die Augen überall und forschte allem was vorging, bis in die unscheinbarsten Kleinigkei-

ten nach; er sorgte, daß für Alle gesorgt wurde und war stets für Jeden da, der seiner begehrte. Den Novizen begegnete er mit einer Leutseligkeit die sie hinriß, ging mit ihnen im Garten auf und ab, ließ sie neben sich niedersitzen, unterhielt sich mit ihnen aufs vertraulichste, zog sie an seinen Tisch, legte ihnen vor, schälte ihnen einen Apfel oder eine Birn, alle diese kleinen Mittel der Herablassung durch welche mächtige und hochverehrte Menschen so unfehlbar Herzen gewinnen. Für die Anderen welche schon der Gesellschaft näher angehörten, hatte er andere Beweise der Liebe und der Fürsorge; für Jeden der sich nicht zu helfen wußte, einen Rath, für Jeden der bekümmert war, einen Trost, für Jeden der sich geängstigt fühlte, ein Beschwichtigungsmittel. In jeder kleinen geistigen oder leiblichen Noth und Verlegenheit wandten sie sich an ihn, und so wollte er's haben; der Obere sollte die beständige Zuflucht Aller sein. Z. B. Manarée klagte ihm einst, daß er, seitdem er Rektor geworden, so sehr an Zornaufwallungen litte. Ignaz rieth ihm, er solle sich der Leidenschaftlichkeit allerdings zu erwehren suchen, die Herrschaft über sich selbst behaupten, ein wenig Zorn aber könne übrigens bei Denen die zu gebieten haben, nicht schaden. Ein Andrer klagte ihm, daß er häufig von Besuchern an die Thür gerufen und dadurch in seinem Umgange mit Gott gestört würde. Laß dich's nicht

verdriessen, sagte ihm Ignaz, wenn die Besucher Trost oder sonst geistliche Erquickung begehren, dann dienst du Gott besser indem du ihnen willfahrest, als durch einsames Beten; wollen sie aber nur die Zeit todtschwatzen, so sprich ihnen von der Sünde, oder dem höllischen Feuer und sonst dergleichen Dingen; steht ihnen das nicht an, so werden sie schon von selbst wegbleiben. Er war unerschöpflich in Sprüchen, guten Lehren, in feinen Bemerkungen über alles was vorfiel, und in Nutzanwendungen auf das Verhältniß des Menschen zu Gott. Manchmal gab er ihnen schlau gestellte Aufgaben zu lösen. Was würdest du thun, sagte er einmal zu Lainez, als er sich mit diesem und einigen Anderen traulich unterhielt, was würdest du thun, wenn Gott dir erschiene und spräche zu dir: Du hast die Wahl, willst du jetzt gleich sterben, so sollst du in die ewige Seligkeit eingehen, ziehst du es aber vor zu leben, so stehe ich dir für nichts, sondern es wird dir dann nach deinem Verdienst ergehen. Ich würde den Tod wählen, sagte Lainez; es ist doch das Sichere. Ich nicht, versetzte Loyola; man muß nicht an sich denken, sondern immer nur daran, ob man nicht noch Gott im Leben dienen kann. Am liebenswürdigsten war Ignaz in seiner unermüdlichen Sorge für die Schwachen und Kranken des Hauses. Er ließ sich von dem Krankenwärter täglich umständlichen Bericht erstatten, besuchte oft selbst die Kran-

kenläger, sprach den Leidenden Trost ein, legte auch Hand an, half ihnen emporsitzen, schüttelte ihnen die Betten auf, Ribadeneira sah ihn Flöhe wegfangen und tödten, die er auf dem Laken eines Krankenbetts bemerkt hatte. Für die Kranken mußte immer zu allererst gesorgt werden; er befahl einmal Eingemachtes für einen der Laiengehülfen der im Fieber lag, zu kaufen: es sind nur noch zwölf Groschen im Hause, war die Antwort. Nun, und das reicht nicht? fragte Ignaz. Wohl, aber es ist für unsern Mittagstisch noch nichts eingekauft, sagte der Schaffner. Als ob wir nicht trocknes Brot essen könnten, wir Anderen die wir gesund sind! versetzte Ignaz. Als dem Ribadeneira einmal die Ader geschlagen war, gab er ihm nicht nur über Nacht einen Wärter, sondern schickte außerdem noch zwei- oder dreimal während der Nacht, um nachsehen zu lassen, ob der Verband auch nicht aufgegangen. Er sei durch Gottes Fügung selber so oft und so schwer krank gewesen, sagte er, daß er wohl wisse, was krank sein heiße. Einem der an Schwermuth litt, schickte er einige Novizen in die Zelle, die sich auf Musik verstanden und die jenem vorsingen mußten. Wenn er einen der Novizen blaß sah, forschte er sogleich was ihm fehlen möchte, ließ ihn länger schlafen u. dgl. Die Gesundheitspflege lag ihm überhaupt sehr am Herzen; er führte das besondere Amt eines Gesundheitspflegers für alle Häuser

und Kollegien ein; den Hausgenossen einen Garten zum Erholungsort zu verschaffen war in Rom längere Zeit eine seiner größten Sorgen. Man rieth ihm davon ab, weil es ohnehin immer an Geld fehle; es sei nicht Zeit zu langwierigen und kostspieligen Einrichtungen, man habe wichtigeres zu thun und Mühe genug das nackte Leben durchzubringen. Wie ihr's anseht! versetzte Ignaz; um zu wirken muß man vor allen Dingen gesund sein, Gesundheit ist mehr als Geld und Zeit werth, weil uns ohne sie beides nichts nützen würde.

Bei denjenigen Oberen welche unmittelbar unter den Augen eines höheren Vorgesetzten wirken, ergab sich die Uebung im Gehorsam von selbst. Die Verhältnisse der Unterordnung wurden für alle Zweige, Klassen und Berufsarten der Gesellschaft mit großer Genauigkeit bestimmt. Da stehen die Provinziale unmittelbar unter dem General und zeitweise unter den von diesem abgeordneten Bevollmächtigten und Visitatoren; unter den Provinzialen stehen die Vorsteher der Häuser, Kollegien und Universitäten der Gesellschaft; die Novizenmeister, da wo es nicht abgesonderte Probehäuser unter ihrer Leitung giebt, stehen unter den Oberen der Häuser oder Kollegien; unter diesen Oberen stehen auch alle Hausbeamten, zunächst der Hausverweser (minister), die Vorsteher der geistlichen Angelegenheiten des Hauses, der Gesundheitspfleger, der Kirchenvorsteher, der Bibliothe-

kar, der Prokurator (die Rechnungs- und Geschäftsführer), unter dem Hausverweser der Unterverweser (subminister) und die Hausdiener (officiales), nämlich der Aufseher des Speisesaals, der Kleiderbewahrer, der Schaffner, Thürhüter, Koch u. s. w.; unter dem Kirchenvorsteher der Kirchendiener, unter dem Gesundheitspfleger der Krankenwärter. Die Reisenden der Gesellschaft sind an jedem Orte, wo es eine Niederlassung derselben giebt, dem Vorsteher dieser Niederlassung zum Gehorsam verpflichtet.

Bei denjenigen Oberen welche wegen der Entfernung ihres eigenen Vorgesetzten von ihrem Aufenthaltsort, eine minder beaufsichtigte Stellung hatten, fürchtete Ignaz, daß das Gefühl nur aus Gehorsam ihre Macht zu üben, leichter verloren gehen könnte, und traf deshalb die Einrichtung, daß nicht nur jeder Provinzial, sondern auch schon jeder Vorsteher eines Hauses oder Kollegs gleich dem Generale der Gesellschaft seine Assistenten und Räthe (consultores), und unter diesen einen eigenen „Erinnerer" oder „Ermahner" (admonitor) haben mußte, Personen, die ihm nicht nur seine Lebensweise vorschreiben, sondern ihm auch in seiner Amtsführung Rath ertheilen und nöthigenfalls rügende Verhaltungen machen sollten. Die Räthe der Hausvorsteher ernennt der Provinzial, doch müssen sie vom Ge-

neral bestätigt werden, die der Provinziale ernennt der General mit Beirath seiner Assistenten.

Weiter sollten dem höheren Vorgesetzten außer der Abhängigkeit von allgemeinen Verhaltungsnormen und besonderen Instrukzionen, die Pflicht der beständigen Berichterstattung zur Uebung im Gehorsamdienen. Das Berichterstattungswesen, welches hiernach den doppelten Zweck hatte, erstlich die höheren Stellen und endlich die höchste selbst von allem was überall in der Gesellschaft bestand und vorging in genauer Kenntniß zu erhalten und dadurch eine große Einheit der Leitung möglich zu machen, zweitens aber das Gefühl der Unterordnung und der Trieb der Diensttreue stets auf allen Punkten lebendig zu erhalten, hatte diesen Zwecken entsprechend schon früh einen hohen Grad von Ausbildung erhalten. Die Hausvorsteher, Rektoren von Kollegien und selbständigen Novizenreisen, sowie die in der Provinz zerstreut wohnenden oder umherreisenden Sendlinge müssen einmal wöchentlich (d. h. in Europa, jenseit des Meeres nach den Umständen verhältnißmäßig oft) an den Provinzial berichten, und an den General unmittelbar alle Vierteljahre; Antwort erhalten sie regelmäßig von dem Provinziale alle Monate, von dem General alle halbe Jahre; ihre Räthe berichten an den Provinzial noch besonders einmal im Januar und einmal im Juli, so wie an den General einmal des Jahres, im Ja=

nuar. Die Provinziale berichten monatlich an den General, und erhalten alle zwei Monate Antwort; von ihren Räthen erhält der General im Januar und Juli besonderen Bericht. Die Berichte welche der General empfängt, werden in seinem Sekretariat geöffnet; sind sie nur zur Kenntnißnahme des Generals allein bestimmt, so müssen sie doppelten Umschlag und auf dem inneren die Aufschrift „Eigenhändig" (soli) haben. Die Berichte aus den Häusern, Kollegien und Noviziaten müssen regelmäßig den Personenstand derselben, die Veränderungen durch Aufnahme von neuen Mitgliedern oder Abgang von alten, Angaben über die Fähigkeiten, Fortschritte und Leistungen, sowie über die Aufführung und über die Mängel jedes einzelnen Mitglieds, über abweichende Einrichtungen und Veränderungen in diesen, über die Thätigkeit der Anstalt im Ganzen, über die Hindernisse ihrer Wirksamkeit und über ihre Erfolge, so wie über alle bemerkenswerthe Vorgänge und Ereignisse enthalten die Berichte der Sendlinge Nachrichten über deren Erfolge und wo möglich über ihre äußeren und inneren Erfahrungen. Es kann hier noch beiläufig bemerkt werden, daß schon die älteste Anweisung über die Berichterstattungen die Vorschrift enthält, solche Berichte welche Außenstehende betreffen, dergestalt abzufassen, daß sie von diesen, wenn sie ihnen etwa in die Hände fielen, nicht übel genommen werden könn=

ten, und daß übrigens auch verordnet wurde, in Sachen die besonders gehütet werden müssen, eine vom Generale zu bestimmende Geheimschrift anzuwenden.

Zur Uebung Aller ohne Unterschied in der Kunst des Gehorsams sollte die vorgeschriebene und streng bindende Regelmäßigkeit des ganzen häuslichen Lebens dienen. Die Obhut dieser Angelegenheit war dem Hausverweser anvertraut, und für das Hausverweseramt verlangte deßhalb Ignaz statt jener allen übrigen Vorgesetzten anempfohlenen Milde und Freundlichkeit, ein eher mürrisches und rauhes, jedenfalls unbeugsames und unnachsichtiges Wesen, daher ihm die essigtöpfische Art des Gonzalez bei der Verwaltung dieses Amtes ganz recht war.

Faßt man die Selbstbeherrschung in demjenigen Sinne welchen sie für die Mitglieder der Gesellschaft bei der Ausübung ihres Berufes haben sollte, so ist sie eine der großartigsten Tugenden, die ein ängstliches Kleben an Kleinigkeiten, und bestimmte, ein für alle Male ausgeprägte, einem freien und mächtigen Wirken hinderliche Formen gradezu ausschließt. Hier aber im Hause, wo es nur um Uebung in dieser Tugend, nicht schon um eine Anwendung derselben auf das wechselvolle Leben zu thun war, durfte auch das Kleinste nicht klein geachtet werden. Es war ein Satz, den Ignaz häufig wiederholte, daß aus Kleinen Großes werde; die

im Kleinen einreißende Gewohnheit des Vernachlässigens sei der furchtbare Keim der Verwüstung im Großen.

Von der unbedingten Abhängigkeit eines Jeden der im Hause unter den Augen seiner Vorgesetzten lebt, ist schon in den Abschnitten welche von der Eigenthumlosigkeit und vom Gehorsam handelten, die Rede gewesen. Durch diese stete Abhängigkeit in allen Bedürfnissen, Handlungen, selbst Geberden von der allgemeinen Vorschrift oder dem ausdrücklichen Befehl sollte Jeder sich wie einen Leib betrachten lernen, dessen Seele nicht in ihm, sondern in dem Vorgesetzten wohnt.

Höchst bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Art wie die Konstituzionen und das Examen generale die Vorschrift begründen, daß wer erkrankt sei, nicht nur seinem geistlichen Oberen in großer Lauterkeit, sondern auch dem Leibesarzt und dem Krankenwärter in allem Leiblichen was diese anordnen mit gleicher Demuth zu gehorchen habe, nämlich „deshalb," sagt das Examen, „weil wie eines Jeden geistliche Gesundheit ganz des Ersteren, so die leibliche durchaus des Letzteren Sorge allein ist;" und in den Konstituzionen: „Der Kranke hat sich um nichts zu kümmern, sondern nur geduldig und folgsam zu sein, alles Uebrige aber der Sorge des Vorgesetzten und seinen Dienern anheimzugeben, mittelst denen die göttliche Vorsehung ihn regiert." Ungeduld und Verdrießlichkeit eines Kranken, die Ignaz als Zeichen eines

Mangels an Selbstverleugnung und Ergebenheit betrachtete, litt er so wenig und bestrafte sie, um des unerbaulichen Beispiels willen das seiner Meinung nach dadurch gegeben wurde, so strenge, daß er blos um dieses einen Fehlers willen ein übrigens tüchtiges Mitglied des römischen Hauses, den Priester Sylvester Landin, im Jahre 1547 aus der Gesellschaft verbannte und einstweilen heim ins Modenesische schickte, bis er sich gebessert haben würde.

Es versteht sich daß die Gesunden nicht minder als die Kranken alles was ihre leibliche Pflege betrifft, mit unbedingtem Vertrauen der Fürsorge derjenigen Macht der sie sich ganz untergeben hatten, anheimstellen mußten. Ueber Schlafen und Wachen, Aufstehen und Niederlegen, Zeit und Maß der Nahrung, Art der Beschäftigung, Reinlichkeit und körperliche Bewegung wird nach gewissen allgemeinen Vorschriften, im Besonderen aber bis in die kleinsten und unscheinbarsten Dinge hinein durch die Vorsteher Verfügung getroffen, und die Ausführung aller derartigen Verfügungen durch eigends dazu angestellte Beamte, z. B. den Syndikus der nach der Ordnung und Reinlichkeit im Hause zu sehen hat, den Tischwärter, Kleiderbewahrer, Wecker, Nachtaufseher u. s. w. überwacht. Schon das allgemeine Regelbuch enthält manche ins Einzelne gehende Vorschrift, z. B. daß nicht bei offenen Fenstern geschlafen werden dürfe.

Wenn Jemand glaubte, daß irgend etwas das allgemein eingeführt oder besonders befohlen ist, ihm schade, so darf er, den Constituzionen zufolge, dem Vorgesetzten deswegen demüthige Vorstellung machen, doch nur nachdem er zuvor im Gebete geprüft, ob es wirklich so dringend sei, und mit dem Vorsatz sich dem Ausspruch des Vorgesetzten, auch wenn er abschläglich ausfällt, mit vollem Vertrauen zu unterwerfen. Die allgemeinen Regeln bestimmen, daß stets auf Abwechslung zwischen Arbeit und Erholung, sowie, was das Arbeiten selbst betrifft, zwischen geistigen und leiblichen Arbeiten in allen Häusern und Anstalten der Gesellschaft gehalten werden sollte. Alles geht genau nach der Uhr, diese Regelmäßigkeit wird nicht nur als ein Bildungsmittel, sondern auch mit als ein Gesundheitsmittel angesehen; noch mehr die Ordnung und die Reinlichkeit, wegen deren ebenfalls die umständlichsten Vorschriften gegeben sind. Dreierlei, sagte Ignaz oft, lasse erkennen, ob es in einem klösterlichen Hause wohl stehe, 1) die stets verschlossene Thür, 2) die Stille, 3) die Ordnung und Reinlichkeit im Hause. Für die Gesellschaft Jesu insbesondere kommt aber noch ein viertes Erforderniß hinzu: die Vermeidung jedes Müßigganges. Ein Theil des Tages wurde mit regelmäßig wiederkehrenden Beschäftigungen, häuslichen Arbeiten welche die Selbstbedienung erfordert, Andachtsübungen, Meditazionen u. s. w. aus=

gefüllt, selbst während der Mahlzeiten durch Vorlesen der Zerstreuung des Geistes vorgebeugt. In der übrigen Zeit soll Jeder nach den Vorschriften seines besondern Dienstes oder nach Anweisung seines Oberen thätig sein. Auch für den Wochen-, Monats- und Jahreslauf wurden manche regelmäßig wiederkehrende Geschäfte angeordnet, so die Beichten und Kommunionen, Predigt u. dgl.; das Konstituzionenbuch oder wenigstens der Auszug daraus soll jeden Monat einmal von Allen gelesen werden; diejenigen welche Aemter haben, sind sogar verpflichtet, die betreffenden Amtsvorschriften in jeder Woche einmal zu lesen. Auch gewisse mäßige Bußübungen wurden in den Kreis der Beschäftigungen aufgenommen. Uebermäßige und der Gesundheit nachtheilige Kasteiungen aber sollten vermieden werden. Anfangs fand es sich in der Gesellschaft oft, daß begeisterte Neulinge gegen ihren Leib wütheten. Im Jahre **1550** starb ein gewisser Stephan Capunsacco an den Folgen seines Bußeifers; er hatte sich auf unerhörte Weise mißhandelt, sich mit der Geißel zerfleischt, die Thätigkeit seines Magens durch Fasten zerstört, seine Nerven durch Nachtwachen und Ausschweifungen der Einbildungskraft überreizt, einmal fand ihn Lainez im harten Winter Nachts nackt im Garten und sich geißelnd, daß das Blut strömte. Nun erst ward seinem Rasen, wovon früher Niemand gewußt hatte, Einhalt gethan; aber es war

zu spät, er hatte seinen Körper bereits zu Grunde gerichtet. In Folge dieses Ereignisses erließ Ignaz ein förmliches Gesetz, daß Niemand ohne Vorwissen seiner Oberen sich kasteien dürfe.

Den Uebergang von der Leibespflege zur Geistespflege bildet die in der Gesellschaft Jesu so weit getriebene Hut des äußeren Anstandes. Dies ist das eigentliche Feld, auf welchem der Mensch an eine unablässige Bewachung und Beherrschung seiner selbst gewöhnt und dahin gebracht werden kann, daß ihm ein Leben nach der Regel, wie man es nennt, zur zweiten Natur wird. In der Werthschätzung dieses Uebungsmittels stimmte Ignaz mit dem bekannten Erasmus von Rotterdam überein, der ihm übrigens als eine kalte und der inneren Tiefe bare Natur zuwider war. Aber, wie das Sprichwort sagt: wenn Verschiedene dasselbe thun, ist's nicht dasselbe. Erasmus hielt auf das Anmuthige der Form um des Wohlgefallens willen, das er an der Form selbst fand. Ignaz betrachtete die äußere Sittsamkeit unter zweierlei Gesichtspunkten, erstlich als den natürlichen Ausdruck der inneren Gesittung, der Selbstbeherrschung, Ruhe und Schönheit des Geistes, also als eine Folge die sich aus diesen Tugenden von selbst ergeben muß, zweitens aber als ein Hülfsmittel, dessen man sich zu bedienen hat, um dieselben erst auszubilden, indem alle Erziehung von außen nach innen dringen

müsse. Der erste Gesichtspunkt tritt z. B. in der Vorschrift des Regelbuches hervor, daß in jeder Geberde und Bewegung sich die Bescheidenheit und die Demuth gepaart mit innerer Reife verrathen solle*); der andere Gesichtspunkt in der Strenge mit welcher Ignaz auf die Beobachtung seiner sorgfältig ausgearbeiteten Sittsamkeitsregeln hielt. Diese Arbeit war zu Anfange des Jahres 1554 fertig, und Ignaz ließ die Regeln sogleich durch Gonzalez sämmtlichen Hausgenossen bekannt machen. Als er bald darauf zu bemerken glaubte, daß Gonzalez die Beobachtung derselben nicht ängstlich genug überwachte, ward er sehr böse. Wofür wendet man denn all diese Mühe auf die Ausarbeitung von Gesetzen, rief er, wenn unsere Hausverweser hinterher thun, als ob es nur ein Spaß wäre? Er ließ nach dem Essen das ganze Haus zusammenrufen und die Sittsamkeitsregeln abermals durch Lainez vorlesen und erklären. Ein Zufall gab diesem Vorgang eine besondere Weihe und unglaublichen Nachdruck. Während nämlich Alles zu der Vorlesung versammelt war, stürzte im Garten mit großem Gekrach eine offene Halle ein, in welcher die ältern Genossen sonst um diese Zeit gewöhnlich spazieren gingen. Es versteht sich, daß man hierin den Finger Gottes sah.

*) Modestia et humilitas conjuncta cum religiosa maturitate

Die Sittsamkeitsregeln schreiben vor, den Kopf nicht hin und her zu werfen, sondern ruhig zu halten, gemeinlich grade und etwas nach vorn gebeugt, die Augen nicht umherschweifen zu lassen, vielmehr meistens niederzuschlagen, solche Personen denen man Achtung schuldig ist, nicht starr anzublicken, Stirn und Nase nicht in Falten zu ziehen, und das Gesicht überhaupt immer ruhig zu halten, damit man nicht mürrisch und leidenschaftlich erscheine, sondern stets heiter und seiner selbst mächtig, die Lippen weder zusammenzukneifen noch den Mund klaffen zu lassen. Mit den Händen soll man nicht hin und herschlenkern, der Gang soll gesetzt, ehrbar, nicht zu schnell und auch bei der Eile gemessen sein, kurz alle Bewegungen so, daß es — erbaulich ist, sie zu sehen. Die Kleidung soll sauber sein, einfach und wohlgeordnet, in der Regel nach Art honetter Weltpriester; in Cöln machte es sich **1545** zufällig, daß die dortigen Anhänger der jungen Gesellschaft, als sie gezwungen waren, zerstreut in der Stadt zu wohnen, auch jede absonderliche Tracht vermeiden mußten: dies regte damals in Lefèvre den Gedanken an, auf den auch Ignaz einging, daß es dem Zwecke der Gesellschaft ganz entsprechend sei, unter einer ketzerischen oder heidnischen Bevölkerung jedes äußerlich auffallendes Abzeichen zu vermeiden und sich anständig nach Landesart zu tragen. Ferner wurde vorgeschrieben, daß das ganze Benehmen

m Hause wie außerhalb desselben bescheiden und förmlich sein sollte: Niemand sollte z. B. in eines Anderen Zelle treten, ohne anzuklopfen, die Hausglocke sollte leise gezogen werden (dies ist sogar eine der Regulae Communes, d. h. der Allgemeinen Regeln) u. dgl. m. Bei Tische sollte Jeder grade sitzen, weder angelehnt noch vorn über gebeugt, mit Messer und Gabel nicht spielen, mit der Rechten das Messer führen, dann weglegen, und die Gabel in die Rechte nehmen, sich nach nichts auf den Boden Gefallenem bücken, wenn sich's nicht bequem erreichen ließe, sondern in diesem Falle den Aufwärter ersuchen, es aufzuheben; wenn Jemand übergangen wäre, so sollte nicht er selbst, sondern sein Nachbar darauf aufmerksam machen (ebenfalls eine der Regulae Communes), daher unter den Regeln des Noviziats eine vorkommt, welche es den Novizen einschärft, von Zeit zu Zeit auf den Nachbar zu achten.

Ignaz hielt auf die Beobachtung dieser Aeußerlichkeiten so sehr, daß er die kleinste Vernachlässigung derselben nachdrücklich rügte oder auch bestrafte. Er beobachtete aus seinem Fenster häufig die auf dem Hof Umhergehenden und wehe dem der es an Anstand und Ehrbarkeit fehlen ließ. Er traf einmal Einen auf der Hausflur der, den Mantelzipfel stutzerhaft über die Schulter geworfen, auf die Straße hinausgehen wollte, sogleich schickte er ihn in seine Zelle zurück, um seinen

Mantel in Ordnung zu bringen. Als Manarée nach Loreto abgehen sollte, war es ihm — so erzählt er selbst — als müßte er sich den lieben Vater noch einmal recht ansehen; aber dies starre Ansehen war nun eben gegen die Anstandsregel, Ignaz schwieg zwar im Beisein der Andern, ließ aber dem Manarée durch Polancus, der mit zugegen gewesen, sagen, er solle, der Buße halber, künftig bei seiner täglichen Gewissensprüfung sich regelmäßig die Frage beantworten, ob er etwa wieder eine Person der er Achtung schuldig wäre, angestarrt, und solle in seinen monatlichen Berichten jedesmal ausdrücklich anführen, ob er diesem Befehle pünktlich nachgekommen sei; erst nach funfzehn Monaten schrieb ihm Ignaz, es sei nun genug.

Schon damals sagten viele Leute: mit diesen Aeußerlichkeiten sei es ein erbärmliches Wesen, es komme nicht auf das Aeußere, sondern auf das Innere an, diese sogenannte Sittsamkeit sei eitel Heuchelei. Dies wurde im Profeßhause wiedererzählt. Wollte nur Gott, sagte Ignaz, daß wir es in dieser Art Heuchelei täglich weiter brächten! Und indem er auf Salmeron und Bobadilla deutete, die immer für ganz vorzüglich lautere Seelen galten, setzte er hinzu: Wenn nicht diese Beiden die wahren Erzheuchler sind, so wüßte ich nicht wer es in der Gesellschaft sein sollte.

Endlich nun die innere geistige Gesundheit selbst.

Um diese in der Weise wie die christliche Anschauung sie fordert herzustellen, kam es darauf an, den Menschen von seiner ursprünglichen Ungesundheit d. i. von seinem natürlichen Wesen zu heilen; alle Uebungsmittel mußten gleichsam Heilmittel und darauf berechnet sein, die Natur zu brechen. Um zum vollkommenen Gehorsam gelangen zu können, mußte der Mensch vor allen Dingen gewöhnt werden, seinen Hang zur Selbständigkeit, sein empfindliches Selbstgefühl, seinen Trotz und Stolz, sein Geltenwollen und seine Scheu vor Erniedrigungen abzulegen, mit Einem Wort, er mußte d e m ü t h i g gewöhnt werden; er mußte es dahin bringen, wie die Geschichte der Gesellschaft es von jenem schon einmal genannten Kalabresen Gian Antonio überschwänglich rühmt, nichts für größere Seligkeit zu achten, als von Allen verachtet zu sein und keine süßere Musik zu kennen, als die Worte Dessen von dem man gescholten und geschmäht wird.

Das was Ignaz Denen die auf das Konzil gesandt wurden zur Pflicht machte, sich gegenseitig alles vorzuhalten was sie an einander zu tadeln fanden und den Tadel willig und ohne Widerrede anzunehmen *), das führte er als allgemeine Regel in der Gesellschaft ein, nicht in solcher Weise, daß Jeder Jeden tadeln durfte

*) s. S. 440.

— im Gegentheil, es ist in den „Allgem. Regeln" verboten, daß Jemand ohne ausdrücklich ein Recht dazu zu haben, die Anderen meistern — aber dergestalt (wie denn alles nach Ordnung und Regel gehen sollte), daß Jeder von denen, welche von dem Vorgesetzten dazu beauftragt oder bevollmächtigt würden, alle Verweise schweigend hinnehmen und zu seiner Besserung benutzen sollte.

Als ein sehr zweckmäßiges Mittel um die Demuth zu üben, wurde das Verrichten niederer und besonders ekelhafter Dienste angesehen; das officium humilitatis wie man es nannte. Darüber wurde schon im 16ten Jahrhundert viel gespottet. Z. B. ein Student der Theologie, Namens Elias Hasenmüller, der 1582 das Lutherthum abgeschworen und sich in das dortige Probehaus der Jesuiten hatte aufnehmen lassen, dann aber, noch als Noviz, dem Orden entlaufen und nach Wittenberg gegangen war, schrieb daselbst ein Buch über die Jesuiten, das der damals angesehene Wittenberger Theologe, Dr. Polycarpus Leyser, der sich Hasenmüllers angenommen hatte, nach dessen bald erfolgten Tode (1587) unter dem Titel einer „Geschichte des Jesuitenordens," wie es scheint, mit vielen eigenen Zuthaten, herausgab. In diesem Buche nun kommt der Verfasser oder der Bearbeiter mit besonderem Behagen immer wieder auf die Liebhaberei der Jesuiten zurück, sich die

Erlaubniß zur Verrichtung des „demüthigen Dienstes," d. h. das Stubenkehren, das Tellerabwaschen, das Austragen von Nachteimern u. dgl. oder des Anlegens eines sogenannten „hochzeitlichen Kleides," d. h. eines nach Bettlerart zerlumpten Anzugs und des Umherbettelns im Speisesaale, um statt der eigenen Porzion das zu essen, was man von den Uebrigen geschenkt erhält. In der That waren dergleichen Demüthigungen eingeführt, die theils zur Uebung freiwillig erbeten, theils als Bußen auferlegt wurden; die Konstituzionen schreiben sogar vor, daß jeder Hausgenosse sie als Bußen von Zeit zu Zeit sich erbitten sollte. Als „gewöhnliche Bußen" dieser Art zählte das Regelbuch folgende auf: Am kleinen (niedrigen und abgesonderten) Tisch essen, Rüge (öffentliche im Speisesaale), im Zirkel stehen (d. h. von einer auf dem Boden gezogenen Kreislinie eingeschlossen, aus der man sich nicht entfernen darf), unter dem Tisch essen, die Füße der Anderen küssen, im Speisesaale beten, seine Schuld laut bekennen, Beschränkung der Kost oder Entziehung derselben bis auf Wasser und Brot, Geißlung vor Aller Augen im Speisesaale, niedrige Hausdienste. Der Zweck solcher Uebungen und Bußen, wie ihn die Konstituzionen ausdrücklich angeben, war, sich über alles was nach der gewöhnlichen Schätzung die Ehre und den Stolz der Menschen ausmacht hinwegsetzen und alles was den Sinnen oder dem

Vorurtheil widerstrebt, ertragen zu lernen, damit man später im wirklichen Dienste vor nichts zurückschrecken und durch keinen Ekel, keine thörichte Scham oder Scheu vor dem befangenen Urtheile der Welt sich an der Ausführung des Befohlenen oder des Nothwendigen hindern lassen möge.

Im Innern der Häuser sind diese Uebungen und Bußen vielleicht schon früh zum Theil in eine Spielerei ausgeartet, die ihren Zweck verfehlte: wenigstens werden sie schon in dem Hasenmüllerschen Buche so dargestellt. In den ersten Zeiten der Gesellschaft aber wurden sie sehr ernst genommen, wie schon der Umstand zeigt, daß die eifrigen Jünger Loyolas sich nicht mit Selbsterniedrigungen im Kreise der Ihrigen begnügten, sondern sich häufig dem Gespötte der Außenwelt preisgaben. Am meisten und am auffallendsten geschah dies in Portugal, besonders in Coimbra. Als Rodriguez einmal im Jahre **1544** während der Sommerferien mit den Gymnasiasten von Coimbra, meist Söhnen aus den höchsten Familien des Landes, eine Wallfahrt nach Ebora machte, wo sich der Hof aufhielt, erschien die bußfertige Truppe, zum Beweise ihrer Demuth, in einem so jammervoll zerlumpten und schmierigen Aufzuge, daß die Schwester eines der jungen Schüler, ein Hoffräulein, sobald sie ihren Bruder in diesem Zustande erblickte, vor Schreck laut aufschrie und sich gar nicht zu-

frieden geben wollte; man kann sich vorstellen was für eine Epistel sie von ihrem demuthstolzen und schon die Stimme des Blutes von Herzen verachtenden Bruder zu hören bekam. Im Jahre darauf kam Rodriguez, der seine Residenz gewöhnlich in Lissabon hatte, der Visitazion halber wieder nach Coimbra und fand dort eine solche Wuth der Selbsterniedrigung im Schwange, daß er dem Rektor empfahl, den übertriebenen Eifer der jungen Leute etwas zu mäßigen; indessen war er selbst doch zu sehr Liebhaber von solchen Uebungen, um nicht während seiner Anwesenheit selber einige zu veranstalten. Diese portugiesischen Uebungen hatten außerdem einen eigenthümlichen Charakter. Einen gewissen Ferraria, der seine Proben zum Behufe der Aufnahme machte, ließ Rodriguez im Wamse, ohne Mantel und Hut, und mit einem Todtenkopf in der Hand durch die Stadt ziehen; die ganze Stadt kannte diesen Ferraria, der sich durch sein musikalisches Talent einen Namen gemacht hatte, und die liebe Gassenjugend lief natürlich zischend und schreiend hinter ihm her. Einige ließ Rodriguez in Lumpen betteln gehen, Andere sandte er Abends im Dunkeln durch die Stadt, um an den Straßenecken mit schauerlicher Stimme zu rufen: „Der Höllenpfuhl, der Höllenpfuhl, ihr unverbesserlichen Sünder, wartet euer!“ oder: „Weh euch, weh euch Sündern, sündiget nicht mehr, denn bedenket, daß ihr ster=

ben müsset." Ein eifriger Pfarrgeistlicher, der dazu kam, hatte seine Freude an dem unheimlichen Ständchen und führte die Rufer in diejenigen Gassen, wo seiner Meinung nach ihr Spruch am Besten angebracht war: andere Leute sagten, diese Menschen wären verrückt, man sollte sie einsperren. — In dem Regelbuche findet sich jedoch schon ein Verbot solcher Aufsehen erregenden Bußübungen; die Rektoren und Novizenmeister sollten keine anderen öffentlich zulassen, als das Bettelngehen oder der Gebrauch gröberer, jedoch immer sauberer und anständiger Kleidung, oder das Begleiten des Markteinkäufers, um ihm den Korb u. dgl. zu tragen.

Außer den Demuthsübungen veranstaltete Ignaz auch häufig Uebungen im raschen und blinden Gehorsam. Bald befahl er unnütze oder widersinnige Dinge, hieß den Prediger in die Küche gehn und kochen und den Koch auf die Kanzel steigen und predigen; bald rief er Jemanden unerwartet aus einem begonnenen Geschäft ab. Einen Priester der eben vor den Altar trat, um die Messe zu lesen, hieß er plötzlich das Meßgewand ausziehen und sich bereit machen, etwas zu besorgen; dieser gehorchte ungesäumt. Ist es dir schwer geworden, von der heiligen und Gott im Himmel so wohlgefälligen Handlung abzustehen? fragte ihn Ignaz, als der Mann kam, um seinen Auftrag zu holen.

Nicht im Mindesten, antwortete der Priester. So geh, und ließ deine Messe! sagte Ignaz, ich habe dir nichts aufzutragen; aber wohl dir! denn es heißt in der Schrift: Gehorsam ist besser denn Opfer. — Nicht immer gelang der Versuch so gut: ein anderer seiner Priester den er einmal plötzlich aus dem Beichtstuhl abrufen ließ, antwortete: er werde gleich kommen; diesem legte Ignaz natürlich eine Buße auf.

Die mannichfaltigsten Mittel wandte er an, um die Seinigen von ihren Fehlern zu heilen, im Ganzen genommen alle die, welche man bei Kindern anzuwenden pflegt, und er that es oft auf die sinnreichste Weise. In vielen Fällen ließ er es bei tüchtigem Schelten bewenden, und sein Schelten war sehr gefürchtet im Hause, weil er ohne Hitze, aber nachdrücklich schalt und weil seine freundliche Miene den Seinigen zum Bedürfniß geworden war. Wenn er schalt, ging er dabei im Zimmer auf und ab, wie er auch that, wenn er diktirte. Die er am liebsten hatte, schalt er am meisten, so den Hieronymus Natalis und den Johann Polancus. Als Natalis Hausverweser war, sagte er, er zittere jedesmal, wenn ihn Ignaz rufen lasse, Ignaz donnere manchmal so auf ihn los, daß ihm wäre, als ob die Welt über ihm zusammenbräche, und obwohl er gewöhnlich sehen könne, daß Ignaz lächle, sobald er ihm den Rücken zukehre, könne er es doch nicht lassen, zu zittern. Dieser

Natalis bat Ignaz im Jahre 1551 unablässig, daran zu denken, daß er, gleich andern Ordensstiftern, den Seinigen etwas über die Wege auf welchen Gott ihn seit seiner Bekehrung geführt habe, schriftlich hinterließe, und Ignaz versprach es auch, doch schob er die Ausführung, so oft er erinnert wurde, wegen seiner Kränklichkeit immer wieder hinaus; endlich im September 1553 kam es zu einem Anfange; Ignaz erzählte auf und abgehend, und Polancus schrieb, wie er selbst versichert hat, alles so viel als möglich wörtlich in Schnellschrift nieder. Nach vier oder fünf Zusammenkünften im September kam aber die Sache wieder ins Stocken, Ignaz fühlte sich meistens schwach und die Last der Geschäfte drückte ihn. Im September 1555 war die Rede davon, daß Consalvus nach Spanien gesandt werden sollte, er drang nun lebhaft in Ignaz, mit der Lebensgeschichte fortzufahren, und Ignaz setzte in der That dazu den 22. des Monats fest. An diesem Tage hieß er Consalvus in den rothen Thurm gehen und ihn dort erwarten. Consalvus ging. Unter Weges traf er einen Anderen, mit dem er sich in ein Gespräch einließ, meinend, daß ihm Ignaz nicht so rasch folgen werde. Aber während die Beiden noch sprachen, kam Ignaz. Als er Consalvus erblickte, ward er gewaltig böse, hielt ihm eine Strafpredigt über seinen Ungehorsam und erklärte, heut werde er nun nichts erzählen. Dennoch ließ er

sich diesmal erbitten und ging mit in den Thurm. Auch im Thurm ward er wieder böse, daß ihm Consalvus zu dicht auf den Hacken ging, um besser zu hören. Die Regel! denk' an die Regel! rief er mehrmals, und da ihm Consalvus unwillkürlich doch wieder nahe kam, brach er plötzlich ab und ging zur Thür hinaus. — Indessen war ihm wohl selbst an der Beendigung der Sache gelegen, und er fuhr an den folgenden Tagen und bis einen Tag vor der Abreise des Consalvus in seiner Erzählung fort. — So entstanden die oft erwähnten „Aeltesten Akten"*).

Das Schelten aber, wenn wir unseren Berichterstattern glauben dürfen, wandte Ignaz immer nur da an, wo er aus Nachlässigkeit fehlen sah; Schwächen dagegen suchte er mit vieler Geduld durch Rathschläge, Uebungen oder auch wohl Strafen, die aber immer nur den Sinn hatten, daß sie zur Bekämpfung des Fehlers dienen sollten, besiegen zu helfen. Manchmal wandte er die Regel an, Keil mit Keil auszutreiben. So Scham durch Scham: als er einem gewissen Lorenz Tristan,

*) Polancus hat sie größtentheils spanisch niedergeschrieben; den Schluß, den er in Rom nicht mehr ins Reine bringen konnte, diktirte er in Genua einem Schreiber italienisch. Die lateinische Uebersetzung welche man in den Actis sanctorum findet, ist von Annibal Codret.

der Maurer war, einmal bei einer Arbeit im Hause zusah, und dieser, da ihm zufällig ein Apfel entfiel, den er im Busen stecken gehabt, aus einer thörichten Scham so that, als ob er es nicht merkte, schob ihm Ignaz den Apfel mit seinem Stocke dicht vor die Augen; Tristan erröthete noch tiefer als zuvor und wandte sich wieder nach einer andern Seite; Ignaz schob seinen Apfel abermals ihm vors Gesicht; dasselbe Spiel, und so noch öfter; als er glaubte ihn lang genug gequält zu haben, ging er still hinweg. Manchmal wandte er den andern, ebenfalls schon früher erwähnten Grundsatz an, durch das Entgegengesetzte zu heilen, Trägheit durch Anstrengungen, Leckerheit durch Entbehrungen u. s. f., ein Grundsatz der auch in den Konstituzionen anempfohlen ist. Manchmal suchte er die Thorheit irgend eines eiteln Beginnens fühlbar zu machen: so ließ er zwei Rektoren, die er eines Tages darüber streiten hörte, wessen Kolleg besser dotirt sei, augenblicklich ihre Stellen wechseln. Manchmal strafte er ein Unrecht oder eine Unart dadurch, daß er den Schuldigen seine Handlung auf beschämende oder unangenehme Weise wiederholen ließ, z. B. vor Aller Augen im Speisesaale, oder wie er einmal Zweie die einander aus Neckerei Wasser ins Gesicht gespritzt hatten, als unsaubere Leute im Stalle essen und ihr voriges Spiel, aber mit unreinem Wasser wiederholen ließ. Da er eines Tages zwei Gehülfen

müßig plaudernd fand, befahl er ihnen, weil sie, wie es schiene, nichts zu thun hätten, einen Haufen Steine der im Hofe lag, aufs Dach hinauf und von da wieder hinunter zu tragen. Strafen sollten immer etwas dem Vergehen Entsprechendes haben. Man sollte durch das gestraft werden, worin man sündigte. Ignaz war in dieser Hinsicht überaus erfinderisch. Wenn Jemand kniend um eine Buße bat und nicht auf seinen Wink augenblicklich aufstand, ging er weg und ließ ihn auf den Knien liegen, damit er Zeit hätte zu bedenken, ob das eine Demuth sei was wider den Gehorsam läuft. Einmal als er mit einem vornehmen Manne sprach in Gegenwart eines Laiengehülfen, machte er Letzterem ein Zeichen, sich zu setzen, und da dieser dennoch, weil ihm das Sitzen in Gegenwart der beiden Andern zu ehrfurchtswidrig vorkam, stehen blieb, hieß er ihn den Stuhl auf den Kopf nehmen, und so stehen so lange das Gespräch währte. Manchmal griff er dabei auch noch zu bildlichen Mitteln, er ließ z. B. Einen der sich ungeheißen und ehe er dazu hinlänglich vorbereitet war, mit Seelsorge abgab, ein Paar Flügel an die Schultern binden und in dieser Mummerei im Speisesaale sich geißeln, wobei ein Anderer ihm wiederholt die Worte zurufen mußte: Denke nicht ans Fliegen, ehe du Federn hast. Einen Anderen, einen sehr jungen Menschen, der einmal aus schüchterner Verschämtheit einen Auftrag

nicht selbst besorgt sondern durch einen Andern ausgerichtet hatte, ließ er über Tisch mit einem Glöckchen am Halse stehen und von Zeit zu Zeit die Worte rufen: „Ich will und ich will nicht wohnt nicht bei einander in diesem Hause." Gewöhnlich suchte er den, der gefehlt hatte, dahin zu bringen, daß er sein Unrecht erkannte, und ließ ihn sich selbst eine Strafe wählen: meistens fand er dann zu mildern, denn es wurden die ausschweifendsten Strafen verlangt. Geronimo Otello hatte einmal in der Predigt gesagt: wenn dies oder das nicht aufhöre, müßte der Papst mit Zorne darein fahren u. s. w. Nach der Predigt fragte ihn Ignaz, wie viel Päpste es denn gebe. Einen nur, der in Rom! antwortete Geronimo. Welcher ist denn aber der, versetzte Ignaz, den du heut handelnd eingeführt hast? Was der in Rom wird thun wollen oder müssen, weißt du nicht und kannst du nicht beurtheilen; also dein Papst ist wohl einer der in dir selbst steckt? Geronimo fiel ihm zu Füßen und gestand sein Unrecht; auf die Aufforderung sich eine Strafe zu bestimmen, bat er um die Erlaubniß sich öffentlich durch die Stadt geißeln zu dürfen, einige Jahre von Wasser und Brot zu leben, barfuß nach Jerusalem zu wallfahrten und außerdem was Ignaz noch sonst über ihn verhängen würde. —

Wenden wir uns zu dem was in Betreff des Umgangs der Hausgenossen vorgeschrieben ward, so finden

wir einen Reichthum von Regeln in dem Gesetzbuche der Gesellschaft, deren Aufzählung aber unnöthig sein würde, da die Grundsätze welche in dieser Hinsicht leitend sein mußten und waren, schon vorgekommen sind. Während der Geschäftsstunden sollte gar nicht, oder doch nur wenig, nur das Nothwendigste und dies nur leise gesprochen werden, die Erholungsstunden aber sollten zu gegenseitiger Erheiterung, Ermunterung und Erbauung in Gesprächen benutzt werden. Die Erholungsstunden, sagte einmal Ignaz, als ein Rektor eine Einschränkung vorschlug welche in Betracht der Gesundheit wohl zulässig schien, sollen nicht allein dem Leibe dienen, sondern vorzüglich auch dazu, daß die Hausgenossen sich mit einander ergehen, sich kennen lernen und lieb gewinnen. Doch sollte verhütet werden, daß keine ausschließende und bevorzugende Freundschaft Einzelner unter einander bilde. Diese Vorschrift hatte nicht, wie oft von Feinden der Gesellschaft vorgegeben worden ist, den Zweck, Komplotte Einzelner unter einander gegen die Vorgesetzten zu verhindern und ein System gegenseitiger Belauerung und Angeberei zu unterstützen, sondern im Allgemeinen folgte sie ganz von selbst aus dem Gedanken, daß Alle auf gleiche Weise und nur um Gottes Willen, nicht aus persönlichem Interesse, einander in Liebe umfassen sollten, und im Besonderen hatte sie den Zweck, Parteiungen der Mitglieder eines Hauses

gegen einander und jede Richtung auf Ausschließliches und Eigenes zu verhüten. Deswegen sollen denn z. B. die Schüler eines Kollegs in den Erholungsstunden, wie auch bei allen Ausgängen, von dem Rektor oder dessen Bevollmächtigten zu je Dreien oder Vieren gruppirt werden, die dann für diesmal auf einander angewiesen sind. Ignaz wollte, daß immer solche zusammengestellt würden die einander zur Besserung dienen könnten, jedenfalls solche nicht, die an gleichen Fehlern litten, z. B. an Nachlässigkeit in der äußeren Haltung oder dgl. Aber auch in Bezug auf die reifen Mitglieder des Hauses sollten die Vorsteher Bedacht nehmen, immer Solche zusammenwohnen zu lassen oder mit einander auszuschicken die sich gegenseitig fördern könnten. Aller Unfriede, alle Unverträglichkeit wurde streng verpönt, politische Gespräche wurden um der Parteinahme und der gegenseitigen Erbitterung willen, welche damit und besonders unter Personen von verschiedener Nazion, verbunden zu sein pflegen, durchaus untersagt. Niemand sollte sich in des Anderen Angelegenheiten unberufen einmischen, oder an einen Ort dringen wo Andere beschäftigt wären, oder auch nur in eines Anderen Zelle treten, ehe dieser Herein! gerufen. Alle sollten einander mit der äußersten Schonung und Zartheit behandeln, nie irgend eine Ueberlegenheit geltend machen, alles mit Sorgfalt vermeiden was den Anderen im Geringsten

verletzen könnte. Als der böseste Apfel der Zwietracht mußte die Abweichung in Glaubenslehren oder in philosophischen und moralischen Meinungen angesehen werden. Ignaz schrieb deswegen vor: „Abweichende Lehren sollen weder in Predigten noch Büchern geduldet werden. Selbst Verschiedenheit der Meinung in praktischen Dingen, welche die Mutter der Zwietracht und eine Feindin der Willenseinigkeit zu sein pflegt, soll so viel als möglich vermieden werden.“

Endlich ist noch über die Offenheit ein Wort zu sagen, welche sich von Anfang an als eine der wesentlichsten Bedingung für die Gesellschaft darstellen mußte. Jeder Einzelne sollte klar zu durchschauen sein, nicht nur seinen Oberen, sondern auch den Brüdern; weder eine solche Leitung der Seelen wie sie in der Gesellschaft bestehen sollte, noch diejenige brüderliche Eintracht welche gefordert wurde, war ohne das möglich. Eine der ersten Fragen welche Dem der Eintritt sucht, den Kapitulazionen gemäß vorgelegt wird, ist die, ob er es sich wolle gefallen lassen, daß alles was Jemand Nachtheiliges an ihm bemerkt, von diesem den Vorgesetzten angezeigt werde. Dieses Hinterbringungswesen ist immer der Gesellschaft von ihren Gegnern besonders übel ausgelegt worden, aber wie läßt sich daran Anstoß nehmen, wenn einmal das ganze Wesen und Verwalten fremder Leitung, das eigene Urtheil einem überge-

ordneten Urtheil, der freie Wille einem gebietenden Willen geopfert ist? Eine Menge von Einrichtungen in der Gesellschaft wirken zusammen, um diese „Durchsichtigkeit" Aller — es ist dies wirklich das Wort dessen sich die Ordonsgesetze in dieser Hinsicht bedienen — möglich zu machen: schon gleich bei den ersten Prüfungen welche zum Behufe des Eintritts in die Gesellschaft statt finden, die allgemeine Beichte über das ganze vorangegangene Leben, dann die immer wiederkehrenden Gewissensprüfungen und Beichten, dann eine Menge kleiner Regeln, z. B. daß Niemand seine Thür verschlossen halten oder einen verschlossenen Kasten haben oder bei zugemachter Thür Besuch empfangen darf, dann die Durchsicht, welche der Vorgesetzte den Briefen eines Jeden, sowohl die welche er empfängt als die welche er absendet, zu unterwerfen berechtigt ist, denn der beständige Austausch von inneren Erfahrungen und gegenseitigen Beobachtungen Aller unter einander, dann, in Bezug auf die Oberen, das Bestellen von Assistenten oder Konsultoren und Admonitoren, sowie das Recht eines jeden ihrer Untergebenen, sich unmittelbar an den höheren Vorgesetzten oder, nöthigenfalls auch, an den General selbst mündlich oder schriftlich zu wenden, dann die Visitazionen, bei welcher auf schonende Weise und ohne daß die Subordinazion darunter leiden durfte, auch die Untergebenen über ihre Vorgesetzten vernommen werden

sollen. Heimlichkeit wurde in allen diesen Dingen verstattet, aber nur ausnahmsweise gefordert. Z. B. wurde vorgeschrieben, daß die Consultoren eines Provinzials oder Hausvorstehers oder Rektors ihre Berichte an die höhere Stelle einander nicht mittheilen dürfen, damit nicht des Einen Urtheil auf das des Anderen einwirke. Im Allgemeinen aber war es beabsichtigt, daß innerhalb der Gesellschaft alles offen und unverstellt daliegen sollte. Das wechselseitige Ermahnen und Einanderhelfen, welches im N. Testament so oft anempfohlen wird, war hier förmlich organisirt und schuf sich außer den gewöhnlichen Formen oft auch noch wechselnde und neue: so wurde bisweilen Dem, der an einer übeln Gewohnheit litt, ein Erinnerer bestellt, der ihn darauf aufmerksam machen mußte, so oft Jener in seinen Fehler verfiel; Martin Olav führte im Römischen Kolleg, als er dessen Rektor war, mit Loyolas Erlaubniß den Brauch ein, daß Freitags Alle zusammenkommen, um sich von vier dazu bestellten Ermahnern ihre Fehler vorhalten zu lassen; manchmal ließ Ignaz, wenn Jemand aus einem Amte in ein anderes trat, erst über die Verwaltung des früheren ein förmliches Gericht halten. Alles was in solcher Art geschah, war öffentlich, außer in solchen Fällen, welche Schonung nöthig machten. Heimliche Hinterbringungen rieth Ignaz nur mit der größten Vorsicht anzunehmen. Es ist nachtheilig für ein gutes Regiment,

sagte er öfters, sie gänzlich auszuschließen, aber noch nachtheiliger, sie zu begünstigen und überhand nehmen zu lassen. Er selbst, wird erzählt, war gegen die, denen er am meisten traute, wie dem Polancus, auf seiner Hut, wenn sie ihm über Andere etwas Nachtheiliges hinterbrachten, sah dem Angeber scharf in die Augen, führte ihn mit vielen Fragen hin und her, hörte den Angeschuldigten an, und entschied nichts, ehe nicht die Wahrheit so sicher als möglich ermittelt war; wenn Hinterbringungen aus der Ferne eingingen, schickte er oft einen vertrauten Mann unter irgend einem Vorwand an Ort und Stelle, um, ohne es merken zu lassen, der Sache auf den Grund zu kommen.

Leipzig, Druck von Fr. Andrä.

UNIVERSITY OF CHICAGO
44 893 843

BX
3706
.J9

v.1

Julius

Die Jesuiten

695331

Volum

ume 2

3 V 1060

Hist.

The University of Chicago
Libraries

Cres cat Sci entia Vita Exco latur

H. C. Dan...
Bünsdorf
d 20 Octbr 1...



FRANZ XAVER.

Die

Jesuiten.

Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Entwickelung, Verfassung und Wirksamkeit

der

Gesellschaft Jesu.

Von

H. Julius.

Mit Stahlstichen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Julius Meißner.
1854.



FRANZ XAVER.

Die Jesuiten.

Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Entwickelung, Verfassung und Wirksamkeit

der

Gesellschaft Jesu.

Von

G. Julius.

Mit Stahlstichen.

Zweiter Band.

Leipzig,
Julius Meißner.
1854.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO LIBRARIES

BX3706
J9

695332

Inhalt des zweiten Bandes.

Die Jesuiten.

Erstes Capitel.

Der Orden bis zu Loyola's Tode 1550 — 1556.

Wachsende Macht des Ordens. Spanien. Portugal.

Als Ignaz Loyola 1540 den Papst um Sanctionirung seines Ordens bat, zählte er nur 10 Schüler. Zehn Jahre später war die Zahl derselben schon beinahe auf 1000 angewachsen. Es konnte nicht fehlen, daß diese wundergleiche Ausbreitung die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog. Während man anfangs die ganze, hie und da zerstreute Gesellschaft für einen Haufen bettelhafter Schwärmer gehalten hatte, höchstens geschickt, sich eine gewisse untergeordnete Popularität zu erringen, fing man jetzt an, die Schritte derselben einer größern Beachtung zu würdigen. Schon damals gab es kluge Männer, welche den Wolf im Schaafpelze erkannten. Zu diesen gehörte Melchior Cano, ein berühmter spanischer

Theolog vom Orden der Dominikaner. Ungeblendet von dem scheinbaren Religionseifer und der Frömmelei der Jesuiten, merkte er recht gut, welche schlaue, gefährliche Politik sich hinter dieser Maske verberge. Er wurde daher nicht müde, seine Landsleute vor den Orden zu warnen, und schrieb unter Anderm folgende bemerkenswerthe Worte an den Beichtvater Karl's V.: „Wollte Gott, daß mir Dasjenige nicht begegne, was der Kassandra, wie die Geschichte sagt, widerfuhr, der man nicht eher glaubte, als bis Troja erobert und verbrannt war! Wenn die Jesuiten so fortfahren, wie sie angefangen, so möge Gott verhüten, daß nicht einmal eine Zeit komme, in welcher die Könige ihnen gern widerstehen möchten, aber nicht mehr die Gewalt haben, ihnen widerstehen zu können."

In der That hatte es anfangs den Anschein, als ob es den Jesuiten nicht gelingen wollte, sich in Salamanca, wo Cano lehrte, festzusetzen. Magistrat und Universität gingen ernstlich mit sich zu Rathe, ob es nicht besser sei, die Mitglieder des verdächtigen Ordens als gefährliche Verführer ganz aus der Stadt zu weisen. Indessen die Schlauheit der Jesuiten siegte auch diesmal. Sie wußten ihren Hauptfeind Cano auf geschickte Weise aus Salamanca zu entfernen, indem sie vermöge ihres Einflusses seine Ernennung zum Bischof der canarischen Inseln zuwege brachten, und nun hat-

ten sie in der berühmten Universitätsstadt gewonnenes Spiel.

Einen ähnlichen Kampf mußten sie in einer andern spanischen Universitätsstadt, in Alcala de Henares, bestehen. Hier hatten schon ihre ersten Apostel Araoz und Eguia *) ein Collegium errichtet, welches der Universität mannigfachen Abbruch that. Die Professoren, welche sich von ihren Zuhörern verlassen sahen, brachen in Klagen über die kecken Eindringlinge aus und wendeten sich endlich beschwerend an den Erzbischof von Toledo, in dessen Sprengel Alcala gehörte. Dieser, ein gewisser Don Martinez de Siliceo, hielt es für billig, den Professoren zu helfen. Die Maßregeln, die er gegen die Jesuiten ergriff, waren streng. Anfangs suchte ihn die Gesellschaft durch Bitten zu gewinnen, und als dies nicht gelang, nahm sie ihre Zuflucht zu dem Papst. Ein Befehl Julius des Dritten war hinreichend, den Erzbischof zu bessern Gesinnungen zu bewegen, und sein bald darauf erfolgender Tod gab ihr vollends freien Spielraum.

Auch in Saragossa hatten die Loyoliten Scandal. Hier geriethen sie mit Geistlichkeit und Volk dergestalt in Zwist, daß sie sogar fliehend die Stadt verlassen

*) I. 344.

mußten, aber nur, um später im Triumphe zurückzukehren. Ihre stählerne Energie und ihre unermüdliche Ausdauer bewirkten, daß sie aus allen Kämpfen siegreich hervorgingen. Ihr anfangs so bestrittener Einfluß wurde bald allgewaltig in ganz Spanien, und ihre Collegien in Gandia, Salamanca, Alcala, Saragossa und andern namhaften Städten erhoben sich zur höchsten Blüthe.

Nicht minder glänzende Erfolge errangen sie in Portugal, wo ihr Sendbote Simon Rodriguez *) den Grundstein zu ihrer Macht legte. Rodriguez war gewissermaßen das Factotum des schwachen Königs Johann III. Er übernahm nicht nur die Erziehung des Kronprinzen, sondern umringte auch den ganzen Hof mit jesuitischen Beichtvätern. Einen seiner Genossen, Louis Gonsalvo da Camera, machte er zum Beichtvater des Königs, einen andern, Miguel Torrez, zum Beichtvater der Königin Katharina. Ja, Rodriguez erlangte mit der Zeit ein solches Ansehen, daß der König mit allen Prinzen ihn in seiner Krankheit besuchte und Herzöge, wenn sie ihm begegneten, vor ihm auf die Kniee fielen. Da er jedoch sammt seinen Mitarbeitern durch alle Schätze und Gnaden ganz übermüthig wurde, den Orden durch Gewaltthaten compro-

*) I. 410. 411.

mittirte und in Ueppigkeit und Schwelgerei versank, so rief ihn Ignaz ab. Dies erbitterte ihn dermaßen, daß er dem portugiesischen Hofe eine abschreckende Schilderung seines Generals machte. „Ignaz," sagte er, „wolle ihn aus bösen Absichten entfernen. Er beziehe ungeheure Summen aus Portugal, um auswärtige Provinzen damit zu bereichern, und weil er, Rodriguez, sich stets diesen Geldauswanderungen widersetzt habe, so wünsche Ignaz ihm die Aufsicht zu nehmen. Ignaz habe sich allen Vorstellungen unzugänglich erwiesen; er habe die ganze Provinz ins Verderben gebracht, indem er die besten Köpfe aus dem Reiche an sich gezogen und sie durch fremde Ignoranten ersetzt habe, welche sich auf Kosten des Landes und zum Verderben desselben Ansehen zu verschaffen wüßten."

Diese Beschuldigungen mögen nicht ganz ungegründet gewesen sein. Wenigstens verfehlten sie ihren Zweck nicht. Der König und die Großen des Reichs wurden so aufgebracht, daß man längere Zeit von nichts Anderem sprach, als von der gänzlichen Vertreibung der Jesuiten aus allen portugiesischen Provinzen. Ignaz, dem dieser Vorfall den größten Aerger verursachte, bot Alles auf, um den König zu besänftigen. Es gelang ihm auch, da die augenblickliche Strenge des Königs durch seine religiöse Schwäche nur zu bald wieder entkräftet wurde. In Kurzem war Alles wieder auf den alten

Fuß zurückgekehrt, und Johann III. beeilte sich, die Gesellschaft Jesu auf's Neue mit Schätzen zu überhäufen.

Ignaz machte bei dieser Gelegenheit eine Bemerkung, die der Ausbreitung und dem Ansehen seines Ordens in der Folge sehr zu statten kam. Er hatte wahrgenommen, wie nützlich der Schutz der Großen seiner Gesellschaft sei. Hatte er anfangs seinen Schülern verboten, sich an Höfen aufzuhalten, so befahl er ihnen dies nun. Er gab ihnen sogar Verweise, wenn sie eine Gelegenheit versäumten, sich an den Höfen Bedeutung zu verschaffen. Der König von Portugal wollte, nachdem er Gonsalvo verloren, den Jago Miro zum Beichtvater haben. Letzterer weigerte sich mit der Entschuldigung, daß sich dergleichen glänzende Stellen gar nicht für einen Orden schickten, dessen Beruf es sei, die Hospitäler zu besuchen, die Jugend zu unterrichten und sich der tiefsten Armuth zu befleißigen. Ignaz war mit dieser Antwort übel zufrieden. Er schrieb ihm einen Brief, worin er ihm auseinandersetzte, daß die Hofluft nicht so gefährlich sei, wie er glaube. Man könne in Hospitälern, auf Galeeren und in Gefängnissen seinen Eifer für das Seelenheil der Menschen beweisen, ohne darum die Höfe meiden zu müssen. Die Könige bedürften um so eher der Leitung, als es für sie immer schwerer sei, selig zu werden, als für den gemeinen Mann u. s. w. — Diese Vorstellungen wurden als so

kräftig und schlagend erachtet, daß in der Folge kein einziger Jesuit eine Beichtvaterstelle an irgend einem Hofe ausschlug.

Inzwischen hatte die Bewegung, welche auf kurze Zeit den Hof zu Lissabon ergriffen, in der Universitätsstadt Coimbra eine ziemlich seltsame Scene veranlaßt. In Coimbra hatten die Jesuiten ein Collegium, was indeß gänzlich in Verfall gerathen war. Es glich eher einer Schule der Aergerniß und Büberei, als der Erbauung. Die Erziehung der Jugend wurde auf das Gewissenloseste vernachlässigt; die Patres ergaben sich dem Müssiggang und der Schwelgerei; das Collegium war ein Heerd der Ränke, eine Höhle der Ausschweifungen. Natürlich blieb dies Unwesen den Einwohnern von Coimbra nicht lange verborgen. Sie sprachen laut ihren Abscheu darüber aus, und wo sich ein Jesuit sehen ließ zeigte das Volk öffentlich mit Fingern auf ihn.

Um dieser unbehaglicheu Lage ein Ende zu machen, nahm der Rektor des Collegiums, Manoel Godin, zu einem Manöver seine Zuflucht, das ihm trefflich gelang. Er berief alle Ordensglieder in die Kapelle des Collegiums, ohne ihnen das, was er im Sinne hatte, zu entdecken. Als sie versammelt waren, bat er sie, für die ganze Gesellschaft und vorzüglich für eine Person darin zu beten und nicht eher die Kapelle zu verlassen, bis er wieder unter ihnen wäre. Nachdem er

sich hierauf aus der Versammlung, die alsobald zu beten anfing, entfernt hatte, zog er sich halb nackt aus, lief mit einer großen Geisel durch die Stadt, blieb auf den belebtesten Straßen stehen und gab sich vor den Augen des ganzen Volkes tüchtige Geiselhiebe. Dabei richtete er folgende klägliche Worte an die ihn umgebende Menge: „Ihr Herren von Coimbra, vergebet uns um Christi willen das Aergerniß, welches unsere Gesellschaft euch gegeben hat! Ich, ich bin der vornehmste Urheber desselben. Mein Verbrechen verdient den Zorn Gottes, und ich bitte euch, ihn durch euer Gebet zu besänftigen."

Nach diesem andächtigen Abenteuer verfügte er sich mit blutigem Rücken zu seinen Brüdern und erklärte ihnen die Ursache seiner außerordentlichen Büßung. Die Brüder aber fanden das Benehmen ihres Vorgesetzten so fromm und erbaulich, daß sie sich entschlossen, es nachzuahmen. Sie traten halbnackt in Procession unter Vortragung des gekreuzigten Heilands aus der Kapelle, sangen Litaneien und gaben sich unbarmherzige Geiselhiebe. Das Volk drängte sich in Schaaren herbei, und als der büßende Trupp in die Barmherzigkeitskirche kam, hielt der Rector eine so salbungsvolle, zerknirschte Anrede an das Volk, daß dieses, bis zu Thränen gerührt, einmüthig schrie: „Barmherzigkeit! Vergeben und vergessen!"

Kluge Leute ließen sich natürlich durch die anscheinende Reue und Selbstdemüthigung nicht täuschen; sie wußten, daß die frommen Väter eine heilige Komödie gespielt hatten, nichts weiter; aber sie durften mit dieser Ansicht nicht herausrücken, da der Pöbel von dem erlebten Schauspiel so erbaut war, daß er die Büßer für ganz außerordentliche Menschen hielt. Mehr wollte auch Godin durch seine andächtige List nicht bezwecken.

Indien, Japan, Brasilien. Xavier's Tod.

Die Portugiesen setzten damals Europa durch ihre Kühnheit und durch die glücklichen Erfolge ihrer Unternehmungen gleich sehr in Erstaunen. Ihr dürres, unfruchtbares Land war reich an unerschrockenen Eroberern uud Kaufleuten. Schon seit längerer Zeit suchte man einen Weg um Afrika, um Indiens Produkte schneller nach Europa zu bringen. Gold, Elfenbein, Spezereien und mehre andere Artikel des Luxus konnte man nur aus Aegypten durch das mittelländische Meer beziehen, und die Venetianer und Genuesen waren es, welche sich durch diese Waaren ganz Europa tributbar machten.

Um ihnen diesen Vortheil zu entreißen, munterte Portugals König, Dom Joao oder Johann III., seine Unterthanen auf, einen Weg aufzusuchen, welcher Europa von dieser Abhängigkeit befreie. Es gelang, indem Vasco de Gama um das Vorgebirge der guten Hoffnung segelte, und von diesem Augenblick an waren die

Portugiesen, wenngleich nur auf eine sehr kurze Zeit, die Gebieter des Meeres. Sie handelten von Aethiopien an bis an die Grenzen von China und wurden eben so reich als mächtig.

Sei es nun, daß sie durch Verbreitung einer Religion, deren erstes Gesetz Unterwerfung ist, den Gehorsam der unterjochten Nationen sichern wollten, oder daß sie in ihrer Treuherzigkeit das Christenthum als einen überschwenglichen Ersatz für alle den Indiern geraubten Schätze betrachteten, oder endlich, daß die Geistlichkeit des Landes eine Ehre darin suchte, dem wahren Gott Altäre in einem barbarischen Lande zu errichten: genug, die Hierarchie wanderte zum erstenmal über weite Meere und verband die Küsten von Malabar mit Lissabon.

Es ist bereits im ersten Bande (S. 410 ff.) erzählt, daß Francisco Xaviero es war, welchen Ignaz auf die dringenden Bitten des Königs von Portugal mit dem Auftrag betraute, als Heidenbekehrer nach Indien zu gehen. Mit dem Titel eines päpstlichen Nuntius, mit der Vollmacht, alle Prediger ein- und abzusetzen, und mit Empfehlungsschreiben an den König von Aethiopien und andere Fürsten der Inseln und des festen Landes ausgerüstet, trat Xavier 1541 seine Reise in der Gesellschaft des Vicekönigs von Goa an. So lange die Ueberfahrt dauerte, zeigte er sich als ein Muster christlicher Liebe, apostolischer Demuth und jeder

andern Tugend. Auf dem festen Lande glaubte er sein Betragen fortsetzen zu können; allein wie viel fehlte daran, daß dies in seiner Kraft gestanden hätte!

Als das erste, unübersteigliche Hinderniß zeigte sich die Sprache des Landes, die Xavier nur höchst unvollkommen verstand. Er selbst gesteht in einem seiner Briefe, daß ihn die Versetzung nach Goa in eine Statue verwandelt habe. Kaum hatte er sich überzeugt, daß alle christlichen Tugenden hier, wo nicht hinderlich, doch wenigstens sehr überflüssig wären, als er auch ohne Weiteres anfing, mit Gewalt zu bekehren. Von den Soldaten des Vicekönigs unterstützt, zerstörte er die Tempel der Ungläubigen, und um seine Zwecke noch sicherer zu erreichen, führte er die Inquisition in Goa ein.

Er war eben hiermit beschäftigt, als ein malabarischer Kazike, welchen die Portugiesen gezwungen hatten, seine Hauptstadt zu verlassen und auf der Insel Ceylon ein Asyl zu suchen, sich's einfallen ließ, eine Religion zu verfolgen, welche seine Feinde lehrten. Voll heil'gen Eifers über einen solchen Frevel, verließ Xavier sogleich seine Proselyten und eilte nach Cochim, der ehemaligen Hauptstadt des vertriebenen Königs, um von dem dort residirenden portugiesischen Statthalter Hülfe gegen jene Verfolgungen zu erbitten. Hier machte er die Bekanntschaft eines Bruders des Vertriebenen, wel-

cher sich erbot, das Christenthum anzunehmen, wenn man ihm die Krone seines Bruders aufsetzen wolle. Das Vergnügen, eine Krone zu verschenken, war allzu lockend, als daß der Heilige unter solchen Umständen ihm hätte widerstehen können. Er bewilligte sie; nur bestand er darauf, daß der Feind des Christenthums vorher bestraft werden sollte. Man versammelte ein kleines Herr, welches nach Ceylon eingeschifft wurde. Inzwischen hatte der König von Cochim, durch seine Unterthanen von allen diesen Schritten unterrichtet, Zeit gefunden, sich zu verschanzen. Man landete. Als aber der Statthalter die feindlichen Verschanzungen gewahrte, hielt er sein Heer für zu schwach, um dieselben anzugreifen, und so scheiterte das ganze Unternehmen.

Voll Unwillen verließ Xavier Ceylon, um nach Meliapur und von da nach Malacca zu gehen. Hier ließ er einige seiner Gefährten zurück, um seinerseits die molukkischen Inseln zu bereisen. Drei Monate hielt er sich in Ternate auf und kehrte darauf nach Malacca zurück. Während seines Aufenthalts daselbst steckte ein muhammedanischer Fürst, welcher Ursache hatte, mit dem Verfahren der Portugiesen unzufrieden zu sein, eins ihrer Forts in Brand. Xavier predigte auf der Stelle einen Kreuzzug gegen ihn, und als sich der Statthalter darauf nicht einlassen wollte, brachte er, wie ein zweiter Bernhard von Clairvaux,

durch seine Predigten 180 Mann zusammen, die er unter dem zuverlässigen Vorsprechen eines glänzenden Sieges der Führung eines seiner Freunde vertraute. Aber auch aus dieser Unternehmung wurde nichts. Denn ehe noch die Kähne, welche die Mannschaft überführen sollten, den Hafen verlassen hatten, gingen sie unter und die Mannschaft hatte von Glück zu sagen, daß sie noch mit heiler Haut davon kam.

Die Bekehrungen Xavier's wurden, wie aus dem Ebengesagten erhellt, meist mit Feuer und Schwert ausgeführt. Die Taufen bezogen sich häufig nur auf Todte oder doch auf solche, die man eben schlachten wollte, und bestanden in nichts, als einem Besprengen mit nassen Tüchern unter Hersagung der Taufformel. Auf diese Weise konnte man freilich die Zahl der getauften Christen als sehr groß angeben, obschon das Christenthum dadurch sehr wenig wirklichen Zuwachs erhalten hatte!

Um übrigens sein Ansehen, welche doch durch das Verunglücken der letzterwähnten Unternehmung ein wenig gelitten hatte, nicht ganz zu verlieren, verließ Xavier den bisherigen Schauplatz seiner Thaten und begab sich nach Japan. Hier machte er, den Versicherungen jesuitischer Schriftsteller zufolge, in weniger als einem Jahre mehr als 3000 Menschen zu Proselyten. Aber da er hier nothwendig eben die Hindernisse antreffen

mußte, welche er in den übrigen Ländern fand, so ist der Angabe eines andern Schriftstellers (Charleroix) weit mehr zu glauben, welcher versichert: daß man ihn nicht verstand, daß er Keinen bekehrte und daß er überall zum Narren gehalten wurde.

Sein Bekehrungseifer blieb sich indessen unter den schwierigsten Umständen gleich. Gleich allen Fanatikern suchte er die Ursache des schlechten Erfolges nie in sich, sondern in seiner Umgebung. Mit unermüdlichem Eifer strebte er, sich die Sprache der Japanesen zu eigen zu machen; ja, um sich ihnen zu nähern, nahm er sogar die Sitten des Landes an. Schon er brachte hier einen Grundsatz in Anwendung, den die Jesuiten später bei allen ihren Missionen befolgten; er schloß sich an die vorhandenen Religionsformen, die äußerlich Manches mit dem Katholicismus gemein hatten und sogar auf frühere Spuren des Christenthums deuteten, sorgfältig an, unterzog sich den üblichen Fasten und suchte mit den Priestern des Buddha, den Bonzen, im besten Vernehmen zu stehen. Er kleidete sich, wie sie, und ahmte ihre ganze Lebensweise nach. Aber auch dieser Kunstgriff gelang ihm nicht. Xavier mußte hier wieder die Erfahrung machen, die er schon bei den indischen Brahmanen gemacht hatte; seine heidnischen Gegner, die er bekehrenwollte, waren gescheidter, als er. Die Bonzen trieben ihn durch ihre Fragen und Einwürfe oft der-

maßen in die Enge, daß es ihm schwer genug wurde, sich herauszuwinden.

Sie sagten z. B.: „Was für ein Gott ist das, den uns dieser fremde Bonze predigt? Ein grausamer Gott, der das fürchterlichste Gefängniß, die Hölle, gebaut hat, worin er die Menschen mit ewigen Strafen belegt; ein harter Gott, der sich niemals besänftigen, niemals den Unglückseligen einige Barmherzigkeit widerfahren lassen will; ein ungerechter Gott, der den Menschen ein Gesetz auflegt, das über ihre Kräfte geht, und der ihr Unvermögen, einem solchen Gesetze nachzukommen, mit Strafen von ewiger Dauer züchtigt; ein Gott, welcher verordnet hat, daß kein Mensch anders selig werden soll, als durch das Gesetz seines einigen Sohnes, und der doch aus einer, für das höchste Wesen gewiß sehr unpassenden Parteilichkeit ganze fünfzehn Jahrhunderte verstreichen ließ, ehe er dieses Gesetz dem japanischen Reiche, dem edelsten Theile der Welt, bekannt machte."

Man sieht, die Leute waren nicht auf den Kopf gefallen, und es ist Schade, daß uns die Geschichtschreiber die Gründe nicht aufbewahrt haben, mit denen Xavier diesen Einwürfen begegnete. Soviel scheint dem frommen Manne bald klar geworden zu sein, daß mit den Bonzen nichts anzufangen sei. Er wendete sich also unmittelbar an das Volk. Mit einer Klingel in der Hand sammelte er die Schaaren um sich, und der

nächste beste Baum ward ihm zur Kanzel. Auch an wunderthätigen Handlungen ließ er es nicht fehlen; wenigstens sorgte er dafür, daß sich unter dem Publikum das Gerücht verbreitete, er könne Kranke heilen und Todte auferwecken. In der That scheint er auf diese Art einigen Anhang gewonnen zu haben; doch war derselbe jedenfalls nicht so bedeutend, als jesuitische Schriftsteller ihn zu schildern sich bemüht haben. Auch würde man sehr irren, wenn man diese Anhänger als wirkliche Christen betrachten wollte. Sie ließen sich zwar taufen, aber wahrscheinlich ohne etwas dabei zu denken; sie machten zwar einige christliche Gebräuche mit, behielten aber auch ihre heidnischen Religionsformen bei.

Mittlerweile hatte in Indien das Bekehrungswerk auch in Xavier's Abwesenheit rüstigen Fortgang. Abgesehen davon, daß mit jedem Jahre neue geistliche Arbeiter aus Europa herüberkamen, bildete auch das Jesuitencollegium in Goa immer neue Apostel heran, die sich bald durch ganz Indien vertheilten. Sie predigten und bekehrten Alles, was ihnen unter die Hände kam. Antonio Criminal verbreitete auf dem Cap Comorin das Christenthum, und da ihm die Brahmanen, die eingebornen Priester des Landes, mannigfache Hindernisse dabei in den Weg legten, so griff er, wie sein Herr und Meister Xavier, zu Feuer und Schwert. Dies hatte eine allgemeine Empörung der mißhandelten Be-

völkerung zur Folge, wobei Criminal erschlagen wurde. Die Jesuiten ermangelten nicht, aus ihm den ersten Märtyrer ihres Ordens zu machen. Auch ließen sie sich durch das unglückliche Ende desselben durchaus nicht abschrecken, sich auf dem Cap auszubreiten.

Um diese Zeit kam der Orden auch nach Amerika. König Johann von Portugal ließ nämlich im Jahre **1549** eine Flotte nach Brasilien auslaufen, um sich da eine neue Stadt anzulegen. Auf dieser Flotte schifften sich auch sechs Jesuiten mit ein. Als sie am Ziele ihrer Reise ankamen, fanden sie, daß Brasilien ein sehr gesegnetes Land sei, das einst noch zu hoher Bedeutung aufsteigen könne. Sie beschlossen also dazubleiben, bauten sich Häuser und fingen ihr Bekehrungsgeschäft bei den Ureinwohnern an. Doch machten sie darin nur sehr langsame Fortschritte, da sie es mit Menschen auf der untersten Stufe der Bildung, die sogar das Fleisch ihrer Feinde fraßen, zu thun hatten.

Während nun das jesuitische Christenthum in Amerika und Indien, zwar langsam, aber unaufhaltsam um sich griff, entwarf der in Japan weilende Xavier den kühnen Plan, auch nach China vorzudringen. Er hatte gehört, daß die Japanesen ihre Wissenschaften und vorzüglich ihre Religion den Chinesen zu danken hätten und daß es ihm, wenn er letztere zur Annahme der christlichen Religion bewegen könnte, weiter keine Mühe kosten

würde, ganz Japan zu bekehren. Mehr bedurfte es nicht, um in ihm ein ungeduldiges Verlangen, nach China zu reisen, hervorzurufen. Nach Allem, was er von den Chinesen erfuhr, schien ihm dieses gebildete Volk vorzugsweise der christlichen Religion würdig zu sein. Der Gedanke aber, daß er das Werkzeug seiner Bekehrung sein, daß er sich dadurch Unsterblichkeit erringen sollte, erfüllte ihn mit Entzücken und Begeisterung. Die Hauptschwierigkeit war nur: wie hinkommen? Denn China war den Portugiesen feindlich gesinnt und schloß sich überhaupt hermetisch gegen alle Fremden ab. Doch Xavier's anschlägiger Kopf wußte Rath. Er versuchte mehrere chinesische Handelsleute zu bereden, ihn heimlich in das „Reich der Mitte," wie sich China nennt, einzuführen. Aber sie schlugen es ab, weil sie die Verantwortlichkeit fürchteten. Endlich fand sich Einer, der ihn gegen eine Kiste voll Pfeffer bis vor die Thore von Canton bringen wollte. Wer war glücklicher, als Xavier! Er befand sich eben auf der Insel Sancian und machte sich sogleich reisefertig. Aber ehe er noch an Bord gehen konnte, überfiel ihn plötzlich ein hitziges Fieber, das seinem mühseligen Leben am 2. December 1552 ein Ende machte.

Ignaz beweinte seinen Tod mit aller Aufrichtigkeit wahrer Freundschaft. Und in der That gehörte Xavier zu den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Jesui-

tenordens. Er war ein Mann von tadelloser Reinheit der Sitten und glühendem Eifer für seinen Beruf; nur ging er in diesem Eifer zu weit und machte dadurch nicht selten die Religion, die er fortpflanzen wollte, zum Gegenstande des Spottes. Uebrigens haben die Jesuiten ihm zum Theil das Ansehen und die Macht zu danken, zu der sie bald nach seinem Tode in jenen entfernten Reichen gelangten. Der Orden belohnte auch so viele Verdienste. Er ließ Xavier's Leichnam, der zwei Jahre an dem Gestade der Insel Sancian begraben lag, nach Goa bringen, wo sein Grab durch eine Menge angeblicher Wunder berühmt wurde. Neunundsechzig Jahre später (1623) wob eine Bulle Gregor's XV. um das Andenken des todten Apostels die Glorie des Heiligen.

Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Italien. Loyola's Tod.

Alles, was Ignaz Loyola bis jetzt im Interesse seines Ordens unternommen hatte, war ihm über Erwarten gelungen. Nur die Versuche, welche er machte, seine Gesellschaft in Frankreich einzuführen, schienen durchaus mißlingen zu sollen. Parlamente und Bischöfe, Universitäten und Mönche verschworen sich gegen sie, und so verschieden auch die Gründe waren, welche jeder Einzelne hatte, so stimmten sie doch auf eine wunderbare Weise zur Verdammung eines Ordens zusammen, welcher bis dahin nur Gutes gethan hatte.

Von ihrem General auf das Tridentinische Concilium gesandt, hatten Lainez und Salmeron Mittel gefunden, sich die Gunst Guillaume Düprat's, Erzbischofs von Clermont, zu erwerben. Derselbe versprach ihnen in seinem Kirchsprengel ein Collegium und ließ es gleich nach seiner Zurückkunft von Trient

zu Billon, einer kleinen Stadt der Auvergne, erbauen. Hierher begab sich der Jesuit Brouet mit einigen Schülern. Der Schauplatz wurde ihm indessen bald zu eng. Er wünschte sich dem Hofe zu nähern und begab sich nach Paris, wo er bald die Entdeckung machte, daß, König Heinrich II. und seinen Hof ausgenommen, ganz Frankreich gegen den Papst erbittert war und daß, wenn auch nicht die Lehre Luther's, so doch der Geist des Protestantismus sich aller Gemüther bemächtigt hatte. Unter solchen Umständen war Vorsicht nöthig. Brouet machte es sich und seinen Genossen zur Pflicht, vor der Hand in ihrer provinziellen Zurückgezogenheit zu verharren.

Dies wurde jedoch anders, als der Beschützer dieses Jesuitenhäufleins, der Erzbischof Düprat, 1550 starb. Er hatte der Gesellschaft in seinem Testamente eine beträchtliche Summe vermacht, wodurch diese in die Nothwendigkeit versetzt wurde, aus ihrer Einsamkeit hervorzutreten, um die Erbschaft zu vindiciren. Da letztere den Landesgesetzen entgegen war, vermöge welcher Niemand das Recht hatte, einem Nichtbürger sein Eigenthum zu vermachen, so wandten sich die Jesuiten an den berühmten Cardinal Karl von Lothringen, welcher sich damals gerade in Rom aufhielt. Seine Verwendung bei Heinrich II. blieb nicht ohne Erfolg; aber die Patente des Königs wurden von dem Parlamente ver-

worfen, welches diesmal sehr eigensinnig auf der Aufrechthaltung des einmal eingeführten Gesetzes bestand. Ein Jahr darauf erschien die Gesellschaft mit neuen Patenten. Vielleicht um dem Verdachte der Ketzerei zu entgehen, welcher unter solchen Umständen nur allzunatürlich war, befragte das Parlament die theologische Facultät der Universität (die sogenannte „Sorbonne") über die Zulässigkeit der Jesuiten. Nach einer feierlichen Messe verfaßten die Doctoren der Sorbonne am 1. December 1554 ein Decret, worin sie die Gesellschaft Jesu für eine Feindin des kirchlichen Friedens, für eine Aufheberin der übrigen Mönchsorden, für eine Verdreherin des Glaubens ꝛc. erklärten. Ihre Gründe waren indessen schwach und ihre eigentlichen Motiven kamen um so weniger zum Vorschein, als sie außer dem Papst noch den spanischen König schonen mußten. Gleichwohl befriedigte den großen Haufen die Leidenschaft, womit das Decret abgefaßt war. Für den denkenden Theil des Publicums verfaßte Eustache Dübellay, Bischof von Paris, ein Gutachten, welches, obwohl mit kälterem Blute niedergeschrieben, doch ebenfalls gegen die Aufnahme der Jesuiten war. Die Jünger Loyola's sahen sich also genöthigt, Frankreich zu verlassen oder wenigstens vor der Hand aufzugeben.

Ignaz schäumte über diese Niederlage. Aber er war viel zu schlau, um es laut zu thun; vielmehr be-

fahl er den Seinigen blos, sich überall Atteste über ihren guten Wandel geben zu lassen. Seine Anhänger zu Saragossa dagegen ließen durch das dortige Ketzergericht Jeden mit dem Banne bedrohen, der den Ausspruch der Sorbonne lesen oder auch nur bei sich tragen würde.

Besseren Erfolg, als in Frankreich, hatte der Orden in den Niederlanden. Zur Zeit des Kriegs zwischen Karl V. und Frankreich hatten sich spanische Jesuiten, welche damals in Paris studirten, hierher geflüchtet und in Löwen ihren Aufenhalt genommen. Von diesem Mittelpunkte aus schickten sie nach allen Seiten hin Sendlinge aus und machten eine Menge Proselyten. Allein sie fanden auch allenthalben thätigen Widerstand. In Löwen erregte ihr Benehmen allgemeines Aergerniß. Sie errichteten verschiedene Congregationen unter dem Namen der Jungfrau Maria und zogen bald durch die ungewöhnliche Art ihres Gottesdienstes, so wie durch ihre Büßungen so viel andächtiges Volk an sich, daß die ordentlichen Seelsorger, von Handwerksneid getrieben, ernstliche Beschwerden über sie erhoben. Dazu kam noch der Umstand, daß man in Erfahrung brachte, wie unter der Hülle jener Bußgenossenschaften in den frommen Versammlungen Unzucht getrieben ward. Man erfuhr, daß sich verschiedene vornehme junge Damen alle Wochen einmal

von ihren Beichtvätern, den Jesuiten, geißeln ließen, und zwar auf den nackten Körper. Was hierbei außerdem noch vorging, kann man sich leicht denken. Denn ein Weib, das sich in Gegenwart eines Mannes entkleidet oder von ihm entblößen läßt, giebt sich ihm auch hin. Sei dem nun wie ihm wolle, diese wollüstige, unanständige Bußübung erregte allgemeine Entrüstung. Die Geistlichkeit der Stadt vereinte sich mit der Universität und verbot den Jesuiten die Abhaltung ihrer Congregationen, namentlich aber das Geißeln der jungen Damen. Doch die Jesuiten fanden bald Mittel, dies Verbot zu entkräften, was ihnen um so leichter fiel, als das schöne Geschlecht seine triftigen Gründe hatte, sie zu unterstützen. *)

Nicht zufrieden, sich in Löwen behauptet zu haben, steuerten die frommen Väter nun auf die Erreichung kühnerer Ziele los. Da sie mit Schmerz bemerkten, daß sie noch immer in Armuth und ziemlicher Dunkelheit lebten, so suchten sie den Hof auf ihre Seite zu

*) Die jesuitischen Schriftsteller, weit entfernt, die hier erzählte Thatsache in Abrede zu stellen, preisen diese Geißelei vielmehr als etwas Herrliches, ungefähr in gleicher Art, wie sie jene frommen Spanierinnen rühmen, die täglich dreimal in den Kirchen der Jesuiten das Abendmahl empfingen und dann doch noch um Mitternacht in die Collegien schlichen, um mit ihren Beichtvätern geistliche Uebungen vorzunehmen.

ziehen. Damals führte die Schwester Kaiser Karl's V., Maria, Königin von Ungarn, im Namen ihres Bruders die Regierung über die Niederlande. Die Jesuiten wagten verschiedene Versuche, die Gunst dieser Fürstin zu erlangen. Allein vergebens. Sie hatte keine vortheilhafte Meinung von dem Orden und ihr Beispiel gewann mächtigen Einfluß auf die übrigen Stände. Endlich trat Karl V. die Niederlande an seinen Sohn Philipp II. ab. Ignaz schrieb sogleich an den neuen Beherrscher und empfahl ihm seinen Orden. Ribadeneira, der dieses Schreiben überreichte, unterstützte in einer kräftigen Anrede die Gründe, die Ignaz in seinem Missive anführte. Er suchte den König von den großen Verdiensten, welche sich die Gesellschaft um Ausrottung der Ketzerei und um die Erziehung der Jugend erworben, zu überzeugen und schloß damit, daß er den Monarchen bat, ihnen Collegien und Häuser erbauen zu lassen. Philipp hörte die Rede mit vieler Geduld an und versprach, die Sache in Erwägung zu ziehen. In der That gab er den Jesuiten bald darauf Patentbriefe, worin er ihnen unter gewissen Bedingungen erlaubte, sich ansässig zu machen. Eine dieser Bedingungen knüpfte die Erwerbung von Grundeigenthum an die Einwilligung der niederländischen Stände. Hieran scheiterte das Ganze. Denn der große Rath von Flandern gab seine Einwilligung nicht, sondern verweigerte die Einregistrirung

der königlichen Briefe. So waren die Jesuiten wieder zurückgeschlagen. Voll tiefen Ingrimms zogen sie sich in ihre Höhle nach Löwen zurück, wo sie ein gemiethetes Haus bewohnten, und harrten auf bessere Zeiten.

Diese kamen, als Philipp II. die Niederlande verließ und die Regentschaft in die Hände Margarethens von Parma, seiner Halbschwester, legte. Das schwache Weib war längst von den Jesuiten umgarnt. Codure, Lainez und Loyola selbst waren früher ihre Beichtväter gewesen. *) Sie unterstützte daher die Wünsche derselben jetzt so nachdrücklich, daß der große Rath, der eben damals in Löwen versammelt war, nicht umhin konnte, in die Aufnahme des Ordens zu willigen, jedoch unter solchen Einschränkungen, daß jeder Andere, als ein Jesuit, sich dafür bedankt hätte. Die Gesellschaft mußte sich nämlich verbindlich machen, kein Collegium in der Stadt Löwen zu errichten und allen ihren Vorrechten und Freiheiten zu entsagen. Die Jesuiten versprachen Alles, in der Absicht, nichts zu halten, indem sie wohl wußten, daß es ihnen nie an Gelegenheiten fehlen werde, ihr Versprechen ungestraft und unter päpstlicher Autorität brechen zu können.

Der Zeitpunkt blieb auch nicht lange aus. Jago Lainez kam in die Niederlande. Die Politik dieses

---

*) I, 398 — 400.

listigen Mannes setzte Alles durch. Er wußte sich die Gunst der vornehmsten Bischöfe und mehrerer Großen am Hofe zu Brüssel zu erwerben. Ja, es gelang ihm sogar, durch Bestechung und Schmeichelei einige Mitglieder des großen Raths zu gewinnen. So wurden die Hindernisse allmählig weggeräumt, welche der Festsetzung und Ausbreitung des Ordens im Wege standen. Die Jesuiten erhielten, trotz des Widerspruchs der aufgeklärteren Geistlichen und der städtischen Behörden, die Erlaubniß, sich in Löwen anzukaufen. Dies thaten sie denn auch unverzüglich, indem sie daselbst ein Collegium gründeten, das in der Folge eins der größten des Ordens wurde. Kurz darauf errichteten sie auch zu Antwerpen — wieder durch die Vermittlung des schlauen Lainez — eine Erziehungsanstalt, in der sie später die Jugend des größten Theils von Europa erzogen.

Nach solchen Erfolgen war es ihnen ein Leichtes, auch in andern niederländischen Städten Collegien zu erhalten. Sie drängten sich, bald mit mehr, bald mit weniger Widerstand von Seite der Behörden, fast in alle Städte von einiger Bedeutung ein. Der Gang ihrer Eroberungen war schnell, beinahe reißend. Gleichwohl waren die Unersättlichen noch nicht zufrieden, sondern klagten fortwährend über die Frechheit der Ketzer, welche ihnen allenthalben Abbruch thäten und böswillige Leute mit Geld bestächen, um den Orden zu ver-

schreien und in Mißcredit zu bringen. Als ob es der Bestechung bedurft hätte, um Mißtrauen gegen einen Orden zu erregen, dessen ganzes Thun uud Treiben ohnehin dazu aufforderte!

So erwünscht die Angelegenheiten der Gesellschaft Jesu in den Niederlanden vor sich gingen, so gute Fortschritte machten sie auch in Deutschland. Hier bot man den Mitgliedern derselben sogar Bisthümer an. Le Jay, bisher Gewissensrath einer Marquise von Pescara, hielt es für rühmlicher, dem römischen König Ferdinand, Bruder Karl's V., als Beichtvater nach Deutschland zu folgen. Es gelang ihm, die Gunst dieses Fürsten in einem so hohen Grade zu erwerben, daß ihn derselbe zum Bischof von Triest machen wollte. Dieser Antrag war bedenklich. Der Papst entschied für die Wünsche des römischen Königs. Nicht so Ignaz. Der ersten Ansicht getreu, welche er von dem Zwecke seines Ordens hatte, bestand er hartnäckig darauf, daß Le Jay die ihm zugedachte Ehre ablehnen sollte, und vermehrte den Codex seiner Gesellschaft auf der Stelle durch ein Gesetz, welches die Mitglieder derselben ein- für allemal von allen kirchlichen Würden ausschloß.

Es mag Manchem auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen, daß Ignaz, während er es gern sah, daß seine Schüler fürstliche Beichtväter wurden (S. 8),

ihnen doch den Weg zu kirchlichen Ehrenstellen versperrte. Aber bei näherer Betrachtung wird man finden, daß es nur wohlverstandene Consequenz von seiner Seite war, wenn er so handelte. Daß die Mitglieder des Ordens zu Macht und Einfluß gelangten, mißbilligte er keineswegs. Dieser Einfluß sollte nur unter irgend einer unverfänglichen Firma, ohne äußere Auszeichnung, ausgeübt werden. Es schien ihm durchaus unpassend und für den Fortbestand des Ordens gefährlich, wenn der Schüler scheinbar mehr wäre, als der Meister. Mit der höhern Stellung, meinte er, würde ohne Zweifel auch der Hochmuth sich einstellen, und dieser sei dann das Grab der Ordnung. Er erwartete in Bezug auf die Wirksamkeit der Gesellschaft mehr von der Beobachtung des Subordinationsgesetzes, als von allen Auszeichnungen zusammengenommen, die doch immer über kurz oder lang zu Ungehorsam führen müßten. In der That gestattete er während seines ganzen Generalats keine Ausnahme von oben erwähntem Gesetz, außer insofern er dem Canisius erlaubte, das Bisthum von Wien auf einige Zeit ohne alle Emolumente zu verwalten. Erst nach seinem Tode wurde es üblich, daß die Jesuiten in Asien und Amerika sich mit der Bischofsmütze schmücken und in Europa um den Kardinalshut bewerben konnten.

Was den eben genannten Canisius anlangt, so

war er ein durch Kenntnisse und Thätigkeit gleich ausgezeichneter Mann. Ihm hauptsächlich hat die Gesellschaft Jesu ihre Begründung und Ausbreitung in Deutschland zu danken. Er gehörte zu den ersten deutschen Mitgliedern des Ordens, stiftete jesuitische Collegien in Prag, Dillingen, Freiburg und Augsburg und wirkte durch Herausgabe eines großen und kleinen Katechismus, worin er die ganze christliche Lehre nach jesuitischen Principien vortrug, unermeßlich auf die Gemüther. Damals lebte er als Rector am Jesuitencollegium zu Wien. Auf den kaiserlichen Hof übte er einen unbedingten Einfluß, welchen er dazu benutzte, das österreichische Schul- und Kirchenwesen im jesuitischen Sinne umzugestalten. Auch die Wiener Universität erhielt durch ihn eine andere, nach jesuitischen und päpstlichen Grundsätzen gemodelte Verfassung. Den König Ferdinand (nachmaligen Kaiser Ferdinand I.) bearbeitete er so geschickt, daß dieser dem Lutherthum, welches auf allen Punkten der österreichischen Monarchie mächtig hervorbrach, auf alle Weise entgegentrat. Die Jesuiten gestehen selbst ein, daß ganz Deutschland unwiederbringlich vom römischen Stuhle abgefallen wäre, wenn nicht Canisius, als ein „zweiter Atlas," die katholische Religion auf seinen Schultern getragen und die „Ketzerscheusale" ausgerottet hätte. Er allein — verkünden die Schriftsteller des Ordens mit Triumph —

habe Melanchthon, Bullinger, Pistorius, Brenz, Schnepf und die andern „Ungethüme," welche den Weinberg des Herrn zu verwüsten gestrebt, in Schrecken zu setzen verstanden. — Nun, lassen wir ihm diesen zweideutigen Ruhm! Wahr ist's, daß seine Wirksamkeit sehr erfolgreich war. Sein eifernder, fanatischer Geist ging auch auf alle seine Nachfolger über, und man kann nicht sagen, daß die Jesuitensendlinge von der Begründung bis zur Aufhebung des Ordens in der Methode, Ketzer zu bekehren oder zu verfolgen, je etwas geändert hätten.

Auch in Italien ging es dem Orden fortwährend glücklich. Es war kein Plätzchen in ganz Welschland, wo die Jesuiten sich nicht Wohnungen bauen ließen, und es waren kaum zehn Jahre seit der päpstlichen Bestätigung vorüber, als die Gesellschaft schon allenthalben „zur größeren Ehre Gottes" den Segen ihrer Pflanzungen gedeihen sah. Manchmal gingen freilich Stürme über ihr Haupt. So brachte sie z. B. die Schenkung eines venetianischen Edelmannes, Andrea Lippomani, welcher ihr sein zu Padua befindliches Priorat vermachte, in ein gefährliches Gedränge. Der päpstliche Stuhl zögerte zwar nicht, gedachte Schenkung zu bestätigen. Allein noch fehlte es an der Hauptsache, an der Genehmigung der venetianischen Republik, ohne welche der Genuß des Priorats nicht bezogen werden konnte. Die Jesuiten wandten

sich in einer Bittschrift an den Senat; allein sie fanden an dem Bruder des Priors einen der heftigsten Gegner. Er stellte dem Senate vor: „Wie es sich nicht „gezieme, daß die Jesuiten sich auf solche Weise der „besten Pfründen in der Republik bemächtigten. Es „wäre nie der Wille der Stifter dieser Pfründen ge„wesen, daß sie Fremden in die Hände fallen, sondern „zur Belohnung der Dienste ihrer Nachkommen oder „solcher Unterthanen der Republik dienen sollten, welche „im Stande wären, der Kirche nützliche Dinste zu lei„sten. Die Jesuiten wären dazu nicht tüchtig, indem „sie nicht einmal die Landessprache verständen, sondern „ein Haufe elender Fremdlinge wären, die sich überall „einzuschleichen und auf Kosten des gemeinen Wesens „zu leben suchten. Wenn die Republik ihnen den Ein„gang in ihr Gebiet gestatte, so werde sie bald Ursache „bekommen, es zu bereuen. Diesem Uebelstande müsse „bei Zeiten vorgebeugt werden; sonst werde die Gesell„schaft binnen kurzer Zeit die einträglichsten Pfründen „im Staate an sich reißen, wie solches auch schon an „andern Orten und kürzlich erst in Portugal geschehen „sei. Es liege auf der Hand, daß solches Betragen „der Jesuiten den wesentlichen Eigenschaften der Bettel„orden und namentlich dem Gelübde der Armuth, wo„mit sie so sehr prahlten, gänzlich widerstreite; man „sehe offenbar, daß sie, weit entfernt, jenes Gelübde

„ernstlich zu nehmen, dasselbe vielmehr blos im Munde „führten, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen.“

Diese Gründe verfehlten ihren Eindruck auf den Senat nicht, und es war nahe daran, daß die Schenkung vernichtet werden sollte. Ignaz gerieth außer sich. Er versprach in einem Anfalle von Verzweiflung dem höchsten Gotte ein Meßopfer. Doch seine Schüler in Venedig wußten ein zuverlässigeres Mittel, als das Meßopfer. Sie bestachen die Mätresse des Dogen und erlangten auf diesem einfachen Wege den vollständigsten Sieg über ihren Gegner.

Wenn überhaupt der Widerstand, den die Jesuiten in Italien fanden, bei weitem nicht so nachdrücklich war, als er sich in andern Ländern kundgab, so muß man bedenken, daß hier ein für ihre Bestrebungen vorzüglich geeigneter Boden war. Das Volk befand ch in tiefster Unwissenheit und fröhnte dem crassesten Aberglauben; dazu kam die gefürchtete Hoheit der Päpste und ein zahlloses Heer von Priestern und Mönchen, das jede Regnung der Vernunft im Volke niederhielt. Nach diesen Umständen richteten die Jesuiten ihr Verfahren ein, wie sie denn überhaupt je nach der Verschiedenheit der Länder sich verschiedener Kunstgriffe bedienten, um sich warme Nester zu bauen. In Italien unterstützten sie den Aberglauben; in Frankreich legten sie sich auf Politik und Intriguen; in Deutschland

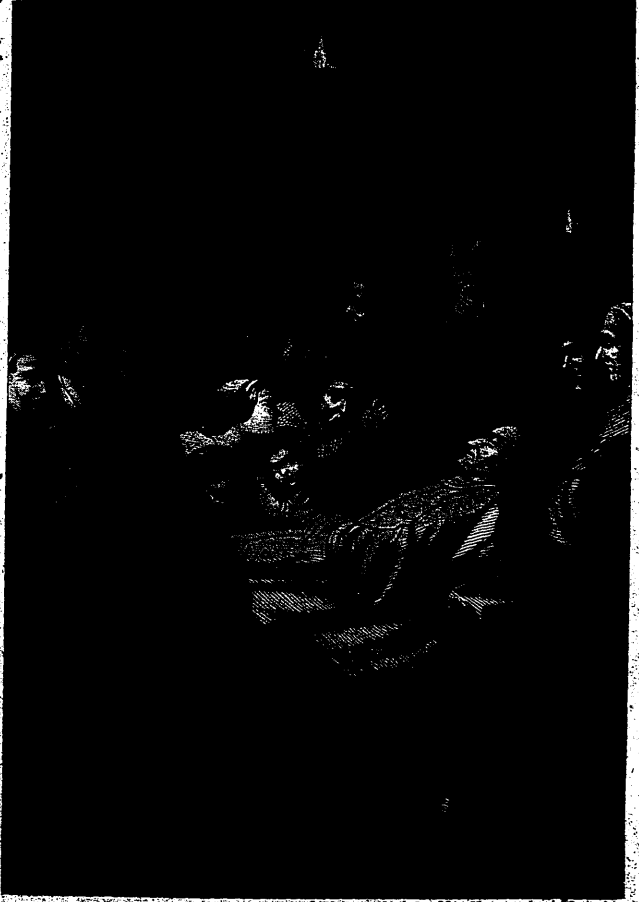
erwarben sie sich durch Gelehrsamkeit, Disputirfertigkeit und eifrige Verfolgung der Ketzer großes Ansehen bei den katholischen Fürsten; in China traten sie, wie wir später sehen werden, als geschickte Meßkünstler, Astronomen und Mechaniker auf und in Paraguay spielten sie die klugen Gesetzgeber. Kurz, nie ist wohl eine Gesellschaft vielseitiger gewesen, als die Loyola's.

Ein Ungewitter schien über den Orden heraufzuziehen, als 1555 nach den schnell hinter einander erfolgten Hintritten der Päpste Julius III. und Marcellus II. die Wahl der Cardinäle den Stifter des Theatinerordens Pietro Caraffa unter dem Namen Paul's IV. auf den Stuhl Petri erhob. Als Cardinal hatte der neue Papst ehemals einige Versuche gemacht, den Stifter des Jesuitenordens zum Uebertritt in den seinigen zu bewegen, und da sie mißlungen waren, weil Ignaz den Ehrgeiz fühlte, selbst Ordensstifter zu werden, so befürchtete die Gesellschaft jetzt nichts Geringeres, als den Haß des Papstes. Aber Paul IV. kannte sein Interesse zu gut, um nicht bereitwillig Alles zu vergessen, was ihm in früherer Zeit widerfahren war. Auch war er bei seinen weitaussehenden Entwürfen der Unterstützung zu sehr bedürftig, um Diejenigen zu verfolgen, welche ihm die größten Dienste leisten konnten.

Indessen wurden die Streitigkeiten, in welche Paul bald darauf mit Philipp II. von Spanien ge-

rieth, die nähere Veranlassung zu Ignazens Tode. Mit Soldaten angefüllt, war Rom ein unangenehmer Aufenthalt für einen Mann, der von dem ersten Augenblick seiner Bekehrung an den Frieden aufrichtig liebte. Um dem Waffengeräusch zu entgehen, begab er sich auf eine eben fertig gewordene Villa. Der ungesunde Aufenthalt, verbunden mit einer Schwäche, welche theils die Folge des Alters, theils die Nachwirkung seiner übermäßigen Kasteiungen war, endigte sein thätiges Leben am 30. Juli 1556 im 65. Jahre.

Loyola war von mittler Statur und nach den besten Verhältnissen gebaut. Eine hohe Stirn, tiefliegende und in einem trüben Feuer brennende Augen, eine Habichtsnase und ein kleiner, geschlossener Mund waren das Charakteristische seiner Gesichtsbildung. Sein ganzes Aeußere verkündigte Ruhe, und indem die meisten Dinge gar nicht für ihn vorhanden zu sein schienen, hätte man ihn für phlegmatisch halten können, was er jedoch keineswegs war. Diejenigen seiner Biographen, welche zu seiner Secte gehören, haben ihm jede mögliche Tugend beigelegt, um ihn zu einem großen Manne zu machen. In der That ist es auch nicht zu leugnen, daß er von der Natur alle Anlagen dazu erhalten hatte und daß er einer der ersten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hätte werden können, wenn er nicht, durch Mangel an Einsicht in die wahre Be-

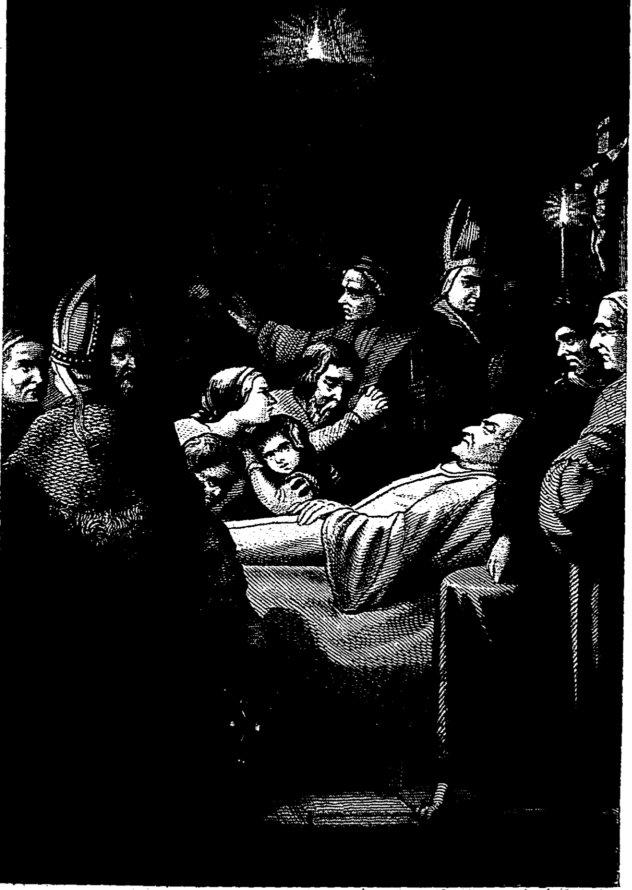


Stich u. Druck von Naumburg's Kunstanstalt in Leipzig.

Loyola's Tod.

rieth, die nähere Veranlassung zu Ignazens Tode. Mit Soldaten angefüllt, war Rom ein unangenehmer Aufenthalt für einen Mann, der von dem ersten Augenblick seiner Bekehrung an den Frieden aufrichtig liebte. Um dem Waffengeräusch zu entgehen, begab er sich auf eine eben fertig gewordene Villa. Der ungesunde Aufenthalt, verbunden mit einer Schwäche, welche theils die Folge des Alters, theils die Nachwirkung seiner übermäßigen Kasteiungen war, endigte sein thätiges Leben am 30. Juli 1556 im 65. Jahre.

Loyola war von mittler Statur und nach den besten Verhältnissen gebaut. Eine hohe Stirn, tiefliegende und in einem trüben Feuer brennende Augen, eine Habichtsnase und ein kleiner, geschlossener Mund waren das Charakteristische seiner Gesichtsbildung. Sein ganzes Aeußere verkündigte Ruhe, und indem die meisten Dinge gar nicht für ihn vorhanden zu sein schienen, hätte man ihn für phlegmatisch halten können, was er jedoch keineswegs war. Diejenigen seiner Biographen, welche zu seiner Secte gehören, haben ihm jede mögliche Tugend beigelegt, um ihn zu einem großen Manne zu machen. In der That ist es auch nicht zu leugnen, daß er von der Natur alle Anlagen dazu erhalten hatte und daß er einer der ersten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hätte werden können, wenn er nicht, durch Mangel an Einsicht in die wahre Be=



Stich u. Druck von Naumburgs Kunstanstalt in Leipzig.

Loyola's Tod.

[illegible]

stimmung des Menschen verleitet, eine Richtung genommen hätte, welche uns nichts weiter zu bewundern übrig läßt, als die Kraft seines Genies und die eiserne Ausdauer seines Strebens. *)

Loyola's Lebensgeschichte ist von einer Menge gelehrter Jesuiten beschrieben worden, die sich um die Wette beeifern, dem Stifter ihres Ordens eine Menge Wunder anzudichten, die er theils in seinem Leben, theils nach seinem Tode gewirkt haben soll. Merkwürdig aber ist es, daß einer seiner Zeitgenossen, der Jesuit Pedro Ribadeneira, in der Biographie, die er von ihm lieferte, ihm geradewegs die Gabe, Wunder zu wirken, absprach. Diese Unachtsamkeit, oder wie ich es sonst nennen soll, blieb von den Jesuiten nicht unbemerkt, und Ribadeneira mußte zu Anfang des 17. Jahrhunderts, als der Orden an der Apotheose seines Stifters arbeitete, in einer andern Ausgabe seines Werks die frühern Angaben widerrufen und seine Lebensbeschreibung stattlich mit Wundern auszieren.

Papst Gregor XV. versetzte Loyola'n am 12. März 1622 unter die Zahl der Heiligen.

*) s. Jäkel's Geschichte der Reformation, Bd. II. S. 312.

Zweites Capitel.

Jago Lainez,

Zweiter General des Ordens.

1556 — 1565.

Die erste Generalcongregation. Eine verunglückte Erbschleicherei.

Als Ignaz starb, war der von ihm gestiftete Orden bereits zu solcher Macht gelangt, daß die höchste Würde in demselben wohl den menschlichen Ehrgeiz reizen konnte. Nun gab es unter den einflußreichen Jesuiten von Damals keinen Ehrgeizigeren, Stolzeren und Verschlageneren, als den Jago Lainez. General zu werden, war das Ziel seines heißen Strebens, und es fehlte ihm nicht an Mitteln, dieses Ziel zu erreichen.

Ehe zur Wahl des Generals geschritten werden konnte, brauchte man zur Ordnung und Leitung der Ordensangelegenheiten in der Zwischenzeit einen Generalvicar. Lainez ließ sich drei Tage nach Loyola's

Absterben von den in Rom befindlichen Professen dazu wählen. Die auswärtigen Mitglieder der Gesellschaft waren hierüber ziemlich verwundert, indem sie den Hieronymus Natalis, den Ignaz kurz vor seinem Tode in der Eigenschaft eines Vicars nach Spanien geschickt, für den wirklichen Generalvicar gehalten hatten. Indeß Geschehenes ließ sich nicht ungeschehen machen. Lainez war und blieb Generalvicar. Als solcher entwickelte er eine ungemeine Thätigkeit zu seinen Gunsten. Er schrieb auf den Winter 1556 eine Generalcongregation nach Rom aus, um einen neuen General zu wählen und die letzte Hand an die Constitutionen des Ordens zu legen. Um sich mittlerweile den Weg zur höchsten Würde zu bahnen, vermehrte er die Anzahl der Professen. Ignaz war hierin sehr sparsam und vorsichtig gewesen. Denn da die Professen unter dem unmittelbaren Gehorsam des Papstes standen, so erforderte es die Politik des Generals, nicht zu viel derselben um sich zu haben, damit er in gewissen Fällen sich mit dem Mangel derselben entschuldigen könne. Lainez aber brauchte bei der bevorstehenden Wahl Creaturen, und diese konnte er sich nicht anders verschaffen, als daß er Diejenigen, deren Anhänglichkeit er versichert war, zum höchsten Ordensgrad beförderte.

Die ausgeschriebene Generalcongregation konnte wegen des Kriegs zwischen dem Papste und dem Könige

von Spanien nicht zur bestimmten Zeit abgehalten werden, indem Philipp II. allen seinen Unterthanen verbot, nach Rom zu gehen. So konnten die spanischen belgischen, neapolitanischen und mailändischen Jesuiten nicht kommen. Gleichzeitig rückte der Herzog von Alba mit einem spanischen Heere bis in die Nähe Roms und verbreitete Schrecken und Entsetzen in der ewigen Stadt. Lainez, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, um sich beim Papste zu insinuiren, brach mit allen in Rom anwesenden Mitgliedern seiner Gesellschaft auf, um gleich den übrigen Einwohnern an den Festungswerken der Stadt zu arbeiten. Allein Paul IV. schien diesen scheinbaren Patriotismus nicht sehr hoch anzuschlagen. Denn als Lainez bald darauf mit dem Plane herausrückte, die Generalcongregation nach Barcelona zu verlegen, war der Papst darüber so entrüstet, daß er sofort den Befehl erließ: kein Jesuit solle einen Schritt aus Rom thun. Lainez mußte nun so lange warten, bis der Friede zwischen Rom und Spanien hergestellt war. Dies geschah erst 1558, und am 19. Juli dieses Jahres trat denn endlich die lange verschobene Generalcongregation in Rom zusammen.

Paul IV., in mehrfacher Beziehung mißtrauisch gegen den Orden und eifersüchtig auf die unumschränkte Macht des Generals, schickte einen Bevollmächtigten in der Person des Cardinals Pacheco in die Ver-

sammlung. Dieser stellte dort den Antrag, die Dauer der Generalswürde solle nicht lebenslänglich, sondern auf drei Jahre beschränkt sein. Lainez schwankte anfangs, ob er sich für oder gegen den Antrag erklären sollte. Wurde er General, so konnte ihm natürlich nichts weniger zusagen, als Pacheco's Vorschlag. Wurde er es aber nicht, so war hierin ein passendes Mittel gefunden, später doch noch das Haupt der Gesellschaft zu werden. Um aus diesem Dilemma herauszukommen, wußte sein an Listen und Auskunftsmitteln reicher Kopf den Beschluß durchzusetzen, daß vor der Wahl des Generals nichts an der Verfassung des Ordens geändert werden solle. Ob er General würde oder nicht, das war es, was er vorher wissen mußte, um sein Benehmen darnach einrichten zu können.

Die Wahl ging vor sich. Sie fiel, wie zu erwarten war, auf Lainez. Sein stolzes Herz zitterte vor Freude in diesem wichtigen Augenblicke; aber keine äußere Spur verrieth die stürmische Bewegung seiner Seele; seine Mienen zeigten, wie immer, eine sanfte Freundlichkeit und einen demüthig-frommen Ausdruck.

Nun erst kam die Forderung des Papstes zur Berathung. Die Debatte darüber dauerte drei Tage; doch Lainez wußte die Gemüther so geschickt zu leiten, daß zuletzt der Beschluß herauskam: es solle bei der lebenslänglichen Dauer der Generalswürde verbleiben und

dem heiligen Vater hierüber unterhänige Vorstellungen gemacht werden. Der Papst, eine heftige, zornige Natur, schäumte über den Ungehorsam der Jesuiten. Die Abgesandten der Congregation, die ihm die Vorstellung überreichten, hatten einen schweren Stand bei ihm. Er hunzte sie auf das Schonungsloseste herunter, nannte sie trotzköpfige, widerspenstige Leute und drohte ihnen mit seiner höchsten Ungnade, wenn sie nicht seinen Willen in Betreff der dreijährigen Dauer des Generalats erfüllten. Lainez wußte, daß mit dem alten Hitzkopf nicht zu spaßen sei. Er hielt es also für das Beste, sich scheinbar zu fügen. Bei sich dachte er aber: der Papst ist 83 Jahre alt; er wird nicht lange mehr leben, und dann wird sich das Weitere finden. Und es fand sich. Paul IV. starb schon im folgenden Jahre und sein Nachfolger Pius IV. dachte nicht daran, den Jesuiten Vorschriften wegen der Dauer des Generalats zu machen.

Was die übrigen Beschlüsse dieser ersten Generalcongregation anlangt, so waren sie in jeder Beziehung entscheidend für die fernere Gestaltung des Ordens. Man fügte den „Constitutionen", welche Ignaz entworfen, eine ungeheure Menge „Erklärungen" bei, welche sämmtlich Gesetzeskraft erhielten und wodurch oft das, was Ignaz verordnet hatte, im Grunde aufgehoben wurde. Lainez hatte an diesen

„Erklärungen“ den größten Antheil, und man muß den verschlagenen und weitblickenden Geist bewundern, den er dabei an den Tag legte. Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle Decrete, die auf dieser Congregation abgefaßt wurden, namentlich herzählen. Es genügt, zu bemerken, daß der Geist der Politik sie ohne Ausnahme durchwehte. Die da und dort zerstreuten Materialien wurden mit einer erstaunlichen Kunst zusammengefügt, um das imposante Gebäude einer Hierarchie aufzuführen, die in der Folgezeit der römischen Größe bei weitem den Vorzug abgewinnen sollte. Von jetzt an begann das eigentliche Herrscherregiment in der Gesellschaft. Man handelte nach planmäßig geordneten und wie ein Räderwerk in einander greifenden Regeln und Vorschriften, die vorher in einem bunten Chaos durcheinander lagen. Man entwarf eine Menge auf Schrauben gestellte Zweideutigkeiten, um Uneingeweihte irre zu führen. Man erweiterte die Entwürfe des Ordens und begründete dessen System mit einer Vorsicht und einer Klugheit, die ganz außer der Sphäre gewöhnlicher Menschen liegen.

Am 10. September 1558 ging die Generalcongregation auseinander.

Ohngefähr um dieselbe Zeit machten die Jesuiten den Versuch, sich in dem armen, aber romantischen Alpenthale Veltlin (jetzt zur Lombardei, damals zur

graubündtischen Republik gehörig) festzusetzen. Ein Versuch, der, so geschickt sie es auch anfingen, doch vollständig fehlschlug. Die Sache war diese:

Ein alter, ehrlicher Mann aus Ponte, dem Hauptflecken des Ländchens, Namens Antonio Quadrio, hatte sich als kaiserlicher Wundarzt ein ansehnliches Vermögen erspart, das er behaglich in seinem Vaterstädtchen verzehrte. Den Jesuiten fiel es nicht schwer, diesem alten, beinahe kindischen Manne mit der Religion einzuheizen und ihm begreiflich zu machen, welche ungeheure Wohlthaten seiner Heimath erwachsen würden, wenn er ihnen sein Vermögen zu Erbauung eines Collegiums in Ponte vermachte. Der bethörte Greis versprach in der That, seine Schätze dem Orden zu überlassen. Allein seine rechtmäßigen Erben waren mit diesem Vermächtnisse so wenig zufrieden, daß sie bei dem Landeshauptmann sowohl über Quadrio, als über die Jesuiten Klage führten. Der Landeshauptmann bedeutete darauf den alten Betbruder ernstlich, von seinem Vorhaben abzustehen; den Jesuiten aber gebot er, sich ihrer Wege zu scheren. Diese, weit entfernt, dem Ausweisungsbefehle Folge zu leisten, provocirten vielmehr auf den Ausspruch der graubündtischen Gesammtrepublik.

Graubündten bestand nämlich aus einer Menge kleiner Republiken, die in drei größere Bünde (den

grauen Bund, den Gotteshausbund, den Zehngerichtenbund) vereinigt waren, welche Bünde wieder unter sich zusammenhingen. In gewissen Zwischenräumen hielten die obersten Behörden der drei Vereinigungen einen gemeinschaftlichen Bundestag in Chur. An den Ausspruch dieses Bundestages nun, der im Jahre 1561 wieder zusammentrat, appellirten die Jesuiten. Mittlerweile aber versäumten sie nichts, um die Gemüther für sich zu gewinnen und sich solchergestalt die reiche Erbschaft zu sichern. Schmeichelei, List, Bestechung, Nichts wurde gespart. Nicht genug, daß sie an Quadrio's Erben herumarbeiteten und den Landeshauptmann auf ihre Seite zu bringen suchten, auch die höchsten Häupter der katholischen Christenheit suchten sie in ihr Interesse zu verflechten und in Bewegung zu setzen, damit sie ihnen durch ihre Vermittelung die reiche Erbschaft verschafften. Allein umsonst. Die Graubündtner hatten ihre eignen Maximen. Die mächtige Fürsprache so vieler gekrönten Häupter vermochte nichts über unabhängige Republikaner, die bereits die befreienden Lehren der Reformation in sich aufgenommen hatten. Die Stimmung auf dem Bundestage war die, daß die Jesuiten ein Haufe verdächtiger Leute seien, geschickter, die Jugend zu verführen, als zu unterrichten. Das einstimmige Urtheil desselben fiel daher dahin aus, daß die Mitglieder des Ordens „als geschworene Feinde

des Evangeliums" nicht nur das Veltlin, sondern das ganze graubündtische Gebiet räumen sollten.

Hiergegen war nichts mehr zu thun. Die Jesuiten mußten ihre Habe packen und sich Erbschaft und Niederlassung aus dem Sinne schlagen. Doch setzten sie sich ganz in der Nähe in Como fest. Von hier aus wagten sie später noch verschiedene Streifereien in's Veltlin; doch gelang es ihnen im Laufe dieses Jahrhunderts nicht, das reizende Alpenthal für sich zu erobern.

Jesuitischer Verfolgungseifer gegen die Waldenser. Die Vorgänge in Montepulciano.

Die Waldenser haben von jeher eine Rolle unter den Märtyrern freierer Religionsansichten gespielt. Ihre Sekte wurde zwischen den Jahren 1160—70 von Pierre de Vaux (Petrus Waldus), einem Kaufmanne von Lyon, gestiftet. Ihre Wohnsitze hatten sie meist in den Thälern von Piemont, weshalb sie auch den Namen der „Thalleute" (Vallenses, Vaudois) führen. Mit ihnen verwandt waren die Albigenser, von ihrem Hauptsitze Albi so genannt. Sie verbreiteten sich durch die Dauphinée, Provence und Languedoc bis nach Aragonien. Beide Secten erlitten gemeinschaftlich viele Verfolgungen, die unter Papst Innocenz III. begannen. Mehrere Kreuzzüge wurden gegen sie gepredigt; mit Feuer und Schwert suchte man die Ketzerei zu unterdrücken; Städte und Dörfer loderten in Flammen auf; Menschenblut floß in Strömen. Gleichwohl gelang es den katholischen Tigern nicht, des klei-

nen Häufleins muthiger Glaubenshelden ganz Herr zu werden. War auch ein großer Theil der Albigenser- und Waldensergemeinden in dem langjährigen Vernichtungskampfe untergegangen, so blieb doch ein fester Kern in den Thälern Piemonts und der Provence sitzen, geschützt durch die Ermattung der Gegner und seinen eignen verzweiflungsvollen Muth. Nur der Name „Albigenser" verschwand nach und nach, um in dem Gesammtnamen „Waldenser" aufzugehen.

Und von welcher Art war die „Ketzerei" dieser Waldenser? Hören wir einen officiellen Bericht, welcher einem französischen Könige über sie erstattet wurde. „Die Waldenser", heißt es dort, „sind Leute, die seit mehr als dreihundert Jahren mit unermüdetem und unbelohntem Fleiße ein rauhes und unfruchtbares Erdreich bearbeiten. Sie sind im höchsten Grade der Arbeit und des Hungers gewohnt, Feinde des Zankes und gegen Dürftige freigebig. Ihren Fürsten haben sie von jeher die Abgaben mit vorzüglicher Treue entrichtet. Ihr Gottesdienst besteht in unermüdetem Gebet und in der Unschuld ihrer Sitten. Uebrigens gehen sie selten zur Kirche, werfen sich nicht vor heiligen Bildern auf die Erde, opfern diesen keine Wachskerzen oder andere Gaben, lassen sich von ihren Predigern für die Verstorbenen keine Messen lesen und bezeichnen sich nicht mit dem gewöhnlichen Zeichen des Kreuzes.

Wenn es donnert, besprengen sie sich nicht mit geweihtem Wasser, sondern flehen mit zum Himmel erhobenen Augen Gottes Hülfe an. Sie pflegen nicht an heilige Orte zu wallfahrten, auch nicht auf ihren Reisen vor dem Bilde des Gekreuzigten das Haupt zu entblößen. Ihren Gottesdienst verrichten sie auf eine andere Weise und in der Volkssprache. Sie ehren endlich nicht den Papst und die Bischöfe, sondern wählen sich aus ihrer Mitte ihre Vorsteher und Doctoren."

Dies waren die Verbrechen, die man einem schuldlosen Haufen Menschen zur Last legte. Ludwig XII., einer der besten Könige, die Frankreich je gehabt, hatte daher wohl Recht, wenn er zu Denen, die ihm harte Maßregeln gegen die Waldenser anriethen, sagte: „Laßt sie gehen; sie sind bessere Christen, als wir!" Leider war sein Nachfolger, Franz I., nicht von gleicher Duldsamkeit beseelt. Einer seiner Vertrauten, Jean Meynier, Baron von Oppède, wußte Franzens Brust mit Haß gegen die „Ketzer" zu erfüllen, und 1545 brach das Ungewitter über die Aermsten los. Oppède, ein systematisch unbarmherziger Mann, rückte mit starker Truppenmacht, einen Vernichtungsbefehl des Parlaments von Aix in der Hand, in die Provence ein. Die Menschenjagd begann. Die Wohnsitze der Waldenser, das schmucke Städtchen Cabrière, der blühende Flecken Merindol und 28 Dörfer wurden

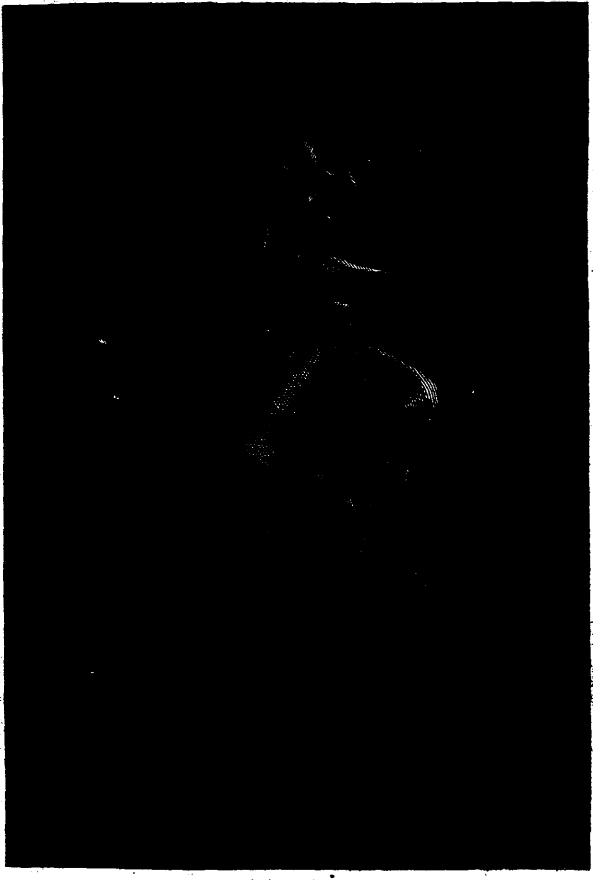
in Asche gelegt und der Erde gleich gemacht; 4000 arbeitsame, fleißige Menschen kamen ums Leben und 700 mußten als Ruderknechte auf die Galeeren wandern. Wer sich retten konnte, flüchtete in die piemontesischen Gebirge.

Aber auch hier fanden die Unglücklichen keinen Schutz. Denn der Herzog von Savoyen, Emanuel Philibert, war gleichfalls von der Bekehrungswuth ergriffen. Auf Anrathen eines Inquisitors, des Dominikaners Toma Giacomello, ließ er eine Menge Waldenser verbrennen und auf die Galeeren schmieden. Erbittert hierüber, griffen die Waldenser zu den Waffen. Dies machte den Herzog stutzig, und er hatte nicht übel Lust, durch ein Religionsgespräch die Sache gütlich beizulegen. Dazu ertheilte aber Papst Pius IV. seine Einwilligung nicht. „Die Ketzer durch Gründe bekehren zu wollen", schrieb er dem Herzog, „sei ein vergebliches Beginnen. Man sehe dies an den Schweizern, welche sich nicht ausreden ließen, daß man nur dann mit gütlichen Ermahnungen zu ihnen komme, wenn es an Macht gebreche, sie zur Wahrheit zu zwingen. Es gebe kein Beispiel, daß je etwas durch Milde ausgerichtet worden sei. Wohl aber habe die Erfahrung bestätigt, daß das beste Bekehrungsmittel die Justiz und, wenn sich diese zu schwach erweise, die Gewalt der Waffen sei. Wolle der Herzog sich dieses

Mittels bedienen, so könne er auf seine, des Papstes, Unterstützung rechnen.“

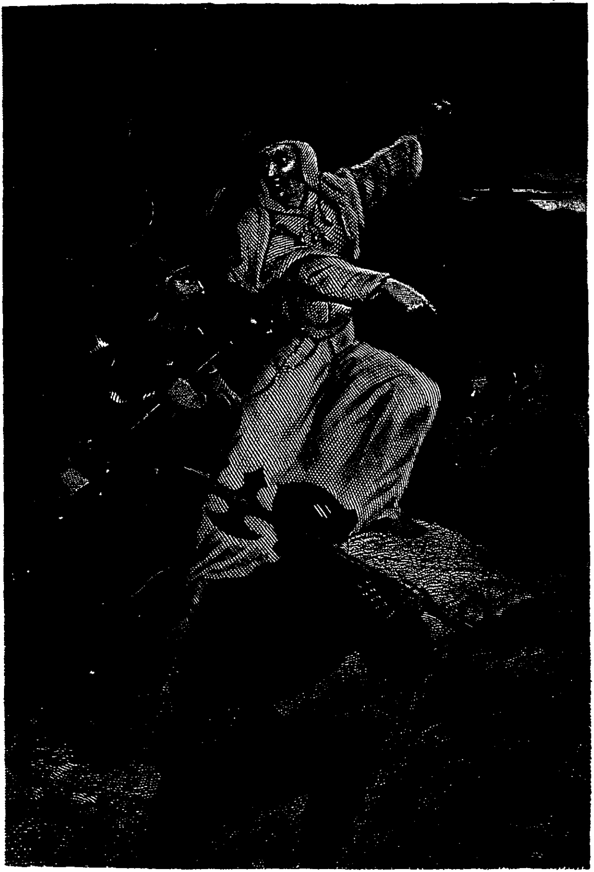
Hierdurch von Neuem aufgestachelt, bedachte sich der Herzog nicht lange, seine eignen Unterthanen mit Krieg zu überziehen. Er drang mit bedeutender Heeresmacht in die Alpen von Piemont ein und hauste daselbst wie ein Räuberhauptmann, indem er Weiber und Töchter der Waldenser der Brutalität seiner Kriegsknechte, ihr Eigenthum aber der Habsucht seiner Schranzen, Pfaffen und Mönche preisgab. Kaum erhielt der Jesuitengeneral Lainez in Rom von diesen Vorgängen Kunde, als sich in ihm der Wunsch regte, auch seinen Antheil von der Ketzerbeute zu haben. In seinem Auftrage eilte der Jesuit Antonio Possevino, ein listiger, durchtriebener Bursche, in das Lager des Herzogs und bot dem Tyrannen die Dienste des Ordens in Vertilgung und Bekehrung der Ketzer an. Die Bedingung natürlich, unter der allein diese Dienste geleistet werden sollten, war die Aufnahme der Jesuiten in die herzoglichen Staaten. Emanuel Philibert sah ohne Mühe ein, daß er nicht leicht bessere Spürhunde finden könne, als die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu. Er ließ sich also den Handel gefallen, versprach, dem Orden zwei Collegien in seinem Lande zu stiften, und nun ging Possevino schleunig an sein Geschäft. In weltlicher Kleidung durchstrich er die Thäler von Lucerna,

Perosa, San-Martino und Clusone, wo die Waldenser hauptsächlich ihre Wohnsitze hatten, und kundschaftete die Versammlungsplätze aus, wo die einzelnen Gemeinden heimlich und bei nächtlicher Weile ihren Gottesdienst hielten. War ihm dies gelungen, so kehrte er in's Lager zurück, kam dann mit Soldaten wieder und überfiel die Arglosen bei ihrer frommen Beschäftigung. Dies nannte er mit satanischem Witze „einen Fischzug thun.“ Einen Hauptfang machte er einmal im Perosertthal in der Nähe des Fleckens Saint-Germain. Die Greuel, die hier gegen die überfallenen Waldenser verübt wurden, waren namenlos. Die Prediger, deren man habhaft werden konnte, briet man bei langsamem Feuer. Die Weiber nöthigte man, Holz herbeizuschleppen und dieses Marterfeuer anzufachen und zu unterhalten. Bei solchen Scenen war Possevino in seinem Elemente. Es belustigte ihn, selbst mit zuzugreifen und den Henkersknecht zu machen. Jesuiten, Mönche und Inquisitoren bildeten eine Art Garde um ihn, der er mit schändlichem Beispiele voranleuchtete. Umgeben von diesen blutlechzenden Hyänen und ein paar tausend bewaffnete Schergen hinter sich, so zog er umher in den stillen Alpenthälern, raubte, mordete, sengte und machte Gefangene, die er dann zu Pignerol öffentlich verbrennen ließ.



Der Jesuit Possevino überfällt die Waldenser.

Perosa, San-Martino und Clusone, wo die Waldenser hauptsächlich ihre Wohnsitze hatten, und kundschaftete die Versammlungsplätze aus, wo die einzelnen Gemeinden heimlich und bei nächtlicher Weile ihren Gottesdienst hielten. War ihm dies gelungen, so kehrte er in's Lager zurück, kam dann mit Soldaten wieder und überfiel die Arglosen bei ihrer frommen Beschäftigung. Dies nannte er mit satanischem Witze „einen Fischzug thun." Einen Hauptfang machte er einmal im Peroserthal in der Nähe des Fleckens Saint-Germain. Die Greuel, die hier gegen die überfallenen Waldenser verübt wurden, waren namenlos. Die Prediger, deren man habhaft werden konnte, briet man bei langsamem Feuer. Die Weiber nöthigte man, Holz herbeizuschleppen und dieses Marterfeuer anzufachen und zu unterhalten. Bei solchen Scenen war Possevino in seinem Elemente. Es belustigte ihn, selbst mit zuzugreifen und den Henkersknecht zu machen. Jesuiten, Mönche und Inquisitoren bildeten eine Art Garde um ihn, der er mit schändlichem Beispiele voranleuchtete. Umgeben von diesen blutlechzenden Hyänen und ein paar tausend bewaffnete Schergen hinter sich, so zog er umher in den stillen Alpenthälern, raubte, mordete, sengte und machte Gefangene, die er dann zu Pignerol öffentlich verbrennen ließ.



Der Jesuit Possevino überfällt die Waldenser

Aber dieses Uebermaaß von Grausamkeiten führte einen gewaltigen Rückschlag herbei. Als die Waldenser (in dortiger Gegend auch „Barbets" genannt) sahen, daß es auf ihre gänzliche Vernichtung abgesehen sei, erhoben sie sich wie ein Mann gegen ihre Unterdrücker. Lieber wollten sie im ehrlichen Kampfe fallen, als sich wie Schaafe zur Schlachtbank schleppen lassen. Und wie es immer zu gehen pflegt, wenn Männer, die für Freiheit, Vaterland, Glauben, Leben und Eigenthum kämpfen, einem bezahlten Haufen gegenüber stehen, so ging es auch hier. Die herzoglichen Söldner wurden von den begeisterten Waldensern mehrmals hintereinander geschlagen und die entweihten Gebirgsthäler von dem jesuitischen Ungeziefer gesäubert. Nun war die Reihe an den Herzog, zu zittern. Doch die Jesuiten, die um ihn waren, wußten Rath. Sie meinten, man müsse die Waldenser erst mit List zu entwaffnen suchen, ehe man weiter vorschreiten könne. Diesem Rathe gemäß, versprach der Herzog seinen empörten Unterthanen freie Religionsübung, wenn sie die Waffen niederlegten und 16000 Goldthaler als Lösegeld zahlten. Die Waldenser, noch voll Kinderglauben an die Heiligkeit eines Fürstenworts, thaten, was man von ihnen verlangte. Kaum aber waren die mit saurem Schweiße zusammengebrachten 16000 Thaler in den herzoglichen Säckel geflossen, als auch sogleich das alte Spiel wieder

anhob. Possevino erschien wieder mit seinem Pfaffengeschmeiß, und seine Soldateska drang den Waldensern katholische Priester auf, verbrannte ihre Bücher und lieferte Alles, was sich widersetzte, auf den Scheiterhaufen.

Empört über solche abscheuliche Treulosigkeit, griffen die Waldenser aufs Neue zu den Waffen, und diesmal bekam dem Herzog sein Bubenstreich übel. Seine Truppen wurden von den wuthentflammten Landleuten in einer Hauptschlacht bis zur Vernichtung geschlagen. Von Kriegsvolk entblößt, ohne Geld und Credit, durfte er nun nicht mehr daran denken, den Waldensern einen Glauben aufzuzwingen, den sie nicht haben mochten. Dazu kam, daß die reformirten Schweizercantone, Cromwell in England und Mazarin in Frankreich sich ernstlich für die heldenmüthigen Alpenbewohner verwendeten, und wenn Mächte von solcher Bedeutung sprachen, so konnte dies nicht so ohne Weiteres von der Hand gewiesen werden, mochten die Jesuiten auch dagegen sagen, was sie wollten. So geschah es, daß Emanuel Philibert am 5. Juni 1561 einen Vertrag unterzeichnete, worin er den Waldensern freie Religionsübung bewilligte, den aus dem Lande Geflüchteten sichere Rückkehr versprach und sich zu Rückgabe ihres confiscirten Eigenthums verpflichtete. Die Waldenser dagegen versprachen, die römisch-katho-

lische Religion bei sich zu dulden, doch so, daß zu keinen Zeiten ein Religionszwang stattfinden oder irgend einer von ihnen mit Gewalt zur Annahme des römischen Lehrbegriffs genöthigt werden sollte. Man kann sich denken, daß Possevino und seine Genossen von diesem Friedensschlusse nicht sonderlich erbaut waren. Denn abgesehen davon, daß der Herzog es jetzt nicht mehr für nöthig erachtete, ihnen sein Versprechen in Betreff der Collegien zu halten, erfuhr die Welt nun auch, daß es mit ihrer Geschicklichkeit im Bekehren nicht eben so weit her sei. Klug, wie sie sind, übergehen daher die Jesuiten diesen Ausgang des Waldenserkriegs mit völligem Stillschweigen.

Um die nämliche Zeit, als solchergestalt die Pläne des Ordens auf Piemont fehlschlugen, erlitt er auch eine bedeutende Schlappe im Großherzogthume Toscana. Wir wissen aus dem ersten Bande (S. 402—4), wie beliebt sich die Jesuiten in der toscanischen Stadt Montepulciano zu machen gewußt hatten. Alles drängte sich dort in ihre Kirche und in ihre Beichtstühle. Man verehrte die Jesuiten, wie halbe Heilige. Doch die Sache nahm ein Ende mit Schrecken. Die Veranlassung dazu war folgende:

Nichts gelingt begabten Priestern und Seelsorgern leichter, als sich des Vertrauens und Gewissens der Weiber zu versichern. Die Weiber werden immer

Weiber bleiben, hingebend und schwach, mag ihr Busen unter Seide und Sammet oder unter einfachem mousselinenem Tuche verborgen sein. Wer es nur versteht, das rechte Zauberwort zu sprechen und die rechte Kraft in Bewegung zu setzen, welche die Gegenkraft in ihrem Herzen rege macht, der hat sie gewonnen. Die Damen in Montepulciano machten davon keine Ausnahme. Die Jesuiten wußten sie durch ihre blumenreichen Reden, ihre milden, salbungsvollen Ermahnungen und ihre mystisch-dunkeln Andeutungen in eine solche Gefühlsschwärmerei zu versetzen, daß sie sie vollkommen beherrschten. Das schöne Geschlecht in Moutepulciano beichtete nur bei den Jesuiten; es hatte ein grenzenloses Vertrauen zu ihnen. Nun denke man sich einen jungen, rüstigen Ordensbruder im Beichtstuhl sitzend und vor ihm ein holdes Kind, das mit niedergeschlagenen Augen, von der Purpurröthe der Schaam übergossen und doch mit umständlichster Offenherzigkeit ihm ihre kleinen reizenden Sünden, ihre geheimsten Galanterien anvertraut! Mußte es ihm da nicht zu Muthe werden, wie einem Wanderer, der, nachdem er lange unter brennendem Himmel dahingezogen, gepeinigt von den Qualen des Durstes, plötzlich in nächster Nähe das Rieseln einer Quelle vernimmt? Was nicht ausbleiben konnte, geschah. Die frommen Väter wurden lüstern und ihre Lüsternheit ging bald in Thaten über-

Ein Jesuit vergaß sich einst im Beichtstuhl so weit, seine schöne Beichttochter zu umarmen und zu küssen, so daß es ihr nur mit Mühe gelang, sich seinen Armen zu entwinden. Ein anderer machte es noch schlimmer, indem er ein Mädchen auf freiem Felde nothzüchtigte. Einen dritten sah man in der Nacht ganz allein in das Haus eines berüchtigten Freudenmädchens gehen. Nicht genug; selbst der Rector des Collegiums, Giovanni Gambaro, wurde eines verbotenen Umgangs mit verschiedenen Damen bezüchtigt. Derselbe hatte unter Andern zwei Schwestern zu Beichttöchtern, mit denen er zugleich auf dem vertrautesten Fuße lebte. Entweder waren sie bei ihm im Beichtstuhl, oder er bei ihnen in ihrer Wohnung. So dauerte das Verhältniß eine Weile in schönster Eintracht fort. Endlich glaubte die eine Schwester zu bemerken, daß der Eifer des Paters bei ihr eben so erkalte, als er bei der andern sich steigere. Die Eifersucht verdarb das Spiel. Die gekränkte Schöne entdeckte das zarte Geheimniß ihrem Bruder, der sofort beiden Schwestern allen Umgang mit dem Rector, sowohl in als außer dem Beichtstuhle, verbot.

Diesem Beispiele folgten bald mehrere Väter und Ehemänner, so daß die Beichtstühle der Jesuiten in kurzer Zeit leer standen. Die Montepulcianer gingen noch weiter. Sie untersuchten die Sitten der Jesuiten

und besonders des Rectors noch genauer, und siehe da, es kam eine nicht unbedeutende Menge von Liebesbriefen zum Vorschein, welche Gambaro mit verschiededenen Damen, verheiratheten und unverheiratheten, adeligen und bürgerlichen, gewechselt hatte. Dies war Grund genug, den scheinheiligen Wollüstling förmlich beim bischöflichen Vicariat zu verklagen. Als Gambaro merkte, welches Ungewitter gegen ihn heranziehe, machte er sich aus dem Staube. Lainez aber beeilte sich, ihn aus dem Orden zu stoßen. Diese Strafe kam indeß zu spät. Die Jesuiten waren in Montepulciano bereits so anrüchig geworden, daß alle ihre Bemühungen, jene widrigen Eindrücke zu verwischen, vergeblich blieben. Man entzog ihnen nach und nach alle Einkünfte, so daß ihnen zuletzt nichts übrig blieb, als die Stadt zu verlassen.

Für Diejenigen, welche wissen, daß die Jesuiten Alles, was man ihnen zur Last legt, mit der größten Frechheit abzuleugnen pflegen, bedarf es kaum der Bemerkung, daß sie auch die ärgerlichen Vorfälle in Montepulciano in ein möglichst unschuldiges Licht zu setzen suchten. Da sie aber durch nichts so sehr charakterisirt werden, als gerade durch diese Ausreden, so wollen wir ausnahmsweise einmal die Gründe anführen, womit sie im vorliegenden Fall ihren Orden weiß zu brennen suchten. Man wird finden, daß ihnen Ge-

wandtheit in Verdrehung der Wahrheit und eine gewisse Erfindungsgabe nicht abzusprechen sind.

Die Ausschweifungen, die man uns Schuld giebt, — sagten sie — sind nichts als Verleumdungen boshafter Menschen. Indem wir es in Montepulciano durch unsern Eifer dahin brachten, daß viele junge Mädchen sich in Klöster begaben und die verheiratheten Damen in Zucht und ehelicher Treue lebten, geriethen wir mit den Weltkindern in Conflict. Alle jungen Herren, welche sich an vornehme Mädchen verheirathen wollten, was natürlich durch deren Eintritt in's Kloster unmöglich wurde, so wie nicht minder Diejenigen, welche bisher mit verheiratheten Frauen in Liebesabenteuer verwickelt gewesen waren und denen wir die Gelegenheit, ihre Wollust ferner zu befriedigen, abschnitten, wurden unsere Feinde. Aus Rache legten sie uns nun eben jene Verbrechen zur Last, an deren Ausübung sie durch uns gehindert worden waren. Das Vorgeben, daß einer der Unsrigen nächtlicher Weile in ein öffentliches Haus gegangen sei, ist eine reine Erdichtung. Man hatte einer berüchtigten Dirne viel Geld geboten, wenn sie durch ihre Buhlkünste einen Jesuiten zum Fall bringen könnte. Da aber alle diese Künste fehlschlugen (denn wie sollte ein Jesuit auch nur der Verführung fähig sein?) so verkleidete sich ein Jüngling von Adel in einen Jesuiten und verfügte sich bei an-

brechender Nacht ganz allein in das Haus dieser Dirne, welches auf einem offenen Platze stand. Hier ahmte der vermeintliche Jesuit den Gang und die Geberde eines im Collegium befindlichen und in der Stadt ziemlich bekannten Ordensbruders täuschend nach. Er war in einen Mantel eingehüllt und stellte sich mit Fleiß ganz furchtsam. Vor der Hausthüre zeigte er große Unruhe über das Warten. Es geschah dies aber mit Vorbedacht, damit er von recht vielen Leuten gesehen würde. Dies Alles geht klar aus dem Bekenntniß hervor, welches derselbe junge Edelmann drei Jahre darnach auf seinem Sterbebette ablegte.*) Was ferner den Rector Gambaro betrifft, so ist es allerdings wahr, daß er sich mit der einen Schwester länger im Beichtstuhl besprach, als mit der andern. Dies kam aber einfach daher, weil dieselbe einen Sohn im Orden hatte. Die sogenannten Liebesbriefe, auf die man so großes Gewicht legt, beweisen nichts, als eine zu große Herzensgüte seitens des Briefstellers, eine zu gewissenhafte Sorge um das Heil der ihm anvertrauten Seelen und einen bei einem Geistlichen allenfalls entschuld-

*) In der That veröffentlichten die Jesuiten ein solches Bekenntniß. Aber das Publikum hielt es mit Recht für untergeschoben. Die frommen Väter rechneten wahrscheinlich darauf, daß die Todten nicht widersprechen können!

baren Mangel an Weltklugheit. Von einer unerlaubten Neigung ist, wenn man die Briefe unbefangen durchliest, nichts darin zu spüren, und nur eine falsche Auslegung konnte gewisse Ausdrücke in einem darauf hinzielenden Sinne deuten. Wenn trotzdem Lainez den Gambaro aus dem Orden stieß, so geschah dies nicht, weil er ihn wirklich der in Rede stehenden Fehltritte für fähig und schuldig hielt, sondern weil Gambaro aus der Stadt entflohen war und so der Verleumdung Nahrung gegeben und viele Unschuldige in üble Nachrede gebracht hatte.

Fürwahr, recht plausibel, recht wacker jesuitisch gesprochen! Und doch glaubte den guten Leutchen Niemand ein Wort!

Einiges über die Unkeuschheit der Jesuiten.

Da wir einmal auf die Ausschweifungen der Jesuiten in geschlechtlicher Beziehung gekommen sind, so müssen wir wohl oder übel noch mehreres hierher Gehörige erzählen. Die Thatsachen, die wir mitzutheilen haben, sind freilich von der Art, daß die Feder sich gewissermaßen sträubt, sie niederzuschreiben. Allein der Geschichtschreiber muß seinen innern Ekel überwinden. Es ist seine Pflicht, Nichts zu verschweigen, was ein bedeutsames Licht auf den von ihm behandelten Gegenstand werfen kann. Ist dieser Gegenstand schmuzig, nun, so muß er auch Schmuziges berichten. Und für junge Mädchen ist ja ohnehin ein solches Buch nicht geschrieben.

Der Jesuit Ribera, Beichtvater des Cardinals Carlo Borromeo, wurde im Jahre 1564 überführt, Knabenschänderei mit einem Edelknaben des Cardinals getrieben zu haben.

Ein anderer Jesuit, Nicolaus Coprevicius,

das Orakel am erzherzoglichen Hofe zu Grätz in Steiermark, schwängerte ein Hoffräulein, und man gab sich alle Mühe, die Sache zu verheimlichen, um den Ketzern keinen Anstoß zu geben.

Alfonso de Vargas hat in seiner lateinisch geschriebenen Schrift: „Bericht an die christlichen Könige und Fürsten über die Kunstgriffe der Gesellschaft Jesu" eine Menge jesuitischer Unzuchtsünden angeführt. Noch reicher daran ist die Schrift des Exjesuiten Pierre Jarrige: „Die Jesuiten, auf das Schaffott (der öffentlichen Meinung) geschickt wegen mehrerer Hauptverbrechen, die sie begangen haben." *) Die Beispiele,

*) Pierre Jarrige, ein Jesuit von vier Gelübden, war Controversprediger zu Bordeaux, entwich aber 1647 aus dem Orden und trat zur reformirten Confession über. Das obenerwähnte Buch, das er nun veröffentlichte, machte ungeheures Aufsehen, und die Jesuiten waren wüthend. Aber weit entfernt, sich ihre wahren Empfindungen gegen ihn merken zu lassen, umgarnten sie ihn vielmehr mit List, Höflichkeiten und Süßigkeiten, so daß es ihnen wirklich gelang, den Entflohenen 1650 in ihren Orden zurückzuziehen. Als sie ihn wieder in ihren Klauen hatten, preßten sie ihm erstens einen Widerruf seiner Behauptungen ab, und dann mauerten sie ihn in ihrem Collegio zu Antwerpen lebendig ein. Ein Umstand, der allein genügt, die Aufrichtigkeit jenes Widerrufs mehr als verdächtig zu machen. Der Originaltitel seines Buches lautet: Les Jésuites mis sur l'échafaud pour

welche Jarrige anführt, gehören zwar meist einer spätern Zeit an; doch da wir jetzt einmal bei dieser Materie sind, so reihen wir sie gleich hier mit ein.

„Ich kann mit Wahrheit versichern," erzählt er, „daß keine Art unzüchtiger Ausschweifung gedenkbar ist, der sich die Jesuiten nicht überließen. Man findet in ihren Collegien Rectoren, die sich von ihren Schülern wollüstig betasten lassen. Ich selbst habe in dem Collegio zu Agen den Magister François Miguelousaux überrascht, als er eben einen jungen adligen Schüler feurig küßte und zwischen seinen Knieen drückte. Diese schändlichen Laster sind nicht nur auf großen Akademien, sondern selbst in den kleinsten Schulwinkeln allgemein. Sehr vornehme Herren von Bordeaux wissen sich zu erinnern, daß, als sie noch im Jesuitencollegium waren, Pater Leonard Alemay ihnen in keiner andern Absicht befahl, die Hosen auszuziehen, als um sich an ihrer Nacktheit zu belustigen. Ihre Schüler, statt mit der Ruthe, mit bloßer Hand zu züchtigen, dient den frommen Vätern zum wollüstigen Zeitvertreib."

Der Beichtstuhl wurde, wie wir bereits in der montepulcianischen Affaire gesehen haben, von den

---

plusieurs crimes capitaux par eux commis. Par Pierre Jarrige, ci-devant Jésuite, profès du quatrième voeu.

Jüngern Loyola's ganz vorzüglich zu Liebesintriguen benutzt, und Jarrige citirt eine Menge Beispiele von Verführungen und schändlichen Ausschweifungen, die auf diesem Schauplatz gespielt haben. So berichtet er unter Anderm: An einem schönen Sommertage kommt der Kaufmann Poittevin von Bordeaux, ein sehr unbescholtener Mann, in die jesuitische Capelle zu Fontenay-le-Comte und vernimmt das Aechzen eines Mannes und einer Frau, das aus einem Betstuhl dringt. Erstaunt tritt er näher und findet, daß ein Jesuit mit einem Mädchen Unzucht treibt.

Ein andermal findet man, ebenfalls zu Fontenay-le-Comte, in der Sacristei des Jesuitencollegiums den Pater Jean Surin dicht hinter dem Altare mit einer jungen Dame eingeschlossen.

Anständige Mädchen, auf deren Aussage man bauen kann — fährt Jarrige fort — haben ihrem Beichtvater, einem würdigen Manne, gestanden, daß der Jesuitenpater Pierre Regnier sie zum Bösen verleitet, indem er gefragt habe, ob sie, um sich Vergnügen zu verschaffen, bereits diese oder jene Art, die er ihnen jetzt zeige, versucht hätten. Eben dieser Regnier hat fast sein ganzes Leben hindurch mit Weibern in der Kirche Unzucht getrieben. Ja, es giebt wohl keine heilige Stätte in Frankreich, welche die Jesuiten nicht entweiht hätten. So hat Maniam, einer

der ausgezeichnetsten Redner, welche die Jesuiten an der Kirche Saint-Didier zu Poitiers jemals gehabt haben, das Gotteshaus entheiligt, indem er eine gutherzige und nicht allzukluge Fromme durch vielfache Ueberredungskünste in die Kirche lockte und daselbst schändete.

Keinen Ort, keine Verkleidung, keine Ränke scheuten die Jesuiten, um ihren Sinnentrieb zu befriedigen. Bei Hausbesuchen, auf Reisen, überall, wo sich Gelegenheit bot, fröhnten sie der Wollust. Aber am liebsten und mehr als irgendwo thaten sie dies, wie bereits erwähnt, in den Tempeln Gottes. Hier haben sie ihre schlüpfrigen Unterredungen geführt, hier ihre üppigen Betastungen vorgenommen, und die Gelöbnisse einer verbrecherischen Liebe ausgetauscht. Dies war aber um so schaamloser von ihnen, als gerade nach ihrem Lehrbegriff das Brod, das sie in ihren Tabernakeln verwahren, den Leib und das Blut des Heiland selbst umschließt, mithin sie in der Gegenwart ihres Gottes sündigten.

Etienne Petiot, den die Jesuiten als eins ihrer ausgezeichnetsten Ordensglieder gefeiert haben und noch feiern, befand sich einst, mehr seines Vergnügens, als der Bekehrung wegen, im Beichtstuhl, als eine zarte Brünette sich zu seinen Füßen warf, um zu beichten. Das Feuer ihrer Augen und die Seele ihrer

Stimme entzündeten ihn dergestalt, daß er sie zuletzt mit mehr Sünden beladen, als sie bei ihrem Eintritt gehabt, von sich ließ. Er hatte sie bereits durch seine Liebkosungen gewonnen, denn da er allgemein im Rufe der Heiligkeit stand, so hielt die unschuldige Kleine es für das Beginnen ihres höchsten Heils, daß er sie liebreich umfaßt und geküßt hatte. Er hielt sich jedoch im Beichtstuhl nicht für ganz sicher und beschied sie daher in seine Wohnung, um dort vorgeblich ausführlicher und ungestörter ihre Sünden ihr vorzuhalten. Sie kam, und bald hatte es der edle Geistliche dahin gebracht, daß sie ihm und er ihr Alles gab, was nur zu geben war. Ja, man erzählt, was wir deutsch zu sagen uns schämen: illum filiae, effundentem semen in manum ejus, dixisse: ecce, cor meum, ex quo luto nascuntur homines! Eben dieser Petiot überredete später dies Mädchen, in Knabentracht zu ihm zu kommen und in seinem, von denen der übrigen Brüder entfernten Zimmer acht Tage lang versteckt bei ihm zu leben und den höchsten Taumel der Lüste zu feiern.

Es sind von demselben Jesuiten noch manche Bubenstücke bekannt, zu denen ihn seine ungezügelte Sinnlichkeit verleitete. Statt vieler möge nur eins hier stehen. Auf einer seiner frommen Reisen übernachtete Petiot einmal in einem Meierhof. Am andern Morgen nach seiner Ankunft begab er sich in ein Gehölz, das

Ludwigswäldchen genannt, in das er die zehnjährige Tochter des Pächters lockte, indem er ihr kleine Heiligenbilder schenkte und vorgab, sie schöne Gebete zu lehren. Er führte sie allmählig in's Dickicht und schickte sich daselbst an, sie zu nothzüchtigen (digito dilatans mentulam ejus), als die Kleine durch ihr Geschrei den zufällig in der Nähe befindlichen Vater herbeilockte und durch diesen den Klauen des Unmenschen entrissen ward.

Ein als theologischer Schriftsteller nicht unberühmter Jesuit, Pater Cotton, schwängerte eine Nonne in Avignon, was zum großen Verdruß des Ordens ruchbar wurde und einen skandalösen Proceß herbeiführte.

In Heidelberg versprach ein verkappter Jesuit einem Mädchen die Ehe, wenn sie katholisch werden wollte. Bei dieser Gelegenheit schwängerte er sie und machte sich dann aus dem Staube. Alles „zur größern Ehre Gottes!"

Einer der ersten Jesuiten der französischen Provinz Languedoc nahm einst ein armes, blindes Mädchen, das ihn an der Thüre um ein Almosen bat, mit sich, verbarg sie drei Monate lang in seinem Zimmer, erschöpfte im Umgang mit ihr alle Arten der Wollust und brachte sie dann mit großen Versprechungen in ein Hospital. Da er jedoch nicht Wort hielt, so entdeckte

sie seine Unthat, und um dem Geistlichen, dem sie das Bekenntniß ablegte, den Beweis von der Wahrheit ihrer Aussage zu geben, wiederholte sie ihm die Worte, die er einst bei einem, ihrem Verführer gemachten Besuche zu diesem gesagt, während sie versteckt im anstoßenden Cabinete gewesen war.

In Lyon verleiteten die Jesuiten alle vornehmen Damen, geschlitzte Unterröcke und Hemden zu tragen, und in ihrem Collegio zu Prag fand man einen blutigen Hebammenstuhl.

Diese Beispiele mögen hier genügen. Wer mehr zu wissen wünscht, der lese die Quellen selbst nach. Da kann man z. B. aus Jarrige sich über die erbauliche Art und Weise belehren, wie die Jesuiten die Nonnen durch schlüpfrige Gespräche über die Ehescheidungsgründe und die Zeugnng des Menschen verführten u. dgl. m. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Schandthaten, deren wir hier gedachten, fast sämmtlich zur Kenntniß der Vorgesetzten der Schuldigen gekommen, aber zum Theil gar nicht oder doch auf eine lächerlich gelinde Weise als unbedeutende Kleinigkeiten bestraft worden sind. Die gewöhnlichste Strafe war, daß man den Sünder in eine andere Stadt versetzte; weiter nichts. Wie kann man auch die nachdrückliche Bestrafung solcher Dinge von einem Orden verlangen, dessen Schriftsteller die edle Dreistig-

keit haben, die Unzucht und andere Laster nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar offen zu predigen! Auch hiefür einige Beispiele. Der Jesuit Benzi lehrt ausdrücklich: „die Nonnen in die Wangen kneipen und ihre Brüste betasten, sei nicht eben unkeusch und an sich wohl erlaubt!" Der Jesuit Herreau zu Paris schrieb ums Jahr 1640: „es sei verheiratheten Frauen und geschwängerten Mädchen erlaubt, sich durch Getränke ꝛc. die Leibesfrucht abzutreiben." Der Jesuit Eskobar behauptet in einer seiner Schriften: „Was eine Ehefrau durch Unzucht erwerbe, dürfe sie als ein rechtmäßig verdientes Gut ansehen." U. s. w. u. s. w. Sapienti sat!

Der Orden dringt in Frankreich ein. Italienische Zustände. Tod des Generals Lainez.

Die Niederlage, welche die Gesellschaft Jesu 1554 in Frankreich erlitten, hatte sie nicht entmuthigt. Sie wartete ihre Zeit ab, und diese kam, als König Heinrich II. 1559 starb und ihm sein unmündiger Sohn Franz II. in der Regierung folgte. Für Franz II. führte die Königin-Mutter, Katharina von Medicis, die Regentschaft. In diesem geistreichen, aber auch sittenlosen und ränkevollen Weibe erblickten die Jesuiten eine natürliche Verbündete, die sie bald von der Nützlichkeit ihrer Dienste zu überzeugen sich getrauten. Sie schickten unverweilt einen Emissär, Namens Pontius Gongordan, nach Frankreich. Gongordan, ein vollendeter Schlaukopf, schlich bei den bedeutendsten Personen umher, nistete sich am Hofe ein und agirte so geschickt, daß bald eine für die Jesuiten günstige Bewegung im Schwange war. Nur die Universität,

Ludwigswäldchen genannt, in das er die zehnjährige Tochter des Pächters lockte, indem er ihr kleine Heiligenbilder schenkte und vorgab, sie schöne Gebete zu lehren. Er führte sie allmählig in's Dickicht und schickte sich daselbst an, sie zu nothzüchtigen (digito dilatans mentulam ejus), als die Kleine durch ihr Geschrei den zufällig in der Nähe befindlichen Vater herbeilockte und durch diesen den Klauen des Unmenschen entrissen ward.

Ein als theologischer Schriftsteller nicht unberühmter Jesuit, Pater Cotton, schwängerte eine Nonne in Avignon, was zum großen Verdruß des Ordens ruchbar wurde und einen skandalösen Proceß herbeiführte.

In Heidelberg versprach ein verkappter Jesuit einem Mädchen die Ehe, wenn sie katholisch werden wollte. Bei dieser Gelegenheit schwängerte er sie und machte sich dann aus dem Staube. Alles „zur größern Ehre Gottes!"

Einer der ersten Jesuiten der französischen Provinz Languedoc nahm einst ein armes, blindes Mädchen, das ihn an der Thüre um ein Almosen bat, mit sich, verbarg sie drei Monate lang in seinem Zimmer, erschöpfte im Umgang mit ihr alle Arten der Wollust und brachte sie dann mit großen Versprechungen in ein Hospital. Da er jedoch nicht Wort hielt, so entdeckte

sie seine Unthat, und um dem Geistlichen, dem sie das Bekenntniß ablegte, den Beweis von der Wahrheit ihrer Aussage zu geben, wiederholte sie ihm die Worte, die er einst bei einem, ihrem Verführer gemachten Besuche zu diesem gesagt, während sie versteckt im anstoßenden Cabinete gewesen war.

In Lyon verleiteten die Jesuiten alle vornehmen Damen, geschlitzte Unterröcke und Hemden zu tragen, und in ihrem Collegio zu Prag fand man einen blutigen Hebammenstuhl.

Diese Beispiele mögen hier genügen. Wer mehr zu wissen wünscht, der lese die Quellen selbst nach. Da kann man z. B. aus Jarrige sich über die erbauliche Art und Weise belehren, wie die Jesuiten die Nonnen durch schlüpfrige Gespräche über die Ehescheidungsgründe und die Zeugnng des Menschen verführten u. dgl. m. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Schandthaten, deren wir hier gedachten, fast sämmtlich zur Kenntniß der Vorgesetzten der Schuldigen gekommen, aber zum Theil gar nicht oder doch auf eine lächerlich gelinde Weise als unbedeutende Kleinigkeiten bestraft worden sind. Die gewöhnlichste Strafe war, daß man den Sünder in eine andere Stadt versetzte; weiter nichts. Wie kann man auch die nachdrückliche Bestrafung solcher Dinge von einem Orden verlangen, dessen Schriftsteller die edle Dreistig-

keit haben, die Unzucht und andere Laster nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar offen zu predigen! Auch hiefür einige Beispiele. Der Jesuit Benzi lehrt ausdrücklich: „die Nonnen in die Wangen kneipen und ihre Brüste betasten, sei nicht eben unkeusch und an sich wohl erlaubt!" Der Jesuit Herreau zu Paris schrieb ums Jahr 1640: „es sei verheiratheten Frauen und geschwängerten Mädchen erlaubt, sich durch Getränke 2c. die Leibesfrucht abzutreiben." Der Jesuit Eskobar behauptet in einer seiner Schriften: „Was eine Ehefrau durch Unzucht erwerbe, dürfe sie als ein rechtmäßig verdientes Gut ansehen." U. s. w. u. s. w. Sapienti sat!

Der Orden dringt in Frankreich ein. Italienische Zustände. Tod des Generals Lainez.

Die Niederlage, welche die Gesellschaft Jesu 1554 in Frankreich erlitten, hatte sie nicht entmuthigt. Sie wartete ihre Zeit ab, und diese kam, als König Heinrich II. 1559 starb und ihm sein unmündiger Sohn Franz II. in der Regierung folgte. Für Franz II. führte die Königin-Mutter, Katharina von Medicis, die Regentschaft. In diesem geistreichen, aber auch sittenlosen und ränkevollen Weibe erblickten die Jesuiten eine natürliche Verbündete, die sie bald von der Nützlichkeit ihrer Dienste zu überzeugen sich getrauten. Sie schickten unverweilt einen Emissär, Namens Pontius Gongordan, nach Frankreich. Gongordan, ein vollendeter Schlaukopf, schlich bei den bedeutendsten Personen umher, nistete sich am Hofe ein und agirte so geschickt, daß bald eine für die Jesuiten günstige Bewegung im Schwange war. Nur die Universität,

die alte Feindin des Ordens, widerstrebte noch. Doch auch dieser Widerstand wurde durch den Einfluß des Hofes beseitigt, vornehmlich da die Jesuiten ihre Bereitwilligkeit erklärten, auf alle ihnen vom römischen Stuhle ertheilten Freiheiten zu verzichten und Allem zu entsagen, was den Reichsgesetzen, der gallicanischen Kirche, den Concordaten und den Gerechtsamen der Bischöfe, Pfarrer und andern geistlichen Würden zuwider sein sollte.

Man sieht, wie leicht es Jesuiten vermöge ihrer Grundsätze ist, Versprechungen zu thun, die sie in Ewigkeit nie halten wollen. Sie entsagten hier wesentlichen Eigenheiten ihres Ordens, um nur die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die sich ihrer Aufnahme entgegensetzten. Sie sahen aber recht wohl voraus, daß, wenn sie einmal festen Fuß gefaßt, es ihnen ein Leichtes sein würde, alle diese Versprechen zu brechen. Für jetzt hatten sie wenigstens den Zweck erreicht, den mißtrauischen Erzbischof von Paris und die wachsame Universität zum Schweigen gebracht zu haben, und mehr wollten sie vor der Hand nicht.

Katharina von Medicis, welche in den Jüngern Loyola's die geeigneten Leute sah, die sie gegen die immer mächtiger werdenden Reformirten oder Hugenotten kräftig unterstützen könnten, beeilte sich, ihnen Patent- oder vielmehr Gewaltbriefe an das Parlament zu geben,

um durch dieses ihre öffentliche Anerkennung aus-sprechen zu lassen. Aber das Parlament zeigte sich nicht so gefügig, wie die Universität. Es machte eine Menge Schwierigkeiten und berief sich zuletzt auf die nächste französische Kirchenversammlung, die über die Aufnahme oder Nichtaufnahme der Jesuiten entscheiden sollte.

Inzwischen starb Franz II. 1560. Doch die Verhältnisse wurden dadurch nicht geändert, indem auch sein Bruder Karl IX. als unmündiger Knabe den Thron bestieg, also die Regentschaft Katharinens fortdauerte.

Die Kirchenversammlung, auf welche das Parlament provocirt hatte, fand unter dem Titel eines öffentlichen Religionsgespräches im September 1561 zu Poissy statt. Lainez hielt es für nöthig, selbst hinzugehen, um den letzten Schlag zu führen. Die Protection Katharinens und ihres Anhangs war ihm gewiß; der Cardinal von Tournon, der in der Versammlung präsidirte, war ihm auch günstig und ebenso der einflußreiche Cardinal von Lothringen, eines der Häupter des mächtigen Guisengeschlechts. Nun galt es blos noch, die übrigen Mitglieder des Concils zu gewinnen. Dies gelang dem Jesuitengeneral über alles Erwarten. Durch die Gewandtheit und Kühnheit, womit er den Sprechern der Hugenotten, Theo-

dor Beza und Petrus Martyr Vermilio, entgegentrat, vielleicht auch durch die Leidenschaftlichkeit, womit er den Streit gegen dieselben führte (er nannte sie Affen, Füchse, Ungethüme ꝛc.) und welche damals ganz im Geschmacke der Zeit war, setzte er sich bei den orthodox-katholischen Mitgliedern der Versammlung dergestalt in Ansehen, daß, als endlich die Aufnahme der Jesuiten zur Sprache kam, dieselbe fast einstimmig beschlossen wurde. Doch geschah solches nicht ohne gewisse Einschränkungen. Die darüber ausgefertigte Acte enthielt im Wesentlichen folgende Bestimmungen: „Die Gesellschaft ist nicht als ein neuer religiöser Orden, sondern als eine Genossenschaft (societas) oder eine Vereinigung zu gegenseitiger Fortbildung (collegium) zu betrachten. Sie darf sich deshalb nicht eine „Gesellschaft" und ihre Mitglieder nicht „Jesuiten" nennen. Die Diöcesanbischöfe üben vollkommene Gerichtsbarkeit über sie und belegen die Strafbaren mit den gewöhnlichen Censuren. Die Gesellschaft darf niemals, weder in geistlichen, noch in weltlichen Fällen, etwas zur Beeinträchtigung der Bischöfe, der Stifte, Pfarren, Universitäten oder anderen geistlichen Orden unternehmen, sondern hat sich den gemeinen Rechten ohne Exemtion zu unterwerfen und ihren päpstlichen Privilegien zu entsagen. Gegenwärtige Acte und Aufnahmebewilligung erlischt, sobald die

Gesellschaft obige Beschränkungen überschreitet oder sich vom päpstlichen Stuhl neue Privilegien verschafft."

Nach diesen Beschlüssen des Convents zu Poissy hatte das Parlament keinen zureichenden Grund mehr, den Jesuiten die Aufnahme zu verweigern. Die betreffende Acte wurde also am 13. Februar 1562 in die Parlamentsregister eingetragen. Lainez sah einen seiner liebsten Wünsche erfüllt, und in der That war die Eroberung, die der Orden gemacht hatte, wichtig. Die frommen Väter säumten aber auch nicht, den errungenen Sieg zu benutzen. In der Jakobsstraße zu Paris erhob sich ein umfangreiches, prachtvolles Gebäude, bestimmt, der Mittelpunkt des Ordens für Frankreich zu werden. An der Front desselben prangte die Inschrift: „Collegium der Gesellschaft vom Namen Jesu." Dies war die erste Abweichung von den Beschlüssen zu Poissy.

Der Vollendung des Gebäudes folgte die sofortige Eröffnung der Schulen. Gleichzeitig stellte der Orden das Verlangen, der Universität einverleibt zu werden, was jedoch von dieser abgewiesen ward. Die Jesuiten befanden sich in einer schlimmen Lage. Ohne sich mit der Universität vereinbart zu haben, durften sie keine Lehrthätigkeit ausüben, und doch war der Jugendunterricht gerade das, was sie hauptsächlich im Auge

hatten. Sie versuchten es anfangs auf gütlichem Wege, die ihnen entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen. Da dies jedoch nichts half, so verklagten sie die Universität beim Parlamente. Der Prozeß wurde öffentlich verhandelt, nahm indeß einen für die Jesuiten sehr ungünstigen Verlauf. Die Universität ward von Pasquier und Dümesnil vortrefflich, die Gesellschaft Jesu dagegen von Versoris ziemlich schwach vertheidigt, so daß unschwer vorauszusehen war, wer die Oberhand gewinnen würde. Die frommen Väter mochten sich selbst die Ueberlegenheit ihrer Gegner nicht verhehlen, drum nahmen sie, um nicht zu unterliegen, eilig zu ihren gewohnten Kunstgriffen ihre Zuflucht. Possevino, der Henker der Waldenser und jetzt in Frankreich thätig, übernahm es, die Vermittlung des Hofes, der sich damals in Bayonne aufhielt, anzuflehen, während sich zu gleicher Zeit der General Lainez in Rom dem Papste Pius IV. zu Füßen warf, um sich seines gewaltigen Schutzes gegen die Universität von Paris zu versichern. Diese Manöver verfehlten ihren Zweck nicht. Der Papst empfahl dem Erzbischofe von Paris die Sache der Jesuiten, und Possevino kam mit Gewaltbriefen und Empfehlungsschreiben von Bayonne nach Paris zurück. So geschah es, daß der ganze Prozeß unentschieden blieb und die Jesuiten die Erlaubniß erhielten, bis zur endlichen Entscheidung ihre Schu-

len zu eröffnen und mit dem Unterrichte der Jugend fortzufahren.

Man sieht, Lainez verstand es, sein Schifflein zu steuern. Wie nahe war oft das Fahrzeug, das ihn und seinen Orden trug, daran, auf Untiefen zu gerathen, an Klippen zu scheitern oder von Meeresstrudeln verschlungen zu werden! Aber der kluge Steuermann führte es immer dicht an der Gefahr vorbei und brachte es glücklich in den sichern Hafen. Dieses sein außerordentliches Talent, sich und seine Ordensbrüder aus kritischen Lagen herauszuwinden, bethätigte er kurz vor dem Ende seiner Laufbahn noch einmal in einem eclatanten Fall.

Dem Orden passirte nämlich das Schlimmste, was ihm widerfahren konnte; er gerieth in Mißhelligkeiten mit dem Papste, demselben Pius IV., der sich ihm bislang so gewogen gezeigt hatte. Dies ging so zu: Pius IV. wollte, den Beschlüssen des Tridentinischen Concils gemäß, in Rom ein allgemeines Priesterseminar zur Bildung der jungen Geistlichen anlegen. Die Jesuiten, denen es darum zu thun war, sich der Erziehung und Bildung aller Stände zu bemächtigen, gaben sich alle Mühe, die Leitung dieser Pflanzschule in ihre Hände zu spielen. Es gelang ihnen auch, da sie an dem Cardinal Savelli, der von dem Papste mit Errichtung der Anstalt beauftragt war, einen beredten

Fürsprecher hatten. Dies gereichte aber der römischen Geistlichkeit zum nicht geringen Aergerniß. Längst schon eifersüchtig auf den wachsenden Einfluß der Gesellschaft Jesu, sah sie eine ungerechte Begünstigung darin, daß dieselbe als Leiterin des Seminars nun auch zu prüfen haben sollte, ob Jemand fähig sei, die Priesterweihe zu empfangen und ein geistliches Amt zu bekleiden. Aus dieser Stimmung ging eine schriftliche Vorstellung *) an den Papst hervor, worin der Beweis geführt wurde, daß es verletzend und unrühmlich für die römische Geistlichkeit sei, wenn die Erziehung der jungen Kleriker Fremden und Ausländern (man nannte die Jesuiten immer noch „spanische Priester") anvertraut werde. Es fehle doch in Rom durchaus nicht an gelehrten und tugendhaften Männern, denen ein solcher wichtiger Auftrag mit größerer Zuversicht übertragen werden könne. Ueberlasse man die Bildung der Priesterjugend einzig und allein den Jesuiten, so müsse man befürchten, daß dieselben zum Nachtheile der Kirche die besten und brauchbarsten Köpfe in ihren Orden zögen. Und nun folgte eine mit Thatsachen belegte Schilderung des jesuitischen Strebens und Treibens, die sehr treffend

*) Die Schrift selbst ist verloren gegangen. Man weiß nur so viel davon, als die Jesuiten selbst mitzutheilen für gut befunden haben.

und schlagend gewesen sein mag. Denn der Papst war auf einmal wie umgewandelt. Kaum noch der wärmste Beschützer des Ordens, ließ er jetzt Aeußerungen fallen, die von großem Mißvergnügen zeugten.

Bald kamen noch andere Dinge hinzu, um seinen Unmuth zu nähren. Er erfuhr, daß sich sein Nepot, Cardinal Borromeo, dergestalt in die Netze der frommen Väter hatte verstricken lassen, daß er nicht nur selbst damit umging, Jesuit zu werden, sondern auch — gegen das Interesse der Familie — seinen Lieblingen fortwährend beträchtliche Geldsummen zuwandte und kostspielige Geschenke an liegenden Gründen &c. machte. Er erfuhr ferner, daß des Cardinals Beichtiger, der Jesuit Ribera, sich einer Knabenschändung schuldig gemacht. Er erfuhr endlich so viel, daß ihm die Haare zu Berge standen. Denn wenn einmal die Ungnade der Mächtigen auf Jemanden gefallen ist, so fehlt es nie an Anklägern, um den Gegenstand des allerhöchsten Zornes vollends zu verderben. Die erste Handlung des aufgebrachten Papstes war, das er dem General Lainez und dem Beichtvater Ribera allen ferneren Umgang mit dem Cardinal Borromeo auf das Strengste verbot. Weitere Maaßregeln behielt er sich vor, und wohlunterrichtete Leute behaupteten, daß nichts Geringeres als die Vertreibung sämmtlicher Jesuiten aus Rom erfolgen werde.

So weit ließ es indeß der rührige Lainez nicht kommen. Er setzte alle Hülfsmittel seiner Politik in Bewegung, um das über dem Orden sich zusammenziehende Gewitter abzulenken und die Bemühungen seiner Feinde zu vereiteln. Vorerst galt es, die wankend gewordenen Sympathien des Volkes wieder an die Gesellschaft zu fesseln. Zu diesem Behufe schrieb Lainez allgemeine Bußtage für seine Leute aus. Es wurde öffentlich in den Collegien für das Schicksal des Ordens gebetet; es wurden vor den Augen des Publikums Geißelungen vorgenommen. Während das Volk durch dieses fromme Schauspiel unterhalten und zum Mitleiden bewegt ward, ließen sich's Cardinal Savelli und andere hochstehende Freunde des Ordens angelegen sein, die höhern Kreise der Stadt und vornehmlich den Papst umzustimmen. Was den letzteren anbelangt, so war er nicht sonderlich fest in seinen Entschlüssen, sondern ließ sich leicht von jedem Winde der Meinung hin und her treiben. Dieser Wankelmuth seines Charakters erleichterte den Vermittlern ihr Geschäft. Sie sprachen von dem übeln Beispiel, das der Christenheit durch solche Spaltungen gegeben werde, strichen die mannigfachen Verdienste der Jesuiten heraus, schilderten ihre gegenwärtige Betrübniß und Zerknirschung und brachten so ohne erhebliche Schwierigkeit eine Aussöhnung zwischen dem inzwischen ruhiger gewordenen

Oberhirten und dem Orden zu Stande. Damit war es aber Lainez nicht genug. Um vollständige Genugthuung zu haben, mußte diese Versöhnung durch einen öffentlichen Act besiegelt werden. Auch dazu ließ sich der Papst bestimmen. Begleitet von seinem ganzen geistlichen Hofstaat, besuchte er das Profeßhaus und die Collegien der Jesuiten, wo er mit Lobgedichten in 16 Sprachen bewillkommt wurde. Lainez fühlte sich befriedigt; er und sein Orden feierten einen Triumph, der ihre Gegner mit einem Male verstummen machte. Pius IV. war von nun an fester denn je in den Banden der schlauen Ordensmänner.

Nur das Unangenehme hatte das Zerwürfniß für die Jünger Loyola's gehabt, daß während desselben mehrere Schriften gegen sie erschienen waren, die eine ziemlich weite Verbreitung gefunden hatten. Zwei derselben, von einem römischen Titularbischof verfaßt und in sehr scharfen Ausdrücken geschrieben, wurden sogar in's Deutsche übersetzt und kamen in die Hände Kaiser Maximilian's II., so wie vieler andern Fürsten, welche bisher den Jesuiten gewogen gewesen waren. Die in Deutschland befindlichen Mitglieder der Gesellschaft befürchteten nicht mit Unrecht, daß dadurch ein übler Eindruck hervorgebracht werden möchte, und ließen sich keine Mühe verdrießen, denselben zu entkräften und zu verwischen. In diesem Bestreben wurden sie nachdrücklich

unterstützt von dem sogenannten Cardinal von Augsburg, Otto Truchseß von Waldburg. Derselbe schrieb einen Brief an den Papst, worin er sich sehr dringend für den Orden verwandte und zu verstehen gab, daß man eine so heilige Gesellschaft nicht ungestraft von Ketzern verleumden lassen dürfe, ohne die Christenheit und vornehmlich die römische Kirche in die augenscheinlichste Gefahr zu stürzen. Pius IV. fand diese Gründe wichtig genug, um den Verfasser obiger Schriften seines Titels und seiner Einkünfte zu berauben und in ein Gefängniß werfen zu lassen, worin er verschmachtete. Damit noch nicht begnügt, schrieb er sogar an den Kaiser, an die Kurfürsten von Baiern, Mainz, Trier und Köln und an den Cardinal von Augsburg, erklärte Alles, was den Jesuiten zur Last gelegt wurde, für Verleumdungen und Kunstgriffe des Teufels und empfahl den Orden als die kräftigste Stütze der Religion ihrem besondern Schutze. Diese Briefe sammelte der Cardinal von Augsburg und ließ sie 1564 zu Dillingen mit einer Vorrede drucken, die zugleich eine der schmeichelhaftesten Apologien für die Gesellschaft ist.*)

Nachdem Lainez auch noch diesen Triumph genossen, legte er sich hin und starb, im 53. Jahre

*) Der Titel der Schrift ist: Societatis Jesu defensio adversus obtrectatores ex testimonio et litteris Pii IV.

seines Alters. Der 19. Januar 1565 war sein Todestag. Der Hintritt dieses einflußreichen Mannes verursachte, wie die Ordensschriftsteller versichern, allgemeine Betrübniß in Rom. Der Papst und die Cardinäle sollen Thränen über seinen Verlust vergossen haben, und sie hatten Ursache dazu, denn selten hat wohl Jemand die Rechte des heiligen Stuhles mit solchem Eifer und solcher Geschicklichkeit vertheidigt, wie er.

Lainez war ein Spanier und mit aller der Zähigkeit des Willens ausgestattet, die sein Volk charakterisirt. Was er wollte, wollte er ganz und entschieden. Von der Natur mit außerordentlichem Scharfsinn und ungewöhnlicher Fassungskraft begabt, hatte er in seiner Jugend etwas Tüchtiges gelernt, obwohl seine Gelehrsamkeit nicht so ungeheuer war, wie sie sein Biograph Ribadeneira hinstellen möchte. Seine Hauptkunst bestand jedenfalls darin, von seinem scholastischen Lehrgebäude allenthalben, wo er's für nöthig fand, den geschicktesten Gebrauch zu machen. Seine Beredtsamkeit war nicht gering; doch würde man sie zu hoch anschlagen, wollte man mit seinen Freunden annehmen, daß ihr hauptsächlich die Siege der römischen Curie auf dem Concil zu Trient zuzuschreiben wären. Mehr wirkte hier sicherlich das Einschüchterungssystem und Ränkespiel der päpstlichen Legaten. Was aber den Charakter des Lainez besonders merkwürdig macht, ist

die List und Verschlagenheit dieses Mannes, die ihn unstreitig zum geschicktesten Diplomaten seines Zeitalters machten. Mochte er nun in Geschäften des Papstes oder für die Zwecke seiner Gesellschaft Unterhandlungen pflegen, wie z. B. in Trient und in Poissy, nie verfehlte er seine Absichten. Er war unerschöpflich in den Künsten der Intrigue und ließ sich durch keine Beschwerden ermüden, um das Ziel seiner hochfliegenden Entwürfe zu erreichen. In seinem stolzen Herzen flammte ein Ehrgeiz, den er vor den Augen der Welt nur zu gut unter der Hülle der Demuth und Frömmigkeit zu verbergen wußte.

Daß ein Mann von solchem Charakter und solchen Fähigkeiten vorzugsweise geschickt war, die Regierung eines Ordens zu führen, der seiner Anlage nach berufen schien, eine Herrschaft über die ganze Welt auszuüben, bedarf wohl keiner weitern Auseinandersezzung. Die Sorgfalt, womit Lainez überall die Ausbreitung des Ordens beförderte, indem er sich die Errichtung möglichst vieler Collegien angelegen sein ließ, ist wohl eines seiner geringsten Verdienste um den Jesuitismus. Einen weit wichtigeren und entscheidenderen Einfluß übte er durch den Anbau der inneren Einrichtungen des Ordens, durch die wunderbare Geschicklichkeit, womit er dem von Loyola aufgeführten Gebäude eine größere Festigkeit zu geben verstand. Sein Scharf-

sinn ließ ihn stets den rechten Zeitpunkt entdecken, in welchem er aus dem Zusammenflusse von Umständen und aus den Lagen der Menschen, mit denen er zu thun hatte, die sichersten Vortheile für seinen Orden erhaschen konnte. So verzweifelt die Verhältnisse oft waren, in denen er sich mit seiner Gesellschaft befand, mit so vieler Kühnheit und Geistesgegenwart wußte er sich doch immer wieder emporzuheben. Er hatte alle Werkzeuge der Politik in seiner Gewalt und selten schlugen seine Berechnungen fehl. Es ist außer allem Zweifel, daß er dem Stifter der Gesellschaft bei weitem an Einsicht und Klugheit überlegen war, und wenn schon unter Loyola's Regierung der Plan des Ordens sich entwickelte, so geschah dies doch offenbar noch weit mehr unter der umsichtigen Leitung des Lainez, welcher dem Orden jenen, aus Schwärmerei und Politik gemischten Charakter aufzuprägen wußte, der fortan unzertrennlich von ihm blieb.

Drittes Capitel.

Francisco de Borgia,

dritter General des Ordens.

1565—1572.

Charakter dieses Generals. Portugal. Frankreich. Die Bartholomäusnacht.

Zum Nachfolger des Lainez wurde Francisco de Borgia, Herzog von Gandia, gewählt. Dies war einer der merkwürdigsten Jesuiten. Geboren 1511 und aus einem der höchsten Grandengeschlechter Spaniens entsprossen, war er früher ein Günstling Karls V. und wurde von diesem zum Vicekönige von Catalonien ernannt. Aber der Glanz und die Ehre der Welt vermochten ihn nicht zu fesseln. Ein unbesiegbarer Hang zur Frömmelei führte ihn den Jesuiten in die Arme, in deren Orden er nach dem Tode seiner Gemahlin,

Eleonora de Castro, 1548 eintrat.*) Wenige erfüllten die Ordensregeln so genau und legten sich so strenge Büßungen auf, wie Bruder Borgia. Je höher seine Stellung in der Welt gewesen war, um so tiefer beugte er sich als Jesuit vor den Winken seiner Obern. Viermal setzten die Päpste seine Demuth auf die Probe, indem sie ihm die Cardinalswürde anboten; aber stets schlug er die ihm zugedachte Ehre aus Gehorsam gegen die Ordenspflichten aus. Seinem unbezwingbaren Eifer, seinem Ansehen und seinem Reichthum verdankte die Gesellschaft größtentheils ihre Ausbreitung in Spanien, und gewissermaßen zum Dank dafür machte sie ihn 1565 zum General. Durch seine Geistesgaben wäre er schwerlich zu so hoher Würde emporgestiegen, denn in dieser Beziehung stand er tief unter seinem Vorgänger. Aber seine mittelbaren Verdienste waren, wie gesagt, so unleugbar, daß sie nicht füglich übersehen werden konnten, und zudem schien es dem Orden einen gewissen Nimbus zu verleihen, wenn ein Mann von so hohem Range an seiner Spitze stand. Dies die Gründe seiner Erhebung.

In der Anrede, welche Borgia nach geschehener Wahl an die Generalcongregation hielt, spiegelte sich gleich die Beschränktheit seines Geistes, aber auch sein

*) I. 479—85.

frommer Fanatismus und seine ungeheuchelte Demuth auf das Getreueste ab. „Ich bitte Euch, hochwürdigste Väter," sagte er, „lediglich um die Gnade, mich so zu behandeln, wie die Bauern und Eseltreiber die Lastthiere behandeln, deren sie sich bedienen. Nicht zufrieden, ihnen die Lasten auf den Rücken gebunden zu haben, führen sie dieselben auch noch und helfen ihnen auf die Beine, wenn sie straucheln. Sie schlagen sie, wenn sie träge sind, und heben sie auf, wenn sie fallen. Ich bin Euer Lastthier. Ihr habet mich belastet. Behandelt mich eben so, wie man ein solches Thier behandelt, damit ich ausrufen kann: Sehet, ich bin in Eurer Gesellschaft ein Lastthier; allein ich habe den Trost, ewig bei Euch zu sein."

In diesem Tone ging es fort. Es wäre unbegreiflich, wie ein so schwacher Kopf die Regierung eines so mächtigen, klugen und weit verzweigten Ordens hätte führen können, wenn nicht durch die Thätigkeit seines Vorgängers Lainez die Regierungsgeschäfte in einen so festen und geregelten Gang gebracht worden wären, daß sie durch nichts mehr so leicht aufgehalten werden konnten. Der Entwurf einer furchtbaren Monarchie, ingleichen die Gesetze, dieselbe zu regieren, waren größtentheils vollendet, und wenn Borgia seines mittelmäßigen Geistes wegen sich nur passiv verhalten konnte, so

wirkten seine Assistenten und die in alle Welt ausgestreuten Provinzialen dafür um so thätiger.

Nur sieben Jahre erfreute sich Borgia der Herrschaft; aber diese sieben Jahre waren bezeichnet durch manche wichtige Begebenheit.

Das Verhältniß des Ordens zum römischen Stuhle blieb unverändert. Zwar ging Papst Pius IV., der Gönner der Jesuiten, am 9. December 1565 mit Tode ab, aber sein Nachfolger, Pius V., bewahrte ihnen das nämliche Wohlwollen. Dieser Papst war ein viel zu wüthender Ketzerhasser, als daß er die Jesuiten nicht als willkommene Helfer in dem großen Werke der Kezzerbefehdung hätte betrachten sollen.

Auch in Portugal blieb ihre Herrschaft unerschüttert, obwohl ihre Ränke immer mehr an's Tageslicht kamen. Die drei Hofjesuiten Leon Henriquez, Miguel Torrez und Luis Gonsalvo de Camera waren die Allmächtigen im Lande, und da sie fest zusammenhielten, so konnten sie allen Gegenbestrebungen Trotz bieten. Ihr Einfluß auf den jungen, unmündigen König Sebastiano war unermeßlich. Pater Gonsalvo hatte denselben erzogen und wachte eifersüchtig darüber, daß Niemand anders sich seines Gemüthes bemächtigte. Als die Großmutter des Königs, Catharina, welche die Regentschaft für ihren minderjährigen Enkel führte, Miene machte, sich dem geistlichen Joche

zu entziehen, arbeiteten die drei verschworenen Loyoliten und ihr Anhang systematisch an ihrem Sturze. Kränkung folgte auf Kränkung, Beleidigung auf Beleidigung, bis endlich Catharina es nicht mehr aushalten konnte, die Regentschaft niederlegte und nach Cenobergos in die Verbannung ging. Von dort schrieb sie an den General Borgia einen Brief, worin sie nachwies, daß die Jesuiten den jungen König zur Wollust verführten und seine Sitten gänzlich verderbten. Aber Borgia achtete nicht darauf, sondern belobte vielmehr den Pater Gonsalvo, daß er so eifrig für das Wohl des Ordens in Portugal arbeite.

Die Regentschaft war inzwischen in die Hände des Cardinal-Infanten, Don Enrique, eines Oheims des Königs, übergegangen. Enrique war ein Schwächling, der Alles that, was die Jesuiten wollten. Um diesen Preis ließen letztere ihm den Schatten der Macht. Als aber Sebastiano sein 14. Jahr erreicht hatte und mündig geworden war, wurde auch Enrique als abgenütztes Werkzeug bei Seite geschoben. Die Jesuiten glaubten seiner nicht mehr zu bedürfen, und nun war selbst der wenige Einfluß, den er übte, ja schon seine bloße Gegenwart ihnen lästig.

Der ganze Hof zitterte vor den drei furchtbaren Beichtvätern und kroch vor ihnen in hündischer Demuth. Immerhin gab es jedoch einige muthige Herzen, welche,

das Unwürdige dieser Pfaffenherrschaft tief empfindend, sich nicht scheuten, ihrer gerechten Entrüstung Luft zu machen. Unter ihnen verdient Alexis de Menezes, ein ehrwürdiger, redlicher Minister des vorigen Königs, genannt zu werden. Dieser warnte am Tage der Krönung (1568) den jungen Monarchen in einer rührenden Anrede vor einer „gewissen Secte von Leuten, welche ihre eigene Erhöhung und ihren Eigennutz zum einzigen Gegenstand ihres Bestrebens und ihrer Thätigkeit machten.“ — „Leute dieser Art,“ sagte er, „schmeicheln allen Leidenschaften der Fürstensöhne und geben ihnen zu verstehen, daß die Zeit, in welcher sie unter der Aufsicht und Leitung redlicher Männer gestanden, die Zeit eines unerträglichen Zwanges und einer schmählichen Unterwürfigkeit gewesen sei. Um sich dann einem so mißleiteten Prinzen auch als wirklichem Herrscher gefällig zu machen, werden sie fortfahren, alle seine Launen zu bewundern und jede noch so unrechte Handlung desselben mit Lobsprüchen zu beschönigen. Dabei werden diese gefährlichen Menschen nichts versäumen, was ihrem Privatvortheil ersprießlich sein kann. Sie werden die Aufmerksamkeit des Regenten von dem Zustande seiner Staaten unvermerkt auf den Zustand ihrer eigenen Gesellschaft zu leiten suchen, und es wird ihnen gelingen, das Vermögen und die Macht des Staates in eben dem Maaße zu schwächen, in wel-

chem sie sich an Reichthum und Stärke über denselben erheben werden."

Menezes sagte so viele Wahrheiten nicht ungestraft. Er fiel, obschon er bis in sein hohes Alter dem Königreiche mit erprobter Rechtschaffenheit und Treue gedient hatte, durch die Rache der Jesuiten, die durch die Gunst des Monarchen über alle Strafwürdigkeit erhoben wurden. Von nun an getraute sich Niemand mehr ein Wort gegen die Jesuiten zu sagen. Sie wurden im Stillen gehaßt, aber nicht mehr offen befeindet. Sie geboten mit unumschränktem Ansehen, schalteten und walteten mit vollkommener Eigenmächtigkeit, achteten keine Schranke mehr, besetzten alle Staatsämter mit ihren Creaturen und hielten die Großen des Reichs eben so in Furcht und Unterwürfigkeit, wie den geringsten Plebejer.

Während sie solchergestalt in Portugal herrschten, suchten sie in Frankreich (wo sie kaum erst festen Fuß gefaßt) zur Herrschaft zu gelangen. Zu diesem Zwecke nährten sie den Haß gegen die Hugenotten und schlossen sich eng an ihre Gönnerin, die ränkevolle Katharina von Medicis, die, obschon ihr Sohn, König Karl IX., inzwischen mündig geworden war, doch immer noch den entschiedensten Einfluß auf denselben behauptete. Von ihrem Hauche angefacht, entbrannte dreimal der Religionskrieg zwischen

Katholiken und Protestanten (1562, 67, 69). Die Schlachten bei Dreux, Saint-Denis, Jarnac und Moncontour wurden geschlagen, leider unglücklich für die Hugenotten. Aber wenn auch besiegt, waren letztere doch nicht vernichtet. Nach jeder Niederlage erhoben sie sich stärker und kräftiger, denn vorher, und der Hof mußte endlich zu der Einsicht kommen, daß er auf diese Weise mit den verhaßten Ketzern nicht fertig werden könne. Katharina beschloß daher, es auf einem andern Wege zu versuchen. Dieser Weg war der des schwärzesten Verraths. Man machte Friede mit den Hugenotten, sicherte ihnen in einem Edikt vollkommene Gewissensfreiheit zu, kam ihnen mit der größten Freundlichkeit entgegen und verabredete sogar eine Verheirathung des jungen Heinrichs von Navarra, des nominellen Oberhaupts der Hugenotten, mit Margaretha von Valois, der jüngsten Schwester des Königs. Die Arglosen ließen sich dadurch wirklich täuschen. Viele der vornehmsten Hugenotten kamen an den Hof und nahmen ihren bleibenden Wohnsitz in Paris. Die Allzuvertrauensvollen glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, wo sie die Frucht ihrer Kämpfe in Ruhe genießen und sich ihrer theuer erkauften Rechte mit Sicherheit erfreuen könnten. Ein Irrthum, aus dem sie schrecklich erwachen sollten!

Katharina, von Jesuiten und ihrem bösen Genius

berathen, beabsichtigte nichts Geringeres, als alle Hugenotten in allen Theilen der Monarchie an einem bestimmten Tage niedermetzeln zu lassen. Sollte dieser Schlag gelingen, so durften natürlich die dem Tode Geweiheten keinen Wind davon bekommen. Die Mitwisser des Mordplanes gelobten sich daher bis zur Stunde der Ausführung Verschwiegenheit und Verstellung. Selten wird ein Geheimniß so gut bewahrt worden sein, wie dieses. Während von allen Seiten Vorbereitungen zu dem satanischen Werke getroffen wurden, verdoppelten die in den Plan Eingeweiheten (Karl IX., dessen Bruder Heinrich von Anjou, die Herzöge von Guise, Marschall Tavannes ꝛc.) ihre Artigkeiten und Zuvorkommenheiten gegen die ausersehenen Opfer. Letztere, durch eine mehr als zweijährige Ruhe sicher gemacht, ahnten nichts. Wer hätte auch an eine so riesenhafte Abscheulichkeit denken sollen! Und wäre selbst bei dem Einen oder dem Andern ein leises Mißtrauen aufgestiegen, so würde er doch einen solchen Verdacht, als der menschlichen Natur unwürdig, von sich gewiesen haben. Ein so kolossales Verbrechen lag außer aller menschlichen Berechnung.

So nahete das Vermählungsfest Heinrichs von Navarra heran. Die Hugenotten betrachteten es als ein Versöhnungsfest. Und gerade während dieses Festes sollte die Mine auffliegen, welche die Bosheit ih-

rer Feinde ihnen gegraben hatte! Der teuflische Plan gelang nur zu gut. Am 18. August 1572 fand die Trauung mit großer Pracht statt. Nach der Sitte der damaligen Zeit dauerten die Festlichkeiten mehrere Tage und Nächte hindurch. In der Nacht des siebenten Tages, in der ewig denkwürdigen Nacht des 24. August 1572, der sogenannten Bartholomäusnacht, ertönte plötzlich das furchtbare Signal, welches die Katholiken von Paris zum Morde ihrer evangelischen Mitchristen aufrief. Aus allen Gassen und Schlupfwinkeln brachen die Mörderbanden hervor. Der Fanatismus schwang seine blutige Geißel und der Genius der Menschheit verhüllte weinend sein Antlitz. Ganz Paris war ein großer Schlachthof. Der König selbst schoß aus einem Fenster seines Schlosses auf die fliehenden Hugenotten herab und munterte mit lauter Stimme zur Niedermetzelung der Unglücklichen auf. In den Gängen und Gemächern des Königspalastes floß das Blut eben so reichlich, wie in den Bürgerhäusern. Entsetzliche Scenen reihten sich aneinander und bildeten ein unerhörtes Schreckensdrama. Mit dem wilden Gebrüll der Todtschläger, dem Angstgeschrei der Fliehenden, dem Röcheln der Sterbenden, den Seufzern und Verwünschungen der Verwundeten vermischten sich heuchlerische Litaneien, gesungen von Jesuiten, Priestern und Mönchen zur Ehre Gottes und der heiligen

chem sie sich an Reichthum und Stärke über denselben erheben werden."

Menezes sagte so viele Wahrheiten nicht ungestraft. Er fiel, obschon er bis in sein hohes Alter dem Königreiche mit erprobter Rechtschaffenheit und Treue gedient hatte, durch die Rathe der Jesuiten, die durch die Gunst des Monarchen über alle Strafwürdigkeit erhoben wurden. Von nun an getraute sich Niemand mehr ein Wort gegen die Jesuiten zu sagen. Sie wurden im Stillen gehaßt, aber nicht mehr offen befeindet. Sie geboten mit unumschränktem Ansehen, schalteten und walteten mit vollkommener Eigenmächtigkeit, achteten keine Schranke mehr, besetzten alle Staatsämter mit ihren Creaturen und hielten die Großen des Reichs eben so in Furcht und Unterwürfigkeit, wie den geringsten Plebejer.

Während sie solchergestalt in Portugal herrschten, suchten sie in Frankreich (wo sie kaum erst festen Fuß gefaßt) zur Herrschaft zu gelangen. Zu diesem Zwecke nährten sie den Haß gegen die Hugenotten und schlossen sich eng an ihre Gönnerin, die ränkevolle Katharina von Medicis, die, obschon ihr Sohn, König Karl IX., inzwischen mündig geworden war, doch immer noch den entschiedensten Einfluß auf denselben behauptete. Von ihrem Hauche angefacht, entbrannte dreimal der Religionskrieg zwischen

Katholiken und Protestanten (1562, 67, 69). Die Schlachten bei Dreux, Saint-Denis, Jarnac und Moncontour wurden geschlagen, leider unglücklich für die Hugenotten. Aber wenn auch besiegt, waren letztere doch nicht vernichtet. Nach jeder Niederlage erhoben sie sich stärker und kräftiger, denn vorher, und der Hof mußte endlich zu der Einsicht kommen, daß er auf diese Weise mit den verhaßten Ketzern nicht fertig werden könne. Katharina beschloß daher, es auf einem andern Wege zu versuchen. Dieser Weg war der des schwärzesten Verraths. Man machte Friede mit den Hugenotten, sicherte ihnen in einem Edikt vollkommene Gewissensfreiheit zu, kam ihnen mit der größten Freundlichkeit entgegen und verabredete sogar eine Verheirathung des jungen Heinrichs von Navarra, des nominellen Oberhaupts der Hugenotten, mit Margaretha von Valois, der jüngsten Schwester des Königs. Die Arglosen ließen sich dadurch wirklich täuschen. Viele der vornehmsten Hugenotten kamen an den Hof und nahmen ihren bleibenden Wohnsitz in Paris. Die Allzuvertrauensvollen glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, wo sie die Frucht ihrer Kämpfe in Ruhe genießen und sich ihrer theuer erkauften Rechte mit Sicherheit erfreuen könnten. Ein Irrthum, aus dem sie schrecklich erwachen sollten!

Katharina, von Jesuiten und ihrem bösen Genius

berathen, beabsichtigte nichts Geringeres, als alle Hugenotten in allen Theilen der Monarchie an einem bestimmten Tage niedermetzeln zu lassen. Sollte dieser Schlag gelingen, so durften natürlich die dem Tode Geweiheten keinen Wind davon bekommen. Die Mitwisser des Mordplanes gelobten sich daher bis zur Stunde der Ausführung Verschwiegenheit und Verstellung. Selten wird ein Geheimniß so gut bewahrt worden sein, wie dieses. Während von allen Seiten Vorbereitungen zu dem satanischen Werke getroffen wurden, verdoppelten die in den Plan Eingeweiheten (Karl IX., dessen Bruder Heinrich von Anjou, die Herzöge von Guise, Marschall Tavannes ꝛc.) ihre Artigkeiten und Zuvorkommenheiten gegen die ausersehenen Opfer. Letztere, durch eine mehr als zweijährige Ruhe sicher gemacht, ahnten nichts. Wer hätte auch an eine so riesenhafte Abscheulichkeit denken sollen! Und wäre selbst bei dem Einen oder dem Andern ein leises Mißtrauen aufgestiegen, so würde er doch einen s o l c h e n Verdacht, als der menschlichen Natur unwürdig, von sich gewiesen haben. Ein so kolossales Verbrechen lag außer aller menschlichen Berechnung.

So nahete das Vermählungsfest Heinrichs von Navarra heran. Die Hugenotten betrachteten es als ein Versöhnungsfest. Und gerade während dieses Festes sollte die Mine auffliegen, welche die Bosheit ih=

rer Feinde ihnen gegraben hatte! Der teuflische Plan gelang nur zu gut. Am 18. August 1572 fand die Trauung mit großer Pracht statt. Nach der Sitte der damaligen Zeit dauerten die Festlichkeiten mehrere Tage und Nächte hindurch. In der Nacht des siebenten Tages, in der ewig denkwürdigen Nacht des 24. August 1572, der sogenannten Bartholomäusnacht, ertönte plötzlich das furchtbare Signal, welches die Katholiken von Paris zum Morde ihrer evangelischen Mitchristen aufrief. Aus allen Gassen und Schlupfwinkeln brachen die Mörderbanden hervor. Der Fanatismus schwang seine blutige Geißel und der Genius der Menschheit verhüllte weinend sein Antlitz. Ganz Paris war ein großer Schlachthof. Der König selbst schoß aus einem Fenster seines Schlosses auf die fliehenden Hugenotten herab und munterte mit lauter Stimme zur Niedermetzelung der Unglücklichen auf. In den Gängen und Gemächern des Königspalastes floß das Blut eben so reichlich, wie in den Bürgerhäusern. Entsetzliche Scenen reihten sich aneinander und bildeten ein unerhörtes Schreckensdrama. Mit dem wilden Gebrüll der Todtschläger, dem Angstgeschrei der Fliehenden, dem Röcheln der Sterbenden, den Seufzern und Verwünschungen der Verwundeten vermischten sich heuchlerische Litaneien, gesungen von Jesuiten, Priestern und Mönchen zur Ehre Gottes und der heiligen

Jungfrau. Und dazwischen tönte die Stimme des wilden Tavannes: „Nur frisch zu mit dem Aderlassen! Die Aerzte sagen, daß der Aderlaß im August so gesund sei, wie im Monat Mai."

Das Licht der Sonne verdrängte die Schatten der Nacht; aber die Blutarbeit dauerte fort. Sie dauerte fort drei ganze Tage lang, und als die Henker in Paris ermatteten, begann die Schlächterei in den Provinzen, wohin königliche Blutbefehle gedrungen waren. In Meaux, Orleans, Angers, Troyes, Rouen, Bordeaux, Toulouse, Lyon, Bourges und andern Orten erneuerten sich die Schrecken der Hauptstadt. Wie viele Menschen in diesem großen Blutbade, das mit dem gemeinsamen Namen der **Bartholomäusnacht** oder der **Pariser Bluthochzeit** bezeichnet wird, umgekommen sind, hat sich nicht genau ermitteln lassen. Manche Schriftsteller sprechen von 70,000, manche von 100,000. Mögen diese Zahlen übertrieben sein, aber so viel ist gewiß, daß mehr als 50,000 Hugenotten damals ihr Leben verloren haben. Heinrich von Navarra selbst war nur mit genauer Noth dem Tode entgangen; aber er hatte wenigstens seinen Glauben abschwören müssen, ein Eid, an den er sich freilich später wenig kehrte.

In Rom und Madrid feierte man Freudenfeste über das Gelingen des blutigen Frevels. Natürlich!

Die Ketzer waren ja „zur größern Ehre Gottes“ geschlachtet!

Papst Pius V. hatte leider nicht die Freude, diesen „Triumph der Rechtgläubigkeit“ zu erleben. Er war schon am 1. Mai 1572 gestorben. Aber sein Nachfolger, Gregor XIII., that Alles, was Pius nur selbst hätte thun können. Er ließ die Kanonen der Engelsburg lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf den Fall des Admirals Coligny, des eigentlichen Führers der Hugenottenpartei, schlagen. Dieselbe führte die Umschrift: Pontifex probat Colignii necem (der Papst billigt Coligny's Ermordung).

Daß ein solcher Papst ein guter Freund der Jesuiten war, ist begreiflich. In der That begünstigte Gregor XIII. die Jesuiten außerordentlich. Er gab ihrem Collegium in Rom eine erweiterte Gestalt und überwies ihrer Leitung mehrere von ihm gestiftete Lehranstalten zur Bildung künftiger Religionslehrer. Namentlich sollten in diesen Anstalten Missionäre für Deutschland und die Schweiz gebildet werden, Geistliche, welche im Stande wären, auch in jenen Gegenden den reinkatholischen Glauben zu verkünden und die Ketzerei mit den geeignetsten Waffen zu bekämpfen. Gregors Ketzerhaß ging bis zum wildesten Fanatismus; er hätte am liebsten alle Nichtkatholiken ausgerottet

gesehen, war also ganz ein Mann nach dem Herzen der Gesellschaft Jesu.

Der Ordensgeneral Borgia überlebte die Pariser Bluthochzeit nicht lange. Er starb schon am 30. September 1572. Man sagt, er sei zufrieden von der Welt geschieden, indem er seinen Orden, mit dem sein ganzes Wesen innig verwachsen war, in fortschreitendem Wachsthum zurückgelassen habe. — Nichtsdestoweniger scheint ihn eine Ahnung dessen überkommen zu haben, was die Zukunft bringen würde. Er soll nämlich mit richtigem Blick auf die Entstehung, die Ausbreitung, die Feindschaft und das eigenthümliche Wesen des Jesuitenordens die halbprophetischen Worte gesprochen haben: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie Adler werden wir uns wieder verjüngen."

Im Jahre 1624 wurde Borgia vom Papst Urban VIII. selig und 1671 von Papst Clemens X. heilig gesprochen.

Viertes Capitel.

Everardus Mercurianus,

vierter General des Ordens.

1572—1581.

Der Abfall der Niederlande.

Nach Borgia's Tode wählte die Gesellschaft einen gewissen Everardus Mercurianus zu ihrem General. Näheres über diesen Mercurianus haben wir in den Quellen nicht finden können; doch scheint er seiner Abstammung nach ebenfalls ein Spanier gewesen zu sein, denn eine während seiner Regierung herausgekommene Schrift beschwert sich darüber, daß alle Generale des Jesuitenordens aus Spanien genommen worden wären. Eine tiefeingreifende Wirksamkeit mag er für seine Person nicht geübt haben, sonst träte sein Name in den Geschichtsbüchern mehr hervor. Wahrscheinlich war es mit ihm der nämliche Fall, wie mit Borgia;

er war ein Mann von mittelmäßigem Geist, gerade hinreichend, um das schon vor ihm geordnete Getriebe der großen Verbindung im Gange zu erhalten. Der von Loyola und Lainez gegebene Impuls war so mächtig gewesen, daß er noch auf deren unmittelbare Nachfolger wirkte, ohne daß diese selbst nöthig gehabt hätten, eine originelle Thätigkeit zu entwickeln. Auch unter Mercurianus ging es daher mit dem Jesuitismus vorwärts; das Räderwerk griff ineinander; nirgends war eine Stockung, ein Stillstand in der äußern Entwickelung des Ordens zu bemerken.

Ereignisse von entschiedener Wichtigkeit begaben sich in den Niederlanden. Während der Boden Frankreichs vom Blute rauchte, das um des Glaubens willen vergossen worden war, häufte auch in den sonst so ruhigen und friedlichen Niederlanden der von den Jesuiten geschürte Fanatismus Leichen auf Leichen. Wir wissen aus einem frühern Capitel, daß es den Jesuiten nach langem Kampfe endlich gelungen war, in Löwen, Antwerpen und andern niederländischen Städten festen Fuß zu fassen. Dort wirkten sie nun entschieden im spanischen Interesse. Dies spanische Interesse aber verletzte das Nationalgefühl der Niederländer, denn König Philipp II. von Spanien wollte letzteren ihre Glaubensfreiheit und ihre uralten, urkundlichen Vorrechte entreißen und dafür die verhaßte spa-

nische Inquisition aufdringen. Darüber kam es zu Unruhen. Die Edlen des Landes traten 1565 zu einem Schutz- und Trutzbündniß, dem sogenannten Geusenbunde, zusammen, und das Volk demolirte im folgenden Jahre die katholischen Kirchen in Westflandern, Artois, Holland, Seeland und Brabant. Innerhalb vier oder fünf Tagen waren allein in Flandern und Brabant 400 Kirchen verwüstet. Als Philipp II. von dieser Plünderung der Gotteshäuser hörte, griff er in seinen Bart und schwur bei der Seele seines Vaters strenge Bestrafung der Uebelthäter. Rache athmete sein finsteres Gemüth, Rache an der ganzen verhaßten Nation.

Schleunig sandte er der Statthalterin Margaretha von Parma Befehl zur Aushebung von Truppen und zur Anwendung von Kriegsgewalt gegen die Rebellen und Ketzer. Zugleich rüstete er selbst sich, mit spanischer Heeresmacht seine und des Papstes Feinde vollends niederzutreten.

Mit schlecht verhehlter Freude vollzog die Statthalterin den Befehl des Monarchen. War sie ja selbst, Dank der Leitung ihrer jesuitischen Beichtväter, eine abgesagte Gegnerin aller Andersglaubenden! Die Werbungen wurden von ihr mit Eifer betrieben. Drei tüchtige Feldherren, Launoy, Noircarmes und Aremberg, übernahmen das Commando über die zusammengebrach-

ten Streitkräfte. Ersterer schlug das geusische Heer 1567 bei Osterweel, Letztere unterwarfen die empörten Städte und Provinzen. Der Geusenbund löste sich auf; Niemand dachte mehr an Widerstand.

Alsobald trat in dem unglücklichen Lande die schauderhafteste Reaction ein. Alle protestantischen Schulen wurden aufgehoben, alle protestantischen Kirchen dem Erdboden gleich gemacht. Kinder, welche die Taufe auf protestantische Weise empfangen, wurden mit Gewalt in die katholische Kirche zurückgeführt, um noch einmal getauft zu werden. Die evangelischen Prediger mußten fliehen oder wurden hingerichtet. Binnen wenigen Monden waren alle katholische Kirchen wieder herrlicher als jemals geschmückt, alle ketzerischen Gotteshäuser niedergerissen und jeder fremde Gottesdienst bis auf die geringste Spur aus allen siebenzehn Provinzen vertrieben. Aus den Balken der abgebrochenen Tempel würden Galgen für Diejenigen erbaut, die sich an den katholischen Kirchen vergriffen hatten. Keine Stadt war so klein, worin in diesem mörderischen Jahre 1567 nicht zwischen 50 und 300 Menschen wären zum Tode geführt worden. Alle Hochgerichte waren von Leichnamen, alle Kerker von Todesopfern, alle Landstraßen von Flüchtlingen angefüllt. In Amsterdam war die Menge der Fliehenden so groß, daß es an Fahrzeugen gebrach, sie über die Nord- und Südersee zu bringen. Hundert-

tausende verließen das Land, fortgetrieben von der Schreckensbotschaft, daß der von Philipp gesendete Zuchtmeister, Herzog Alba, mit dem spanischen Heere nahe. Wenige nur führten einige Trümmer ihrer Habe mit sich; bei weitem der größte Theil entfloh nackt und bloß. Deuschland und England empfingen die Unglücklichen, ihrer emsigen Arme, ihres befruchtenden Gewerbfleißes sich erfreuend. Die Niederlande sahen trauernd den Ziehenden nach.

Ueberall war die Ruhe wieder hergestellt, freilich die Ruhe des Grabes. Und nun kam noch, um das Maaß des Entsetzens voll zu machen, der schreckliche Herzog von Alba mit 10,000 spanischen Veteranen. Furcht und Zittern ging vor seinem Namen her, und man hatte Recht, vor diesem Manne zu zittern. „Man müsse das Unkraut mit der Wurzel ausrotten, ehe es von Neuem und üppiger hervortreibe; man müsse die heilsame Arznei der bittern Tropfen anwenden und das Geschwür mit der Lanzette aufschneiden;" das waren die Redensarten, die er beständig im Munde führte, und denen gemäß handelte er auch. Kaum hatte er (am 22. August 1567) seinen Einzug in Brüssel gehalten, als er sich beeilte, die Häupter der Bewegung festnehmen zu lassen; „denn," sagte er, „der Kopf eines einzigen Lachses wiegt zehntausend Frösche in den Sümpfen auf." So wurden denn zuerst die Grafen von

Egmont und Hootn, die angesehensten Männer der Nation, verhaftet. Wilhelm von Oranien, der Dritte im Bunde, war entflohen; ihm waren viele der wärmsten Patrioten in's Ausland gefolgt. Sie hatten den klügeren Theil erwählt. Denn wer von den patriotischen Großen zurückgeblieben war, wurde festgenommen.

Nachdem sich Alba solchergestalt der bedeutendsten und einflußreichsten Männer in den Niederlanden versichert hatte, setzte er die Inquisition in ihr voriges Ansehen wieder ein und führte die Edicte gegen die Ketzer auf ihre ganze vorige Strenge zurück. Der Inquisitionshof in Spanien hatte die gesammte niederländische Nation der beleidigten Majestät im höchsten Grade schuldig erkannt, und dieses Urtheil hatte der König durch eine öffentliche Sentenz bestätigt. Darnach war also kein Reiner mehr in allen Provinzen, und der Vollstrecker des königlichen Willens hatte ein schreckliches Auslesen unter der ganzen Nation. Alle Güter und alle Leben waren sein, und wer eins von beiden rettete, empfing es von seiner „Großmuth" und „Menschlichkeit" zum Geschenk.

Um nun die Hinrichtungen schneller fördern zu können, setzte Alba einen außerordentlichen Justizhof von 12 Criminalrichtern nieder, wozu er, den Privilegien des Landes zuwider, auch 3 Spanier ernannte.

Präsident dieses Gerichtshofes war er selbst. Gewöhnlich aber präsidirte statt seiner sein Liebling, der spanische Licentiat Vargas, ein in jeder Beziehung verworfener Mensch, der seinen Platz mit so abscheulicher Würdigkeit ausfüllte, daß in kurzer Zeit, von Ekel und Grauen überwältigt, alle übrigen Mitglieder bis auf den spanischen Doctor Luis del Rio, den Secretär de la Torre und ein paar andere nichtswürdige Subjecte aus den Sitzungen wegblieben.

Von dem Rathe der Zwölf, der seiner Bestimmung nach der Rath der Unruhen hieß, von dem Volke aber der Blutrath genannt wurde, fand keine Revision der Prozesse, keine Appellation statt. Seine Urtheile waren unwiderruflich und durch keine andere Autorität gebunden. Der große Rath zu Mecheln, bis dahin die oberste Justizbehörde, war so gut wie nichts mehr; der Staatsrath sank zu einem ohnmächtigen Schattenbilde herab. Kein Privilegium, kein Freibrief kam in Anschlag; der Blutrath war allmächtig und durch ihn der Herzog.

Zuerst wurde das letzte Urtheil an Denen vollzogen, welche bereits vor der Ankunft des Herzogs mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren. Dann ging es an die übrigen Mißliebigen, deren Zahl Legion war. Wer sich nicht stellte (und dies that fast Niemand) war des Landes verwiesen, und alle seine

Güter fielen dem Fiscus anheim. Verloren aber war ohne Rettung, wer sich stellte, und sein Vermögen wurde erst recht confiscirt. Zwanzig, Vierzig, oft Fünfzig wurden aus einer Stadt zugleich vorgefordert, und die Reichsten waren dem Blitzstrahl immer die Nächsten. Die angesehensten Kaufleute sah man mit auf den Rücken gebundenen Händen an einem Pferdeschweife zu der Richtstätte schleifen. In Valenciennes fielen 55 Köpfe auf einmal. Hängen, Köpfen, Viertheilen, Verbrennen waren die hergebrachten und ordentlichen Verrichtungen des Tages. Aller Orten wurden Galgen und Rad in großer Anzahl errichtet, und als diese nicht mehr hinreichten, wurden die Bäume an den Landstraßen dazu verwendet.

So waren in kurzer Zeit die blühendsten Gefilde in eine Schädelstätte verwandelt, und die schauerlichen Töne der Todesglocke erfüllten beständig die Luft. Das ganze Land — hatte Alba geschworen — sollte eher zur Wüste werden, als daß ein Ketzer ferner darin geduldet würde. Ja, lieber wollte man einen Unschuldigen zu viel, als einen Schuldigen zu wenig bestrafen. Als einst einige Beisitzer des Bluraths sich ein Gewissen daraus machen wollten, daß ein unschuldig Verurtheilter nur durch Zufall vom Tode errettet worden sei, beschwichtigte sie der gräßliche Vargas mit den Worten: „Was ängstigt Ihr Euch? Desto besser für

die Seele des Verurtheilten, wenn er unschuldig ist!“ Ein anderer der Bluträthe, Namens Jakob Hesselts, schlief gewöhnlich während der Sitzung. Aber seine Sentenz war ihm so geläufig geworden, daß, wenn man ihn weckte, seine Meinung zu sagen, er halb schlaftrunken aufschrie: Ad patibulum! Ad patibulum! (zum Galgen, zum Galgen!) und dann getrost wieder einnickte. Mit so fühllosem Leichtsinne wurde in diesem Mördertribunale über Menschenleben verfügt!

Unermeßliche Summen fielen durch die Unzahl der Hinrichtungen in den Fiscus. Der jährliche Ertrag der an den Gütern der Gemordeten und Geächteten vollzogenen Confiscationen wurde den Einkünften eines Königreichs vom ersten Range gleich geschätzt; Vargas soll sie dem Monarchen auf zwanzig Millionen Thaler berechnet haben. Es war, als ob Alba die ganze niederländische Nation zur Bettlerin machen und alle Reichthümer des Landes in des Königs und seiner Diener Hände spielen wollte. Der Auswanderung schob er einen Riegel vor, indem er alle Häfen sperren ließ und auf etwaige Fluchtversuche Todesstrafe setzte. Jetzt pries man alle Diejenigen glücklich, welche bei Zeiten Vaterland und Güter im Stich gelassen, um nichts als Athem und Freiheit zu retten.

Das Walten des Herzogs erschien selbst der Statthalterin Margaretha zu arg. Da sie zudem merkte,

daß sie nur noch den Schatten der Gewalt, Alba aber die eigentliche Macht besaß, so beschloß sie, sich von einer Würde zu trennen, die sie jetzt mehr demüthigte, als ehrte. Gegen Ende des Jahres 1567 legte sie ihr Amt als Statthalterin nieder, und Alba trat an ihre Stelle. Der That nach schon seit seiner Ankunft Regent, war er es nun auch dem Namen nach.

Um diese Zeit erfolgte von Seiten des geflüchteten Wilhelm von Oranien und seiner Brüder, der Grafen Ludwig und Adolph von Nassau, ein bewaffneter Einfall in die Niederlande, zu dem Zweck, das spanische Joch zu brechen. Der Graf von Aremberg, welchen Alba mit einer Heeresabtheilung ihnen entgegenschickte, ward bei Heiligerlee geschlagen und getödtet. Dies steigerte den Grimm des Tyrannen nur noch mehr. Zur Sühne ließ er die Grafen Egmont und Hoorn am 5. Juni 1568 auf dem Markte zu Brüssel öffentlich enthaupten, nachdem er schon während der drei vorhergehenden Tage 25 edlen Niederländern die Köpfe hatte abschlagen lassen. Dann zog er mit seinen Kerntruppen aus, schlug den Grafen Ludwig von Nassau (Adolph war bei Heiligerlee geblieben) bei Gemmingen auf's Haupt und zwang auch den Prinzen Wilhelm, das Land zu räumen.

Vier Jahre regierte nun Alba die Niederlande ohne weitere Beunruhigung. Die Verhaftungen und

Executionen dauerten fort. Wurde irgendwo ein Seufzer laut, so beeilte sich der Rath der Unruhen, den Schrecken in den Gemüthern durch neue Hinrichtungen zu nähren. Namentlich war man den Evangelischen aufsässig. Um sie aufzuspüren, verpflichtete man die Hebammen, anzuzeigen, wo protestantische Kinder getauft würden. Mit der kirchlichen Bedrückung ging die politische Hand in Hand. Die alte Gewalt der Stände bedeutete nichts mehr; spanische Truppen überschwemmten das Land, und eine verhaßte Abgabe folgte der andern. Erst schrieb Alba den hundertsten Pfennig vom gesammten Vermögen aller Einwohner aus; dann forderte er den zwanzigsten und endlich den zehnten Pfennig von jeder Veräußerung beweglicher oder unbeweglicher Güter. Aber eben dieser zehnte Pfennig war es, der ihm Verderben brachte. Als er das Racheschwert über die Ketzer schwang, als er das Henkerbeil auf die Rebellen niederfallen ließ, sah die Nation, obwohl schmerzlich bewegt, doch ruhig zu; denn jene harten Maßregeln trafen immer nur Einzelne. Als er aber den Leuten in den Beutel griff, als er sich eine Bedrückuug erlaubte, unter welcher Alle ohne Ausnahme litten, da erhoben sich auch Alle. Die Stände protestirten, einzelne Städte widersetzten sich der Steuererhebung mit Gewalt, und als in diesem Augenblick (am 1. April 1572) der unermüdliche Wilhelm

von Oranien mit einer Schaar kühner Seeleute, den sogenannten Wassergeusen, in Holland landete und mehrere der wichtigsten holländischen Städte in seine Gewalt bekam, war dies für die geknechtete, gemarterte Bevölkerung Hollands und Seelands das Signal zur Revolution.

Die Flamme des Bürgerkrieges loderte hoch empor, und Alba mußte von Neuem das Schwert ziehen. Wo er die Insurgenten im offenen Felde traf, ging er stets als Sieger aus dem Kampfe hervor. Aber an den Mauern der holländischen und seeländischen Städte, wo die religiöse Bewegung am tiefsten gegriffen und der Protestantismus sich sogleich zu lebendigen Organisationen gestaltet hatte, fand er einen Widerstand, den er kaum zu überwinden vermochte. Desto schonungsloser haus'te er, wenn er obsiegte. Die Stadt Mecheln mußte seine eiserne Hand schwer empfinden, ebenso Zütphen. Hier ließ er die vornehmsten Bürger niederhauen oder in der Yssel ersäufen. Die Uebrigen schickte er in's Elend und gab die Stadt den Flammen preis. Nicht minder traurig erging es Naarden. Diese Stadt ergab sich freiwillig an den spanischen Obersten Romero, nachdem derselbe das feierliche Versprechen gegeben, Niemand an Leib oder Gut zu schädigen. Aber man kennt ja den spanischen Inquisitionsgrundsatz, daß man Ketzern kein Wort zu halten

brauche! Darnach handelte auch Romero. Unter dem Vorwande einer Eidesleistung beorderte er die Bürger in die Hospitalkirche. Als sie dort, natürlich ohne Waffen, versammelt waren, trat ein katholischer Priester unter sie und forderte sie zur Bekehrung auf, weil ihre Todesstunde gekommen sei. Gleichzeitig stürzte eine Rotte spanischer Soldaten in die Kirche, warf Feuer in das Gebälk und richtete ein gräßliches Blutbad unter Männern, Frauen und Kindern an. Durch Naardens Beispiel gewitzigt, faßte Haarlem den heldenmüthigen Entschluß, sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Sieben Monate lang widerstand es seinen blutgierigen Drängern; endlich wurde es durch die Zwietracht seiner Besatzung genöthigt, Gnade anzunehmen. Der Sohn Alba's, welcher das Belagerungsheer commandirte, rückte ein, und seine erste Handlung war, daß er 1400 Bürger und Söldner theils köpfen, theils hängen, theils erschießen, theils paarweise zusammenbinden und ersäufen ließ.

Mit solchen Greuelthaten feierten die Unmenschen ihre Siege. Aber sei es, daß Herzog Alba selbst der Blutarbeit müde wurde, sei es, daß er die Hoffnung einer nachhaltigen Beruhigung der Provinzen aufgab, genug, nachdem er die aufgestandenen Städte gedemüthigt, begehrte er von dem Könige seine Zurückberufung und erhielt sie. Im Jahre 1573 verließ er die Nie-

derlande, bei seinem Abzuge sich rühmend, daß er während seiner sechsjährigen Statthalterschaft 18,000 Menschen habe hinrichten lassen. Und diese Zahl reicht nicht einmal hin, wenn alle Umgekommenen mitgezählt werden! Aber nicht Menschenleben waren es allein, welche Alba seinem Fanatismus und seiner despotischen Laune geopfert hatte; das ganze Land war zu Boden getreten; alle Regsamkeit, aller Betrieb, alle Fröhlichkeit war gelähmt; Handel und Gewerbe waren vernichtet, die Felder verheert, alle Kassen erschöpft, an 52 Millionen ausgegeben, unzählige Familien an den Bettelstab gebracht und das Volk durch Kriegselend verwildert.

In diesem Zustande fand des Herzogs Nachfolger, Don Requesens, die Provinzen. Obwohl zum Frieden geneigt, mußte er doch den Kampf, da er einmal begonnen war, fortsetzen. Am 14. April 1574 schlug er das oranische Heer auf der Mooker Haide, wobei die Heldenbrüder Ludwig und Heinrich von Nassau und ihr treuer Waffenbruder Christoph von der Pfalz ihr Leben verloren. Mit diesem Schlag war indeß der Krieg keineswegs beendet. Requesens erlebte auch das Ende desselben nicht, sondern starb schon 1576. An seine Stelle trat Juan d'Austria, Philipps II. Halbbruder. Auch er gewann eine Schlacht (bei Gemblours), starb aber ebenfalls bald (1578). Nun wurde Herzog Alessandro von Parma Statt-

halter, ein Sohn der früheren Statthalterin Margaretha. Dieser große Krieger und Staatsmann würde vielleicht dem Könige Philipp das Land erhalten haben, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre. Allein die Insurrection hatte, wie gesagt, schon zu große Fortschritte gemacht; Volk und Adel hatten in den protestantischen Provinzen einmüthig zu den Waffen gegriffen, und Alessandro konnte weiter nichts thun, als auf die Behauptung derjenigen Provinzen, in denen der Katholicismus vorherrschte, bedacht sein. Dies gelang ihm auch. Während die sieben nördlichen Provinzen Holland, Seeland, Geldern, Utrecht, Friesland, Oberyssel und Gröningen sich am 21. Januar 1579 durch die Utrechter Union zum bleibenden Staatenbunde vereinigten, kehrten am 17. Mai desselben Jahres die zehn südlichen Provinzen unter die Herrschaft Spaniens zurück, freilich unter Bedingungen, zu denen sich König Philipp früher nimmermehr verstanden hätte.

Im Jahre 1581 zerschnitt die Utrechter Union auch den letzten Faden, der sie noch locker mit Spanien zusammenhielt; sie sagte dem Könige feierlich den Gehorsam auf und erklärte ihren Bund zum unabhängigen Staate. An der Spitze dieses neugeschaffenen Staates stand der vielbewährte Wilhelm von Oranien, mehr durch freiwilliges Vertrauen, als durch förmliche Huldigung zu solcher Stellung berufen. Von nun an

blieben die nördlichen und südlichen Provinzen in zwei Staaten geschieden, in die spanischen und in die vereinigten Niederlande. Wären beide in der Religion einig gewesen, so hätten sie jedenfalls eine allgemeine niederländische Republik errichtet. Aber der traurige Confessionszwist verhinderte jede dauernde Verbrüderung.

Nachdem wir in Vorstehendem einen kurzen Abriß des niederländischen Freiheitskampfes gegeben, bleibt uns nur noch übrig, der Rolle zu gedenken, welche die Jesuiten dabei spielten. Wie hätten sie eine andere Partei ergreifen können, als die, an deren Spitze Alba und seine bluttriefenden Schergen standen! Sie spielten von Anfang bis zu Ende die schändliche Rolle von Tyrannenknechten. Darum wurden sie auch überall, wo die Sache der Freiheit siegte, verjagt. Zuerst in Antwerpen. Von da gingen sie nach Mecheln. Allein auch hier wurden sie fortgeschafft. Ein gleiches Schicksal hatten sie in Doornick, Brügge, Douai, Mastricht, Gröningen, Nymwegen, Herzogenbusch, Breda und Utrecht. In letzterer Stadt machten sie sich des Hochverraths schuldig, indem sie dieselbe dem Feinde in die Hände spielen wollten. Bodden, der Rector des Collegiums, ingleichen der Procurator Posman und der Coadjutor Nottin wurden deshalb enthauptet. Die jesuitischen Schrift-

steller klagen sehr über diese Verfolgungen. Sie suchen natürlich die Quelle derselben nicht in ihrer eignen Schuld, sondern in der Bosheit der Ketzer und in der Verblendung verführter Katholiken.

„Die Ketzer," sagt Einer, „mögen freilich behaupten, daß sie nur Gleiches mit Gleichem, Verfolgung mit Verfolgung vergolten haben. Wir leugnen es nicht, wir haben für die Erhaltung des katholischen Glaubens hartnäckig mit ihnen gestritten; aber wir müssen auch zugleich bekennen, daß nie ein Ketzer Ruhe vor uns haben wird. So lange ein Athem in uns ist, werden wir gegen diese Wölfe bellen. Daß aber auch Katholiken (ob aus Irrthum oder aus Bosheit, darüber möge Gott entscheiden) uns wehe thaten, das ist für uns um so kränkender, als die Ketzer hieraus Anlaß nahmen, ihrem Hasse gegen uns stärkeren Nachdruck zu geben.*)

Man sieht aus der Art, wie dieser Jesuit seinen Orden zu rechtfertigen sucht, daß es in den Niederlanden accurat so gewesen sein mag, wie anderwärts, daß nämlich die Grundsätze der Jesuiten, ihre Habsucht, ihr Ehrgeiz und ihr wollüstiger Lebenswandel nicht blos die Protestanten, sondern selbst die eifrigsten Katholiken zu unaufhörlichen Beschwerden gegen die Gesellschaft

*) Imago primi Saeculi, pag. 843.

veranlaßten. In der That wäre es in jenen Gegenden mit ihnen aus gewesen, wenn nicht in den südlichen Provinzen durch die Klugheit und Tapferkeit Alessandro's von Parma das spanische Interesse wieder zur Geltung gebracht worden wäre. Mit der Rehabilitation der spanischen Herrschaft ging aber die Rehabilitation der Jesuiten Hand in Hand. Wenn eine Stadt mit Alessandro wegen der Unterwerfung unterhandelte, war immer seine vornehmste Bedingung die, daß sie die katholischen Kirchen und Kapellen wiederherstellen und die verjagten Priester und Ordensleute zurückrufe. So bekamen die Jesuiten die ihnen in Flandern und Brabant verloren gegangenen Häuser und Besitzungen fast alle zurück und noch neue dazu. Unter Anderm richtete ihnen Alessandro ein sehr schönes Collegium in Gent ein. Er nahm dazu das pallastartige Haus des großen Demagogen Imbize, von welchem das Verderben des Katholicismus in dieser Stadt ausgegangen war. So spielte der Zufall!

England. Jesuitische Wühlereien. Campian.

England, früher eines der festesten Bollwerke des Katholicismus und die ergiebigste Goldgrube für Rom, wurde von dem Papstthum losgerissen durch Heinrich VIII. Unter Eduard VI. erweiterte sich die Kluft zwischen der englischen Kirche und dem Stuhle Petri, und die Lehren der Reformation begannen auf der brittischen Insel immer mehr Wurzel zu schlagen. Eduard's Nachfolgerin, Maria Tudor, versuchte zwar durch blutige Verfolgung der Evangelischgesinnten die Herrschaft des Katholicismus wiederherzustellen; aber es gelang ihr nicht. Sie regierte zu kurze Zeit, um die begonnene Reaction gegen den Zeitgeist glücklich durchzuführen. Ihr folgte die helldenkende, geisteskräftige Elisabeth auf den Thron. Unter der langen und glücklichen Regierung dieser ausgezeichneten Fürstin

konnte sich der Protestantismus ungestört entwickeln und seine inn^e^re Organisation vollenden. Auch consolidirte er sich so vollkommen, daß er von da an die herrschende Richtung in England blieb. Elisabeth selbst war eine wesentlich protestantische Königin. Nicht zufrieden damit, daß die protestantische Gesinnung in England sich befestigte, half sie auch dazu, daß dieselbe dauernde Erfolge in Schottland, Frankreich und den Niederlanden errang. Für ihre kämpfenden Glaubensgenossen hatte sie nicht nur immer Geld in Bereitschaft, sondern unterstützte sie auch mit Kriegsleuten. Ihre Politik war eine durchweg protestantische. Sie wurde deshalb von ihren Unterthanen eben so vergöttert, als von den Katholiken bis auf den Tod gehaßt.

Anfangs versuchte Rom die Königin mit süßen Worten zu kirren und in sein Interesse zu ziehen. Als dies aber nicht gelang, griff es zu groben Mitteln. Papst Pius V. schleuderte 1570 eine Verfluchungsbulle gegen sie, worin er sie eine Abtrünnige nannte, ein faules Glied, das von dem christlichen Körper abgehauen werden müsse, und worin er ihre Unterthanen des ihr geleisteten Eides der Treue entband. Elisabeth brauchte sich vor solchen Bannstrahlen nicht eben zu fürchten; im Gegentheil, die offene Feindschaft des Papstes konnte ihr bei ihren Unterthanen nur nützen. Allein sie sah doch, wessen sie sich von jener Partei zu versehen hatte, und

sie ließ solche vernehmliche Winke nicht ungenützt, sondern blieb immer auf ihrer Hut.

Der Plan der Anhänger Roms lief auf nichts Geringeres hinaus, als die Königin Elisabeth aus dem Wege zu räumen und dann entweder Maria Stuart von Schottland auf den Thron zu heben oder England unter die Botmäßigkeit Philipp's II. von Spanien zu bringen, der, weil er einst mit Maria Tudor vermählt gewesen, ein Recht auf die englische Krone zu haben glaubte. Zur Erreichung dieser Zwecke wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt. Im Auftrage Roms ging der Erzbischof von Montreal, Vincenzo Lauro, begleitet von den Jesuiten Edmund Hay und Thomas Dasbire, nach Schottland, um Maria Stuart zu bearbeiten und gehörig zu instruiren. Ein anderer Jesuit, Robert Person, ging nach England und streute dort Lästerschriften gegen Elisabeth aus, die von ihm unter fremdem Namen verfaßt worden waren. Dabei hatte er die Vorsicht, unter verschiedenen Gestalten zu erscheinen. Bald war er Soldat, bald Kaufmann, aber immer Vagabund und immer geschäftig, unter dem katholischen Theil der Bevölkerung Englands den Geist der Empörung in ununterbrochener Bewegung und Gährung zu erhalten. Die Schriften, die er schrieb, waren ganz darauf berechnet, dem gemeinen Volksverstand zu imponiren. Er behauptete darin mit

der größten Keckheit, daß alle die Könige und Königinnen, die seit einigen Jahren auf dem englischen Throne gesessen, Bastarde oder Ketzer gewesen seien. Weder Elisabeth, noch sonst Jemand aus ihrer Familie habe ein Recht an die Krone, sondern einzig und allein der König von Spanien. Kein Unterthan brauche der Königin den Eid der Treue zu halten; denn sie sei vom Papste verflucht, und in der Macht des Papstes stehe es ja, Könige zu erheben und zu stürzen. Die jesuitischen Geschichtschreiber können nicht Rühmens genug von diesen Person'schen Schriften machen. Sie finden darin „gottselige, fromme, katholische Gesinnungen" und liefern damit den unzweideutigen Beweis, daß Person ganz im Sinne des Ordens gehandelt hat.

Pius V., der leidenschaftlichste Zelot, den es je gegeben, legte in Rom ein eignes Collegium an, worin junge Engländer in dem System der römischen Kirche erzogen und für die Zwecke der katholischen Eiferer zugestutzt wurden. Nicht genug. Er veranlaßte auch den König von Spanien und den Cardinal von Lothringen ähnliche Pflanzschulen in Douai und Rheims anzulegen. Diese Seminarien wurden der Leitung der Jesuiten übergeben, welche dafür sorgten, daß ihre Grundsätze in Saft und Blut der ihnen anvertrauten Jugend übergingen. Nach erlangter jesuitischer Ausbildung kehrten dann die fanatischen Jünglinge unte

verschiedenen Vorwänden in ihr Vaterland zurück, um die grenzenlose Allgewalt des Papstes allenthalben zu einem Religionsbegriff zu erheben. Da sie in der Aussicht auf die Märtyrerkrone erzogen waren, so ließen sie sich weder durch Gefahren, noch durch Mühseligkeiten abschrecken, ihre Grundsätze zu verfechten und auszubreiten. Sie flößten Allen, auf welche sie Einfluß gewannen, den äußersten Haß gegen die Königin ein, die in ihren Augen nichts war, als eine unerträgliche Tyrannin, eine Verfolgerin der Rechtgläubigen, eine vom Papste verfluchte Ketzerin. Aufruhr, Empörung und Meuchelmord waren die Mittel, die sie gegen die gehaßte Fürstin anriethen, und der strenge Zwang, worunter die Katholiken nothgedrungen gehalten wurden machte ihnen bei denselben ziemlich leichtes Spiel.

Was Elisabeth betrifft, so täuschte sie sich keineswegs darüber, welche gefährliche Anschläge gegen ihr Leben und ihre Krone in den Collegien zu Rom, Douai und Rheims geschmiedet wurden. Sie wußte, daß darin alle Verräther, welche aus dem Lande vertrieben wurden, alle mißvergnügten Unterthanen und alle verwegene fanatische Köpfe eine sichere Freistatt fanden. Um nun den Plänen, mit denen man dort schwanger ging, siegreich begegnen zu können, schickte sie Leute, auf deren Treue sie sich verlassen konnte, nach Rheims und Rom, um unter dem Vorwande, als

wären sie vertriebene und verfolgte Katholiken, die Geheimnisse der dortigen Winkelschulen zu erforschen.

Der Erfolg zeigte, daß diese Vorsicht nicht überflüssig war. Elisabeth erfuhr bald, daß drei Jesuiten, Edmund Campian, Radolph Serevin und Alexander Bryant, nach der Anleitung des Bischofs von Saint-Asaph, eines achtzigjährigen Greises, heimlich und auf verschiedenen Wegen nach England abgegangen waren. Ihr Auftrag lautete dahin, das Volk gegen die Königin zu verhetzen und dieselbe ihres Reiches zu berauben. Bei dem Ausbruch der Unruhen sollten fünfzig gedungene Banditen die Königin, den Grafen Leicester und den Staatssecretär Walsingham ermorden. Nachdem dies geschehen, sollte ein vornehmer Mann ausrufen: „Es lebe die Königin Maria von Schottland!" Dies Alles wurde durch fünf Engländer, welche zu diesem Zwecke von der Königin auf den Continent geschickt worden waren, entdeckt. Ihre Namen waren George Elliot, Craddock, Mundy, Sled und Hill. Sie bekräftigten ihre Aussagen mit einem Eide.

Man beeilte sich, die drei angeschuldigten Jesuiten einzuziehen. Aber alle Künste des Untersuchungsrichters scheiterten an der Hartnäckigkeit dieser Jünger Loyola's, welche schweigsam und verschlossen blieben, wie die Bildsäulen. Man brachte sie auf die Folter; um-

fauft; sie gestanden nichts. Nichtsdestoweniger wurden sie als überwiesen betrachtet und zum Tode durch den Strang verurtheilt, den sie auch am 1. December 1581 mit großer Standhaftigkeit erlitten.

Die Jesuiten schrieen natürlich Zeter über die britische Justiz, daß sie Männer, denen, wie sie sagten, kein anderer Vorwurf gemacht werden konnte, als daß sie Katholiken und Jesuiten waren, mit so unbegreiflicher Uebereilung und ohne ihr eigenes Geständniß zum Tode verurtheilt habe. Und allerdings muß man ihnen insofern Recht geben, als in den Augen der unbefangen richtenden Nachwelt die Aussagen von fünf bezahlten Spionen durchaus nicht genügen, ein Hinrichtungsurtheil zu rechtfertigen. Da hätte man noch andere Beweismittel haben müssen. Aber Unrecht haben sie wieder insofern, als sie sich bemühten, die Hingerichteten von aller und jeder Schuld rein zu waschen. Denn daß die Absichten Campian's und seiner Genossen keine guten waren, daß sie im Land umhergeschlichen waren und den Samen der Unzufriedenheit und Empörung ausgestreut hatten, das wenigstens ist durch Zeugenaussagen erwiesen.

Die Gesellschaft Jesu ließ sich indeß dadurch nicht abhalten, aus ihrem Pater Campian einen Helden und Heiligen zu machen. Ihre Schriftsteller nannten ihn den ersten Triumph ihrer Religion in England, der für

die Wahrheit des katholischen Glaubens die Palme des Märtyrerthums sich errungen habe; sie priesen den Tag und den Ort glücklich, wo er den letzten Kampf gekämpft; sie prophezeiten seinem Namen ewigen Ruhm; ja, sie behaupteten sogar, Gott habe seinen Tod durch Wunderwerke verherrlicht. Bombinus, der sein Leben beschrieben, hat hiervon eine Menge sogenannter Zeugnisse gesammelt, die er seinen gläubigen Lesern als blanke Wahrheit auftischt. Er sagt, dem Richter Aleph wäre in dem Augenblicke, als er dem Beklagten das Leben abgesprochen, Blut aus dem Handschuh geflossen, ohne daß man die geringste sichtbare Spur einer Verletzung habe entdecken können. Ferner, als Campian den letzten Athemzug gethan, sei die Themse, zum größten Erstaunen von ganz London, gleich dem Jordan unbeweglich still gestanden. Endlich, alle Richter und Gehülfen, welche bei dem Todesurtheil betheiligt gewesen, seien auf eine gewaltsame oder unnatürliche Weise um's Leben gekommen. Das Letztere ist nun freilich nicht besonders merkwürdig und unwahrscheinlich. Denn man kann sich wohl denken, wer bei diesen gewaltsamen Todesarten die Hand im Spiele gehabt hat. Wäre doch beinahe, als die Nachricht von Campian's Hinrichtung nach Paris kam, der brittische Gesandte daselbst von dem liguistischen Pöbel ermordet worden, und zwar ebenfalls auf Anreizung der Jesuiten!

Fünftes Capitel.

Claudio Aquaviva,

fünfter General des Ordens.

1581 — 1615.

England. Fortgesetzte Wühlereien der Jesuiten. Parry. Edict gegen die Gesellschaft. Babington. Die spanische Armada und die Bulle Sixtus V. Cullen. Williams und Yorke. Squirre. Neues Edict. Pulververschwörung.

Nachdem Everardus Mercurianus in der ersten Hälfte des Jahres 1581 das Zeitliche gesegnet hatte, wählte die Gesellschaft Jesu den Neapolitaner **Claudio Aquaviva** zu ihrem **General**.

Das war ein Treffer nach zwei Nieten! Aquaviva stammte aus dem Hause der Herzöge von Atri,

zeichnete sich aber noch mehr durch seine Talente, als durch seine hohe Geburt aus. An Scharfsinn, Geschäftsgewandtheit und Festigkeit in Verfolgung eines vorgesetzten Ziels kam ihm nicht leicht Jemand gleich. Er setzte das fort, was Lainez begonnen hatte, und da er ein volles Menschenalter hindurch den Orden regierte, so konnte er alle seine Ideen durchführen und der Gesellschaft ganz das Gepräge seines Geistes aufdrücken. Lainez hatte ein im großartigsten Maaßstab aufgeführtes Gebäude hinterlassen; Aquaviva vollendete den innern Ausbau. Er legte die letzte Hand an die innere Ausbildung des Ordens, und er baute so fest und dauerhaft, daß das Werk Jahrhunderte stand, ohne daß seine Nachfolger viel daran zu ändern brauchten. Wir versparen uns die Schilderung dessen, was Aquaviva in dieser Hinsicht gethan, bis zum Schluß dieses Capitels. Vorerst aber werfen wir einen Blick auf die äußere Wirksamkeit, welche der Orden unter seinem Generalat entfaltete.

Gleich seinem Vorgänger, richtete Aquaviva sein Augenmerk hauptsächlich mit auf England. Diese Insel dem Katholicismus zurückzuerobern, schien ihm eine Sache von der entschiedensten Wichtigkeit, und er wählte dazu die nämlichen Mittel, die bereits Mercurianus in Anwendung gebracht hatte. Die jesuitischen Sendlinge mußten unter den englischen Katholiken Un-

zufriedenheit erregen, Verschwörungen anzetteln und einzelne verwegene Menschen zu verbrecherischen Thaten aufstacheln. Auch hatten sie solche Fanatiker immer bei der Hand. Einer derselben war William Parry, ein Advokat, der sein Vermögen durchgebracht hatte und dann Frömmler geworden war. Von Gemüthsart düster und in sich gekehrt, kam er bei seinen Grübeleien unter Anderm auf den Gedanken, die Königin Elisabeth zu ermorden. Er konnte diesen Gedanken nicht mehr los werden; derselbe folgte ihm, wie sein Schatten. Eine Reise nach Italien sollte ihn zerstreuen; umsonst.

In Venedig traf er mit dem Jesuiten Benedetto Palmio zusammen und entdeckte sich ihm. Palmio fand den Plan, die Ketzerkönigin zu ermorden, der Ehre Gottes sehr angemessen und erhitzte Parry's ohnehin aufgeregten Geist noch durch ein schreckliches Gemälde der Drangsale, unter welchen die Katholiken in England seufzen müßten. Der Sünder hatte keinen ruhigen Augenblick mehr. Er reiste von Venedig nach Paris, wo er einen andern englischen Fanatiker, William Allan, traf, welcher eine wüthende Schrift gegen Elisabeth geschrieben hatte und sich ebenfalls mit dem Mordplan einverstanden zeigte. Nur ein Einziger redete ihm ab; dies war der gelehrte Jesuit Watts, auch aus England gebürtig. Dieser, ein rechtschaffener

Mann, gab sich viele Mühe, den Parry von der Strafbarkeit seines Vorhabens zu überzeugen. Aber seine eigenen Collegen wußten alle seine Anstrengungen in dieser Hinsicht zu vereiteln. Namentlich wirkte ihm der Jesuit Hannibal Codret entgegen, indem er Parryn die Ansicht beibrachte, daß Watts und alle jene Theologen, die ihn in seinem Vorhaben irre machen wollten und ihm dadurch Gewissensbeängstigungen verursachten, Ketzer wären. So blieb Parry fest, setzte den Papst von seiner Absicht in Kenntniß, empfing noch einmal im Jesuitencollegio in Gesellschaft der Cardinäle Vendome und Joyeuse das Abendmahl und eilte dann zur Ausführung seines Planes nach England.

In London angekommen, gelang es ihm, bei Elisabeth freien Zutritt unter dem Vorwande zu erhalten, als habe er ihr wichtige Anzeigen von gegen sie gesponnenen Verschwörungen zu machen. Die Königin, getäuscht durch seine heuchlerische Ergebenheit, erlaubte ihm, sie öfters und ohne Zeugen zu sprechen. Parry gerieth mehrmals in Versuchung, sein Verbrechen zu vollführen. Aber die Arglosigkeit der Königin und seine eigene Furcht entwaffneten ihn allemal. Endlich wurde ihm die Last seines Geheimnisses zu groß. Er vertraute es einem seiner Verwandten, Namens Nueil, in der Absicht, dessen Beihülfe zu gewinnen. Aber Nueil, sei es aus Abscheu vor dem Verbrechen, sei es

aus Mißtrauen gegen den wankelmüthigen, unentschlossenen Charakter Parry's, machte den Verräther. Parry wurde ergriffen, auf die Folter gebracht und zur Enthüllung seines Plans genöthigt. Man erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß außer den Jesuiten Palmio und Codret noch ein Dritter, Namens William Chreikton, an der Verschwörung Antheil hatte.

Dieser Chreikton war früher Rector des Jesuitencollegiums in Lyon gewesen, hatte sich dann einige Zeit in Schottland aufgehalten, um dort im spanischen Interesse zu wirken, und war darauf in eben dieser Absicht nach England gegangen. Man bemächtigte sich seiner gleichfalls und brachte ihn auf die Folter. Anfangs gestand er nichts. Endlich aber berichtete er dem Staatssecretair Walsingham schriftlich, wie er sich erinnere, mit Parry einmal in Lyon gesprochen und ihm gesagt zu haben, daß es keineswegs erlaubt sei, die Königin zu ermorden, indem man nichts Böses thun dürfe, um etwas Gutes zu bezwecken. Es ist unbegreiflich, daß sich die Richter mit dieser zweifelhaften Entschuldigung begnügten. Doch genug, Chreikton wurde freigelassen, Parry dagegen zum Tode verurtheilt und 1584 hingerichtet. Die Art der Hinrichtung war höchst grausam; man riß ihm die Eingeweide aus dem Leibe.

Das Attentat Parry's veranlaßte unter anderen strengen Verfügungen gegen Hochverrath und Meuchel-

mord auch ein scharfes Gesetz wider die Jesuiten. Es ward ihnen befohlen, das Königreich binnen vierzehn Tagen zu räumen. Wer von ihnen sich nach Verfluß dieser Zeit noch in England aufhalten oder dahin zurückkehren würde, sollte als Hochverräther betrachtet werden und Diejenigen, die einen Jesuiten in ihren Häusern verheimlichten, der Felonie schuldig sein. Gleichzeitig erging an alle brittische Unterthanen, welche auswärts bei den Jesuiten studirten, der Befehl, sofort in ihr Vaterland zurückzukehren, widrigenfalls sie als Hochverräther bestraft werden würden.

Dem Jesuitismus in England schien auf diese Weise der Garaus gemacht zu sein. Allein nur wer das Wesen des Ordens nicht kannte, konnte sich einer solchen Hoffnung hingeben. Den frommen Vätern selbst fiel es nicht im Traume ein, ihren Plan, die Wiedereroberung Englands für den Katholicismus, aufzugeben. Sie trieben ihr Werk nur um so schlauer und geheimer, und die Leichtigkeit, womit sie alle Gestalten annehmen konnten, ohne die ihrige wesentlich zu verändern, kam ihnen dabei trefflich zu Statten. Sie machten die Hauptstadt des Reichs nach wie vor zum Mittelpunkte ihrer Geschäfte, und schon zwei Jahre nach der Hinrichtung Parry's zeugte ein neuer verbrecherischer Anschlag für die fortdauernde Thätigkeit der gefährlichen Priester.

Anthony Babington ward auserſehen die Mordverſuche auf die Königin fortzuſetzen. Man ſtellte dieſem jungen, für den Katholicismus ſchwärmenden Britten vor, daß Eliſabeth wider alle göttlichen und menſchlichen Rechte den engliſchen Thron einnehme, daß ſie mit blutiger Strenge gegen die alleinſeeligmachende Kirche wüthe und daß es ein um ſo größeres Verdienſt ſei, ſie zu morden, als ſie überdies durch den Bannfluch des Papſtes aus der Zahl der wahren Gläubigen hinausgeſtoßen und ihre Unterthanen das Eides der Treue gegen ſie entbunden worden. Allein wie groß auch der religiöſe Fanatismus Babington's geweſen ſein mag, ſo ſcheinen doch dieſe Sophismen nicht hingereicht zu haben, ihn zu einem Entſchluſſe zu bringen. Man nahm daher noch zu einem andern Hülfsmittel ſeine Zuflucht, indem man in ſeinem Herzen die brennendſte Leidenſchaft für die ſo unglückliche als ſchöne Maria Stuart anfachte, die ſich ſeit 19 Jahren als Staatsgefangene in der Gewalt Eliſabeth's befand. Dieſe Liſt glückte. Der ſpaniſche Agent Bernardo Mendoza entwarf mit Babington einen Plan, Marien zu befreien. Natürlich war dies auf keine wirkſamere Weiſe möglich, als durch die Wegräumung Eliſabeth's. Gelang der Mord, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß Marie, die durch den kühnen Jüngling mit ihrer Freiheit einen

Thron gewonnen, keinem Anderen als ihrem Retter ihre Hand reichen würde. So wenigstens glaubte Babington, und die Jesuiten wie der spanische Agent bestärkten ihn darin.

Inzwischen bewegten den spanischen Hof ganz andere Gründe zu solchem Spiele, als blos der, Marien zu befreien. Außerdem, daß Philipp II. sich in den Besitz Englands setzen wollte, weil er durch seine Ehe mit Marie Tudor Ansprüche darauf zu haben glaubte, leitete ihn auch das Projekt seines Vaters, eine katholische Universalmonarchie zu gründen. Darum bot er nach dem Tode seiner ersten Gattin Elisabeth seine Hand an und seit diese geistreiche und aufgeklärte Frau ihm den Korb gegeben, setzte er die Bannflüche des Vaticans, den Arm von Meuchelmördern und zuletzt sogar die ganze Macht seiner ungeheuren Reiche in Bewegung, um das schwache Weib zu vernichten, das den reichsten und mächtigsten Fürsten der Erde zu verschmähen und seinen Entwürfen entgegenzutreten gewagt hatte.

Nachdem man Alles geordnet zu haben glaubte und sogar Marie Stuart, die um den Preis ihrer Freiheit dem spanischen Hofe ihre Erbrechte auf England abtrat ins Geheimniß gezogen hatte, sandte man Gesandtschaften nach England und Frankreich, um die

Verschwörung noch weiter auszubreiten. Babington war schon früher in sein Vaterland zurückgekehrt. Allein dieser, die Hauptperson, schien in seinem Eifer zu erkalten. Man schickte ihm daher den Jesuiten Ballard aus Frankreich nach, um seinen Fanatismus von Neuem aufzuregen, und das gelang ihm auch so wohl, daß sich Babington's Liebe zu Marien beinahe bis zum Wahnsinne steigerte. Doch all' dies war vergeblich. Der Mordplan ward entdeckt, Babington und Ballard ergriffen und hingerichtet. Der Henker riß ihnen das Herz lebendig aus dem Leibe und schmiß es ihnen in's Gesicht. Mit ihnen erlitten noch 12 Andere den Tod, von denen 7, allerdings unter Folterqualen, ihre Schuld zugestanden hatten.

Dieser Versuch war der dritte, der gemacht wurde, um Elisabeth zu ermorden und der vierte, um Marien zu befreien. Früher hatte sie schon der Herzog von Norfolk zu entführen gesucht. Kein Wunder also, wenn sich die Gerechtigkeit wie die Erbitterung gegen die Gefangene wandte, — sie, die ihre Anwartschaft auf den englischen Thron an den Todfeind Elisabeth's abgetreten, die mit ihm gegen letztere intriguirte und jedes Mittel billigte, wodurch die Königin der Krone oder des Lebens beraubt werden konnte. 40 Große des Reichs saßen über sie zu Gerichte und

verdammten sie zum Tode. Das Parlament bestätigte das Urtheil, welches der Henker am 8. Februar 1587 in einem Saale des Schlosses Fotheringhay mit dem Beile vollzog. Auf eine so tragische Weise endete die ehemalige Königin von Schottland. Sie war 46 Jahre alt, als sie starb, aber immer noch von seltener Körperschönheit.

Zwei Jahre früher hatte der Papst Gregor XIII. das Zeitliche gesegnet. Sein Nachfolger war der kräftige Sixtus V., der den männlich kühnen Geist Elisabeth's zwar im Stillen bewunderte, aber nichts destoweniger als Papst öffentlich gegen die ketzerisch gesinnte Königin auftreten mußte. Er suchte daher die Anschläge Philipp's II. auf England nach Kräften zu unterstützen und dazu bot sich gerade jetzt die günstigste Gelegenheit dar.

Nachdem so viele Mordversuche fehlgeschlagen, begnügte sich Philipp nicht mehr, auf diesem so unsicheren Wege seine bigotten und ehrsüchtigen Pläne zu verfolgen. Nebenbei war er auch zur Nothwehr getrieben, denn Elisabeth unterstützte die niederländischen Rebellen, so viel sie nur vermochte, und überdies beunruhigten ihre Flotten beständig die spanischen Häfen und Kolonien. Er beschloß daher, England zur See und auf dessen eigenem Festlande anzugreifen und hoffte,

daß der Fall dieses fast unzugänglichen Inselreiches zugleich seine abgefallenen Niederlande mit zerschmettern werde. Zu diesem Zwecke rüstete er eine Flotte aus, wie sie früher noch niemals das Meer getragen, die er mit kindischem Uebermuthe die „unüberwindliche Armada" nannte. Sie bestand aus 160 Schiffen, besetzt mit 2,630 Metallkanonen und trug über 30,000 Streiter. Andere 30,000 Kriegsleute sollten von den Niederlanden aus in flachen Böten übersetzen. Den Oberbefehl führte der Herzog von Parma. Ein Feldzug, so rechnete man, mußte die Eroberung vollenden.

Um dieses Riesenwerk auszuführen, hatte Philipp drei Jahre lang die Kräfte seines Reiches angestrengt und beinahe alle Quellen seiner Finanzen erschöpft. Als er nun fertig war (1588) sah er sich nach einem Vorwande zur Kriegserklärung um. Der schicklichste schien ihm zu sein, wenn er als Vertheidiger der Alleinseeligmachenden aufträte. Er wendete sich daher an den Papst, der sich auch wirklich dadurch lächerlich machte, daß er die schon im Jahre 1570 von Pius V. mit dem Kirchenbanne belegte Königin noch einmal exkommunizirte und Philipp II. zum Executor der päpstlichen Bulle ernannte.

„Wir exkommunizieren," hieß es in jener Bulle u. A. „in Kraft der göttlichen Allmacht und unseres

„apostolischen Amtes gedachte Elisabeth und entsetzen „sie aller ihrer fürstlichen Ehren, ihrer Titel, Rechte „und Ansprüche auf die englische Krone, erklären sie „für eine unrechtmäßige und öffentliche Tyrannin und „entbinden alle ihre Unterthanen von den Eiden und „dem Gehorsam, den sie ihr leisteten. Ferner befehlen „Wir scharf und ernstlich bei dem Zorn des allmäch„tigen Gottes, bei Strafe des Bannes und anderer „Leibeszüchtigung, daß Niemand, weß Standes er auch „sei, nach Publizirung dieser Bulle ihr forthin einigen „Gehorsam, Gunst oder Hülfe bezeige, sondern daß Je„der alle seine Kräfte dazu anwende, sie nach Verdienst „zu bestrafen. Wir erklären auch zugleich, daß es nicht „nur Jedem erlaubt ist, gedachte Tyrannin und ihre „Anhänger gefangen zu nehmen, Hand an sie zu „legen und der katholischen Partei auszuliefern, son„dern wir versprechen auch Jedem, der uns einen so „wichtigen Dienst leisten wird, eine angemessene Beloh„nung, wie wir denn überhaupt aus unserer väterli„chen und angebornen Milde die geistliche Schatzkammer „der heiligen Kirche öffnen und Jedem, der den ka„tholischen König in diesem Unternehmen dienen wird, „einen vollkommenen Erlaß aller Sünden er„theilen.“

Die Jesuiten, welche Philipp II. für diesen

Kreuzzug fanatisirt hatten, wären die Herolde, welche vorausgingen, um mit dieser Bulle die Katholiken Englands zu empören. Aber unter allen zeichnete sich besonders Einer aus, dem wir auch später wieder begegnen werden. Es war dies Henry Oharnet, welcher unter verschiedenen Namen und Gestalten im Volke umherschlich und zu jenem Zwecke alle Mittel in Bewegung setzte. Seine Bemühungen blieben indeß fruchtlos. Die verschiedenen Religionsparteien waren glücklich, endlich unter Elisabeth's milder Regierung vor den Verfolgungen Ruhe gefunden zu haben, die sie seit länger denn einem halben Jahrhundert und zumeist unter eben dieses Philipp II. oder vielmehr seiner Gattin Marie Tudor Regierung erduldet hatten, und außerdem war England jetzt im Begriffe, seinen aufkeimenden Handel zu pflegen, so daß es auch durch sein wohlverstandenes Interesse für theologische Zänkereien und politische Kabalen gleichgültig wurde.

Es ist bekannt, wie schmachvoll die „unüberwindliche Armada" endete. Kaum hatte sie den Hafen verlassen, als ein furchtbarer Orkan sie zerstreute und einen Theil derselben in den Wellen begrub. Der Rest ward von den kleineren und darum lenksameren englischen und holländischen Schiffen genommen oder zer-

stört. Nur unbedeutende Trümmer gelangten an die heimatliche Küste zurück.

Somit war Philipp auch auf dem Wege der offenbaren Gewalt unglücklich gewesen. Was konnte ihm und seinen Lehrern nun Anderes übrig bleiben, als zur alten Praxis zurückzukehren? In der That ging schon im Jahre 1592 ein Gedungener nach England ab. Der Jesuit Holte hatte ihn — Patrick Cullen hieß er, — in den Niederlanden für Elisabeth's Ermordung gehörig zugestutzt und ihm die Absolution und das Abendmahl darauf gegeben. Um aber auch das Volk gleichzeitig auf den Schlag vorzubereiten, schrieb der Jesuit Creswel in Spanien unter dem Namen „Philopater" eine heftige Schmähschrift gegen die Königin.

Cullen konnte jedoch sein Unternehmen nicht ausführen und man mußte sich nach andern Banditen umsehen. Sie fanden sich ganz nach Wunsche in Williams und Yorke. Nachdem derselbe Holte sie auf eben die Weise wie Cullen, für das „heilige Werk" geweiht hatte, gingen sie 1594 nach England, wo inzwischen der Jesuit Person eine hitzige Lobrede auf den Meuchelmord verbreitete. Doch auch dieser Gefahr entging die Königin. Die Verschwornen wurden entdeckt und hingerichtet.

Drei Jahre später gerieth ein Engländer Edward Squirre in spanische Gefangenschaft und als Ketzer zugleich in die Gewalt der Inquisition. Der Jesuit Richard Walpode unternahm es glücklich, ihn zum Katholizismus zu bekehren. Das war ihm indessen noch nicht genug, denn man bedurfte eines neuen Meuchlers. Er suchte daher den Renegaten in und außer der Beichte zu bereden, die Königin und ihren Liebling, den Grafen Essex, — den sie später selbst wegen eines Empörungsversuchs hinrichten ließ — aus dem Wege zu räumen. Es sollte dies durch die Einreibung von Gift in die Reitsättel der verhaßten Personen geschehen. Squirre, der das Gift von Walpode selbst empfing, befolgte genau die ihm gegebenen Vorschriften, allein ohne die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Walpode, der sich geäfft glaubte, nahm die unwürdigste Rache. Er ließ ihn durch einen andern Engländer verrathen, worauf Squirre ergriffen und hingerichtet wurde, während der Urheber des Bubenstücks am spanischen Hofe ungestraft im Glanze Derer schwelgte, welche der bigotte Philipp seine „Väter" nannte.

Diese neueren Mordversuche mußte die Königin, und wenn sie eine Lammsnatur gewesen wäre, von ihrem bisherigen Wege der Milde verdrängen. Sie

wußte, daß die Jesuiten die Heerschaar des Katholizismus sei, sie hatte die offenbarsten Beweise von den gehässigen Gesinnungen des Hauptes dieser Kirche gegen sie und durfte mit Recht schließen, daß diejenigen ihrer Unterthanen, welche sich zum Katholizismus bekannten, vermöge eben dieses Bekenntnisses die Kabalen und Intriguen des Papstes, des Spaniers, seines Exekutors, und der Jesuiten billigen mußten. Sie ließ daher ein Edikt bekannt machen, wodurch sie die Jesuiten „weil sie die Urheber aller Verschwörungen wider ihr Leben seien, weil sie das Volk zum Hochverrathe zu verleiten suchten und in Reden und Schriften über ihren Thron disponirten" aus dem Lande vertrieb. Leider betraf manchen braven Katholiken dasselbe Schicksal, so daß sich die katholische Geistlichkeit in einer Gedenkschrift bei Papst Klemens VIII. sehr nachdrücklich über die Jesuiten beschwerte. In ihr werden die Jesuiten von ihren eigenen Glaubensgenossen aller der Ausschweifungen bezüchtigt, deren Wahrheit sie zu allen Zeiten den Geschichtsschreibern bestreiten.

Aber bevor Elisabeth mit dieser Strenge auftrat, hatte man noch ein neueres Complott entdeckt. Es hielten sich in England schon seit längerer Zeit Henry Garnet, Robert Catesby, Franz Tresham und mehrere andere Jesuiten auf. Ersterer war

Provinzial. Diese beabsichtigten den König von Spanien zu einem neuen Angriff auf England zu bewegen, inzwischen aber im Inlande selbst die Insurrektion vorzubereiten. Zu diesem Zwecke sandten sie einen gewissen Thomas Winter und ihren Ordensbruder Robert Tesmond nach Spanien und adressirten sie besonders an den bereits erwähnten Creswel. Die Gesandten mußten dem Könige versichern, daß die Katholiken zum Losschlagen bereit seien, und daß er eine wohlgerüstete Kavallerie zu seinem Dienste antreffen werde. Bis dahin sei es nöthig, die armen Edelleute durch Geschenke in ihrem Mißvergnügen und die guten Katholiken durch Pensionen in ihrem Eifer zu erhalten. Philipp ließ sich, wie man voraussah, fangen. Er versprach mit einer Armee zu landen und wieß ihnen einstweilen drei Millionen zur Vertheilung an. Auch Klemens VIII. unterstützte den Plan. Er übersandte dem Provinzial Garnet zwei Bullen, die eine an die englischen Geistlichen, die andere an die Laien gerichtet. In beiden wird der englische Thron demjenigen geschenkt, welcher sich eidlich verpflichtet, die katholische Religion in Schutz zu nehmen, d. h. das Ketzerwesen auszurotten.

Allein die spanische Armee erschien nicht. Philipp II., der im Jahre 1598 gestorben war, hatte sein

Reich in der größten Erschöpfung verlassen, denn abgesehen von den Menschenopfern, die seine Unternehmungen gegen England, gegen die Türken, gegen die Hugenotten und die Niederlande gekostet, waren durch die Inquisition allein während seiner Regierungszeit 4000 Personen lebendig und 2000 im Bilde verbrannt, 18,450 zu Galeerenstrafe verurtheilt und eine noch weit größere Zahl, unter ihnen die sämmtlichen Mauren, dazumal die Träger der europäischen Wissenschaften, Künste und Industrie, zur Auswanderung gezwungen worden. So blieben seinem Nachfolger nur ungeheure Länder übrig, die gering und von faulen, unwissenden und abergläubischen Menschen bevölkert waren, zerrüttete Finanzen und eine politische Macht, welche nicht einmal die 7 kleinen, aufrührerischen Provinzen der Niederlande zu bezwingen vermochte. Philipp III. beobachtete daher eine Politik des Friedens und Elisabeth konnte 1603 ihrem Todtfeinde mit Ruhe ins Grab folgen, von der Nachwelt bewundert und gesegnet. Nach ihr bestieg Jakob VI. von Schottland, in England der I. den englischen Thron, und dieser allerdings mehr aus Schwachheit friedliebende Fürst, hatte nichts Eiligeres zu thun, als daß er für die Katholiken Religionsfreiheit verkündete und mit dem spanischen Hofe, der darauf wartete, sich verständigte.

Eine solche Wendung der Dinge hätte den Jesuiten erwünscht sein können, wenn es ihnen nur darum zu thun gewesen wäre, ihren Glaubensgenossen Duldung zu verschaffen. Soweit beschränkten sich jedoch ihre Zwecke nicht. So lange noch ein einziger Ketzer in England war, konnten und durften sie nicht ruhen. Garnet, Catesby und Tresham schickten daher gleich nach Jakob's Thronbesteigung einen gewissen Christoph Wright nach Spanien, um dem König dieses Ereigniß zu melden und ihn in Gemeinschaft mit Creswel zur Beschleunigung der Schritte gegen England zu vermögen. Auch die flandrischen Jesuiten ordneten zu gleichem Zweck Gesandte an Creswel ab. Während diese Agenten den spanischen Hof bearbeiteten, war man in England nicht minder thätig. Man versuchte es in der That, eine Kavallerie auf die Beine zu bringen und reizte das katholische Volk mit Prophezeihungen, daß es von Jakob noch weit mehr zu dulden haben werde, als es unter Elisabeth gelitten. Allein der Hof Philipp III. erklärte ihnen endlich, daß er mit dem Kabinet zu London Friede geschlossen.

Diese Nachricht war ein Donnerschlag für die Meuterer. Hatten sie doch schon Jakob I. an seinem Krönungstage, den 4. Aug. 1603 ein Vorspiel von Dem geben wollen, was er von ihnen später zu

erwarten habe, indem sie fünf Schotten gewannen, welche an verschiedenen Orten Londons Feuer anlegen sollten. Die Wichte wurden ergriffen und bekannten die Mitwissenschaft der Jesuiten um ihr Verbrechen.

Nunmehr setzten sie die Unternehmungen gegen den König auf eigne Hand fort. Ihre Pläne wurden desto kühner und ihre Verbrechen desto abscheulicher, jemehr sie jetzt auf sich allein angewiesen waren.

Die ersten Schritte, die man that, waren darauf berechnet, das Volk mit der unbeschränkten Autorität des Papstes vertraut zu machen und ihm einen unversöhnlichen Haß gegen die Ketzer einzuflößen. Daran knüpfte sich die Verbreitung der Lehre von der Gerechtigkeit des Königs- und Meuchelmords, deren Vertheidigung die Jesuiten mit größter Hitze führten. Dann nahm man die mit den Mißvergnügten angeknüpften Verbindungen wieder auf, um jenes unerhörte Verbrechen auszuführen, welches unter dem Namen der „Pulververschwörung" bekannt ist. Ihr Provinzial Garnet ging selbst zu diesem Zwecke im Volke herum und nannte sich bald Wally und Darcy, bald Roberts und Farmer, bald wieder Henry und Philipps, je nachdem es Zeit, Ort, Umstände und Personen verlangten. Oswald Tesmond ar-

beitete unter dem Namen Greenwald und John Gerrard unter den Namen Lee und Brook.

So ward Robert Catesby, ein Edelmann aus Northampton, das Haupt der Verschwörung, dem sich noch Thomas Percy, John Wright und Guido Fawkes verbanden. Nicht blos der König und der Prinz von Wallis, auch das Parlament, das, weil protestantisch gesinnt, gleich sehr gehaßt, und weil es nach dem Tode der königlichen Familie ohne Zweifel die Zügel der Regierung ergreifen würde, gleich sehr zu fürchten war, mußte untergehen. Allein Catesby war kühner wie seine Genossen, die vor der Größe dieser Verrätherei erbebten. Er beeilte sich deshalb, von Garnet, den die Katholiken wie einen Gott verehrten, ihre Gewissensskrupel zerstreuen zu lassen und dieser zögerte auch nicht zu erklären: „Wenn der Vortheil auf Seite der Katholiken ist, und die Zahl der Schuldigen bei Weitem jene der Unschuldigen übertrifft, so ist es erlaubt Alle zu gleicher Zeit zu ermorden.“

Diese Entscheidung schien hinzureichen die Bedenklichen zu beruhigen. Man schwur sich Stillschweigen, beichtete dem Jesuiten Gerrard, genoß das Abendmahl und ging ans Werk. Vor Allem wurde ein Haus in der Nähe des Parlaments gemiethet, dann den 10. Dezbr. 1604 damit begonnen, eine Mine un=

ter dem Parlamentshause zu graben. Da die Parlamentseröffnung erst den 7. Febr. 1605 stattfinden sollte, — sie erfolgte durch den König stets in Gegenwart aller, dazumal meist protestantischen Großen des Reichs — so hatte man kaum Zeit genug. Man versicherte sich daher noch mehrer Gehülfen und zog als solche noch Robert Keyes, Ambrose Rookwood, John Graunt, Christoph Wright, einen Bruder Johns, Robert Winter, einen Bruder Thoms, und den Bedienten Catesby's, Namens Thomas Bates ins Geheimniß. Letzterer wurde unter die beständige Aufsicht Tesmond's gestellt, der aus ihm ein vortreffliches Werkzeug machte. Inzwischen ward die Eröffnung des Parlaments noch um einige Monate verschoben und damit den Verschwornen Zeit gegeben, Alles mit Muße zu vollenden. Sie legten sechs und dreißig große Pulverfässer in die Mine und füllten sie überdies mit Brennmaterial und Steinen an.

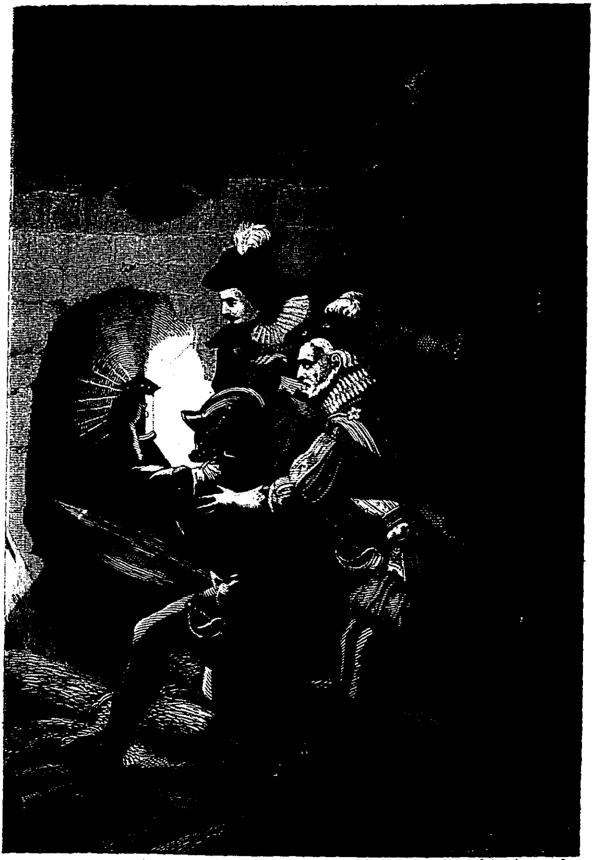
Es ist begreiflich, daß die Meuterer entzückt sein mußten über das Gelingen ihres Planes, denn was konnte ihn, wenn sie sonst verschwiegen waren, noch stören, nachdem es nur noch einige Tage Geduld und dann eines einzigen Feuerfunkens bedurfte, um alle ihre mächtigen Feinde zu vernichten. Man berieth sich deshalb nun alles Ernstes über Das, was nach dem

Schlage geschehen müsse und kam dahin überein, den Prinzen von Wallis, der dem Parlamente nicht beiwohnen würde, zu ermorden und ihre Ordensgenossen in Flandern anzuweisen, einige Truppen an die Küste zu wenden, um sie erforderlichen Falls so schnell als möglich nach England übersetzen zu können. Um aber schlüßlich die Aufmerksamkeit ihrer Feinde nicht auf sich zu lenken, beschlossen die Empörer einstweilen auseinander zu gehen. Nur Catesby blieb zurück und brachte inzwischen noch Franz Tresham und Eberhard Digby auf seine Seite.

Der Zeitpunkt der schrecklichen Katastrophe rückte immer näher; nur noch zehn Tage, und man hatte, so glaubten sie wenigstens, gesiegt. Da verräth ein Funke Menschengefühls, der noch in der Brust eines Verschwornen unter der Asche seines Innern glühte, das furchtbare Geheimniß. Dieser, dessen Name die Nachwelt nie erfahren, hatte einen Freund im Parlament, den Baron Montragle und wollte ihn retten. Es gab keinen anderen Weg für ihn, als Montragle durch einen anonymen Brief zu warnen. Aber der Unvorsichtige war zu sehr verblendet, um dies geschickt anzufangen. „Man bitte ihn," schrieb er dem Freund, „der Eröffnung des Parlaments nicht beizuwohnen, indem Gott mit Hülfe der Menschen beschlossen habe,

die Bosheit dieser Zeit zu zerstören; denn das Parlament werde einen Streich empfinden, ohne die Hand Desjenigen zu sehen, der es schlägt."

Montragle übergab den Brief dem Staatssekretär, der indeß den Schreiber des Briefes für einen Wahnsinnigen hielt und wenig Gewicht auf die Warnung legte. Anders jedoch betrachtete die Sache der König. Der Brief mahnte all zu dringend und es gehörte eben kein großer Scharfblick dazu, um es ihm herauszulesen, daß das Parlament auf einer Mine stehe. Man untersuchte nun das Parlamentshaus und, da sich die Vermuthung bestätigte, das unter Percy's Namen gemiethete Nachbarhaus, in dessen Keller sich großer Vorrath von Holz, Reißig und Kohlen fand. Weiter bemerkte man nichts. Allein das Aufgefundene und die sonderbaren, verwirrten Blicke des Hüters, Guido Fawkes reichte hin, den Verdacht zu begründen und sogar zu vergrößern. In der folgenden Nacht ward daher die Untersuchung von Neuem aufgenommen. Die Kommission, welche mit einer Bedeckung vor dem Hause erschien, fand Fawkes in vollem Anzuge unter dem Thore stehen. Man nahm ihn fest, drang in den Keller und entdeckte sämmtliche Pulvertonnen. Jetzt durchsuchte man auch Fawkes und fand ein Feuerzeug nebst drei Lunten bei ihm. Er bekannte Alles

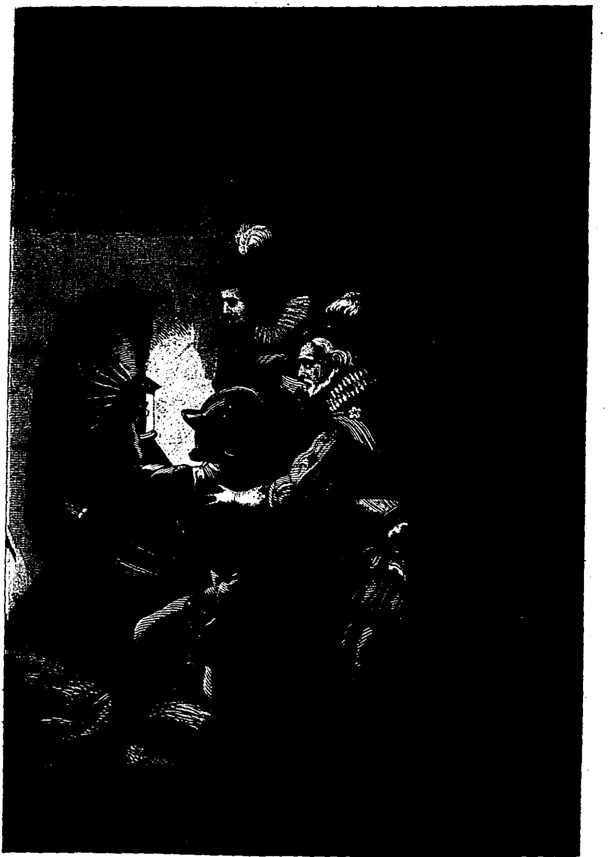


Merckel et Rosier sc. Lpz.

Die Entdeckung der Pulververschwörung.

die Bosheit dieser Zeit zu zerstören; denn das Parlament werde einen Streich empfinden, ohne die Hand Desjenigen zu sehen, der es schlägt."

Montragle übergab den Brief dem Staatssekretär, der indeß den Schreiber des Briefes für einen Wahnsinnigen hielt und wenig Gewicht auf die Warnung legte. Anders jedoch betrachtete die Sache der König. Der Brief mahnte all zu dringend und es gehörte eben kein großer Scharfblick dazu, um es ihm herauszulesen, daß das Parlament auf einer Mine stehe. Man untersuchte nun das Parlamentshaus und, da sich die Vermuthung bestätigte, das unter Percy's Namen gemiethete Nachbarhaus, in dessen Keller sich großer Vorrath von Holz, Reißig und Kohlen fand. Weiter bemerkte man nichts. Allein das Aufgefundene und die sonderbaren, verwirrten Blicke des Hüters, Guido Fawkes reichte hin, den Verdacht zu begründen und sogar zu vergrößern. In der folgenden Nacht ward daher die Untersuchung von Neuem aufgenommen. Die Kommission, welche mit einer Bedeckung vor dem Hause erschien, fand Fawkes in vollem Anzuge unter dem Thore stehen. Man nahm ihn fest, drang in den Keller und entdeckte sämmtliche Pulvertonnen. Jetzt durchsuchte man auch Fawkes und fand ein Feuerzeug nebst drei Lunten bei ihm. Er bekannte Alles



Merckel et Wiger sc. Lpz

Die Entdeckung der Pulververschwörung.

und gestand, daß er das Pulver entzündet haben würde, um sich und die Kommissarien unter dem Schutte des Palastes zu begraben, wenn es ihm gelungen wäre, in den Keller zu entkommen.

Die Nachricht dieser Entdeckung flog mit Blitzesschnelle von einer Landesgrenze zur andern. Die übrigen Verschwornen hatten also Zeit zur Flucht. Sie begaben sich in die Grafschaft Stafford unter den Schutz Stephan Littletons. Allein der Vicomte von Worcester, Richard Walsch verfolgte sie mit Truppen. Die Beherztesten, Catesby und Percy, sowie die beiden Wrigths fielen bei der tapfern Vertheidigung, die zu schwach war, um sie auf einen Sieg hoffen zu lassen, da die meisten durch eine Explosion des Pulvers, das sie zu trocknen versuchten, an Gesicht und Händen verbrannt und dadurch kampfunfähig geworden waren; Graunt, Roockwood, Bates, Tresham, Rob. Winter und Littleton wurden gefangen und nach London gebracht.

Jakob I. hatte schon früher, gleich bei seinem Regierungsantritte, einigen Katholiken, die sich gegen sein Leben verschworen und entdeckt worden waren, großmüthig vergeben. Dieselbe Großmuth ließ er auch hier wenigstens insoweit walten, daß er verbot, die Verbrecher durch Folterqualen zu Geständisse zu zwin=

gen. Sie legten daher ein freiwilliges Bekenntniß ab, dem man insoweit Glauben beimessen darf, als es ihre Verbindung mit den Jesuiten unberührt läßt, und blos ihre eigne Person betrifft. Denn von so gläubigen und so aufopferungsfähigen Katholiken konnte nicht erwartet werden, daß sie die Eide brechen würden, die sie den „heiligen Vätern" geschworen und sich dadurch den qualvollsten Strafen der Ewigkeit, die Heerschaar des Glaubens aber der Verfolgung der Welt aussetzen würden. Nur Tresham vergaß sich soweit, Garnet einen Mitschuldigen zu nennen, wiederrief aber „auf dringendes Bitten seiner Frau" diese Aussage. Uebrigens ist es sogar wahrscheinlich, daß Garnet nicht mit dem ganzen Complott verkehrt, sondern sich blos mit Catesby in Verbindung gesetzt hatte, der jetzt allerdings nicht mehr reden konnte.

Gleichwohl warfen aufgefundene Briefe und der Zusammenhang der Untersuchung einen ziemlich schweren Verdacht, wenn nicht der unmittelbaren Mitschuld, so doch des Mitwissens auf Garnet und seine Genossen Gerrard und Tesmond. Als man aber die Untersuchung gegen sie einleiten wollte, waren sie verschwunden. Garnet und ein bisher noch nicht genannter Jesuite, Oldekorn hatte sich in das Schloß eines Edelmanns gerettet. Die Häscher kamen auf

ihre Spur und wurden lange von den Flüchtlingen irre geführt, die sich in dem Schornstein verborgen hatten und darin mehrere Tage durch Brühe ernährten, welche sie durch dünne Röhrchen an sich zogen. Zuletzt entfernten sie die Diener aus dem Hause und zwangen so die Verborgenen durch Hunger, sich zu ergeben. Tesmond (Greenwel) und Gerrard entkamen.

Die Mittel, welche man anwandte, um den verdächtigen Garnet zum Geständnisse zu bringen, waren wenig löblich, obgleich sie auch noch heute häufig angewendet werden. Man gestattete ihm zuerst alle möglichen Freiheiten, um ihn zutraulich zu machen und als dies nicht gelang, brachte man einen Spion in sein Gefängniß, der den Gefangenen zuletzt so zu gewinnen wußte, daß dieser ihn benutzte, um mit einer wegen desselben Verbrechens gefangenen Dame und mit Rookwood Briefe zu wechseln. An Letzteren schrieb er u. A. „er sei in Ansehung seiner letzten Affaire ganz ruhig, denn er wisse, daß man keine überzeugenden Beweise gegen ihn werde anführen können.“ Sogar mit Oldekorn ließ man ihn, dem Anscheine nach unbelauscht, sprechen, während zwei Zeugen ihre Unterhaltung belauschten. Sie bestand in der Mittheilung Dessen, wornach sie gefragt oder noch nicht gefragt worden waren und in der

Verabredung, wie sie ferner aussagen wollten. Bei den nun erfolgenden Vernehmungen benahmen sich die Jesuiten ziemlich dumm, die Geschichtsschreiber sagen „arglistig.“ Sie suchten sich durch doppelsinnige Antworten herauszuwinden, allein es bedurfte eines andern Bodens als des englischen, um mit solchen Mitteln sich straflos zu machen. „Alles, was er von der Verschwörung gewußt“ sagte Garnet, „habe anfangs nur in flüchtigen und unstatthaften Gerüchten bestanden; erst Greenwel habe ihm das Umständlichere in der Beichte entdeckt. Er habe ihn ernstlich ermahnt, von solchem Vorhaben abzustehen, allein mehr habe er nicht thun können, denn den Inhalt der Beichte selbst anzuzeigen, um die Ausführung des Verbrechens zu verhindern, das sei ihm nach dem römischen Dogma nicht erlaubt gewesen.“ Und als ihn Nottingham, einer der Oberrichter fragte, ob er es verhehlen würde, wenn ihm Jemand beichtend entdeckte, daß er den König ermorden werde, antwortete er mit „Ja“. So wagte derselbe Mensch jetzt nicht einmal geradezu zu lügen, welcher zur Ausführung der verruchtesten Verbrechen gewissenlos seine Hand geboten hatte.

An 3. Mai 1606 ward er gehangen und in Stücke zerhauen. Er starb so feig, wie er sich während der ganzen Untersuchung benommen, bekannte

unter dem Galgen noch, daß die Strafe gerecht sei und bat das Volk, ihm zu verzeihen, daß er Greenwel verrathen. Er habe dies nur gethan, weil er gewußt, daß dieser sich in Sicherheit befände. Oldekorn erlitt einige Tage darauf dieselbe Strafe. Die übrigen Complizen waren schon vor Garnet aus dem Leben befördert worden.

Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck der entdeckte Mordplan auf Jakob I. machte, der, obgleich in der Theorie der größte Tyrann, dennoch das furchtsamste Herz besaß und schon bei dem Gedanken an eine Waffe in Todesangst gerieth. Er war bei der Untersuchung selbst ungeheuer thätig und zwar nicht sowohl um keinen Verschwornen der Strafe des Gesetzes entgehen zu lassen, als vielmehr um zur vollsten Kenntniß der Wahrheit zu gelangen, und bei den angewandten Mitteln mußte ihm das wohl glücken. Aber die Wahrheit war ein Kelch von Bitterkeit für ihn, denn auch ein Anderer als der gelehrte Jakob mußte begreifen, daß die Pulververschwörung nicht blos das Produkt einiger unruhigen, ehrgeizigen oder von der Regierung unabsichtlich gereizten Köpfe sei, sondern dem Kampfe sich feindlich gegenüberstehenden Prinzipien angehöre, der, Dank den Jesuiten, jetzt von Neuem aufgenommen worden. Sie war ein Strate-

gem der untergehenden geistlichen Autorität gegen die sich erhebende weltliche, der totalen Geisteskuechtung gegen die erwachende Freiheit des Gedankens und des Gewissens, der Finsterniß gegen die hereinbrechende Aufklärung oder — mit einem Worte — des blinden Glaubens gegen die Philosophie. Und diese Prinzipien lebten in den religiösen Parteien seines Volkes! Was er auch hätte anwenden mögen, um diesen Kampf aufzuhalten, Alles mußte erfolglos sein. Darum sprach er versöhnend zu seinem Volke, um keinen Theil desselben zu verletzen und erließ, jedoch nur um seine Person zu schützen, ein Edikt, wodurch alle Katholiken zur Leistung eines besonderen Eides der Treue verpflichtet wurden.

Es ist wahr, daß man als guter Katholik diesen Eid nicht leisten konnte. Derselbe enthielt die Erklärung: „daß der Papst weder eigenmächtig noch mittelst des Ansehns des apostolischen Stuhls ein Recht habe, den König abzusetzen, einen auswärtigen Regenten zu bevollmächtigen, ihn anzugreifen, und die Unterthanen des Eides der Treue gegen ihn zu entbinden." Dadurch wurde die vom Papste beanspruchte höchste geistliche und weltliche Autorität geleugnet und sein Bannrecht thatsächlich aufgehoben. Und wenn es weiter hieß: „Ich schwöre auch, ungeachtet aller

Exkommunikationssentenzen, die der Papst oder seine Nachfolger, aus welchen Gründen und Machtsprärogativen es immer sein mag, verfügen möchte, und ungeachtet aller Eidesentbindungen, gleichwohl eine aufrichtige Treue und Ergebenheit Sr. Majestät und seinen Erben... Ich werde mir auch Mühe geben, jede Verrätherei oder Verschwörung gegen den König zu entdecken und Sr. Majestät anzeigen... Ich glaube und bin in meinem Gewissen überzeugt, daß weder der Papst noch irgend ein Anderer die Macht hat, mich von diesem Eide gänzlich oder zum Theile zu entbinden"... so versprach man im ersten Satze, dem Papste ungehorsam zu sein, im zweiten verpflichtete sich der Priester, das Beichtgeheimniß zu verrathen und im dritten Satze ward dem Rechte des Bindens und Lösens des heiligen Stuhles Hohn gesprochen. Für die Jesuiten enthielt der Eid aber noch eine besondere Verletzung in dem Satze: „Ich schwöre auch, daß ich die Lehre als gottlos und verdammlich verabscheue, nach welcher Fürsten, die vom Papste exkommunizirt oder ihres Reiches beraubt sind, von ihren Unterthanen entsetzt und getödtet werden können," denn sie gingen ja noch viel weiter und predigten den Mord auch gegen nicht exkommunizirte Fürsten.

Gleichwohl sieht gewiß Jeder ein, daß jede Regierung ein Recht hat, von allen ihren Unterthanen die Anerkennung jener Grundsätze zu verlangen, welche Jakob I. forderte, denn in ihnen liegt die Bedingung der Einigkeit und des Friedens der Staatsgesellschaft. Darum leisteten auch die englischen Katholiken den Eid ohne Widerrede und nur die Jesuiten weigerten sich, durch Ablegung des Eides zuzugestehen, daß die katholische Religion und ihre eigene Lehre staatsgefährliche Glaubenssätze enthalte.

Diese Weigerung erlangte eine Bedeutung, wie sie das englische Kabinet nicht vermuthet hatte und war von Folgen begleitet, welche den Jesuiten selbst den Lebensfaden abschnitt und das seit Hildebrand's Zeiten wenigstens nicht angefochtene päpstliche Primat untergrub.

Die Jesuiten wirkten sich bei Papst Paul V. zwei Breve's aus, worin denjenigen, welche den Eid leisteten, mit ewiger Verdammniß gedroht ward. Mit diesen Schreckmitteln beunruhigten sie die Gewissen der Eidestreuen. Aber dieses Manöver war ins Ganze nur eine Nebensache und hatte blos den Zweck, die Permanenz der Unzufriedenheit zu erhalten. Ihr Hauptaugenmerk war darauf gerichtet, ein thatsächliches Zu=

geständniß der Oberhoheit des Papstes zu erzwingen, welche, seit Karl von Bourbon im Dienste Karl V. Rom erstürmt, eine Bresche erhalten hatte. Dazu bot sich jetzt eine schickliche Gelegenheit dar. Die Eidesleistung wurde zu einer Sache des ganzen Ordens und dadurch des gesammten Katholizismus gemacht. Der Jesuit Bellarmin, der es durch seine scholastische Gelehrsamkeit, seine verdorbene Moral und seine gemeine Schmeichelei bis zum Kardinal gebracht, gab ein Werk heraus, worin er dem Papste die höchste weltliche Gewalt zusprach *). Jakob beantwortete es selbst durch eine Apologie seiner Verordnung, und bewies aus Staatsgründen die Rechtmäßigkeit seiner Forderungen. Sogar ein Katholik, Roger Widdrington unterstützte seinen König, indem er das Bellarminsche Buch vom rationell=katholischen Standpunkte aus widerlegte. Inzwischen waren schon vorher mehrere Jesuiten in dieser Sache aufgetreten. Cöffeteau, Person, Gretser, Suarez und Bekan verbreiteten eine Menge Flugschriften gegen den König und hatten eigentlich dadurch den Weg für Bellarmin bereitet, der deshalb auch das oben erwähnte Werk gegen ihren Gegner, Wilhelm Barclay, richtete.

*) De potestate Summi Pontificis in Temporalibus.

So klar indessen auch die Sache für den Einsichtigen war und so unglaublich es klingen mag, — die Bellarminschen Lehren, welche die Monarchen zu Vasallen des päpstlichen Hofes machten, werden in Deutschland, Spanien und Italien mit Enthusiasmus aufgenommen. Nur Frankreich, das seit den ältesten Zeiten daran gearbeitet hatte, sich von der päpstlichen Allmacht zu emancipiren und das längst einen Unterschied zwischen Kirche und Papstthum machte, war entrüstet darüber. Das Parlament verdammte die sämmtlichen Schriften, womit die Jesuiten in dieser Sache die Welt überschwemmt hatten, und ließ sie durch den Henker verbrennen.

Trotzdem ward der Streit noch einige Jahre fortgesetzt, ja er war fast das einzige Thema der Gelehrten, bis Jakob, des müssigen Gezänkes müde, den Papst dadurch in's Gesicht schlug, daß er die Jesuiten aus England verjagte (1610). Keiner der katholischen Regenten versuchte es, den Beleidigten zu rächen. Vorher hatte man noch einige Versuche auf das Leben Jakob's gemacht, ja sein Gesandter am spanischen Hofe theilte ihm sogar mit, daß sich die dasigen katholischen Engländer mit Freuden zuflüsterten, wie sie ihres Königs nun bald los sein würden.

Allein die Jesuiten waren unglücklich in England.

Der Schuß, welcher den König auf der Jagd tödten sollte, ging fehl, an einer Vergiftung ward man noch zur rechten Zeit verhindert und ein Aufruhrversuch, den Thomas Garnet, wahrscheinlich ein Bruder des Hingerichteten, 1608 machte, hatte dessen Verurtheilung zum Tode zur Folge.

Frankreich. Die heilige Ligue. Clement, Barrière, Chastel. Die beiden Heinriche III. u. IV. Vertreibung der Jesuiten.

Die Bartholomäusnacht hatte dem Hasse des Fanatikers genügen können, aber den Geist der kirchlichen Reform zu ersticken vermochte sie nicht. Die reformirte Partei wurde vielmehr jetzt zum Mittelpunkte aller Derer, welche das Mißvergnügen mit der Regierung entzweite und demzufolge immer stärker. Bald sollte sie davon Zeugnisse geben.

Die Treulosigkeit, mit welcher der Hof drei Friedenswerke gebrochen, — das von Amboise 1563, von Lonjumeau 1565 und von St. Germain en Laye 1570 — und die teuflische Niederträchtigkeit, womit er ihr Vertrauen vergolten, heischten Sühne. Nebenbei war die Sicherheit des Lebens, die Freiheit des Gewissens und die Gleichberechtigung mit den katholischen Franzosen von Neuem in Frage gestellt. Die Hugenotten griffen nach den Waffen. Der Hof sandte ihnen den

Herzog von Anjou entgegen, der sie in ihrer Feste la Rochelle 8 Monate lang belagerte. Allein was vermochte er gegen die todtesmuthigen Helden, die ihr Leben so oft schon für ihren Glauben eingesetzt. Er mußte die Belagerung aufheben und mit den Feinden Frieden schließen, die für die Festung Rochelle zwei andere: Nismes und Montauban erhielten. 1573.

Ein Jahr darauf ging Karl IX. aus der Welt. Seine eigene Mutter hatte ihm, nachdem ihm sein Gewissen bis zur Verzweiflung gemartert, durch Gift die Pforten des Orkus geöffnet.

Für die Hugenotten konnte dieser Thronwechsel im Grunde sehr gleichgültig sein. Die Medicäerin hatte während der Lebzeiten ihrer beiden Söhne Franz II. und Karl IX. das Staatsruder geführt, es war also vorauszusehen, daß sie es auch unter Heinrich III. nicht aus den Händen geben würde. Aber es knüpfte sich an dieses Ereigniß noch ein anderes, wodurch dasselbe allerdings wichtig wurde. Heinrich von Navarra, der königliche Schwager (Band II. Seite 98.) und, als Haupt der bourbonischen Linie, nach dem Aussterben des letzten Valois, welcher eben den Thron bestiegen hatte, der voraussichtliche Thronerbe, floh vom Hofe, wo er gemißhandelt wurde, zu den Hugenotten. Die Reformirten empfingen ihn

mit lautem Jubel. Sofort bekannte er sich wieder öffentlich zu ihrem Glauben, in dem er erzogen war, und rückte an der Spitze eines Schrecken erregenden Heeres in's Feld. Das hatte Katharine allerdings nicht vermuthet. Doch klug, wie sie war, sah sie das Gefährliche ein, ihren Schwiegersohn auf's Aeußerste zu treiben und bot ihm den Frieden an. Heinrich nahm ihn an und gewann dadurch für seine Partei acht neue Festungen, Glaubensfreiheit durch ganz Frankreich, nur Paris ausgenommen, und die Hälfte der Stellen im Parlamente. 1576.

Diesen Ausgang hatten die Katholiken und besonders die Jesuiten nicht erwartet, die schon lange an einem großen Plane brüteten. Da das bloße Wort „Duldung" allein schon im Munde eines Katholiken eine Todtsünde war, so war dieser Friedensschluß ein vortrefflicher Vorwand zur Aufwiegelung des Volkes, um es seinen Absichten dienstbar zu machen.

Bereits i. J. 1563 hatten die Jesuiten in Toulouse eine Gesellschaft zur Vertheidigung des Glaubens und zur Ausrottung der Ketzer errichtet. In ihr wurde der Haß gegen die Hugenotten immer warm erhalten. Jetzt ließ man nun noch eine zweite aus ihr hervorgehen, in der die Absichten der Loyoliten offener vor Augen lagen. Die Mitglieder dieser neuen

Gesellschaft, welche sich „Bruderschaft vom heiligen Sakrament" nannte und wie die erstere gar bald über das ganze Land verbreitete, leisteten den Eid: den König Heinrich von Navarra nie als König anzuerkennen.

Damit war der Grund zu jenem politisch-religiösen Bunde gelegt, den man später die „heilige Ligue" nannte. Ihr schlossen sich alle katholischen Großen des Reiches an und die Geistlichen bewirkten ihre Vermehrung, indem sie den Beitritt zu ihr zum Preise der Sündenvergebung machten. Die Oberleitung übernahmen die Guisen, welche wegen ihrer Abstammung von Karl dem Großen Ansprüche auf die Krone Frankreichs machen zu können glaubten, während man, um das Näherrecht der bourbonischen Linie scheinbar zu ehren, den alten Kardinal Karl von Bourbon zum nominellen Oberhaupte der Ligue ernannte. Die eigentlichen Leiter aber waren ganz Andere, die selbst den Guisen entgegen wirkten, die überall waren und die man doch nirgends bemerkte, — es waren die Jesuiten. Diesen war es nicht blos darum zu thun, dem Navarreser den königlichen Purpur zu entreißen, denn dazu hätten sie keiner so großen Anstrengungen bedurft; noch viel weniger darum, die stolzen, herrschsüchtigen und ränkevollen Guisen auf den Thron zu heben — Philipp II. von Spanien sollte mit des Papstes Einverständniß

das Reich erben und zwar, wenn das so unmittelbar nicht möglich war, als Nachfolger des schwachen Karl von Bourbon. Diese Politik war also nichts Anderes als ein Theil jenes Planes, den sie gegen England und, wie wir später sehen werden, auch in Portugal verfolgten.

Unglücklicher Weise wuchs die Kraft der Ligue zu schnell und drang sie zur Ueberstürzung. Sie konnte es jetzt nicht einmal mehr erwarten, bis Heinrich III. aus der Welt schied, denn überall, besonders wo sich Jesuiten befanden, in deren Kollegien die Liguisten ihre Sitzungen hielten, hörte man das Gemurmel: der König muß abgesetzt werden.

Vergebens stellte sich nun der König selbst an ihre Spitze. Denn statt, wie er gehofft hatte, die mächtige Ligue dadurch abzuhalten, feindlich gegen ihn aufzutreten, ward sie nur noch gefährlicher, da sie durch ihn den Schein der Rechtmäßigkeit erhielt. Auf dem Reichstage von Blois mußte er das Fehlerhafte solcher Politik inne werden. Man wollte ihm einen liguistischen Reichsrath an die Seite setzen, forderte, daß er den Hugenotten die Religionsfreiheit entreiße und ihnen die in ihrem Besitze befindlichen Festungen wegnehme, dagegen aber den Liguisten zehn Sicherheitsplätze überantworte.

Der König ging nur auf das Letztere ein. Den Friedensbruch mit den Reformirten wies er zurück, so sehr er auch selbst damit einverstanden war, denn er fürchtete „den Löwen von Navarra," der im Hinterhalte lag, und jede Bewegung der Ligue beobachtete. Allein damit hatte er den Bürgerkrieg nicht vermieden. Die Liguisten hatten sich noch nicht in den Besitz ihrer Festungen gesetzt, als Heinrich von Navarra hervorbrach und sie bei Coutras 1587 empfindlich schlug.

Trotzdem verlor die von Spanien und dem Fürsten der Kirche unterstützte Ligue den Muth nicht. Sie ernannte eine Sechszehner-Kommission, welche den Auftrag erhielt, den König abzusetzen und den Herzog Heinrich von Guise-Lothringen als König auszurufen. Auch hatte sie noch Zeit genug, sich Paris zu bemächtigen.

Voller Verzweiflung suchte jetzt Heinrich III., wo er sich hinwende. Aus Paris verjagte man ihn, und in Chartres, wo er sich hinflüchtete, war er nicht minder bedroht. So von allen Seiten bedrängt, beschloß er, sich noch einmal mit der Ligue zu verbinden. Auf einem Reichstage zu Blois sollten die Friedensbedingungen mit ihr geregelt werden. Leider beging er hier vielleicht, fortgerissen von einer gerechten Entrüstung, das Bubenstück, die beiden älteren Guisen meuchlings

ermorden zu lassen und sich dadurch mit der Ligue von Neuem zu entzweien. Denn diese erklärte nun den König des Thrones verlustig, setzte den jüngern Guise, Herzog Karl von Mayenne zum Reichsstatthalter ein und bewegte den Papst, den Bannfluch auf das Haupt des königlichen Mörders zu schleudern. Das vollendete sein Unglück, denn es erfolgte nun ein allgemeiner Abfall des Volkes.

Jetzt blieb dem König nur noch Eins übrig, sich an seinen Schwager zu wenden. Es ist wahr, es geschah dies auf den Rath seiner Mutter, und das war vielleicht der beste, den sie ihm je gegeben. Heinrich von Navarra empfing ihn mit offenen Armen und zog mit ihm vor Paris. Der Unglückliche sollte es nimmer lebendig betreten. Eben als sich die Belagerer anschickten die Stadt zu stürmen, erschien ein Jakobinermönch, Namens Clement im königlichen Lager zu St. Cloud, überreichte dem König ein Schreiben und stieß ihm, während es dieser las, einen Dolch in's Herz. Des andern Tages, den 31. Juli 1589 verschied der Gemordete.

Die Jesuiten haben es nie zugegeben, daß Clement ihr Sendling gewesen, und allerdings läßt sich nicht leugnen, daß es zu solcher Beschuldigung an allen positiven Beweismitteln fehlt. Da die Wachen vielleicht nicht

ohne Absicht den Mörder sofort niederstießen, waren auch deren nicht zu erlangen. Aber, daß den Mörder die Ligue gedungen und daß die Ligue ein Werk der Jesuiten war, haben sie nie leugnen können, sie vermochten daher auch zu keiner Zeit, sich vor dem Vorwurfe einer wenigstens moralischen Mitschuld rein zu waschen.

Hören wir noch, bevor wir uns von der Ligue abwenden, die inzwischen den Kardinal Karl von Bourbon als König Karl X. in Paris wirthschaften ließ, was die Universität über die Betheiligung der Jesuiten an ihr sagt. „Die Ligue hielt ihre Rathsversammlungen in dem Profeßhause der Jesuiten. Ihr Kolleg in der Jakobsstraße diente gleichfalls zu geheimen Winkeln, in denen sie sich verkrochen, um unter der Anleitung dieser Väter die Pläne ihrer schrecklichen Verschwörung zu entwerfen. In diesen Jesuitenhäusern brüteten die spanischen Agenten Mendoza, (Babington's Instruktor) Aquillon und Feria ihre mörderischen Anschläge auf Frankreich aus. Mit einem Worte: Ihre Häuser waren der Aufenthalt von Tigern und die Höhle von Tyrannen. Die Königsmörder schärften darin ihre Dolche, um unsere Könige zu durchbohren".

Die Eroberung von Paris ging nur sehr langsam von Statten. Endlich aber, im Jahre 1593, und

nachdem er die Ligue mehrmals und besonders bei Jwry hart geschlagen, zog Heinrich von Navarra, jetzt Heinrich IV. freilich als Katholik, in Paris ein und machte dem Fürsten der Kirche Klemens VIII. das Vergnügen, seine und seiner Vorgänger Ränke wenigsten zum Theil von Erfolg gekrönt zu sehen.

Vorher waren die Jesuiten in Paris noch hart in's Gedränge gekommen. Da Hungersnoth eingerissen war, nahm man Haussuchungen nach Lebensmitteln vor. Sie suchten davon ausgenommen zu werden, allein man wies sie mit Entrüstung zurück. Als man in ihre Häuser kam, fanden sich gerade so viele Nahrungsmittel aller Art vor, als sie selbst noch für ein volles Jahr bedurft hätten und als man zur Ernährung sämmtlicher Armen während 14 Tagen bedurfte. Später machten sie sich auch noch dadurch verhaßt, daß sie, als die Hungersnoth sehr groß ward, die Felle der Hunde und Katzen, welche unter ihrer Verwaltung der Armenhäuser verspeist worden waren, den Hungernden für 4000 Livres verkauften, ja man erfuhr sogar, daß sie dem Herzog von Nemours Vorschüsse auf die Krondiamanten gemacht hatten, um ihn zur Fortsetzung des Widerstandes gegen die Belagerung zu ermuthigen.

Heinrich IV. hat wegen seines neueren Religionswechsels von starren Religionsmenschen wie von der

hugenottischen Partei mancher Vorwurf getroffen. Allein werfen wir einen Blick auf seine Lage und urtheilen wir dann. Trotzdem, daß er die Ligue so viele Male bezwungen hatte, erhob sie sich mit spanischer Hülfe stets von Neuem und während seine Hülfsmittel immer knapper wurden, schienen die der Ligue unerschöpflich zu sein. Außerdem setzten die Nachfolger Sixtus V., der in demselben Jahre gestorben war, in dem Heinrich III. ermordet wurde, seine Verfolgung fort. Gregor XIV. sprach wiederholt den Bannfluch über ihn aus und exkommunizirte alle Die, welche ihn Unterthanengehorsam leisten würden. Mehrere Departements drohten deshalb mit dem Abfall und das ganze Reich schien der Auflösung entgegen zu gehen. Unter solchen Umständen sah er sich endlich gezwungen, einen entscheidenden Schritt zu thun. Entweder mußte er Paris, die Hauptstadt seines Reichs, die er nun schon seit vier Jahren belagerte, in den Grund schießen und, indem er nur den religiösen Fanatismus walten ließ, auf alle Schonung Verzicht leisten, oder er mußte der Ligue den Lebensnerv zerschneiden und das war sein reformirter Glaube. Er wählte das Letztere. Indem er zur katholischen Kirche übertrat, täuschte er zwar die Hugenotten, die ihn mit ihren Schultern auf den Thron gehoben, aber er huldigte einer Form, an

der die Mehrheit seiner Unterthanen mit Leib und Seele hingen, und deren Bekämpfung ihm nicht nur das Leben von Hunderttausenden hätte kosten müssen, sondern auch leicht mit dem Verlust der Krone endigen konnte. Uebrigens hat er gezeigt, daß das kirchliche Bekenntniß die Grundsätze des Verstandes nicht ändert, denn seine Zeitgenossen haben ihn verehrt und die Nachwelt hat ihn den Großen genannt. Er ist es, der den Hugenotten im Jahre 1598 durch das Edikt von Nantes volle Religionsfreiheit verlieh, sie zu allen Aemtern gelangen ließ und mit kluger Politik Alles zu vermeiden wußte, um während seiner 17jährigen Regierung das Feuer kirchlicher Zwietracht nicht eine Minute lang auflodern zu lassen.

Die Reformirten waren mit solcher Vergeltung bis auf einige Wenige zufrieden, welche nur zu gern einen Reformirten auf dem Thron gesehen hätten. Aber so bescheiden waren die alten Liguisten nicht, denn man darf nicht vergessen, was die jesuitische Partei erstrebte. Philipp II., der sich noch bis 1598 in Frankreich gehalten hatte, trotzdem, daß Heinrich IV. schon aller Orten anerkannt war, stak hinter ihnen und hatte keine Lust seine Wünsche auf Frankreich aufzugeben.

Bald nach seiner Rückkehr zum Katholizismus sollte Heinrich IV. von der Unversöhnlichkeit der

Jesuiten überzeugt werden. Im Jahre 1593 nahm man einen gemeinen Soldaten, Peter Barrière, gefangen, der nach Melum gekommen war, um den König zu ermorden. Er bekannte freiwillig, daß ihm der Jesuit Varade zum Meuchelmorde des Königs aufgemuntert und ein anderer Jesuit, der in seinen Predigten den König lästerte, sein Vorhaben als ein heiliges und verdienstliches gepriesen habe. Ein französischer Autor vermuthet, daß dieser ungenannte Jesuit Commolet gewesen sei, denn fast zu gleicher Zeit als Barrière verhaftet wurde, sagte er in einer Predigt: „Wir brauchen einen Aod. Er sei ein „Soldat" oder Hirte, daran liegt nichts: wir brauchen einen Aod." Und am Schlusse tröstete er das Volk: „Ihr werdet in wenigen Tagen ein göttliches Wunder erleben, oder glaubt vielmehr, daß dieses Wunder schon geschehen sei."

Natürlich wandten jetzt die Jesuiten Alles an, die Beschuldigung Barrière's von sich abzuwälzen. Sie behaupteten, er sei wahnsinnig gewesen. Allein Pasquier, der die Akten durchgegangen und den Mörder selbst im Gefängniß mehr als ein Mal persönlich gesprochen hatte, bezeugte das Gegentheil. Uebrigens kann man es allerdings den Jesuiten kaum verdenken, wenn sie gegen Barrière mit solchen Waffen kämpften,

denn er hatte zugleich ihre Art und Weise entdeckt, wie sie Gläubige für den Mord vorbereiteten. „Wenn er" so hatte man ihm gesagt, „über der Ausführung seines Vorhabens getödtet werden sollte, dann würden ihn die Engel in den Himmel tragen, wo er mit Gott eine ewige Glückseligkeit genießen werde. Werde er aber verhaftet und zur Folter gebracht, so solle er sich ja hüten, und zwar bei der Strafe ewiger Verdammniß, Diejenigen zu entdecken, welche ihm hierzu mit ihrem Rathe behülflich gewesen."

Barrière wurde hingerichtet.

Inzwischen hatte dieser Vorfall alle aufgeklärten Katholiken empört und die Parlamente auf die Politik der Jesuiten aufmerksam gemacht. Soweit vermochten sich selbst die fanatisirtesten Katholiken nicht zu erniedrigen, daß sie ihr Vaterland zum Vasallenreiche eines auswärtigen Fürsten zu machen im Stande gewesen wären. Deshalb protestirte das Parlament 1594 gegen alle Unternehmungen des spanischen Hofes und erklärte gleichzeitig alle Unterhandlungen, welche die Ligue mit ihm gegen den rechtmäßigen König Frankreichs gepflogen, für nichtig. Heinrich IV. benutzte die günstige Stimmung der Franzosen. Er gab ihnen einen Beweis seiner väterlichen Gesinnungen, verkündete eine allgemeine Amnestie und ließ sich von allen Stän=

den und geistlichen Orden einen Eid der Treue schwören. Diese Großmuth überwand alle seine Gegner, nur die Jesuiten nicht. Lieber schlossen sie ihre Kirchen, Schulen und Kollegien, als daß sie ihre Politik aufgaben. Das Volk ward darüber so erbittert, daß es in Lyon die Häuser der Jesuiten stürmte und sie laut und offen beschuldigte, daß sie im Beichtstuhle und auf der Kanzel den Aufruhr und Königsmord lehrten.

Jetzt nahm auch die Universität ihren Prozeß mit den Jesuiten wieder auf, (Bd. II. S. 25. 74 f.) und sonderbar, die ganze Geistlichkeit unterstützte sie. Die Jesuiten sahen voraus, daß sie unterliegen würden und setzten deshalb alle ihre Gönner, den Kardinal von Bourbon, den Bischof von Clermont, den Herzog von Nevers u. A. in Bewegung, um den Schlag zu pariren. Allein dadurch vermehrten sie nur den Verdacht gegen sich. Das Parlament rief sie vor sein Forum und hier mußten sie sich durch die Advokaten ihrer Gegner, Arnould und Dolle die bittersten Wahrheiten sagen lassen. Arnould deckte ihre Theilnahme an der Ligue und ihre spanische Politik auf, wodurch sie als Feinde Frankreichs erscheinen müßten, während Dolle ihre Moral kritisirte. „Unter dem Scheine der Armuth," sagte dieser, „sind die Jesuiten reicher geworden, als

die mächtigsten Monarchen der Welt. Ihrem Gelübde der Armuth wissen sie eine so geschickte Deutung zu geben, daß sie die Reichthümer der ganzen Welt in Besitz nehmen können, ohne sich einer Sünde schuldig zu machen. Ueberhaupt sind alle ihre Gelübde Chimären, da das erste Grundgesetz ihres Ordens das ist: sich an keine positiven Prinzipien zu binden."

So wenig es den Jesuiten und ihrem Sachwalter Duret gelingen konnte, den Gegenbeweis zu führen, da die ganze Nation Zeuge der Anklage war, so behaupteten sie doch dreist ihre Unschuld. Diejenigen Genossen ihres Ordens, welche sich zu auffallend an der Ligue betheiligt hatten, nannten sie faule Glieder desselben und thaten durch ihre Institutionen dar, daß ihnen verboten sei, sich in politische Händel zu mischen. Hierdurch, wie durch einige Creaturen, die sie auf ihre Seite zu bringen gewußt, brachten sie es dahin, daß das Parlament in die Vakanzen ging, ohne die Sache entschieden zu haben. Umsonst stritten die einsichtsvollen Parlamentsmitglieder dagegen und der erste Präsident rief in der Auflösungsrede sogar aus: „Diesen Prozeß unentschieden lassen, heißt gerade so viel als das Leben des Königs einer unvermeidlichen Gefahr preisgeben."

Jeder Kluge, der sich nur einigermaßen auf die

Beobachtung seiner Interessen verstand, würde indessen an Stelle der Jesuiten das Volk zu versöhnen gesucht und, so lange der gefährliche Prozeß schwebte, auch die geringste Veranlassung vermieden haben, die sie von Neuem in Verlegenheiten bringen konnte. Allein ein solches Verhalten hätte Geduld und Mäßigung vorausgesetzt und diese Eigenschaften besaßen die Jesuiten zu keinen Zeiten weniger, als unter der Regierung ihres dermaligen Generals Aquaviva.

Schon am 27. Dezbr. 1594 führten sie einen neuen Streich wider Heinrich IV. Leben. Eben als der König sich neigte um einen Hofherrn zu umarmen, stach ihn Jean Chastel in die Lippen. Er wollte ihm den Hals durchbohren.

Der Mörder hatte unter dem Jesuiten Gueret zwei Jahre Philosophie studirt, der ihn auch eine Zeit lang als Gewissensrath leitete. Man kann sich leicht vorstellen, wie diese Leitung beschaffen gewesen sein mag, da derselbe Gueret in der Schule oft den Satz behauptete, daß es ein erlaubtes und verdienstliches Werk sei, den König zu ermorden, weil ihn der Papst auf seinem Throne noch nicht bestätigt habe. Um aber Chastel immer gefügiger zu machen, behandelten die Jesuiten den, erst neunzehn Jahre alten Verbrecher stets mit einer gewissen Auszeichnung und zuletzt bearbeite-

ten sie ihn durch die geistlichen Exerzitien, deren furchtbare Gewalt im ersten Bande (Seite 202 f.) beschrieben worden ist. In dem Meditationszimmer, wohin die Jesuiten die größten Sünder zu führen pflegten und worin Chastel wahrscheinlich die Exerzitien machte, waren, seiner Aussage nach, schreckliche Teufelslarven angebracht, bei deren Anblick der Geist in schaurige Bewegungen verfiel und die Anrede, welche die Jesuiten hier an die Sünder hielten, von der Art, daß man eine ungewohnte Begeisterung fühlte, die zu großen Unternehmungen drängte. Kein Wunder also, daß ein so lasterhafter Mensch, wie Chastel, der an seiner Seligkeit mit Recht verzweifeln mochte, sich zum Königsmord entschloß, um durch eine große und zugleich verdienstliche That das Maß seiner Sünden zu mindern.

Jemehr das Parlament sich sagen mußte, durch seine Verschleppung des Jesuitenprozesses einen Theil der Gefahr verschuldet zu haben, welcher der König nur durch eine zufällige Höflichkeit entrann, desto kräftiger trat es nunmehr auf. Ja es war dazu sogar gezwungen, denn das Volk lief zusammen und wollte die Jesuiten selber richten. Man verfügte daher die Verhaftung des Pater Gueret und zugleich die des Pater Guignard, der das Kollegium leitete. Im

Schreibtische des Letzteren fand man verschiedene, von seiner eigenen Hand geschriebene Schriften vor, in denen er mit beispielloser Frechheit den verstorbenen, wie den noch lebenden König lästerte. „Clement," hieß es darin, „habe einen Nero ermordet, indem er König Heinrich III. ein Dolch in den Unterleib stach. Seine That sei ein vom Geiste Gottes geleitetes Werk. Die französische Krone müsse und könne dem bourbonischen Hause entrissen werden. Es wäre noch sehr gelinde gegen den jetzt regierenden König, wenn man ihn in ein Kloster schicke. Es sei Recht, ihn zu bekriegen, wenn man ihn nicht anders vom Throne zu entfernen wisse, und man könne ihn auf jede andere Art aus der Welt schaffen, wenn es unmöglich sei, ihn offenbar zu bekriegen".

Diese Grundsätze konnten im Grunde nicht überraschen, hatte doch selbst Sixtus V., als er die durch Clement erfolgte Ermordung Heinrich III. erfuhr, angesichts seines Konsistoriums eine Lobrede auf den Mörder gehalten, in der er dessen Verdienst weit über das der Judith und des Eleazar erhob, und was die Jesuiten betrifft, so waren sie bei ihnen schon längst gäbe und gänge. Der Jesuit Mariana, ein sonst achtungswerther Mann, sagte von Clement in seinem Werke de rege: „Durch den Mord des Königs hat

er sich einen ungeheuren Namen gemacht." Und weiter unten: „So ging Clement, eine ewige Zierde Galliens, 24 Jahre alt, unter, und ob er gleich von kindlicher Einfalt und schwächlichem Körper war, so stärkte doch eine höhere Kraft die Kraft seines Körpers und Geistes." Dieselben Maximen hatten sie auch in England verbreitet. Die in diesem Lande hingerichteten Verschwornen und Meuchelmörder ließen sie schon längst als heilige Märtyrer des katholischen Glaubens verehren. Um aber diesen Zweck, der natürlich wieder nur Mittel zu einem andern war, welcher auf der Hand liegt, desto sicherer zu erreichen, hatte Robert Person deren Namen und Lebensbeschreibungen in einem Buche zusammengefaßt, das 1590 zu Madrid unter dem Titel Martyrologium Catholicum, seu relatio de aliquibus Martyribus in Anglia erschienen war.

Heinrich IV. hätte vielleicht Veranlassung finden können, nicht mit den schärfsten Waffen auf die Jesuiten loszugehen, denn noch immer unterstützte der Papst, obgleich er sich äußerlich versöhnt zeigte, das spanische Interesse und es blieb demnach unter allen Umständen immer gefährlich, ihn zu reizen. Aber an solche Rücksichten band Heinrich sich nicht. Er ließ der Gerechtigkeit ihren vollen Lauf und hielt es für eine ehrendere Pflicht das Parlament zu unterstützen.

Also ward Chastel am 29. Dezbr. 1594 hingerichtet. Zuerst zerfleischten ihn die Henker mit glühenden Zangen und dann ward er durch vier Pferde zerrissen und verbrannt. Elf Tage darauf mußte auch Guignard sterben. Nachdem er sich standhaft geweigert, Gott und den König um Verzeihung zu bitten, ward er gehangen und verbrannt. Guerer kam unbegreiflicher Weise mit einer sehr gelinden Strafe davon, denn er ward auf immer aus Frankreich verwiesen.

An diese Verurtheilungen knüpfte sich nun auch die des Jesuitenordens selbst. Das Parlament verordnete, daß sie, als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe und als Feinde des Königs binnen drei Tagen ihre Häuser und Kollegien und binnen vierzehn Tagen das Königreich zu verlassen hätten, widrigenfalls sie als Majestätsverbrecher zu bestrafen seien. Ihre Güter wurden zu frommen Stiftungen verwandt und schließlich ward den Unterthanen unter der Strafe des Hochverraths verboten, ihre Kinder in auswärtige Jesuitenschulen zu schicken. Um aber auch der Nachwelt einen Abscheu gegen die That Chastel's und die Lehren der Jesuiten einzuflößen, ward das Geburtshaus des Ersteren niedergerissen und an dessen

Stelle eine Schandsäule errichtet, deren Inschriften dem Fremdling die Ursache ihrer Aufstellung verkündeten.

Die Jesuiten waren jedoch nicht so leicht zu vertreiben. Sie flohen in die Departements Guienne und Languedoc, wo sich die Liguisten noch unter dem Herzoge von Mayenne hielten und suchten die Rebellen mehr als je anzufeuern. Als sich aber endlich auch diese unterwarfen, benutzten sie die den Liguisten gewährte Amnestie, um ihr Verweilen in Frankreich zu rechtfertigen. Die Parlamente nahmen daher Veranlassung, neue Verbannungsdekrete gegen sie zu erlassen, sie wiederholten die Verbote jesuitische Schulen zu besuchen und bestraften die Uebertreter mehrere Male mit exemplarischer Strenge, ja dem Herrn von Tournon wurden sogar all seine Güter genommen, weil er den Jesuiten gestattet hatte, in seinen Herrschaften Kollegien einzurichten und sie zu vertreiben sich weigerte. Trotzdem fanden die Verbannten noch Beschützer genug, die sich ihrer annahmen. Ihre ganze Vorsicht, die sie jetzt anwandten, bestand einzig darin, daß sie ihre Ordenskleider ablegten. Sonst trieben sie ihre Aufwiegeleien fort, ja sie konnten dies um so dreister thun, als man in ihnen nun nicht mehr die Jesuiten

erkannte. Frankreich wurde in dieser Zeit mit einer Fluth von Schmähschriften gegen den König und die Parlamente überschwemmt, wie selbst zu den besten Zeiten der Ligue nicht, und kein Gemüth, das sich in Opposition mit den bestehenden Zuständen befand, entging ihren Netzen.

Die spanische Politik der Jesuiten in Portugal.

Die Jesuiten waren nun in Portugal unumschränkte Herren. Aber man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, daß sie in dieser Stellung nur einer unordentlichen, regellosen Herrschbegierde zu fröhnen gesucht. Sie verfolgten wie in England und Frankreich eine tiefangelegte Politik, die nur Wenige durchschauten und die Diejenigen, welche sie durchschauten, nicht zu enthüllen wagten. Portugal, — das war der eigentliche Endzweck all ihrer Anstrengungen, — mußte ein Besitzthum Spaniens werden, von dessen Philipp II. sie selbst erzählen, daß er gesagt: „Kein Aufwand, der zur Ausbreitung des christlichen Namens gemacht werde, dürfe zu groß oder als vergeblich aufgewendet angesehen werden, ja um eine einzige Kirche oder einen einzigen Christen zu erhalten, werde er alle Schätze Spaniens und Indiens aufbieten, denn er sei überzeugt, daß sie nicht besser und weiser genützt werden könnten. Bei Gott," fügen sie hinzu, „ein

königliches und — was bei ihnen mehr sagen will — ein katholisches Wort, welches nicht nur den Menschen, sondern fast möchten wir sagen Gott jede Gunst und jeden Beweis von Dankbarkeit abzwingt." Nun wahrlich — welche größere Gunst und welche umfassendere Dankbarkeit hätten sie wohl dem Fürsten bezeigen können, „der so viele Jahre mit aller Macht und mit allem materiellen Aufwande die Kriege gegen die Feinde der Kirche in Deutschland fortsetzte und ihnen zugleich die Mittel gab, ihre Collegien in England, Schottland und Irland zu erhalten," als wenn sie ihm die Kronen von Frankreich, England und Portugal auf's Haupt setzten?

Ein unentbehrliches Mittel zu diesem Zwecke hatte man schon mit Erfolg in Bewegung gesetzt; der König Sebastian, mit 14 Jahren für volljährig erklärt, war durch ihre Erziehung ihre Creatur geworden, die nicht ohne sie leben konnte und die Alles ihrer Weisheit überließ. Nun fehlte blos noch, ihn auf schickliche Weise aus dem Wege zu räumen, bis dahin aber im Volke jeden Funken von Civilisation, jeden Gedanken nationalen Bewußtseins und jede Tugend sich frei fühlender Wesen zu unterdrücken. Mit diesem Letzteren setzten sie das Begonnene fort.

Die Universität zu Coimbra war eine der be-

rühmtesten Hochschulen, die es zu damaliger Zeit gab. Sie besaß eine Menge Privilegien und verbreitete zumal unter Sebastian's Regierung, wo Buchanan an ihr lehrte, das wohlthuende Licht einer wahrhaft humanen Bildung. Diese Hochschule mußte in ihre Gewalt kommen. Gelang dieses, so war das ganze Schulwesen in ihrer Hand.

Man fing damit an, der Universität durch königliche Befehle ein Privilegium nach dem andern zu entreißen. Nachdem ihr so der Lebensnerv abgeschnitten war, verfolgten sie die Lehrer wegen Ketzerei mittelst der Inquisition, welche ein Jesuit in Gemeinschaft mit dem berühmt gewordenen „falschen Nunzius von Portugal," Juan Perez de Saavedra schon Anfang der Vierziger Jahre eingeführt hatte und die ganz von ihnen geleitet wurde. Der gelehrte Buchanan entging diesem schrecklichen Gerichte nur durch schleunige Flucht und andere Professoren zogen sich freiwillig zurück. Nun endlich nahmen sie die Lehrstühle ein und sie benutzten sie so geschickt zu ihrem Zwecke, daß sie in kurzer Zeit Alles verdarben, was die Universität in so langer Zeit und mit so vieler Mühe aufgebaut hatte. In der That war man im Jahre 1569 schon soweit gekommen, daß es Hoch und Niedrig glaublich fand, die damals herrschende Pest sei eine Strafe des

Himmels für ihre Sünden und Laster. Die Folge dieser kolossalen Dummheit war, daß alle Welt Buße that und den Jesuiten wie besessen in die Arme lief, um sich das Leben zu retten. So verstanden es die Jesuiten also, sogar das Unglück einer Nation zu ihren Gunsten auszubeuten.

Inzwischen war doch die Nation mit der Regierung nicht ganz zufrieden, auch scheint sich im Könige zuweilen die Lust zum Herrschen geregt zu haben. Es erschienen verschiedene Verordnungen, welche das Mißvergnügen unterdrücken sollten und um den König für jeden Fall unschädlich zu machen, schickte man ihn auf Reisen durch seine Provinzen. Dessen ungeachtet war man noch nicht gänzlich sicher gestellt. Es drohte neue Gefahr.

Die Reichsstände und an ihrer Spitze des Königs Großmutter, drangen auf dessen Vermählung mit Margarethe von Valois, die später Heinrich IV. heimführte. Das paßte aus mehrfachen Gründen nicht in den Kram der Jesuiten; denn einmal sollte ja eben der König keine Erben erhalten, dann war die französische Margarethe wegen ihres Geistesreichthums eine allzugefährliche Parthie und zuletzt konnte man natürlich nicht wünschen, daß der portugiesische Hof durch verwandtschaftliche Bande mit dem französischen in enge

Beziehung gesetzt werde. Man mußte also Alles aufbieten, um die Verbindung zu hintertreiben. Die Hofjesuiten schlugen — immer im spanischen Interesse eine östreichische Prinzessin vor, während sie in Wien ihrem eigenen Vorschlage entgegenwirkten und als sie endlich in die Heirath mit Margarethen willigten, hatten sie den jungen König schon soviel Widerwillen gegen sie eingeflößt, daß dieser nun selbst diese Verbindung zurückwies. Auf diese Weise ging die Gefahr ohne zu schaden vorüber.

Jetzt endlich glaubte man die Zeit gekommen, wo man den entscheidenden Schlag führen könne, den entscheidenden wenigstens insofern, als nach Sebastian's Ableben die Krone an den Kardinal Enrique fiel, der, weil Prälat, natürlich kinderlos, als letzter männlicher Erbe auf den Thron des hochburgundischen Heinrich gelangte. Auf den Prinzen Anton rechnete man nicht, da er als Bastard nicht successionsfähig war und überdies als Prior zu Crato unter geistlichem Gehorsam stand.

Den König ohne Weiteres aus der Welt zu schaffen war nicht rathsam. Also ließ man ihn selbst den Untergang suchen. Schon lange hatte man ihm eine wilde Begierde nach ritterlichen Thaten eingeflößt und vielleicht war dies auf demselben Wege geschehen,

auf dem später Chastel sich begeisterte. Nur fehlte es an einer Gelegenheit, die ihm seine Ritterlichkeit zu beweisen gestattete. Die Jesuiten verschafften sie ihm. Sein Großvater, Johann III. hatte mit den Mauren auf der Nordküste Afrika's Frieden gemacht. Das war ein Verbrechen, welches Gott bis in's tausendste Glied strafen mußte, denn es lag ja auf der Hand, daß zwischen Muhamedanern und Christen ein Friedensschluß verdammlich sei. Auch die Nation, so sagte man den unerfahrnen Jüngling, sah das ein und war unzufrieden darüber. Sebastian benutzte also eine Streitigkeit, die zwischen zwei marokkanischen Prinzen über die Thronfolge ausgebrochen, um einen Kriegszug nach dem benachbarten Welttheile zu unternehmen. Hier, in der Schlacht bei Alcazar (1578) ging er unter und mit ihm die meisten Sprößlinge des den Jesuiten verhaßten Adels, der den König inständigst von diesem Unternehmen abgerathen hatte. Auch Philipp II. soll ihn gewarnt haben und wir können es glauben, da uns die Jesuiten ja eben bei dem Heirathsplane mit der Valois Gelegenheit zu der Bemerkung gaben, daß sie eine Sache gleichzeitig zu bekämpfen und zu unterstützen wissen.

Die Nachricht von dem Ausgange dieses Krieges war geeignet, die ganze Nation wie den Thronfolger,

Don Enrique, gegen die Urheber desselben aufzubringen, und zwar Letzteren um so mehr, als er ja aus eigener Erfahrung die Ränke und die Verwerflichkeit der Jesuiten kannte. Deshalb sandten sie sofort den Pater Georg Serraon zu ihm, um ihm mit dem Unglücke seines Königs zugleich sein Glück zu verkündigen, das ihn auf den Thron rief.

Der schwache Enrique vergaß und vergab. Allein das war nicht genug. Sie bedurften auch einer Rechtfertigung vor dem Volke. Zu diesem Zwecke wurden die Staatsräthe Peter Alcasova und Ludwig da Sylva, welche am gefährlichsten waren, weil sie am besten wußten, wer Sebastian zu dem unsinnigen Kriege verleitet, ihrer Stellen entsetzt. Das Volk war beruhigt, denn es glaubte, eben diese Männer seien die Schuldigen. Auch die nächsten Verwandten Enrique's, der schon erwähnte Don Anton und der Herzog Johann von Braganza mußten durch ihre Entfernung gedemüthigt werden, denn man sah in ihnen schon jetzt die zukünftigen Prätendenten.

Die Rolle, die nun der alte Enrique in Gemeinschaft mit den Jesuiten spielte, war eine traurig-lächerliche. In dem dem Grabe nahen Prälaten erwachte die Lust, seine Krone mit einem Weibchen zu theilen, um einen Thronerben zu erzeugen, aber Se.

Heiligkeit, Papst Gregor XIII. wollte weder die Nothwendigkeit noch die Nützlichkeit eines solchen Schrittes einsehen und verweigerte ihm die Dispensation von dem geistlichen Keuschheitsgelübde. Da ihm dieser sehnliche Wunsch unerfüllt blieb, war ihm alles Regieren verleidet und so wenig aufrichtig er vielleicht den Jesuitenpatres gewogen war, so froh war er jetzt, daß sie ihn dieser Last enthoben.

Dennoch machte er einen, in den Augen der frommen Väter mehr als dummen Streich: er ernannte die Herzogin von Braganza zu seiner Nachfolgerin. Dieser Streich konnte alle ihre vieljährigen Anstrengungen vernichten. Schon war ja das ganze Volk auf ihrer Seite, dem sie weiß gemacht, Sebastian sei noch am Leben und es bedurfte nichts mehr, als daß Enrique entweder ab intestato verschied, oder, noch besser, in einem Testamente Philipp II. zum Erben ernannte. Jene Sage vom Könige hatten sie in Legenden eingekleidet, in welchen Heilige ihres Ordens figurirten. Das war sehr geschickt, denn indem die abergläubische Menge die Heiligen bewunderte, wurde sie zugleich zur Achtung des Ordens gezwungen, dem sie angehörten und es glaubte nun Niemand mehr an dessen himmlischer Reinheit zweifeln zu dürfen.

Der königliche Prälat mußte also von diesem

Pläne abgebracht werden. Sein Beichtvater, der Jesuit Leon Henriguez übernahm diese Arbeit, während ihm die spanischen Gesandten von der politischen Seite beizukommen suchten. Allein schwache Charaktere finden zuweilen einen Punkt, an dem sie sich mit einer Kraft festhalten, welche der vollständige Gegensatz ihres negativen Wesens zu sein scheint. Daher mochten die Gründe seines Beichtvaters, der ihm die Vereinigung Portugals mit Spanien als eine unabweisbare Christenpflicht vorstellte, da dieses Land bekanntlich so sehr für die Ausrottung der Ketzerei und für die Ausbreitung des Christenthums thätig war, ja sogar als der Repräsentant des Katholicismus angesehen werden konnte, — zwar viel wiegen, aber entscheiden konnten sie so wenig, wie die politischen Motiven, welche ihm die spanischen Gesandten begreiflich zu machen suchten. Das Einzige, wozu er sich verstand, war die Niedersetzung eines Gerichtshofes, welche die Ansprüche der verschiedenen Prätendenten prüfen sollte. Damit war man zufrieden. Die Glieder desselben wurden aus Günstlingen der Jesuiten genommen, man brauchte also wenigstens keinen nachtheiligen Spruch zu fürchten.

Während dieser Gerichtshof berieth, machte Philipp II. heimliche Rüstungen und als Enrique im Jahre 1580 starb, ohne daß die Jury eine Entschei-

dung gefällt hatte, überzog der Spanier mit seinen Truppen das unglückliche Land. Jeder, der sich nicht zu der verwerflichen Heuchelei erniedrigen konnte, die Rechtmäßigkeit der spanischen Herrschaft als einen Glaubensartikel anzusehen, wurde niedergemacht oder ertränkt. Man behauptet, daß dieses Schicksal wenigstens zweitausend Geistliche betroffen. „Die Fischer," schreibt Ludwig Menezes, „fingen lange Zeit statt Fischen die Leichen dieser Unglücklichen, als wenn es ein besonderes Verhängniß der Vorsehung gewesen wäre, so ungeheure Schandthaten nicht in Dunkelheit zu lassen."

Die Jesuiten benutzten diese Zeit des Mordens, alle Diejenigen zu beseitigen, welche ihnen hätten gefährlich werden können und schonten sogar ihre eigenen Glieder nicht, wenn sie es wagten, menschlich zu fühlen. Deshalb unternahmen es Einige — und man wird begreifen, was das heißen will — sich über ihren eigenen Orden in einer anonymen Schrift beschwerend an den Papst Sixtus V. zu wenden. „Die Bosheit," sagen sie, „der Professen von vier Gelübden geht so weit, und ihre Verwegenheit, mit welcher sie den Geist der Constitutionen des heiligen Ignaz entstellen, ist ihnen so sehr gelungen, daß diese nun allgemein verachtet werden . . . . . Die Ursache dieses

Verderbens ist, daß die Professen, unsere Obere, wider Recht und Billigkeit nach eigener Willkür in allen Dingen verfahren. Diese Verkehrtheit der Handlungen hat sich dergestalt eingewurzelt und jene Obere haben so viele besondere Reglements und Gewohnheiten, die denjenigen Ignaz's entgegen sind, daß die Besten, Weisesten und Aeltesten der Unsrigen manchmal daran zweifeln, ob dieser verwirrte Haufe auch wirklich jener vom heiligen Stuhle bestätigte Orden sei . . . Schon lange haben sie es zum Gesetze gemacht, daß derjenige, welcher nur ein Wort von Beobachtung der Constitutionen in Bezug auf jene Mißbräuche sprach, die höchste Strafe zu gewärtigen habe."

Ungefähr um dieselbe Zeit schrieb der Jesuit Mariana, den wir bereits als Vertheidiger des Königsmords kennen, ein Buch über die Krankheiten des Ordens, in dem er u. A. sagt: „Ich gestehe es, daß es ein tollkühnes Unternehmen ist, wenn ich es wage, den beklagenswerthen Zustand der Gesellschaft und die Fehler, welche in ihrem Regimente begangen werden, ans Licht zu stellen. Meine Tollkühnheit ist um so größer, als diese Fehler allgemein zugestanden werden, und dennoch unbestraft bleiben. Allein — ich spreche ohne Rückhalt. Keine Hoffnung bindet mich und Jeder ist frei, so zu urtheilen wie es seine Ueberzeugung

ihm eingiebt . . . Je näher der Augenblick heranrückt, wo ich vor meinem ewigen Richter erscheine, desto mehr halte ich mich auch verpflichtet zu erklären, daß unsere Gesellschaft, so göttlich sie in ihrem Ursprung ist, am Abgrunde ihres Verderbens steht, und daß sie bald sich selbst vernichtet haben wird, wenn Gott sie nicht wieder aufrichtet und wenn ihre Kinder, gerührt von dem Unglücke der Mutter und alles Privatinteresse vergessend, ihr nicht eine kräftige Unterstützung leihen und um das Umsichgreifen des Giftes zu verhindern, bis auf's Leben schneiden."

All dieses war Sixtus nichts Neues, und auf so tiefem Standpunkte auch seine Moralität stand, wie wir aus seiner Lobrede auf Clement sahen, so hatte er doch längst die Absicht, eine Reform des Ordens vorzunehmen. Er ward dazu umsomehr aufgefordert, als selbst der spanische Philipp, der aus den guten Diensten, welche ihm die Jesuiten leisteten, ihre Verwerflichkeit am besten kannte, eine Reform der Mönchsorden in der Absicht verlangte, daß der Orden der Loyoliten dadurch mit getroffen werde.

Man kann sich denken, daß hierdurch die Jesuiten in Allarm geriethen. In ihrer Noth beteten sie Litaneien und — der Papst verließ diese Welt. Dadurch entstand in Rom das Sprüchwort: Wenn der

Jesuit eine Litanei betet, wird der heilige Stuhl erledigt.

Nach Sixtus folgte Gregor XIV., auf dessen Wahl die Jesuiten einen nicht unbedeutenden Einfluß übten und der ihnen somit günstiger war. Er verfluchte in einer Bulle Alle, welche gegen das Institut der Jesuiten Einwendungen machen würden, und Aquaviva erwirkte von der fünften Generalversamlung (1593) ein Dekret, welches dergleichen Leute „ausgeartete Söhne" des Ordens nannte. „Sie verlangen Dinge," fuhr es fort, „welche offenbar die Grundstützen unseres Institutes erschüttern . . . Solche Menschen sind als Urheber von Unruhen, als Verführer der Uebrigen und als Mitschuldige in alle jene Strafen und Zensuren verfallen, welche in den päpstlichen Bullen enthalten sind. Außerdem, daß sie sämmtlich, als Urheber der Entzweiung in der Gesellschaft, gleich Aussätzigen ausgestoßen werden sollen, behält sich der General das besondere Recht vor, sie nach ihrer Ausstoßung nach eigenem Gutfinden zu züchtigen . . ."

Somit war der Friede in der Gesellschaft selbst wieder hergestellt.

In Portugal kam Philipp bei allem Widerstande, welchen ein Theil des Volkes dem fremden Usurpator entgegensetzte, ohne große Mühe zum Ziele und der

geschlagenen Nation blieb auch nicht ein Schatten ihres alten Ruhmes übrig. Die Feinde Spaniens wurden jetzt auch die ihrigen, ihr Handel sank herab, ihr Reichthum zerfloß, von ihren Provinzen gingen mehrere verloren und zuletzt verschwand auch jenes erhabene Gefühl, das nur allein eine unabhängige, ihr selbst eigene Nation empfinden kann, das sie nur allein vorwärts treibt, weil es sie allein zu begeistern vermag — das Gefühl der Nationalität.

So lag sie nun da im Staube vor ihren Traditionen. Die Wissenschaft hatte sie groß und beinahe zur Herrin der Welt gemacht, — der Glaube mußte sie herabdrücken zu den Füßen des schmählichsten Tyrannen.

Johann Jaurigni, Balthasar Gerhard, Peter Panne, die Ermordung beider Oranien. Vertreibung der Jesuiten aus den freien Niederlanden.

Trotz Alexander's von Parma siegreichem Fortschreiten in den Niederlanden verloren die Insurgenten ihre Hoffnungen nicht. Beide Parteien betraten jetzt neben dem kriegerischen auch den diplomatischen Weg, wodurch Parma zwar die zehn südlichen Provinzen für sich gewann, Oranien aber die sieben nördlichen desto fester mit einander verband.

Nun war es nicht mehr ein Gemisch politisch Unzufriedener, welches dem spanischen Feldherrn gegenüber stand und in den kurzen Pausen des Kampfes mit dem gemeinschaftlichen Feinde sich selbst durch seine religiöse Verschiedenheit entzweite, — es war das germanische Element, mit dem man es zu thun hatte und das um so gefährlicher war, als es durchgehends dem höchsten religiösen Fortschritt huldigte und die nothwendigen Folgerungen fühlte, welche dem allgemei-

nen Freiheitsprinzipe auch für das Leben und folglich für den Staat entfließen.

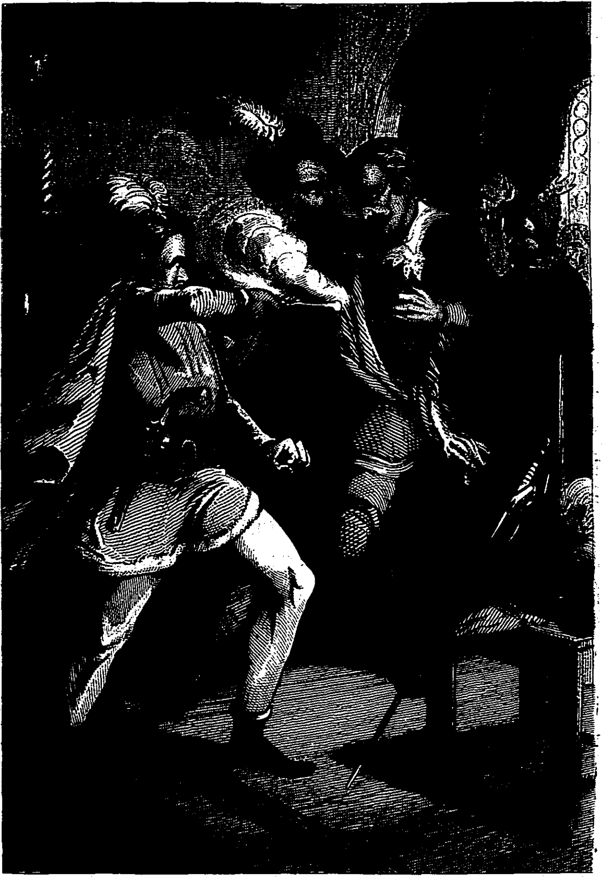
Diese Union, von der Stadt Utrecht, wo sie (1579) geschlossen ward, die utrechter genannt, ging daher gleich von vorn herein einen Schritt weiter. Während die Insurgenten früher nur die Entfernung der spanischen Truppen und die Aufhebung der Religionsedikte gefordert hatten, erkannte sie die spanische Herrschaft nur noch scheinbar an und als von dieser Seite eine neue Achtserklärung Oraniens erfolgte, erklärte die Union ihre Unabhängigkeit. Nur die Rücksicht auf Frankreich, das aus Feindschaft gegen Spanien den niederländischen Aufstand bisher begünstigt hatte, trug man dem Herzoge von Alençon, einem Bruder Heinrich III. die Regierung an, entsetzte ihn aber sofort seiner Gewalt (1583), als er dieselbe mißbrauchte, um sie Wilhelm von Oranien anzuvertrauen.

Diese Wendung der Dinge war für die Jesuiten ein doppelt harter Schlag. Denn nicht nur der Spanier hatte sieben der besten Provinzen verloren — auch die katholische Kirche, d. h. sie hatten derselben Verlust zu beklagen. Daher mußte der Lebensfaden zerschnitten werden, der die Union zusammenhielt und dieser Faden lief vom Herzen des Oranien aus!

So schwach sind die Jesuiten immer gewesen. Nie

haben sie begriffen, daß jede Zuckung am Volkskörper das Resultat einer Idee ist, die im Volksgeiste arbeitet. Nur von Schwärmern, Abenteurern und solchen Menschen, welche die Sinnlichkeit der Massen zu erwecken und ihren unedlen Leidenschaften zu schmeicheln vermochten, wurde ihrer Ansicht nach eine Nation in Bewegung gesetzt. Und dergleichen Subjekte waren Luther, Calvin, Zwingly, — war auch Oranien. Dennoch mußte auch die Revolution sofort vernichtet werden, sobald man ihren Matador beseitigte.

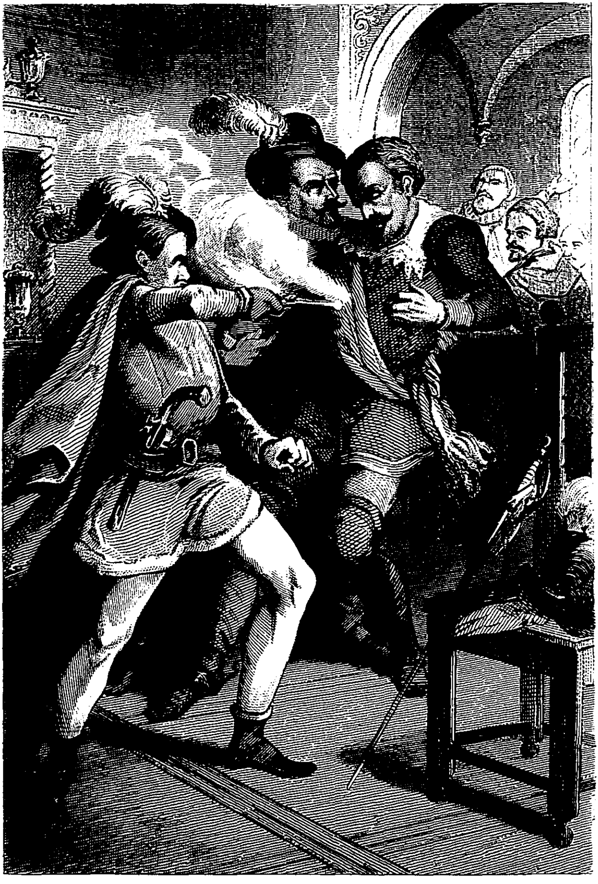
Johann Jaurigni übernahm dieses Werk, um neben seinem katholischen Fanatismus zugleich seinem spanischen Patriotismus zu genügen. Im Jahre 1582 schoß er Oranien durch den Kopf, ohne indeß seinen Zweck zu erreichen, denn die Wunde war nicht lebensgefährlich. Da ihm die Wache auf der Stelle niederstieß, konnte man von ihm selbst keinen Aufschluß darüber erhalten, auf wessen Inspiration er gehandelt hatte. Allein der Umstand, daß man bei ihm den Katechismus der Jesuiten fand, bezeugt zur Genüge seine Verbindung mit dieser Gesellschaft. Auch soll man ermittelt haben, daß er einem Mönche sein Vorhaben in der Beichte enthüllte und von diesem zu dessen Ausführung angefeuert wurde. Aus seiner Schreibtafel, die schwärmerische Gebete und Verhaltungsmaß-



Ermordung Wilhelm's von Oranien

haben sie begriffen, daß jede Zuckung am Volkskörper das Resultat einer Idee ist, die im Volksgeiste arbeitet. Nur von Schwärmern, Abenteurern und solchen Menschen, welche die Sinnlichkeit der Massen zu erwecken und ihren unedlen Leidenschaften zu schmeicheln vermochten, wurde ihrer Ansicht nach eine Nation in Bewegung gesetzt. Und dergleichen Subjekte waren Luther, Calvin, Zwingly, — war auch Oranien. Dennoch mußte auch die Revolution sofort vernichtet werden, sobald man ihren Matador beseitigte.

Johann Jaurigni übernahm dieses Werk, um neben seinem katholischen Fanatismus zugleich seinem spanischen Patriotismus zu genügen. Im Jahre 1582 schoß er Oranien durch den Kopf, ohne indeß seinen Zweck zu erreichen, denn die Wunde war nicht lebensgefährlich. Da ihm die Wache auf der Stelle niederstieß, konnte man von ihm selbst keinen Aufschluß darüber erhalten, auf wessen Inspiration er gehandelt hatte. Allein der Umstand, daß man bei ihm den Katechismus der Jesuiten fand, bezeugt zur Genüge seine Verbindung mit dieser Gesellschaft. Auch soll man ermittelt haben, daß er einem Mönche sein Vorhaben in der Beichte enthüllte und von diesem zu dessen Ausführung angefeuert wurde. Aus seiner Schreibtafel, die schwärmerische Gebete und Verhaltungsmaß=



Ermordung Wilhelm's von Oranien

regeln enthielt, ging wenigstens so viel hervor, daß ihn die Geistlichkeit der katholischen Kirche bearbeitet hatte.

Glücklicher als Jaurigni war vier Jahre später Balthasar Gerhard. Sein Schuß war sicherer gezielt, denn er tödtete wirklich den großen Oranien (zu Delft). Er hatte sich schon seit einigen Jahren mit dem Mordplane herumgetragen. In Trier entdeckte er denselben einem Jesuiten, der ihn belobte und ihm die gewöhnlichen himmlischen Belohnungen versprach, über welche der Orden so freigebig zu verfügen pflegt. Später zog er noch drei andere Loyoliten und einen Barfüßer zu Rathe, die ihm sämmtlich ihren Beifall und ihren Segen gaben. Er erhielt den Lohn, welchen er von der Welt beanspruchen konnte. Ob ihm auch der jenseitige so sicher geworden ist, wird r schwerlich Jemandem wiedersagen.

Wilhelm war verblichen, aber noch lebten viele Zeugen seiner Thaten, noch glühte der Enthusiasmus eines Beispiels. Sein Sohn Moritz von Nassau nahm die Last der errungenen Freiheit auf die Schultern, um sie vor deren Feinde zu retten. Aber eben darum ward er nicht nur der Erbe der Gunst, welche einen Vater den Lorbeer um das Haupt wand, sondern auch der Erbe des Hasses, der den Gemordeten n früh sein Grab grub.

Im Jahre 1595 verhaftete man zu Leyden einen armen Faßbinder, Namens Peter Panne. Er erkundigte sich zu ängstlich nach dem Grafen und erregte dadurch Verdacht gegen sich. Um unschuldig zu erscheinen, warf er seinen Dolch hinweg und dieser wurde nun der Verräther seiner fürstenmörderischen Absichten.

Aus den mit ihm angestellten Verhören ergab sich, daß der Mann weniger verdorbenen Herzens als schwachen Geistes war. Die Jesuiten hatten ihm neben der ewigen Seligkeit, die ihnen nichts kostete und Panne für jetzt noch nichts nutzte, eine jährliche Pension versprochen, was dem Armen am meisten bewegt zu haben scheint. Da sie seiner Herzenseinfalt nicht trauten, gingen zwei Ordensmitglieder verkleidet mit nach Leyden, um ihn zur Vorsicht zu ermahnen, damit der Streich nicht fehlgehe.

Dieser dritte Mordversuch machte das Maß ihrer Sünden in den Niederlanden voll, die obgleich fast ganz protestantisch, doch bis jetzt noch nichts gegen den gesammten Orden unternommen hatten. Die vereinigten Staaten beschlossen seine gänzliche Vertreibung und verboten den Besuch ihrer ausländischen Schulen.

Dessenungeachtet hörte natürlich der Orden nicht auf, seine Wühlereien fortzusetzen. Während die niederländische Regierung ein ganzes Jahrhundert hindurch

die strengsten Maßregeln gegen ihn anwandte, sammelte er die Gebeine der hingerichteten Mörder und betrachtete sie als heilige Reliquien seiner Martyrer, verbreitete er die gemeinsten Schmähschriften gegen die Staats- und Gerichtsverwaltung, schickte er Emissaire zu den zerstreut umher wohnenden Katholiken, ja so verwegen waren die Jesuiten, daß sie zu diesem Zwecke in Leyden und Utrecht Centralbureaux errichteten, denen ein besonderer Provinzial vorstand. Niemals ist es daher auch ganz gelungen, irgend ein Lande vollständig von ihnen zu reinigen. Sie gleichen dem Schatten, der nothwendig dem Lichte folgt und der um so dichter ist, je heller des Lichtes Strahlen sprühen. Wo die Aufklärung sich aus der Nacht des Geistes herausarbeitet, sind sie, wo das Gute mit dem Bösen streitet, die Tugend mit dem Laster, der Fortschritt mit dem Stillstand und das Leben mit dem Tode kämpft, da wird und da muß immer ihre Heimath sein.

Die Jesuiten in Polen, Siebenbürgen und Rußland.

Es war um 1570, als es den Jesuiten nothwendig schien, auch Polen mit ihrem Institute zu beglücken. Dort lag für sie ein ungeheures Feld offen, das zu seiner Bearbeitung einlud. Denn Jedermann hatte zwar seine formale Religion, aber es hätte sonderbar geschienen, ihn darnach zu fragen. Darum lebten griechische und römische Katholiken, Lutheraner, Calvinisten, Wiedertäufer, Juden und andere Sektirer ruhig und duldsam neben einander. Diese Toleranz war zwar keine bewußte und grundsätzliche, denn man findet sie überall, wo das Volk noch seine ganze Kraft anwenden muß, um der Natur die nothwendigsten Bedürfnisse des materiellen Lebens abzuringen. In der That ist sie also nur religiöse Gleichgültigkeit. Erst dann, wenn der Geist, minder beansprucht durch die Sorge für das physische Sein, sich selbst genügen kann, erwacht der Gedanke mit seiner propagirenden Thatkraft.

Aber immerhin ehrte jener Zustand das Volk der Polen. Sie hatten sich rein erhalten von jener Anschauung, welche das Wesen des Glaubens in der Vernichtung oder mindestens Verachtung Andersdenkender sucht und wozu die Lehrer aller religiösen Systeme seit den frühesten Zeiten Veranlassung gaben.

In diesen Verhältnissen lag es daher auch, daß man die Jesuiten bei ihrem Erscheinen wenig beachtete. Trotz der Unterstützung des Bischofs von Wilna, vermochte sich der Provinzial Magius keiner glänzenden Fortschritte zu rühmen. Endlich fanden sie den Schlüssel zum Herzen der Nation. Er lag in den Händen des Königs Stephan Bathory, der 1575 zum Throne gelangte.

Nicht nur, daß ihnen dieser Fürst in seinem Reiche eine Menge Kollegien und Häuser gründete, bewog er auch seinen Etwas mißtrauischen Bruder, Christoph, Fürst von Siebenbürgen, sie in seinen Staaten aufzunehmen und ihnen die Erziehung seines Sohnes Sigismund anzuvertrauen. Der gute Bathory — er wollte sein Volk durch die als trefflich gerühmten Lehrer zur Civilisation emporheben und ahnete nicht, daß sie Unkraut in den Waizen säen würden.

Die Jesuiten breiteten sich schnell über ganz Po-

len aus. In kaum 20 Jahren hatten sie ebenso viele Kollegien und Prüfungshäuser geschaffen und Polen in zwei Provinzen eingetheilt. Aber eben so schnell hatte sie der natürliche Verstand durchschaut. Die Kritik, welche sie hier erfuhren, war weit schärfer als selbst die der Franzosen. Man griff ihre Methodik an, die aller Welt vor Augen lag. Dadurch wurden sie viel wirksamer geschlagen als durch Bekämpfung ihrer Prinzipien, die sie entweder leugneten oder mit einer sophistischen Dialektik vertheidigten, welche die gesunde Vernunft zum Schweigen brachte. Ein polnischer Edelmann verfaßte in diesem Sinne eine Schrift, die er dem Adel übergab, um auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welche das Reich durch die Jesuiten gestürzt werde. Man behauptet, sagt er u. A., die Jesuiten seien Stützen des katholischen Glaubens. Gut. Aber wie unterstützen sie ihn? In Krakau hatten sie die katholischen Geistlichen ohne Unterschied des Alters vertrieben, um sich ihrer Kirchen zu bemächtigen, in Weiß-Rußland rissen sie die fruchtbarsten Güter an sich, beraubten die reichen Bürger und schleppten die Kostbarkeiten der Edelleute fort, um palastähnliche Kollegien zu bauen. Und wenn die Jesuiten, wie sie behaupten, nur allein die Kirche stützen, wie kommt es denn, daß dieselbe fünfzehn Jahrhunderte hindurch ohne sie und

in Frieden bestand? Man sagt: sie sind die besten Lehrer. Zugestanden. Doch wie kommt es denn, daß die Kanzeln und Lehrstühle mit den elendesten Stümpern besetzt sind und daß die besten Köpfe an den Hof geschickt werden. Wie kommt es, daß die von ihnen erzogenen jungen Edelleute nicht eher Etwas für den öffentlichen Dienst taugen, bis sie auf Reisen vergessen haben, was sie in ihren Schulen erlernten? Man sagt: sie pflanzen die katholische Religion fort. Recht schön. Aber kann das, wie sie thun, durch Verfolgung, Ungestüm und Grausamkeit geschehen? Wie vermögen sie die Protestanten zu bekehren, wenn sie ihnen in Krakau den Tempel verbrennen und in Polock die Presbyterien rauben? Man behauptet ihre Nothwendigkeit im Staate, sie müssen also nützlich sein. Allein seit sie in Polen sind, hassen sich die verschiedenen Religionsangehörigen und die Katholiken selbst sind getrennt. Die Geistlichkeit betrachtet den Adel mit Argwohn, dieser wieder den König, die Königswahlen werden von ihnen beeinflußt und in Liefland, Litthauen, Riga und Volhinien entstehen Unruhen, die sie erweislich erregt haben. Wie reimt sich das zusammen?

So ungefähr der hellsehende Pole. Leider hat er wenig ausgerichtet, denn die Jesuiten leisteten dem Hofe zu wichtige Dienste in seiner antirussischen Politik.

Man wies sie bis auf den königlichen Beichvater vom Hofe und machte sie durch ihre Einpferchung in die Schulen nur noch gefährlicher. Das Volk ward fanatisirt durch sie und schwächte fast zwei Jahrhunderte lang durch die grausamsten Verfolgungen der Bekenner anderer Religionen seine Kraft, so daß es zu jedem Aufschwung unfähig ward. Indessen mögen wir solche Schmach ihm billig vergessen, seitdem hunderttausende seiner Söhne im Kampfe für die Freiheit der Völker verblutet sind.

Unglücklicher waren die Geschäfte der Jesuiten in Siebenbürgen. Christoph Bathory hütete sich wohl, ihnen allzu viele Gewalt einzuräumen; dazu trieb ihn die Achtung der verschiedenen Bekenntnisse seiner Unterthanen, wie seiner Fürstenwürde. Aber der brave Fürst vernichtete die Wirksamkeit seiner Politik durch seines Sohnes Erziehung. Als er starb, war Sigismund unmündig und während der siebenjährigen Vormundschaft brachten sie es wenigstens dahin, das Schulwesen in ihre Gewalt und ihr Verfolgungssystem in flotten Gang zu bringen.

Noch günstiger gestaltete es sich für sie, als Sigismund selbst regierte. Er ließ Jesuiten aus Polen, Deutschland, Spanien und Italien kommen, um ihr Heer zu vermehren, machte ihnen bedeutende Schen-

kungen und sah ruhig zu, wie sie fürstliche Domänen an sich rissen, protestantische Prediger aus ihren Gemeinden vertrieben und sich allen Grausamkeiten gegen die Ketzer hingaben.

Das empörte endlich die Stände, welche sich 1588 in einer energischen Schrift an den Fürsten wendeten und ihre Vertreibung forderten. Umsonst suchten nun die Jesuiten sich durch Leugnen alles dessen zu vertheidigen, was ihnen der Adel zur Last legte, — der Fürst wagte sie gegenüber seiner mächtigen Edelleute nur schwach zu beschützen. Alles was er thun konnte, war, daß er die Stände hinzuhalten und zu begütigen suchte, inzwischen aber den geängstigten Jesuiten neue Beweise seines bekannten Wohlwollens gab. Allein die Stände traten von Neuem vor den Fürsten und schilderten ihm den wahren Zustand des Landes. Jetzt mußte er sich endlich entschließen, seine Freunde fallen zu lassen. Durch ein Dekret vom 16. Dezember 1588 wurden die Jesuiten aus Siebenbürgen vertrieben, freilich auf eine Weise, die sie berechtigen mag, die Aufhebungsakte selbst als ein ehrendes Zeugniß für sich anzuführen. Sigismund erklärte darin, daß er gegen sein besseres Wissen handle und die Jesuiten nur verstoße, „um die Stände, die es so haben wollen, von seiner Gnade zu überzeugen.“

Ein so schmeichelhaftes Zeugniß vermögen sie freilich aus Rußland nicht aufzuweisen. Hier wie in Polen und Siebenbürgen ging ihre Absicht zu allernächst dahin, alle Staatseinwohner der römischen Kirche zu unterwerfen. Das konnte in Rußland, wo das Staatsoberhaupt zwar nicht so erklärt wie heute, — denn den Patriarchen stürzte erst Peter M. — doch aber durch seine absolute Gewalt zugleich Kirchenoberhaupt war, allerdings weit schneller gelingen, als in den andern beiden Reichen. Deshalb boten sie alle ihre Geschicklichkeit auf. Sie sandten den durch die Waldenser-Verfolgungen bekannten Posserin und mit ihm eine Menge anderer Jesuiten verkleidet in den Czarenstaat und brachten es auch wirklich soweit, daß der Kaiser Iwan Wasiliewitsch Hoffnung auf Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche machte. Diese Hoffnung ward ihnen indeß von einer ungeahnten Seite her gänzlich vereitelt. Englands Botschafter in Rußland konnte dem Czaren aus der neuesten Geschichte seines Vaterlandes Wahrheiten von der Anmaßung und der Verdorbenheit des päpstlichen Stuhles erzählen, welche Ersterem alle Lust benahmen, sich den Befehlen des Hauptes der Alleinseligmachenden zu unterwerfen. Außer diesem verunglückten aber auch ihre sonstigen Unternehmungen. Die Russen konn-

ten keinen Geschmack an der römischen Religion finden und um ihre Wege ganz ungangbar zu machen, mußte eine so furchtbare Theuerung entstehen, „daß man Mütter fand, welche ihre eigenen Kinder verzehrten.“

Der Czar starb. Ihm folgte Fedor I. und diesem der Usurpator Boriz Ghodunow, der sich der Krone durch Ermordung des Thronerben Demetrius bemächtigte. Die Russen, soweit sie überhaupt eine Meinung hatten, waren unzufrieden ob solcher That und obgleich sie Boriz sehr einsichtsvoll regierte, schienen sie doch Gelegenheit zu geben, den Papismus auf einem andern Wege triumphiren zu lassen. Man ließ sie nicht ungenutzt vorübergehen.

Ein russischer Mönch, Grischka Otrepiew, gab sich für den wahren Demeter aus, indem er behauptete, daß der von Boriz gemordete ein untergeschobenes Kind gewesen. Um sich der Hülfe des polnischen Hofes zu versichern, wandte er sich an die allmächtigen Jesuiten und versprach diesen für die Anwendung ihres Einflusses nicht nur ihren Orden im russischen Reiche aufzunehmen, sondern auch selbst zur päpstlichen Kirche überzutreten. Der Handel ward geschlossen. Otrepiew wurde in den katholischen Glaubenslehren unterrichtet, inzwischen aber Alles aufgebo-

ten, um mit einem mächtigen Kriegsheere in Rußland einzufallen. Hier hatte sich die Sage verbreitet, der wahre Demeter lebe noch. Diese Sage ward benutzt, um die Einbildungskraft der Russen von Bedeutung zu erhitzen und sie auf das vorzubereiten, was kommen sollte. In Polen aber gewannen sie den alten Woywoden von Sendomir, der seine Schätze herzugeben bereit war, wenn Otrepiew seine Tochter zur Kaiserin erhöbe. Diese Bedingung konnte man natürlich leicht eingehen. Nun fehlte nur noch der Schutz des Hofes. Allein auch diesen zu erlangen machte keine Schwierigkeiten. Der falsche Demeter ward dem Fürsten vorgestellt und dieser genehmigte ohne vieles Bedenken die Werbung eines Heeres in Polen, denn Rußlands aufkeimende Macht zu schwächen um sich seiner selbst schließlich zu bemächtigen, das war schon längst der leitende Gedanke der polnischen Politik und die Jesuiten unterstützten ihn. Sogar Se. Heiligkeit in Rom mußte ihr Wort drein geben. Sie verhieß ihren gnädigen Beistand.

Im Jahre 1605 überschritt Otrepiew an der Spitze eines Heeres die russische Grenze. Das Volk jauchzte ihm entgegen, die Bojaren gingen zu ihm über, er schlug das feindliche Hauptheer in einer furchtbaren Schlacht und zog nach 6 Monaten als Sieger in der

Hauptstadt ein. Boriz hatte sich schon vorher aus Verzweiflung vergiftet.

Allein der Enthusiasmus des Volkes wich bald einer entgegengesetzten Stimmung. Aus Angst, daß sein Betrug entdeckt werden könne, suchte er seine Macht durch grausamen Schrecken zu befestigen und sein Gewissen durch verschwenderische Festgelage zu betäuben. Trotzdem vergaß er jedoch nicht den Jesuiten sein Wort zu halten. Er baute ihnen ein Kollegium in Moskau und hatte die neuerliche Genugthuung, daß ihm der Jesuit Knermkowsky eine großartige Lobrede hielt, und der Stellvertreter Christi wegen Ausbreitung des Ordens mit ihm in Unterhandlungen trat.

Die Unzufriedenheit der Großen stieg immer höher, je mehr sie die Polen, mit denen sich der Czar umgab, bevorzugen und ihre eigenen Reihen durch Ermordung lichten sahen. Es entstand unter der Leitung des Knäs Wasilei Schuiskoi, der in einem unbewachten Augenblicke des Kaisers schwergedrücktes Gemüth durchschaut hatte, eine Empörung des Volkes, in der der falsche Demeter ermordet wurde. Er hatte kein volles Jahr regiert.

Nun nahm auch die Freude der Jesuiten ein Ende. Diese mußten das Reich verlassen und zogen viele Katholiken mit ins Unglück. Denn Schuiskoi, der nun

den Thron bestieg, konnte es dem Papste nicht vergeben, daß er den Betrüger unterstützt und nach dem Sturze der russischen Nationalkirche gestrebt. Deshalb rächte er sich an dessen geistlichen Unterthanen.

Später versuchten die Jesuiten im Einverständnisse Polens zwar noch mehrere Male, das russische Volk durch Aufstellung falscher Demeter zu empören und den russischen Thron in ihre Gewalt zu bekommen, allein das Mittel war abgenutzt. Das Volk ließ sich nicht noch einmal betrügen. Die Prätendenten endeten unter den Händen des Henker. Dennoch sollten die Hoffnungen der Jesuiten noch einmal wieder aufleben, um dann aber auf lange Zeit gänzlich zu verschwinden.

Die Jesuiten in den skandinavischen Reichen. Fortsetzung von Polen und Rußland.

„Deutsch und frei wird die Geschichte noch als synonyme Begriffe aufstellen". Das ist die Aeußerung eines in der Literatur leider unbekannten tiefen Denkers. Und in der That sehen wir überall, wo germanischer Geist lebt, Fortschritt, Revolution. Von ihm ging der Orkan aus, der die Zwingburg der geistigen Knechtung zerstörte, aber seine Schwingungen hörten auf, wo er an fremde Nationalitäten schlug. Noch ist er nicht fertig mit seiner inneren Befreiung. Aber er wird seine Arbeit vollenden. Heraustretend in die Welt, — in den Staat — wird er dann einen Bau beginnen, der, wie er selbst, unendlicher Vervollkommnung fähig und unzerstörbar, andere Stämme zur Bewunderung zwingen muß, welche nach der äußeren Entfesselung strebten, bevor sie mit der inneren begonnen.

In Dänemark und Schweden war das deutsche Element unvermischter als in Deutschland, in beiden

Ländern hatte sich also die Reformation mit beispielloser Schnelligkeit verbreitet. Man weiß, welche Opfer sie Deutschland in den spätern Kämpfen brachten, denn die Namen Christian's IV. und Gustav Adolph's sind ja unvergeßlich.

Aber eben diese Anhänglichkeit der Skandinavier an den Fortschritt, der sich selbst in ihren gesellschaftlichen Institutionen darstellte, war für die Jesuiten nur ein Grund mehr, auf ihre Eroberung auszugehen. Polen und Schweden schienen einen natürlichen Zusammenhang zu haben, denn um beide Reiche zu vereinigen hatte ja Johann III. die polnische Katharina Jagellona erheirathet, und daß sich Schweden mit Dänemark verbinden ließ, bewieß die kalmarische Union, welche 125 Jahre bestand. Nimmt man nun noch die polnische Politik in Hinsicht auf Rußland hinzu, so kann man sich eine schwache Vorstellung von den Riesenplänen machen, welche die Jesuiten in den nordischen Gegenden verfolgten und ganz denen entsprachen, womit sich in den südlichen ihr Geist beschäftigte.

Als der schicklichste Angriffspunkt mußte Schweden erscheinen. War dieses gewonnen, so wurde Dänemark von selbst nachgezogen. Sie eröffneten also ihre Operationen. Johann III. ward von seiner ka=

tholischen Gemahlin für ihren Glauben bearbeitet und entschloß sich selbst, die Jesuiten herbeizurufen. Sie kamen und wurden am Hofe mit Freuden aufgenommen. Lorenz Nikolai war ihr Anführer. Um desto erfolgreicher wirken zu können, gaben sie sich für Protestanten aus und der König machte sich keine Bedenken, Nikolai zum Professor der protestantischen Theologie zu ernennen. Zugleich trug er ihm auch auf, eine neue Liturgie zu entwerfen. Allein der Pseudoprotestant ging zu hitzig zu Werke. Indem er über die lutherischen Lehrsätze las, machte er sie lächerlich und erregte einen solchen Skandal, daß sich die Stände über Religionsbetrug beschwerten. Jetzt wies die Geistlichkeit auch die Liturgie zurück und scheute selbst die härteste Bestrafung nicht. Das Volk wurde rege und das Unternehmen bedenklich.

In solcher Bedrängniß wendete sich der König an den Papst, allein dessen Rath war nicht sehr tröstlich. Er rieth — wie immer — zur Anwendung offenbarer Gewalt und sandte ihm den unvermeidlichen Posserin.

Diesen Weg wagte indessen Johann doch nicht zu betreten — durch verborgene, allmählige und geräuschlose Propaganda hoffte er sicherer zum Ziele zu kommen. Er ließ in der Hauptkirche eine neue Kanzel

für Nikolai bauen, auf der der Jesuit bewies, daß die Heiligenverehrung ein evangelischer Glaubenssatz sei. Später grub man die Gebeine Erichs XIV. aus, des Königs älterer Bruder, den er hatte vergiften lassen. Man ließ sie in Gold fassen und trug sie, die Gewissensbisse des Königs zu besänftigen, als Reliquien herum.

Nach solchem Unfuge durfte man auch Wichtigeres wagen. Die fähigsten Köpfe der Jugend wurden in auswärtige Jesuitenschulen gesandt und der König trat nun selbst zum Katholizismus über. Seinen Sohn Sigismund hatte er längst ihrer Erziehung übergeben. Um aber auch unter dem Volke Fortschritte zu machen, streute man Schriften unter dasselbe, welche das protestantische Bekenntniß im gehässigsten Lichte darstellten. Die Jesuiten waren also auf dem besten Wege und in einigen Jahren war für sie vielleicht Alles gewonnen. Da macht ihnen Katharina, ihre mächtigste Gönnerin, einen Strich durch die Rechnung — sie stirbt. Puffendorf erzählt, daß sie ihren Sohn auf dem Todtenbette einen Eid schwören ließ, als Katholik zu sterben, daß sie sich aber auch noch mit den Jesuiten entzweite. Zu sehr beängstigt, im Fegefeuer eine Zeit lang braten zu müssen, suchte ihre Seele Trost und der Jesuit Stanislaus, ein Warschauer, gab

ihr ihn in zu reichlichem Maße. „Das Fegefeuer," versicherte er ihr, „sei eine bloße Erfindung, die nur den Zweck habe, das gemeine Volk zu zügeln."

Der König liebte die Freuden des Ehebettes zu sehr, um sein Leben als Wittwer zu beschließen. Er heirathete die so schöne als gewandte Gunila Bilke, die sein schwaches Gemüth bald so umstimmte, daß er den Katholizismus verabscheute und die Jesuiten schneller aus dem Reiche entfernte, als sie gekommen waren.

Das war ein schlechter Lohn für so viele Arbeit. Indeß verzagten die Verbannten nicht. Noch lebte ja der Erbprinz Sigismund, ihr wohlgerathener Zögling.

Im Jahre 1587 ging in Polen Stephan Bathory, Johanns Schwiegervater mit Tode ab. Johann bemühte sich die Königswahl auf seinen Sohn zu lenken. Die Jesuiten unterstützten ihn, aber sicher nicht aus Dankbarkeit. Sigismund ward gewählt und ging nach Polen.

Als fünf Jahre später auch sein Vater von der Welt Abschied nahm, benutzten die Stände des Reichs die Thronvacanz, um auf einem Reichstage zu Upsala die Abschaffung der verhaßten Liturgie zu beschließen, das evangelische Bekenntniß als das des Reichs zu er-

klären und alle Katholiken von den Reichsämtern auszuschließen. Sie machten die Bestätigung dieser Beschlüsse zur Bedingung der Anerkennung des Thronfolgers.

Sigismund erschien in Gesellschaft eines Legaten und einer Masse von Jesuiten. Er vernichtete, was unerhört war, die Beschlüsse der Stände und fing schon an, mit Gewalt und römischem Gelde die päpstliche Lehre einzuführen.

Da erwachte das Volk von Neuem. Es drohte ihm, seinem Vater-Bruder, dem Herzoge Karl von Südermanland die Krone aufzusetzen. Jetzt rieth selbst der Legat zum Nachgeben, natürlich unter dem Vorbehalte, die Versprechen, als gewaltsam erpreßt, später zurück zu nehmen. Sigismund versprach Alles, fest entschlossen, den seiner Mutter geleisteten Schwur zu halten, und kehrte nach Polen zurück und die Jesuiten triumphirten, denn sie standen nun ihrem Zwecke einen Schritt näher: die Kronen Polens und Schwedens lagen auf Einem — und was noch mehr sagen will — auf einem katholischen Haupte.

Bald gingen sie nun schneller vorwärts. Sigismund übertrug die hohen Staatsämter an Katholiken, führte in Stockholm den katholischen Gottesdienst ein und bestrafte die da murreten mit Kerker und andern

Bußen. Zugleich bedrohte er den Herzog Karl mit Meuchelmord, vor dem sich dieser aber noch zeitig genug in Sicherheit setzen konnte.

Allein so mochte er nicht einmal in Polen auftreten dürfen, in Schweden durfte er es aber nimmermehr. Die Stände machten noch einmal ernstliche Vorstellungen und ernannten inzwischen Karl zum Reichsverweser. Nachdem auch dies nichts fruchtete, forderten sie ihn bei Verlust der Krone zur Rückkehr auf.

Darauf kehrte Sigismund zwar zurück, aber in Begleitung eines polnischen Heeres (1598). Dasselbe wurde bei Stangebroe geschlagen und Sigismund floh nach Polen zurück. Noch einmal richteten die langmüthigen Stände jene Aufforderung an ihn, ja sie wollten sich sogar mit der Sendung seines Sohnes Wladislaw begnügen, der, als ihr künftiger König, protestantisch erzogen werden sollte. Sie setzten ihm dazu eines vollen Jahres Frist. Allein der König blieb taub. Er lag zu sehr in den Schlingen der Jesuiten, die ihn, um die beiden Pole ihrer nördlichen und südlichen Politik einander näher zu rücken, mit einer Prinzessin Oestreichs, also einer Verwandten Philipp II. von Spanien vermählt hatten. Mithin ward er der Krone für verlustig erklärt, die Karln, dem

Vater des großen Gustav, im Jahre 1604 übertragen wurde.

Inzwischen suchte sich Sigismund nach einer andern Seite hin schadlos zu halten. Er griff Rußland unter Schuiskoi's Regierung an; vielleicht, daß er hoffte, wenn er Rußlands Meister wäre, leichter auf den entrissenen väterlichen Thron gelangen zu können. Und wirklich gelang es auch seinem Sohne Wladislaw, trotz der Hülfe, welche der nunmehrige Karl IX. von Schweden den Russen gegen ihren gemeinschaftlichen Feind leistete, nach unendlichem Blutvergießen siegend in Moskau einzuziehen und, trotz der Ansprüche Schwedens, seine Wahl als Czar zu erzwingen. (1607.)

Allein Otrepiew's Geschick hatte die Polen nicht klüger gemacht. Wladislaw beleidigte die Russen, indem er sie schimpflich zurücksetzte, erregte ihren Haß, indem er die Schätze des Reiches nach Warschau schleppte und empörte ihr Gemüth, indem er ihnen mit rücksichtsloser Hartherzigkeit den Katholizismus aufzwang. Die Russen in ihrer Nationalität und in ihrem Glauben bedroht sowie an ihrer Ehre gekränkt, sammelten ein Heer und trieben Wladislaw sammt seinen Landsleuten und Jesuiten zum Lande hinaus. Polens Erobererrolle fiel von nun an Rußland zu!

Die Maßregeln gegen die Katholiken werden jetzt strenger als vorher. Man sah sie als eine Forderung der Selbsterhaltung an. Von Unduldsamkeit gegen andere Sekten war jedoch keine Rede. Einig in der Aeußerung des edelsten Gefühls, banden die Russen ihre Interessen an die des Thrones und machten diesem die Entwickelung des Handels, des Gewerbfleisses und der Cultur in ihnen möglich, während Polen immer mehr verfiel und schließlich durch seine religiöse Zwietracht, die auch das Staatsleben verpestete, wie Portugal, ein Raub des Stärkeren ward.

Das ist das Gericht der Geschichte. Sie schlägt und vertilgt jedes Volk, das sich der Geistesherrschaft beugt und auf des wahre Leben: die W i s s e n s c h a f t verzichtet.

Die Jesuiten in Venedig und ihr Abzug aus der Republik.

In den Republiken des Mittelalters und besonders in der Venedigs waren zuerst die Wahrheiten der Staatswissenschaft zum Bewußtsein gekommen. Eine unabweisbare Folge davon mußte die Erkenntniß der Unvereinbarkeit der geistlichen Autorität mit dem Volkswohle sein. Der Konflikt des Senats mit der Geistlichkeit konnte also nunmehr nicht lange ausbleiben und die Jesuiten, die in Streitigkeiten bisher immer ein Interesse fanden, gaben ihm den verwerflichsten Charakter.

Ein Augustiner hatte ein Kind geschändet und dann gemordet, ein anderer Priester hatte eine Dame zu nothzüchtigen gesucht, und da ihm dies nicht gelungen, sie durch Karrikaturen bloßgestellt, ein Dritter, der Abt eines Klosters, wurde des Straßenraubs, des Vater- und Brudermords und der Blutschande mit

seiner Schwester überwiesen. Diese drei Geistlichen, welche uns ein hinreichendes Bild von dem damaligen sittlichen Zustande ihrer Klasse geben, hatte die Republik festgenommen und der erstere war zum Tode verurtheilt worden.

Hierdurch hatte die Republik ein wichtiges Kirchenrecht: die Straflosigkeit der Geistlichen vor den weltlichen Behörden, verletzt. Der Richterspruch über sie kam nur den Kirchenobern zu, die, wie die Erfahrung bewiesen hatte, nie über kirchliche Zensuren in der Bestrafung hinausgingen.

Es ist erklärlich, daß die Jesuiten, welche mit diesem wichtigen Rechte der Kirche jedes andere und auch ihre eigenen ausschweifenden Privilegien bedroht sahen, den päpstlichen Stuhl in förmlichen Alarm setzten. Bei ihm vertrat der berüchtigte Bellarmin ihre Interessen.

Allein der Senat behauptete: daß, wer sich gegen den Staat vergehe, auch vom Staate bestraft werden könne, und um seine Furchtlosigkeit zu beweisen, faßte er zwei gleichwichtige Beschlüsse. Der eine verbot, ohne seine Einwilligung weder neue Kirchen, Hospitäler und Klöster zu erbauen, noch neue geistliche Orden und Gesellschaften einzuführen. Der andere erlaubte es keinem Bürger, durch Testament, Verkauf oder auf eine

andere Weise ohne sein Vorwissen unbewegliche Güter an die Geistlichkeit abzutreten. Auf die Uebertretung dieser Verordnungen hatte er Gütereinziehung, Galeerenstrafen und andere Bußen gesetzt.

Im Grunde waren beide Verbote nur staatswirthschaftlicher Natur. Die Masse von Kräften, welche in der gesammten Geistlichkeit lagen und die die Produktion nicht beförderten, während sie die Konsumtion vermehrten, verhinderte die kräftige und tiefgehende Entwickelung des Wohlstandes eben so sehr, wie die erstaunliche Menge unbeweglicher Güter, welche in ihren faulen Händen war. Es ist also unnöthig, diese Schritte — wie es gewöhnlich geschieht und auch von den Jesuiten geschah — als vorzugsweise gegen die Jesuiten unternommenen aufzufassen. So viel ist aber gewiß, daß man die Letzteren haßte, weil sie den Frauen der Senatoren in der Beichte Regierungsgeheimnisse zu entlocken suchten und den Verdacht der Spionerie in spanischem Interesse auf sich gezogen hatten.

Die Jesuiten wählten stets die kürzesten Wege zu Erreichung ihrer Ziele. So auch dies Mal. Bellarmin, ihre Kreatur, bewog Paul V. mit aller Gewalt gegen Venedig aufzutreten. Der Papst gehorchte. Er sprach 1606 den Bannfluch über den Senat aus und belegte zugleich ganz Venedig mit dem

Interdikt. Allein man hatte sehr falsch gerechnet, wenn man glaubte, daß der Senat erschrecken und das Volk, des Gottesdienstes beraubt, sich gegen denselben in Aufruhr setzen werde. Die Staatsgewalt ruhte auf zu festen Grundlagen, das Volk ehrte sie, vielleicht weil es zugleich die Weisheit ihrer Maßregeln begriff und dem Volke schlossen sich auch die ältern geistlichen Orden an, die trotz des Interdikts öffentlichen Gottesdienst hielten. Blos die Jesuiten weigerten sich dessen.

Der Senat war darüber nicht böse. Dies war der erste Schritt der Jesuiten auf dem Wege aus der Republik, sie kamen also seinen Wünschen nur entgegen. Aber die Jesuiten sahen ihre Gefahr recht wohl ein und suchten eiligst wie sie ihre Schätze retteten. Sie erboten sich deshalb schließlich, zwar allgemeinen Gottesdienst zu halten, behielten sich aber vor, um dem Papste wenigstens einen Theil des Gehorsams abzutragen, die Messe bei geschlossenen Thüren zu lesen.

Der Doge errieth sogleich, wo sie hinauswollten. Er ließ ein Verzeichniß ihrer Kirchengeräthe und Bücher aufnehmen und verordnete, daß sie sofort das venezianische Gebiet zu räumen hätten.

So schnellen Entscheid hatten sie nicht erwartet, daher beschlossen sie, durch ihren Abzug noch einmal an das Volk zu appelliren. Man wollte in feierlicher

Prozession, das Kruzifix voran und mit Gesang die Republik Venedig verlassen und, damit der Zug noch imposanter werde, beredeten sie die Kapuziner, sich ihnen anzuschließen.

Doch auch dieses Manöver mißglückte. Statt sie zurückzuhalten, verwünschte sie das Volk. Es hatte große Lust, ihnen einen Steinregen als Abschiedssalve nachzusenden und verursachte der Regierung nicht wenig Mühe, die Emigranten zu beschützen.

Der Senat konnte sich an den zurückgelassenen Gütern der Jesuiten nicht eben sehr bereichern, denn sie hatten noch Zeit genug gehabt, alle bewegliche Habe von Werth dem spanischen Gesandten und ihren Freunden zur Aufbewahrung zu übergeben, viele Silber= und Goldgeräthschaften einzuschmelzen und die geheimen Schriften zu verbrennen.

Dagegen hetzten sie nun die europäischen Mächte gegen den Freistaat auf, um sich an ihm zu rächen und zwangen ihn dadurch Vorbereitungen zu allenfallsiger Vertheidigung zu treffen. Gleich kräftig betrat die Repulik auch den Weg der Kontroverse. Bellarmin schrieb mit seiner gewandten Feder gegen den Senat, fand aber an dem Staatskonsulator, den Servitenmönch Paul Sarpi, einen Meister, der all seine Widersprüche aufdeckte und ihn ad absurdum führte.

Auch zu lächerlichen Mitteln nahmen die Jesuiten ihre Zuflucht, denn um die Republik an den auswärtigen Höfen zu demüthigen, schlossen sie deren Gesandten vom Gottesdienst aus.

Inzwischen schadeten sie doch der Republik ungemein. Die auswärtigen Mächte zeigten sich schwierig, die Vermittelung zwischen ihr und dem Papste zu übernehmen, die italienischen Fürsten untersagten die Truppenwerbungen Venedigs in ihren Staaten und um die Verwirrung auch in ihrem eigenen Kreise zu vergrößern, beschwerten sich die Venezianer, daß ihnen ihre Kinder den Gehorsam und ihre Weiber die ehelichen Pflichten verweigerten, weil die Jesuiten, welche theils von der Grenze aus, theils durch Emissäre wirkten, die Erfüllung solcher kindlichen und beziehendlich ehelichen Pflichten gegen die mit dem Interdikte Belegten für Todsünde erklärt hätten. So zarter Natur indessen diese Beschwerden waren, so konnten sie doch den Senat nicht zur Aenderung seiner Politik bestimmen. Vielleicht hoffte er, daß die Frauen später selbst die Initiative zur Versöhnung mit ihren Eheherren ergreifen würden.

Der päpstliche Hof war bei dieser konsequenten Haltung der Republick in nicht geringer Verlegenheit. Die Mächte, welche er gegen sie aufgeboten hatte, wa-

ren entweder mit andern Feinden beschäftigt oder suchten die Wunden eben erst beendigter Kriege zu heilen und vielleicht schien ihnen auch der ganze Streit zu sehr Lappalie, als daß sie sich hätten mit Venedig in Streit einlassen sollen. Er griff also in seinen Allmachtsköcher, um noch einmal seine eigenen, freilich allzu abgestumpften Pfeile zu versuchen.

Es war ein Nationalzug der Italiener, daß sie Jubiläen und Abläße als die größten Geschenke der Päpste verehrten. Paul machte ihnen ein solches Geschenk, schloß aber Venedig davon aus. Das mußte seiner Ansicht nach die Republik umkehren, denn wie hätten die glaubensfesten Venezianer, blos durch die Halsstarrigkeit ihrer Regierung, sich dieser himmlischen Segnungen berauben lassen sollen! Dennoch verfehlte auch dieser Kunstgriff das Ziel, obwohl die Jesuiten Alles versucht hatten, das Volk zu fanatisiren. Sogar soweit waren sie gegangen, protestantische Schriften auszustreuen, welche den Abfall von der römischen Kirche verlangten, um den Senat, der hieran nicht im Entferntesten dachte, dadurch in Verlegenheit zu bringen und das Volk zu erbittern.

Jetzt blieb dem Papst nichts übrig, als seinen Freund Philipp III. aufzufordern, sein Schwert in die Wagschale zu werfen. Dieser machte dazu auch

Anstalt, allein die übrigen Mächte, denen der Endpunkt der spanischen Politik längst klar geworden war, beeilten sich sofort auf Venedigs Seite zu treten. Diese Entschlossenheit wehrte das Ungewitter ab und der Kampf wurde nun auf diplomatischem Wege beendigt.

Heinrich IV., den die Geschichte den Großen nennt, hatte die Schwachheit begangen, die Jesuiten wieder in seine Staaten aufzunehmen und sogar Einen von ihnen, den berüchtigten Cotton zum Beichtvater erwählt. Dieser machte ihm zur Gewissenspflicht, den Streit der Republik mit dem heiligen Vater solchergestalt zu schlichten, daß der Jesuitenorden wieder in Venedig Aufnahme finde. Heinrich that sein Möglichstes und schickte den Kardinal Joyeuse — denselben, der den Meuchelmörder Parry bearbeiten half — als Vermittler an die Streitenden. Leider fand er allzu harte Köpfe. Die Republik war zu jedem Vergleiche geneigt, nur die Jesuiten wollte sie nicht wieder aufnehmen und der Papst erbot sich wiederum, jede Bedingung einzugehen, nur diese nicht, denn die Jesuiten hätten ja aus Gehorsam gegen seine Befehle das venezianische Gebiet verlassen. Joyeuse erschöpfte alle seine Ueberredungskunst. Die Republik behauptete fortwährend, daß die Vertreibung der Jesuiten nur wegen ihrer verfassungswidrigen und staatsgefährli-

chen Tendenzen erfolgt sei, demnach mit der Exkommunikazion durch das päpstliche Interdikt in gar keiner Verbindung stehe, so daß selbst Joyeuse sich gezwungen sah, dem Papste zu rathen, daß er seine Interessen nicht denen der Jesuiten opfere.

Auf diese Weise kam endlich eine Ausgleichung zu Stande, die den römischen Hof mit Venedig wenigstens äußerlich versöhnte. Die Jesuiten blieben das Opfer ihrer Intriguen und hatten von nun an kein anderes Mittel, ihre Interessen in der reichen Stadt zu wahren, als sich unter falschen Namen und verkleidet in sie einzuschleichen.

Die Jesuiten in Deutschland.

Um das Jahr 1580 war der Orden in Deutschland bereits zu einer ansehnlichen materiellen Macht gelangt. Schon besaß er zu Wien, Prag, Innsbruck, München, Dillingen, Augsburg, Würzburg, Mainz, Trier, Fulda, Heiligenstadt, Köln, Koblenz und Speier Niederlassungen und Kollegien, und bevor das Jahrhundert erfüllt wurde, hatte er deren auch in Regensburg, Münster, Hildesheim und Paderborn bezogen. Allein man darf nicht glauben, daß es ihm so leicht ward, sich in Deutschland einzunisten. In den meisten Städten widersetzten sich die Behörden seinem Eindringen, so namentlich die von Augsburg, Regensburg und Köln, welche mit ihren Beschwerden selbst bis zum Kaiser gingen, und noch größere Hindernisse legten ihnen die geistlichen Regierungen in den Weg, denn die Domkapitel sahen wohl ein, welch gefährliche Gäste sie an den Jesuiten haben würden. Solcher Widerstand

schob hie und da ihren Einzug hinaus, aber verhindert wurde er trotzdem nicht. Um in den bischöflichen Gebieten ihre Heimath aufzuschlagen, besaßen sie zuweilen Geduld genug, das Ableben der Bischöfe abzuwarten, an deren Stelle sie dann baierische und östreichische Prinzen einzuschieben wußten, die ihnen, als ihren Erziehern, ergeben waren, und was die katholischen Städte betraf, welche noch nicht gute Miene zum bösen Spiele machen wollten, so brachen sie deren Opposition durch kaiserliche Machtgebote und auf andere unwürdige Weise.

Trotz alledem waren die Erfolge ihres Wirkens doch kaum nennenswerth. Die Reformation war dem Volke schon in Fleisch und Blut eingedrungen, täglich mehrte sich die Zahl der Ketzer, die Altgläubigen kamen den Abtrünnigen mit Vertrauen und Liebe entgegen und es war gar nichts Seltenes, Familien zu sehen, von denen die Eltern selbst und auch die Kinder verschiedenen Bekenntnissen angehörten. Man kann sich einen klaren Begriff von dem allgemeinen Abfall machen, den die katholische Kirche erfahren hatte, wenn man bedenkt, daß es selbst in den östreichischen Staaten, die dem Herde der Reformation entfernter lagen und überdies immer einen langsameren Bildungs-

gang einhielten, dreißig Protestanten neben einem Papisten gab.

Ferdinand I. von Oestreich und Albrecht V. von Baiern sahen das Sinken des Katholizismus mit schwerem Herzen. Aber sie konnten es sich trotzdem nicht verhehlen, daß die Wurzel des Uebels in der Kirche selbst, — in der Unwissenheit und Sittenlosigkeit ihrer Diener liege, gestanden dies doch sogar der Erzbischof Anton bei der Eröffnung der prager Provinzial-Synode (1565) und der Bischof Sittich bei der Eröffnung der Constanzer. „Diejenigen," sagte Ersterer, „welche die Ursache und den Ursprung so vieler Heimsuchungen der Kirche und so vieler aus ihr hervorgegangener Sekten in dem sittenlosen Lebenswandel der Geistlichkeit suchen, sind wahrlich nicht weit von der Wahrheit entfernt." Und Letzterer ermahnte die Versammelten: „Seid auch eingedenk, daß das fluch- und verabscheuungswürdige Leben der Priester diesem Uebel (der Reformation) zum größten Theile einen Handhabe gegeben."

Bei so bewandten Umständen konnte kein Wunsch gerechtfertigter erscheinen als der, einen tüchtigen Priesterstamm heranzuziehen. Das tridentinische Konzil hatte ihn formulirt und die Jesuiten, die ja dieses Geschäft als eine Hauptaufgabe betrachteten, ka-

men daher den beiden katholischen Monarchen gerade gelegen. Le Yai wurde zum Direktor der ersten Jesuitenniederlassung in Wien erkoren, der bald ein Konvikt und eine Erziehungsanstalt für adelige Jünglinge angereiht wurden. Sein Nachfolger war der schon oben erwähnte Canisius. Etwas mehr Schwierigkeiten machte der obschon streng katholische, aber doch mildere Albrecht von Baiern. Dieser verstand sich erst dann dazu, ihnen das Kollegium in Ingolstadt zu gründen, nachdem man ihn wegen seiner Duldsamkeit gegen die ketzerischen Baiern als Begünstiger der Reformation ausgeschrieen hatte.

Ungünstiger waren die Aussichten der Jesuiten nach Ferdinand's Tode geworden, obgleich es auch dieser trotz der abmahnenden Vorstellungen der heiligen Väter gewagt hatte, seinen protestantischen Unterthanen den Genuß des heiligen Abendmahles in beiderlei Gestalten (sub utraque) zu erlauben. (1564.) Sein Sohn Maximilian schien noch weiter gehen zu wollen. Er trug eine Selbstständigkeit zur Schau, die erschrecken mußte, und zeigte sich so kaltsinnig für den päpstlichen Hof, daß man Alles von ihm fürchten zu können glaubte. Man versuchte daher noch bei Lebzeiten Ferdinand's den gefährlichen Sohn zu kirren. Der päpstliche Hof sandte den gelehrten Kardinal Ho-

sius nach Wien, der es auch wirklich soweit brachte, daß der Prinz die kirchliche Bewegung als eine unheilvolle zu betrachten begann. Die Hauptwaffe gegen den Protestantismus entlehnte der Kardinal von dieser Sekte selbst, denn die Wuth, mit der sich jetzt Lutheraner, Zwinglianer und Calvinisten bekämpften, bot allerdings ein höchst nichtswürdiges Schauspiel dar, und die Reformation mußte Jedem verhaßt werden, welcher nicht begriff, daß der für die Forschung plötzlich entbundene, nach Freiheit in der Wahrheit suchende Geist stets die engen Dämme der Gewohnheit und Sitte niederreißt. Auch die Jesuiten halfen dem Prälaten und sie waren durch ihren Sendling Rodriguez noch glücklicher als er, da er alle aufgeklärte Hofleute zu stürzen wußte. Vor allen Dingen aber wieß er dem Kaiser nach, wie gefährlich die Neuerer selbst für den Staat seien und die Bezugnahme auf den Bauernkrieg, in welchem die Konsequenzen des allgemeinen Unabhängigkeitsprinzipes auch für das bürgerliche Leben hervortraten, mußte seinen Worten allerdings Beachtung verschaffen. Indem er so die katholische Religion als die allein dem Staate zuträgliche darstellte, weckte er nun auch des alten Kaisers eigenen Fanatismus, denn seiner Ansicht nach lag dem Regenten die doppelte Pflicht ob, nicht nur für die Reinheit und Aufrechthaltung der

Kirche zu sorgen, sondern auch über das Seelenheil seiner Unterthanen zu wachen. Diese Lehren mußte natürlich auch Maximilian anhören, den man zugleich durch seine bigotte Gemahlin bearbeitete.

Gleichwohl vermochten die Jesuiten den Prinzen nie ganz für sich zu gewinnen. Er gestattete den Protestanten freie Religionsübung, entfernte die Jesuiten vom Hofe, entzog ihnen einen Lehrstuhl an der theologischen Fakultät in Wien und die Leitung des adeligen Erziehungs-Instituts, wiederrief auch noch sonst manche Vortheile, die sein Vater den Patres eingeräumt hatte und ging sogar ernstlich damit um, eine Religionseinigung zu Stande zu bringen.

Glücklicher Weise — es ist sonderbar, daß sich der Orden in ähnlichen Fällen immer dieses Glückes zu erfreuen hatte — starb der Kaiser plötzlich auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, als er eben seinen ältesten Sohn Rudolph zum Nachfolger erklärt hatte. (1576.) Er hatte nur 12 Jahre den kaiserlichen Hermelin getragen und würde sicher, wenn er noch länger gelebt hätte, mit dem Bannfluche des Papstes verschieden sein.

Ihm folgte auch dieser finstere, menschenscheue und in noch höherem Grade abergläubische Sprößling, der die Regierung ganz seinen Erziehern, den Jesuiten

und ihren Werkzeugen überließ, während er sich mit Sterndeuterei und Goldmachen beschäftigte. Unter seiner Regierung, die 36 schmerzenvolle Jahre währte, und die er damit begann, daß er jede freie Religionsübung bei den härtesten Strafen verbot, gelangte in Rom auch Aquaviva zum Generalate — ein furchtbares Duumvirat-Zweigestirn für das zerrissene Deutschland.

Bald sollten sich die Folgen der Strenge überall bemerklich machen. Das Volk, in dem Heiligsten, in seinem Glauben, bedroht, suchte die kaiserlichen Maßregeln mit Gewalt unwirksam zu machen und brach hie und da in jene Empörungen aus, die wir unter dem Namen der böhmischen Bauernaufstände kennen, während die Einsichtigeren sich verbündeten, um nöthigen Falls mit einer durch Organisation imposanten Macht aufzutreten. Trotzdem dauerten die Unterdrückungen und Mißhandlungen fort, ja sie wurden nur noch grausamer. Denn so weit ging man, den Protestanten nur die freie Wahl zwischen der Rückkehr zum Papismus und der Auswanderung zu lassen. Ebenso war es gar nichts Seltenes, daß man die protestantischen Kinder mit Gewalt entführte, um sie katholisch zu erziehen und daß man den Nichtkatholiken in ihren eigenen Geburtsorten das Bürger- und Gewerbsrecht verweigerte. Es ist daher sehr glaublich, wenn sich die Jesuiten rühmen,

während Rudolph's greuelvoller Regierung übrigens viele Bekehrungen bewirkt zu haben.

Bis jetzt hatten die östreichischen, böhmischen, ungarischen, kärnthner, krainer und steierschen Stände geschwiegen. Ihr Wort hätte gewichtig sein müssen, denn ihr althergebrachter Einfluß auf die Regierung war immer beachtet worden. Desto kräftiger traten sie indeß nunmehr mit ihren Beschwerden auf. Auch die protestantischen Reichsfürsten erwachten aus ihrem Schlafe. Sie bildeten die protestantische Union (1610) zur Vertheidigung der Glaubensfreiheit und mehr noch ihrer bedrohten Herrscherrechte, der selbst Frankreich seine mächtige Hülfe verhieß, um dadurch die östreichische Macht zu schwächen. Somit schien den Bedrückten mit einem Male der Stern der Rettung aufzugehen. Allein die frommen Väter sorgten dafür, daß sich der Gesichtskreis der froh Aufathmenden gar bald wieder verdunkelte. Auf der Jesuiten eifriges Betreiben stifteten auch die katholischen Reichsfürsten einen Bund, die heilige Ligue, während sie gleichzeitig Heinrich IV. aus der Welt gehen ließen. Die protestantischen Reichsfürsten, Frankreichs Hülfe beraubt, durch Ehrgeiz und andere unedle Leidenschaften zur Aufopferung für eine heilige Sache unfähig, sowie durch die Ränke ihrer, von den Jesuiten bestoche-

nen Günstlinge uneinig und laß geworden, ließen nun die Union zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. Glücklicher Weise ging jetzt in Oestreich eine Veränderung vor, die den Kampf, der sich früher oder später über die Religionsfrage erheben mußte, vertagte. Hätten freilich die Jesuiten, welche dabei nicht unbedeutend mitwirkten, wissen können, daß sie so enden würde, wie sie geendet hat, so fragt es sich sehr, ob den Protestanten nicht schon jetzt der Fehdehandschuh öffentlich hingeworfen worden wäre.

Rudolph's Sorglosigkeit um den Staat und seine schmachvolle Politik, welche die Empörung seiner Unterthanen permanent zu machen schien, brachte nämlich seine eigene Familie gegen ihn auf und trieb sie zu dem Entschlusse, den feurigen, von den Jesuiten vielfach gekränkten Erzherzog Mathias zum Haupte des Hauses zu erklären. Dieser besaß um so mehr Popularität, als er schon früher die holländischen Rebellen gegen Spanien unterstützt und sich der Klagen Ungarns über religiöse Bedrückung kräftigst angenommen hatte. Es war natürlich, daß Rudolph über solches Gebahren seiner eigenen Blutsverwandten ergrimmen mußte. Angefeuert durch seine Räthe wollte er die Nachfolge in seinen Erblanden, da er selbst kinderlos war, der steuerschen Linie zuwenden, die dazumal

durch den im Jesuiten-Institute zu Ingolstadt erzogenen Ferdinand, später als Kaiser der II., repräsentirt wurde. Das hatte man von Seite der Jesuiten gewollt und vielleicht darum diese Umwege. Denn wenn sie gleich sich unter Rudolph's Regierung der bandenlosesten Herrschaft erfreuten, so mahnte doch der Gedanke an die Zukunft, sich im Voraus das ergebenste Geschöpf zum Beherrscher zu machen.

Allein Mathias sammelte eilends ein Heer und unterstützt von den Ständen Oestreichs, Mährens und Ungarns, dem der Kaiser einen seine religiöse Freiheit bestätigenden Vertrag zwei Male widerrufen hatte, zog er nach Prag und zwang Rudolph II. ihm Oestreich, Mähren und Ungarn abzutreten und auch die Thronfolge in Böhmen nach seinem Tode urkundlich zu versichern. Jetzt schien es dem steuermärkischen Ferdinand gerathener, von seiner Rolle eines Rivalen, die ihn auf die Seite des schwachen und gehaßten Kaisers bannte, abzulassen und sich der Partei des Mathias anzuschließen. Solchen Ausgang der Entthronungsintrigue hatte weder er, noch seine jesuitischen Rathgeber erwartet. Diese neue Politik entzog ihm, wie sich von selbst versteht, zwar die kaiserliche Gunst, welche nun dem Schmeichler Leopold zu Theil ward, allein die Zukunft, welche ihn als Mathias' Nachfolger

auf den Thron rief, bewies, daß er und seine Erzieher nur zu gut gerechnet hatten.

Die Protestanten zogen aus diesen Zwistigkeiten des Herscherhauses außer dem oben angedeuteten auch noch einen andern großen, wenn gleich bald vorübergehenden Vortheil. Um die Völker seiner Staaten an sich zu ketten, hatte Mathias ihnen größere Religionsfreiheiten gestattet, und Rudolph, der sich wenigstens Böhmen erhalten wollte, glaubte diesen Zweck durch Gewährung des später so merkwürdig gewordenen Majestätsbriefs zu erreichen. Die Jesuiten suchten natürlich all diese Freiheitsgewährungen illusorisch zu machen, namentlich eiferten sie gegen den Majestätsbrief gewaltig, indessen gelangen doch ihre Absichten nicht ganz.

Der zwischen den beiden Brüdern geschlossene Friede konnte nicht von Dauer sein. Für den Kaiser war er zu demüthigend und für Mathias zu beengend. Er, der 14 Jahre lang in Linz und Steier gleichsam als Staatsgefangener gelebt hatte, der während dieser Zeit zur gänzlichen Unthätigkeit verdammt war und doch einen glühenden Thatendurst in sich fühlte, — er, den der Hof mit Beleidigungen der ausgesuchtesten Gemeinheit fortwährend erbitterte und schließlich sogar seiner legitimen Rechte berauben wollte, — wie hätte er jetzt,

wo seine Macht offenbar geworden, den Wunsch zurückdrängen sollen, seine Kraft dem gesammten Reiche als Herrscher zu widmen, besonders da es durch die bisherige Regierung dem gänzlichen Zerfallen ausgesetzt war. Rudolph hatte daher kaum den Versuch gemacht, Mathias die Thronfolge in Böhmen zu entziehen, als ersterer im Oktober 1611 von Neuem unter die Waffen trat und dem Kaiser auch dieses Land abnahm, ihm nichts weiter als seinen armen Titel lassend. Noch drei Monate nur hätte es bedurft, daß Mathias durch das Recht zum Könige von Böhmen erklärt worden wäre, denn Rudolph starb im Januar 1612.

Die Politik der Jesuiten war unterlegen. Allein was that es? Es führen viel Wege nach Rom, aber ebenso viele aus Rom von und durch Rom. Mathias, nachdem er einmal seine Wünsche erfüllt sah, war nicht mehr der kühne, vor keinem Unternehmen wie vor keiner Gefahr zurückbebende Mann. Wollusttrunken warf er sich in die Arme sittenloser Frauen, und scheute nichts mehr als jene Thätigkeit, die er früher als die nothwendige Bedingung seines Lebensglückes betrachtet hatte. Er ernannte den Jesuiten, Bischof Klesel in Wien zu seinem ersten Minister und dieser verfehlte nicht, ihn mit Hülfe der fürstlichen Maitressen vollständig zu umgarnen. Jetzt konnte man daher auch das

steiersche Sukzessionsprojekt wieder aus seiner momentanen Vergessenheit hervorholen, obwohl Mathias Niemanden weniger als Ferdinand gewogen war.

Allein wenn auch der Kaiser in eine Adoption des Steierers gewilligt hätte, so war man doch noch lange nicht am Ende. Es lebten noch zwei Prinzen, der Erzherzog Albert, damals in Brüssel und der Erzherzog Maximilian, Regent Tyrols und Vorderöstreichs, auch waren die Anrechte des spanischen Hofes auf den Thron Oestreichs gar sehr zu berücksichtigen. Mit Maximilian, als dem weichsten Charakter begann man die Arbeit.

Maximilian war ein Freund, wenn auch vielleicht weniger der Wissenschaft selbst, so doch der Gelehrsamkeit. Aus diesem Grunde hatte er den Jesuiten Scheiner bewogen, seine Professur in Ingolstadt niederzulegen und sich in seiner Residenz Insbruck niederzulassen. Dieser schlaue Mann gewann bald den entschiedensten Einfluß auf den Fürsten. Er benutzte denselben, indem er ihm die Vortheile unter mannigfach bestechenden Gesichtspunkten malte, welche die steiersche Sukzession für die Macht und das Ansehen des östreichischen Hauses haben werde und gelangte glücklich dahin, daß der Prinz nicht nur auf sein Näherrecht verzichtete, sondern selbst die Initiative ergriff, indem

er seinen Bruder Albert zu derselben Entsagung bewegte, die Genehmigung des spanischen Hauses nachsuchte und schließlich dem Kaiser selbst die nöthigen Vorschläge machte. Dieser bezeigte sich jedoch minder willfährig. Er bedeutete sogar den allzu eifrigen Bruder, den Hof zu verlassen. Inzwischen vollendete ein dritter Jesuit, der graner Bischof Pázmán, was dem kaiserlichen Bruder nicht gelingen wollte. Von Mathias zum Vertrauten gemacht, wußte er, der berühmteste Redner seiner Zeit, den Monarchen so geschickt für den Plan zu gewinnen, daß derselbe endlich außer seinem Widerwillen gegen Ferdinand auch die früher nich allzu grundlosen und später auch zum Theil bestätigten Befürchtungen aufgab, der bei seinen Lebzeiten erwählte Nachfolger möge ihm dasselbe Loos bereiten, welches er selbst Rudolphen verursacht. Die Jesuiten ließen nun mit Hast zu dessen baldiger Wahl in Böhmen und Ungarn schreiten.

Mathias regierte von jetzt an noch zwei Jahre. Schon 1619 folgte ihm der Steiermärker als Erbe. Mit diesem kehrten die Zeiten Rudolph's wieder und den schon während Mathias' Regierung vielfach geplagten und gequälten Neugläubigen mochte billig vor der Herrschaft eines Fürsten bange sein, der bereits als Jüngling das Gelübde gethan hatte, selbst mit Leibes-

und Lebensgefahr alle Protestanten aus seinen Besitzungen zu entfernen. Ja sie hatten dazu um so mehr Veranlassung, als die Stände Böhmens, Ungarns und Mährens, auch der Herzog Johann Christoph von Schlesien, den Jesuiten den Krieg erklärt hatten, denn damit war Ferdinand aufs Tiefste beleidigt worden.

Nachdem nämlich alle ihre Beschwerden gegen die maßlosen Uebergriffe der Jesuiten — welche seit Ferdinand's Krönung um so häufiger geworden waren, als er von dieser Zeit an auch thatsächlich regierte und den alten Mathias auf die Seite schob, — beim Kaiser ohne Berücksichtigung geblieben waren und sogar Drohungen von Seiten des Letzteren zur Folge gehabt hatten, war die Geduld der böhmischen Stände gerissen. In einer Versammlung zu Prag warfen sie die Vertreter des Kaisers, Slavator und Martiniz zu den Fenstern des Schlosses hinaus, (23. Mai 1618) einer That, der sofort die Verbannung der Jesuiten und die Schlagfertighaltung des Landes folgte. Die mährischen und ungarischen Stände schlossen sich, wie gesagt, diesen Beschlüssen an, auch in den Lausitzen war gleiche Gährung — der Brand ward allgemein. Er gab die nähere Veranlassung zum dreißigjährigen Kriege.

Fortsetzung von Frankreich. Wiederaufnahme der Jesuiten. Heinrich IV. Ermordung. Ravaillac.

Trotz der Strenge, mit welcher die Parlamente Frankreichs den Vertreibungsbeschluß der Jesuiten in Vollzug zu setzen suchten, gelang es ihnen, wie wir schon früher berichtet haben, doch nicht, das Königreich von ihnen zu reinigen. Ueberall schlichen sie in bürgerlicher Kleidung umher, und besonders die beiden liguistischen Kreise Bordeaux und Toulouse gewährten ihnen gerne ein Asyl. Aber eben diese Unmöglichkeit der öffentlichen Autorität, sich Ansehen zu verschaffen, welche noch eine Nachwirkung des unglücklichen Bürgerkrieges war, machte die Jesuiten furchtbarer, als sie es früher gewesen. Denn jetzt waren sie nicht nur aus Interesse, sondern auch aus Haß des Königs Feinde!

Heinrich befand sich deshalb in tiefer Bekümmerniß. Er glaubte durch seinen Religionswechsel sein

Volk mit sich versöhnt zu haben, er durfte die Ueberzeugung hegen, daß die weise Verwaltung des Staates durch seinen ebenso tugendhaften als einsichtsvollen Minister Sully ihm die Liebe aller seiner Unterthanen erwerben müsse, er hatte die Liguisten mit seiner Gnade so verschwenderisch überschüttet, daß er sie zum Danke gezwungen zu haben vermeinte — aber bei alledem erhielt er täglich mehr Beweise, daß eine Partei existirte und wachsend um sich griff, welche nicht zu versöhnen war, — die Partei der Jesuiten. Man entdeckte sogar eine Verschwörung, in welcher die Herzöge von Biron und Bouillon figurirten und die sich eines Jesuiten, Alexander mit Namen, als Zwischenträger und Unterhändler bedient hatten. Die Ermordung des Königs und eine Theilung des Reiches waren ihre Hauptzwecke gewesen.

Vielleicht hätte man glauben sollen, daß diese Thatsachen den König zur äußersten Strenge bestimmen mußten. Allein gerade umgekehrt übertrieb er nur um so mehr seine Nachsicht. Er wollte seinem Volke um keinen Preis ein grausamer Tyrann, er wollte ihm ein liebender Vater sein, vergaß aber dabei die Klugheit und die Gerechtigkeit. Und was er bis jetzt noch nicht gethan, weil ihm weder die innere noch auswärtige Politik dazu trieb, das unternahm er nun — er suchte

sich mit dem päpstlichen Stuhle vollständig auszusöhnen. Dadurch hoffte er auch den letzten schwachen Schein der Ketzerei, der noch an seinem Namen hing, vollends zu vertilgen. Andere Geschichtsschreiber behaupten freilich, daß Heinrich diesen Schritt nur gethan, um die päpstliche Einwilligung zur Ehescheidung von seiner ausschweifenden Gattin Margarethe zu verlangen. Inzwischen war bei einem Manne wie Heinrich, der mit jedem Schritte einen politischen Gedanken verband, dieser Grund sicher nicht allein überwiegend, da, wenn er nur den Genuß der Liebe gesucht, ihm sein Hof zahllose Gelegenheiten dargeboten hätte.

Der Papst Clemens VIII. war zu jener Versöhnung wie nicht minder zur Ehescheidung bereit, allein nur unter der einzigen Bedingung, daß der König die Verbannung der Jesuiten aus Frankreich aufhebe.

Heinrich ging auf diesen Handel nicht ein. Er antwortete dem Papste geradezu, daß ihm dies eine Unmöglichkeit sei. „Denn diese Leute," sagte er, „zeigen sich fortwährend so leidenschaftlich und so unternehmend gegen mich, daß sie nicht geduldet werden können. Sie suchen nicht sowohl die Ketzer zu bekehren, als sich der Autorität meines Staates zu bemächtigen und sich auf Kosten des Volkes zu bereichern." Und an seinen Gesandten in Rom, den Kardinal

d'Ossat, dem selbst sehr viel an der Wiederaufnahme der Jesuiten lag, weil er sie für Beförderer der Wissenschaft und Bildung hielt, schrieb er gleichfalls: er habe keine Ursache mit den Jesuiten zufrieden zu sein, denn seit ihrer Verbannung hätten sie nicht aufgehört, alle geheimen Triebfedern spielen zu lassen, um die Uneinigkeit seiner Unterthanen zu nähren.

Gleichwohl scheint er sich endlich in den Willen des Papstes gefügt zu haben, denn die Ehe mit der Valeserin ward getrennt, und als er sich später noch immer nicht für die thatsächliche Wiederaufnahme des Ordens entscheiden konnte, mahnte ihn ein Höfling an „die Heiligkeit seines dem Papste gegebenen Wortes."

Nichts destoweniger würden die Jesuiten auch jetzt noch nicht zum Siege gelangt sein, wenn nicht Heinrich's Wiedervereehelichung mit Marien von Medicis, einer von den Jesuiten beeinflußten Dame, in seiner Umgebung wie in ihm selbst eine gänzliche Veränderung hervorgerufen hätte. Sie selbst, wie die Höflinge — von denen namentlich Einer, Wilhelm Fouquet, der sich durch die geheimen Dienste, welche er dem Könige geleistet, vom gewöhnlichen Bedienten zum königlichen Kabinetsrathe und Favoriten emporgeschwungen, bei dem Monarchen große Geltung hatte, — lagen Heinrich fortwährend an, die Väter zurück zu be-

rufen. Er war vollständig von deren Kreaturen umringt und täglich mußte er ihr Drängen empfinden.

In solcher Lage verfiel der große König auf den unglücklichen Gedanken, sich das Böse dienstbar zu machen, indem er es beherrschte. Die Jesuiten hatten ihm versprochen, ihm ebenso treu zu sein wie dem Könige von Spanien, wenn er ihnen ebenso viele Wohlthaten erzeuge. Er war weit entfernt, dieser Versicherung so unbedingt zu trauen, denn er wußte ja aus eigener Erfahrung, welcher maßlosen Gottlosigkeit der heilige Orden fähig war. Gleichwohl verzweifelte er doch nicht ganz an der Unverbesserlichkeit ihrer — der menschlichen Natur. Er wollte sie mit Wohlthaten erdrücken, — um sie an sein Interesse zu ketten. Uebrigens war er der Ueberzeugung, daß sie ihn, in der Verbannung und durch sie zur Verzweiflung gebracht, vermittelst ihrer zahllosen Werkzeuge eben so sicher aus dem Wege räumen könnten, als wenn er sie wieder aufnehme, ja er glaubte, daß sie in ersterem Falle auf nichts anderes, als auf seinen Tod hinwirken würden.

Dennoch berieth er sich, bevor er zum Entschlusse kam, noch mit dem weisen Sully. Dieser der reformirten Kirche zugethan, behandelte die Frage rein aus dem Gesichtspunkte der Politik. Er fand es gefährlich, eine Gesellschaft zurückzurufen, die unter den aus-

schließlichen Befehlen eines auswärtigen Oberen, meist eines Spaniers, stehe, fürchtete ihre grundsätzliche Unduldsamkeit gegen Anders-Gläubige und dadurch Verwirrungen im Lande, und verzweifelte gänzlich an einem Aufgeben ihrer, wie es scheinen mußte, spanischen Politik.

Diese Gründe vermochten den König jedoch nicht von seiner Absicht abzubringen. Er fand es vielmehr sehr begreiflich, daß der Orden die spanische Politik unterstützte, da er nur in Spanien Schutz und Achtung genossen und meinte, daß das Füllhorn seiner Gnade die Schale ihrer Gunst auf seine Seite neigen werde. Sogar von einer gänzlichen Reformation des Ordens träumte er, denn so viele Beweise er vom Gegentheile hatte, so gern schmeichelte er sich an die Schrankenlosigkeit seiner königlichen Allmacht zu glauben. Und selbst in dem wahrscheinlichen Falle ihrer gänzlichen Unbeugsamkeit scheint ihm ihre Rehabilitation Bedürfniß, denn er wollte sich ihnen lieber ganz überliefern, als durch die Beängstigung vor ihnen tausend Male sterben.

Am 7. Septbr. 1603 wurden die Patente, welche die Wiederaufnahme der Jesuiten verkündigten ausgefertigt, der König war also mit sich im Reinen. Allein nicht so leicht ließ sich das Parlament gewin-

nen. Es verweigerte beharrlich die Besiegelung und Einregistrirung der Patente und machte dem König mehr als einmal durch Abgesandte Vorstellungen gegen seinen Schritt. Letztere führten ihm die ganze Geschichte des Ordens in Frankreich vor Augen, entwickelten vor ihm dessen Moral und verschwiegen keinen Grund, den die Vernunft zu Ungunsten der Jesuiten auffinden konnte.

Der König dankte dem Parlamente für dessen Sorgfalt um seine Person und das Wohl des Reiches, aber gleichzeitig bestand er auch auf der Einregistrirung der Briefe. Das Parlament mußte gehorchen — schrieb indessen die Patente mit der ausdrücklichen Bemerkung in die Register, daß es diesen Akt gegen seine Ueberzeugung und nur auf ausdrücklichen königlichen Befehl vollziehe, gleich als wollte es die Schuld an allem Unheile von sich abwälzen, welche das Machtwort des Monarchen für ihn und sein Volk herbeiführen könne.

Die Bedingungen der Wiederaufnahme waren wenig schmeichelhaft für den Orden. Er sollte sich nur in 14 Städten: Toulouse, d'Auch, Agen, Rodez, Bordeaux, Perigueux, Limoges, Tournon, le Puy, Aubernaz, Beziers, Lyon, Dijon und la Fleche festsetzen und in keiner andern Stadt ohne des Königs Bewilligung sein Lager aufschlagen dürfen. Den fremden Jesuiten

ward geboten, Frankreich zu verlassen und sollte kein Ausländer ohne des Königs Erlaubniß in den Orden aufgenommen werden. Am Hofe sollte beständig Einer aus der Gesellschaft — ein geborner Franzose, der aber keine Predigerfunktionen verrichtete — sich aufhalten und für das Betragen derselben gleichsam als Geißel verantwortlich sein. Jeder Ordensgenosse sollte dem Könige und seiner Regierung ohne Mentalreservation (geheimen Vorbehalt) den Eid der Treue leisten. Kein Ordensmitglied sollte ohne königliche Genehmigung Erbschaften antreten oder unbewegliche Güter erwerben können. Alle Ordensglieder sollten, ohne Rücksicht auf ihr päpstliches Immunitätsprivileg, den Gesetzen und Obrigkeiten des Reiches unterworfen sein, — und endlich sollten sie sich der Angriffe auf die Gerechtsamen der Bischöfe, Universitäten, Mönchsorden u. s. w. enthalten und in keinem Sprengel ohne bischöfliches Einverständniß priesterliche Verrichtungen vornehmen.

Solche Aufnahme war mehr als eine Verbannung. Man behandelte die Väter wie giftiges Ungeziefer, gegen das man alle erdenkliche Vorsichtsmaßregeln ergreift. Sie fühlten es, aber sie schwiegen. Zu was auch ein Widerspruch. War nur einmal der Aufenthalt gesichert, so ward gewiß keine dieser Bedingungen erfüllt!

Leider wurde dies nur zu bald klar. Der Pater Cotton, welcher zum Hofjesuiten ernannt war und gesetzlich keine Predigerfunktionen verrichten sollte, ward königlicher Beichvater und wenn er auch in Rücksicht auf das weltliche Staatsregiment nicht sogleich zu Einfluß gelangte, — denn das lenkte, wie gesagt, der vom Könige geliebte Sully mit fester Hand, — so vermochte er um so mehr in kirchlichen Dingen. Er gewann den König auf geraden und krummen Wegen in solchem Maße für sich, daß ihm dieser allmählig ganz zu Willen wurde. Deshalb sah man auch die Jesuiten schon in den nächsten zwei Jahren mit Patentbriefen eine große Anzahl anderer Städte in Besitz nehmen, so namentlich Amiens, Poitiers, Vienne, Rouen, Caen, Rennes und vor Allem Paris, wo nunmehr die Schandsäule abgetragen wurde, welche an ihre ehemaligen Verbrechen erinnerte. Allein das Alles genügte ihnen noch nicht. Sie hatten so viel wie möglich in den Parlamenten, und in der Landesverwaltung ihre Geschöpfe eingeschoben, und ein wie großer Vortheil für sie auch hieraus entsprang, so lag es doch auf der Hand, daß er noch weit bedeutender gewesen wäre, wenn auch das Ministerium unter ihrer Leitung gestanden. Diesen Gipfel der Gewalt beherrschte noch ein Mann, der den König gar manchmal umstimmte, wenn er, von seinem

Beichtvater überlistet und von seinen Maitressen überredet, sich selbst vergaß. Man gab sich daher alle Mühe, den verdienstvollen Sully zu stürzen, den man übrigens außerdem, daß er Minister und Protestant war, auch darum hassen mußte, daß er seinen Verdruß unverhohlen über die Sittenlosigkeit zu erkennen gab, welche die Jesuiten mit Absicht begünstigten. Allein Sully's Tugend gab ihn keines Angriffes blos. Als sich Cotton einst beklagte, daß Sully den Behörden in Poitiers befohlen habe, den Jesuiten Hindernisse in den Weg zu legen und daß sich sogar darauf bezügliche Briefe von ihm in seinen Händen befänden, war der Ankläger selbst nahe daran, in die eigens gegrabene Grube zu fallen, denn der auf Sully erzürnte König ließ sich erbitten, jene Briefe zu verlangen, die natürlich nicht existirten.

Jetzt wurden auch die Provinzen rege. Hier klagten Bischöfe über Verletzung ihrer Episkopalrechte, dort beschwerten sich Religiosenorden über die Entreißung ihrer Kirchen, an einem dritten Orte beklagte man sich über verletzte Verträge, kurz es kamen die gewöhnlichen zahllosen Beschuldigungen vor, die man zu allen Zeiten und in allen Ländern gegen sie geschleudert hat. Zum Unglück war der König, wenn auch nicht aus Ueberzeugung, so doch durch sein wollüstiges Leben, durch

seine Furcht vor ihnen und dem zu Folge auch durch seine Heuchelei schon ganz in ihrer Gewalt. Statt das Recht zu unterstützen, bediente er sich seiner Autorität, um die Anmaßungen des Ordens zu schützen und zerblätterte dadurch die Lorbeerkrone, die er sich früher durch Milde und Mäßigung errungen.

Auch die alten Streitigkeiten mit der Sorbonne lebten jetzt von Neuem auf. Mit dem Eintritte in Paris war dem Orden zugleich erlaubt worden, sein altes Clermontsches Kolleg wieder zu eröffnen, zwar allerdings zunächst nur, um es für die Bildung seiner Candidaten zu benutzen, denn die Ertheilung öffentlichen Lehrunterrichts blieb ebenso verboten wie die Errichtung öffentlicher Schulen. Allein nachdem sich die Jesuiten einmal in der Residenz des Königs befanden, ward es ihnen leicht, denselben zur Aufhebung der fatalen Beschränkungen zu bewegen. Sagt man doch, daß in Folge des Einflusses Cotton's und du Perron's sich in der letzten Zeit kein Höfling die Gunst des Monarchens erwerben konnte, wenn er nicht den Schein einer gewissen Andächtelei annahm. Die Jesuiten erhielten daher auch schon den 12. Oktober 1609 Patentbriefe, welche sie ermächtigten, Vorlesungen über die gesammte Theologie in ihrem Collegium zu halten.

Der Universität kam dieser Schlag nicht uner-

wartet, aber dennoch gerieth sie in die tiefste Aufregung. Die einzelnen Fakultäten vereinigten sich, um dem König Vorstellung wegen der Rechtsverletzung der Sorbonne zu machen. Sonderbarer Weise mußte die katholische Welt hierbei sehen, daß unter den Fakultäten gerade die theologische mit einem Eifer und einer Einmüthigkeit gegen die Anmaßungen der Jesuiten auftrat, welche in Erstaunen setzten.

Dieser Streit ward indeß suspendirt. Dem Könige war die Mittheilung gemacht worden, daß eine Verschwörung bestehe, die es auf seine Ermordung abgesehen haben und unter solchen Umständen hielten es die Jesuiten nicht rathsam, sich zur Schlichtung jenes Streites um das königliche Machtwort zu bewerben. Ja er soll ihnen sogar geboten haben, den Prozeß nicht fortzusetzen.

Die erwähnten Mittheilungen müssen auf sicheren Grundlagen beruht haben, denn man sprach zu dieser Zeit überall von einem baldigen Tode des Königs. In Mailand und Madrid flüsterte man sich dessen bevorstehende Ermordung in die Ohren. Acht Tage vorher, ehe sie Wahrheit wurde, passirte ein Kourrier durch Brüssel, der den deutschen, wahrscheinlich liguistischen Fürsten die Nachricht von der vollbrachten That melden sollte. In Montargis fand man ein Billet

auf dem Altare mit der Anzeige, daß dem Leben des Königs bald durch einen Waghals werde ein Ende gemacht werden und in Antwerpen, Douvay, Arras, Brüssel, Mecheln und Herzogenbusch unterhielt man sich gleichfalls von dem Tode Heinrich's als einem nahe bevorstehenden Ereignisse. Der Prevot von Pluviers sagte in der Stunde als Heinrich erstochen wurde: „der König ist verwundet worden und er starb in dieser Stunde.“ Später dieserhalb gefänglich eingezogen, erhängte er sich. Er hatte zwei Söhne im Orden. Zu derselben Zeit äußerte ein Priester in Douvay: „Jetzt tödtet man den größten König auf der Welt, und eine Nonne in der Pikardie, die Schwester des Gouverneurs von Dieppe, bat die Aebtissin: „Madame! Lassen Sie für den König beten, denn man bringt ihn um.“ Kurz darauf rief sie aus: „Ach nun ist er todt.“ Aus Seeland schrieb man einem gewissen Targer, daß man in den östreichischen Niederlanden Tag und Nacht Gebete für das glückliche Gelingen eines wichtigen Vorhabens anstelle, und daß man in den nächsten 14 Tagen die Nachricht von einem großen Ereignisse aus Frankreich erwarte. Zwei Tage vor des Königs Hintritt erhielt der Kammerdiener seiner Gemahlin ein Schreiben, worin dieser Fall als schon eingetreten betrauert ward. In Köln

und Mastricht wußte man selbst die Art und Weise anzugeben, wie der König werde aus dem Leben gebracht werden. Das hellste Licht wirft aber die Aeußerung des Erzbischofs von Embrun, einem Bruder des königlichen Leibarztes, auf die Sache, weil sie zugleich auf die Motiven der Verschwörung hinweist. „Es ist unmöglich," sagte er, „daß dem Könige, so wie die Sachen jetzt beschaffen sind, nicht irgend ein Unglück begegne. Und vielleicht geschieht dies gerade jetzt, da wir davon reden."

Die Sachen waren freilich in Rücksicht auf den Katholizismus und die spanisch-östreichische Politik — mit andern Worten — für die Interessen der Jesuiten, übel beschaffen. Der König hatte nur Eine Tugend gerettet, und diese war mehr negativer als positiver Natur. Sie bestand darin, seinen braven Minister Sully wandellos zu lieben, ihn zu begreifen und ihn zu unterstützen. Alles Andere, was ihn früher groß gemacht, war verschwunden. Denn die Jesuiten suchten, nach dem wörtlichen Zeugnisse Sully's, die Neigungen des Königs zum Vergnügen zu benutzen und die Empfindungen der Ehre durch all die Gefühle zu unterdrücken, welche zur Weichlichkeit und Gemächlichkeit führen. Allein damit mochten sie in unbedeutenden Dingen ihre Absichten erreichen — was die eu-

ropäische Politik Frankreichs betraf, so rettete jene Eine Tugend Alles. Darum hatte Sully nicht so bald den Widerstand gesehen, den die protestantische Union in Deutschland dem katholischen Reichstheile entgegen zu setzen sich entschloß, als er auch den König überzeugte, daß es jetzt gelte, kräftig auf die Seite der Bekämpfer der spanischen und östreichischen Macht zu treten; denn wenn Frankreich sein Schwert in die Wagschale legte, so schien es nur zu sicher, daß das Uebergewicht vernichtet wurde, welches noch immer die beiden habsburgischen Häuser, das östreichische und spanische, auf die europäischen Verhältnisse ausübten. Der König ergriff den Plan seines Ministers mit Leidenschaft und machte sich bereit, noch einmal sein Schlachtenschwert umzugürten, das seit beinahe zwei Dezennien in der Scheide ruhte, das für die Sache des Protestantismus so viel katholisches Blut vergossen hatte und jetzt noch ein Mal gegen dieselben Feinde geschwungen werden sollte.

Die Jesuiten rühmen sich, daß der König durch sie zum besten Katholiken bekehrt worden sei und führen zum Beweise u. A. den Umstand an, daß er ihrer Kirche sein Herz, den Quell der Liebe vermacht, gleich als wenn er mit dem edelsten Theile seines Selbst

auf immer bei ihnen habe wohnen wollen*). Gegen diese Behauptung scheint aber die deutsche Politik des Fürsten denn doch einen Widerspruch einzulegen. Denn entweder war er in Sachen der Religion ganz gleichgültig, so daß er bei der Unterstützung der protestantischen Union nur rein politische Absichten hatte, — oder er benutzte die Gelegenheit, seiner verhaßten Umgebung zu entwischen, um der Sache noch einmal zu dienen, für die er früher mit Blut und Leben gekämpft, und die er durch das Gewicht der Zeitverhältnisse zweimal aufzugeben gezwungen worden war. So viel ist wenigstens sicher, daß der größte Theil der Wohlthaten, welche ihm die Jesuiten verdankten, vielmehr die Früchte ihrer List und seiner bis zur Schwäche getriebenen Liebe zum Leben, als seiner Ueberzeugung war.

Der beklagenswerthe Monarch sollte Deutschlands Boden nicht betreten und er ahnte es. Seit ihm die Kunde von den Anschlägen auf sein Leben geworden war, hatte er Tag und Nacht keine Ruhe. „Ach, mein Freund," sagte er in dieser Angst mehr als einmal zu Sully, „ich werde diese Stadt nicht verlassen; sie werden mich hier ermorden." Als er eben zum Heere abgehen wollte, brachte ihm Ravaillac zwei Messer-

*) Imago primi saec. soc. Ies. lib. IV. pag. 510.

stiche bei, in Folge deren er bald verschied. Embrun hatte Recht gehabt. „Gerade jetzt," wo er davon redete, war es geschehen. Die Jesuiten trugen damit den Dank ab, den sie dem Monarchen für seine Wohlthaten und für die versuchte Schlichtung ihres Zwistes mit Venedig schuldig waren.

Der Prozeß, der nun gegen den Mörder eingeleitet ward, ist ein sprechender Beweis, daß sich die Jesuiten der herrschenden Partei gänzlich bemächtigt hatten und fast möchte ich behaupten, daß selbst die Gemahlin des Königs, Maria von Medicis, den Mord ihres Gemahls begünstigt habe. Statt nämlich, wie man von der Wittwe, die nun das Staatsruder ergriff, hätte erwarten sollen, mit unerbittlicher Strenge auf die Entdeckung des Komplottes hinzuarbeiten, wurde der greise Sully entlassen, und das Parlament sah sich gezwungen, die Untersuchung Ravaillac's, den man anfangs nicht einmal gehörig bewachte, so zu führen, daß außer ihm kein Zweiter kompromittirt wurde. Es machte daraus auch kein Hehl, denn der erste Präsident klagte seinen Freunden, daß ihm der Stand der Verdächtigen und ein gewisser Zwang nöthige, Sachen zu unterdrücken, die von der höchsten Wichtigkeit seien. Auf solche Weise konnte freilich das einzige Unangenehme nur noch vom Mörder selbst kommen, indem er Dinge

sagte, nach denen man ihn zwar der Form halber selbst mit Anwendung der Folter fragen mußte, die man aber gleichwohl gar nicht wissen wollte. Die Befürchtungen, die man in dieser Beziehung hegte, waren nicht ganz grundlos. Ravaillac war zwar gut instruirt und Coton verfehlte auch nicht, ihn selbst im Gefängnisse noch einmal zur Festigkeit zu ermuntern. „Mein Freund," sagte er zum Mörder des Königs, „hüten Sie sich ja, Unschuldige, Rechtschaffene und gute Katholiken anzuklagen." Er versprach ihm dafür, seiner Seele täglich eine Messe zu lesen. Allein Ravaillac gestand doch, daß er zu seinem Schritte durch Predigten und Schriften sich entschlossen, welche den Königsmord rechtfertigten — um das Volk auf die Unthat vorzubereiten, hatte man deren auch in Paris ausgestreut — und daß er ihn vor seiner Ausführung seiner Mutter und dem Jesuiten Aubigny in der Beichte entdeckt. Selbst den Namen des Herzogs von Epernon nannte er. Erstere wurde gar nicht befragt und der Jesuit behauptete nichts mehr zu wissen, da ihm Gott die Gabe geschenkt, die Beichtgeständnisse gleich auf der Stelle wieder zu vergessen. Eine gewisse Demoiselle Coman, welcher er sein Vorhaben gleichfalls mitgetheilt und zugleich anvertraut hatte, daß er im Dienste des Herzogs von Epernon stehe, wurde, statt mit dem Meuch-

ler konfrontirt zu werden, ins Gefängniß geworfen. Sie besaß als ehemalige Kammerdame der Marquise von Verneuil auch noch andere Beweise, welche den Herzog vielleicht sogar als Mitschuldigen überführt hätten, und hatte den König einigemal vor seinem Unglücke warnen wollen, allein die Höflinge verhinderten es, daß sie zu ihm gelangte. Und als sie sich darauf an dessen Beichtvater wandte, antwortete ihr dieser: Sie solle sich nicht in solche Dinge mengen, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, als Mitschuldige angesehen und behandelt zu werden.

So blieb das Dunkel unaufgehellt, welches auf der Verschwörung lag. Trotzdem sind wir berechtigt die spanisch-östreichische Politik und die Jesuiten für den Tod des Königs verantwortlich zu machen. Wenn es für diesen Orden noch irgend eines weiteren Beweises bedürfte, so würde noch die einfache Thatsache genügen, daß sie mit den wüthendsten Liguisten, welche sich nach Neapel geflüchtet, in Verbindung standen. Aus dem spätern Prozesse eines gewissen Dujardin geht hervor, daß ihr Ordensbruder Alagon in deren Versammlung präsidirte, und den Dujardin aufforderte, den König umzubringen, wofür er ihn zum reichsten Edelmann am spanischen Hofe machen wollte.

Ravaillac wurde zum Tode verurtheilt und mit

vier Pferden zerrissen, nachdem man ihm vorher unmenschlich gequält hatte. Wenig hätte gefehlt, so wäre der Verblendete gar nicht bis zum Richtplatz gekommen, denn das wüthende Volk wollte mit aller Gewalt selbst das Henkeramt üben.

Es ist begreiflich, daß jetzt, nachdem sich das Volk von seinem Entsetzen erholt hatte, der Orden in Schrift und Wort als Urheber des Verbrechens beschuldigt wurde. Man untersuchte seine Moral, das Parlament unterdrückte Mariana's Werk „de rege et regis institutione“, in welchem sich der Jesuit beklagt, daß sich so wenige gute Christen zu dem edlen Schritte des Königsmordes fänden, — und sogar ein Abbé wagte es, die Grundsätze der Jesuiten von der Kanzel herab zu verdammen. Leider bekam es diesem Armen schlecht, denn nachdem ihm der Erzbischof von Paris auf Befehl der Königin einen scharfen Verweis gegeben, büßte er seinen Freimuth mit seinem Leben in einem römischen Kerker. Die Opposition schien also gefährlich zu werden, ja sie ging selbst soweit, der Königin eine all zu enge Verbindung mit Herrn Cotton vorzuwerfen. Um all die gottlosen Schreier zur Ruhe zu bringen, kam man daher auf den bezeichnenden Einfall, die Väter durch ein königliches Dekret wegen ihrer Verdienste zu loben und ihre Aufnahmepatente von

Neuem zu bestätigen. Das wollte freilich wenig sagen, denn das Volk sah dadurch nur um so klarer, auf welche verächtliche Stufe die Regierung herabgefallen war.

Verschiedene Umstände trugen inzwischen dazu bei, der Opposition eine Permanenz zu geben. Die Jesuiten setzten nämlich ihren Prozeß gegen die Universität fort und kamen schon am 20. August, also 3 Monate nach des Königs Tode, mit Patentbriefen der Königin, an das Parlament, wodurch ihnen noch weit mehr bewilligt wurde, als ihnen die Sorbonne früher bestritten hatte, denn sie sollten berechtigt sein, nicht nur die Theologie, sondern alle Wissenschaften vorzutragen. Da es das Parlament bedenklich fand, auf diese Patente hin die anerkannten Rechte der Universität zu verletzen, beschied es beide Parteien vor sein Forum. Der Advokat der Universität, Marteliere, vernichtete den Orden förmlich, während dessen Sachwalter Montholon nichts, als einige Phrasen hervorbringen konnte. Selbst der königliche Prokurator Servien ergriff Partei gegen die Jesuiten, da er durch ihre Schriften wie durch ihre Geschichte nachwies, daß der Orden in der Politik und in der Moral Maximen verfolge, nach denen es darauf abgesehen sei, alle geistliche und weltliche Macht, die gesammte Geistlichkeit und alle Lehr-

anstalten unter sein Joch zu bringen, zugleich aber das Volk zu entsittlichen. Jedenfalls wollte er sie nicht eher als ungefährlich ansehen, als bis sich die Jesuiten schriftlich verpflichtet hätten: die Unverletzlichkeit des Königs, seine absolute Unabhängigkeit vom Papste und ihre Verpflichtung, wie jeder andere Franzose, den Reichsgesetzen unterworfen zu sein, anzuerkennen und die Freiheiten der gallikanischen Kirche zu achten.

In dieser Weise fiel auch das Parlamentsurtheil aus, während es zugleich den Jesuiten das Lehrrecht absprach. Die Sorbonne hatte also — moralisch und im Wesentlichen gesiegt. Daß man doch nicht klug ward und heute noch nicht klug geworden ist, Personen von erwiesener Verworfenheit zu trauen, sobald sie nur ihre Versprechungen mit ihrem ehrlosen Namen unterzeichnen, gleich als wenn ein Stück Papier es vermöchte, sie um so viel besser zu machen, als sie zu schlecht sind. Die Jesuiten unterschrieben natürlich diese Bedingungen eben so gewissenlos, als sie früher Heinrich'n bei ihrer Wiederaufnahme den Eid der Treue schwuren und als sie damals u. A. auch versprachen, nichts gegen die Rechte der Universität vorzunehmen. Diese Unterschrift erfolgte am 22. Februar 1612 und noch in demselben Jahre schmuggelten sie die „controversia Anglicana de potestate

regis et pontificis“ des Mainzer Jesuiten Becan nach Frankreich, in der des Papstes Allmacht über die Monarchen und das Recht des Königsmords bewiesen ward. Auch von des portugiesischen Jesuiten Suarez berüchtigtem Buche „defensio fidei catholicae et apostolicae adversus Anglicanae sectae errores“ schwärzte man eine Menge Exemplare ein, denn man hatte zu diesem Zwecke in Köln einen Nachdruck veranstaltet. Dieser Autor war etwas gnädiger, ja sogar etwas vernünftiger als Becan, — gnädiger, insofern er behauptete, daß es nicht Allen und Jedem erlaubt sei, einen seiner Königswürde vom Papste verlustig erklärten Fürsten zu ermorden, sondern blos Denjenigen, welche vom Papste den Auftrag dazu erhalten, — vernünftiger, denn hier stimmen selbst in unserer Zeit gar Viele mit ihnen überein, indem er dem Staatsbürger nur dann das Recht, den König zu morden zugestand, wenn es sich um einfache Nothwehr handelte, in der er sein Leben gegen gewaltsame Angriffe vertheidigte, oder wenn er nicht privaten Vortheil, sondern das öffentliche Wohl im Auge hatte. Diese letztere Bedingung wollte freilich nicht eben viel besagen, da das öffentliche Wohl stets mit dem ihrigen zusammenfallen mußte. Unserer Zeit ist jedoch bekanntlich ein anderer, nicht schwankender, vielmehr festbestimmter

Begriff gegeben. Sie knüpft das öffentliche Wohl nicht an ein Parteiinteresse, nicht an eine Doktrin, wohl aber an die Festhaltung vereinbarter Gesetze, an die Erfüllung geleisteter Eide und gegebener Versprechen — mit einem Worte, das öffentliche Wohl beruht auf positiven, rechtsgültigen und allgemein anerkannten Grundlagen, die über seine Verletzung keinen Zweifel lassen, weil ihr ihre eigene vorausgehen muß. Wir sagen nicht, daß unsere, mit den Jesuiten hierin übereinstimmenden Zeitgenossen durch solche Ansichten einen sittlichen Charakter offenbaren, denn der Meuchelmord wird als solcher, und von welchen Motiven er auch eingegeben werden mag, immer eine Unthat, ein Verbrechen bleiben. Insofern er aber in einem Staate stattfindet, wo die Moral durch eine Gesetzgebung gehöhnt wird, welche aus demselben Grunde, d. h. um die s. g. öffentliche Ordnung zu retten, die Todesstrafe heiligt, mögen jene Grundsätze wenigstens als eine natürliche Frucht solcher Zustände, als eine Konsequenz des Staatsprinzips selbst erscheinen.

Das Parlament leitete gegen diese Bücher Untersuchungen ein und ließ sie verbrennen. Es forderte auch drei Jesuiten vor seine Schranken, denen es gebot, ihren General aufzufordern, daß er sein Dekret, das er früher gegen die Lehre vom Monarchenmord erlassen,

handhaben solle. Allein das nützte wenig. Die Höflinge, welche zu Heinrich's Lebzeiten das Interesse und die Pläne der Jesuiten unterstützt hatten, genossen jetzt durch hohe Aemter und Würden ihren Lohn, waren also zu einer fortgesetzten Unterstützung des Ordens gezwungen, die hohe Geistlichkeit und durch sie auch die niedere, bestand längst aus ihren Zöglingen, die Königin empfing, wie Sully sagt, gerade zu den unschicklichsten Stunden den Pater Cotton, und der König Ludwig XIII. war noch ein willenloses Kind. Was Wunder also, wenn die Jesuiten überall Meister waren!

Inzwischen fand sich im Jahre 1614 Gelegenheit, daß der dritte Stand, das Volk, noch einmal, und zwar durch ein gesetzliches Organ, seine Stimme erhob. Der Reichstag versammelte sich. Hier traten die Deputirten von Paris und von Isle de france mit einer gewaltigen Protestation gegen die Lehre der Jesuiten in Rücksicht auf die königliche Gewalt auf und forderten geradezu eine Erklärung des Königs, daß er von Gottes Gnaden und unverletzlich sei, d. h., daß er seine Regierungsrechte von keinem Menschen erhalte, ihm also auch durch keinen Menschen geraubt werden könne, und daß die Lehre vom Königsmorde eine boshafte, verwerfliche, strafbare sei.

Alle Bücher, welche das Gegentheil lehren, sollten als aufrührerisch verdammt und Alle, welche solche Lehren anerkennen oder vertheidigen würden, als Majestätsverbrecher ersten Grades bestraft werden. Für den Fall aber, daß Mitglieder eines in Frankreich aufgenommenen Ordens im Auslande jene gefährliche Doktrin verbreiteten, sollten ihre in Frankreich sich befindenden Genossen bei Strafe, als deren Begünstiger angesehen zu werden, zu deren Widerlegung verbunden sein. Auch die Universität trat mit einem Antrage hervor. Sie unterstützte den dritten Stand, faßte sich aber positiver. Das angesprochene Prinzipat des Papstes über die Monarchen Frankreichs solle gesetzlich vernichtet und jeder Geistliche und Lehrer im ersten Monate seines Dienstantrittes durch einen Eid der Treue verpflichtet werden, übrigens aber, wie jeder andere Staatsbürger, unter dem Gesetze stehen.

Die zwei übrigen Stände, der Adel und die Geistlichkeit schrieen Zeter und Mord über diese Anträge. Sie fanden sie ketzerisch, weil sie ein Dogma aufheben wollten, welches in Rom und anderwärts als orthodox anerkannt werde. Da die Bürgerlichen sonach überstimmt waren, ging das Ungewitter an die Jesuiten vorüber. Mit ihnen war auch die Universität geschlagen. Am 20. Februar 1618 sah man die

Staatsräthe Fouquet und Amelot in feierlichem Aufzuge nach dem Jesuitenkolleg gehen, um es für das Studium aller Wissenschaften und Künste zu eröffnen. Schamlos genug, wagte man sich in dem betreffenden Staatsrathsbeschlusse auch noch auf die Wünsche des Reichstags zu beziehen.

Der Molinismus.

Bevor wir die Erzählung der Geschichte dieser Epoche in Europa schließen, müssen wir noch eines gelehrten Gezänkes erwähnen, das zwischen den Jesuiten und den übrigen Religiosenorden entstand und unter dem Namen der molinischen Streitigkeiten bekannt ist. Die Jesuiten boten dabei alle ihre Gelehrsamkeit, allen ihren Einfluß bei den Höfen auf, sie baten, drohten und mordeten, um aus diesem Geschwätze siegreich hervorzugehen. Sie wußten wohl: unterlagen sie, so schwand ihr Ansehen wie die Glorie eines Feldherrn, der nach einer Reihe gewonnener Siege die erste große Schlacht verliert.

Um die Moraltheologie für die Gläubigen weiter zu fassen, vielleicht noch mehr auch, um eine Souveränetät des Ordens in Sachen des Glaubens zu begründen, hatte Aquaviva gleich anfangs erlaubt, in gewissen Fällen von den Lehren des Kirchenvater Thomas abzuweichen. Dessen System nämlich war das=

jenige, auf dem die italienische und spanische Kirchengelehrsamkeit fußte. Aquaviva überschritt im Grunde damit seine Berechtigung nicht, denn der Orden hatte schon bei seiner Gründung in den von den Päpsten bestätigten Konstitutionen bestimmt, daß er sich andere, den Zeitumständen angemessenere Lehrbücher einzuführen vorbehalte. Allein Aquaviva stieß auf den Widerspruch der übrigen Religiosen und der Papst unterdrückte seine Schulverordnungen.

Inzwischen erschien (1588) in Spanien ein Buch über die Uebereinstimmung der göttlichen Gnade mit dem menschlichen freien Willen, dessen Verfasser der Jesuit Molina war. Diese Lehre war so ziemlich übereinstimmend mit der augustinischen und der kalvinischen, welch letztere sich an die augustinische anlehnt, denn auch Molina behauptete die Vorherbestimmung des Menschen zur Seligkeit oder Verdammniß. Mehrere Zusätze lassen die molinische Doktrin, wenn wir sie in die Philosophie übersetzen, sogar unbestreitbar erscheinen. Denn nach ihm versagte Gott Niemandem die hinreichende Gnade um selig werden zu können, allein die Gnade werde nur wirksam dadurch, daß ihr die Auserwählten nicht widerstehen. Und was heißt denn das anderes, als: jeder Mensch hat durch seine Vernunft von Natur die Freiheit, sittlich gut zu werden,

allein dieses Ziel erreicht er nun dann, wenn er der Vernunft gehorcht und den Sieg über die unedlen Leidenschaften, oder wie sich Molina ausdrückt, über die verdorbene Natur, davon trägt. Vor Molina lehrten schon Hammel und Leß ähnliche Sätze.

Allein die Gelehrten, die damals ihre Wissenschaft an unergründlichen Fragen, an Lappalien und Lächerlichkeiten zur Schau zu stellen liebten und über die Wirkungen von Dingen stritten, deren Dasein die gesunde Vernunft ableugnet, fielen mit einer wahren Wuth über die molinische Lehre her. Die Universitäten zu Löwen und Douai fanden sie so verwerflich, daß sie ohne Weiteres vierunddreißig Sätze aus diesem Werke verdammten.

Jetzt machte der ganze Orden die Angelegenheit zu der seinigen. Da aber dem zu Folge jeder einzelne Jesuit nunmehr den Molinismus gerade zum Trotze lehrte, ward die Sache bös. Denn ungeachtet der Papst Klemens VIII. verboten hatte, den Streit weiter zu führen, den er selbst entscheiden wollte, zogen, durch solche Kühnheit der Jesuiten noch mehr erbittert, die Dominikaner Spaniens mit furchtbarer Kritik gegen sie zu Felde, und da diese Mönche den Orden der Glaubensrichter bilden, d. h. die Inquisition zu ihrer Verfügung hatten, ward Molina vor deren Schranken ge-

stellt. Der gelehrte Zank schien also durch einen Machtspruch abgeurtheilt zu werden.

Allein Aquaviva bewirkte, daß der Papst sich die Untersuchungs-Akten sammt der Gutachten der theologischen Fakultäten kommen ließ, welche sich freilich sämmtlich gegen Molina aussprachen. Jetzt glaubten die Jesuiten gewonnen zu haben, denn in Rom lag der Prozeß gleichsam in ihrer Hand. Anfangs strebten sie den Papst durch diplomatische Kunstgriffe auf ihre Seite zu bringen. Doch das konnte ihnen wohl bei einer politischen Frage gelingen, aber keineswegs bei einer theologischen, denn auf diesem Gebiete war Klemens selber Meister.

Der Papst ließ daher mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer von seinen Theologen eine große Anzahl Berathungssitzungen halten, in denen die Dominikaner ihren Ankläger und die Jesuiten ihren Vertheidiger hatten, auch studirte er selbst alle Kirchenschriftsteller durch, um einen gerechten und weisen Spruch zu fällen. Dabei ließ er sich weder durch die Bitten des Gesandten Heinrich's VI., noch durch die der deutschen Kaiserin zu Gunsten der Jesuiten bestechen, ebensowenig legte er den für die Jesuiten sprechenden Gutachten der Universitäten zu Ingolstadt, Grätz, Dillingen, Würzburg, Mainz, Trier und Wien — wo

überall die Jesuiten dominirten — ausschließlichen Werth bei und als ihm Bellarmin vorstellte, daß alle vorigen Päpste ihre Urtheile gefällt und z. B. Leo X. die lutherische Lehre verdammt habe, ohne sich mit deren Studium abgegeben zu haben, daß ihre Aussprüche trotzdem gerecht und weise gewesen, während im Gegentheile diejenigen Päpste, welche durch eigenes Forschen nach Licht gestrebt, sich und die Kirche in Gefahr gestürzt — wieß der alte Mann diese Zumuthung mit Entrüstung zurück.

Die Sache war zur Entscheidung reif. Der Kardinal Madrucius, Vorsitzender jener Berathungen, hatte das Endurtheil entworfen, das die Jesuiten verurtheilte und wollte es eben dem Papste zur Besiegelung vorlegen, als er unvermuthet — starb, — gerade an dem Tage starb, wo die letzte Versammlung gehalten werden und deren Bestätigung des päpstlichen Dekretes erfolgen sollte.

Damit war aber freilich der Schlag noch nicht vollständig parirt. Der Papst lebte noch, das Urtheil mit den Entscheidungsgründen existirte, und ihre Ankläger bestanden mit unwandelbarer Ausdauer auf ihrer Verurtheilung. Die Jesuiten suchten daher vor Allem Zeit zu gewinnen und es glückte ihnen. Nebenbei bereiteten sie die Welt auf ihre Verdammung vor, um für

diesen Fall deren Beileid zu genießen und als schuldlose Opfer zu erscheinen. Diesen Zweck zu erreichen, verschrieen sie den Papst als Ketzer und behaupteten, daß es kein Glaubensartikel sei, ihn als den rechten Papst und Nachfolger St. Peters anzusehen. Gegen den Papst selbst aber nahmen sie nun die Sprache der Drohung an. Sie stellten ihm vor, daß sich gar leicht die Universitäten bei dem päpstlichen Urtheile nicht beruhigen könnten, daß dadurch eine Spaltung drohe, daß sie selbst sich gezwungen sehen würden, an eine allgemeine Kirchenversammlung zu appelliren u. s w.

Diese Gründe standen nun freilich in einigem Widerspruche mit der sonst behaupteten Unfehlbarkeit des Papstes und der Schädlichkeit der Kirchenversammlungen, von denen Lainez auf dem Trientiner Konzil sagte, daß sie zum Nachtheile der Kirche, entweder zu Nationalkonsilien führen, oder „zur Berufung von Urtheilen des heiligen Vaters an solche Versammlungen den Vorwand leihen könnten"*). Indessen schien doch der Papst ein wenig weicher zu werden, denn er äußerte sich ängstigend gegen einige Vertraute, die — wie könnte das Wunder nehmen — auch zugleich die Vertrauten der Jesuiten waren. Man hatte also die

*) Suggenheim I. 26.

schwache Seite des Papstes entdeckt. Zum Unglück spielte ihnen aber Philipp III. von Spanien einen dummen Streich dadurch, daß er den Papst ermuthigte — nicht zwar zur Verurtheilung der Jesuiten, wohl aber zur Entscheidung der Sache. Mit gezogenem Schwerte wollte er den päpstlichen Dekreten Gehorsam verschaffen. Klemens nahm daher seine Arbeit von Neuem auf. Die ganze christliche Welt, die Nichtkatholiken mit inbegriffen, sah der Entwickelung mit Spannung entgegen, denn für die Letzteren konnten diese Uneinigkeiten im feindlichen Lager natürlich nur erwünscht sein. Endlich sollte die Publikation des Erkenntnisses erfolgen. Der Papst hatte in eigener Person noch 65 Berathungssitzungen gehalten. Aber sonderbarer Weise empfand er mit einem Male Bangigkeit, nicht des Gemüthes, sondern des Körpers und an ihr verschied er den 3. März 1605, bevor er den letzten Schritt gethan. Er war das zweite Opfer, das durch diese Streitigkeiten fiel.

Nachdem die Sache so lange anhängig war, war sie für die papistische Welt zuletzt zum Aergerniß geworden. Die Meinung hatte sich gegen die Streitenden zur Rechten und zur Linken gekehrt. Man wünschte also die Beilegung des Prozesses und zumal Frankreichs Gesandter wirkte in diesem Sinne. Allein die Jesuiten

waren jetzt mit solchem Endresultate nicht mehr zufrieden. Sie wollten eine, ihre angegriffene Ehre wiederherstellende Sentenz haben, die ihnen ihrer Meinung nach jetzt nicht mehr fehlen konnte. Sie erschracken daher nicht wenig, als das Kardinals-Kollegium dem neuen Papste Leo XI. zur Bedingung machte, die Sache niederzuschlagen.

Der Neuerwählte auf Sankt Peters Stuhle willfahrte ihnen. Er entschloß sich, ihnen eine Sentenz zu geben, aber damit war noch keineswegs gesagt, daß es eine günstige sein mußte. Er ließ in der That eine Bulle verfassen, in der vierzig Sätze des mollinischen Werkes, als den Lehren der Kirchenväter zuwiderlaufend, verdammt wurden. (9. März 1606.) Die Dominikaner athmeten endlich mit der Freudigkeit eines Siegers auf, aber noch kannten die guten Väter ihre geistlichen Mitbrüder zu wenig. Um diese Zeit brachen die Uneinigkeiten zwischen Venedig und dem Papste aus und die Jesuiten beeilten sich, dem Papste durch eine blinde Ergebenheit ihre Anhänglichkeit wie ihren Eifer für sein Ansehen zu beweisen.

Das genügte, um den Papst wenigstens soweit umzustimmen, daß die verhängnißvolle Bulle nie veröffentlicht wurde. Vergebens drangen die Dominikaner in den Papst, um die Verkündigung der Bulle zu er-

wirken. Er hatte eingesehen, daß ein Bannstrahl, auf die Jesuiten geworfen, seinen eigenen Thron erschütternd berühren würde.

Der Molinismus verlor jetzt seine Bedeutung gänzlich, die er ohnehin blos so lange genossen, als man sich seinethalben zankte.

Das Missionswerk der Jesuiten.

„Alleinherrschaft und die Sucht sich zu bereichern, war der Mittelpunkt, wohin ihr so gepriesenes Missionswerk zielte“ — sagt Wolf, und wahrlich, besser hätte der so hellblickende, gewissenhafte Historiker die Triebfeder des jesuitischen Missionsgeschäftes nicht bezeichnen können. Dabei darf man indeß nicht vergessen, daß der ursprüngliche Gedanke, welcher ihm zu Grunde lag, wenn auch nicht ein rein humaner, so doch nach der damaligen Anschauungsweise ein rein christlicher war. Wir haben Xavier auf einer Insel, fern vom Heimathlande, nur durch seinen religiösen Eifer getragen, aus der Welt scheiden sehen und ihm unsere Bewunderung, die wir immer der Energie und dem Charakter zollen werden, nicht versagen können. Diesem Heiligen des Ordens trifft daher jene Behauptung so wenig wie manchem seiner Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger. Aber die Missionen ar-

teten aus in ihrer Entwickelung, und der Orden mußte auf diesem Felde noch eher in Verfall gerathen als auf seinen übrigen Gebieten. Einmal trug dazu schon die Unmöglichkeit einer direkten Leitung der Missionen von Seiten des Generals bei. Die Oberen konnten nur an ganz allgemeine Regeln gebunden werden, welche weniger das Bekehrungswesen selbst betrafen, als vielmehr das Verhältniß der außereuropäischen Jesuiten-Provinzen zu den europäischen Staaten und — was allerdings keine unwichtige Nebensache war — zum Fiskus des Ordens. Im Uebrigen mußte ihnen ganz freie Hand gelassen werden. Einige andere Umstände wirkten gleich gefährlich auf die Bekehrungen ein. Die Japanesen und Chinesen standen schon auf einer Stufe der Bildung, auf welcher es nicht so leicht ist, ein Volk zu einer Religion zu bekehren, die ihm für seine unbegreiflichen Mysterien nur noch Unbegreifliches bieten konnte. Ihre Kritik der christlichen Religion (Siehe B. II. S. 18) war scharf und logisch, und ihre Philosophen, welche schon über das Dasein eines *persönlichen* Gottes weggeschritten waren, schossen noch viel schärfere Pfeile auf die ungebildeten Patres ab. So blieb ihnen weiter nichts übrig, als von unten herauf anzufangen und bei dem ganz ungebildeten Volke ihr Glück zu versuchen. Allein auch

dieses war nur vergleichsweise, d. h. dadurch zu gewinnen, daß man z. B. in Japan und China das Christenthum in die Formen des durch die Landessitte beherrschten Kultus einhüllte. Wo freilich der spanische und portugiesische Einfluß mächtig war, oder wo sich die Jesuiten durch dessen Waffen geschützt sahen, da machten sie den Ungläubigen keine so erniedrigenden Komplimente. Hier hieß es: glaube oder stirb! Sie zerschlugen die heidnischen Götter, zerstörten die Tempel, tödteten die Priester und trieben die unglücklichen Eingebornen schaarenweise zur Taufe, ohne daß diese wußten, was das sonderbare Bad zu bedeuten habe, oder welche Verbindlichkeiten mit den Paar Tropfen Wasser auf ihr bis dahin ungebeugtes Haupt fielen. Hier wie dort mußten sie sonach mit dem Volke und zwar später auch mit dessen vornehmsten Klassen mit ihren Produkten, mit ihren Reichthümern und Schätzen bekannt und vertraut werden. Aber kamen denn die europäischen Kaufleute nicht zu demselben Zwecke in jene Länder und wollten sie nicht diese Bekanntschaft benutzen, um jene Schätze und Reichthümer auf alle mögliche Weise auszubeuten? Freilich wollten sie das. Allein die Jesuiten bedurften solcher Gäste nicht. Wenn die Fremden nichts Anderes wollten — das konnte man ohne sie zu Wege bringen; man fand

also keine Veranlassung Andern zu überlassen, was recht wohl in den eigenen Seckel ging. Dem zu Folge bildete sich jener großartige jesuitische Verkaufhandel aus, der die handelnden Nationen von allem unmittelbaren Verkehr mit den Küstenbewohnern ausschloß und sie an die, durch den Mangel aller Konkurrenz in ihren Forderungen unbeschränkten Jesuiten wieß, welche die Magazine und Niederlagen besaßen.

Von nun an ward der Orden in Indien furchtbar. Der Reichthum machte ihn mächtig, die Konzessionen in der Religion brachten die Bekehrungen vorwärts, die Großen, bei denen man sich einzuschmeicheln wußte, liehen ihm ihre Gunst und man konnte es demnach auch wagen, in die politischen Verhältnisse wirksam einzugreifen. Damit verlor freilich das Missionswerk all seine ursprüngliche Bestimmung.

In das japanesische Reich waren die Jesuiten nicht ohne große Anstrengungen gelangt. Aber einmal eingedrungen ward es ihnen unschwer, sich festzusetzen. Die hündische Demuth, welche ihnen die Portugiesen bewiesen, brachte den Japanesen eine große Meinung von diesen Bonzen bei, und gar bald wendeten sich die Unterkönige nur noch durch ihr Organ an die Portu-

giesen. Denn solcher Statthalter ließen sich sogar taufen und schickten eine glänzende Gesandtschaft an den Papst, der dadurch sammt der ganzen katholischen Christenheit nicht wenig geschmeichelt ward. Allein der Kaiser ward eifersüchtig auf das gute Einverständniß seiner Vizekönige mit den fremden Bonzen und in der That war es auch nur zu klar, daß diese im Christenthume weit weniger die Seligkeit des Himmels als die portugiesische Unterstützung suchten. Es erschien daher (1587) ein Befehl, der alle Christen aus Japan verbannte. Natürlich ward dadurch das Reich um keine Person ärmer. Die Jesuiten begaben sich in den Schutz einiger Großen und die Bekehrten wandten sich ihrem urväterlichen Bekenntnisse wieder zu. Dieser Unstern verschwand jedoch bald aus ihrem Horizonte. Politische Umwälzungen führten einen andern Herrscher auf den Thron, der ihrer Sache günstiger war, und es blieb ihnen für jetzt blos der Kampf mit den Missionären der Franziskaner übrig. Nur sie, die Jesuiten allein, wollten die Japanesen bekehren — man begreift, warum — und dieser Zwist endete zunächst damit, daß sie den von Paul V. zum Bischof von Japan ernannten Ludwig Stelo, der dem letzteren Orden angehörte, gefangen nahmen, und im Gefängnisse sterben ließen.

Nach einiger Zeit sollten sie härter geprüft werden. Die Holländer suchten sich mit Japan in Handelsverbindungen zu setzen, allein sie sahen sich von den Jesuiten auf tausendfache Weise behindert. Natürlich waren erstere nicht gleichgültig dabei. Sie, die aus der Erfahrung ihres eigenen Landes wie aus der Geschichte fast ganz Europa's die Staatsgefährlichkeit und den stets Böses spinnenden Charakter der Väter und ihres spanischen Schützlings kannten, verkleinerten durch solche Enthüllungen die Jesuiten am Hofe und da diese zum Unglück gerade auch im Begriffe waren, eine höchst gemeine Erbschleicherei auszuführen, deretwegen sich die beiden bedrohten Erben an den Kaiser wandten, so erfolgte eine zweite allgemeine Christenverbannung. (1614.) Dies Mal fügten sich die Jesuiten jedoch nicht so schnell. Die Zahl der Christen soll schon bei der ersten Verbannung 200,000 betragen haben, durch die 20,570 ihr Leben verloren. Jetzt natürlich war diese Zahl bedeutend, vielleicht um das Doppelte gewachsen; man glaubte es also wagen zu können, dem Kaiser mit der Waffe in der Hand zu trotzen. Allein das kaiserliche Heer war stärker als das ihrige, das nur 37,000 Mann betrug. Nach einer zweitägigen mörderischen Schlacht war ihre Niederlage entschieden. Von nun an ward den Christen der Eintritt in's Reich bei To=

desstrafe verboten und jeder Fremde sah sich gezwungen, dem Zeichen, daß er kein Christ sei, das Kruzifix mit Füßen zu treten, von dem sich in jedem Hafen zu diesem Zwecke ein Exemplar befand. Durch die harten Maßregeln, welche nunmehr gegen die Verehrer Jesu ergriffen wurden, verschwanden seine Bekenner fast gänzlich aus Japan. Die Jesuiten kehrten später zwar wieder, allein ohne großen Erfolg. Natürlich trugen sie kein Bedenken, ihre Füße am gekreuzigten Heiland abzuwischen. Sie entschuldigten diese Lizenz mit der Ausflucht, „daß sie nicht den Heiland, sondern nur ein Stück Eisen mit Füßen träten.“ Nichts wahrer als dies. Allein in Europa ließen sie das Kruzifix bei Gelübden, Eidesleistungen, Beichten u. s. w. küssen, ließen vor ihm das Kreuz schlagen, niederknieen u. dergl. War es also auch nur, um das Metall oder den Stein zu verehren? — —

Später als nach Japan, kamen die Jesuiten nach China. Es war im Jahre 1581. Die Missionäre, welche zuerst in dieses Reich eindrangen, waren gut gewählt. An ihrer Spitze stand der Pater Mathäus Ricci, ein tief gelehrter Mann, der sich wohlweislich mit der chinesischen Gelehrsamkeit und Sitte bekannt gemacht hatte, ehe er das gefährliche Unternehmen begann, und mit diesen Vorzügen ein einnehmendes Be-

tragen verband. Wie in Japan, so waren auch in China alle Religionen geduldet, die Jesuiten fanden also wenig Widerstand. Erst später, nachdem sie schon bedeutende Bekehrungen gemacht hatten, erwachte die Eifersucht der Landesgeistlichen, allein das Ansehen des Paters Ricci, der eine — die erste — geographische Charte von China entworfen und ein christliches Lehrbuch in chinesischer Sprache hatte drucken lassen, in dem sich das christliche Dogma geschickt mit der chinesischen Sittenlehre verband, war schon zu sehr befestigt. Um aber entschieden zu imponiren legte er die Mönchskutte ab und that Mandarinenkleider an. So drang er immer tiefer ins Reich und gelangte, zwar erst nach Ueberwindung zahlloser Hindernisse, selbst bis zum Kaiser, den er durch das Geschenk einer Uhr und zweier Gemälde ganz für sich gewann. Mit der Gunst des Kaisers war aber auch zugleich die der Großen gewonnen, denn die Höflinge sind sich durch die ganze Welt und zu allen Zeiten gleich gewesen. Er blieb in der Hauptstadt „des Reiches der Mitte," und wenn es wahr ist, was uns der Jesuite du Halde erzählt, wurde er so sehr geschätzt, daß man ihn nach Confuz für den gelehrtesten Mann hielt, der in China gelebt hatte. Der Kaiser ließ ihm sogar nach seinem Tode einen Denkstein setzen.

Gleichwohl konnte er nicht verhindern, daß die Bonzen immer wüthender auf die Jesuiten wurden. Denen war es weniger um den Abfall von der Landeskirche zu thun als vielmehr um die Zurückweisung der katholischen Arroganz, welche allein die Wahrheit in der Tasche zu haben glaubt, denn „wir haben ja gar nichts dagegen," sagten sie, „daß Ihr Euren Gott des Himmels anbetet; aber daß Ihr unsern Gott die Herrschaft über die Erde streitig macht, können wir Euch nicht verzeihen." Deshalb häufte man Beschuldigungen über Beschuldigungen auf sie, ja man klagte sie sogar an, daß sie darnach strebten, sich des Kaiserthrones zu bemächtigen. Diese Anklage — wer mag ermessen, ob und inwieweit sie gegründet war, sicher aber war sie durch ihre eigene Handlungsweise hervorgerufen, denn ihre Bestechungen der Großen war für Niemand ein Geheimniß. Unglücklicher Weise kostete sie mehreren Jesuiten das Leben.

Gegen zwanzig Jahre hatten diese Reibereien gedauert und die Jesuiten hatten bisher immer obgesiegt. Im Jahre 1615 aber gelang es einem der angesehensten Mandarine, beim Kaiser Gehör zu finden. Ohne Zweifel muß er unzweideutige Beweise vorgebracht haben, denn die Jesuiten, welche der Beherrscher des „himmlischen Reichs" so hoch schätzte, fielen mit einem

Schlage von ihrer Höhe herab und konnten sich nur dadurch vor völligem Verderben retten, daß sie eiligst nach Macao flohen. Die eigentlichen Gründe dieser plötzlichen Veränderungen sind nie bekannt worden und konnten es nicht werden, da die Jesuiten selbst die Geschichtsschreiber dieser Periode China's sind.

In Ostindien traf man keine so wohlgegliederten Staaten wie die von Japan oder China waren, man hatte also weniger Veranlassung, sich um die Gunst der Großen zu bemühen, noch seinen Flug nach dem verführerischen Glanze der Höfe zu erheben. Die vornehmste Klasse waren die Brahminen, der Priesterstand, welche Nachkommen der Gottheit zu sein behaupteten; diese Großen mußten also von vorneherein ihre unversöhnlichen Feinde sein.

Vielleicht liegt gerade darin der Grund, daß die Jesuiten in Malabrien und auf Coromandel eine so lächerliche Rolle spielten. Das Christenthum war nämlich hier schon nichts mehr ganz Unbekanntes. Die Kapuzinerväter hatten seit langer Zeit ihre Missionäre da, aber ihre Geschäfte waren sehr unbedeutend gewesen, da nirgends mehr als in diesen Ländern Sitte und Religion mit einander verwebt ist.

In den Augen der Jesuiten waren die schlechten Geschäfte der Kapuziner nichts als die Folge einer

kolossalen Ungeschicklichkeit. Wie in Japan und China, so ließen sie es auch hier geschehen, daß man dem Bekenntnisse nach Christ sein, sonst aber der heidnischen Sitte folgen und dem heidnischen Vorurtheile huldigen konnte. So bestreuten sich z. B. die Malabaren mit der Asche von Kuhmist, der ihnen, wie die Kuh selbst, heilig war, weil sie, die an die Seelenwanderung glaubten, annahmen, daß ihre Götter am liebsten ihren Olymp in einen Kuhmagen versetzten. Sie kannten daher auch auf ihrem Todtenbette keine größere Gewissensberuhigung, als mit dem Kuhschwanze in der Hand zu sterben. Außer diesem Unsinne gab es noch Obscöneres. Wenn z. B. ein Mädchen mannbar wurde, trug man die Beweise davon mit Musik und in Prozession in der Gemeinde herum. u. dgl. m. Das Alles duldeten die Jesuiten. Aber wegen keines Umstandes hat man sie bitterer angeklagt, als daß sie der Sitte nicht entgegenwirkten, nach welcher die Keuschheit für das Mädchen eine Schande war, obschon vielleicht keine Nachsicht weniger Wunder nehmen sollte, als gerade diese.

Indem die Jesuiten die Landessitte schonten, machten sie allerdings eine Masse Bekehrungen. Die Eingebornen, welche die Fremden haßten, söhnten sich mit ihnen aus, als sie die Patres in Brahminenkleidern

predigen hörten; — die Mädchen besuchten, das Bild des Gottes der Unkeuschheit am Halse, fleißig den Gottesdienst und — auch die Alten blieben nicht zurück, da man sich mit Kuhmist pudern durfte.

Solches Christenthum mißfiel natürlich den frommen Kapuzinervätern, welche sich streng an das kirchliche Dogma banden. Dafür waren sie vom Volke wie von den Jesuiten zurückgestoßen, während die letzteren allgemein als Nobili betrachtet wurden. Und wahrlich, sie verdienten sich auch diese Auszeichnung. Um die Parias, das Proletariat, welches, weil es arbeitet und die Brahminenkaste ernährt, für unrein galt, von den Reinen zu scheiden, erbaute man für sie besondere Kirchen und ließ sich ein Parias in einer Kirche der Reinen erblicken, so ward er mit Prügeln hinausgetrieben. Dieselbe Verachtung trat auch bei den übrigen priesterlichen Verrichtungen hervor. Kein Jesuit trat in die Hütte eines solchen Proletariers. Lag er auf dem Todtenbette, so daß er das Oelungssakrament bedurfte, so mußte man ihn auf die Gasse tragen. Hier ward er von dem Beichtvater, um sich durch unmittelbare Berührung nicht zu verunreinigen, mit dem Pinsel eingeschmiert.

Der Ruf dieses heidnischen Christenthums drang, natürlich allermeist durch den Mund der Kapuziner,

bis an den päpstlichen Hof. Wir werden später erzählen, wie dieser sich in der Sache benahm.

In Westindien, das die Jesuiten bald nach der Entstehung ihres Ordens aufsuchten, fanden sie noch begriffslosere Menschen vor. Wir kennen ja aus der Geschichte der Entdeckung Amerika's die Menschen, welche es bewohnten und die nun in den Bund der Christenheit aufgenommen werden sollten. Nur in einer Gegend, in Paraguay war den Jesuiten durch die Dominikaner, von welchen sie eigentlich herbeigerufen wurden, Etwas vorgearbeitet. Allein an ein Aufkeimen der Civilisation war trotzdem nicht zu denken, denn was der humane Gedanke, welcher durch die Christusreligion weht, hätte gut machen können, das verdarben zehnfach seine Bekenner, die Spanier, welche die Eingebornen schlimmer behandelten als die Thiere, an deren Tödtung sie ihre gefühllosen Herzen weideten. Dagegen bot die Lage, das Klima und dem zu Folge die Fruchtbarkeit des Landes die Hoffnung, daß hier Großes geleistet werden könne, wenn man gewisse Hindernisse beseitige, zu denen die spanischen Statthalter und dann auch die Dominikaner gehörten. Das erstere dieser Hindernisse beseitigte man bald. Die Statthalter wurden, wie es ohne Zweifel auch der Fall war, als grausame und herrschsüchtige, darum aber der Aus-

breitung des Christenthums gefährliche Leute denunzirt und der Hof, an dem ja die Jesuiten allmächtig waren, ging ohne Bedenken den Vorschlag ein, den jesuitischen Missionären die gesammte Verwaltung von Paraguay zu überlassen. Nur allein die Oberherrschaft behielt es sich darüber vor. Mit den Statthaltern zogen gar bald auch die Dominikaner ab.

Was die Jesuiten nunmehr leisteten, macht allerdings ihrem Genie alle Ehre. Sie richteten eine vollständig kommunistisch-aristokratische Republik ein. An die Stelle der spanischen Grausamkeiten setzten sie eine leutselige, gewinnende Behandlung der Eingebornen, wodurch sich diese wahrhaft glücklich fühlten. Nur der Ungehorsam und die Unthätigkeit wurde hart, zuweilen selbst mit dem Tode bestraft. Inzwischen waren solche Fälle nichts Gewöhnliches. Die Indianer sahen die Jesuiten wie überirdische Wesen an, ja sie waren schon entzückt, nur ihr Kleid berühren zu können. Jeder empfing ihre Befehle auf den Knieen.

Aus dieser Ergebenheit ließ sich offenbar jeder erdenkbare Nutzen ziehen. Man lernte den Wilden Handwerke aller Art, sogar mit den Künsten machte man sie bekannt und in nicht allzu langer Zeit gab es Schmiede, Schlosser, Schneider, Schuhmacher, Weber Waffen- und Kanonenfabrikanten, Architekten, Musiker

und Maler. Die Frauen und Kinder erhielten ihr bestimmtes Tagewerk, das sie vollenden mußten und man darf vielleicht mit Recht sagen, daß es in Paraguay keine arbeitsfähige Hand gab, die ihre Pflichten nicht erfüllte. Freilich hatte man in diesem Staate keine Tugenden zu bewundern, aber es ward auch kein Laster gefunden.

Auf diese Weise wuchs der Reichthum des Landes mit jedem Tage. Die 36 Kreise oder Redukzionen, wie sie genannt wurden, enthielten nach etwa hundert Jahren (1734) gegen 10,000 Familien, keine der Redukzionen besaß unter 40,000 Kinder und alle zusammen produzirten eine so enorme Menge an Zucker, Tabak, Baumwollenzeug u. s. w., daß z. B. an letzterem allein jährlich 60 bis 80,000 Ellen ausgeführt wurden. Man hat berechnet, daß der gesammte jährliche Ueberschuß der Verwaltung sich mindestens auf 10 Millionen Species belaufen mußte.

Wie wenig unter bewandten Umständen auch die Eingebornen zu fürchten waren, so hüteten sich die Jesuiten doch sehr wohl, ihnen, ihren Pflegekindern, etwas Anderes zu lernen, was sie hätte über ihre Lage nachdenken machen können. Diese, die vorher den Werth des Eigenthums nicht gekannt und wenn sie arbeiteten und gehorsam waren, mit keiner Noth geplagt wurden,

welche in unseren civilisirten Staaten die Armen heimsucht, lebten zufrieden in ihrer Kinderwelt, denn auch die Härte der Strafen konnte für sie, da sie erst kurz vorher aus dem rohen Naturzustande herausgetreten waren, nicht eben viel Auffallendes haben. Aus demselben Grunde hielten aber auch die Jesuiten alle fremde Eindringlinge ab. Paraguay war für sie ein Heiligthum, dessen Goldströme der mißgünstigen Welt verborgen bleiben mußten. Kein Ungeweihter sollte daher seine Schwelle überschreiten.

Die Verwaltung ging die Jesuiten allein an, denn die Unterthanen hatten blos zu essen, zu trinken und zu arbeiten. Alle Jahre fand ein Generalcongreß statt, auf dem man das Beste der Republik berieth und nöthigen Falls für die Polizei — eigentlich die Sklavenaufseher — neue Instruktionen bearbeitete. Alle sechs Jahre endlich sandte die Centralverwaltung in Rom einen Revisor.

Das ist die so vielfach gerühmte und später so bedeutend gewordene Republik Paraguay — bedeutend sage ich, denn die Ereignisse in ihr gaben die erste Veranlassung der allgemeinen Aufhebung des Ordens.

Nun noch Etwas über den Handel der Jesuiten. Ungeachtet sich das Geschäft eines Kaufmanns mit dem eines Seelensorgers und besonders eines Heidenbekehrers

sehr schlecht zu vereinigen scheint, so hatte doch Gregor XIII. (1572 –85) kein Bedenken getragen, den Jesuiten zu gestatten, daß sie beide Funktionen neben einander verwalteten. Den Grund dazu gab die Besorgniß um die Existenz der Missionäre, denn es läßt sich denken, daß sie sonst statt Priester und Kaufleute, Priester und Bettler hätten sein müssen. Dennoch ward die Bulle Gregor's von spätern Päpsten widerrufen. Die Jesuiten kehrten sich mit einigem Rechte wenig darum. Sie setzten ganz ungenirt ihren Handel fort. Mit ihm hätte ja nothwendig auch das Missionswerk fallen müssen. Leider aber gingen sie nach und nach weiter, als es ihre Bedürfnisse erheischten. Denn bald handelte man nicht mehr, um die Missionen zu unterhalten, sondern — um zu handeln, aus Liebe zum Schacher, und um die Generalkasse in Europa zu füllen. Um in ihrer europäischen Politik zu reussiren, hatten sie allenthalben Spione nöthig, die sie bezahlen mußten. Ohne Aufopferung von Schätzen konnten sie keine so langwierigen Prozesse führen. Sie mußten sich die Beichtvaterstellen an den Höfen erkaufen; sie mußten durch Bestechung hellsehende Minister zum Schweigen bringen und um sich Kreaturen zu schaffen, mußten sie Aemter und Würden in Vorrath haben. Wie viel hat es ihnen nicht gekostet, um Krieg

oder Frieden in Europa zu stiften, Bündnisse und Heirathen unter Monarchen zu schließen, die Unterthanen gegen ihre Obrigkeiten aufzuhetzen, Meuchelmörder zu bezahlen, Verschwörungen einzuleiten, allen geistlichen und weltlichen Mächten Widerstand zu leisten, ihre Gegner zu verfolgen und dasjenige ungestraft zu thun, was man dem ganzen Orden bis auf den heutigen Tag vorgeworfen hat. (Wolf.)

Ihr Handel verzweigte sich in alle Länder. Seine persönliche Organisation war die einer guten Polizei und in seiner geschäftlichen schien die Macht des Geldes ihren Mittelpunkt gefunden zu haben. Die Jesuiten wußten genau, bei welchem Kaufmann sie die besten und billigsten Waaren fanden und gleich gut unterrichtet waren sie darin, welche Nationen am besten bezahlten oder beim Verkaufe die niedrigsten Preise machten. Hierbei bedienten sie sich eines Jeden, den sie tauglich fanden. Es ist erwiesen, sagt der französische Gouverneur Martin, daß es Leute von allen Nationen, selbst Armenier und Türken gibt, welche dem Interesse der Gesellschaft unentbehrlich sein können. In Paris, Genua, Rom ꝛc. hatte sie ihre Banquiers, in Lyon und Paris ihre Apotheken und Spezereigeschäfte, denn Gregor XIII. hatte ihnen auch die ärztliche Praxis erlaubt. Für die portugiesischen Jesuiten gingen beständig zwei

Schiffe auf dem Meere und die indischen Ordensgenossen empfingen z. B. auf einmal 58 Ballen Waaren, deren kleinster größer als der größte der französisch-ostindischen Kompagnie war. In China liehen sie Geld gegen 25 bis 100 Prozente Zinsen. Welch großen Kredit sie genossen, kann man, wenn auch nur schwach, aus dem Umstande beurtheilen, daß der Pater Zachard der französisch-ostindischen Kompagnie 450,000 Livres ohne alle Schuldverschreibung schuldete, und um die Bedeutung ihrer Geschäfte wenigstens einigermaßen zu würdigen, genügen vielleicht die zeugenden Worte eines früheren Geschichtsschreibers: Alle ostindischen Seefahrer sprechen mit Erstaunen von ihrem ausgebreiteten Kommerz.

Claudius Aquaviva.

Aquaviva ging aus der Welt (1615), noch bevor er Zeuge der nun in Deutschland entstehenden dreißigjährigen Kämpfe werden konnte, welche ganz Europa erschütterten. Indessen hatte er sie voraussehen können. Mit sicherer Hand hatte er ja während seines 34jährigen Regiments selbst die Fackel der Zwietracht und des Hasses unter die deutsche Nation geschleudert, die bereits im Begriffe war, sich an religiöse Duldung zu gewöhnen. Er hatte den Krieg gewollt, — gewollt, weil jetzt die Hoffnung noch gerechtfertigt war, daß das überwiegend katholische Europa noch im Stande sei, die schwächere Partei der Ketzer zu vernichten. Die Nachwelt mag deshalb ein Recht haben, in Aquaviva den vorzüglichsten Urheber der mörderischen Glaubenskriege zu verdammen, dessen Untergebene alle Vorwürfe,

welche man ihnen deshalb machte, mit den Worten Jesu zurückwiesen: Ich bin nicht gekommen, Friede zu senden, sondern das Schwert. Nichts destoweniger muß sie aber auch seinen Riesengeist bewundern, der es verstand, Religion und Politik auf die wundersamste Weise zu verschlingen, der die kühnsten Pläne ersonnen, welche je in einem Herrscherhaupte aufgetaucht sind, der fast alle Throne der Erde seinen Zwecken dienstbar machte, für den die Tugend wie das Laster arbeitete, dessen Blicken nicht die geringste politische Erscheinung entging und der, indem er alle Fäden des Völkerlebens in seiner Hand hielt, unerschöpflich war an Hülfsmitteln, mit denen er nur selten sein Ziel verfehlte. Ein solcher Mensch — doch nein, ein Dämon verdient er besser genannt zu werden, — sollte Anspruch haben, daß ein aufgeklärtes Jahrhundert sein Leben und seine Handlungen mit kritischem Blicke in ihren Einzelheiten betrachtete. Es würde dadurch gar mancher unverständliche Zug in der Geschichte begreiflich werden und manche Dunkelheit aus ihr verschwinden. Uns bleibt hier nur wenig Raum, ihn im Schattenrisse darzustellen.

Als Aquaviva zur Regierung gelangte, hatte er in seiner Eigenschaft eines Professen als Provinzial der römischen Provinz und als Vertrauter der politischen

Größen in Rom das ganze Wesen seines Ordens schon vollständig durchschaut. Er war sich längst über zwei Dinge klar, die keinen Zweifel mehr übrig lassen konnten, da sie selbst einem weniger Tiefblickenden ausgemacht erschienen: die Unvereinbarkeit des Zweckes, welcher der Gesellschaft von Ignaz gegeben worden war, mit der Weltstellung, die sie jetzt einnahm, und dann die Bedeutungslosigkeit dieses Zweckes im Verhältniß zu den Streitmitteln.

Wir haben im ersten Bande das System Ignazens zergliedert dargestellt. Kein Gläubiger, wenn er nicht an vorurtheilsvollem Konfessionswuste hängt, wird dieses mystisch-dogmatische Gebäude ohne Staunen betrachten, keiner ohne das Gefühl einer gewissen Gottinnigkeit sich in dasselbe versenken können. Alles, was den Menschen an die Erde, ja Alles was ihn an's Leben kettet, soll der Jesuit aufgeben; nur in Gott, und Gott zu Ehren für die gesammte Menschheit zu leben, ist sein erhabener Beruf. Für die Freuden des vergänglichen Besitzes entschädigt ihn der Reichthum seines, dem Höchsten ganz geweihten Inneren; statt der Liebe zu einem Weibe und zu lieben Kindern erfüllt die Liebe zu allen verständigen Wesen seine Brust, deren geistiges Wohl er daher auch, wie das seiner Familie, mit allen Kräften zu befördern sucht, und die

Freiheit des Willens, welche er durch das Gelübde des Gehorsams opfert, ersetzt ihm das Bewußtsein, daß er überall dem Herrn dient, denn wo ihn sein Oberer auch hinsendet und was er ihm auch aufträgt, — er hat das Vertrauen: es geschieht im Interesse des Werkes, das der heilige Orden erbauen will. Nur durch diese Anschauungsweise konnte die Gesellschaft Männer, wie Xavier, erzeugen.

Wie kleinlich nehmen sich neben dieser Auffassung der christlich=religiösen Idee der Rationalismus und alle dogmatischen Fortschrittsversuche der neueren Zeit aus! Der Ignazische Mystizismus zeigt das christliche Glaubensprinzip in seinen schärfsten Konsequenzen auf. Ihm gegenüber mag nur die moderne Philosophie, wie sie durch einen Feuerbach, einen Ruge ꝛc. vertreten wird, auf gleiche Folgerichtigkeit Anspruch machen.

Allein Ignaz hatte bei seiner Schöpfung zu wenig auf den Drang der Natur im Menschen, zu wenig auch auf dessen Neigungen, Begierden und Leidenschaften Rücksicht genommen. Die Armuth ist offenbar leichter zu ertragen, wenn man ringsumher nur Arme erblickt; die Keuschheit mag ohne Zweifel in einem Kloster weniger lästig sein, das selten ein Mensch des andern Geschlechts betritt und sicher verliert der unbedingte Gehorsam in Gesellschaft von Sklaven seine här=

teste Seite. Allein die Schüler Loyola's sollten weder immer unter Armen, noch immer in den Klöstern, am wenigsten aber unter Sklaven wirken. Sie waren bestimmt, in alle Klassen des Volkes hineinzudringen, an den Höfen der Fürsten zu leben und dem Bettler geistlichen Trost zu reichen. Damit war die Klippe des Anstoßes gegeben. Die Ordensbrüder, welche an den Höfen mit ihren ärmlichen Kutten erschienen, wo der Luxus der neuentdeckten Welten zur Schau getragen wurde und wo die Ausschweifung und Sittenlosigkeit schon ihr Lager aufgeschlagen hatten, standen ebenso wie diejenigen ihrer Genossen, welche als Gewissensräthe schöner Ehefrauen, reizender Jungfrauen und schmachtender Wittwen figurirten, an dem Abgrunde der Verführung und — sie stürzten hinab! Inmitten einer Welt, welche harmlos und unabhängig lebte, vergaßen sie den Gehorsam mit Allem was sie gelobt, und da doch die Disziplin wie der Anstand erheischte, daß ihre Sünden mindestens ein Geheimniß blieben, so waren die Jesuiten gar bald nicht mehr was sie schienen, noch weniger, was sie sein sollten.

Das System des heiligen Ignaz starb. An seinem kopfhängerischen, völlige Selbstentäußerung fordernden Mystizismus konnte sich Niemand mehr befriedigen. Die Lust am Leben erwachte, der Ehrgeiz wurde rege,

die Hofjesuiten mischten sich in die Politik ihrer Fürsten, sie zettelten Intriguen an, ließen sich zum Werkzeuge politischer Kabalen gebrauchen und die Gesellschaft war auf dem Wege, in völlig sittlicher und sozialer Anarchie auseinander zu gehen.

Es bedurfte eines tiefen Denkers, eines gewaltigen Menschenkenners, eines entschlossenen, vor keiner Maßregel zurückschreckenden Geistes, — einer immensen Kraft mit einem Worte, um das Unheil zu beschwören, das dem mächtigen Orden drohte. Gregor XIII. sah dies wohl ein, indem er die durch gegenseitige Verleumdungen der Generalatskandidaten zerrissene Wahlversammlung mit folgenden Worten zur Einheit ermahnte: „Dieser heilige Orden ist über den ganzen Erdkreis verbreitet. Ueberall, wo ihr Kollegien und Niederlassungen habt, regiert ihr die Provinzen und Reiche"*). Jene Kraft fand sich in Claudius Aquaviva.

Dieser schlaue Pater wußte nur zu wohl, daß ein Mensch ohne eine Leidenschaft weder der Erreichung eines großen Zweckes fähig, noch daß die gänzliche Abtödtung seiner Natur eine Möglichkeit ist. Darum nahm er den Menschen, wie er ist, zu seinem Werkzeuge. Er genügte dem Ehrgeize seiner Ordensgenossen,

*) Hist. sac. Jes. auct. Possino, part. V. pag. 3.

indem er sie zu allen kirchlichen Würden gelangen ließ, er verzieh der Liebe zum Reichthum, indem er Handel, Schacher und Wucher gestattete und drückte ein Auge zu, wenn Einer oder der Andere der Untergebenen mit den hübschen Sünderinnen ein wenig weiter ging, als es gerade Beichte und Absolution nöthig machte. Aber all diese Nachsicht war nur der Lohn für einen desto blinderen Gehorsam. In diesem Gelübde konzentrirte sich alle Kraft der stillschweigend aufgehobenen.

Gegen solche Licenzen gehorchte wohl Jeder gern. Die Gesellschaft ward auf diese Weise der Weg, um im Staate und in der Kirche die höchsten Stufen der Ehre zu ersteigen, der Wollüstling sah sich nicht beengt und der Geizige konnte mit kindischer Lust in den Schätzen wühlen, die er zusammenscharrte und die doch endlich der Gesellschaft wieder anheim fielen. Aquaviva wußte Jedem einen Platz zu geben, wo er der Gesellschaft nützen und seine Leidenschaften befriedigen konnte.

Damit war aber nicht nur der Widerspruch der Natur im Menschen mit der Aufgabe, welche Ignaz dem Jesuiten gesteckt, gehoben, sondern auch zugleich das Institut in seiner ganzen Anlage mit dem modernen Charakter seiner Angehörigen und ihrer Weltstellung in Uebereinstimmung gebracht. Doch der Zweck des Institutes, insofern er auf eine Katholizisirung der

gesammten Menschheit ausgesprochener Maßen hinaus lief, war überhaupt zu eng gefaßt. Der Lage der Sache nach, das heißt bei dem Einflusse, den die Jesuiten sich schon errungen hatten und bei der Summe von Kräften, über die sie verfügen konnten — 5000 Mitglieder in 21 Provinzen zählte jetzt der Orden — mußte sich Größeres erreichen lassen. Ueberdies war jener Zweck in mehr als einer Hinsicht für die besten Köpfe ein aufreibender. Ich glaube annehmen zu können, daß Aquaviva und seine ausgezeichneteren Zeitgenossen im Orden sicher, wenn nicht über das ganze bestehende Religionsunwesen selbst, so doch über die groben Irrthümer des Katholizismus im Klaren waren. Ihre Kasuistik, von der ich später sprechen werde und derzufolge es kein verwerfliches Mittel geben konnte, wenn es ihren Zwecken diente, scheint darauf hinzudeuten, denn wenn nur noch ein Funke religiösen Bewußtseins in ihnen gelebt hätte, mußte eine so schamlose Heilig- und Seligpreisung der Meuchelmörder unmöglich sein. Auch die oben bei Schweden angeführte Aeußerung eines Jesuiten über das Fegefeuer beweist diese Vermuthung, anderer Umstände gleichen Werthes nicht zu gedenken.

Demnach setzte Aquaviva auf den Thurm des Ignazischen Gebäudes eine zweite Kuppel mit einem Kreuze,

das bis in die Wolken reichte: Alle Menschen sollten Katholiken und alle Katholiken Jesuiten werden, mit anderen Worten: der Orden strebte nach der geistlichen und politischen Herrschaft über die Menschheit*).

Wahrlich dieser Plan war kühn. Gegen ihn sind selbst die Berechnungen eines Napoleons ein Kinder=

*) In der großen Anzahl meiner Quellen sind nirgends die Tendenzen der Jesuiten so aufgefaßt, wie es hier geschieht; die bisherigen Geschichtsschreiber dieses Ordens begnügen sich vielmehr damit, ihn bei jeder einzelnen Thatsache der bloßen, planlosen Herrschsucht zu beschuldigen oder ihn als Diener der spanischen Politik darzustellen. Die Zusammenstellung jener Thatsachen hat mich zu einer andern Ueberzeugung gebracht, die ich hier ausspreche und sie steht meinen Quellenschriften nicht entgegen. Denn wer einmal zu herrschen sucht, kann nur sein Interesse geltend zu machen streben oder wird nie ein guter Diener sein. Daß aber die Jesuiten eine selbstständige Politik verfolgten, geht schon daraus hervor, daß sie die Pläne Spaniens durchkreuzten, sobald sie ihren Interessen entgegen liefen. Auch die Geschichte Paraguay's kann zum Beweise dienen und vielleicht wird meine Behauptung schon durch den Erfahrungssatz wahr, daß man so große, riesenhafte Anstrengungen nur entweder für eine allgemeine, oder seine eigene Sache zu machen fähig ist. Und eine allgemeine humane Sache war die der Jesuiten doch offenbar nicht. Vergl. übrigens Wolf II. 226.

werk. Aquaviva wurde dadurch in der Politik das für den Orden, was Ignaz für ihn in der Dogmatik gewesen war.

Jede, dem Absterben nahe Gesellschaft erwacht zu neuem Leben, wenn sie sich neue oder mindestens erweiterte Zwecke setzt. Bei dem Jesuitenorden mußte dies umsomehr der Fall sein, als alle Verbindungen schon angeknüpft waren und als es nur deren Zusammenfassung, deren Leitung durch einen obersten Gedanken bedurfte. Denn das kann man nicht verkennen, daß der Orden schon seit 1560, also 20 Jahre vor Aquaviva, diese Richtung nahm. Von nun an standen die Intriguen der Jesuiten an den Höfen nicht mehr als persönliche Malicen, nicht mehr als der Ausfluß einzelner bösgesinnter Naturen da — sie waren Inspirationen ihrer Centralgewalt, und die Jesuiten hatten sich in dem Geschäfte, was sie früher als Gehülfen betrieben, selbst etablirt.

Zu der Zeit als dieser Umschwung im Orden vollendet war, regierte in Spanien Philipp II., in Portugal das Kind Sebastian, in Frankreich Katharina von Medicis mit den Guisen, in England die protestantische Elisabeth, in Schweden Johann III., in Polen Sigismund August und in Deutschland Ferdinand I., Sohn Maximilian II. Frankreich war innerlich durch

religiöse Parteien zerrissen und zumal die protestantische war noch mächtig; auch war es durch seine Nationalkirche verhaßt. Portugal besaß durch die überseeischen Besitzungen zwar einige Bedeutung, allein als europäischer Staat vermochte es wenig zu entscheiden. England und Schweden war den Jesuiten verschlossen. Somit blieb nur Spanien, Deutschland und Polen übrig, um als Heerde der chemischen Zersetzung Europas dienen zu können. Spanien, als der Repräsentant des reinen Katholizismus, dessen Beherrscher keinen Ketzer im Reiche duldete, der, wie alle Habsburger den fleischgewordenen Despotismus darstellte, der Alles für die Jesuiten opferte, der den Traum seines Vaters von einer spanischen Universalmonarchie fortspann und darnach alle Schritte seiner Politik bestimmte, dadurch aber den Jesuiten gerade in die Hände arbeitete — Spanien ward das Zentrum der südlichen Politik, Polen dagegen das der nördlichen, da die politischen Wirren in ihm alle Machinationen begünstigten. Um diese Zentren sollten sich die übrigen Staaten nach ihrer Auflösung wie ein Krystall ansetzen. Sehen wir, welche Combinationen man zu diesem Zwecke anstellte.

Spaniens König, Philipp II. hatte Maria Tudor, Heinrich VIII. Tochter von Katharinen, der Aragonierin, geheirathet, um England an sich zu bringen. Ob-

wohl ihm aus dieser Ehe keine Leibeserben erwuchsen, so gab er doch seine Hoffnung auf dieses Land nicht auf. Wir sahen deshalb von ihm und den Jesuiten alle Mittel, Meuchelmord, Verschwörung und offenen Krieg, in Bewegung setzen, und sich desselben zu bemeistern. Da ihm überdies Maria Stuart ihre Kronrechte abgetreten, so rechnete er ohne Zweifel auch auf Schottland, wenigstens hätte sich dies Inselreich gegen einen so mächtigen und zugleich so habsüchtigen Nachbar nicht halten können.

Frankreich war dem spanischen Hofe gleichfalls verwandt und an seinem Besitze mußte dem Spanier mit den Jesuiten um so mehr gelegen sein, als keiner der mit Absicht ausschweifend erzogenen Söhne Heinrich II. sich Hoffnung auf Nachkommen machen durfte und das Reich an den reformirten Heinrich von Navarra zu fallen drohte. Daher der Mord Heinrich's III., daher die Anstrengungen der Ligue 2c. Aber die Hand des Spaniers ruhte selbst dann noch wie ein Fluch auf dem französischen Hause als Heinrich IV. katholisch geworden war, denn auch er starb, wie wir erzählt haben, durch Meuchelmord.

Weniger Mühe machte das unglückliche Portugal. Wir sahen, wie leicht sich Spanien desselben bemächtigte. Dasselbe Loos würden die heldenmüthigen

Niederlande getheilt haben, wäre nur eines der größeren Länder in Spaniens Besitz gekommen. Inzwischen haben auch diese ihren Tribut bezahlen müssen, denn — man erinnere sich, ihr großer Oranien ward ermordet und seinen Sohn Moritz rettete nur die Feigheit des Gedungenen.

Damit schließt sich der eine Halbkreis der europäischen Politik. Sehen wir nun nach dem Norden.

Hier mußte vor allen Dingen Polen sich Schwedens bemächtigen. Gelang dies — und wahrlich, man hatte es geschickt angefangen — so durfte man hoffen, sich Rußlands ohne große Schwierigkeit unterwerfen zu können, denn dieses Reich war damals kaum erst im Werden. Wenn dennoch dieser zwei Male eroberte Koloß Polens Händen wieder entfiel, so trug daran einzig die Ungeschicklichkeit seiner Herrscher die Schuld, ihn zu besitzen. Dänemark, das kleine, volkarme Ländchen wurde von selbst in den Strudel der Eroberungen mit hineingerissen und Polen und Oestreich ließen sich schließlich leicht vereinigen, denn durch die Verheirathung Sigmunds Wasa mit einer Oestreicherin war dazu schon die Bahn gebrochen.

Nun blieb freilich noch Deutschland übrig, das in eine große Anzahl religiöser Sekten und in eine noch größere Zahl weltlicher Herren getheilte. Allein

gerade dieser Umstand schien alle Unternehmungen gegen dasselbe zu begünstigen, nur mußten sie bald beginnen, bevor die Parteien sich einigten und die Herren ihre Interessen begriffen. Doch auch später war seine Besiegung nicht zweifelhaft, wenn anders die übrigen Berechnungen nicht fehl gingen.

So konnte oder sollte vielmehr das habsburgisch-spanische und deutsche Haus das zivilisirte Europa unterjochen. Der letzte Schritt, das Haus selbst zu vereinigen, war derjenige, um den man sich am wenigsten zu bekümmern brauchte, weil er am fernsten lag und jedenfalls die wenigsten Schwierigkeiten bot. Ein ewig beweinenswerthes Unglück, wenn dieses Ziel erreichbar gewesen. Denn man denke sich: einen Habsburger als Herrscher über Europas zivilisirte Nationen und, was dasselbe sagen will, einen von den Jesuiten erwählten Papst auf St. Peters Stuhl. Die Herrschaft der Jesuiten wäre vollständig gewesen.

Dieser Plan, sofern er sich blos durch politische Intriguen, durch Heirathen, Kriege, u. s. w. hätte erfüllen sollen, würde mehr als eine Thorheit denn als eine riesige Idee erscheinen. Auch wäre in diesem Falle dem Orden nur eine sehr beschränkte Thätigkeit vorbehalten gewesen. Allein auch er wollte seine Heere

stellen und er stellte sie. Beobachten wir, wie er seine Truppen warb.

Schon zu der Zeit des großen Aquaviva's war ein Widerspruch im Volke bemerkbar, der uns auch heute noch an gewissen Theilen desselben überrascht, — ein Widerspruch, den wir im gemeinen Leben fast für eine Unmöglichkeit halten und der doch nichts destoweniger existirt: es liebte seine Feinde, es dankte der Ruthe, die es züchtigte und küßte den Fuß, der seinen Nacken auf die Erde bog.

Nirgends trat er schreiender hervor, als in England. Hier, wo die Reformation durch das Machtgebot Heinrich VIII. hervorgerufen und unglücklicher Weise eben durch dieses Machwort zugleich beschränkt wurde, hatte die protestantische Bevölkerung unendlich gelitten, denn die einmal zur Kritik des Glaubens Aufgerufenen übersahen in Schrift und Wort gar manchmal das königliche: Bis hieher und nicht weiter. Dennoch, als nach Heinrich VIII. Sohne, des freier gesinnten Eduard VI. Tode durch die bigotte Maria Tudor, welche mit einer unbeschreiblichen Zähigkeit am Katholizismus hing, dem Protestantismus die letzte Stunde zu schlagen schien, unterstützte das Volk das fanatische Weib, um ihre protestantische Gegnerin, Johanne Gray vom Throne zu stoßen — den sich diese allerdings, zwar

nicht wider das Gesetz, aber wider das Recht angemaßt hatte — und erntete dafür als Lohn alle Schrecken der Inquisition. Eben dieselbe Anhänglichkeit an den legitimen Beherrscher finden wir bei den Franzosen, deren Parlament kräftig gegen die Liguisten auftrat, als diese Frankreich an Spanien verrathen wollten. Und dies geschah während Heinrich Paris belagerte. Auch bei den Niederländern machen wir dieselbe Bemerkung, denn selbst nachdem sie nicht mehr als Bittende vor Spanien zu erscheinen brauchten, forderten sie nichts weiter, als die Aufhebung der Religionsedikte; von der Abschüttelung des schmählichen wie entwürdigenden spanischen Joches war noch keine Rede.

Bei bewandten Umständen war es für die Jesuiten nichts Leichtes, gegen die legitimen Herrscher zu intriguiren. Der Anhänglichkeit des Volkes an sie, oder wenigstens an ihren Stamm, mag sie auch keine auf Liebe, sondern nur auf Gewohnheit und Ueberlieferung begründete gewesen sein, machte alle, die materiellen und religiösen Interessen vergessen.

Es handelte sich daher vor allen Dingen darum, jeden eigenen Willen, jedes eigene Urtheil, jedes Prinzip und alles Positive, was die gesunde Vernunft mit souveräner Allmacht in das Gemüth des Gläubigen setzt: ich meine den Sittlichkeits- und Rechtsbegriff — aus

dem Menschen herausgerissen werde. Es durfte nichts in ihm übrig bleiben als Eine Idee, welche der Ausgangspunkt jedes anderen Gedankens und der Hebel der gesammten Thatkraft werden mußte, die Idee der schwankenlosen, geistlichen und weltlichen Autorität des Priesterthumes, welche schon Hildebrand zu allgemeiner Geltung zu bringen gesucht hatte.

Dieser Zweck ward auf zahllosen Wegen verfolgt, von denen wir hier nur die hauptsächlichsten anführen wollen.

Die höchste Autorität des Priesterthums mußte vor allen Dingen Glaubenssache werden. Wer sie nicht anerkannte, konnte nicht Katholik sein, also auch die Seligkeit nicht schauen. Diese Lehre ward in ein förmliches System gebracht und Mariana, Bellarmin, Scribanius, Sa, Sanchez, Becan, Suarez u. A. wendeten sie zuerst auf den Staat an. Sie folgerten daraus, daß, da ein Monarch, als Herr über die weltlichen Dinge, unbedingt unter dem Papste, dem Herrn über die göttlichen, d. h. (— wohlgemerkt, denn hierin liegt der Irrthum —) religiösen stehe, weil ja die weltlichen Dinge den göttlichen untergeordnet seien — ein Monarch also auch nichts in seinem Reiche gültig beschließen und verordnen könne, wenn der Papst dagegen Einspruch erhebe. Ja noch mehr. Sie behaupteten, daß der Papst aus demselben Grunde be-

rechtigt sei, die seinem Willen widerstrebenden Fürsten nicht nur in den Bann zu thun, sondern auch ihres Thrones für verlustig zu erklären und einen andern König einzusetzen oder wählen zu lassen — und schließlich erklärten sie, wie der Mord eines sich halsstarrig zeigenden Königs in diesem Falle nicht nur keine Sünde, sondern, weil er zum Besten der Kirche und zur Aufrechthaltung der Autorität ihres Vertreters ausgeführt werde, ein verdienstliches, gottwohlgefälliges Werk sei.

Diese Lehre, welche durch zahllose mit jesuitischer Zensur erschienene Werke verbreitet wurde, fand besonders in Frankreich starke Anfechtungen, denn hier wurde sie bekanntlich durch den Henker geächtet, so daß sich endlich Aquaviva sogar gezwungen sah, sie öffentlich zu desavouiren. Trotzdem konnte sich Niemand darüber täuschen, daß solche Mißbilligung des Generals etwas Anderes als eine durch die Umstände geforderte Heuchelei sei, da man ja wußte, daß der Papst selbst dem Mörder Heinrich III. eine Lobrede gehalten und damit die Lehre vom Königsmorde als katholische anerkannt hatte.

Um aber jenen Glaubenssatz in alle Schichten des Volkes zu tragen, bemächtigten sich die Jesuiten und ihre Freunde fast aller kirchlichen Würden. Durch die Erzbischöfe konnte man ja die Bischöfe, durch diese

die niedere Geistlichkeit beherrschen und ein Wort, vom General ausgesprochen, drang durch diese Organe tiefer in alle Schichten der Gesellschaft, als durch den tausendstimmigen Mund der Presse, welche der lebendigen Commentare entbehrt. Auch wurde jetzt die Zahl der Jesuiten von nur einem Gelübde, dem des Gehorsams, sorgfältig vermehrt. Denn diese Menschen, die in bürgerlicher Kleidung erschienen, sich verheirathen und Besitzthum haben durften, konnten dem Orden um so mehr nützen, als Niemand den Jesuiten in ihnen vermuthete und ihre Anwerbung ward um so leichter, da der Orden selbst öffentlich nur die einzige Bedingung stellte, daß sie weder einen Mord noch Blutschande begangen haben dürften. Sonst konnten sie die verworfensten Verbrecher sein, ja, wie Suggenheim in seiner Geschichte der Jesuiten in Deutschland II. 253 erzählt, selbst einem andern kirchlichen Bekenntnisse angehören. Dagegen vereinigte man diejenigen Katholiken, welche zu Ordensmitgliedern vom einfachen Gelübde nicht geeignet waren, in heilige Brüderschaften, deren es eine Masse gab und heute noch gibt. In Frankreich — vielleicht ist es auch in Deutschland der Fall — hängt man ihre Namen in der Kirche aus und manches Schaf der christlichen Heerde fühlt sich durch dieses Bewußtsein allein schon halb selig. Noch-

ten auch diese Brüderschaften dem Orden vielleicht weniger positiv, d. h. als Mitarbeiter nützen, so hatten sie doch das Gute für ihn, daß er sich in ihm seine Kreaturen erzog, die gar häufig erfolgreiche Propaganda machten und ihm zu jeder Zeit mit ihren physischen Kräften dienten.

Nun blieb aber noch eine Klasse von Gläubigen übrig, — und diese war die wichtigste; — diejenige nämlich, welche wegen der Stellung, die sie in der Gesellschaft einnahm, weder Ordensmitglieder sein konnten, ohne sich verdächtig, noch Betbrüder, ohne sich lächerlich zu machen. Zu ihr war der Zugang nicht so leicht, da in ihr zu allen Zeiten wenn nicht der Skeptizismus, so doch mindestens die Indifferenz ihre Heimath fand. Dieser Klasse bemächtigte man sich vorzugsweise durch die Eroberung ihrer weiblichen Glieder — ein Mittel, das man auch bei gemeineren Leuten häufig anwandte, — denn man wußte nur zu wohl, daß das weibliche Geschlecht am leichtesten sündiget und seine Sünden am schwersten erträgt. Durch sie fing man nicht nur den Gatten und die Kinder, sondern häufig auch das Bedientenpersonal. Die Memoiren, welche in dieser Beziehung erschienen sind, zeugen, welche unendliche Mühe man sich zuweilen gab, um die vornehmen Leute zu gewinnen, besonders wenn sie das

Glück hatten, mit den Geheimnissen der Kabinete vertraut zu sein. Man umgab sie mit Spionen, bestach die Bedienung, suchte dem Gatten eine Maitresse, der Gattin einen Buhlen an den Hals zu hängen, zerriß die Ehen, vermittelte neue Verbindungen und beliebte vorzugsweise, sie zu irgend einem nur ihnen, den Jesuiten, bekannten Vergehen zu treiben. Aus Scheu, öffentlich kompromittirt zu werden, fielen dann die Gefangenen als sichere Opfer in die Gewalt der Väter um durch sie vollends sittlich unterzugehen. Denn nun gebar die eine Sünde unendliche. Der Diener ward am Herrn, die Frau am Gatten, der Gatte an seiner Ehegenossin, die Kinder an den Eltern zum Spion, zum Verräther, zum Dieb, und wer weiß es denn, ob nicht sogar zuweilen zum Mörder. Oft gab es ja Geheimnisse zu erspähen, gewisse Papiere zu besitzen und selbst manche gefährliche Personen zu beseitigen. Kein Band war heilig, wenn es sich um die Ehre Gottes, d. h. um das Beste des Ordens handelte.

Doch auch die Jugend, die Erbin der Zukunft, mußte Eigenthum der Jesuiten werden. Ueberall, wo sie sich festsetzten, war sie es, deren man sich zuerst bemeisterte. Und in der That hatte man damit sehr Recht, denn ein guter Jesuit kann nur e r z o g e n werden. Trotz der Klagen der andern Religiosenorden

und der Universitäten, eröffnete man daher, wo es nur irgend möglich war, Jesuitenschulen, und wußte gar bald den ganzen Unterricht in seine alleinigen Hände zu bringen. Sonderbarer Weise frohlockte die Welt darüber, denn so tüchtige Lehrer, so wissenschaftlich gebildete und gelehrte Männer sollte es noch nicht gegeben haben. Allein diese Täuschung zerrann bei den Hellblickenden nur zu bald. Da keine Konkurrenz möglich war, mußten sie wohl als die einzig guten Lehrer erscheinen. Wenn man jedoch ihre Lehrmethode prüfte, welche trocken war und den Zögling ein tieferes Eindringen in die Materien verleidete, wenn man beobachtete, daß der ganze Zweck der Erziehung nur auf die Bildung fertiger zugleich aber oberflächlicher und sophistischer Dialektiker und Kasuisten hinauslief, so mußte man den kläglichen Zustand des jesuitischen Unterrichtswesens sofort erkennen. Und dieses Urtheil blieb bestehen, so sehr man auch mit Aufführung von Schauspielen durch die Zöglinge die Masse zu bestechen und den Urtheilsfähigen durch den Hinweis auf ihre vortrefflichen Astronomen, Mathematiker, Aerzte ꝛc. irre zu führen suchte. In anderen Disziplinen, z. B. in der Philosophie, in der Staatswissenschaft, ja sogar in der Philologie, glänzte keiner ihrer Schüler, denn durch die Bildung tiefer Denker auf den ersten beiden Gebieten, wurde

man sich seine eigenen Feinde erzogen haben. Daher hat man den Jesuiten mit Recht vorgeworfen, daß während des dreihundertjährigen Bestehens ihres Ordens kein einziger großer Mann aus ihren Schulen hervorgegangen ist.

Der Massen war man also Herr. Natürlich auch der Könige und Minister, denn um Beichtiger der ersteren zu werden, kaufte man nöthigenfalls diese Stelle von ihren Günstlingen, und die letzteren fand man gleichsfalls mit gutem Gelde ab. Allein was das Volk betrifft, so war es nicht genug, es am Gängelbande zu führen. Es mußte vielmehr den Vätern instinktmäßig, wie der Hund seinem Herrn, folgen, ja es mußte vollständig fanatisirt werden. Das erreichte man eben durch die Verwirrung und Vernichtung seiner Begriffe von Recht und Pflicht, welche man vermittelst der sogenannten Kasuistik herbeiführte. So nennt man nämlich das Prinzip kein Prinzip zu haben. Denn von nun an gab es für die Jesuiten keine allgemeine Regel, kein allgemeines Gebot mehr. Die von dem Christenthume aufgenommenen mosaischen Gesetze: du sollst nicht verleumden, nicht lügen, nicht falsch schwören, nicht tödten, existirten in ihrer Allgemeinheit, also als Gesetze, nicht mehr. Fragte man den Jesuiten, ob Dies oder Jenes Recht oder Unrecht sei, so ver-

weigerte er die Auskunft und forderte die Darlegung des einzelnen Falls. So richtig dieses Verhalten in Absicht auf die Wirkungen einer Handlung gewesen wäre, denn allerdings kommt auf die geistige und körperliche Disposition, sowie auf die äußerlichen Umstände, in denen sich der Handelnde befand, Alles an, wenn man ihn beurtheilen will, so wenig hatten die Jesuiten gerade das im Auge. Im Gegentheil hatten sie nur die Absicht, sich und ihren Genossen den Weg frei zu halten und der Möglichkeit zu entgehen, sich selbst zu verurtheilen. Das Verleumden sagten sie z. B., ist allerdings nicht erlaubt. Wenn mir jedoch Einer zu schaden droht und ich kann diesen Schaden nur dadurch abwenden, daß ich ihn verleumde, so ist es keine Sünde. Aus demselben Grunde rechtfertigten sie die Lüge, den Meineid und den Mord und natürlich wurden all diese Vergehen und Verbrechen um so unschuldiger, sobald dabei das Interesse der Kirche und ihres Ordens in das Spiel kam. Hinsichtlich des Meineides fügten sie hinzu, man solle bei dessen Begehung das Gegentheil denken. (Intentionslehre. Mentalreservation.)

Diese Taktik war wohl berechnet, denn sie überließ die Prüfung über das Recht und Unrecht dem rohen Egoismus, dem gemeinen Selbsterhaltungstrieb des Menschen, und es gab im Grunde keine Sünde mehr,

als den Angriff auf die Kirche. Stellt man sich vor, auf welcher Bildungsstufe vor zwei Jahrhunderten die Mehrzahl der Menschen stand und welche Begriffe sie mit Gott, der Unsterblichkeit und dem jüngsten Gericht verband, so ist es nicht zu bewundern, wenn sie sich auf den „breiten Weg" zum Himmel drängte und die Bereiter desselben, die Jesuiten, enthusiastisch verehrten. Selbst zum Fanatismus mußte dieser Zustand führen. Denn nachdem das Gemüth allen Haltes durch die gesunde Vernunft beraubt war, blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Eine Idee, welche der Einbildung gelassen war, mit der ganzen Kraft der Schwärmerei festzuhalten. In ihr nur allein gab es noch Trost, in ihr allein blühte das Verdienst, in ihr allein also auch lag das Leben.

Auf diesen verschiedenen Wegen wurde die Demoralisation des katholischen Volkes in kurzer Zeit vollendet. Die Massen erkannten die höchste Autorität des Priesterthumes an und es ward in Frankreich die Ligue, in England die Pulververschwörung möglich; in andern Staaten konnte man es wenigstens wagen, Unruhen anzuzetteln.

Wenn dennoch der Orden seine Zwecke nicht erreichte, so lag es nicht an ihm. Durch die Beichte ward er allwissend, durch die Anregung des Fanatismus

allmächtig und außerdem dienten ihm in beiderlei Beziehung noch unzählige andere Mittel, deren er keines verschmähte, wenn es nur zum Ziele führte.

Aber sein Gegner war der, durch seine furchtbare geistige Reaktion gewaltsam aus der Finsterniß des Jahrhunderts herausgeschlagene Funke der Aufklärung. Denn nie ist über Religion, Moral und Recht mehr gestritten worden, als zur Zeit seiner Herrschaft und das war hinreichend um ihn zu stürzen. Uebrigens gibt uns dies einen neuen Beweis, daß das Vernünftige doch den Sieg behält, wenn es auch Jahrhunderte lang unterdrückt wird, und es sollte Keiner kleinmüthig verzagen, der es begreift und im Kampfe mit den Wogen des Unverstandes schweren Herzens untergehen sieht.

Aquaviva starb 72 Jahre 6 Monate alt. Mit dem 24sten Jahre war er in den Orden getreten und mit dem 38sten zum Generalate gelangt. Er verließ die Welt mit dem Bewußtsein sein Amt so verwaltet zu haben, wie es die gewollt, welche es ihm übertrugen.

Mutius Vitelleschi.

Sechster General des Ordens,

1616—1645.

Die Zeiten der Generalatsvakanzen waren Freistunden, welche der Tod den für ihre ganze Lebenszeit unter die Ruthe des Oberen gebannten Jesuiten gab. Denn während ihrer Dauer tobte man sich aus, ließ man die Ehrbegierde den Zügel schießen und arbeitete gegen einander mit einer Erbitterung und Schonungslosigkeit, welche schlecht zu ihren Titeln Patres und Fratres paßte. Jeder wollte durch den Neuzuwählenden Etwas profitiren und schließlich traten regelmäßig mehrere Kandidaten auf, die sich gegenseitig auf die gemeinste Weise herunter machten. Aquaviva hatte den General-Vikar Oliverius zum Gegner gehabt, wider

Vitelleschi aber trat eine ganze Partei auf. Durch ihn, behauptete sie, werde das Wohl der Gesellschaft schlecht berathen werden, wenn er deren Vorgesetzter würde, denn er sei ein ehrgeiziger Mensch, der sein Leben lang nur nach der Gunst der Großen gestrebt und sich damit groß gethan habe. Dagegen versichert Julius Cordova (Hist. soc. Jesu part. VI. pag. 13), daß er leutseligen Wesens, herablassend und von aller Anmaßung weit entfernt gewesen. Allerdings habe er auf das Recht gehalten, denn er sei gewohnt gewesen, Alles nach dem Gesetze zu messen und habe keinem eine Verletzung der Disziplin, weder aus Furcht noch Gnade, verziehen. Allein gegen die ihre Pflicht Erfüllenden habe er seine Clemenz in um so höherem Grade walten lassen. Deshalb sei er auch bei dem Papste wie bei den Fürsten in hohem Ansehen gestanden, und die Päpste Paul V. und Gregor XV. hätten ihm sogar den Purpur angetragen.

Die Gegner Vitelleschi's wandten alle Mittel an seine Wahl zu hintertreiben. Sie gingen zu den Gesandten der auswärtigen Mächte in Rom und gewannen auch den spanischen halb und halb für sich. Da sich jedoch der französische mit der Entschuldigung, daß er zu solchem Geschäfte keine Instruktionen habe, zurückzog, verließ sie auch bald der spanische Gesandte

und der Papst wies ihre Vorstellung mit den Worten zurück: Si Mutius est qualem dicitis, frustra timetis ne fiat vester propositus — wenn er so schlecht ist, wie ihr sagt, wird sich die Majorität nicht für ihn entscheiden.

Vitelleschi triumphirte endlich über seine Gegner und gab durch eine Amnestie für die Aufrührerischen, sowie durch andere Handlungen der Milde und Versöhnung allerdings so fast den Beweis, daß ihm Unrecht geschehen.

Seine dreißigjährige Verwaltung konnte sich nur dadurch auszeichnen, daß er streng auf dem von Aquaviva gebahnten Wege fortwandelte. Es bedurfte dazu keines Genies, wohl aber Umsicht, Schlauheit und Geschicklichkeit, und diese Eigenschaften besaß Vitelleschi in vollem Maaße. Vielleicht hätte er sich mehr ausgezeichnet, wenn ihm die Zeitverhältnisse günstiger gewesen wären. Denn so lange die Waffen klirren und die Kanonen donnern, bedarf man keiner Diplomaten und kein Mann des Friedens wird mehr zum Gegenstande des Hohnes und der Mißachtung als der Diener der Kirche. Die Jesuiten nahmen daher auch während dieses Zeitraumes eine vielmehr d i e n e n d e, als herrschende Stellung ein. Letztere war Denen vorbehalten, welche den Degen führten.

Aber überschauen wir, bevor wir mit der eigentlichen Erzählung beginnen, die Lage des christlichen Europa.

Spanien, beherrscht durch Philipp III. oder vielmehr vom Bedienten (Oliva) seines Dieners, Herzog von Lerma, so wie später vom Herzoge von Olivarez, war der Gegenstand des Hasses aller Nationen, vorzugsweise aber derer, die es am meisten zu fürchten hatten. Ein Vernichtungskrieg gegen dasselbe würde namentlich die englische begeistert haben, welche Rache athmete und überdies schon auf den Wassern durch seine Schifffahrt und auf dem Weltmarkt durch seinen Handel mit ihm auf Leben und Tod rivalisirte. Holland hatte dem letzteren Grunde auch den Wunsch, seine Freiheit durch Spaniens Erdrückung verbürgt zu sehen, hinzuzufügen. Frankreich aber sah noch das Blut auf seinen Gefilden rauchen, das spanische Habsucht auf ihnen vergossen und die Manen zweier Könige forderten Sühne.

Nichts desto weniger waren die Kabinette Frankreichs und Englands mit Spanien einig und befreundet. Marie von Medicis und die Jesuiten herrschten im Namen des unmündigen Louis XIII. und es verstand sich von selbst, daß die Mörder Heinrich's IV. nur Spanien unterstützen konnten. Um solches freundliche

Einverständniß zu befestigen und Frankreich an die Politik des madrider Kabinetes in den deutschen Angelegenheiten zu ketten, vermählte man den jungen König an die Tochter Philipp's, Maria Anna. Damit schien der Bund unauflöslich geschlossen. Wenn aber Englands Jakob I. mit demselben Winde segelte, so hatte dies vielmehr in seiner durch und durch friedliebenden Seele seinen Grund. Er fürchtete den offenen Hader mit Spanien so sehr wie den verborgenen. Daher unterhandelte er zum Verdrusse seines Volkes sieben Jahre lang mit Philipp, um seinem Sohne eine Tochter desselben zur Gattin zu geben. Aber Philipp, der französischen Unterstützung versichert, wies die englische zurück.

Im Norden war Polen das, was im Süden Spanien. Sigismund Wasa vergaß sein väterliches Schweden nicht. Er wollte es um jeden Preis wiedergewinnen und Rußland war ein zu ungeheures Reich, als daß es ihn nicht hätte reizen sollen. Aber eben so groß, wie seine Sehnsucht, König von Polen und Schweden und Czar von Rußland zu sein, war der Haß dieser beiden letzteren Reiche gegen ihn. Sie begruben noch mehr als Polens innere Zerrüttung dessen Macht. Und in Deutschland endlich brannte

das Feuer der Zwietracht unter der leichten Oberfläche. In Böhmen war es, wie wir wissen, zuerst dem Krater entstiegen.

Der dreißigjährige Krieg bis zu Gustav Adolphs Auftreten.

Die Böhmen vermochten trotz aller ihrer Anstrengungen nicht gegen Oestreichs Macht obzusiegen. Die protestantischen Fürsten sahen ruhig zu, wie sich das edle Volk in beispielloser Begeisterung auf die Schlachtgefilde warf, und kein Funke Mitgefühls erglühte in ihrem von Furcht und Vorurtheil angefülltem Herzen. Sachsen, das wegen seines Reichthums und seiner Intelligenz und weil es sich ganz zur lutherischen Kirche bekannte, den bedrohten Böhmen unendlich viel hätte helfen können, stellte sich mit seinen Waffen sogar auf des Kaisers Seite — um durch diesen Verrath die Lausitz zu erlangen. Eine ewig unvertilgbare Schande für sein Volk und seinen Herrscher! Die übrigen Fürsten der protestantischen Union dagegen schlossen Frieden mit dem Kaiser, während dieser auch noch durch ein

spanisches Heer, durch die katholische Ligue und durch päpstliche Subsidien seine Macht verstärkte.

So mußten die kräftigen Böhmen unterliegen. Die Schlacht am weißen Berge (1620) entschied ihr Geschick. Weniger leicht wäre es vielleicht dahin gekommen, hätten sie nicht den „reformirten" Churfürsten Friedrich von der Pfalz zum Könige sich erwählt, denn so groß war die Verblendung der Anhänger der sogenannten Kirchenreformation, daß sich Lutheraner und Kalvinisten einander gleich sehr Feind waren, wie beide den Katholiken.

Die Folgen waren unermeßlich. Der König Friedrich floh, die kompromittirtesten Häupter der Nation, welche nicht gefallen oder gefangen worden waren, verließen das Land und die schutzlos Zurückgelassenen fielen der Rache der Soldateska anheim, die, begleitet von den Jesuiten, nur Eins beklagte: kein Mittel zu kennen, welches den Unglücklichen ein überreiches Maß von Qualen bereitete, als ihr Haß gegen sie furchtbar war.

Zwar muß man rühmend erwähnen, daß Maximilian, der Baier, und sein Feldherr Tilly Alles aufboten, um gegen die Besiegten die Menschlichkeit aufrecht zu erhalten. Ersterer hatte ihnen Sicherheit der Person und des Eigenthums verheißen und Letzterer wollte

die Ehre seines Fürsten in der Heilighaltung seines Wortes geachtet wissen. Allein des Kaisers Beichtväter, Becan, den wir oben unter den Lehrern des Königsmords erwähnten, und Weingarten, sowie der Rektor des Kollegs in Wien, Lamormain und noch drei andere Jesuiten beschlossen in einer geistlichen Rathssitzung, die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Nachdem schon früher die Kriegshorden so lange gemordet, bis sie ihrem Blutdurste Genüge gethan, begannen im Juni 1621 die gesetzlichen Verfolgungen und es wurden in Prag allein an einem Tage Sieben und Zwanzig der angesehensten Ketzer hingerichtet. Ueberall wütheten die scheußlichsten Glaubensgerichte und sie fanden um so mehr Opfer, als sie ihre Wuth angeblich nur gegen „Reformirte" lenkten — als welche selbst durch die früheren Religionsverträge rechtlos waren — um den Kurfürst von Sachsen nicht zu beleidigen, dessen eisernes lutherisches Gewissen seine Glaubensgenossen geschont haben wollte. Aber die dadurch zur Rückkehr in ihr Vaterland bewogenen Lutheraner entgingen so wenig der Strafe als ihre reformirten Brüder. Ihnen machte man nun den Prozeß wegen politischer Vergehen, und dagegen konnte der sächsische Johann Georg I. nicht füglich Etwas einwenden.

Gar bald ließ man auch diese Maske fallen. Man entzog allen Nichtkatholiken das Bürgerrecht und damit zugleich jenes, Besitz zu haben und Gewerbe zu treiben, vertrieb ihre Geistlichen, schloß ihre Kirchen oder überwieß dieselben dem katholischen Kultus, und in gleicher Weise verfuhr man auch mit den Schulen. Da aber trotzdem noch viele Glaubensfeste ihre Ueberzeugung nicht aufgeben wollten, brach man diese Halsstarrigkeit dadurch, daß man ihnen unerschwingliche Lasten auflud, zu denen die berüchtigten, oft die Zahl von hundert Mann übersteigenden Einquartierungen von Lichtensteiner Dragonern gehörten. Diese trieben die Ketzer mit gezogenen Säbeln in die Messen, schändeten Frauen und Mädchen, ja selbst Wöchnerinnen verschonten sie nicht und schleppten die auch dadurch noch nicht Bekehrten in die Kerker.

Wenden wir unsere Blicke hinweg von solchen Scenen, in denen der Mensch als der Fluch der Schöpfung erscheint. Dem Leser mag es genügen zu wissen, daß die fruchtbarste Phantasie das Bild jener Zeit nicht wiederzugeben vermag, und er wird dies um so glaublicher finden, nachdem wir selbst in unserem Jahrhunderte, dem wir so gerne den Ruhm der Humanität und Zivilisation beilegen möchten, Greuel gesehen haben, die jenen der Glaubenskriege wenig oder gar nicht

nachstehen. Nur das sei noch bemerkt, daß Böhmens dreißig Tausend blühende Ortschaften herab auf die Zahl von Elf Tausend sanken und daß in vielen Gegenden sich das Volk noch einmal auf Momente empörte, wobei mancher Jesuit sein abscheuliches Leben verlor.

Nur noch ein Mann schien jetzt die Hoffnungen der Nichtkatholiken in sich zu vereinigen und dieser — es war kein angestammter Fürst, Keiner, dem das Volk durch Gehorsam Macht gegeben und durch seinen Tribut das feige Leben gefristet — es war ein kühner Abenteurer, Mannsfeld mit Namen, der mit einem nicht unbedeutenden Heere ihre Sache verfocht und selbst Tilly 1622 empfindlich schlug. Nur einige kleine Herren hatten sich ihm angeschlossen, unter diesen der Markgraf von Baden-Durlach, dessen kleine Schaar, die **Vierhundert Pforzheimer** bei Wimpfen der Nachwelt jenes große, vielleicht vergessene, wenigstens aber gering beachtete Beispiel gaben, das kein Geschichtschreiber ungewürdigt lassen und von der Nachwelt zum ewigen Angedenken gefeiert werden sollte. Sie kämpften wie Ein Mann mit übermenschlicher Ausdauer — und fielen sämmtlich wie treue Genossen, welche die Schmach einer verlorenen Schlacht und das Unglück einer unteregenen heiligen Sache nicht überleben wollten. Die

Glaubenskriege also erzeugten dem deutschen Lande seine Spartaner — werden ihm die Freiheitskriege nicht gleich ewig unvergeßliche Heldenschaaren erzeugen?

Mannsfeld ward also geschlagen und Ferdinand II. mit den Jesuiten war schrankenloser Herr über die deutschen Gauen, denn der Sieger trat die Rechte des Reiches so verächtlich nieder wie die Freiheiten der Provinzen. Alle, in deren Brust je ein freier Gedanke gelebt, zitterten vor dem fanatischen Tyrannen, unter ihnen auch die protestantischen Fürsten, deren einzelne schon ihrer Länder verlustig erklärt wurden, um sie als verfallene Reichslehen einzuziehen oder an katholische Stände zu vergeben.

Doch, gleich als wenn ein guter Genius die Bedrängten schützend umschwebt hätte, in ihre verzweifelnden Gemüther immer neue Hoffnungen auf einen Frühling ihrer Befreiung gießend, wendeten sich jetzt ihre Blicke gegen den Norden, wo Dänemarks kräftiger Christian IV. sich vorbereitete, die Oberleitung des Krieges zu übernehmen, den die aufgestandenen Niedersachsen fortzusetzen beschlossen hatten. Wahrlich, ein erhabener Gedanke! Der Fürst eines Volkes, das nach Abstammung und Sprache, nach Charakter und Sitte ein ächt germanisches ist, kam mit seinem Heere, um den Stammesbrüdern beizustehen! Wie beklagenswerth

ist doch dagegen das Schauspiel der Gegenwart, wo der Däne den Deutschen und der Deutsche den Dänen als nationalen Feind betrachtet. Nur der Gedanke, daß nicht das Dänenvolk es ist, welches Schleswigs deutsche Bevölkerung unter sein eigenes königliches Joch zu beugen strebt, mag uns ob solcher Erfahrungen trösten.

Aber auch Christian war unglücklich. Bei Lutter am Barenberge ward er geschlagen (1626). Die Feinde besetzten seine Besitzungen auf dem Festlande und ihm selbst blieb nichts übrig, als in sein Reich zu entfliehen. Somit schien dem siegestrunkenen östreichischen Hofe auch der letzte Widerstand gebrochen. Es stand auf dem Gipfel seiner Macht, aber eben das war es, warum es stürzen mußte.

Frankreich hatte dem Treiben in Deutschland ruhig zugesehen. Der Jesuit Cotton mit seinen Creaturen unterstützte die östreichische Politik, und in dieser Haltung trat auch dann keine Aenderung ein, als der Spielgenosse des Königs, Luines, die Königin-Mutter gestürzt und durch die Zurücksetzung des alten Jesuiten denselben zur Abdankung gezwungen hatte. Denn Cotton schob nun seinen Mitbruder Arnoux ein, ein vielgewandter Hofmann, der sich des Günstlings Vertrauen bald in solcher Maaße erwarb, daß alle Maß-

regeln der Regierung als Fabrikate ihrer geheimen Werkstatt angesehen werden konnten. Die Reformirten vor Allem waren, wie sich leicht denken läßt, der Gegenstand endloser Quälereien. Wenn die eifrigen Katholiken gegen sie aus religiösen Gründen feindlich gesinnt waren, so gab es wieder Andere, welche aus Staatsgründen den bisherigen Zustand als unheilvoll ansahen.

Von diesem letzteren Gesichtspunkte gingen nun freilich die Jesuiten nicht aus. Ihnen lagen vielmehr die Kirchengüter von Bearn und Languedoc am Herzen, welche die Reformirten in Besitz genommen. Deshalb forderte der Pater Arnoux von der Kanzel herab zur Vernichtung der Reformirten auf und brachte es in der That auch bald dahin, daß ein königliches Edikt, jenem von Nantes entgegen, den Bewohnern von Bearn die Herausgabe der Kirchengüter befahl und die Rückkehr ihrer derzeitigen Besitzer zum Katholizismus anordnete.

Nachdem die Bearner Alles versucht, nachdem sie sogar dem Könige erfolglos vorgestellt hatten, daß sein Vater nimmermehr den französischen Thron bestiegen haben würde, wenn sie nicht mit ihrem Blute und Leben für seine gerechte Sache gekämpft, erhoben sie sich gegen das Edikt und der König war schamlos ge-

nug, den Bewahrern seines Erbes mit Waffengewalt entgegenzutreten. Dennoch erlangten die königlichen Miethlinge mehr nicht als einige Festungen; die von Rochelle, welche die stärkste war und jene von Montauban blieb durch den Frieden von Montpellier (1622) in der Gewalt der Reformirten.

Nach dreijähriger Waffenruhe trat Richelieu in das Ministerium und mit ihm kehrte der feinberechnende Geist Sully's, wenn auch nicht dessen Tugendstrenge, für die öffentliche Gewalt zurück. Zwar vollendete er die Unterwerfung der Reformirten in zwei furchtbaren Kriegen, indem er ihnen ihre beiden letzten Festungen, von denen die Bewohner Rochelles zur Hälfte (15000) verhungerten, bevor dieser Platz genommen werden konnte, entriß, allein er ließ ihnen im Frieden von Nimes die Freiheit ihrer Religionsübung und zerstörte nichts mehr als den politischen Charakter der reformirten Partei, mit der bis jetzt Jeder sich verbunden hatte, welcher am Hofe seine Rechnung nicht gefunden zu haben vermeinte.

Dagegen nahm er den Plan des großen Sully wieder auf, dem französischen Reiche durch das Zerbrechen der östreichisch-spanischen Macht das Uebergewicht zu erwerben, das diese bis jetzt besessen und noch besaß. Dieserhalb zumeist war er auch gegen die

Reformirten so streng aufgetreten, denn um gegen außenhin kräftig zu wirken, mußten vor Allem die Parteien im Innern entwaffnet werden. Als daher Christian IV. sich an die Spitze der Niedersachsen stellte, verhieß er diesem Geld, und später auch Unterstützung durch ein Heer.

Leider vollendete dieser Fürst seine Laufbahn in Deutschland zu schnell und Frankreich vermochte in dieser kurzen Zeit zu wenig zu thun, um ihn zu halten. Dagegen bemerkte es einen andern Helden im Norden, den „Schneekönig" Gustav Adolph, um sein Ziel weiter zu verfolgen.

Seit der Herzog von Südermanland als Karl IX. den Thron bestiegen, hatte Schweden fast fortwährend Krieg zu führen. Von der eine Seite waren es die Dänen, welche es wegen des Ostseehandels angriffen; allein diese waren bei Weitem die gefährlichsten Feinde nicht. Im Frieden von Siöröd (1613) söhnte man sich gegenseitig aus. Aber Polen machte sich furchtbar, das Schweden besitzen oder verderben wollte. Doch die Jesuiten kannten jetzt noch nicht, was Menschen vermögen, welche für ihre Freiheit streiten. Bis 1629 dauerten mit nur kurzen Unterbrechungen die Kämpfe beider Mächte und endeten, trotzdem, daß der Kaiser seinem katholischen Mitbruder, Sigismund Wasa,

ein Hülfsheer sendete, in diesem Jahre mit großem Gebietsgewinn für das schwedische Reich. Richelieu's und Hollands Bevollmächtigte vermittelten den Frieden zu Altmark und gewannen damit gegen den sich in wilden Träumen wiegenden Ferdinand einen siegeskundigen Streiter, während Polen den Jesuiten den Verlust seiner schönsten Provinzen verdankte.

Auch England versuchte jetzt aufzutreten. Aber seine Politik war prinziplos, es bewegte sie kein großer Gedanke, weder ein guter, noch ein böser. Es hatte die Reformirten Frankreichs unterstützen wollen, allein seine gezwungenen Anstrengungen waren von schlechtem Erfolg. Der König war zu schwach, sein Minister Bukingham ein nichtsnutziger Mensch und das Parlament einsichtslos und verdorben. Und diese Umstände blieben auch nach Karl I. Thronbesteigung dieselben. Die Vertretung des Landes versagte ihm zureichende Mittel, um einen kräftigen Krieg zu führen und er selbst fühlte sich wohl stark genug, ihm zu trotzen, wenn es Freiheitsforderungen galt, dessen Macht aber zu brechen, um einen Wunsch der gesammten Nation zu erfüllen, dazu fand er weder Kraft noch Beruf in sich.

Es könnte vielleicht Wunder nehmen, daß auch die überwiegend protestantische Schweiz sich theilnahmlos

verhielt. Die Sache findet indessen leicht ihre Erklärung durch die innern Zustände dieser Republik. Außerdem, daß sie kein Heer besaß und ohne politische Skrupel gestattete, daß seine Söhne bei dem ersten besten fremden Fürsten als Söldner dienten, war sie selbst wie noch heute, durch ihre politische Verfassung schlecht geeinigt und durch religiösen Hader tief zerrissen, denn die sieben katholischen Kantone: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg, bildeten schon damals den goldenen Bund, der in neuerer Zeit seinen Namen in den des Sonderbundes umgewandelt hat. Sie beobachtete daher eine strenge Neutralität. Nichts destoweniger würde der Verlust des Veltlins, das Oestreich von Graubünden losreißen wollte, um den Zusammenhang seiner Staaten mit Mailand herzustellen, unvermeidlich gewesen sein, wenn sich nicht Frankreich sofort ins Mittel geschlagen hätte. Bei dieser Gelegenheit zogen dessen Söhne zum ersten Male den Degen gegen die östreichische Anmaßung. (1626).

Inzwischen war es für die Nichtkatholiken Deutschlands schon genug, zwei so mächtige Reiche, wie das französische und schwedische, sich ihrer Interessen anzunehmen zu sehen. Auch Holland, das mit all seinem

Einflusse auf ihrer Seite stand, legte ein nicht unbedeutendes Gewicht in ihre Schaale.

Für Ferdinand II. bedurfte es der Jesuiten in dieser glänzenden Epoche des östreichischen Kriegsglücks nur, um seinen Eifer zu lenken; ihn anzuspornen wäre eine müßige Arbeit gewesen, denn schwerlich konnte der Fanatismus der geistlichen Väter den seinigen überwiegen. Früher, noch bevor der böhmische Krieg begann, hatte ihn, oder vielmehr seinen Vorfahr Mathias, der Kardinal Klesel, eine ganz den Jesuiten ergebene Kreatur, zur friedlichen Ausgleichung der Wirren bewegen wollen. Das empörte den Glaubenswüthenden so tief, daß er den alten Kardinal in den Kerker werfen ließ. Er war in der That dahin gekommen, die Religion und Politik als zwei nothwendig zusammenhängende Dinge zu betrachten, eine Wahrheit, die selbst in unsern Tagen gar Viele noch nicht begreifen wollen, obwohl die Schritte unserer Herrscher allein schon zu dieser Ueberzeugung führen sollten. „Seit die Ketzerei in diese Königreiche eingerissen,“ sagte er in einem Schreiben an seinen spanischen Vetter, „sind immer Ungehorsam, Trotz, Rebellion nebst Drohung, Widersetzlichkeit, Verachtung aller obrigkeitlichen Befehle,

Zusammenrottung, Aufstand und Aufruhr erfolgt, da man hingegen von Seite der Katholischen alle Zeit Güte, Gnade, Nachgiebigkeit rc. anwendet, um Friede und Ruhe, Königreiche und Lande zu erhalten.“ Denn allerdings erzeugt der freie Gedanke auf dem religiösen Felde auch das Streben nach Befreiung auf dem politischen, aber religiöse Verdummung hat auch geduldige Ertragung staatlicher Sklaverei zur Folge und das war es, was Ferdinand begriff. Eine gemeinere Heuchelei, eine verworfenere Frömmigkeit, als aus diesen Worten spricht, konnte es daher unmöglich geben. Man wußte deshalb auch nur zu wohl, daß neben diesen Gründen, die seine Härte rechtfertigen sollten, andere existirten, die ihm die Härte zur Pflicht machten. Der Jesuit Adam Tanner bewies dem Kaiser — was übrigens gar nicht erst nothwendig war — daß er an den passauer Vertrag (1552) und den augsburgischen Religionsfrieden (1555) gar nicht gebunden sei, weil die Freistellung einer irrigen Religion unzuläßlich und die darüber geschehenen Verheißungen unerlaubt seien, denn ein Eid könne nie ein Band des Irrthums sein. Ein anderer Jesuit, Paul Windeck lehrte, der passauische Vertrag und der Religionsfriede sei schon deshalb ungültig, weil man sie dem Kaiser gewaltsam abgezwungen und weil sie der

Papst nicht bestätigt habe. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß solche Grundsätze auch von andern Jesuiten verbreitet wurden, denn sie waren die des ganzen Ordens und bildeten daher auch die leitenden Gedanken der Vorträge auf den deutschen, von den Jesuiten besetzten Hochschulen, zu denen in neuerer Zeit unter großem Skandal auch die von Prag noch hinzugekommen war, denn der Erzbischof, Kardinal von Harrach war stiftungsmäßig Kanzler derselben wie Gerichtsherr ihrer Güter, und schickte sich nicht sogleich darein, ihnen diese schönen Vorrechte zu überlassen.

Nachdem Ferdinand den Protestantismus niedergeworfen, zögerte er daher auch nicht, sein Restitutionsedikt zu erlassen. (6. März 1629.) Dieser Machtspruch verordnete die Aufhebung der reformirten Religionsübung, die Berechtigung aller katholischen Reichsfürsten, die Nichtkatholiken entweder in den Schoß ihrer Kirche zurückzuführen oder aus ihren Ländereien zu vertreiben, sowie zuletzt die Rückgabe aller seit dem passauer Vertrag in die Hände der Protestanten und Reformirten übergegangenen Kirchengüter an ihre ehemaligen katholischen Besitzer.

Die Jesuiten frohlockten über die reiche Beute, die ihnen winkte, denn unter jenen Kirchengütern befanden sich zwei Erzbisthümer, zwölf Bisthümer und eine

äußerst große Zahl von Abteien und Stiftern. Um aber bei der Theilung soviel als nur immer möglich zu profitiren, verdrehten sie geschickt die Rechtsbegriffe, welche wenigstens, da den Protestanten gegenüber hiervon keine Rede sein konnte, unter den Katholiken hätten Geltung haben sollen. Deshalb suchten sie die übrigen Religiosenorden, die eigentlich allein Empfänger hätten sein müssen, da die Jesuiten nichts verloren hatten, dadurch auszuschließen, daß sie kühn behaupteten: der Kirche sei mit allen Mönchen auch kein Deut geholfen, wenn Gott nicht sie zu seinen Streitern auserkoren hätte; überdies stellten sie schon durch ihre die Privilegien aller andern Orden in sich begreifenden und übertreffenden Vorrechte das gesammte Vertheidigungsheer des katholischen Glaubens dar. Da diese Gründe indessen doch ein wenig zu seicht waren, schämten sie sich nicht hinzufügen: jene Güter seien eigentlich verlorenes Gut, das der Kaiser erobert und über das er als Eroberer nach Gefallen verfügen könne. Als aber ihre Gegner dem Kaiser das Recht bestritten, durch seine Siege freigewordene Kirchengüter willkürlich an andere, als die stiftungsmäßigen Besitzer vergeben zu können, vereinigte man sich endlich, den Papst als Patron anzuerkennen. Vielleicht glaubten die Jesuiten dessen Gunst so gewiß zu sein, als der des Kai=

sers, vielleicht rechneten sie auch in ihrer Politik der faits accomplis, daß, hatten sie einmal die Güter in ihrer Gewalt, sie weder der Eine noch der Andere daraus vertreiben werde. Auf diese Weise bemächtigten sie sich des Klosters Woltigerode bei Goslar, aus dem sie die bernhardiner Nonnen anfangs mit List und dann mit Gewalt vertrieben, der Nonnenklöster Klarenthal und Marienkron bei Mainz, deren sie wegen ihres vortrefflichen Wiesenwachses zu ihrem Kolleg in dieser Stadt bedurften, der Prioreien von St. Valentin zu Ruffach, von St. Jakob zu Feldbach und von St. Morand in Breisgau, vieler anderer in den östreichischen Staaten nicht zu gedenken.

Dieser gemeinen Räuberei machte das siegreiche Vorschreiten Gustav Adolph's ein Ende. Seine Siege zwangen die feigen protestantischen Fürsten, sich seinen Fahnen anzureihen und namentlich der Churfürst von Sachsen mußte jetzt auf Seiten der Protestanten streiten.

Nach der Schlacht auf dem breiten Felde bei Leipzig, wo er Tilly schlug, eilte er durch Thüringen und Franken an den Rhein, wo er die Protestanten wieder in ihre Rechte einsetzte, ging von hier nach München und während er den Baiern, die durch das Gefecht am Lech ihren Tilly verloren, zeigte, daß ein ange=

staunter Sieger vor Allem Mensch sein muß und kann, waren die Sachsen nach Böhmen gedrungen und hatten Prag genommen.

Es läßt sich schwer vorstellen, ja nicht einmal ahnen, was die Neugläubigen bei dem so plötzlichen Umschwunge der Dinge gefühlt und empfunden haben mögen. Der große Gustav öffnete die Kerker, gab den Beraubten ihre Güter wieder und führte die Unglücklichen, über deren Häuptern nie drohender das Damokles-Schwert gehangen, zu neuem Leben.

Allein so groß die Freude auf dieser Seite war, so furchtbar mußte auch die Bestürzung auf der der Katholiken sein. Der Kaiser hatte Alles zu fürchten und die Jesuiten verloren die fetten Bissen von der Gabel, die sie schon zum Munde führten. Gustav Adolph sollte jedoch nicht ungestraft solche Verwirrung angerichtet und solchen Schrecken im katholischen Lager verbreitet haben. In der Schlacht bei Lützen, wo auch die Sachsen zu ihm standen, welche Wallenstein aus Böhmen vertrieben, fiel er durch mehrere Kugeln getroffen. (1. Novbr. 1632.) Die um ihn Kämpfenden behaupteten, daß sie aus seinen eigenen Reihen, also von Verräthern gekommen, denn die feindlichen Kolonnen standen zu fern, als daß ihn hätten die Geschosse ihrer Kleingewehre erreichen können.

Man hat seitdem viel über diese Thatsache geschrieben, die sich natürlich jetzt nicht mehr, am allerwenigstens durch bloße Betrachtungen, zu sonnenklarer Helle bringen läßt. Allein nach den Erfahrungen in England, Frankreich und den Niederlanden können wir die Wahrscheinlichkeit, daß Gustav Adolph durch jesuitische Werkzeuge gefallen, mit einigem Rechte behaupten, da wir zumal auf jene Versicherungen seiner Mitstreitenden doch einigen Werth legen müssen.

Nach diesem traurigen Ereignisse theilten sich Bernhard von Sachsen-Weimar und der Kanzler Axel Oxenstierna in die Geschäfte des Gefallenen. Anfangs durch die Ermordung Wallensteins begünstigt, verlieren sie gegen den kaiserlichen Feldherrn Gallas die Schlacht bei Nördlingen (1634) und um den Schlag noch vernichtender zu machen, tritt der Churfürst von Sachsen durch den prager Frieden von Neuem auf die katholische Seite. Wahrlich, wenn die Geschichte Richterin ist, indem sie nicht nur die Namen der Verräther und Tyrannen der Nachwelt am Schandpfahle zeigt, sondern auch durch die ewige Verkettung von Ursachen und Wirkung frühere Sünden an den Kindern und Enkeln bestraft, so muß man ihren Richterspruch noch sehr gnädig nennen, der die Nachkommenschaft jenes Sachsenfürsten durch die neuere Staa-

tengestaltung zu einer Machtlosigkeit verurtheilte, die sie zu einem sichtbaren Spiele der Launen der stärkeren Nachtbarn macht. Daß übrigens die Diplomatie der Jesuiten an jenem Umschlagen Sachsens ihren Antheil gehabt, ist nicht zu bezweifeln. Es hatte sich nie aufrichtig mit Schweden verbunden und scheint schon damals die Keime des Katholizismus in sich gehabt zu haben, welche fünfzig Jahre später den Churfürsten August die Krone Polens mit dem Glaubenswechsel erkaufen ließen.

Doch jetzt überschritt Frankreich mit einem Heere, geführt von la Force, den Rhein. Mehrere bedeutende Siege stellten die verlornen Vortheile wieder zurück und die Sachen würden sich ohne Zweifel noch weit besser für die Nichtkatholiken geändert haben, wenn nicht 1639 Bernhard von Sachsen-Weimar im Elsaß gleichfalls — meuchlerisch gefallen wäre.

Diese Einmischung Frankreichs in die deutschen Angelegenheiten zu Gunsten der Ketzer machte den Jesuiten bitterböses Blut. Glücklicher Weise fürchtete sie Richelieu nicht. Obgleich Kardinal, obgleich von der Unvereinbarkeit der neuen Lehre mit dem königlichen Absolutismus, den er begründen wollte, überzeugt und deshalb alle Reformirten von bedeutenden Staatsämtern ausschließend, war er doch den Jesuiten so wenig ge-

wogen, wie den Ketzern, und zwar einzig darum, weil ihm ihre politischen Bestrebungen im Wege standen.

Die Jesuiten warfen daher eine grasse Menge Druckschriften nach Frankreich, welche sämmtlich seine Politik zu Fegfeuer und Hölle verdammten. Der Rektor des Kollegs in München, Jakob Keller gab eine Mahnung an Ludwig XIII. heraus, in der er nachzuweisen suchte, daß Frankreich ein gottloses Bündniß (mit Schweden, Holland und England) eingegangen habe, einen ungerechten Krieg gegen die Katholiken führe und ohne Verletzung der Religion diesen Weg nicht fortsetzen könne*). Vorneherein schonte der Verfasser den König und begnügte sich zu behaupten, daß ihn seine Minister „mit falschen Staatsmaximen" hintergingen. Zuletzt wirft er aber Fragen auf, die den allerchristlichsten Ludwig doch ein wenig stark zu Leibe gingen, denn er schloß ihre Beantwortung damit: „derselbe sei, „weil er wider Gott Krieg führe," als

---

*) Der vollständige Titel dieses Buches heißt: G. G. R. Theologi ad Ludovicum XIII. Galliae et Navarrae regem Christianissimum Admonitio, qua breviter et nervose demonstratur: Galliam foede et turpiter impium foedus iniisse et injustum bellum hoc tempore contra Catholicos movisse, salvaque religione prosequi non posse. Aug. Vind. 1625.

„Exkommunizirter“ anzusehen, der Papst müsse sich wider einen so gefährlichen Feinde mit seinem geistlichen Schwerte bewaffnen, und alle katholischen Fürsten wären ohne Widerrede verpflichtet, ihm den Krieg anzukündigen. Heinrich VI. sei wegen keiner andern Ursache „aus Gottes Zulassung“ ermordet worden, als weil er zweien ketzerischen Fürsten zum Besitze der Herzogthümer Jülich und Cleve habe verhelfen wollen.“

Leider war das geistliche Schwert des Papstes stumpf geworden und der Krieg brauchte Frankreich nicht erst angekündigt zu werden, denn es führte ihn schon im Stillen, nur sparte es seine Heere bis auf den letzten Augenblick der Entscheidung. Aber da man nun einmal wußte, wer „Gott“ sei, so war das Räthsel der Ermordung Heinrich's so ziemlich von den Jesuiten selbst gelöst.

Das Parlament nahm sich die Mühe, die Schrift zum Feuertode zu verdammen, deren Autorschaft übrigens die Jesuiten beharrlich leugneten. Allein kaum aus dem gefährlichen Streite halb siegreich hervorgegangen, erschien Santarell's Werk über die Ketzerei, vorne mit der Druckerlaubniß Vitelleschi versehen, in dem der Königsmord von Neuem aufgelegt war. „Der Papst,“ wird darin behauptet, „kann die Fürsten

ermahnen und mit dem Tode bestrafen." Denn Christus hat zu Petrus und dessen Nachfolgern gesagt: Weide meine Schafe. Allein der Hirte hat das Recht seine Schafe zu strafen, wie er es für gut findet. Wenn es also einmal die Klugheit und der gesunde Verstand wegen des allgemeinen Wohles erheischt, daß ungehorsame und unverbesserliche Fürsten mit weltlichen Strafen belegt und ihres Reiches beraubt werden, so kann der Hirte der Kirche jene Strafen verfügen, denn auch die Fürsten gehören zum Schafstalle der heiligen Kirche." Es läßt sich denken, daß die Jesuiten darüber nicht wenig erschraken, hatten sie doch bisher immer, wenn es nur irgend möglich war, die Autorschaft solcher Bücher Andern, Nichtjesuiten, auf den Hals gewälzt oder mindestens die Doktrin als nur Einzelnen von ihnen, den Ungehorsamen und Aussätzigen, angehörig, dargestellt, und gegen die Verantwortlichkeit des ganzen Ordens protestirt. Hier lag nun einmal ein Fall vor, der ihnen keinen Ausweg ließ. Der Verfasser des Buches war Jesuit, drei gelehrte Theologen der Gesellschaft hatten es gelesen, die Lehre mit dem katholischen Dogma und der Ordensdisziplin übereinstimmend befunden und Vitelleschi hatte sein Imprimatur dazu gegeben.

Cotton ließ sogleich alle noch nicht vergriffenen Exemplare in den Buchhandlungen aufkaufen, aber das Parlament hatte schon vor ihm eines davon erhalten, und leitete den Prozeß sofort ein. Ersterer, als der Provinzial Frankreichs, wurde vor Gericht geladen. Der Präsident konnte indessen auf eine gerade Frage nie eine gerade Antwort bekommen. Die Aussagen Cotton's sind ein Muster jesuitischer Equivoquerie. Wir wollen nur einige beispielsweise anführen.

Präsident: Glaubet Ihr, daß der Papst den König exkommuniziren, die Unterthanen ihres Eides der Treue entlassen und ihn seines Reiches berauben könne?

Cotton: O, meine Herren! Den König exkommuniziren, ihn, den ältesten Sohn der Kirche! Er wird sich wohl hüten, Etwas zu thun, was den Papst dazu verbinden könnte.

Präsident: Aber Euer General, welcher dieses Buch approbirt hat, hält es für untrügbar, daß der Papst hierzu berechtigt sei?

Cotton: Unser General ist zu Rom. Er kann nichts Anderes als Das billigen, was der Papst billigt.

Präsident: Und welches ist Euere Meinung?

Cotton: Sie ist die entgegengesetzte.

Präsident: Wenn Ihr aber in Rom wäret, was würdet Ihr thun?

Cotton: Wir würden es machen wie Jene, die in Rom sind.

Präsident: Antwortet auf die Frage.

Cotton: (Nachdem er sich mit seinen Genossen berathen) Wir werden eben der Meinung sein, welcher die Sorbonne ist, und werden eben Das glauben, was die Herren von der Klerisei glauben.

Da damit das Parlament natürlich nicht zufrieden war, gewährte man den Jesuiten 3 Tage Berathungszeit, nach deren Ablauf sie die Erklärung abgaben, „daß sie die Lehren Santarell's, betreffend die Person der Könige, ihre Hoheit und ihre Staaten, nicht billigten und verabscheuten, und daß sie anerkannten, die Könige hätten ihre Gewalt unmittelbar von Gott, auch seien sie bereit, jede Censur zu unterschreiben, die die Sorbonne und Geistlichkeit in diesem Sinne entwerfen werde.

So sehr mußte sich der Mann, welcher früher von den Geheimzimmern der Königin aus den Staat regiert hatte, jetzt erniedrigt sehen! Er unterzeichnete in der That eine solche Erklärung, welche die ewige Feindin der Jesuiten, die Sorbonne, entworfen hatte und setzte damit seinem Bekenntnisse, daß sich Glaube und Lehre

seines Ordens nach Ort, Zeit und Umständen richtet, die Krone auf. Aber nicht nur ihn, auch die Königin-Mutter hatte das Geschick furchtbar gedemüthigt. Sie starb in Köln 1642 ziemlich mittellos und war wegen ihrer unaufhörlichen Intriguen vom Hofe verwiesen worden. Vitelleschi aber erließ in Folge der Unannehmlichkeiten, die Santarelli dem Orden verursacht, die Verordnung, daß von nun an keinem Jesuiten mehr erlaubt sein solle, die Frage von der Oberherrschaft des Papstes über die Fürsten zu berühren. Natürlich stand dieser Befehl ganz wie der frühere Aquaviva's blos auf dem Papiere, denn auch später erschienen noch ähnliche Schriften. Allein die Kräftigung der weltlichen Macht während der Religionskriege hatte die gleichzeitige Schwächung der geistlichen zu Folge und man war später sehr froh, daß die Fürsten die geistliche Herrschaft nur insoweit beschnitten, als sie dieselbe in die ihr gehörigen Grenzen verwies, d. h. vom weltlichen Gebiete ausschloß.

Während das Ansehen der Jesuiten in Frankreich sich allmälig bis auf das gewöhnlicher Geistlichen verminderte, schienen ihre Angelegenheiten in Portugal noch böser werden zu wollen und nur in England durften sie bei vorsichtigem Vorschreiten Vortheilhaftes hoffen.

Denn da der Druck Spaniens, der schon auf seinen eigenen Provinzen furchtbar lastete, in Portugal bis zum unglaublichsten Exzeß getrieben wurde, benutzte das letztere Land eine in Catalonien, Andalusien und Neapel ausgebrochene Empörung, um sich von Spanien loszureißen und den Herzog von Braganza auf den Thron zu setzen. (1640.) Diese plötzliche Befreiung des gedrückten Volkes, die anfangs wenig Gutes für die Jesuiten hoffen ließ, war ein Rückschritt für ihre Politik, — sehr erklärlich daher ihre Bestürzung.

Inzwischen fügten sich die Jesuiten schnell ins Unvermeidliche. Der Kluge weiß auch aus seinem Mißgeschicke Vortheil zu ziehen. Sie frohlockten mit dem portugiesischen Volke, während sie am madrider Hofe alle Qualen der Hölle für dasselbe heraufbeschworen und galten so hier wie dort für treue Freunde. Gleichwohl hätte man in Portugal und Spanien doch endlich über sie im Klaren sein sollen, denn — sonderbar! — wie ihre Verworfenheit die Ursache der Mediatisirung Portugals gewesen, so war sie auch jetzt die Ursache von dessen Abfall.

Seit einiger Zeit schon lebten nämlich die Jesuiten mit Philipp IV. in Spannung, und wenn sie sich ihm auch nicht mit offenem Visir gegenüber stellten, denn sie schoben meist die ihrem Orden nicht angehörige

Geistlichkeit vor, so wußte Philipp doch recht wohl, mit wem er es zu thun hatte. Diese Spannung war hervorgegangen aus dem sichtbaren Streben, Portugal zu einem vollständig geistlichen Besitzthume zu machen, vom dem dem Könige höchstens der Titel blieb. Sie hatten deshalb auch schon alle Anstalten getroffen. Zunächst führten sie die Nachtmahlsbulle, welche ihre Lehren über die geistliche und weltliche Oberherrschaft des Papstes auf der Erde zusammenfaßt und als kirliches Gesetz heiligt, im ganzen Königreiche ein. Demzufolge wurden alle gegen die Geistlichkeit anhängigen Kriminal- und Zivilprozesse den portugiesischen Gerichten entzogen und in Rom fortgesetzt. Unter den Zivilprozessen ist besonders der gegen den Grafen von Almirante merkwürdig. Dieser wollte in seinem, neben der den Rochusbrüdern von den Jesuiten entrissenen Kapelle liegenden Garten Gebäude aufführen, wurde aber von den Jesuiten daran unter dem Vorgeben verhindert, daß dieser Garten ehemals ein Friedhof gewesen. Der Streit war schon zwei Male von dem höchsten Krongerichte zu Gunsten des Grafen entschieden worden, da der Bischof von Lissabon bezeugte, daß jener Garten zu keiner Zeit ein Friedhof gewesen. Von den Kriminalprozessen verdient der gegen den Priester Leitaon Erwähnung. Dieser Mensch hatte

in Gemeinschaft mit dem päpstlichen Kollektor verschiedene schwere Verbrechen begangen. Er wurde gefänglich eingezogen und seinem Prinzipale konfiszirte das Gericht die Güter. Der Kollektor antwortete einfach damit, daß er über den Gerichtsexekutor den Kirchenbann verhing, und als das Gericht seinen Diener beschützte, wurde über dasselbe gleichfalls der Bannfluch und über alle Distrikte Portugals das Interdikt ausgesprochen.

Solche höllische Impertinenz war allerdings blos in Spanien und Portugal möglich, denn in diesen Ländern gelangte Keiner zu einer einflußreichen Stellung, der den Jesuiten nicht die klarsten Beweise seiner Ergebenheit geliefert hatte. Durch Don Fernando Mascarenhas, den Bruder zweier Jesuiten, den sie zum Großinquisitor machten, ward ihre Allmacht vervollständigt. Von ihm unterstützt konnten sie es leicht wagen, noch weiter zu gehen. Sie thaten es, indem sie durch die Inquisition für Portugal einen Katalog verbotener — nicht etwa blos ketzerischer, sondern auch staatswissenschaftlicher und rechtsgelehrter Bücher herausgaben, deren sofortige Ablieferung bei Strafe einer Todtsünde verordnet wurde. Dieser Katalog war der dritte seiner Art. Schon früher hatte Karl V. einen für Spanien bearbeiten lassen, um das Gift der neuen Lehre

von seinem Lande fern zu halten. Nach ihm hatte auch der Papst Paul IV. einen solchen veröffentlicht, denn dieser wollte nicht leiden, daß sich die weltliche Macht in Dinge mische, welche mit der Aufklärung zusammenhingen.

Natürlich war man in Madrid nicht gleichgültig hierbei. Allein hier schimpften die Jesuiten auf den päpstlichen, wie auf den Inquisitionskatalog — auf ersteren zumal, da er die Werke ihres Mitbruders Poza enthielt. Da man also wenigstens hinsichtlich der Jesuiten nicht wußte, woran man war, blieb die Sache zuletzt auf sich beruhen und diente nur dazu, der Welt zu zeigen, daß die Jesuiten unter Philipp's III. Sohne noch weiter gelangten, als es unter Ersterem möglich gewesen war, denn dieser war bei aller Ergebenheit gegen den Papst doch wenigstens in einigen Punkten noch auf seine königliche Selbstständigkeit eifersüchtig gewesen.

Allein nun galt es noch ein Hinderniß zu überwinden. Man hatte sich Seiten der Regierung unter Philipp IV. zu einer Zeit, wo die Aktien der Jesuiten einmal bedeutend gesunken waren, dazu ermannt, den geistlichen Orden die fernere Erwerbung von Grundstücken zu untersagen. Im Grunde hätten sie sich wenig Verdienst dadurch erworben, denn diese Maßregel

kam ziemlich spät. Die Geistlichkeit hatte in der That schon fast den dritten Theil der besten Ländereien inne, von der sie natürlich keine Steuern entrichtete, da sie die päpstlichen Privilegien davon befreiten. Trotzdem war das Gesetz ein gewaltiger Hemmschuh für die guten Väter. Es lag ja auf der Hand, daß je reicher sie waren und je mehr Personen unter ihrer christlichen Gerichtsbarkeit lebten, desto größer auch ihre Macht und ihre Mittel zu deren Erhaltung sein mußten. Der Jesuit Nuno da Cunha übernahm es, diesem Gesetze — wie er glaubte — den Todesstreich zu versetzen. Er brachte den Nuntius Alexander Castracani auf seine Seite und entwarf ein Edikt, wodurch jenes Landesgesetz für nichtig erklärt ward, „weil es aus Haß gegen Gott und gegen den Willen frommer Gläubigen erlassen worden.“ Zugleich wurden alle Diejenigen mit dem großen Banne belegt, welche die Kirchenimmunität verletzen würden. Castracani unterschrieb es ohne Bedenken.

Jetzt endlich erhob sich der Hof. Er behauptete mit Hinweis auf die übrigen katholischen Staaten, daß ihm das Recht zustehe, die Geistlichen, im Falle sie Verbrechen begingen, mit dem Tode bestrafen zu können, — focht also die Kirchenimmunität an, — und drohte dem Nuntius mit Gewaltmaßregeln, wenn er

sich nicht beeilen würde, sein Edikt zu widerrufen. (1637.)

Eine so kräftige Sprache hatten die Jesuiten lange, ja wohl noch gar nicht in Spanien gehört. Der Nuntius sah sich gezwungen, seinen unsinnigen Erlaß zurückzunehmen, wenn gleich in einer Weise, die weit entfernt war, für die Regierung eine Genugthuung zu sein. Den Jesuiten blieb mithin nichts übrig, als sich auf andern Wegen an der Regierung zu rächen. Sie begannen gleich damit, vom Beichtstuhle aus die Lehre zu verbreiten, daß Philipp IV. sich nur mit dem Rechte eines „gewaltsamen Usurpators" Herr der Portugiesen nenne. Diese Schliche blieben natürlich dem Hofe nicht verborgen. Er erließ sofort ein Cirkular an die hohe Geistlichkeit, worin er sie aufforderte, ihre Untergebenen besser zu beaufsichtigen und den Vergehen gemäß zu bestrafen, widrigenfalls man sich gezwungen sehe, die Schuldigen vor die gewöhnlichen Gerichte zu stellen, eine Befugniß, die, wie es darin heißt, jedem politischen Staate durch natürliche und positive Gesetze zusteht."

Aus diesem letzteren Zusatze sieht man, wie auch in Spanien die geistliche Macht zu sinken begann. Zwar der Orden bemerkte dieses Anzeichen ihres Verfalles nicht. Da Cunha verfaßte ein neues Edikt,

das im Wesentlichen dem zurückgenommenen gleich war, denn es verfluchte, wie jenes, die Reichsgesetze, die, wie es sich nun nach der königlichen Auslegung derselben herausstellte, der Geistlichkeit nicht nur nachtheilig, sondern sogar verderblich waren. Aber diesmal ging man den Papst um seine Unterschrift an und Urban VIII. war schwach genug, das Machwerk zu dem seinigen zu machen. Der Nuntius sandte es an die Geistlichkeit, begleitet von einem Rundschreiben, wodurch Portugal von Neuem mit dem Interdikt belegt wurde.

Das Volk, das von der ganzen Angelegenheit nichts verstand und nichts begriff, hielt natürlich die Geistlichkeit für den verfolgten Theil, — meinte sie es doch jetzt so gut mit ihn, beklagte seine Leiden, haßte seine Feinde und begeisterte sich für seine Unabhängigkeit. Glaubten die Jesuiten vielleicht, aus Portugal ein zweites Paraguay oder mindestens eine geistliche Republik machen zu können? Möglich. Das Volk erhob sich, wie man es gewünscht hatte, allein es that auch, was man nicht gewünscht, ja nicht einmal geahnt hatte, denn es hob das Haus Braganza auf den Thron.

Die Doppelrolle, die sie nun spielten und die wir oben erwähnten, ließ den mit der Unterdrückung der einheimischen Aufstände und mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigten Philipp ihr Unrecht vergessen

und der schwache Johann IV. Braganza verzieh ihnen, daß sein Stamm durch sie so lange der Herrschaft beraubt worden war. Zwar machte er anfangs Miene, die Kronrechte gegen die Geistlichkeit aufrecht zu erhalten. Allein Da Cunha bewog ihn zu dem nachtheiligen Geständnisse, daß der Papst berechtigt gewesen, gegen Philipp IV. so gewaltsam aufzutreten, und bald glückte es den Jesuiten auch, einen ihrer Genossen, Anton Vieira, zum königlichen Beichtvater ernannt zu sehen. Dieser Mensch erwarb sich die Gunst des Königs durch die eigenthümliche Gabe, seine Predigten in Versen vortragen zu können.

Ihr Einfluß war damit wiedererobert. Johann IV. überließ ihnen seine Kinder zur Erziehung und gab ihnen Gelegenheit, das alte Spiel wieder zu erneuern, das sie mit Sebastian getrieben. Pater Cosmander unterrichtete den Kronprinzen in der Astronomie und Pater Fernandez in der Astrologie. Johann fühlte sich überglücklich, als er den zwölfjährigen Theodosius seine Hofschranzen mit gelehrtem Unsinn unterhalten sah. Aber weiter lernte der Prinz auch nichts. Die Jesuiten hatten ihn so sehr für sich gewonnen, daß sie frohlockend schrieben, es fehle ihm nur der Rock, um Einer der Ihrigen zu sein, — eine Thatsache, die nicht erlogen ist, da Theodosius später bei einem Tur-

nier den Jesuitenorden als seine „angebetete Braut" nannte. Zum Glück für Portugal verhinderte der Tod, daß dieser jesuitische Bräutigam die Krone erhielt. Obwohl es längst nicht mehr im Stande war, sein Unglück von seinem Glücke zu unterscheiden, so wäre doch der Zivilisation der Nationen durch ihn eine noch viel tiefere Wunde geschlagen worden.

In England durften die Jesuiten freilich ihre Triumphe weniger öffentlich feiern. Jakob I., weit entfernt zwar, ihnen gerade gewogen zu sein, behandelte seine katholischen Unterthanen mild und bestand in der spätern Zeit weniger streng auf der Leistung des Eides der Treue ihrerseits. Diese Politik ehrt ihn mehr als die aller Fürsten seiner Zeit, denn selbst Gustav Adolph war unduldsam gegen die Reformirten. Er hätte durch ein anderes Verfahren sein Land nur entvölkern können. Und was half es ihm denn auch? Konnten die Katholiken von geleisteten Eiden nicht entbunden werden? Konnten sie ihn nicht mit geheimen Vorbehalt leisten? Ein Eid ist zu allen Zeiten ein trügerischer Akt gewesen; den des Braven bedarf man nicht und der des Nichtswürdigen kann nur lügen.

Aber die Jesuiten waren sehr undankbar dafür — oder vielmehr, da die Freiheit der Glaubensübung, als eines natürlichen Rechtes, kein Gegenstand des Dankes

sein kann — sie setzten ihre feindlichen Pläne fort. Um in ihren Missionswerken die großartigsten Erfolge zu erzielen, traten sie zur Partei der Presbyterianer über. Ebenso benutzten sie die versöhnende Genugthuung, welche Jakob durch Vermählung seines Sohnes, Karl I. mit einer katholischen Prinzessin den Katholiken gegeben, dazu, ihre Kreaturen in die Parlamente und hohen Staatsämter einzuschieben, um ihrer Kirche in England das Uebergewicht zu verschaffen.

Es zeigte sich bald, daß die Jesuiten nicht fruchtlos wirkten. Die englische Kirche ward allmählig den römischen Grundsätzen und Gebräuchen näher gebracht, die römische ward vielfach begünstigt, die englisch-reformirten Großen sahen sich am Hofe zurückgesetzt, und im Jahre 1636 wagte es Karl sogar, die englische Liturgie in dem presbyterischen Schottland gewaltsam einzuführen.

Das war das Signal zu einem begeisternden Kriege. Die Schotten erhoben sich für ihren Glauben, schlugen das königliche Heer, drangen in England ein und zwangen den König nicht nur zur Genehmigung ihrer eigenen Forderungen, sondern auch derer Englands, die in den Schotten in doppelter Beziehung ihre Retter sahen, da Karl die Parlamente drei Mal aufgelöst, deren gerechte Beschwerden unberücksichtigt

gelassen und seit eilf Jahren ganz ohne Vertretung der Nation regiert hatte.

Von jetzt an ermannte sich die englische Nation. Das neu einberufene Parlament trat kräftig gegen die Gebrechen der Regierung auf, verurtheilte den Bischof von London, der den König bei der Katholizisirung der englischen Kirche gedient, sowie dem Minister Grafen von Strafford, der zur politischen Bedrückung seine Hand geboten, mußte aber dennoch sehen, wie in Irland, das seit langer Zeit eine selbstständige Jesuitenprovinz bildete, durch einen furchtbaren Aufstand der Katholiken 40,000, Andere sagen 150,000 Protestanten hingemordet wurden. (1642.)

Diese Greuel des irischen Volkes, das jetzt, wo ein ihrer Kirche entschieden günstiger Monarch regierte, wenigstens keine gewichtigen Gründe zu solcher Grausamkeit hatte, empörten das Parlament, — empörten alle menschlich Fühlenden ohne Ansehen der Religion. Sie waren das Werk der Jesuiten wie des übrigen katholischen Klerus, den sie beherrschten, und stürzten einen Fürsten ins Verderben, der es zwar aus andern Gründen vielfach verdient hatte, aber ohne Zweifel an dieser infernalischen Bestialität der Iren nur sehr wenig Antheil hatte.

Während dieser allgemeinen Verwirrung starb Vi=

telleschi. Vielleicht ist es seinem geübten Auge nicht entgangen, daß das politische Ziel der Gesellschaft unter seiner Regierung bis an das äußerste Ende des Gesichtskreises der Gesellschaft zurückgewichen. Indessen war das nicht seine Schuld. Oft kann der Mensch die Ereignisse dem Schooße der Geschichte entbinden, aber selten vermag er sie zu beherrschen.

Siebenter bis Elfter General des Ordens. Vincenti Caraffa, 1646—49. Franziskus Piccolomini, 1649—52. Alexander Gottofridi, 1652—62. Goswin Nickel 1662—64. Johann Paul Oliva 1664—82 *).

Dem Generale Mutius Vitelleschi folgten die Generäle in der Reihenfolge und zu den Zeiten, wie wir in der Ueberschrift angegeben haben. Aber jetzt sind es nicht mehr die Generäle, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Orden ist innerlich und äußerlich ausgebildet. Seine Gesetze stehen unabänderlich fest, und seinem Organismus kann weder Etwas hinzugefügt noch kann Etwas davon hinweggenommen

*) Diese fünf Generäle sind mit Ausnahme Goswin Nickels, den Deutschland geliefert hat, Italiener.

werden. Wir haben die Hand gesehen, welche dem Werke seine Vollendung gab, — es war die Aquaviva's. Von ihm an bedurfte es nur noch Wärter für die Maschine, keine Werkmeister, keine Leiter mehr. Deshalb haben auch die folgenden Generäle an der Arbeit des Ordens wenig Verdienst. Das Werk ist fertig und seine Richtung ist ihm durch eiserne Schienen vorgeschrieben. Nur sein Gang, nur die Frage: ob und wie es seinem Ziele näher rückt oder sich von demselben entfernt, kann uns noch beschäftigen.

Die Periode der Weltgeschichte, welche mit dem dreißigjährigen Kriege zu Ende geht, ist zugleich ein Abschnitt in der Geschichte des Ordens. Mit ihr schließt sein Einfluß auf die Geschicke der Völker, den er früher durch die Regierungen in der unbeschränktesten Weise ausgeübt. Die Politik der Höfe knüpft sich nicht mehr ausschließlich an religiöse Dogmen, sondern vorzugsweise an die eigenen Interessen. Die kirchlichen Fragen werden den dynastischen Gesichtspunkten untergeordnet, und während früher die Regierungen der Politik der Jesuiten dienten, werden die Jesuiten die Diener der Höfe.

Aber auch in dem Zeitraume, den wir jetzt beschreiben wollen, beginnt eine neue Epoche. Jene, die wir zuerst erwähnten, ist ein Abschnitt im Einflusse

des Ordens, diese, welche wir so eben andeuteten, ist ein Wendepunkt auf ihrem Wege zu dem vorgesteckten Ziele. Denn mit dem Jahre 1670, unter des Generals Oliva Regierung, verläßt der Orden die spanischen und östreichischen Interessen, um denen Frankreichs zu dienen.

Was endlich das Ziel der Jesuiten betrifft, das ihnen Aquaviva gesteckt, so ist dieses in eine unabsehbare Ferne gerückt, und es ist unmöglich, daß die Jesuiten selbst noch im Ernste an dessen Erreichung glauben können. Das einzige Mittel, die Welt zu beherrschen, besteht für sie nur noch darin, daß sie die Höfe mit ihren Ansichten über Glauben, über Wissenschaft, über Civilisation oder politische Freiheit befreunden. Aber auch das will ihren Anstrengungen nicht ganz gelingen. Erst der neuesten Zeit, dem neunzehnten Jahrhundert, ist es vorbehalten, sie in dieser Hinsicht triumphiren zu sehen.

Deutschland. Der westphälische Friede und die Zeit bis zum Türkenkriege 1683.

Trotz der Erbitterung, welche die grausamen Kriege zwischen den Protestanten und Katholiken unauslösch-

lich machen mußten, neigte sich endlich der Kaiser Ferdinand III., der seit 1637 den Thron bestiegen, und später auch Maximilian von Baiern dem Friedensgedanken zu. Die furchtbaren Schläge, die man auf Seiten der Katholiken erfahren, die Verwüstung der eigenen Länder und das Versiegen aller Hülfsquellen schien dazu zu zwingen. Allein die Jesuiten auf der einen und Spanien auf der andern Seite stellten Ferdinand einen Friedensschluß als die fluchwürdigste Gottlosigkeit dar. Spanien wollte, wie zu den Zeiten der Ligue in Frankreich, nur der absoluten Unmöglichkeit weichen, und konnte deshalb nicht wünschen, daß ihm die Fortführung des Krieges allein überlassen bleibe. Der Kaiser mußte sich also fügen, zumal ihm die Jesuiten versicherten, daß es mit seinen Hülfsquellen noch gar nicht so verzweifelt stehe. Daher wies er auch auf dem regensburger Reichstage 1640 die allgemein geforderte Amnestie zurück. Der Pater Forer, welcher dazumal Provinzial der oberdeutschen Provinz war, hatte sie ihm und dem katholischen Deutschland als die verwerflichste Sache geschildert. Er forderte im Gegentheil die Fortsetzung des Krieges bis zur gänzlichen Vertilgung der Protestanten. Die Befolgung dieses teuflischen Rathes hat Oestreich um seinen politischen Einfluß in Europa und um seine kaiserliche Autorität in Deutsch-

land gebracht. „Es kostete Ferdinand III., es kostete der Mehrheit der Katholiken ungleich geringere Ueberwindung, die wichtigsten deutschen Grenzprovinzen, die schönsten Erbgüter Habsburgs, an Frankreich zu verlieren, als zur Gerechtigkeit, zur Toleranz gegen die Deutschen protestantischen Glaubens sich zu bequemen.“ (Sugenheim.)

Als daher die Friedensverhandlungen später dennoch zu Osnabrück eröffnet werden mußten, anscheinend nur, um gegen die siegreichen Feinde Zeit zu gewinnen, flackerte der alte Haß von Neuem auf, und die übrigen katholischen Reichsstände von den Jesuiten geleitet, suchten den Kaiser ganz für ihre Leidenschaft zu gewinnen. Freilich waren die Orte, wo der Frieden verhandelt werden sollte, auch nicht gerade geeignet, das Werk zu fördern. In beiden befanden sich Jesuitenkollegien, von denen aus eine meisterhafte Spionage organisirt war, um aus der Stimmung der Feinde stets zu wissen, welche Karten man ausspielen müsse. Der Bischof von Osnabrück, der Bastard eines bairischen Prinzen, in den Jesuitenschulen erzogen und selbst Jesuit, war der Stimmführer der Katholiken. Man kann sich also eine Vorstellung von den Verhandlungen machen. Aber zum Glücke wirkte neben ihm noch ein anderer Mann, der östreichische Gesandte, Graf von

Trautmannsdorf, der einerseits die Interessen Oestreichs mit aller Macht zu wahren, mit gleicher Anstrengung aber auch den Frieden herbei zu führen suchte. Ihm war es endlich mit großer Mühe gelungen, den Kaiser friedlich zu stimmen und die Pläne der Jesuiten zu durchkreuzen. Es läßt sich leicht denken, was dieser humane Mann von den Jesuiten, von dem päpstlichen Legaten (Chigi, später als Alexander VII. Papst) und den katholischen Reichsständen zu ertragen gehabt. Man beschuldigte ihn, seine ehemaligen Glaubensgenossen — er war früher Protestant gewesen — zu begünstigen und suchte ihn durch alle möglichen Kunstgriffe auf seine Seite zu bringen. Allein es gelang nicht. Er schloß den Vertrag ab, nach welchen für den rechtmäßigen Besitz der Kirchengüter der Zustand von 1624 entscheiden sollte. Darüber wurden die Jesuiten wüthend. Die Pater Mühlmann und Coeler wandten sich in einem Schreiben, das die Schweden auffingen, an den kaiserlichen Beichtvater Gans. Darin hieß es, daß die den Ketzern gewährten Einräumungen so ruchlos seien, daß selbst der Drang der äußersten Nothwendigkeit sie nicht zu entschuldigen vermöge. Es sei also die höchste Zeit, daß der Beichtvater vom Kaiser die Abberufung Trautmannsdorf's erwirke, ihn zur weitern Fortsetzung des Krieges bewege, und

ihn von allen Zugeständnissen für die Ketzer abhalte. In der That trat auch bald wieder die Kriegslust beim Kaiser in den Vordergrund.

Bei dieser Lage der Dinge konnte es den katholischen Reichstheil nicht überraschen, wenn man den Jesuiten allgemein das langsame Fortschreiten der Verhandlungen zuschrieb, und wenn endlich Mecklenburg, Sachsen-Lauenburg, Anhalt und das wetterau'sche Grafenkollegium den förmlichen Antrag auf Ausweisung der Jesuiten beim westphälischen Kongresse einbrachten. Allein gerade diejenige protestantische Macht, welche sich eines solchen übrigens von allen protestantischen Reichsfürsten unterstützten Antrags hätte besonders annehmen sollen, — Schweden ging über ihn leicht hinweg. Vielleicht war es gut, denn an dieser Bedingung hätte leicht das ganze Friedenswerk scheitern können, zumal Frankreich würde sich gehütet haben, die Protestanten soweit zu begünstigen, da ihn Maximilian I. ohnehin schon vorwarf, daß es die Schuld an allen, den Protestanten gemachten Konzessionen trage.

Nachdem aber auch, ohne daß die Forderungen der Protestanten übertrieben wurden, der Friedensschluß sich verzögerte, griff Frankreich von Neuem zu den Waffen und überzog in Verbindung mit den Schweden

ganz Baiern (1646); dem Churfürsten blieb nichts übrig, als demüthig um einen Waffenstillstand zu bitten. Leider erregte das Unglück Maximilian's den Haß des Kaisers, statt daß es ihm dessen Mitleid hatte erwerben sollen. Und diese Ungnade steigerte sich noch höher, als Maximilian jetzt sogar allen Ernstes auf den Frieden drang, und deshalb in der Frage über Religionsfreiheit sich weit nachgiebiger zeigte, als seine andern katholischen Mitstände.

Um diese Zeit war es, wo der Baiernfürst seinen Dank von Oestreich und den Jesuiten ernten sollte. Ferdinand III. suchte durch seine Jesuiten das Heer Baierns abtrünnig zu machen. Sie gewannen den Oberfeldherrn, Johann Werth, den sie alle Bedenklichkeiten über das Ehrenhafte dieses Streiches dadurch benahmen, daß sie ihn von seinem Eide der Treue gegen seinen Fürsten entbanden. Mehrere protestantische Oberste, die dem katholischen Max treuer, wie seine eigenen Glaubensgenossen dienten, vernichteten glücklicher Weise das Komplott. Aber statt daß der Churfürst nun eine Veranlassung mehr gehabt haben sollte, gegen Oestreich und die Jesuiten mißtrauisch zu sein, zog er es vor, mit den Feinden zu brechen. Er kündigte den Waffenstillstand, und sofort ergossen sich (im Mai 1648) noch einmal die schwedischen und französischen Heere

über das baiersche Land. Jetzt endlich erklärte der Churfürst dem Kaiser rund heraus, daß er sich gänzlich von ihm lossagen müsse, wenn er „Spanien und den Jesuiten zu Liebe!" den Friedensschluß noch länger verzögern werde. Schon früher hatten seine Bevollmächtigten auf dem Kongresse die Jesuiten „des Unverstandes und der Heuchelei" beschuldigt. So weit also waren in seinen Augen die Religiosen gesunken, denen er in Burghausen ein Kollegium errichtet, welchem er 40,000 Fl. als Grundstock und 3000 Fl. als jährliche Rente anwies, — denen er das Augustinerkloster zu Mindelheim überlassen, — denen er in der Oberpfalz die meisten Kirchen und besten Pfründen eingeräumt, zu Amberg ein Kolleg gebaut, das Kloster Reichenbach und die Abtei Kastel, sowie das Rittergut Heimhofen geschenkt — anderer Wohlthaten nicht zu gedenken!

Am 24. Oktober wurde endlich der Friede geschlossen. Oestreich verlor Ober- und Unterelsaß, sowie den Sundgau und die Oberhoheitsrechte über Deutschlands Stände, welche nun als selbstständige Souveräne anerkannt wurden. Spanien mußte seinen Ansprüchen auf die freien Niederlande entsagen, ja sogar für die seit fast einem halben Jahrtausend unabhängige Schweiz ward Oestreich gezwungen, noch einen Verzicht aussprechen. Was aber die Religion betraf,

so wurde eigentlich nur der passauer Vertrag bestätigt, mit der Ausnahme jedoch, daß man nicht blos den Protestanten, sondern auch den Reformirten eine beschränkte Religionsfreiheit zugestand, die im Grunde nur da Werth hatte, wo der Landesherr nicht katholisch war, denn er erhielt nun die päpstlichen Gerechtsame. Der Papst protestirte gegen den Frieden. Ohne Zweifel war dies eine Consequenz, die ihm das Prinzip gebot, welches er vertrat. Aber klug war es nicht, denn eine Protestation von Seiten eines Monarchen, der bis jetzt behauptet hatte, daß alle Fürsten seine Vasallen seien, war nichts weiter, als eine Abdankungsurkunde. Und in der That hatte die kirchliche Macht auch den letzten Funken ihres Schimmers verloren, der sonst in die politischen Getriebe Europas hinein leuchtete. Sie hatte ihn verloren, weil Spanien und Oestreich, die alten Stützen des päpstlichen Thrones, ihre Bedeutung eingebüßt, — sie hatte ihn verloren, weil Frankreich im Süden und Schweden im Norden die Präpotanz gewannen, von denen das letztere bekanntlich protestantisch war und das erstere seinen Stolz in diese gallikanische, das heißt, in mehr als einer Beziehung vom Papste unabhängige Kirche setzte; und endlich mußte sie erlöschen, weil eines Theils die Rechtmäßigkeit der Reformation thatsächlich anerkannt wor-

den war, andern Theils aber von nun an alle Mächte kein anderes Ziel kannten, als das politische Uebergewicht auf ihre Seite zu bringen oder zu erhalten.

Die Religion war bisher für die spanischen und östreichischen Staatsmänner so zu sagen Zweck gewesen. Dieses falsche Ziel hatte die Macht dieser Staaten zu Grunde gerichtet. Nun wurde sie allmälig Mittel, und die Gewalt konnte sich wenigstens so lange, als es damit glückte, die Aufklärung zurückzuhalten, im Innern befestigen.

Nachdem aber der Zweck, den diese Kabinette im Auge gehabt, ein anderer geworden, mußte auch die Stellung der Jesuiten eine andere werden. Das Aneinanderhetzen der Monarchen, um dadurch ihrem Ziele näher zu kommen, gelang nicht mehr, und sie konnten sich nur noch auf einem einzigen Wege an den Höfen angenehm machen, d. h. wenn sie die von den dynastischen Interessen gebotene Politik im Innern und Aeußern unterstützten.

Daß damit das politische Gebäude Aquaviva's zusammenbrach, leuchtet von selbst ein. Indessen blieb den Jesuiten auch jetzt noch ein viel zu großer Wirkungskreis offen, um ihrer Selbstsucht, ihrem Ehrgeize, ihrer Herrschbegierde und ihrem Hasse gegen den gesunden Menschenverstand zu genügen.

Vor allen Dingen suchten nunmehr die Jesuiten die Ketzerei in Deutschland auf friedlichem Wege zu beseitigen, ohne jedoch auf den gewaltsamen zu verzichten. Sie organisirten zu diesem Behufe eine ausgebreitete Propaganda, deren erster Zweck war, die protestantischen Fürsten zum Glaubenswechsel zu bewegen. Die Bekehrung der untern Klassen war natürlich nicht minder wichtig, allein sie stand doch jener der Souveräne nach.

Am unbedeutendsten war die Reformation natürlich in Baiern. Dort hatte Maximilian dafür gesorgt, daß die katholische Lehre nicht durch Ketzerei verunreinigt werde. Dieser Stand der Dinge ward auch nach dem westphälischen Frieden nicht geändert, denn Maximilian hatte sich mit dem Orden wieder vollständig ausgesöhnt. Wie hätte man von dem Zöglinge der Jesuiten etwas Anderes erwarten können. Als man sein Testament eröffnete, fand man die Bestimmung, daß „sogleich ein Kourier nach Rom abgefertigt werde, um den Pater General der Gesellschaft Jesu zu ersuchen, die Sacrificia, so die Gesellschaft für ihn aufzuopfern geneigt sein sollte, bald und ehestens anzuordnen. Der Pater Assistent von Deutschland aber solle erinnert werden, die 10,000 Seelenmessen bald und ehestens zu lesen, zu denen er das Geld **bereits** in den Händen habe.“ Im Grunde konnte

aber auch der alte Haudegen, der übrigens, wie wir hier sehen, eine schreckliche Furcht vor dem Fegefeuer gehabt haben muß, den Jesuiten nicht böse sein. Er war ihr Zögling, hatte sich ihrer als Spione bedient, um die Meinung des englischen Kabinets in Bezug auf seine Besitzergreifung von der Pfalz zu erfahren, welche Friedrich V., Schwiegersohn Jakob I., durch die Reichsacht entrissen worden war. Man mußte sich also gegenseitig schon Etwas zu Gute halten. Nebenbei will ich nur erwähnen, daß er der erste Fürst gewesen, der seinem Erstgebornen den Namen Maria beilegte, daß er die ersten Münzen mit dem Bilde der Maria und den Inschriften Patrona Bavariae*) und Clypeus omnibus in te sperantibus**) prägen ließ, sowie daß sich während seines Regimentes der Mariendienst in Baiern bis zum Exzeß ausbildete.

Desto mehr aber hatte die Reformation in Sachsen, Brandenburg, Braunschweig und Hessen, in der Pfalz, in Würtemberg und Schwaben um sich gegriffen. Hier wählten die Jesuiten ohne Unterlaß, und nach ihren Berichten war namentlich in den drei letzten Ländern die Ernte groß, aber der Arbeiter zu wenig.

---

*) Beschützerin Baierns.

**) Ein Schild für Alle, die ihre Hoffnung auf dich setzen.

Man schmeichelte sich vor allen Dingen, den Herzog von Würtemberg und den Pfalzgraf zu fangen. Es ist äußerst interessant, das Gutachten zu lesen, welches ein Jesuit in Bezug auf diese beiden Fürsten, sowie auf die Katholizisirung des ganzen protestantischen Deutschlands an den Papst erstattet hat und seiner Zeit dem Churfürsten Christian von Sachsen mitgetheilt worden ist. In Bezug auf den Herzog heißt es darin: „Die Beweise, welche derselbe von seiner Neigung zur römischen Religion gegeben, sind nicht gering zu achten. Denn 1) hat er in Mantua in Gesellschaft einiger Großen gestanden, daß ihm die römische Kirche nicht zuwider sei. 2) hat er seinen ältesten Sohn nach Italien geschickt und ihm 3) einen katholischen Hofmeister mitgegeben, dem er die Ausübung seiner Religion gestattet. Auch hat er den protestantischen Geistlichen verboten, auf den Papst zu schmähen ... Man muß seine Gesinnungen auf eine feine Art ausforschen. An Gelegenheit dazu kann es nicht fehlen. Er ist überaus ehrsüchtig und noch ein Neuling auf der Fürstenbank. Und wenn gleich der auf 300,000 Gulden sich belaufende Werth der Kirchengüter, die er besitzt, seinen Uebergang zu hindern scheint, so wird sich doch immer noch ein Ausweg finden lassen, auf welchem die menschliche Schwachheit strau-

cheln könne ... Auch kann man ihm in vielen Stücken nachsehen, weil die römisch-katholische Kirche einen ansehnlichen Zuwachs durch dieses Fürstenthum erhält. In dem Lande dieses Fürsten sind viele und blühende Städte, welche ihm so zu Gebote stehen, daß sie alle die nämliche Religion annehmen werden, zu der sich der Herzog bekennen wird ... Der Zutritt zu dem Fürsten ist Jedem leicht, der ihm Neuigkeiten vortragen kann. Denn er liebt neue Erfindungen und die Künste des Auslandes, auch ist es bei ihm außerordentliche Leidenschaft für den Stifter und Schöpfer eines neuen Fürstenthums angesehen zu werden. Er ist von leutseligem Charakter und leiht denen, welche den rechten Fleck zu treffen wissen, überaus gern sein Ohr."

In Bezug auf den Pfalzgrafen schreibt der Jesuit: der Pfalzgraf ist dem Würtemberger nahe verwandt, aber hinsichtlich der Religion und des Charakters sehr schwer zugänglich. Man wird ihm auf andere Weise beikommen müssen. Durch seine Gemahlin wird denen, welche zu Gunsten der katholischen Religion mit ihm reden wollen, der Zutritt erschwert. Demungeachtet wird es nicht an Mitteln und Wegen fehlen, ihm die Ausbreitung der römischen Religion ans Herz zu legen, denn da er in naher Ver-

bindung mit den Bischöfen von Mainz und Speier steht, so kann durch diese vielleicht unvermerkt und nach und nach bei schicklicher Gelegenheit Etwas ausgerichtet werden. Vorzüglich muß man diesen Versuch durch den (geistlichen Churfürsten) Bischof von Mainz anstellen, der ihm für seine Person Hoffnung zur Kaiserkrone machen und die Verwendung und Gunst des Papstes versprechen muß, wenn er sich zur katholischen Religion bekennen würde. Ich weiß, daß sein Herz leidenschaftlich nach den höchsten Ehrenstellen und Würden strebt. Daher wird man ihn leicht überreden können, daß er mit auf der Wahl zum Reichsoberhaupte sei, theils wegen des schon Angeführten, theils wegen der Lage des östreichischen Hauses in Deutschland, welches gewissermaßen so gesunken zu sein scheint, daß Alle glauben, die höchste Reichswürde würde an ein anderes Haus kommen. Die Uebertragung derselben auf ihn würde in der That „keine Schwierigkeit" haben, wenn er die Religion veränderte. Der apostolische Nuntius wird den Nuntius zu Mainz ausführlicher wegen dieser Sache unterrichten. Bis dahin müssen in seinem Lande die geheimen Missionen und Unterredungsversuche fortgesetzt werden, von denen wir jeden Tag reichlichere Früchte verspüren. Denn wenn

wir nur Drei oder Vier unter den Großen seines Landes auf unsere Seite bringen können, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß wir nachher einigen Einfluß auf sein Herz bekommen oder sein Gewissen beunruhigen können. In seinem Lande sind verschiedene Religionen, welche eben so gegen einander streiten, als die Kalvinisten gegen die Katholiken. Diese Spaltungen müssen unterhalten und befördert werden, damit wir zu seiner Zeit und gehörigen Ortes alle Mal den Beistand der einen Partei zur Ausführung unserer Pläne benutzen können. Besonders muß man sich an die Geistlichen machen.

Diese Probe genügt jeden Falls, um dem Leser eine Idee von dem Spionengeist, der Menschenkenntniß, der kolossalen sittlichen Verdorbenheit und der politischen Gewichtigkeit der Jesuiten zu geben. Die Bekehrungen waren für sie ein Gegenstand des Schachers geworden, denn nur Terrain, — nur Terain wollte man gewinnen. Die Seelen waren Nebensache. Man kann sich leicht denken, mit welchen Mitteln man nun erst in den untern Regionen der Gesellschaft gewirkt haben mag, wo die Unwissenheit größer, die Ueberzeugung lockerer und Treu und Glauben größer war, als in den Kreisen der Großen, so daß selbst die gröbsten Intriguen des Ordens nur selten entdeckt wurden. Er

hoffte daher auch zuversichtlich, das Werk der Ketzer zu zerstören. Denn, schreibt jener Jesuit weiter: die lutherische Sekte ist in Deutschland in so viele Parteien gespalten, daß man kaum Zwei oder Drei findet, welche in Religionsfachen übereinstimmen. Folglich wird hier der Satz wahr: „Ist nur das Reich erst unter sich selbst uneinig, so wird es sicher zu Grunde gehen". Dann sind alle Häupter der Ketzer, welche sich beim Volke einen Namen erworben hatten, gestorben oder altersschwach geworden, so daß sie unsere Unternehmungen wenig oder nicht hindern werden, und endlich haben sich im Lutherthume gewisse Laster eingeschlichen, welche man uns sonst nicht mit Unrecht vorzuwerfen pflegte, so daß es leicht werden wird, ihnen das Maul zu stopfen, wenn die Rede auf Sitten und Betragen kommt.

Aber auch auf die Gewalt hatte man noch nicht verzichtet. Denn, — so fährt jener Jesuit fort —, gegen die Ketzer einen Krieg anzufangen, scheint „zu jetziger Zeit" gar nicht rathsam. Da nämlich die Christen schon alle Hände voll zu thun haben, theils mit den Türken, theils mit anderen Ketzern, so ist keine Hoffnung, daß wir Etwas zur Ausbreitung des katholischen Glaubens und zur Ausrottung der Ketzer würden ausrichten können. Eher wäre zu fürchten, daß die Unsrigen zur Verherrlichung des lutherischen Namens

unterlägen. Daher wird man „bis zu einer andern Zeit" warten müssen, wo entweder die Macht der Türken ganz vernichtet und zertrümmert oder mit denselben ein anständiger Friede, oder auch ein langer Waffenstillstand geschlossen worden ist, „wie uns der Kaiser versprochen". Bis dahin müssen wir mit allen Kräften trachten, daß in den benannten Fürstenthümern und Provinzen so viel als nur möglich von jedem Geschlechte und Stande auf unsere Seite gezogen werden, und sind dabei weder Kosten, noch Aufwand, noch Mühe, noch irgend eine Gefahr zu scheuen. Denn auf diese Weise schwächen wir entweder die Kräfte der Widersacher, oder „streuen doch den Saamen zu bürgerlichen Zwistigkeiten und Kriegsunruhen unter ihnen aus", wodurch es denn endlich dahin kommen möchte, daß die Ketzer unter sich selbst „handgemein" würden und durch „ihre eigenen Waffen" umkämen.

Es ist leider wahr, daß die Protestanten und Reformirten sich unabläßig bekämpften und dadurch Manchen aus ihren Reihen zu den Katholiken zurückwarfen. Nichtsdestoweniger erhielt die ganze Reformation nur durch diese Kämpfe, durch das Arbeiten der Kritik einigen Werth, denn damit stimmt heute wohl Jeder überein, daß die Lehre der Neugläubigen durch das

Beibehalten des augustinischen Wustes und durch ihre Fixirung vermittelst des Glaubensbekenntnisses und der symbolischen Bücher nichts weniger als den Namen der Reformation verdiente. Nur in dem Heraustreten aus dem Positiven, welches das Mittelalter theils als Erbe, theils als eigne Schöpfung der neuern Zeit überliefert hatte, liegt die große Bedeutung der Reformation, denn dieses Heraustreten war eine Emancipation des Geistes. Alles Uebrige konnte die Neugläubigen nicht im Geringsten berechtigen, den Katholiken Irrthum im Glauben oder in der Religionsübung vorzuwerfen.*)

Diese Thatsachen wußten die Jesuiten nicht zu würdigen und was sie als ein Zeichen des nahen Unterganges hielten, war in der That nur die lodernde Flamme des Lebens. Denn der Bücherstreit beförderte das Aufblühen

---

*) Ich lese in einem französischen Schriftsteller folgende treffende Bemerkung über das Lutherthum. „Es war die Lösung einer Aufgabe, welche die Geschichte dem Menschengeist gestellt und verdiente um so mehr Bewunderung, als sie vollständig war. Denn das göttliche Gesetz, sagte Luther, hat den Menschen weder zur Sklavenschaft geschaffen, noch um Alle seine Fähigkeiten und Wünsche zu vertilgen. Aber leider hüllte der Reformator dieses Prinzip in eine Schale, an der noch Jahrhunderte arbeiten werden, um sie durch kirchliche und politische Revolutionen wieder zu entfernen.

der Sprache, er zwang die Streitenden zum Nachdenken und zeigte Manchem zuletzt, daß er sich um ein Ding gezankt, das nur in seiner Einbildung existirte. Er regte die Philosophie an und riß damit einen Götzen nach dem anderen nieder, der so lange im Reiche der Phantasie von den Gebeten der Gläubigen gelebt.

Aber sonderbar — den Türken sollte die Civilisation, nach der Bestimmung der Jesuiten, ihre ruhige Entwickelung zu danken haben!

Um diese Zeit wechselten indeß die Jesuiten ihre „Dienstherrschaft". Die Politik ward nun eine ganz andere und Manches, was man früher gewünscht hatte, suchte man jetzt zu vermeiden. Dieses Ereigniß ist mit einem andern verknüpft, das wir vorausschicken wollen.

Kaiser Leopold I., Ferdinand III. Nachfolger, war seit dem Februar 1670 bedenklich erkrankt. Er wurde von einem verzehrenden Durste geplagt, sein Körper war abgemagert, seine Kraft erschlafft, sein Athem beklemmt und dieser Zustand führte den Kaiser täglich um einen großen Schritt dem Verlöschen seines Daseins näher. Es schien ihn Nichts retten zu können. Keiner seiner Aerzte kannte die sonderbare Krankheit. Zwar lagen die Symptome der Vergiftung ziemlich klar vor Augen, allein alle Gegengifte versagten ihre Wirkung. Der Kaiser schien unrettbar.

Da treibt das Geschick den Mailänder Joseph Franz Borro in die östreichischen Staaten, einen Mann, der ebenso sehr durch seine chemischen, wie durch seine medizinischen Kenntnisse ausgezeichnet war. Wegen Ketzerei verfolgt, — er war sogar von der Inquisition im Bilde verbrannt worden, — suchte er sich nach Constantinopel zu retten, fiel aber auf seiner Reise durch Mähren in die Hände der kaiserlichen Landeswächter, denn der Nuntius hatte es am Wiener Hofe dahin gebracht, daß man sich des Durchreisenden zu bemächtigen suche, den er eines Einverständnisses mit den ungarischen Unzufriedenen beschuldigte. Auf seinem Transporte nach Wien hört Borro von des Kaisers Krankheit und theilte dem Hauptmanne der Eskorte mit, daß er den Kaiser vielleicht heilen könne. So sehr jedoch der Kaiser das Leben liebte, so wenig getraute er sich den von der heiligen Hermandad zum Tode verdammten Ketzer am Tage bei sich zu sehen. Borro wurde also des Nachts — es war der 28. April — in das kaiserliche Krankenzimmer geführt, aber auch jetzt vertraute sich ihm der Kaiser nicht eher an, als bis er ihn über seine Rechtgläubigkeit erst selbst mündlich geprüft hatte.

Borro überzeugte sich bald, daß die Vergiftung nicht durch Einflößung vegetabilischer oder mineralischer Stoffe Statt gefunden haben könne. Das zeigte ihm

der Zustand des Kranken wie die Wirkungslosigkeit der bereits angewandten Gegenmittel. Dagegen bemerkte er, daß die Luft des Zimmers einen eigenthümlichen Geruch hatte, und das führte ihn auf die Beobachtung, daß die beiden, neben dem Kranken brennenden Wachskerzen heftige rothe Flammen zeigten, aus denen ein feiner weißer Rauch aufstieg, der sich an der Zimmerdecke schon bedeutend angelegt hatte. Borro ließ jetzt die Wachskerzen herbeiholen, welche das Gemach der Kaiserin erleuchteten und diese brannten bei weitem ruhiger und sanfter, ohne Rauch und Gespritze. Jetzt ließ man sogleich dem Kranken ein anderes Zimmer beziehen und untersuchte dann den ganzen Vorrath der zum Gebrauche des Kaisers bestimmten Kerzen, der noch an dreißig Pfund betrug. Sie waren, jedenfalls um eine Verwechslung zu verhüten, oben und unten mit einem goldnen Kränzchen eingefaßt und schon seit dem Februar für den Kaiser gebraucht worden. Aus der chemischen Zersetzung ergab sich, daß der Docht mit einer Arsenikauflösung getränkt war und daß die dreißig Pfund Kerzen zwei und drei Viertelpfund Arsenik enthielten. Es läßt sich denken, daß Leopold bei dieser Entdeckung nicht gleichgültig war. Er befahl die sofortige Verhaftung des Kerzenlieferanten und wer war dieser? Der Prokurator der Jesuiten in

Wien! Diese zweite Entdeckung war für den Kaiser ohne Zweifel noch niederschmetternder als die erstere, denn diese Menschen, denen seine Vorfahren Alles, Alles geopfert hatten, denen er selbst ansehnliche Wohlthaten erwiesen und die er so heilig wie Gott selbst geachtet, standen jetzt als Verbrecher, als seine Mörder vor ihm da. Nun — und was geschah mit den Mördern? Wenig, sehr wenig oder eigentlich gar nichts! Der Prokurator, dieses „aussätzige, räutige Schaf der Gesellschaft, dieser Teufel, der ihr Verderben suchte und sich nur deshalb in sie eingeschlichen", verließ Wien bei Nacht und Nebel, um für seinen Schurkenstreich ohne Zweifel in einer entlegenen Provinz durch Avancement den Lohn zu erhalten, während es dem Orden in Wien leicht glückte, den Kaiser zu überzeugen, daß es eine schreiende Ungerechtigkeit sein würde, dem ganzen Orden die Schuld eines einzigen verruchten Bösewichts zur Last zu legen. Sie erlangten damit bald die alte Gunst wieder und gaben schon einige Monate später den sprechendsten Beweis ihrer Allmacht.

Durch die Sorgfalt Borro's hatte nämlich der Kaiser bereits im Juni seine Gesundheit wieder erlangt und es handelte sich nun darum, was aus dem Retter des Monarchen werden solle. Vielleicht glaubt man, daß der Kaiser, der sich jetzt im vollen Besitz seiner Körper-

und Seelenkräfte befand und überdies hinsichtlich des Priesterthumes um eine Erfahrung reicher geworden war, Borro gegen seine Henker mit seinem ganzen Ansehen in Schutz genommen habe. Eine solche Voraussetzung ist zu menschlich und zu vernünftig für einen katholischen Fürsten damaliger Zeit! Borro wurde an Rom ausgeliefert und nur die einzige Bedingung wagte der Kaiser zu stellen, daß er nicht mit dem Tode bestraft werde. Aber gibt es keine Qualen, die schrecklicher sind als der Tod? Allerdings! Aber was weiß denn davon ein im Wohlleben auferzogener Fürst, der nie um sein Brod geschwitzt, der nie um die Nahrung für den folgenden Tag sich gesorgt, der nie mit den Tücken des Geschickes gekämpft, der von Jugend auf mit seinem Fuß auf dem Nacken des Unterthanen gestanden, den nur Schmeichler umgeben, welche aus seinen gemeinsten Lastern Tugenden und aus seinen häßlichsten Fehlern Vorzüge machen? Borro widerrief seine Irrthümer vor der heiligen Inquisition zu Rom, und darin that er sehr recht, denn er hatte das Dasein der heiligen Dreieinigkeit beweisen wollen, d. h. auf chemischem Wege, und ward dafür zu lebenswieriger Kerkerstrafe begnadigt, während welcher ihm Leopold jährlich — welch gemeiner Hohn! — 200 Dukaten Pension auszahlen ließ! Er starb im

August 1695, also nach 25jähriger Haft, im siebzigsten Lebensjahre. Während dieser Zeit hatten ihn die Jesuiten oft besucht, um das Geheimniß von ihm zu erfahren, durch welches er die Gifte unwirksam zu machen wußte. Man bot ihm selbst die Freiheit dafür an, allein er wies ihre Zumuthungen stets mit der Entschuldigung zurück: daß sich diese Wissenschaft mit der Regel des heiligen Loyala nicht vertrage.

Diese Vergiftungsgeschichte war natürlich nichts weniger als das Werk der Malice eines Einzelnen. Denn vermögen wir auch nicht soweit zu gehen, als viele andere Geschichtsschreiber des Ordens, welche in der unbedeutendsten Bewegung jedes einzelnen Jesuiten, ja fast sogar in seinen persönlichen Fehlern die Hand des Generals erkennen, so ist doch nur zu klar, daß die Unternehmung gegen das Leben eines Monarchen ein rein politischer Akt war, der den ganzen Orden berühren mußte. Niemandem wird es wahrscheinlich dünken, daß ein Glied des Ordens die Politik durchkreuzte, von der derselbe die Erreichung seiner Zwecke erwartete. Nichtsdestoweniger sind die Erklärungen der Motiven, welche den Orden zu dem Morde bewegen konnten, nur Vermuthungen, d. h. allerdings solche Vermuthungen, welche sich auf die nachfolgenden That-

sachen gründen und damit so fast den Werth der Wahrheit erlangen.

Oestreich's Machtgewicht war gesunken. Niemand kannte das besser als die Jesuiten, die von den Gesinnungen der Churhöfe so genaue Kenntnisse hatten, daß sie sogar, wie wir oben gesehen haben, daran zweifelten, daß die deutsche Kaiserkrone beim östreichischen Hause bleiben werde. Es lag auf der Hand, daß damit Oestreich auch für die Jesuiten an Bedeutung verlor. Denn um die europäische Politik zu beherrschen, mußten sie sich an diejenige Macht anschließen, welche das Uebergewicht ausübte, und diese Macht war jetzt Frankreich. Aber wie konnte man dessen Beherrscher überzeugen, daß man in Wahrheit künftig seinen Interessen dienen wolle? Hatte man nicht Heinrich IV. ähnliche Versprechungen gemacht? Es bedurfte also eines Beweises und dieser bestand in der Hinwegräumung ihres alten Herrn. Obwohl er mißlang, so hatte man doch den guten Willen unzweifelhaft gezeigt, und Ludwig XIV. schien damit zufrieden zu sein, denn der furchtbare Pakt wurde geschlossen, in Folge dessen sich dieser Fürst den Franzosen mit Allem, was ihm gehörte, anvertraute, während diese ihm Oestreichs und selbst des heiligen Stuhles Interessen opferten.

Diesen Umschwung nimmt man sogleich in der

östreichischen Staatsgeschichte wahr. Der französische Gesandte in Gemeinschaft mit den Jesuiten hetzte den Hof gegen die Protestanten in **Ungarn** sowie gegen die alten Freiheiten dieses Landes. Wie heute, so roch man auch damals aller Augenblicke den nahen Ausbruch einer Verschwörung, und um diese Befürchtungen wahr zu machen, mißhandelte man die ungarischen Magnaten, welche sich in Wien befanden, um das Einverständniß mit ihrem Vaterlande endlich herzustellen, so daß diese zuletzt nach Hause eilten und die Fahnen der Empörung wirklich aufpflanzten. Leider hatten die Ungarn zu jener Zeit keinen Kossuth, keinen Bem und Dembinsky. Die Revolution verunglückte, so sehr sich auch die Jesuiten, welche sich den Insurgenten angeschlossen, bemüht hatten, dem Kampfe Dauer zu geben. Somit hatten also Oestreich's Feinde ihren Zweck nicht ganz erreicht. Die Jesuiten sahen zwar ihre Macht in Ungarn von allen Beschränkungen befreit und benutzten diesen Sieg nach ihrer Gewohnheit. Allein Oestreich war zu leicht Meister geworden. Es hatte sich gestärkt, statt daß es sich schwächen sollte. Deshalb eilte der Jesuitenpater **Benze**, an der Spitze einer Gesandtschaft der Insurgenten, als Benedictiner verkleidet, nach Konstantinopel, um den Sultan zu einer **Kriegserklärung** gegen Oestreich zu bewegen. Daß diese Gesandtschaft

ihren Zweck nicht verfehlt hatte, ließ sich bald an den drohenden Bewegungen der Türken erkennen.

Unkluger Weise hatten die Franzosen durch die Wegnahme der damals noch freien Reichsstadt Straßburg den Kaiser auf seine schlimme Politik aufmerksam gemacht. Leopold sah jetzt ein, daß ihn die Rathschläge Frankreich's und der Jesuiten das Schicksal des Prometheus bereitet. Durch die Grausamkeiten gegen Ungarn an den Orient gekettet, fraß ihm der Adler Frankreich's im Occident die schönsten Theile seines Reichskörpers. Daher hörte er endlich auf vernünftigere Ansichten, die einstimmig dahin gingen, dem Sultan Alles zu bewilligen und die Ungarn zufrieden zu stellen, um die östreichische Macht gegen Frankreich richten zu können. Die Jesuiten, welche natürlich das Umgekehrte anriethen, vermochten nicht durchzudringen.

Zum Unglück hing aber die Lösung der Friedens-Frage mit dem Sultan bereits nicht mehr von Oestreich ab. Der Sultan entschied sich für den Krieg, rückte auf Wien los und bereitete der unglücklichen Stadt den skandalösen Anblick, ihren „angebornen" Kaiser auf die feigste Weise fliehen zu sehen. Nur der tapfere Johann Sobieski und seine polnischen Helden retteten damals Oestreich. Wahrlich, man muß es sagen, Oestreich hat sich dafür schön bei dieser Nation bedankt!

Und in dieser namenlosen Noth wagte der kaiserliche Beichtvater dem Flüchtlinge noch zu sagen, daß diese traurigen Erfahrungen die gerechte Strafe für seine Milde gegen die Ketzer sei. Der Kaiser werde noch mit seiner Familie betteln gehen müssen, fügte er hinzu, wenn er nicht das Gelübde ablege, den Protestantismus in seinen Erbstaaten mit Strumpf und Stiel auszurotten. Der Kaiser leistete das Gelübde, die Kaiserin gab dem frommen Pater eine Ohrfeige und das Volk in Wien und seiner Umgebung verfluchte den Orden, den man allgemein als den Urheber des Elendes beschuldigte. Einige seiner Angehörigen endeten sogar ihr Leben unter den Händen der wüthenden Banden.

Frankreich. Der Jansenismus und die Aufhebung des Ediktes von Nantes.

Wir haben in dem früheren Artikel eine Erscheinung unberührt gelassen, welche um das Jahr 1641 in Frankreich auftauchte und in mehr als einer Beziehung im höchsten Grade merkwürdig ist. Es ist dies nämlich das Entstehen des Jansenismus, der unter den Gläubigen eine bei weitem größere Rolle spielte, als der Molinismus und doch für Streit und Zank weit weniger Anhaltpunkte bot.

Der Bischof von Ypres, Cornelius Jansenius war nämlich ein eifriger Anhänger der augustinischen Lehre und damit ein arger Gegner nicht nur der jesuitischen Moral, sondern auch der molinischen Lehre von der Gnade. Um seine Lehre, die, weil in voller Uebereinstimmung mit dem heiligen Kirchenvater,

natürlich streng katholisch war, zu verbreiten und dadurch seine Gegner niederzuschlagen, arbeitete er ein drei Folianten starkes Werk aus, das den Titel trug: „Augustinus seu Doctrina de humanae naturae sanitate aegritudine, medicina, adversus Pelagionos et Massilienses.*) Er erlebte die Herausgabe des Werkes nicht, die seine Freunde besorgten. Aber kaum war es erschienen, als sich ein furchtbarer Sturm gegen den jansenischen Augustin erhob. Die Jesuiten verdammten das Buch, ohne es gelesen zu haben, und Richelieu, der einen alten Groll gegen den Autor hatte, beging die Schwachheit, diejenigen, welche in dem Werke Irrlehren entdeckten, zu belohnen. So machte er z. B. den Doktor Hubert, der fünf Sätze ketzerisch gefunden haben wollte, zum Bischofe von Vabres. Auf Betrieb der Jesuiten erließ die römische Inquisition ein Verbot gegen das Werk, wodurch das Lesen desselben

*) Deutsch: Augustin, oder: über die Gesundheit, Krankheit und das Heilmittel der menschlichen Natur als Widerlegung der Pelagianer und Massilianer. Diese beiden Religionsparteien behaupteten, daß es Gottes Gnade nicht bedürfe, um Gutes zu thun, während Augustin lehrte, daß der Mensch „nicht aus eigener Vernunft noch Kraft glauben oder zu Gott kommen könne". — Bekanntlich auch ein protestantischer Glaubensartikel.

bei Strafe der Exkommunikation untersagt wurde; Richelieu fügte dem Verbote des Glaubensgerichtes ein anderes von Staatswegen hinzu und auch Papst Urban VIII. verdammte es 1643 durch eine Bulle. Das Lächerlichste bei dieser ganzen Sache aber war, daß weder die Inquisition, noch Richelieu, noch der Papst, noch auch, wie gesagt, die Jesuiten selbst das Buch gelesen hatten, denn die Sätze, welche als vorzugsweise dem katholischen Dogma zuwiderlaufend, in den Verdammungsurtheilen erwähnt waren — standen gar nicht im jansenischen Augustin. Es erhob sich also ein Streit — nicht über die Lehre — nein über das Sein und Nichtsein jener Sätze in dem gedachten Buche!

Um diese Frage drehte sich jetzt der ganze Kampf. Der unfehlbare Papst hatte eine Sache verurtheilt, die nicht existirte. Die Lächerlichkeit war zu groß, als daß sie die Jesuiten, der päpstliche und französische Chef auf sich hätten sitzen lassen können. Aber wie konnte man sich aus der Schlinge ziehen? Durch den Apell an die Unfehlbarkeit des Papstes selbst. Man stellte es als ein Verbrechen hin, daran zu zweifeln, daß die vom Papste verurtheilten Sätze, welche in Wahrheit nicht in dem Buche des Jansenius standen, in Wahrheit in dem Buche ständen. Das war doch die fünf Sinne ein wenig zu stark beleidigt. Die Jansenisten behaupteten

daher, daß der Papst zwar unfehlbar sei, wenn es sich um die Entscheidung von Meinungen (res juris) handle, aber diese Unfehlbarkeit könne sich nimmermehr auf die Entscheidung über das Sein oder Nichtsein von Thatsachen (res facti) ausdehnen.

Wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, daß man, wenn man sich auf ein falsches Prinzip stellt, zu Konsequenzen hingerissen wird, die endlich dem gemeinsten Menschenverstand als Thorheiten einleuchten, so ging es jetzt auch den Jesuiten. Sie vertheidigten den Satz: Wenn der Papst befiehlt, Jesum Christum zu verleugnen, so müssen wir ihm gehorchen, und wir würden gar nicht sündigen, wenn wir Jesum Christum entsagten, um dem Papste anzuhängen. Denn wenn uns der Papst befiehlt, Etwas zu thun, das wider die Gerechtigkeit und Wahrheit ist, so muß er und nicht wir Rechenschaft davon geben. Alle Welt entsetzte sich ob solcher frevelhaften Lehre. Dieser Streit, der von den Päpsten Urban VIII., Innozenz X. und Alexander VII. ausgebeutet wurde, um das päpstliche Ansehen in Frankreich wieder empor zu schrauben, namentlich aber ihre Unfehlbarkeit zu Ehren zu bringen und die Freiheit der gallikanischen Kirche zu vernichten, dauerte fast ein halbes Jahrhundert hindurch. Der Name Jansenist ward einem Jeden angehängt, der entweder

wirklich freiere Ansichten hegte, oder der nur den einzigen Fehler beging, sich die Jesuiten zu seinen Feinden zu machen. Zuletzt suchte man den Streit gewaltsam zu enden. Die Erzbischöfe, Bischöfe, Geistlichen, Mönche, Nonnen, Doctoren, Lizentiaten, Vorsteher der Kollegien und Schulen, Magister und Kirchendiener mußten das Formular eines Eides unterschreiben, in welchem die fünf Sätze, welche aus dem Buche des Jansenius gezogen sind, „verdammt" werden. Eine Masse jener Personen, welche gegen das Gespenst ihre Stellung zu opfern Bedenken trugen, unterschrieb, eine nicht minder große Anzahl aber, welche es nicht über sich zu gewinnen vermochte, mit Eiden zu spielen, verweigerte die Unterschrift. In Folge dessen verließen viele hohe und niedere Würdenträger der Kirche das Land, Andere wurden eingekerkert und fühlten unter mannigfachen Formen die Rache ihrer Verfolger.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen des jansenischen Augustin trat indessen auch ein anderes Werk in die Welt, „die praktische Moral der Jesuiten", von Anton Arnauld. Ihm folgten „die Briefe aus der Provinz" von Blaise Pascal und später „die Moral der Jesuiten, getreu aus den mit Bewilligung und Billigung ihrer Obern veröffentlichten Bücher ausgezogen, von Perrault." Diese drei Schriften, von denen namentlich

die Briefe aus der Provinz wegen ihres sarkastischen Witzes bedeutendes Aufsehen erregten, und die selbst Louis XIV. mit Lob überhäufte, verwundeten die Jesuiten auf eine unheilbare Weise. Mochten sie nun immerhin den Hof für sich haben, mochte ihren Befehlen die Bastille offen stehen, und mochten ihren Winken ganze Regimenter Truppen gehorchen, — vor dem Richterstuhle der Zivilisation waren sie gerichtet, und ob sie gleich noch ziemlich ein ganzes Jahrhundert hindurch den Hof beherrschten, so verabscheute sie doch Jeder, der durch den Flügelschlag der erwachenden Kunst und Wissenschaft berührt worden war. Denn um diese Zeit sah Frankreich seine größten Geister, seinen Forneille, seinen Racine, seinen Molière, seinen Despréaux, la Fontaine und andere Helden der klassischen Literatur erblühen, die, wie Molière durch seinen Tartüffe, theilweise geradezu die schwarze Bande bekämpften. Wie hätte da neben diesen Leuchten der Zeit der finstere Jesuitismus einen dauernde Sieg über das Jahrhundert davon tragen können!

Die Erscheinung des Jansenismus erhält aber gerade dadurch, daß sie in die Glanzepoche Frankreich's fiel, etwas Räthselhaftes. Derselbe Ludwig XIV., der eine so großartige Politik verfolgte, der das Genie nicht nur unterstützte, sondern sogar aufsuchen ließ, und

der den Geschmack am Schönen überall begünstigte, wo sich ihm nur Gelegenheit dazu bot, — derselbe Ludwig XIV. machte sich gleichzeitig zum feilen Knecht der Jesuiten und sein schlauer Minister Mazarin, der sich sonst so verdient um Frankreich machte, half ihm darin. Das Räthsel löst sich indessen, wenn wir die Nachgiebigkeit des Königs auf dieser Seite als den Preis der Unterstützung ansehen, die ihm die Jesuiten gegen Oestreich und Spanien leisteten. Wolf fügt noch einen andern Grund hinzu: die Bigotterie des ausschweifenden Königs, der nicht satt wurde, sich an den sinnlichen Reizen der Damen von Maintenon und Montespan zu berauschen und demnach die Absolution dieser ehebrecherischen Sünden für eine ebenso unentbehrliche als kostbare Sache hielt, die schon einiger ansehnlichen Konzessionen werth sei. Sein Beichtvater la Chaise soll es trefflich verstanden haben, ihn in dieser Meinung von der Preiswürdigkeit seiner Absolutionen zu erhalten. Mehr als einmal mußte ihn der König knieend um Vergebung seiner Sünden bitten.

Und doch war der König mit dem päpstlichen Hofe nichts weniger als einig. Dieser unterstützte Oestreich im Türkenkriege und als des Papstes korsische Garde den Gesandten Ludwig's XIV. beleidigt hatte, mußte ein Kardinal dem Könige Abbitte thun. In Rom ward

ihm sogar eine Triumphsäule gesetzt! Das päpstliche Gebiet von Avignon ward hierbei, wie auch später noch einmal, von den Franzosen besetzt, ein Beweis, daß die Jesuiten jetzt dem Papste geradezu entgegen wirkten, der noch die alte Politik einhielt.

Die jansenischen Streitereien wurden eine Zeitlang zurückgedrängt durch die Vorbereitungen, die man zur Aufhebung des Ediktes von Nantes traf, denn daß diese Freiheit der Ketzer nicht geduldet werden konnte, wo man gegen die besten Angehörigen der eigenen Konfession auf so schonungslose Weise verfuhr, verstand sich von selbst. Aber es existirte auch noch ein anderer gewichtigerer Grund: der König hatte einen Abscheu vor dieser Sekte und haßte sie. Man brauchte lange, bevor man mit ihr zum Ziele gelangte, namentlich durfte man es unter Colbert's weiser Verwaltung nicht so offen wagen. Allein diesen mächtigen Mann wußte man endlich zu stürzen. Den Grund dazu mußte seine Mißbilligung der Unmenschlichkeiten gegen Hugonotten liefern. Unter seinem nicht minder klugen Nachfolger Louvois ward das Werk vollendet.

Wir haben schon früher erwähnt, daß Richelieu den Hugonotten nicht günstig war. Allein dazu bewogen ihn vielmehr politische als religiöse Gründe. Der scharfblickende Minister wußte nur zu wohl, daß ein

Bekenntniß, das keine menschliche Autorität anerkennt, sich auch im Staatsleben abspiegelt; auch beschuldigte man die Kalvinisten gegen den katholischen Thron ihres legitimen Monarchen zu intriguiren. Aber Richelieu wandte zur Unterdrückung ihres Glaubens keine gewaltsamen Mittel an. Er schloß sie, ohne es zu einem Gesetze zu machen, von den Hofämtern und den öffentlichen Ehrenstellen aus und zog damit alle Ehrgeizigen zum Katholizismus hin.

Nach Richelieu's Tode (1642) und besonders unter der Regentschaft der Königin Wittwe Anna von Oestreich nahmen die Verfolgungen allmälig einen andern Charakter an. Ihr Minister Mazarin, der das Reich bis 1661 regierte, schmeichelte den Papst, wie er nur konnte, um ihn mit seiner, den päpstlichen Interessen entgegenlaufenden Politik zu versöhnen, und ließ es wenigstens zu, daß durch die Königin und später durch Ludwig XIV. die Bekehrung der Hugonotten zu einer Privatangelegenheit des königlichen Betzimmers gemacht ward. So dauerte die Verfolgung fort bis zum Sturze Colbert's, der Mazarin gefolgt war und um 1680 das Staatsruder niederlegte.

Die Art und Weise dieser Verfolgung war von der empörendsten Natur. Der König hatte eine Proselytenkasse errichtet, aus der für jeden Bekehrten 3,

4 bis höchstens 6 Livres (ungefähr 24 Sgr. bis 2 Thaler) bezahlt wurden. Wenn man den Bischöfen hätte Glauben schenken dürfen, welche durch die Einsendung der Proselytenlisten ihre Auslagen aus der Hauptkasse erhoben, so wäre das Land schon nach einigen Jahren vollständig bekehrt gewesen, — so sehr beutelten sie das königliche Vertrauen und die königliche Kasse aus. Allein es waren nur die Aermsten und nach ihnen die Liederlichsten, welche durch Noth gezwungen oder durch Leichtsinn bestimmt, ihren Glauben um einige Silberlinge abschworen. Aber selbst von diesen fielen die Meisten gar bald wieder in die Ketzerei zurück.

Da es bekannt war, daß die Katholizisirung der hugonotti'schen Franzosen eine Hauptleidenschaft des Königs sei, so ward es zur Sache der Galanterie, die Ketzer zu bekehren. „Manche Buhlerin setzte den Preis einer Nacht darauf, ihren Liebesritter katholisch zu machen." Diejenigen dagegen, die vermöge ihrer Stellung mit Gewalt auf das Volk wirken konnten, wandten alle möglichen Mittel auf, sich dem Könige gefällig zu machen. So schlugen die Intendanten u. A. vor, die Neubekehrten zwei Jahre lang von der Kopfsteuer zu befreien, dagegen die Ketzer doppelt zu besteuern; den Hebammen zu untersagen, den kreisenden

Ketzerinnen beizustehen; die Stühle aus den hugonottischen Kirchen zu entfernen, um die Kirchengänger müde zu machen; die Kinder mit dem siebenten Jahre für religions-mündig zu erklären und die Eltern solcher bekehrten Kinder zu zwingen, denselben eine Nahrungspension zu geben u. s. w. Diese Vorschläge wurden theilweise zu Gesetzen erhoben.

Nachdem Louvois dem Minister Colbert gefolgt, begannen die Dragonaden. Die Unglücklichen erhielten jetzt Einquartirungen, wurden von den rohen Soldaten, wie früher in Böhmen und Ungarn mit dem Degen in die Messe getrieben, in die Kerker geschleppt und auf der Folter bis zur Verzweiflung gequält. Das leichteste Loos, was einem Hugonotten treffen konnte, war noch das, daß man ihn ermordete.

Da erhoben sich endlich die verzweifelten Verfolgten und sicher wäre es dem Könige ein Leichtes gewesen, die mit Verzweiflung Beseelten zu unterdrücken, wenn die Arglosen sich nicht hie und da durch Vorspiegelungen zu Waffenstillständen hätten bewegen lassen. Dadurch wurden ihre Kräfte zersplittert, ihr Muth schwand, und die königlichen Truppen hatten leichtes Spiel mit den Rebellen. Ueberall riß man ihre Kirchen nieder, viele hugonotische Geistlichen, welche noch auf den Trümmern ihrer Gotteshäuser Gottesdiensthiel-

ten, wurden durch das Rad hingerichtet; die oft zwanzig und dreißig Meilen weit herbeigepilgerten Kalvinisten wurden bestraft, den fernen Gottesdienst besucht zu haben, den rückgefallenen Proselyten wurden ihre Güter entzogen, sie selbst wurden, wenn man den Rückfall erst auf dem Sterbebette entdeckte, auf den Schindanger geschleift und unter dem Galgen beerdigt, oder wenn sie bei gesundem Leibe der heimlichen Ketzerei überführt wurden, zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Es ist wahr, der König wußte nicht, daß die Bekehrungen auf so gewaltsamem Wege stattfanden. Er hatte, wie man sagen will, ein weiches Herz und die Räthe mußten sich sehr hüten, daß sie sich nicht irgend eines Ausdruckes bedienten, der sein Gefühl hätte in Aufruhr setzen können. Aber die Sinnenlust scheint doch noch größer bei ihm gewesen zu sein. Es ist stets bemerkt worden, schreibt Wolf, daß der Bekehrungseifer des Königs je nach der verschiedenen Lage, in welcher er sich mit der Madame von Maintenon befand, bald stärker bald schwächer geworden und daß gewöhnlich nach einer wollüstig durchschwelgten Nacht der Morgen, welcher der Andacht gewidmet war, den Hugonotten neue Gnaden brachte.

Diese Maintenon, eine ehemalige Hugonot-

tin, verstand es meisterhaft, den König durch ein frömmelndes Wesen zu fesseln und indem sie so den Leidenschaften desselben schmeichelte, so wie die Pläne des königlichen Beichtvaters la Chaise und die des Ministers Louvois unterstützte, machte sie sich Allen gleich nothwendig. Sie behauptete deshalb auch ihre Macht länger als irgend eine andere Buhlin am Hofe, und brachte es zuletzt sogar soweit, daß sich der alte König heimlich mit ihr vermählte.

Endlich regte der König selbst die Aufhebung des Ediktes von Nantes an. Er hielt diese Maßregel jetzt um so mehr gerechtfertigt, als er nach den Berichten Louvois' und la Chaise's glauben mußte, daß die Zahl der Ketzer auf ein ganz unbedeutendes Häuflein herabgesunken sei, dessen Bekehrung keinen Tropfen Blutes mehr kosten werde. Also erschien am 18. Okt. 1685 der Widerruf jenes Ediktes. Derselbe hob alle den Reformirten bisher zugestandenen Begünstigungen auf und verordnete die Niederreißung ihrer Bethäuser, deren ohnehin keines mehr existirte; er verbot alle gottesdienstlichen Versammlungen, nicht einmal in den Privathäusern blieben sie gestattet; alle reformirten Geistlichen mußten binnen 14 Tagen das Land verlassen, sofern sie aber katholisch wurden, sollte ihnen und ihren Wittwen nicht nur lebenslängliche Steuerfreiheit,

sondern auch eine, ihren bisherigen Gehalt um den dritten Theil übersteigende Pension gewährt werden; die auf das Doktorat Aspirirenden brauchten nicht erst zu studiren, sondern konnten sofort den Examen machen; alle Kinder sollten bei einer Strafe von 500 Livres römisch-katholisch getauft und erzogen werden; die Auswanderung wurde bei Galeerenstrafe und Güterkonfiskation untersagt, und die Verordnungen gegen die Rückfälligen blieben in Kraft. Den Reformirten, welche nicht katholisch werden wollten, ward zwar gestattet, im Lande zu bleiben, auch sollte ihnen die Fortsetzung ihrer Gewerbe und der Besitz ihres Eigenthums gnädigst nachgelassen werden, allein nur unter der Bedingung, daß sie weder öffentlich noch heimlich ihre Religion üben würden.

Dieser Widerruf des Ediktes fand im Grunde nicht viel mehr, was er hätte zerstören können. Gegen zwanzigtausend Hugonotten hatten ihren Geist unter den Händen der Dragoner, in den Kerkern, am Galgen und auf den Galeeren ausgehaucht, mehr als Fünfhunderttausend waren mit einem Baarvermögen von mindestens Sechzig Millionen Livres ausgewandert, Neuntausend der besten Matrosen, Zwölftausend der erfahrensten Soldaten und Sechshundert der intelligentesten Offiziere waren in englische und holländische Dienste

gegangen, und von den Zurückgebliebenen bekehrte sich Mancher nur scheinbar, um eine Gelegenheit wahrzunehmen, in ein gastlicheres Land fliehen zu können.

Die hugonottischen Provinzen, besonders die Provinz Poitou boten jetzt einen traurigen Anblick der Verwüstung dar. Die Werkstätten, wo sonst vom aufgehenden Tage bis in die sinkende Nacht sich der fleißige Arm des Hugonotten regte, waren verlassen, ganze Städte und Dörfer, die noch zwanzig Jahre früher in beneidenswerthem Flore standen, waren zu Schutthaufen geworden, dagegen erhob sich das Ausland, namentlich England, Holland und Norddeutschland, das die Fliehenden mit offenen Armen empfing, durch ihre industrielle Thätigkeit. Selbst ein Theil der hervorragendsten Männer der französischen Literatur befanden sich unter den Emigranten, so namentlich Rapin Thoyras, der berühmte englische Geschichtsschreiber und Bayle, der tiefste Denker seiner Zeit.

Doch was wundern wir uns denn über diese Barbarei eines längst entschwundenen Jahrhunderts! Haben die heutigen Hugonotten, ich meine die Angehörigen der freien und deutschkatholischen Gemeinden ein sehr viel besseres Loos? Entzieht man ihnen nicht die Kirchen, untersagt man ihnen nicht ihre gottesdienstlichen Versammlungen unter dem Vorwande, daß sie politi-

schen Charakters seien? In unserer Zeit lebt die ganze Barbarei des siebzehnten Jahrhunderts wieder auf, nur daß sie sich in moderne Formen hüllt!

So konnte ein König in seinem eigenen Lande hausen lassen, der den Titel des „allerchristlichsten" führte und sich gegen die katholischen Mächte, wie sein großer Ahn Franz I., mit dem Erzfeinde der Christen, dem Beherrscher der Türken, verband. Inzwischen war es der Verfolgungen noch nicht genug. Wir werden ihre Fortsetzung in einem spätern Artikel beschreiben.

Schweden. Die Religionsveränderung Christinen's, Gustav Adolph's Tochter.

Wir haben schon oben erwähnt, daß es nach dem westphälischen Frieden die Hauptaufgabe der Jesuiten wurde, sich der regierenden Häupter zu bemächtigen. Eines derselben lief ihnen schon vorher in die Hände, der Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Bei einem Streite mit Johann Siegismund, Churfürsten von Brandenburg, über die größere oder geringere Rechtmäßigkeit der beiderseitigen Ansprüche auf die jülich-cleveschen Länder, — die übrigens gar nicht mehr von Bedeutung sein konnte, da der Pfalzneuburger des Brandenburgers Tochter Anna heirathen und das brandenburgische Anrecht als Mitgift erhalten sollte, — versetzte nämlich der Alte seinem zukünftigen Schwiegersohn eine Ohrfeige und trieb denselben

dadurch nicht nur in die Reihen der Ligue, sondern auch zur Glaubensveränderung. Wie gewöhnlich, hatte man die Aussicht auf den Kaiserthron als Lockspeise gebraucht. Die Ausrottung des Protestantismus in dem Gebiete des Renegaten und die Errichtung eines Jesuitenkollegiums in Düsseldorf waren die inneren, die Verstärkung der katholischen Mächte gegen die protestantischen die äußeren Folgen dieser geringfügigen Veranlassung gewesen. Aber jetzt gelang den Jesuiten eine noch viel wichtigere Bekehrung, die wegen des Kontrastes der Erinnerung mit der Gegenwart dem Verstande der Welt Stillstand zu gebieten schien. Die Königin Christine, Gustav Adolph's Tochter, die Tochter des Helden, durch den der Protestantismus gesiegt und der für den Protestantismus sein Leben verloren, ja die sogar selbst nach ihres Vaters Tode die protestantische Sache mit Weisheit und Festigkeit aufrecht erhalten hatte, — sie ward — katholisch! Es war unglaublich und doch war es — wahr!

Der Jesuit Mannerschied hat eine Zeichnung von dieser Dame entworfen, die nach allen Zeugnissen getreu ist. Schicken wir dieses Charaktergemälde voraus, um uns das unerklärlich Scheinende erklären zu können.

„Ihre Gestalt," sagt der Jesuit, „ist mehr als mittelmäßig. Sie hat lebhafte Augen, eine Adlernase

und einen reizenden Mund. Außer ihrem Geschlechte ist nichts Weibliches an ihr. Ihre Stimme, ihr Gang und ihre Bewegung sind männlich. Fast täglich reitet sie. Ihre Kleidung, die sie zu Pferde trägt, ist kaum 4 oder 5 Dukaten werth. Am Hofe kleidet sie sich ebenso einfach. Außer einem goldnen Ringe sieht man an ihrer Kleidung nichts von Gold oder Silber. Nur an Sonntagen widmet sie ihrem Anzuge eine halbe Stunde. Die andern Tage beschäftigt sie sich damit kaum eine Viertelstunde. Oft, wenn ich mit ihr sprach, sah ich Dintenflecke an ihrem Hemde. Manchmal hatte sie sogar zerrissene Wäsche an. Nur drei oder höchstens vier Stunden widmete sie dem Schlafe. Nach ihrem Erwachen bestimmt sie fünf Stunden der Lektüre. Es ist für sie eine Pein, offene Tafel halten zu müssen. Wenn sie allein im Kabinette speist, so verweilt sie nicht länger als eine halbe Stunde am Tische. Sie trinkt nur Wasser. Ob eine Brühe wohl oder übel zubereitet war, darüber hat sie nie ein Wort verloren, sowie sie auch nie etwas in der Küche anordnete. Ich habe sie öfters versichern gehört, daß sie nie Verdruß oder Unruhe empfunden habe und daß nichts in der Welt im Stande sei, den Frieden ihres Gemüthes zu stören. Sie rühmte sich, vor dem Tode eben so wenig Furcht als vor dem Schlafe zu haben. Der Morgen

bestimmte sie den Regierungsgeschäften und sie wohnt täglich dem Staatsrathe bei. Alle Geschäfte dieser Art gehen durch ihre Hände und ganz allein fertiget sie alle Depeschen und Verordnungen aus. Mit Niemandem als mit ihr verhandeln die auswärtigen Gesandten. Wenn diese in öffentlichen Audienzen an die Königin ihre Anreden halten, beantwortet nur sie dieselben. Es ist eine ganz unglaubliche Erscheinung, aber ich habe mich mit meinen eigenen Augen davon überzeugt, daß die größten Generale der Armee und jene Schweden, deren Ruhm und Tapferkeit ganz Deutschland zittern machte, in Gegenwart ihrer Königin verstummen und zittern. Sie will von Allem, was auf die Regierung des Königreichs Bezug hat, unterrichtet sein. So weitläufig und mannigfaltig die Geschäftsberichte sein mögen, so lieset sie dieselben doch alle. Sie liebt alle Nationen und schätzt die Tugend, wo sie solche findet. Hierauf wendet sie alle ihre Aufmerksamkeit. Die Welt, pflegt sie zu sagen, besteht eigentlich aus zwei Nationen, aus ehrlichen Leuten und Schuften. Die ersteren liebte sie und die letzteren verabscheute sie, ohne darin in Rücksicht des Volkes, dem sie angehörten, einen Unterschied zu machen. Die Idee einer ehelichen Verbindung ist ihr unerträglich und Niemand ist im Stande sie zum Heirathen zu bewegen. Ich bin, sagte sie gemeiniglich,

frei geboren und will frei sterben. Im gesellschaftlichen Umgange ist sie so vertraut, daß man sie nicht einmal für eine Dame von Stande, geschweige für eine Königin halten sollte. Zugleich aber weiß sie sich so ein Ansehen zu geben, daß man sich in ihrer Gegenwart fürchtet. Sie hat zwar Ehrendamen am Hofe, aber mehr zur Pracht als zum Dienste. Nur Männer sind ihre Gesellschafter. Wäre sie mit irgend einer Macht in Krieg verwickelt, so wäre es ganz gewiß, daß sie sich selbst an die Spitze der Armee stellen würde. Sie versteht zehn bis elf Sprachen: Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Französisch, Spanisch, Deutsch, Flämisch, Finnländisch, Dänisch und Schwedisch. Auch im Hebräischen und Arabischen ist sie nicht unerfahren. Sie liebt und versteht alle alten Dichter, sowie sie auch alle alten Philosophen und die alten Kirchenväter gelesen hat. Ihr Gedächtniß ist bewunderungswürdig. Ihre Freigebigkeit grenzt beinahe an Verschwendung. Sie hat die größten Gelehrten und Künstler aus Italien, Frankreich und Deutschland an ihren Hof gezogen. In Ausübung der Gerechtigkeit ist sie sehr streng und nur selten hat sie Verbrecher, welche durch das Gesetz zum Tode verurtheilt worden waren, begnadigt, obgleich sie kein einziges Todesurtheil ohne Thränen unterzeichnet. Ihr Versprechen hält sie heilig. Dieser

bewunderungswürdigen Königin fehlte es an nichts als an der wahren Religion. . . . . .

So schrieb der Jesuit im Jahre 1653 und im December 1654 legte Christine in Brüssel das katholische Bekenntniß ab.

Der Bekehrungsplan der Jesuiten war fein eingefädelt. Sie befanden sich im Gefolge der auswärtigen Gesandtschaften und hatten dadurch Gelegenheit, alle Schwächen und Leidenschaften der seltenen Frau zu beobachten. Allein sie mußten anfangs die unangenehme Entdeckung machen, daß die Königin über den religiösen Standpunkt erhaben war und auf ihre Aeußerungen hinsichtlich des Glaubens mit Spott und Witz antwortete. Dagegen waren sie in einer anderen Hinsicht um so glücklicher, insofern sie wahrnahmen, daß sie Etwas darin suchte, originell zu sein, daß sie das Seltsame, Auffallende und Aufsehen Erregende liebte, so wie, daß sie in der Beurtheilung vermeintlicher Größen zuweilen irrte. Vielleicht kam auch noch der dritte Umstand hinzu, daß man bemerkte, wie der Atheismus der Königin auf ziemlich vagem Grunde beruhte, und daß er nicht das Erzeugniß eines klaren, bestimmten Bewußtseins sei. Denn soviel ich auch über diese große Königin gelesen, so hat mich doch nichts überzeugen können, daß der Ruf ihrer wissenschaftlichen Bildung durch

etwas Anderes gerechtfertigt gewesen wäre, als durch ihr Genie und ihr Gedächtniß, — zwei Fähigkeiten, die ohne Widerrede großen Werth haben, aber trotzdem nicht an und für sich in die Tiefen der Wissenschaften einzuführen vermögen.

Den stärksten Beweis für ihre Liebe zum Seltsamen hatte sie schon im Jahre 1651 gegeben, wo sie, ohne daß irgend Jemand auch nur im geringsten einen vernünftigen Beweggrund hätte ahnen können, die Regierung niederlegen wollte; sonst zeigte ihr ganzes Thun und Treiben davon. Aber die Gelegenheit, sie durch diese Schwäche zu packen, ward zuerst dem Jesuiten Macedo, der sich unter den Leuten des portugiesischen Gesandten befand und dem sie zu verstehen gab, sie möchte sich wohl mit einem seiner Ordensgenossen einmal freimüthig über die Religion besprechen. Vielleicht hatte sie es jetzt schon im Willen, die Religion zu ändern, denn diese Aufforderung erfolgte zu derselben Zeit, als sie sich mit dem Abdankungsplan trug.

Aber Macedo war selbst ein viel zu feiner Jesuit, als daß er noch Anderer bedurft hätte, die man übrigens, wenn man sie haben wollte, in Stockholm selbst haben konnte. Deshalb brachte er es dahin, daß ihm die Königin mehrere Privataudienzen bei verschlossenen Thüren gewährte. „Es ist nicht glaublich," sagt Wolf

ziemlich zweideutig, „daß nach den Versicherungen der Jesuiten in diesen Zusammenkünften von nichts als von den Wahrheiten der Religion und der katholischen Kirche die Rede gewesen sei.“

Die Audienzen hatten indeß doch die Wirkung, daß die Königin am 25. Oktober dem Staatsrath ihre Abdankung erklärte und vom Generale Goswin Nikel zwei Jesuiten verlangte, um, wie die Ordensgeschichtschreiber berichten, sie noch über einige Skrupel hinwegzuführen. Diese Jesuiten, Paul Cassati, Professor der Mathematik im römischen Kolleg, und Franz Malines, Magister der Theologie in Turin, kamen der Verordnung gemäß in Kaufmannsverkleidung in Stockholm an. Die Königin schloß sich auch mit diesen Herren häufig ein, „um sich von ihnen in den Wissenschaften unterrichten zu lassen“. Später reiste Cassati mit geheimen Aufträgen an den Papst nach Rom, Bourdelot, ihr Leibarzt und Günstling, der bei der Bekehrungsgeschichte eine nicht unwichtige Rolle spielte, ging nach Frankreich, um am Hofe zu erforschen, wie man die Königin dort aufnehmen werde, und nachdem sich die Königin auf dem Reichstage zu Upsala, am 16. Juni 1654, ihren Vetter Karl Gustav zum Nachfolger ernannt, eilte sie selbst so schnell sie konnte nach Brüssel, wo sie, wie wir schon erwähn-

ten, den protestantischen Glauben ablegte. Der Erzherzog Leopold und einige fremde Gesandten figurirten dabei als Zeugen.

Man würde indeß der hohen Frau sehr Unrecht thun, wenn man annehmen wollte, daß es den Jesuiten gelungen sei, aus ihr eine Gläubige zu machen. Sie schrieb von hier aus an die Gräfin Sparre u. A.: „Meine Beschäftigungen bestehen dermalen darin, gut zu essen, gut zu trinken, gut zu schlafen, ein wenig zu studiren, zu schwätzen, zu lachen, französische, italienische und spanische Komödien anzusehen und die Zeit angenehm zu vertreiben. Denn Alles Uebrige ist doch, wie Salomon sagt, nur Thorheit. Jeder soll zufrieden sein, wenn er essen, trinken und singen kann". In Hamburg las sie den Virgil während der Predigt, und als man in Insbruck ihre öffentliche Abschwörung des Protestantismus zu einem Feste machte, das dem Hofe nicht weniger als funfzehn Tonnen Goldes kostete, sagte sie zu den Kavalieren, die sie umgaben: „Es ist allerdings billig, meine Herren, daß sie mir jetzt eine Komödie spielen, nachdem ich ihnen eine Posse gegeben habe." Was könnte es weiter bedürfen, um zu beweisen, daß nur pure Eitelkeit die Triebfeder ihres Glaubenswechsels gewesen!

Allein die Königin hatte ihre ehemals unerschüt-

terliche Gemüthsruhe verloren. Das Staunen der Welt ging schnell vorüber, Billigung durfte sie blos von dumm=bigotten Katholiken erwarten, während dumm=bigotte Protestanten sie schmähten und die Aufgeklärten aller Religionen sie verachteten. Ueberdies befand sie sich außerhalb der Sphäre, wo ihre Kräfte eine ihres Umfanges würdige Thätigkeit finden, ihr hoher Geist glänzen und ihre Talente sich die Krone des Ruhmes flechten konnte. Jetzt langweilte sie sich und versank durch die Langeweile in die Genüsse des physischen Lebens, das die ungerechte Welt dem weiblichen Geschlecht viel weniger verzeiht als dem männlichen. Und gerade dadurch gab sie das Zeugniß von der Mangelhaftigkeit ihrer Bildung. Ihr Atheismus war der reine Materialismus, welcher, nachdem er den Gott weggeworfen, nichts Würdiges, keine Tugend, keine Erhabenheit mehr kennt. Sie wußte nicht, daß der Atheismus, welchen die Wissenschaft erzeugt, nichts desto weniger Religion bleibt, die Religion des Großen, Schönen und Erhabenen.

In diesem Taumel brachte sie sechs Jahre hin, die für einen so arbeitsbedürftigen Geist, wie der ihrige war, ebensoviele Ewigkeiten sein mußten, — als ihr Nachfolger auf dem Throne, Karl Gustav, starb (1660). Da verließ sie den klassischen Boden Roms,

und eilte froh in die kalte nordische Heimath, um die Regierung wieder anzutreten. Allein die kluge Frau hätte ihre Schweden besser kennen sollen. Das Andenken an Siegismund war ja noch ziemlich frisch in den Herzen des Volkes. Die Reichsstände antworteten ihrem Ansinnen, daß sie in der Schule der Italiener allzu schlimme Sitten angenommen habe und man müsse befürchten, daß sie in kurzer Zeit das Reich mit Jesuiten und Mönchen übeschwemmen werde.

Christine lebte sich von nun an selbst zur Last. Sie bereute den Schritt, den sie gethan, denn sie schrieb die bedeutungsvollen Worte bei Jakob III. Entthronung: Ich habe schon vor einiger Zeit seinen Fall prophezeit. Bigottismus, die Rathschläge der Jesuiten, Mönche und Pfaffen führen alle Diejenigen unvermeidlich ins Elend, welche sich von ihnen beherrschen lassen. Im Grunde war indessen ihre Bekehrung für die Jesuiten, die wohl wußten, daß verfassungsmäßig kein Katholik der Regent Schwedens sein konnte, nur darum erwünscht gewesen, um das Andenken Gustav Adolph's zu beflecken, — um an dem Helden noch im Grabe Rache zu nehmen. Nachdem man diesen Zweck erreicht und ihr mit dem Protestantismus zugleich ihren sittlichen Werth geraubt, hatte die Eroberung keinen Werth

mehr für sie. Wenn wir aber diese geistreiche Frau mit so vielen anderen ihres Geschlechtes betrachten, welche die Männer ihres Jahrhunderts beschämten, so scheint es fast, als wenn das Genie sich zuweilen nur darum in die zarten Formen flüchtete, um mit der Thorheit Hand in Hand den Werth der ächten Weiblichkeit ins wahre Licht zu setzen, die zu Gunsten jener Mannweiber so oft verkannt wird.

Portugal. Der Sturz des Königs Alphons VI.

Wir haben schon früher berichtet, daß der Unabhängigkeitskampf Portugals, der so siegreich zu Ende geführt worden war, dem Volke auch nicht die geringste Freiheit verschaffte. Des Königs Beichtvater Vieira ward Premierminister, nachdem er Franz Lucena, der bisher diese Stelle bekleidete, hatte hinrichten lassen. So seufzte das Land mehr denn je unter dem furchtbaren Drucke der Jesuiten, den die Zukunft nur noch unerträglicher machen konnte, da Theodosius, der Thronfolger, fanatischer war, als selbst das fanatischste Mitglied des heiligen Ordens hätte sein können.

Indessen schien sich ein gütiges Geschick des unglücklichen Volkes erbarmen zu wollen. Theodosirs starb und es erbte nun der nachfolgende Bruder Alphors den Thron. Außer diesem war noch ein dritter Prinz, Don Pedro, vorhanden.

Alphons VI. zeigte sich ganz berufen, die Wunden des Landes endlich zu heilen, an denen es noch fortwährend blutete. Zwar besaß er weder hervorragende Geistesfähigkeit, noch waren auch nur die bescheidenen Anlagen, deren er sich erfreute, leidlich ausgebildet. Dieselben Menschen, welche seinen verstorbenen Bruder verdorben hatten, waren ja auch seine Bildner gewesen. Nur hatten sie ihn mehr begünstigt als jenen, insofern sie ihn mehr vernachlässigten, da die Jesuiten nicht vermuthen konnten, daß er einst den Thron besteige. Aber Alphons hatte jenen Instinkt im Busen, der so vielen Menschen, denen ein unglückliches Verhängniß einen helleren Blick versagt hat, diesen Mangel ersetzt, indem sie fast stets das Richtige ahnen und finden. Und hiermit vereinte er ein so natürlich fühlendes Herz, daß sein Gemüth in demselben Maaße fester wurde, als rings um ihn herum die schlechtesten Beispiele es in die Verkehrtheit zu stürzen sich unwillkürlich bemühten.

Als Alphons noch Knabe war, skandalisirte ein Jesuit, Juan Nunez, den Hof mit den ausschweifendsten Selbstzüchtigungen. Er zerfleischte sich in Gegenwart der Hofdamen den nackten Rücken und hauchte dem ganzen königlichen Gesinde eine so asketische Wuth ein, daß in kurzer Zeit sich nicht genug Jesuiten fan-

den, um die Ehren- und Kammerdamen der Königin-Regentin Louise zu befriedigen, deren zarte Schultern alle nach den beseligenden Ruthenstreichen der frommen Väter lechzten. Viele dieser weiblichen Verrückten eilten in Klöster von der strengsten Regel, so daß sogar der den Jesuiten so ergebene Adel seine Stimme gegen das Unwesen erhob. Mancher Gatte verlor dadurch seine Ehegenossin und viele Eltern ihre Töchter, die zum Glanze in der Welt statt zu himmlischen Bräuten bestimmt waren. Selbst gewaltsam schleppte man sie fort, um die Zellen der heiligen Tagediebe zu füllen. Nichtsdestoweniger blieben alle Klagen erfolglos, da die Seelenhirten des Ordens durch ihren Mitbruder Fernandez den Staatsrath beherrschten, und die Edelleute würdigten sich schließlich noch herab, Nunez, als er gestorben war, auf ihren eigenen Schultern zu Grabe zu tragen, auf die er so viel Harm, Kummer und Schande gewälzt.

In solcher Umgebung ward der Prinz Mann. Er hatte durch sie die Heuchler verabscheuen gelernt und zeigte ihnen dies durch die Wahl eines Beichtvaters aus dem Orden der Dominikaner. Gleich feindlich trat er ihnen auch durch Berufung von Ministern gegenüber, welche den Jesuiten nichts weniger als gewogen waren. Das war ein jäher Umsturz, dessen diese

sich nicht versehen hatten. Aber desto größer war die Aufforderung für sie, den vernünftigen Regenten zu stürzen, der, der erste seit langer Zeit, Portugal beherrschen sollte.

Der König vermochte keinen Schritt zu thun, der nicht von seinen Feinden auf das Gehässigste ausgebeutet wurde. So weit sogar ging man, daß man ihn tadelte, weil er gerne den Knaben zusah, die sich unter seinen Fenstern bekämpften. Kinder so geringer Abkunft sollte er seines königlichen Blickes nicht würdigen. Man stellte sein Leben als ausschweifend, seine Grundsätze als gottlos dar und zuletzt verordnete man allgemeine Kirchengebete für die Besserung des Königs.

Gleichwohl gelang es nicht, den König dadurch zu stürzen. Das Volk fand es im Gegentheil schön, daß er sich an ritterlichen Spielen freute, und daß er herablassend gegen nicht edel Geborene war, schien eine seltene Tugend. Was zuletzt die Jesuiten unter „ausschweifend“ verstanden, war nicht minder unschuldig, da von ihnen allbekannt nur der gepriesen wurde, welcher sich ihrer Herrschaft blindlings hingab.

Die königlichen Minister, von denen mehrere durch Meuchelmord ihr Leben verloren, gingen also immer fester auf ein wohlverstandenes Ziel los, das in der Bändigung des Klerus und der Jesuiten bestand. Es

zeigte sich Das vorerst in den Kolonien. Hier, namentlich in Groß-Para und Maragnon, waren Empörungen entstanden, weil sich die jesuitischen Missionäre in weltliche Sachen mischten. Diese Ausbrüche der Volkswuth hingen mit dem Verbote des Tribunals der Missionen in Portugal zusammen, welches den Eingebornen untersagte, weder in Handelsgeschäften noch sonst mit Weißen zu verkehren. Solchen Unfug hob Alphons auf. Er gab den Indianern eine fast demokratische Gemeindeverfassung, denn sie sollten aus eigener Mitte ihre Vorgesetzten wählen, und wies die Missionäre an, sich nur um das geistige, nicht um das weltliche Wohl seiner Unterthanen zu bekümmern. Das war ein zweiter harter Schlag, denn die Kolonien sollten ja allmälig ausschließliches Herrschaftsgebiet des Ordens werden.

Jetzt spielte man kühner. Man verkuppelte die Gemahlin des Königs mit Hülfe des Beichtvaters derselben an seinen eigenen Bruder Don Pedro und leitete eine Verschwörung ein, an der sich sogar seine schwache Mutter betheiligte. Der Klerus, welcher sich bedroht sah und nur mit den Jesuiten Hand in Hand sich unabhängig machen konnte, trat dem Komplotte natürlich mit Eifer bei, und ein Theil des Adels, den

der König wegen seiner Ergebenheit gegen die Pfaffen zurücksetzte, nicht minder.

Zuerst suchte man den König als „verrückt" darzustellen, um ihm auf friedlichem Wege die Krone zu rauben. Zwei Aerzte, die man bestach, stellten ein Zeugniß aus, daß der Regent in Folge eines hitzigen Fiebers in den Kinderjahren die Empfindung auf der ganzen rechten Seite verloren habe, und dadurch an einem Mangel der vollen Seelenkräfte leide. Man verordnete ihm deshalb die Bäder das Caldas. Doch des Königs treue Diener erfuhren die Kabale und setzten ihn in den Stand, sie zu vereiteln.

Nun endlich griff man zur Gewalt. Am 21. Dezember 1667 floh die Königin in das Franziskanerkloster, unter dem Vorwande, daß ihr Gemahl unfähig sei, seine ehelichen Pflichten gegen sie zu erfüllen. Konnte man wohl etwas Skandalöseres erdenken? Eine Frau flieht bei Nacht und Nebel vor einem unvermögenden Ehemann in ein Mönchskloster! Den Gesetzen gemäß hätte die Wahrheit dieses Vorgebens in Natura beaugenscheinigt werden müssen, um eine Ehescheidung zu erwirken. Allein die Königin hatte ihre guten Gründe, eine Ocularuntersuchung zurückzuweisen. Darauf kam indessen auch wenig an. Die Königin beschwor ihr Vorgeben durch einen zweideutigen Eid.

Damit war der Form so ziemlich genügt. Die Hauptsache aber war, daß diese gemeine Intrigue zum Signal des Aufstandes diente. Einige Edelleute und ein gedungener Pöbelhaufen drangen mit dem Infanten Don Pedro in's königliche Schloß, erzwangen von Alphons die Verzichtleistung auf den Thron und riefen den ungetreuen Bruder als Regenten aus (1667). Alphons VI. war von nun an Staatsgefangener und 8 Tage nach diesem Ereignisse bestieg Pedro das Bette seiner Schwägerin als Gatte! Der unglückliche König starb 1683.

Um die Usurpation mit dem Scheine der Gesetzmäßigkeit zu umgeben, berief man die Reichsstände ein. Gegen sie motivirte man die Thronrevolution durch eine Schrift, welche den berüchtigten Jesuiten Nuna da Cunha zum Verfasser hatte und in der es u. A. hieß: „Wir waren dazu berechtigt, weil Alphons unfähig ist, eine Monarchie zu regieren; weil er von seiner Gewalt Mißbrauch gemacht und ein Tyrann war, und weil er endlich die Finanzen des Staates verschwendet hat." Die Reichsstände stellten sich damit zufrieden und der Welt blieb überlassen, über eine Rechtfertigung zu erstaunen, die zu allen Zeiten nur aus dem Munde demokratischer Hochverräther kommen konnte. Uebrigens bedarf es wohl kaum einer Erwähnung, daß die Beschuldigungen, welche man auf den in Kei-

ten geworfenen König schleuderte, nur gemeine Verleumdungen waren.

Solche Vorgänge in den oberen Regionen, die blos gelingen konnten, indem man das Volk stets hinter sich herführte, hatte begreiflicher Weise die gefährlichste Verderbniß im Gefolge. Wie früher, so hatte man auch diesmal das Volk auf die zuerwartenden Ereignisse durch ausgestreute Schriften, durch Aufmunterung zum Ungehorsam gegen die Gesetze der verhaßten Regierung, durch die Verbreitung der unsittlichsten Lehren und durch die Vorspiegelung einer zu erwartenden schrankenlosen Freiheit vorbereitet. In Folge dessen war die Anarchie so groß geworden, daß der englische Gesandte seinem Hofe berichtete, es werde mehr als ein halbes Jahrhundert kosten, um die Unterthanen Portugals wieder an Gesetze und an eine souveräne Herrschaft zu gewöhnen.

Der Regent Pedro — den Königstitel hatte man dem gefangenen Alphons gelassen — genoß seine Herrschaft wenig. Die Stände beschnitten zu ihren eigenen Gunsten die monarchische Gewalt und im Staatsrathe herrschten die Jesuiten. Sein Beichtvater Fernandez war das Faktotum, den er sogar zum Mitgliede einer Kommission ernannte, welche das Polizei- und Kriegswesen leitete. So servil das Volk gegen

die Jesuiten war, so machte die Vereinigung eines solchen weltlichen Berufs mit dem eines Friedensgesandten doch einiges Aufsehen. Namentlich war es der Adel, dessen Empfindlichkeit gereizt ward, da er sich näher berechtigt glaubte. Allein die Jesuiten beschwichtigten dahin abzielende Aeußerungen mit der feinen Lüge, daß dem Pater Fernandez gar nichts an dem hohen Ehrenamte liege, allein der Regent habe ihm dessen Annahme befohlen und so habe er gehorchen müssen.

Außer Fernandez beherrschten noch zwei andere Jesuiten den Hof: der oben erwähnte Cuanha und der Beichtvater der Königin, Deville, der bekanntlich in der Kuppelei so gut debütirt hatte.

Indeß muß man sagen, daß jetzt die Jesuiten auf eine vernünftigere Politik bedacht waren. Portugal hatte schon einen Theil seiner Kolonien verloren, sein Handel war nach Holland gewandert und seine Schiffahrt gesunken, da die Judenverfolgungen die reichsten hebräischen Spekulanten mit ihren Besitzthümern aus dem Lande getrieben hatte. Man ward also aus ökonomischen Gründen tolerant. Inzwischen stand dieser Absicht die Inquisition entgegen, welche sich nicht um Staatsgründe bekümmerte, und die durch die Jesuiten selbst im Verlaufe der Zeit zu einer Macht erhoben wor-

den war, welche sich nicht so ohne Weiteres für besiegt erklärte.

Sie mußte also vor allen Dingen beseitigt oder mindestens unter den Einfluß der Jesuiten gesetzt werden, den sie jetzt, ich finde nicht wie, verloren hatten. Man ging daher im Namen Pedro's den Papst Klemens X. an, daß das Inquisitionstribunal geschlossen werde. Im Grunde war dies ein Verrath an den Kronrechten, denn das Tribunal, obgleich ein geistliches Gericht, war dennoch eine Institution der königlichen Vorrechte, so daß es der Papst nicht zu befehlen hatte. Aber desto freudiger ergriff der Letztere diese Gelegenheit, um auch diese Prärogative für den päpstlichen Stuhl zu erwerben. Er zögerte nicht, das Inquisitionsgericht durch einen Nuntius schließen zu lassen.

Vorher schon hatte Fernandez den Juden eine Bittschrift um eine allgemeine Amnestie unterzeichnen lassen, in der sie sich erboten, auf ihre Kosten 5000 Mann in Indien zu stellen, sie vollständig zu armiren und auszurüsten, zum Transport die königlichen Fahrzeuge zu benutzen, die desfallsigen Kosten zu bezahlen und für allerlei Gefahr, welche der Flotte auf dem Meere begegnen könnte, einzustehen; alle zwei Jahre neue 1200 Mann zu stellen und sie nach allen Gegenden hin zu befördern, die man ihnen anweisen werde;

alle drei Jahre 20,000 Crusados zu ihrer Unterhaltung zu liefern. Alle Missionäre mit Reisegeld zu versehen und alle Wechselbriefe der indischen Bischöfe zu bezahlen, sowie endlich eine indische Handelskompagnie zu errichten und sie mit Kapitalien zu versehen.

Mehr konnte man unmöglich verlangen. Aber man war auch zufrieden, und die Verständigen des Volkes sahen endlich, für den Handel wenigstens, Maasregeln ergreifen, welche sein gänzliches Versiegen verhindern konnte.

Leider vereitelte die Inquisition den gut eingeleiteten Plan und Anton Vieira, der seinem Orden in Rom die Genehmigung des Papstes erwirkt, hatte sich umsonst bemüht. Die Inquisition erhob ein so großes Geschrei, daß sie den Regenten selbst bedrohte. Es verbanden sich die Bischöfe mit ihr und was die Jesuiten hätten recht wohl vermuthen können: sie wurden mit ihren eigenen Waffen geschlagen, denn die Inquisition behauptete, daß ihr der Thron untergeordnet sei. Vom päpstlichen Befehl war keine Rede.

Man mußte also das Projekt aufgeben — vielleicht zum Glücke für das Volk, denn die Jesuiten hätten sicher noch unmenschlicher gehaust als die gefühllosen Dominikaner, wenn sie das Tribunal unter ihre Gewalt bekommen hätten.

Nun aber hoben sie wenigstens diejenigen Verfügungen des Königs Alphons auf, welche zu ihrem eigenen Nachtheile erlassen worden waren. Der Gesellschaft Jesu wurde die gesammte geistliche und weltliche Verwaltung in Groß-Para und Maragnon übertragen, an deren Spitze zwei Generalprokuratoren standen, welche von der Mission erwählt wurden, und die sich nur nach den Vorschriften der Missionsväter zu richten hatten. In Städten und Dörfern durften sich nur geborene Indianer aufhalten. Die Vermischung der Weißen mit Indianern wurde verboten und alle Weißen und Mulatten nach entfernten Gegenden geschafft. Wer dennoch wiederkehrte, wurde mit Ruthen durch die Gassen gepeitscht, Adelige aber fünf Jahre nach Angola verbannt.

So reduzirten sich also alle Segnungen des neuen Regiments auf eine noch größere Ausdehnung der jesuitischen und geistlichen Gewalt, auf eine noch tiefere Erniedrigung der monarchischen Souveränetät und auf einen noch verderblicheren Ruin des öffentlichen Wohles.

Das Volk wünschte jetzt vergebens die Zeiten Alphons VI. zurück. Die Kerker des Ordens hatten ihn verschlungen; sie, die nie ein Opfer lebendig zurückgaben!

England. Hinrichtung Karl's I. Glaubenswechsel Karl's II.

Die irische Revolution hatte, wie wir früher berichtet haben, das Maaß der Sünden ohne seine Schuld voll gemacht, die der Tyrann Karl I. gegen England begangen. Jetzt erntete er den Lohn dafür durch Henkers Hand. (1649.) Die Geschichtschreiber aller Zeiten, bis auf die Gegenwart herab, haben diesen Akt der Volksgerechtigkeit mit dem größten Abscheu gezeichnet. Wir vermögen es nicht. Nicht als ob wir dem Könige seinen heimlichen Abfall von der englischen Hochkirche nicht verziehen, wie es seine Unterthanen gethan. Aber die offenbarsten und gewaltsamsten Verletzungen der althergebrachten Freiheiten des Volkes waren Verbrechen, die ihn zum größten Schurken Englands machten, und da der Hermelin eines Monarchen ver-

nünftiger Weise kein Privilegium für Schandthaten sein kann, so kann man es nur billigen, wenn er so hart wie möglich und zugleich der Art bestraft wurde, daß er dem Lande nicht mehr gefährlich zu werden vermochte.

Merkwürdiger Weise waren gerade die Jesuiten Diejenigen, welche Karln dieses Schicksal am herzlichsten gönnten. Es ist vielleicht eine Erfindung, daß ein vermummter Jesuit sein blutendes Haupt dem Volke mit den Worten gezeigt: Sehet den Kopf eines Verräthers. Man hat behaupten wollen, daß es der Beichtvater der Königin gewesen. Allein wahr ist, daß ein anderer Jesuit in Paris von einer englischen Dame, welche dieses Ende des Königs tief betrauerte, eine Ohrfeige erhielt und schlüßlich von ihren Dienern die Treppe herabgeworfen wurde, weil er ihr gesagt, der König sei keines Mitleides werth, denn er sei ein gefährlicher Feind der katholischen Kirche gewesen.

Dieser Haß gegen den Mann, den doch die Jesuiten in seinem Widerstande gegen die Wünsche des Volkes unterstützt, den sie ihrer Gewohnheit nach zur Vernichtung der Volksrechte angefeuert hatten und an dessen Unglück sie also einen großen Theil der Schuld trugen, rührte ohne Zweifel von dem Widerstande her, den er trotz seiner Geneigtheit für den Orden und trotz

seiner Nachsicht für die eigenmächtigen Schritte, welche seine Gemahlin zu Gunsten ihrer Religion that, ihrem ungestümen Drängen entgegensetzte. Er suchte seine königliche Autorität neben seiner Eigenschaft als Katholik zu bewahren. Das war sein Verbrechen und darum verwünschte man ihn.

Während des Cromwell'schen Regiments, das nun folgte, verkrochen sich die Jesuiten. Ihr Aufenthalt ist niemals da sicher gewesen, wo die Sonne des Republikanismus mit ihren reinen Strahlen schien. In den Niederlanden haben wir ein Beispiel davon gehabt und die Jahre 1793 und 1848 haben uns deren neue geliefert. Besonders in der letzten Revolutionsepoche wußten sie ihre Beine nicht schnell genug in Sicherheit zu bringen. Allein so bald nach des Protektors Tod der Sohn des hingerichteten Karl II., der schon in Köln am Rhein das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des Kardinal Rez abgelegt hatte, den Thron bestieg (1660), traten die Jesuiten womöglich noch arroganter auf, denn je.

Dieser König war noch weit schlechter als sein Vater. Er hatte es so weit gebracht, daß er Ehre und Tugend für Hirngespinnste hielt und den Egoismus als die alleinige Triebfeder der menschlichen Handlungen ansah. Deshalb traute er keinem seiner Diener,

deshalb hatte er keinen Begriff von der Würde des Menschen und deshalb hatte er schlüßlich natürlich auch keine Religion. Er genoß an einem Tage das Abendmahl bei den Protestanten und Katholiken und entschädigte sich für seine innere Leerheit, wie Christine, durch die Freuden der Liebe.

Ein solcher Mensch war nach dem Herzen der heiligen Väter. Der Jesuit la Chaise versorgte ihn mit französischen Maitressen, die, wie sich von selbst versteht, gut eingeschult waren. Mit diesen verbrachte der Wüstling die schönste Zeit. Seine Minister waren oft verlegen, wie sie es anstellen sollten, um ihn eine Stunde festzuhalten, damit sie seinen Willen in wichtigen Staatssachen vernähmen. Die Favoritinnen regierten den König und den Hof und wurden selbst wieder von den Jesuiten regiert. Das Verdienst mußte sich herabwürdigen, zuerst den königlichen Beischläferinnen seine Huldigung zu bringen, um vom Könige anerkannt zu werden. „Nie hatte man in England," sagt der Hugonotte Rapin, „einen ausgelasseneren Hof gehabt, als diesen, und zum Unglück ließ sich auch das gemeine Volk von dem schlimmen Beispiele, das man ihm gab, zu ähnlichen Ausschweifungen hinreißen."

Seinen unwürdigen Lebenswandel hätte man dem Könige indessen noch immer verzeihen mögen. Die

Folgen desselben fielen ja doch zunächst nur auf ihn. Aber er begann seine Regierung damit, sich an der Revolution zu rächen. Er ließ alle Kompromittirten hinrichten und unter diesen auch gar viele, die keines anderen Verbrechens schuldig waren, als entweder eifrige Protestanten oder überzeugungsfeste Republikaner zu sein. In England und Schottland floß das Blut in Strömen, und das gemeine Volk, welches zu jenen Zeiten noch durch den Glanz des Thrones geblendet, die Augen bei den Grausamkeiten schloß, die von demselben ausgingen, bejubelte diese scheußlichen Schlächtereien. Aber ebenso nichtswürdig waren seine Parlamente. Diese ließen nicht nur die Urkunden der Revolution und unter diesen namentlich die Erklärung Englands zur Republik, durch den Henker verbrennen, sondern verzichteten auch auf das bewaffnete Widerstandsrecht des Volkes gegen Verfassungsverletzungen Seiten des Königs und unterdrückten die Presbyterianer — d. h. die kirchlichen Republikaner — trotz der verfassungsmäßig festgestellten Gewissensfreiheit zu Gunsten der Episkopalen — d. h. der kirchlichen Aristokraten oder Monarchisten. — Nur in einem Punkte fand der König Widerstand bei der s. g. Volksvertretung, — wenn es sich um Geldbewilligungen handelte. Dadurch wurde sie dem Könige bei all ihrer

hündischen Kriecherei verhaßt, denn er löste sie auf, und um nicht gezwungen zu sein, sie von Neuem einzuberufen, warf er sich gegen ungeheure Entschädigungen der Politik Ludwig XIV. in die Arme. Dadurch verrieth er die Interessen wie den Einfluß der Nation, den sie auf den Gestaltungsprozeß des Kontinents nothwendig ausüben mußte.

Es währte nicht lange, als er auch mit seinen katholischen Neigungen hervortrat, wenn man bei einem solchen Manne noch von Neigungen für eine Religion sprechen kann. Er begünstigte dem Parlamente entgegen die Presbyterianer und Puritaner. Obwohl diese kirchliche Partei die aufgeklärteste und wohl auch die populärste war, — denn sie hatte zwei Male die Mehrheit im Parlamente, — so ward sie doch von den Episkopalen gehaßt, welche einen Mittelweg zwischen dem Katholizismus und dem reformirten Systeme einhielt. Sie begünstigen, hieß also mit Recht die Akatholiken zum Kampfe unter sich selbst anfeuern. Was hätte aber dem Könige ein solcher Kampf unter den Angehörigen eines Bekenntnisses, das er nicht theilte, frommen können? Man täuschte sich darüber nicht. Die Uneinigkeit unter den reformirten Sekten begünstigte die Ausbreitung des Katholizismus. Sobald man dies inne wurde, schlossen die Presbyterianer und

Episkopalen Friede und vereinigten sich in ihrem Hasse gegen die freundlichen Gesinnungen des Königs für die Katholiken. Der König erschrack und hielt an auf dem gefahrvollen Wege, den sein Ahn zum Schaffot gewandert.

Aber desto eifriger war sein Bruder, der Herzog von York, der schon seit längerer Zeit öffentlich als Katholik aufgetreten war. Dieser war nicht zufrieden mit der Nachgiebigkeit des Monarchen, noch weniger natürlich sein katholisches und jesuitisches Hofgesinde, unter dem sich auch der portugiesische Jesuit Fernandez befand, seitdem der König eine Prinzessin dieses Landes als Gattin heimgeführt. York, der muthmaßliche Thronfolger, trug seinen Haß gegen die Nichtkatholiken auf die schamloseste Weise zur Schau und als er später mit der Verwaltung Schottlands beauftragt wurde, entwickelte er die ganze Gemeinheit seiner bigotten Seele. Die Presbyterianer wurden heerdenweise hingerichtet und wie in Frankreich, so verließen auch in Schottland hunderttausende von Familien den heimathlichen Boden.

Es ist begreiflich, wenn das Volk für seinen Glauben zu fürchten begann. Die Parlamente, welche der König wieder einzuberufen doch endlich gezwungen worden war, traten ihm mit offener Feindschaft entge-

gen. Das erste oppositionelle oder das dritte Parlament seit Karl's II. Thronbesteigung, gab zur Rettung der Episkopalkirche die bekannte Test-Akte, welche jeden Staatsbeamten zwang, den Glauben an die Transsubstantiation (Verwandlung der Hostie und des Weines in den wahren Leib und Blut Christi) abzuschwören und das Sakrament in der herrschenden Kirche zu genießen. Das vierte Parlament suchte die Thronfolge dem Herzoge von Monmouth, einem Sohne des Königs, zuzuwenden und im fünften ward geradezu der Antrag gestellt, den Herzog von York von der Thronfolge auszuschließen. Dasselbe gab auch, um die bürgerliche Freiheit gegen die überhand genommene Willkür zu schützen, die berühmte Habeas-Corpus-Akte. Das sechste Parlament, aus Furcht vor den Bewegungen in London in Oxford versammelt, war nicht versöhnender gestimmt und theilte das Schicksal der vier vorher gegangenen; es ward aufgelöst. Nun begann das systematische Umstürzen aller Freiheiten des Volkes, auf welche die Jesuiten schon längst sehnlich gewartet. Die Stadt London verlor zuerst ihre Privilegien.

Aber vorher noch war eine Verschwörung entdeckt worden. Hume und Rotteck halten sie für eine Er-

findung, um die Katholiken zu verderben. Rupin und Wolf behaupten das Gegentheil.

Es erschien nämlich im Jahre 1678 ein gewisser Oates, der in dem Jesuitenseminar zu St. Omer erzogen worden war, und zeigte die Existenz einer Verschwörung an, welche die Ermordung des Königs, den Umsturz der Reichsverfassung und die Vertilgung der protestantischen Religionsbekenner zum Zwecke habe. Er sagte aus, der Provinzial Stange habe ihn als Boten benutzt und einige Male mit Briefen nach Madrid geschickt. Da er die Briefe erbrochen, so habe er daraus ersehen, daß einige Jesuiten nach Schottland gesendet worden seien, um die dortigen Presbyterianer zum Aufstande zu bewegen. Weiter habe er einen Brief nach St. Omer besorgt, aus welchem er ersehen, daß la Chaise 10,000 Pfd. Sterl. zur Ermordung des Königs angeboten. Er wollte dem Beichtvater Ludwig XIV. selbst das Danksagungsschreiben seiner Ordensgenossen überbracht haben. Dann habe im Monat April 1678 eine geheime Versammlung von Jesuiten stattgefunden, der er selbst beigewohnt, und in der die Ermordung des Königs förmlich beschlossen worden sei. Später habe er auf einer Reise nach London erfahren, daß der Leibarzt der Königin, Wackermann mit Namen, den König vergiften solle, während sich zwei Jesuiten-

Pickering und Grave angeboten hätten, denselben mit Pistolen zu erschießen. Endlich sei ihm noch bekannt geworden, daß die im Jahre 1666 in London ausgebrochene große Feuersbrunst das Werk der Jesuiten gewesen, welche dazu 80 Personen und 700 Feuerkugeln verwendet. 14,000 Pfd. Sterl. und ein Juwelenkästchen mit 100 Karat Diamanten sei ihre Beute gewesen.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Aussage viel Unwahrscheinlichkeiten enthält. Hume bezweifelt die Angaben des Dates vorzugsweise deshalb, weil er das schlechteste Subjekt unter der Sonne gewesen. Allein Wolf hat schon nachgewiesen, daß er dadurch ein um so glaubhafterer Zeuge wird. Ravaillac war um kein Haar besser, und doch benutzten ihn die Jesuiten. Auch ist es ja bekannt, daß nur Mord und Blutschande von den Jesuiten als so entehrende Verbrechen angesehen werden, daß sie die Aufnahme in den Orden verhinderten. Alle sonstigen Gottlosigkeiten waren verzeihlich. Um so viel eher konnten sie sich also bei gewöhnlichen Handreichungen der schlechtesten Menschen bedienen. Ja sie mußten wohl sogar, denn es verstand sich fast von selbst, daß sich kein Ehrenmann zu ihren Werkzeugen hergab. Aber die Unwahrscheinlichkeit liegt in einem andern Grunde, nämlich darin, daß sich die Jesuiten selbst zum Erschießen Karl's II. entschlossen

haben sollen. Denn es ist gerade ein Grundsatz des Ordens, stets Subjekte vorzuschieben, die ihm nicht angehören, um die Verantwortlichkeit seiner Verbrechen von sich abzulenken. Auch ist es nicht wohl glaublich, daß die klugen Jesuiten den Dates zum Mitwisser ihrer Geheimnisse gemacht. Selbst daß Dates Katholik war, kann den Einwurf nicht beseitigen. Zuletzt ist der Umstand, daß die Jesuiten die Feuersbrunst in London nur angelegt, um Beute zu machen, gleich sehr unwahrscheinlich.

Dagegen würde man wieder zu weit gehen, wenn man die ganze Existenz des Komplottes ableugnen wollte. Offenbar hatte der Angeber Kenntniß davon, aber keine bestimmte, nur eine ganz allgemeine. Er ersann und übertrieb, um sich wichtig zu machen und verdächtigte sich dadurch selbst.

Während des Prozesses, den das Parlament nunmehr einleitete, und bei dem sich der König ziemlich zweideutig benahm, trat noch ein Anderer, ein gewisser Bedloc als Angeber auf. Auch er war auf Zureden der Jesuiten katholisch geworden. Seiner Angabe nach war der Sekretair des Herzogs von York der hauptsächlichste Beförderer der Verschwörung. Man hatte ihn in Douvai in das Geheimniß eingeweiht und viele Male das Abendmahl darauf gegeben, sodann

aber mit Aufträgen an den Jesuiten Harkort nach London geschickt. Die Jesuiten Walsh, le Phaire, Peitchard und Lewis entdeckten ihm die Namen der Chefs, welche die Revolutionsarmee befehligen sollten; sie theilten ihm mit, was für Truppen und wo sie angeworben worden, und daß in London sich 30,000 Mann einfinden würden; 10,000 Mann erwartete man aus Flandern und 20- bis 30,000 Mönche sollten aus Spanien eintreffen. Endlich bezeichnete er le Phaire als Denjenigen, der ihm das Abendmahl auf sein Gelübde der Verschwiegenheit gereicht und versicherte, daß man der Angabe der genannten Jesuiten nach übereingekommen, das Gefängniß anzuzünden, falls einer der Mitgeschwornen, zu denen alle achtbaren Katholiken Englands gehörten, verrathen und gefangen werden sollte.

Man kann dem Bedloc so ziemlich dieselben Zweifel entgegen halten, wie dem Oates. Nichtsdestoweniger ist es erwiesen, daß der Sekretair Colemann sofort alle seine Schriften bis auf die in einem Tischkasten befindlichen in Sicherheit gebracht. Die letztern vergaß er. Sie fielen dem Parlamente in die Hände.

Aus diesen Papieren ging hervor, daß der König und sein Bruder York von Frankreich in politischem

und kirchlichem Interesse erkauft waren. Ludwig XIV., der überdies die Revolutionäre dieses Nachbarreichs wegen ihrer republikanischen Ideen haßte, schien sich eben so sehr zur Aufgabe gemacht zu haben, die Neugläubigen Englands in den Schoos der Alleinseligmachenden zurückzuführen, wie die seiner eignen Lande. Außerdem bewiesen jene Dokumente, wenn auch nicht eine Verschwörung zur Ermordung des Königs, wohl aber zum Umsturze der Grundgesetze und zur gänzlichen Ausrottung der Ketzer. „Unser glückliche Fortgang in diesen Stücken," schrieb Colemann u. A., „wird der protestantischen Religion den allerfürchterlichsten Stoß versetzen, den sie jemals seit ihrem Entstehen erhalten hat." Welche „Stücke" konnten das aber anders sein? Ja man könnte sich sogar für berechtigt halten, auf eine Unternehmung gegen den König selbst zu schließen, da er den Jesuiten lange nicht so zu Willen war, wie York und z. B. es nicht einmal wagte, sein katholisches Bekenntniß öffentlich kund zu machen, geschweige daß er hätte der Religion, der er wenigstens dem Scheine nach anzuhängen sich gezwungen fühlte, hätte den Todesstoß versetzen sollen. „Wir haben," sagt Colemann in einem andern Briefe, „ein sehr großes Werk unter den Händen, welches nichts weniger als die Bekehrung dreier König-

reiche und vielleicht auch durch dieses Mittel den gänzlichen Untergang der ansteckenden Ketzerei betrifft..." „Es ist unstreitig," fügt er weiter unten hinzu, „daß der König viele Neigung zum Herzoge und gegen die Katholiken hat und daß er sich von Herzen gerne und auf eine unauflösliche Art mit ihnen vereinigen würde, wenn er nicht einigen Nachtheil aus dieser Vereinigung besorgen müßte. Er wird aber nichts mehr zu befürchten haben, wenn er finden wird, daß der Vortheil und folglich auch das Ansehen der Katholiken den Vortheilen und dem Ansehen der Widersacher so sehr überlegen ist, daß diese weder Gewalt noch Muth haben, ihnen zu widerstehen. Und dies wird der König in kurzer Zeit sehen, wenn wir ihn nur werden bewegen können, „„zwei oder drei Dinge zu thun"" und ich weiß ganz gewiß, daß ihn das Geld unstreitig dazu bewegen wird. „„Denn für Geld thut er Alles, wenn es gleich zu seinem Schaden gereichen sollte."

Diese Briefe waren an la Chaise gerichtet. Sie lassen keinen Zweifel über den Bestand einer Verschwörung.

Das Parlament fiel über seine Feinde mit der Wuth eines Löwen her, welcher seinen Verfolger in die Gewalt bekommen hat. Es verurtheilte alle Angeschuldigten, unter diesen auch eine Anzahl Jesuiten,

zum Tode und setzte dessen ungeachtet die Untersuchung gegen alle Diejenigen fort, auf welche nur im Entferntesten ein Verdacht fiel. Richtete es gerecht? Parteien richten sich niemals gerecht. Die eine sucht nur die andere zu verderben, sei es auf diesem oder jenem Wege. Oft sollte man aber vielleicht nach der Klugheit fragen, da nach der Lehre der Jesuiten der Untergang eines Einzelnen zuweilen von der Erhaltung der Gesammtheit geboten werden kann. Und diese Frage darf man vielleicht bejahen, denn sicher hat das unbarmherzige Auftreten des Parlaments von der Ausführung der verderblichen Umsturzpläne abgehalten.

Drei Jahre später ward eine neue Verschwörung entdeckt, in der Geschichte die Rye=House=Verschwörung genannt. Diese hatte einen rein politischen Zweck: sie wollten die Nationalfreiheiten retten. An ihrer Spitze stand der königliche Sohn Monmouth, ihre Theilnehmer waren Edelleute des ersten Ranges. Sie verunglückte und die Verschwornen büßten mit Ausnahme des Prinzen ihr kühnes Unternehmen mit dem Leben.

So ward es dem nichtswürdigen König vergönnt, ungestraft die Früchte seiner Abscheulichkeit zu genießen. Er starb im Jahre 1685 als Katholik, was sein Bruder York, der als Jakob II. nach ihm den Thron bestieg, sofort mit großem Triumphe offiziell verkündigte.

UNIVERSITY OF CHICAGO
44 893 696

BX 3706 .J9	Julius Die Jesuiten
v.2	695332

Volum

lume 3

Hist.

The University of Chicago
Libraries

120.

1 Bild.

H. Franç
B
Bünsdorf
d 20 Octbr 16



General Roothaan.

Die Jesuiten.

Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Entwickelung, Verfassung und Wirksamkeit

der

Gesellschaft Jesu.

Von

G. Julius.

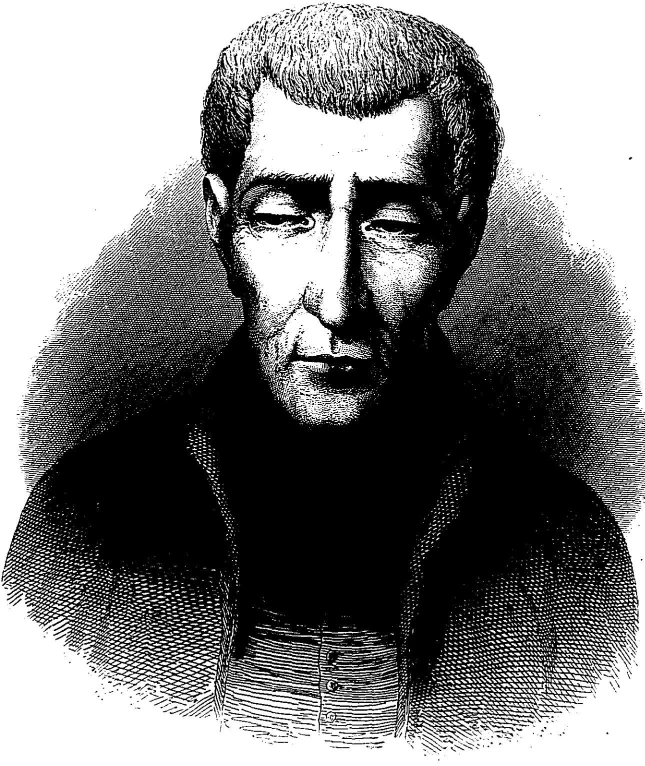
Mit Stahlstichen.

Dritter Band.

Leipzig,

Julius Meißner.

1854.



General Roothaan.

Die Jesuiten.

Geschichte der Gründung, Ausbreitung und Entwickelung, Verfassung und Wirksamkeit

der

Gesellschaft Jesu.

Von

G. Julius.

Mit Stahlstichen.

Dritter Band.

Leipzig,

Julius Meißner.

1854.

BX 3706
.J9

695333

Inhalt des dritten Bandes.

Zwölfter bis vierzehnter General des Ordens. Karl von Noyelle 1682—97. Thyrsis Gonzalez 1697—1706. Marie Angelius Tamburini 1706—30*)

Ueber die Regierung dieser Generäle haben wir nur wenig vorauszuschicken. Der Orden blühte in Frankreich, in Deutschland, in Spanien, in Portugal, in England, in Ungarn, in Polen, selbst in Asien und Afrika — nur Schweden, Dänemark und die Niederlande, also die Reiche der Altgermanen, waren ihnen unzugänglich, zu denen bald auch England kam.

---

*) Noyelle war ein Belgier, Gonzalez ein Spanier und Tamburini ein Italiener.

Tamburini aber sah seinen Verfall in ganz Europa, sowie er seine Blüthe gesehen. Die Flammen des Menschengeistes fraßen um seinen Thron und als er starb, konnte er seinem Nachfolger sagen, daß der Brand, wenn er auch Jahrhunderte brennen sollte, dennoch unauslöschlich sein werde.

England. Jakob II. Sturz.

Die ganze große Kette von Jahren, welche hinter uns liegen, hat nicht einen einzigen Monarchen aufzuweisen, den nicht der Wahn beherrscht hätte, daß sich der Geist und die Kraft eines Volkes auf die Dauer unterdrücken lasse. Dieser Wahn ist ewig der Grundgedanke der Tyrannen gewesen, der weltlichen wie der geistlichen. Denn wer an die Unbesieglichkeit des dem Geiste inwohnenden Lichtes und des sich aus demselben erzeugenden Kraftbewußtseins glaubt, der kann zwar frevelnd mit dem Volke spielen, allein er wird es stets mit jener schurkenhaften Feigheit thun, mit welcher der Diener den schlummernden Herrn bestiehlt.

Die Vergangenheit hat eine große Anzahl von Herrschern aufzuweisen, welche durch jenen Wahn

Schiffbruch gelitten. Die Einen, welche stolz und höhnend, ihren Fuß auf den Nacken des Volkes setzend und triumphirend sein erhabenes Gesicht in den Staub der Erniedrigung traten, konnten ihn oft nicht schnell genug zurückziehen, um in der armseligsten Vermummung ein Reich zu verlassen, in dem sie sich für das einzige willensberechtigte Wesen hielten. Die Anderen, deren hartes Herz selbst knieendes Flehen der Unglücklichen nicht erweichte, neigten zuletzt demüthig ihr Haupt vor dem Verachtetsten des Volkes, der ihnen das Leben raubte.

Aber es scheint, daß die Fürsten so wenig wie die Völker aus der Geschichte lernen.

Karl I. hatte auf dem Blutgerüste geendet. Und doch betraten seine beiden Söhne dieselbe Bahn. Karl II. führte sein Glücksstern noch zeitig genug ins Grab, um ihn der Bestrafung für seine Sünden zu entziehen und Jakob II. mußte zuletzt dem Himmel danken, daß er ihm den Weg abseiten des Schaffottes gezeigt.

Es gibt in dem zivilisirten Europa heute nur zwei oder drei Monarchen, die nicht schon einmal vor dem Volke geflohen, keinen vielleicht, der nicht schon vor demselben gezittert. Aber ich frage jeden Parteilosen, ob ihre Handlungen eine Spur von jenen Erfahrungen an sich tragen.

Hume und verschiedene andere Geschichtsschreiber versichern, daß Jakob II. ein Segen für sein Jahrhundert gewesen sein würde, wenn er kein religiöser Fanatiker gewesen. Man rühmt ihn als aufrichtigen Freund, als treuen, ehrenhaften Bundesgenossen und preist seine Beharrlichkeit in seinen Entschließungen. Das ist wahrlich ein vielsagendes Geständniß. Der höchste Grad von Begeisterung für seine Religion hätte also diesen Monarchen zum Ungeheuer gemacht, und er hätte sonach nur dann wahrhaft Mensch sein können, wenn er entweder weniger für seinen Glauben begeistert gewesen wäre oder wenn er keine Religion gehabt hätte, die ihn in solchem Grade begeistern konnte. Jene Geschichtsschreiber scheinen indessen in diesem Punkte wenig glaubhaft. Ein Monarch, der wie Jakob II. zum Wahlspruch die Worte führt: „oderint dum metuant" (mögen sie mich immer hassen, wenn sie mich nur fürchten) ist keines edlen Gedankens fähig und keines Mitleides würdig. Er verdient die ganze Verachtung fühlender Herzen.

Der neue König begann, wie wir schon berichtet haben, sein Regiment mit einer sonderbaren Vorrede durch die Bekanntmachung, daß sein Bruder auf dem Todtenbette das Sakrament nach dem katholischen Ritus genommen. Das konnte in der That wenig Wunder

nehmen, denn die Neigung Karl's IV. für die Katholiken mußte unfehlbar auf diesem Punkte auslaufen. Aber der Skandal ward dadurch noch größer, daß man den Besuchern des Residenzschlosses die Kapelle zeigte, in welcher der König heimlich den katholischen Gottesdienst gefeiert, während er doch dem Parlament wiederholt versichert hatte, daß er ein guter Protestant sei und dies durch den Genuß der protestantischen Sakramente zu beweisen suchte. Sein Andenken wurde also ein Fluch im Herzen der Nation, der weniger den Katholiken als den Lügner und den Heuchler traf, und dieser Fluch nagte auch an dem Throne des überlebenden Bruders. Denn der Heiligenschein, welchen eine altehrwürdige Institution, wie das Königthum, in den Augen eines gedankenlosen Volkes um das Haupt des Herrschers wirft, schwindet mit demselben Augenblicke, wo es entdeckt, daß diese Institution ihren Glanz auch denen leiht, welche von ihm als ein Auswurf der Gesellschaft betrachtet werden.

Die Fortschritte, welche sich an diese Kundmachung knüpfte, waren ganz derselben würdig. Während Jakob II. einer Seits eine seinen Wirken gehorchende Jury einsetzte, welche die Untersuchung in Folge der Oatesschen Angeberei mit Freisprechung der Katholiken und mit Verurtheilung des Oates zu lebensläng-

licher Kerkerstrafe endigte, vernichtete er auf der anderen alle seine Gegner. Wer gegen den Herzog von York gesprochen oder geschrieben, ja sogar wer nur im Verdachte stand, daß er gegen ihn könne gesprochen oder geschrieben haben, mußte mit seinem Leben büßen. Zuletzt aber war es schon hinreichend für einen einflußreichen Protestanten zu gelten, um von dem königlichen Bannstrahl zu Boden geschmettert zu werden.

In kurzer Zeit lag ganz England zitternd, wie ein armer Sünder, vor den Füßen des Königs. Keiner wagte mehr, seine Unzufriedenheit zu bezeigen, keiner wagte laut aufzuathmen aus Furcht, daß sein Seufzer zum Ankläger seines Kummers werden könne. Die Lage der Dinge hatte dem Könige eine furchtbare Alternative gestellt. Entweder — so soll er nach dem Zeugnisse der Jesuiten gesagt haben, — wolle er England bekehren, oder als Martyrer sterben. Er rang also mit seinem Volke um das Dasein! Aber um den Kampf noch furchtbarer zu machen, mußte ihn auch noch der Wunsch beleben, die Früchte seiner Saat selbst pflücken zu können, bevor er aus der Welt scheide. „Denn," antwortete er Denjenigen, welche seine Hast tadelten, „ich bin alt und muß daher große Schritte thun."

Selbst die Katholiken fürchteten die Rastlosigkeit des Königs. Sein 15,000 Mann starkes Heer bestand zum größten Theile aus Protestanten, die Flotte war von Protestanten bemannt, die Zahl der Katholiken im Lande selbst war verhältnißmäßig unbedeutend — wo waren also die Mittel, mit denen er den frei aufstrebenden Geist eines Volkes hätte bannen können?

Jakob ließ sich indessen nicht abschrecken. Er hatte die Jesuiten an seiner Seite, die auch mit geringen Mitteln riesige Erfolge zu erzielen wissen und deren Organisationstalent unübertrefflich ist. An sie hielt sich Jakob. Er ernannte seinen Beichtvater, den bekannten Jesuiten Eduard Petersen zum Vorstande des Staatsrathes und damit zugleich zum Leiter der innern und äußeren Politik. Es ist nicht zu leugnen, daß er damit viel gewann.

Nachdem den Staatsgesetzen zuwider — denn auch Jakob II. hatte bei seiner Thronbesteigung die Alleinberechtigung der bischöflichen Kirche aufrechtzuerhalten versprochen — der protestantische Hofgottesdienst durch den katholischen verdrängt worden war, wurden alle protestantischen Beamten entlassen und die Stellen und Würden am Hofe und in den Gerichten mit Katholiken besetzt. Die Statthalter sowie die Friedensrichter in den Provinzen traf dasselbe Schicksal. Dann rief

er ein Parlament zusammen, das aus Furcht keinen Widerspruch wagend, sich selbst gleichsam aufhob. Es erklärte alle Gesetze für Gesetze des Königs, die dieser vermöge seiner monarchischen Gewalt abzuändern oder aufzuheben berechtigt sein sollte. Somit verlor die Testakte, die Habeaskorpusakte, es verlor die ganze Verfassung des Staates ihren Haltpunkt, denn Jakob machte von der Erklärung des Parlaments den himmelschreiendsten Gebrauch.

Alle Verordnungen in Betreff der Katholiken wurden nun für nichtig erklärt, viele Katholiken wurden zu Pairs erhoben 2c., Maßregeln, die man als gerecht preisen müßte, wenn damit nicht zugleich eine Streben nach Bevorzugung der Katholiken verbunden gewesen und nebenher die Installation der Jesuiten gefolgt wäre. Denn für diese Duldung beanspruchen hieß für die Verschwörer den Schutz der Gesellschaft verlangen, auf deren Umsturz sie hinarbeiteten.

Es zeigte sich das auch sogleich. Neben den katholischen Kirchen entstanden Jesuitenkollegien und Pflanzschulen; vier Jesuiten wurden als Bischöfe geweiht und in kurzer Zeit war ganz England mit Mönchen, Nonnen und Missionären bedeckt.

Die Jesuiten erfreuten sich der erwünschtesten Fortschritte. Eine Menge von Leuten, welche ihr Glück

machen wollten, drängten sich herzu, ihren Glauben abzuschwören, Andere wurden durch Geldvertheilungen in die Messe gelockt und um dem Skandal eine gewisse Straflosigkeit zu sichern, untersagte man den protestantischen Predigern, das Benehmen der katholischen Proselytenmacher wie das katholische Bekenntniß überhaupt zu kritisiren.

Dieses Verbot hatte freilich gerade die entgegengesetzte Wirkung. Die Theologen Patrick und Tillotson, sowie eine Menge Andere schrieben mit scharfer Feder gegen das Unwesen. Nur fehlte ihrer Sache der wahre Kern, da sie, so sehr wie die Katholiken, auf dem einseitigen Standpunkte der alleinigen Rechthaberei, d. h. der Intoleranz standen.

Solche Kühnheit konnte nicht ohne Antwort bleiben. Der König, oder vielmehr der jesuitische Staatsrath setzte ein Gericht ein, welches sich mit der Besorgung der auf die Culten bezüglichen Angelegenheiten zu beschäftigen hatte. Dieses Gericht, welches aus erklärten und heimlichen Katholiken bestand, war seiner ganzen Willkür überlassen. Kein Gesetz war die Richtschnur seiner Erkenntnisse. Es hatte alle Mißbräuche, welche sich durch bestehende Staatsvorschriften, in den Gottesdienst eingeschlichen, zu beseitigen, alle Beleidigungen, Versehen und Irrthümer zu bestrafen, jeder Geist-

liche mußte vor ihm erscheinen und konnte mit Entziehung der Amtsbefugnisse, selbst mit dem Bann bestraft werden; auch die Grundsatzungen, Regeln und Patentbriefe der Hochschulen, Kollegien und religiösen Körperschaften konnten von ihm verändert und aufgehoben werden. Es war also ein vollständig geistliches Gericht und wenn es den Namen der Inquisition nicht führte, so machte es sich wenigstens dessen würdig.

Manchen mag es vielleicht unglaublich scheinen, wenn wir die Einzelheiten mittheilen, welche die Ergebenheit des sonst so stolzen und hochfahrenden Königs für die Jesuiten charakterisiren. Wir schöpfen sie indeß aus einer unverdächtigen Quelle, nämlich aus dem Briefe eines Jesuiten in Lüttich an einen seiner Genossen in dem schweizerischen Freiburg. Er ist vom 2. Februar 1687 datirt.

„Die große Neigung des Königs von England zu unserer Gesellschaft ist erstaunend“ schreibt der Jesuit. „Er wünschte unserem ganzen Kollegio durch unseren Provinzial ein vollkommenes Glück und empfahl sich auf das Eifrigste unserem Gebete. Als der Pater Johannes Keynes nach England zurückkam, empfing ihn der König sehr gnädig und redete viele Stunden lang sehr vertraut mit ihm, während sich die Herzöge und Grafen im Vorzimmer befan-

den und auf Audienz warten mußten. Er fragte, wie viele Kandidaten und Schüler wir hätten und als ihm der Pater Provinzial antwortete, daß deren ungefähr fünfzig wären, erwiederte ihn der König, daß man zu den Verrichtungen, zu welchen er die Gesellschaft gebrauchen wolle, wohl zwei oder drei Male so viel haben müsse, und daß sie sich im Predigen wohl üben müßten. Denn (setzte er hinzu) England hat jetzt solche Leute sehr nöthig . . . Der König wollte niemals zugeben, daß sich der Pater Clare der Gewohnheit nach vor ihm auf die Kniee werfe oder ihm die Hand küsse. Er sagte zu ihm: Nein ehrwürdiger Pater, es ist wahr, Ihr habt mir zu anderen Zeiten die Hand geküßt; wenn ich aber damals Alles gewußt hätte, wie ich es jetzt weiß, daß Ihr ein Priester seid, so würde ich mich vor Euch auf die Kniee geworfen und Euch die Hand geküßt haben. Endlich nannte er sich einen Sohn der Gesellschaft und sagte, daß ihn unser Wohl ebensosehr wie sein eigenes erfreue. Man kann diejenige Erkenntlichkeit nicht lebhaft genug schildern, welche er bezeugte, als man ihm beibrachte, daß man ihn aller Verdienste der Gesellschaft theilhaftig gemacht habe."

So sehr lag der König in der Gewalt der Jesuiten. Es ist demnach kein Wunder, wenn ihre Hoff=

nungen reißend schnell der Verwirklichung zueilten. Der Kanzler der Universität Oxford war ein Katholik, der Bischof von Oxford begünstigte den Katholizismus und auf die Studenten wurde förmlich Jagd gemacht. In Lincoln, Norwich und York lehrten sie die freien Künste, in Worcester hatten sie eine Kapelle und in Wiggom sollten sie einige Häuser erhalten. Die Jesuiten Dormer und Bertun predigten vor der Königin, einer Prinzessin von Modena, Eduard Newill vor der Wittwe Karl's II., Alexander Keynes in der churpfälzischen Kapelle, und nahe am Schlosse Sommerset wurden mehrere Häuser gekauft, um ihnen ein Kolleg einzurichten.

In diesem Siegeslaufe blieb Jakob nicht ganz ungestört. Der Herzog Monmouth, sein Neffe, verband sich mit den Beherztesten, um seines Vaters Bruder zu entfernen. Allein seiner Sache lächelte nicht die Gunst des Glücks. Er ward geschlagen und — hingerichtet.

Indessen mehrten sich die Verlegenheiten. Der König Jakob hatte keinen Sohn und da seine älteste Tochter an den protestantischen Wilhelm III. von Oranien, Prinzstatthalter der freien Niederlande, verheirathet war, so mußte befürchtet werden, daß die Tochter das Werk wieder einreiße, welches der Vater unter so viel Mühen und Gefahren aufgebaut.

Doch auch in dieser Noth fand der König Rettung. Seine Frau ward, obgleich schon zwei und funfzig Jahre alt — der König zählte drei Jahre mehr — guter Hoffnung. Man verkündete diese Botschaft mit maaßlosem Jubel. — Aber das Volk schüttelte ungläubig den Kopf. — Man wollte es nicht für möglich halten, daß die Frau des englischen Alleinherrschers von Gott so sehr mit Gnaden überschüttet worden sei, wie es einst der Frau Abraham wiederfahren. Dazu kamen noch verschiedene andere Umstände, welche seine Zweifel vermehrten. Die Jesuiten sagten großprahlerisch voraus, daß die Königin ganz sicher von einem Prinzen werde entbunden werden und fügten hinzu, daß diese Schwangerschaft die Wirkung einer Verlobung der Königin zu dem Muttergottesbilde in Loretto sei. Anderer Seits wurde die Königin in demselben Grade, wie das Volk durch den Zustand derselben in Aufregung gerieth, gegen Diejenigen ihrer Umgebung unzugänglich, welche durch den Glauben von ihr verschieden waren. Zu diesen Personen gehörte u. a. die Prinzessin von Dänemark, ihre eigene Tochter. Sie gestattete dieser Neugierigen, welche ihr geradezu sagte, was man im Volke von ihrer Schwangerschaft denke, nicht, sie zu berühren. Ueberhaupt war es am Hofe kein Geheimniß, wie sehr sich das Volk

mit den Hoffnungen des Hofes beschäftigte und wie ungünstig es urtheilte. Fast alle öffentlichen Blätter, welche diese „interessante" Frage behandelten, wurden der Königin vorgelegt.

Es ist begreiflich, daß diese in Entrüstung gerieth. „Solche Leute," rief sie aus, „welche sie eines so schändlichen Vorhabens — einen Thronerben unterzuschieben — fähig hielten, wären nicht werth, sie eines Andern zu überzeugen." Unglücklicher Weise waren aber diese Leute die Mehrheit des Volkes und auch jenseits des Meeres wohnten noch zwei gewichtige Personen, welche die Zahl der Zweifler vermehrten: das Oranien'sche Ehepaar.

Somit ward Alles unterlassen, was den Verdacht eines absichtlichen Betruges vom königlichen Hause entfernen konnte.

Endlich kam der Tag der Entbindung heran. Sie fand gerade zu einer Zeit statt, wo alle protestantischen Kammerfrauen in der Kirche waren. Die Prinzessin von Dänemark war unter einem nichtigen Vorwande vom Hofe entfernt worden. Das Bett der Königin wurde sorgfältig verschlossen gehalten, und der König stand mit den Höflingen weit genug von demselben entfernt, um nicht wahrzunehmen, was hinter den Gardinen vorging. Nach einer Weile stieß die Königin

einen Schrei aus, und sofort rief die Hebamme, daß dieselbe entbunden sei. Aber man hörte keine Klage des Neugebornen, auch ward es dies Mal nicht für nöthig gehalten, den umstehenden Kavalieren den jungen Weltbürger zu zeigen, was doch sonst stets geschehen war. Der Accoucheur der Königin, welcher sie früher entbunden hatte, war bei dieser Entbindung nicht gerufen worden und als er ungerufen erschien, um den Andrang der Muttermilch zurückzuhalten, schickte man ihn mit der Bemerkung fort, daß man seiner und seiner Medicamente nicht bedürfe. „Ueberhaupt beobachtete man über Alles, was die Milch und die Reinigung der Wöchnerin betraf, ein äußerst geheimnißvolles Betragen.“ Als man endlich den Prinzen nach „zwei“ Tagen „einigen“ Herren zeigte, bewunderten sie den kräftigen Jungen, da alle seine ältern Geschwister bei ihrer Geburt sehr schwächlich gewesen waren. Mehrere Aerzte, welche den Thronerben sahen, hielten ihn für ein mehrere Wochen altes Kind.

Alle diese verschiedenen Thatsachen bestärkten die Zweifler in ihrer Meinung, obwohl sie an und für sich nicht hinreichen konnten, den Betrug zu einer bewiesenen Thatsache zu machen. Wie es aber immer zu geschehen pflegt, daß man den für schuldig hält, welcher es verschmäht, sich gegen Diejenigen zu rechtfer-

tigen, denen ein Urtheil über die Schuld oder Nichtschuld zusteht, so erging es auch dem Könige und seiner Ehegenossin. Man hielt die ganze Geschichte für eine Intrigue der Jesuiten, und den Prinzen für ein Kind, das von den Mönchen in einem Nonnenkloster erzeugt war.

Jetzt, nachdem die Prophezeihung der Jesuiten sich erfüllt, wurde England und Holland mit einer Masse Gelegenheitsschriften überfluthet, denn die Hoffnung des gedrückten Volkes in England auf Errettung durch die Nachfolgerin der Statthalterin der Niederlande auf dem Throne war allem Anscheine nach vereitelt und die Niederlande selbst, die nach dem englischen Schutze strebten, um der Eroberungssucht Ludwig XIV. zu entgehen, theilten seine Erbitterung.

Gleichwohl fuhr der König fort, sich mit Hülfe seines Beichtvaters Petersen zum absoluten Machthaber zu erheben. Da dem Reiche ein männlicher Erbe gegeben war, kannte man keine Grenze für die Willkür mehr. Die gesetzlichen Freiheiten des Volkes wurden der Fußschemmel eines launenhaften Tyrannen und eines scheinheiligen Priesters. Man hatte also erreicht, was man wollte: das Volk fürchtete, mochte es immerhin hassen.

Die Nationen sind zuweilen in der furchtbaren

Lage der Wanderer in den Wüsten. Die Freiheit ist ihr Lebensquell. Aber so wie jene Wanderer oft vor Durst dem Tode nahe und von der Verzweiflung zu Boden gestreckt noch das Gesprudel einer Quelle entdecken, die ihnen neue Kräfte und neues Dasein spendet, so finden auch die Völker, obgleich häufig erst nach langem Harren, eine Quelle, aus der ihnen der Strahl der Rettung entgegen rauscht.

Mitten in den stillen Nächten, welche sich über zahllose Unglückliche herabsenkten, ohne ihnen Trost und Ruhe zu bringen, begannen sich die Edlen des Volkes zu versammeln, um das Vaterland von der schreckenvollen Despotie Jakob's III. zu befreien. Dieser Gedanke ließ alle Parteileidenschaften, selbst den Privathaß ließ er verstummen und es fanden sich Tory's und Wigh's festen Sinnes gegenüber, sich dem Rechte zu opfern, wenn es nicht durch einen Sieg zu gewinnen sein sollte. Klugheit, welche die Schule so schrecklicher Erfahrungen gelehrt, leitete ihre Schritte, Mäßigung, welche die Größe des Gewinnes und Verlustes abzuwägen weiß, zeichnete ihre Plane und eine unverbrüchliche Verschwiegenheit gab dem Vereine die Würde, welche der Moment verleiht, in dem man die Würfel um Tod oder Leben wirft.

Die Verschwornen wendeten sich an Wilhelm

III. von Oranien, Jakob's Schwiegersohn. Er, der die Niederlande gegen die Habgier Frankreichs erfolgreich vertheidigt, und von dem man außer seiner Liebe zur Gerechtigkeit auch seine Begierde nach Größe und Ruhm kannte, wurde als Erretter angerufen, und Wilhelm zögerte nicht, der Aufforderung zu folgen.

Am 5. November 1688 landete er mit einer ansehnlichen Flotte an Englands Küste. Voraus schickte er eine Proklamation, in der er die Ungerechtigkeiten seines Schwiegervaters aufzählte und sich als den Freund des Volkes ankündigte, der ihm seine entrissenen Freiheiten wiederbringe.

Jakob II. zitterte — er zitterte vielleicht zum ersten Male. Umsonst suchte er jetzt die Gunst des Volkes zu erlangen, nach der er nie gestrebt, die er stets verachtet. Bebend unterzeichnete er den Widerruf aller seiner abscheulichen Gewaltsakte. Aber das Volk konnte einem Menschen nicht vergeben, der das Recht in dem Augenblicke zu üben begann, wo ihn die Gefahr bedrohte. Jubelnd begrüßte es den Holländer; der Adel, das Heer, die Männer, welche er aus dem Staube zu den höchsten Würden erhoben und die er mit Reichthümern überhäuft, ja sogar seine Kinder und unter diesen seine geliebteste Tochter, die Prinzessin von Dänemark, verließen den König und gingen zu dem

Manne über, der als Eroberer menschlicher war als der alte Monarch als Regent des Friedens.

Wo waren jetzt die Jesuiten? Wo waren die Räthe, die ihn in diesen Abgrund gestürzt? Sie waren entflohen, unter ihnen der Beichtvater zuerst. Von Allen verlassen, floh jetzt auch der König, aber das Volk ereilte ihn und schrie nach Gerechtigkeit. Ein Glück für den alten Sünder, daß ihn das Schicksal durch den Arm des Mannes seiner Tochter geschlagen. Denn man ließ ihm Gelegenheit zu einer zweiten Flucht, um ihm nicht von Rechtswegen das Haupt auf den Henkerblock legen lassen zu müssen. Verwünscht und verflucht verließ er das Land, das noch nach einem Jahrhunderte an den Wunden blutete, welche er und seine Jesuiten ihm geschlagen und in einem elenden Boote erreichte er mit Schimpf und Schande bedeckt die französische Erde, wo die Großmuth seines gleichgesinnten Freundes, Louis XIV., dessen Siegeslauf er begünstigt und dessen wahnsinniges Wüthen gegen sein Volk er getheilt, mit Freuden aufnahm.

Die Parlamente Englands und Schottlands erklärten den „geflohenen" König des Rechtes auf die Krone wegen Verletzung der Reichsverfassung für verlustig und riefen Wilhelm III. zum König aus. Unter seiner Regierung, obwohl auch sie nicht frei von dem

Streben war, den Thron von den Parlamenten zu emanzipiren, befestigte sich gleichwohl die Freiheit und das Recht. Die Politik Englands ward auf einmal eine für Frankreich feindliche und verhinderte durch einen neunjährigen Krieg, den das Inselreich in Verbindung mit Oestreich, Baiern und Sachsen gegen Louis XIV. führte, dessen ehrgeizige Pläne, während Englands Uebergewicht zur See auf immer begründet wurde. Verschiedene Versuche, Wilhelm vom Throne zu stoßen, andere, ihn seines Lebens zu berauben, mißglückten. Aber leider ward der Umstand, daß Louis XIV. aus Haß gegen den Oranier nach Jakob II. Tod den Bastard Eduard als König von England — dem freilich nichts weniger als das Land zu diesem Titel fehlte — anerkannte, die Veranlassung zu einem neuen Kriege. Indessen vermochte keine Macht der Erde das gestürzte Haus der Stuarts wieder empor zu heben. Seine Rechte hatten sich in dem Prinzipe des Jesuitismus verkörpert und Prinzipien, welche die Vernunft und die Erfahrung zugleich gerichtet, sind nie wieder ins Leben zu rufen.

17/V 09.

Frankreich. Neuer Krieg gegen den Jansenismus. Tod Louis XIV.

Nachdem der königliche Beichtvater la Chaise verstorben war, folgte ihm der Pater le Tellier in diesem Amte. Er war ein Jesuit vom besten Schrot und Korn. Er hatte sich zum Vertheidiger der heidnischen Gebräuche gemacht, in welche sein Orden den christlichen Gottesdienst in Ostindien hüllte und bei dieser Gelegenheit die Martyrerkrone verdient, denn sein Werk war gewürdigt worden, in Rom vom Papste und in Paris vom Parlamente verdammt zu werden. Le Tellier stand also auf der niedrigsten Stufe der sittlichen Bildung und war der Inschutznahme auch noch größern Unsinnes fähig. Man würde sich indessen sehr irren, wenn man dem Jesuiten diese Thorheiten für ein Erzeugniß der Dummheit anrechnen wollte. Er war der

ausgefeimteste Kopf, den es geben konnte, und wenn er sich in der angegebenen Art bei jenen Händeln betheiligte, so hatte dies einzig darin seinen Grund, daß er den Zweck seines Ordens in seiner ganzen Tiefe erfaßte. Mit seiner List verband er die Verstellungskunst eines erfahrenen Höflings, eine unermüdliche Arbeitsamkeit und die Ausdauer eines zähen Charakters. Und ob er gleich nie in seinem Busen eine Regung der Liebe und Freundschaft gefühlt, so war er doch all der entgegengesetzten Leidenschaften fähig, denn er haßte mit Selbstaufopferung und freute sich nur dann, wenn er sich rächte. „Er hatte in allen Theilen der Welt Spione im Sold. In Paris ließ er durch arme Schüler, denen er nachher Pfründen verschaffte, alle Geheimnisse erforschen. Dabei war er sehr mißtrauisch und zurückhaltend. Er arbeitete unter der Erde und sah seine Spione nie anders als mit nachlässigen Blicken und in einer gewissen Entfernung an. Aus den Nachrichten, die er aus allen Orten her erhielt, machte er sich Tageregister. Er kam mit verschiedenen Personen in geheime Verbindung, ohne daß diese wußten, mit wem sie es zu thun hatten. Seine Geschäfte betrieb er auf so geheimnißvolle Weise, daß er ganz Frankreich in Unruhe versetzte, ohne daß man die Hand gewahr wurde, welche so erschütternde Bewegungen hervorbrachte."

Alle edlen Geister zitterten, als sie die Ernennung le Tellier's zum Gewissenslenker des Königs erfuhren. Der Philosoph Fontanelle rief aus, als ihm diese Neuigkeit zukam: Die Jansenisten haben gelebt. Und er sprach wahr, denn le Tellier trat sein Amt mit dem ausgesprochenen Vorsatze an: den Jansenisten den Kelch der Indignation seiner Gesellschaft bis auf den Grund leeren zu lassen. Aber nicht nur die Jansenisten erbleichten bei seiner Erscheinung, sondern auch seine eigenen Ordensgenossen. „Dieser hitzige, unbeugsame Mensch ward sogar von seinen Mitbrüdern gehaßt, welche er mit eiserner Ruthe regierte," sagt d'Alembert.

Le Tellier's erste Handlung war eine glänzende Genugthuung, die er seinem Orden verschaffte. Die berühmten Feinde desselben, Pascal, Arnauld rc. hatten sich in ein Haus neben dem Kloster Port=Royal des Champs zurückgezogen. Das Kloster selbst ward gleichsam der Zentralpunkt der Jansenisten, wenn man die aufgeklärten Bewohner desselben so nennen will. Eines Tages erschienen die Truppen des Königs. Die Nonnen und die Jansenisten wurden fortgeschleppt, das Haus der Jansenisten und das Kloster der Erde gleich gemacht; selbst die Asche der Todten gräbt man in wilder Wuth aus, um sie auf ungeweihte Erde

zu werfen. Frankreich entsetzte sich — aber die Jesuiten hatten sich gerächt. Als etwa 70 Jahre später der Orden aufgehoben ward, rief ein Jesuit aus: Es sind die Steine des Port=Royal, die auf unser Haupt fallen!

Wir haben oben erzählt, daß das Werk le Tellier's über die religiösen Gebräuche seines Ordens in Ostindien in Paris verdammt wurde. An dieser Verdammung scheint der Kardinalerzbischof von Paris, Louis Antoin de Noailles, wenigstens durch ein absprechendes Gutachten Antheil gehabt zu haben. Le Tellier wenigstens hielt ihn für den Urheber des Richterspruchs. Dieser Umstand hätte allein hingereicht, dem Noailles den unversöhnlichen Haß des neuen königlichen Beichtiges zuzuziehen. Aber es kamen auch noch andere Umstände hinzu. Noailles war ein heller Kopf und fühlte seinen eignen Werth. Darum hatte er die Gesellschaft Jesu nie geachtet, noch sich um deren Gunst beworben. Sein Emporsteigen auf der Stufenleiter der kirchlichen Würden verdankte er den Verdiensten seines Vaters und dem Ruhme seiner eigenen Frömmigkeit. Der König hatte ihn zu so hohen Aemtern aus freier Entschließung und ohne Beirath seines Beichtvaters befördert. Also war auch die Gesinnung des Noailles und die Art und Weise

seiner Berufung als Metropolit von Paris in den Augen le Tellier's ein Verbrechen, dessen Bestrafung er mit schrecklicher Beharrlichkeit und durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel verfolgte. Es fand sich dazu bald eine Gelegenheit.

Noailles führte in seinem Sprengel das neue Testament mit den Anmerkungen Quesnels ein. Innocenz XII. hatte das Buch der katholischen Lehre gemäß gefunden, die Sorbonne ein ganz damit übereinstimmendes Urtheil über dasselbe abgegeben und mehrere Bischöfe hatten es bereits vor dem Noailles ihren Kirchkindern empfohlen, denn das Buch wurde schon seit zwanzig Jahren von den Katholiken eifrig gelesen. Noailles konnte also unmöglich glauben, sich durch dessen Einführung einer ketzerischen Handlung schuldig zu machen. Allein zu jener Zeit konnte man in Frankreich sagen: die Menschen denken und die Jesuiten lenken. Die letzten Lebensjahre des Königs führten die Jesuiten auf den Gipfelpunkt ihrer Macht in Frankreich.

Noailles ward von einer Masse Schmähschriften begeifert, welche in den Niederlanden gedruckt und Ballen Weise nach Frankreich geführt wurden, um hier vertheilt zu werden. Gleichzeitig erwirkten die Jesuiten bei der römischen Inquisition ein Verdammungsurtheil gegen das Werk, weil es angeblich jansenische Lehren

enthielt. Der bereits 70 Jahre alte Quesnel, welchen natürlich als Herausgeber des Werkes gleiche Verfolgungen trafen, wurde in die bischöflichen Gefängnisse zu Brüssel geworfen und mit furchtbarer Härte behandelt. Zuletzt floh er in die freien Niederlande und arbeitete hier zum Aerger der Jesuiten mit Erfolg an der Errichtung einer jansenistischen Kirche und an der Zerstörung des Kredits, dessen sich dort noch hie und da die Jünger Loyola's unter den Katholiken erfreuten.

Gegen Noailles mußte man indessen etwas behutsamer auftreten, da er beim Könige in hoher Gunst stand. Deswegen agirten die Jesuiten durch seine Untergebenen. Der Bischof von Apt erließ einen Hirtenbrief gegen das Quesnel'sche Testament. Hinterher gestand er öffentlich, daß er das Buch gar nicht gelesen habe. Der Hirtenbrief war von den Jesuiten verfaßt und von dem Bischofe nur unterschrieben worden. So sehr die Jesuiten ein solches Geständniß verächtlich machte, fuhren sie doch auf dem betretenen Wege fort. Einige Jahre später erließen die Bischöfe von Luçon, Rochelle und Gap ähnliche Hirtenbriefe, in denen sie behaupteten, daß das angefochtene Werk neben einer Menge gottloser Sätze ein Gift enthalte, das die Seelen der Gläubigen tödte und daß sich fast

in jeder Zeile ein Irrthum der jansenistischen Sekte nachweisen lasse.

Solches Benehmen seiner Untergebenen riß endlich den Kardinalerzbischof aus seiner Ruhe, mit der er bisher die Angriffe seiner Feinde zurückgewiesen hatte. Er erließ jetzt auch seiner Seits einen Hirtenbrief, wodurch er jene der ihm untergeordneten Bischöfe verdammte. Damit waren die Rebellen so ziemlich zum Schweigen gebracht.

Aber die Pfeile le Tellier's waren noch nicht verschossen. Er suchte alle Bischöfe des Königreichs dahin zu vermögen, sich beim Könige über ihren Oberen zu beschweren und sandte ihnen zu diesem Zwecke die Formulare zu. Wäre dieser Streich gelungen, so war der Sieg ohne Zweifel auf seiner Seite, denn so vielen gelehrten Männern gegenüber mußten beim Könige alle Zweifel an der Schuldlosigkeit des Noailles schwinden. Ueberdies hatte sich die Furcht vor dem Jansenismus des Königs in solchem Maaße bemeistert, daß er in ihm ein Wiederaufwachen des Kalvinismus unter einer neuen Gestalt sah.

Unglücklicherweise fiel eines jener Formulare in die Hände des Kardinalerzbischofs, als schon mehr als dreißig solcher Documente unterschrieben an le Tellier zurückgekommen waren, die dieser sich anschickte, dem Könige

vorzulegen. Es war von dem Jesuiten Bochard, dessen sich le Tellier als Sekretair bediente, an seinen Onkel, den Bischof von Clermont gerichtet. Noailles bedachte sich nicht lange, von diesem Papier zur Rettung seiner Unschuld Gebrauch zu machen. Er übersandte es mit einem rührenden Schreiben an den König. Wie demselben einst die unglücklichen Bretagner sagten: Sire! die Jesuiten können selbst keinen katholischen König leiden, der nicht wenigstens seine eigenen Unterthanen verfolgt und sein Königreich mit der Flamme der Zwietracht verheert, so schrieb Noailles: Sire! wer noch Muth hat, die Freiheit und Heiligkeit seiner bischöflichen Würde zu behaupten, den verfolgen sie. Weiter unten setzte er hinzu: Sollen die Bischöfe, denen es aus göttlichem Rechte zusteht, über Religionssachen zu entscheiden, sich so weit gebracht sehen, daß sie nichts anders mehr zu verfügen hätten als Hirtenbriefe zu unterschreiben, die in den Fabriken der Jesuiten ausgearbeitet und ihnen zur Unterschrift zugeschickt werden. . . . . . Was wird aus der französischen Kirche werden, wenn die Jesuiten fortfahren, ihren Kredit zur Entzweiung und Unterdrückung des Episkopats zu verwenden und als königliche Almoseniers und Pfründenvertheiler durch grobe Bestechung die Tugend zu verscheuchen und das Laster frech zu machen?

Mit den letzten Worten berührt Noailles das ganze Geheimniß des Jansenismus. Erwachsen auf dem Felde theologischer Doktrinen, erzogen und erstarkt durch den Privathaß, mußte er den Jesuiten bald dazu dienen, die „gallikanische Kirche zu untergraben, die nicht geduldet werden konnte, wenn die Wege ihrer Politik und die Louis XIV. dieselben sein sollten. Denn die s. g. gallikanische Kirche beruhte auf Grundsätzen, welche der päpstlichen Autorität mit Recht rebellisch erschienen, und welche, weil sie die Allmacht des heiligen Stuhles beschränkten, auch den Jesuiten ein Hinderniß waren, die in dessen Namen herrschten. Zwar daß der König das Recht besaß, die Würdenträger der Kirche in seinem Reiche zu ernennen und abzusetzen, Klöster zu gründen und aufzuheben 2c. war blos ein Verwaltungsprivilegium für die französische Kirche und mochte um so gefährlicher erscheinen, als die Könige selten gegen den Rath ihrer Beichtiger handelten. Aber das antikatholische Prinzip dieser Kirche, von welchem der Papst unter der Autorität der Kirchenversammlungen stand und nach welchem seine Entscheidungen in der Dogmatik für Frankreich nur dann Geltung hatten, wenn sie von einer National-Versammlung der Bischöfe geprüft und gut geheißen worden waren. — Dieses Prinzip war verderblich,

denn es lag darin eine Ableugnung der wirklichen Nachfolgerschaft Petri, der unbeschränkten Macht des Lösens und Bindens und der unbedingten Unfehlbarkeit für den Papst. Was nützte es den Jesuiten, wenn sie am päpstlichen Hofe oft mit nicht geringer Mühe ihren Willen durchgesetzt hatten, — sofern den Bischöfen die Befugniß zustand, die päpstlichen Bullen zu kritisiren und nach Umständen zurück zu weisen? Nicht ohne Grund strebten die Jesuiten überall darnach, die Regierungsgewalten in einem einzigen Willen zu konzentriren. Hier lag er offen dar. Ihre Macht war nur dann grenzenlos, wenn auch die des Papstes grenzenlos war.

Zu jenen Zeiten aber, von denen wir sprechen, gab es einen ganz eigenen Weg, Rechte zu gewinnen oder zu verlieren. Der „jüngste Besitz", so zu sagen, entschied und machte da, wo die Gewalt neben der Gerechtigkeit zu Gerichte saß, meist den Dieb zum rechtmäßigen Eigenthümer. Darum beeilten sich die Päpste, in Fällen, wo sie dem Herkommen nach eigentlich nicht entscheidungsberechtigt waren, ihre Richterbefugnisse in Anwendung zu bringen, und das Herkommen zu durchbrechen. Traten diese Fälle wieder ein, so beriefen sie sich, um ihre Rechte zu beweisen, auf den letzten Fall. Die jansenistischen Reibereien gaben dazu reichliche Veranlassung. Aber Louis XIV. kannte die

Politik der Päpste recht wohl. Denn als der Dauphin den spanischen Thron bestiegen, schrieb er an ihn: „Sie wissen, daß der Hof in Rom immer nur Vorwände und Gelegenheiten sucht, Etwas zu unternehmen, daß das, was er im Drange der Zeitumstände und in den Wechselfällen, wo man ihn schonen muß, erreicht, von ihm sofort als ein Recht betrachtet wird und daß dann, wenn ein König seine Rechte aufrecht erhalten will, die Streitigkeiten oft so lebhaft werden, daß sie viel gefährlichere Folgen haben, als jene, welche man zu der Zeit voraussehen konnte, wo man weniger streng auf seine Vorrechte sah." Dies schrieb der König allerdings später, wir haben aber bereits früher gesehen und werden gleich wieder sehen, daß er selbst weit entfernt war, diese Grundsätze jemals zu befolgen.

Als dem Könige und dem Kronprinzen der Beweis von den Intriguen le Tellier's durch Noailles vorgelegt wurde, erschraken sie vor der grenzenlosen Schlechtigkeit der Jesuiten. Es schien sich, aber freilich zu seinen Ungunsten, erfüllen zu wollen, was sich der Infame mit giftigem Herzen gelobt: Entweder müsse Noailles seine erzbischöfliche Würde — oder er seine Beichtvaterstelle verlieren.

Allein ein Jesuit weicht nicht so schnell von seinem Posten. Le Tellier wendete sich an den Bischof

von Meaux, der sich der königlichen Beischläferin von Maintenon, zu Füßen warf und sie um die Verwendung ihres Einflusses zur Versöhnung des Königs mit seinem Beichtiger bat. Wie hätte die fromme Buhlin, welche überdies den listigen le Tellier selbst am wenigsten entbehren konnte, — wie hätte sie unerweicht bleiben können bei dem knieenden Bitten eines Kirchenfürsten! Sie that, was sie konnte und bald ward der Gefallene mit der alten Gnade wieder überschüttet. Denn was war denn sein Verbrechen gewesen? Hatte ihn nicht allzugroßer Eifer für das Heil der Kirche, hatte ihn nicht gerechter Haß gegen ketzerische Grundsätze dazu getrieben — und am Ende, hatte er nicht etwa gar wohl gethan, den Noailles zu stürzen, den der allzu gewissenhafte König vielleicht mit Unrecht schätzte?

Dieser letztere Gedanke, mit dem der Beichtvater den König beunruhigte, machte Louis XIV. sehr viel Kummer. Er kannte den braven Noailles, denn dessen Leben und Wirken lag glanzvoll vor ihm. Aber seine Lehren konnten doch jansenistisch sein, d. h. nämlich kalvinistisch, denn Beides galt dem Könige gleich. Die Schale des Noailles sank also täglich mehr. Und dennoch ward der König in demselben Grade ängstlicher, und le Tellier fand endlich Widerstand. Da schlug der kluge Jesuit dem Könige vor,

sich doch zu Vermeidung aller Gewissensskrupel an den heiligen Vater selbst zu wenden, und dessen Entscheidung über das Quesnelsche Testament einzuholen. Der König willigte ein und le Tellier besorgte das Geschäft.

Der Papst Clemens XI. war gleich bei der Hand, dem Wunsche Louis XIV., denn so hatte ihm le Tellier die Sache vorgestellt, zu entsprechen. Es ward eine Congregation von jesuitisch gesinnten Theologen niedergesetzt, welche unter dem Vorsitze des Kardinals Fabroni das Quesnelsche Testament prüfte. Le Tellier überlieferte ihr 101 Lehren, welche in demselben enthalten und nun katholisch sein sollten. Wie gründlich diese Versammlung zu Werke ging, läßt sich daraus ermessen, daß nur ein einziges Glied derselben die französische Sprache verstand, in der das Buch geschrieben war. Ohne Zweifel fühlte die Kongregation, wie wenig sie berufen sein könne, diese Werk zu beurtheilen, denn sie ging ziemlich langsam vorwärts. Aber das war dem Hofjesuiten, der vor Ungeduld brannte, unerträglich. Mit jedem Posttage plagte er den Papst, und zwar nicht einmal in seinem eigenen Namen, sondern in dem des Königs, wegen Ausfertigung der Verdammungsbulle. Er und seine Genossen in Rom machten dem Papste vorstellig, „daß es ja gar nicht darauf

ankomme, ob ein Satz, der vom römischen Stuhl als ketzerisch verdammt werde, auch wirklich ketzerisch und verdammungswerth sei," die Hauptsache war also blos der Sturz des Noailles, dieses eifrigen Vertheidigers der gallikanischen Kirche, sowie der Sturz dieser letzteren selbst. Ein dritter Grund, der noch hinzukam, war vielleicht minder gewichtig. Das Parlament hatte nämlich die von Juvenci herausgegebne Geschichte des Ordens verurtheilt. Da dieser Schlag ohne allen Zweifel von Jansenisten kommen mußte, so mußte deren Unschädlichmachung beeilt werden.

Endlich, im Herbst 1713, erschien die Bulle, nach ihren Anfangsworten Unigenitus benannt — wodurch jene 101 Sätze verworfen wurden. Der Hof freute sich, die Jesuiten lachten, die aufrichtigen Katholiken weinten und die Philosophen sahen den Skandal als den letzten Aufzug einer Comödie an, die seit der Errichtung des Bischofthumes in Rom die Welt mit Trauer und Entsetzen erfüllt. Andere wollten an die Möglichkeit gar nicht glauben, bis man sie überzeugte. Die Bulle sprach nämlich nicht blos einen Fluch über die jansenistischen Irrlehren aus, sondern heiligte die Grundsätze der Jesuiten, nach welchen das Königthum blos eine Vasallenschaft des römischen Hofes war.

Und über ein solches Werk konnte sich Louis XIV. freuen!

Es ist ein räthselhafter Charakter, der Charakter dieses Monarchen. Er war ein guter Katholik, indessen überwog die Eigenliebe und der Stolz seine gläubige Ergebenheit. Er glaubte die Jesuiten zu beherrschen, während er sich von ihnen leiten ließ. Eifersüchtig auf seine Kronrechte, verschleuderte er sie. Er haßte die Ketzer und verband sich mit den Türken. Er erkannte die geistliche Allmacht des Papstes an und bekriegte ihn. Er war gefühlvoll und gleichwohl hat seine Regierung fast kein Jahr von Frieden aufzuweisen. Er fürchtete die Strafen der Sünde und lag ihr stets in den Armen. Menschen, wie dieser König, lassen sich nicht erklären. Sein Wesen war ein Gemisch von Frömmelei und politischer Halsstarrigkeit, von Feigheit und Heroismus, von Willensstärke und Herzenschwäche, von Güte und Grausamkeit, von Aufklärung und Aberglauben, und je nachdem ihn die eigenen Leidenschaften oder der Einfluß Anderer bestimmte, erschien er als ein Gott oder als ein Dämon auf dem Throne von Frankreich.

Der Cardinal Noailles war in einer schlimmen Lage. Seine Stellung war doppelter Natur. Als Kirchenfürst hatte er dem Papste, als Franzose und

Staatsdiener dem Könige zu gehorchen. Beiden zugleich war unmöglich in diesem Falle. Indessen fand er einen rettenden Weg aus dem verderbendrohenden Labyrinthe. Ohne sich über die päpstliche Entscheidung auszusprechen, beantragte er beim Könige die Zusammenberufung eines bischöflichen Konzils und sonderbar, der König gewährte es, während le Tellier auf den Befehl der unbedingten Annahme der Bulle gerechnet hatte.

Nichtsdestoweniger wird der Jesuit nicht verlegen. Sein Einfluß war so gestiegen, daß ihm die lettres de cachet*) nach Belieben zu Gebote standen. Alle Bischöfe und einflußreichen Personen, namentlich aber die Parlamentsräthe und Professoren an der Sarbonne, welche das päpstliche Machwerk nicht unumwunden anerkannten, wurden entweder in die Bastille geworfen oder ihrer Stellen entsetzt.

Dessen ungeachtet vermochte man das Konzil nicht zu einem Annahmebeschlusse zu bringen, zumal die Gegner der Bulle unter den verdammten Sätzen mehrere Prinzipien der französischen Krone entdeckten. Je mehr le Tellier wüthete, desto fester standen seine Gegner. Anfangs war der Schrecken, die Spaltung,

*) Verhaftsbriefe.

die gezwungene Heuchelei und Alles, was solche unsinnige Veranlassungen mit sich bringen können, allgemein. Aber bald ging die Situation in eine andere über. Die Bulle ward in Satyren, in Spottgedichten und Parodieen lächerlich gemacht, die Gamins besangen das päpstliche Urtheil in Gassenhauern, Deklamatoren hielten belustigende Vorträge darüber, mit einem Worte: der Jesuit war besiegt. Beim Franzosen fällt das Würdigste für immer in den Staub, sobald er ein Mal darüber gelacht. Also war die Sache gerichtet.

Vielleicht hätte indessen doch le Tellier noch sein Möglichstes versucht, wenigstens wäre Noailles sicher abgesetzt worden, wenn der König nicht krank geworden wäre. Auf dem Siechbette regte sich sein schuldbelastetes Gewissen. Eingedenk des Unrechtes, das er dem Noailles wohl gethan haben könnte, — dem mit einem Fuße im Grabe, glaubte er dem Jesuiten nicht mehr so unbedingt — wünschte er den Cardinal zu sehen. Allein sein Beichtiger hielt ihn davon ab. „Alle Welt," sagte er ihm, „würde dann glauben, daß Se. Majestät sein Verhalten gegen ihn bereut hätte." „Aber" erwiederte der König, „ich habe ja in meinem Herzen keinen persönlichen Haß gegen ihn. Ich schätzte und liebte ihn immer." Der König

befahl dann seinem Kanzler, dem Kardinal wenigstens „etwas Verbindliches" zu schreiben. Statt dessen erhielt Noailles einen Brief voll Bitterkeiten.

Ehe Louis XIV. sein Leben aushauchte, quälte ihn le Tellier um die Unterschrift eines letzten Willens, durch welchen der künftige Regent verpflichtet werden sollte, die Annahme der Bulle durchzusetzen. Der König wies die Zumuthung nur schwach zurück. „Ihr wisset wohl," sagte er seinen Drängern, „daß ich von diesem Handel nie einen deutlichen Begriff hatte, und daß ich Alles, was ich hierin gethan, unter Eurer Leitung gethan habe. Ich gebe es auf Euer Gewissen und Ihr müßt es vor Gott verantworten."

Natürlich nahm le Tellier Alles auf sein Gewissen, der ja immer nur zur Ehre Gottes und der heiligen Kirche gehandelt. Als er aber einige Augenblicke vor dem Verscheiden des Kranken mit den Kardinälen Rohan und Bussy wieder erschien, um die Unterschrift des Testamentes zu erlangen, richtete sich der König mit einem gewissen Unwillen auf und wies die Unterschrift entschieden zurück. „Ich habe Alles gethan, was ich thun konnte, um den Frieden unter Euch herzustellen. Es hat mir aber nicht geglückt. Ich bitte Gott, daß er ihn Euch gebe, und dies ist

Alles was ich nun noch thun kann. Ich habe es gewiß immer redlich gemeint. Bin ich von Euch betrogen worden, so ist es Eure und nicht meine Schuld. Ich habe nie etwas Anderes als des Beste der Kirche gesucht." Das war seine Antwort. Bald darauf verschied er.

Als der König seinen Geist aufgegeben, legte ihm le Tellier ein Kruzifix zwischen die Hände, auch beteten zwei Jesuiten so lange neben der Leiche, bis sie beerdigt war, — ein Gebrauch, den man noch nie am Hofe gesehen und den die Jesuiten nur bei dem Tode ihrer Gesellschaftsangehörigen beobachten. Man hat daraus schließen wollen, daß der König dem Orden wirklich angehört habe. Man erzählt sogar, daß er schon drei Jahre früher die ersten drei Ordensgelübde abgelegt, und daß er vor seinem Tode auch noch das vierte beschwor. Unwahrscheinlich lassen sich diese Versicherungen gerade nicht finden. Der König hatte schreckliche Furcht vor dem göttlichen Strafgerichte und somit Grund genug, den Eintritt in den Orden zu wünschen, da die Jesuiten behaupteten, daß der liebe Gott kein Recht und keine Macht habe, sie in den ersten drei hundert Jahren nach dem Tode zu verdammen.

Unter dem Regenten Philipp von Orleans sanken die Aktien le Tellier's mit einem Schlage. Er ward als Intriguant und Friedensstörer vom Hofe verbannt.

Die Verfolgungen der Protestanten in Deutschland. Der große nordische Krieg und der spanische Erbfolgekrieg. Zweiter Wechsel der jesuitischen Politik.

Der westphälische Friede war kaum verkündet, als den Protestanten eine Enttäuschung fühlbar ward, die nicht bitterer sein konnte. Ueberall trat das Heer der Jesuiten wieder auf und arbeitete mit der ausgesuchtesten Herzlosigkeit an dem Untergange der Neugläubigen, die, das Friedensdokument in der Hand, auf die verheißene Duldung Anspruch machten und nur harte Strafen, oder wenn sie glücklicher waren, Spott und Hohn zur Antwort erhielten.

Konnten sie sich beklagen? Hatten sie etwas Anderes erwarten dürfen? Durften sie sich mit Recht auf die Bedingungen des Friedensschlusses berufen?

Wir sagen nein! Die Neugläubigen hatten das

Prinzip ihrer religiösen Bewegung verleugnet. Statt das Recht allgemeiner Gewissensfreiheit zu fordern, hatten sie nur auf Gleichberechtigung des reformirten Dogma mit dem katholischen hingearbeitet, und für diesen, allerdings aus der Bildungslosigkeit der Zeit hervorgegangenen Verrath nicht einmal ihre eigene Duldung geerntet. Das war eine nothwendige Folge ihres unlogischen Auftretens, durch welches sogar der Krieg zuletzt seine ursprüngliche Bedeutung verlor.

Friede! Wie war und wie ist ein solcher zwischen zwei Parteien möglich, welche von ganz verschiedenen Grundsätzen ausgehen! Das Lebenselement der Parteien ist ihr Streben nach der Herrschaft ihrer Ideen, oder, wenn sie im Besitze derselben sind, nach deren Erhaltung; ihre Existenz kann also nur im Kampfe bestehen und dieser Kampf kann wieder nur mit der gänzlichen Vernichtung des einen Theiles enden. Alle Friedensschlüsse, die zwischen ihnen zu Stande kommen, sind also bloße Waffenstillstände, welche die Nothwendigkeit abdringt, und in der Absicht zu Wege gebracht werden, den Krieg später um so kräftiger fortzusetzen.

Diese Behauptungen sind Wahrheiten, welche die Geschichte zu allen Zeiten bewiesen hat. Denn das was man Duldung nennt, ist im Grunde weiter nichts als eine Gleichgültigkeit gegen die Parteiinteressen und

wo sie im wahren Sinne des Wortes herrscht, da mögen vielleicht die Formen noch bestehen, wodurch sich die Parteien scheiden, aber der Gedanke, den man ursprünglich mit ihnen verband, ist vergessen, ist aus dem Volksbewußtsein entschwunden.

Welches aber war die siegende Partei? War es die katholische? War es die protestantische? Es war keine von beiden. Der Frieden hatte also keine andere Bedeutung, als die einer Uebereinkunft, sich künftig mit anderen, als mit den Waffen des Krieges zu schlagen. Die Berufung auf das Pergament, das die Fürsten der an dem Kriege betheiligten Staaten über dessen Beilegung unterzeichnet, war sonach für ein hellsehendes Auge ein sehr sonderbares Rettungsmittel. Konnten denn einige Federzüge die Leidenschaften bannen, welche in der Brust der Parteien lebten? Aber die Menschen sind nun einmal so. Sie halten ein Stück beschriebenes Papier für hinreichend, die Geister der Lebenden zu beschwören, wenn sie auch den Glauben an die Bannung der Geister der Verstorbenen längst abgeworfen haben. Wer ein Uebel bannen will, der muß seine Quellen verstopfen. Es ist dies der einzige, aber auch der natürlichste Weg.

In Oestreich hatten die Protestanten am meisten zu ertragen. Schon 6 Jahre nach dem Friedensschlusse

waren ihnen ihre sämmtlichen Kirchen, an der Zahl gegen Siebenhundert, entrissen worden. Dafür gab man ihnen die Erlaubniß, drei neue, aus Lehm und Holz zu erbauen! Und auch diese ließ man sie nicht einmal ruhig benutzen. Im Jahre 1668 war der Amtshauptmann der Stadt Glogau, in deren Nähe sich eine solche Kirche befand, so klug, den Befehl zu geben, daß der Thorhüter Sonntags nur eine so geringe Oeffnung des Stadtthores lasse, daß immer nur ein Protestant nach dem andern durchgehen konnte, um in seine Kirche zu gelangen. Dazu kamen noch eine Masse anderer Vexationen.

Die Glaubensgenossen jenseits der Grenze waren empört ob solcher Bedrückung ihrer Brüder, und führten deshalb für sie längs der Länderscheide eine Anzahl Kirchen auf, die sehr zahlreich besucht wurden. Die Neugläubigen, eilten zu 10 und 12 Meilen weit nach diesen ruhigen Asylen. Allein auch das war dem von den Jesuiten inspirirten Kaiser noch zu viel. Er verbot, den Bestimmungen des Friedens entgegen, den auswärtigen Kirchenbesuch und verlangte vom sächsischen Hofe die Einstellung aller Kirchenbauten an der Grenze. Beide Schritte hatten, wie sich denken läßt, keinen Erfolg. Da verschrieben die Jesuiten ein wirksameres Rezept. Man besetzte die Grenzen mit Dragonern und

richtete einen förmlichen Frohndienst für die Katholiken ein, welche den Protestanten unterwegs auflauern mußten.

Im Jahre 1669 war man noch einen Schritt weiter gegangen. Der Kaiser hatte die Hausandachten der Protestanten verboten, letztere mußten die katholischen Festtage mitfeiern und den katholischen Prozessionen beiwohnen, zuweilen sogar den Himmel über der Monstranze tragen; sie durften an den Fasttagen kein Fleisch essen, und zuletzt zwang man sie nicht nur, die Stolgebühren an den katholischen Geistlichen abzutragen, sondern auch ihre Kinder katholisch taufen zu lassen. Besuchte ein protestantischer Geistlicher einen Sterbenden, so mußte er sich erst Erlaubniß beim katholischen Pfarrer holen und starb ein protestantischer Vater, so setzte man den Waisen katholische Vormünder. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß alle Zuwiderhandelnde mit unerschwinglichen Geld- und langwierigen Kerkerstrafen gezüchtigt wurden.

Vielleicht fragt man, ob der protestantische Kurfürst von Sachsen, einer der Garanten des westphälischen Friedens, sich nicht gegen diese Greuel erhoben habe? Man muß ihm die Ehre lassen, daß er dies gethan. Die Schlesier hatten ihn dazu aufgefordert. Allein der Kaiser antwortete „Seine Liebden,“ sie solle

doch den ganz grundlosen Klagen keinen Glauben schenken und fügte hinzu, die schlesischen Protestanten möchten sich ja hüten, über ihn zu klagen, damit er nicht durch ihre Undankbarkeit bewogen werde, wieder zurückzunehmen, was seine Güte denselben gewährt habe. Soweit also war es schon im Jahre 1669 wieder gekommen, und „Seine sächsische Liebden" beruhigten sich dabei.

Da solchem nach die Protestanten von der einzigen Macht, welche ihnen hätte Hülfe bringen können, im Stiche gelassen wurden, so hatten sie nur noch die Wahl katholisch zu werden oder auszuwandern, um sich den Qualen der Jesuiten zu entziehen, die im Lande herumreisten, um die Beamten zu instruiren, und die in der kaiserlichen Reduktionskommission saßen, welche zur Ausrottung der Ketzerei eigends errichtet worden war. Die Meisten wählten den letzteren Weg und verließen ihr Vaterland.

Diese Beharrlichkeit hatte man ohne Zweifel nicht vermuthet. Der Kaiser sah mit Schrecken, wie sich seine Provinzen, namentlich Schlesien, die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau entvölkerten; seine Vasallen, welche die fleißigsten Unterthanen verloren, beklagten sich über den Verlust eines großen Theils ihrer Einkünfte und die kaiserlichen Kassen, welche diese

Schulden-Last des letzten Krieges erdrückte, mochten wohl auch den Ausfall fühlen. Das bewog ihn, den Ausgewanderten einen allgemeinen Pardon und vollständige Duldung zu verheißen, wenn sie zurückkehrten. Man wußte indessen, für was man das kaiserliche Versprechen zu nehmen hatte und es fielen deshalb nur Wenige in die Schlinge.

Die Jesuiten, die sich nie darum gekümmert, ob sie einen Staat durch ihre Intriguen und Kabalen zu Grunde richteten oder nicht, wirthschafteten nun um so unbeschränkter. Sie gewannen mit des Kaisers Einwilligung die Herrschaft Wartenberg, drangen in alle Städte ein, und ließen namentlich dem protestantischen Adel ihren Einfluß empfinden. In Breslau errichteten sie die Universität und in Liegnitz die nachher berühmt gewordene Ritterakademie.

Noch schlimmer schalteten Loyola's Schüler im Erzbischofthume Salzburg, wo die Protestanten bis zum Jahre 1728 ziemlich unangefochten gelebt hatten. Der neue Bischof, Leopold Anton Eleutherius, Baron von Firmian, der neben seinen vielen Lastern auch noch den des Geizes besaß, gab sich ihnen ganz hin. Er ermächtigte sie, große Volksversammlungen, welche die Familien bei Geld- und Leibesstrafe besuchen mußten, zu halten, um Buße zu predigen und

vertraute den Patres Joachim Ernst und Michael Zech das Seelenheil seiner sämmtlichen ketzerischen Unterthanen mit solchem Erfolge an, daß diese sich endlich empörten. Das war es, was man gewollt hatte. Alle Protestanten, die über zwölf Jahre alt waren, mußten das Land verlassen und wurden von den kaiserlichen Dragonern an die Gränze getrieben. Nur Wenige hatten Etwas von ihrer Habe retten können. Damit war indessen das Unglück noch nicht zufrieden. Die Emigranten lagen über einen Monat lang an der baierischen Grenze, bevor ihnen der Durchzug gestattet ward, und litten die furchtbarste Noth. Zuletzt fanden sie im Brandenburgschen eine herzliche Aufnahme, die ihnen den Verlust ihres Vermögens verschmerzen lassen konnte. Viele freilich beklagten ihre ihnen entrissenen Kinder und wurden ihres Lebens nie froh.

In Baiern war man menschlicher. Dort gab man den Protestanten, welche ihren Glauben abschworen, Geldentschädigungen oder wohl gar Pensionen. Es existirte zu diesem Zwecke in Augsburg eine „Convertitenkasse" nach dem Muster der von Louis XIV. eingerichteten und damit leisteten die Jesuiten den Armen in der That nicht unwesentliche Dienste. In den Jahren der großen Theurung gab es sehr Viele,

welche sich bekehren ließen, um nicht Hungers zu sterben, nur hatten sich die mildthätigen Väter in wohlfeileren Zeiten immer über den undankbaren Rückfall ihrer Proselyten zu beklagen. Auch in der baierischen Oberpfalz, in Ambrog, bestand eine solche Kasse. Leider waren ihre Geschäfte nicht glänzender als die jener in Augsburg. Hätten sich übrigens die Jesuiten immer auf diese Bekehrungsmittel beschränkt, so würde heute sicher der Fluch dreier Jahrhunderte nicht auf ihnen lasten.

Trauriger hausten sie in der Unterpfalz, in der jetzt ein Nachfolger, der früher zur römischen Kirche übergetretene Wolfgang Wilhelm von Pfalzneuburg, herrschte. Johann Wilhelm, von den Jesuiten erzogen und geleitet, war ein Fanatiker sonder Gleichen. Er wollte sein Land um jeden Preis katholisiren und bewog deshalb Ludwig XIV. dazu, einen Artikel des Friedens von Rißwick (1697) auf die offenbar widersinnigste Weise auszulegen.

Dieser Artikel bestimmte nämlich, daß in den von Frankreich an seine früheren Besitzer zurückgegebenen Ortschaften das Religionswesen in dem Zustande verbleiben solle, in welchem es sich jetzt (also zum Abschlusse des Friedens) befinde. Da Frankreich alle seine rheinischen Eroberungen bis auf das Oberamt

Germersheim, und einige andere Orte noch vor dem Frieden wieder verloren hatte, so hatte es nur diese letzteren Erwerbungen zurückgeben können und die Friedensbedingung konnte sich also auch blos auf sie beziehen.

Dennoch legte man die Friedensakte jetzt so aus, daß alle, die vor dem Frieden verlorenen Eroberungen Frankreichs als zurückgegeben angesehen wurden und Louis XIV. war hierin um so eifriger, als ihn diesmal nicht nur sein Ketzerhaß, sondern auch der Wunsch leitete, sich wegen des bevorstehenden spanischen Erbschaftsprozesses den Papst geneigt zu machen, der sich in der pfälzer Sache ganz besonders bei ihm verwendet hatte.

Nachdem sich Johann Wilhelm durch diese authentische, — weil französische — Auslegung sichergestellt, begann er die Gegenreformation mit rasender Freude. Das Werk, welches er ausführen wollte, war jedoch nicht so leicht, denn es umfaßte 1922 protestantische Ortschaften, die nicht alle gleich gutwillig ihre Kirchen und Schulen an die Jesuiten auslieferten. In sehr vielen Orten mußte man sogar Waffengewalt anwenden, bevor man sich der Gotteshäuser bemeistern konnte.

Indessen ging er mit Tode ab, ohne daß er sei-

nen Traum verwirklichen sah. Aber er hinterließ in seinem Sohne Carl Philipp einen Erben, auf den er bauen konnte und durfte in Frieden scheiden. Dieser setzte denn auch die väterliche Politik gewissenhaft fort und hatte selbst die Ehre, von Clemens XI. durch ein Handschreiben belobt und ermuntert und bei Kaiser Karl VI. bevorwortet zu werden, um nöthigenfalls mächtiger Unterstützung gewiß zu sein.

Leider war die Zeit der Barbarei im Verschwinden. Die protestantischen Reichsstände traten jetzt mit Energie gegen das Unwesen in der Pfalz auf und wendeten, da ihre Bemühungen bei den Friedensschlüssen von Baden und Rastatt erfolglos blieben, Repressalien gegen die Katholiken ihrer Lande an. Dieses Verdienst erwarben sich besonders der König von Preußen, der Kurfürst von Hannover, der jetzt auf dem englischen Throne saß, und der Landgraf von Hessen-Kassel.

Das schlug wie ein Blitz in die katholische Welt hinein, denn in den genannten Staaten lebten sehr viele Katholiken, die dort eingewandert waren und sich bisher glücklich befanden, da die Protestanten in denselben stets nur ihre Brüder sahen und deshalb sogar von den Jesuiten belobt und bewundert wurden. Der Pfalzneuburger mußte sich also mäßigen, obwol er nie

ganz nachließ, seine protestantischen Unterthanen zu plagen. Aus Aerger über diesen Strich durch seine Rechnung zog er von Heidelberg, dessen Universität ganz in den Händen der Jesuiten lag, nach Mannheim, und suchte sich an den Ufern des Rheins über das Mißgeschick zu trösten, das er an den Ufern des Nekkars erfahren. Das Beklagenswertheste aber war, daß die durch diese Vorgänge wieder in das Volksbewußtsein geworfene Religionsscheidung bis in das gegenwärtige Jahrhundert fortlebte und zu manchen bedauerlichen Ausschweifungen Veranlassung gab.

Neben diesen gewaltsamen Bekehrungen trugen auch die subtilen ihre Früchte, denn es fing sich mancher königliche und fürstliche Sprößling in den Schlingen der Jesuiten. Bekanntlich konnte nach der Meinung der vorigen beiden Jahrhunderte kein Mensch wahre Bildung erlangen, wenn er nicht Italien und Frankreich, das heißt die Gebiete bereist hatte, wo die heiligen Väter unumschränkt herrschten. Deshalb waren die Herren Prinzen und Junker kaum trocken hinter den Ohren, als sie auch schon in diese Länder der Courtoisie und der Finesse wanderten. Wahrlich, die Jesuiten müßten so ungeschickte Stümper gewesen sein, als sie erfahrne Meister waren, wenn sie die erfahrungs- und wissensarmen Herrscher bei dieser günstigen

Gelegenheit nicht gekapert hätten. Sie waren die Gunstvertheiler an den Höfen Welschlands und Frankreichs, sie verfügten über Bisthümer, Erzbisthümer, Kardinalate und über alle weltlichen Würden, sie standen mit schönen Frauen und reizenden Freudenmädchen in Verbindung, und geboten noch über Tausend andere verführerische Genüsse — sie konnten also den Junkern, die wegen ihrer meist zahlreichen Geschwisterschaft auf keine allzu große Apanage zu rechnen hatten, eine gute Entschädigung für den Religionswechsel gewähren.

Wir wollen nur mit einem Beispiele zeigen, wie schnell die zum katholischen Glauben übergetretenen protestantischen Prinzen ihr Glück machten. Es ließe sich noch um ein ganzes Hundert vermehren, denn fast alle jüngeren Prinzen wurden zu reichbelohnten Renegaten.

Christian August, Prinz von Sachsen-Zeitz reiste um 1690 nach Paris und schwor 1695 den Protestantismus ab. Ungeachtet dieser junge Mensch in seinem Leben vielleicht nie ein Buch über Theologie in den Händen gehabt, geschweige diese Wissenschaft studirt hatte, ernannte man ihn sofort zum Domherrn der Stifte in Cöln, Lüttich und Münster, zu Ende desselben Jahres ward er Domprobst in Köln, zwei Jahre später verlieh ihn Leopold I. das Bisthum Raab in Ungarn und machte ihn zum geheimen Rath, 10

Jahre später ward er Kardinal und ein Jahr darauf Erzbischof und Reichsprimas von Gran.

Diesem glücklichen Gewissensverkäufer gelang es auch, seinen älteren Bruder, den regierenden Herzog Moritz Wilhelm auf ein Jahr katholisch zu machen. Er führte dieses Meisterstück durch den Jesuiten Schmeltzer aus, dem noch ein Herr von Röder zur Seite stand. Der Herzog war nämlich ein eifriger Calixtiner, d. h. ein Anhänger jener von Georg Calixt aufgestellten Lehre, daß die drei ersten von Katholiken, Lutheranern und Reformirten einstimmig bekannten Glaubensartikel zur Seligkeit ausreichten und daher eine Verschmelzung der verschiedenen Sekten möglich sei. Hätte man diesen Satz genau besehen, so mußte man zu der Folgerung kommen, daß nunmehr ein Uebertritt der Angehörigen der verschiedenen Sekten zu einer andern unnöthig sei, denn wenn man innerhalb jeder Sekte selig werden konnte, so fiel ja der Hauptbeweggrund des Glaubenswechsels hinweg. Aber die Jesuiten schlossen umgekehrt. Wenn du bei uns so gut selig werden kannst, wie bei dir, warum trittst du denn da nicht zu uns über, sagten sie, zumal wenn du mit uns wünschest, daß endlich einmal ein Hirte und eine Heerde werde.

Diese Gründe mochten indessen bei dem Herzoge

doch noch nicht ganz ausreichen, denn man ängstigte ihn auch mit der Habsucht Sachsens und stellte ihm vor, daß er sich gegen sie am besten schützen könne, wenn er sich die katholischen Fürsten durch den Glaubenswechsel befreunde. Dies schlug durch: 1617 ward er katholisch. Allein nun erst erlitt er wirkliche Verluste. Das Stift Naumburg-Zeitz, welches ihm gehörte, berief sich auf die Bestimmung des westphälischen Friedens, nach welcher der Inhaber einer geistlichen Pfründe durch seinen Religionswechsel derselben verlustig ging und zwang ihn dadurch zur Verzichtleistung auf dessen Verwaltung, die sodann an Sachsen fiel. Daran hatte der Herzog nicht gedacht und da ihm die Jesuiten nur auf das Jenseits verwiesen, wenn er sich über die ansehnliche Verminderung seines ohnehin spärlichen Einkommens beklagte, trat er im Jahre 1618 wieder zurück, nachdem er sich von dem Theologen Franke in Heidelberg seine Gewissensskrupel hatte benehmen lassen.

Auch Friedrich III., Churfürsten von Brandenburg wollte die heilige Gesellschaft bekehren. Derselbe strebte bekanntlich so eifrig wie sein Vater nach dem Königstitel, fand aber am Kaiserhofe, der schon längst der Vergrößerung der brandenburgschen Macht mit Eifersucht zusah, unüberwindlichen Widerspruch. Dieser Umstand führte den geistreichen und gelehrten Je-

suiten Karl Moritz Vota auf den Gedanken, den König zu unterstützen, um zum Schlusse mit ihm einen christlichen Tausch zu machen. Dies schien nämlich um so eher möglich, als Friedrich tolerant war, woraus die Jesuiten stets auf eine geheime Neigung zum Katholizismus schlossen. Der Churfürst wäre zu verdenken gewesen, wenn er Vota's mächtige Unterstützung zurückgewiesen hätte. Als er aber seinen Zweck erreicht hatte und nun der Jesuit mit seinem Bekehrungsplane herausrückte, fiel er damit gänzlich ab. Friedrich versagte ihm sogar die Genehmigung, in Berlin ein Haus zum katholischen Gottesdienst einzurichten, das einstweilen nur mit vier Arbeitern versehen werden sollte.

Nächst den Fürsten, Prinzen und Edelleuten hatte der protestantische Gelehrtenstand die Ehre, von den Loyoliten besonders ins Auge gefaßt zu werden. Es gab daher überall, wo sich protestantische Hochschulen befanden, Missionen. Die Missionäre waren Leute von 25—30 Jahren, die sich als Studenten der Rechte und der Medizin einschreiben ließen oder Unterricht in den damals mehr als jetzt geehrten modernen Sprachen ertheilten. Sie mischten sich in die studentischen Vergnügen, nahmen an den größten Ausschweifungen Theil und spielten hinterher die Reuigen, um auch ihren

Kollegen das Gewissen zu rühren und sie für theologische Unterhaltung empfänglich zu machen. Ohne Zweifel ist ihre Ernte nicht groß gewesen, denn als Student bekümmert man sich wenig um das Reich Gottes. Wir führen die Thatsache daher auch nur als Beweis an, wie weit und wie klug die Netze der Gesellschaft Jesu ausgeworfen waren.

Mitten in diesen Arbeiten überraschte die frommen Väter der Ausbruch der großen nordischen Kriege. Sie hatten sogar schon ihren Fuß in das ausschließlich von Protestanten bewohnte Sachsen gesetzt, dessen Fürst, der starke August, — unglücklichen Angedenkens — seinen Glauben verlassen hatte, um die Krone Polens auf sein Haupt zu setzen, über welche die den Adel beeinflussenden Väter ziemlich frei zu verfügen hatten. Die hohen Staats= und Hofämter waren bereits von erklärten oder heimlichen Katholiken besetzt, die protestantischen Kirchenangelegenheiten wurden eine ziemlich lange Zeit, bevor die Desertion August's bekannt war, von jesuitischen Kreaturen verwaltet und Sachsen sah seit dem dreißigjährigen Kriege, wo sie in Begleitung der katholischen Heere erschienen waren*),

*) Der Jesuit La Mournay ermordete, als im Jahre 1632 das kaiserliche Heer die Stadt Oelsnitz zerstörte, mit

zum ersten Male wieder die frommen Väter durch seine Gebirge und Thäler ziehen.

Da erschien noch einmal ein Riese aus Schweden in den deutschen Gauen, für viele Protestanten ein Retter in der Noth. Unterrichtet von dem Geschicke seiner Glaubensgenossen im östreichischen Schlesien, vergaß Karl XII. bei dem Diktate der altranstädter Uebereinkunft (1707) ihre Interessen nicht. Der Kaiser Joseph I. mußte sich verbindlich machen, den Protestanten alle ihnen entrissenen Kirchen und Schulen zurückzugeben und nie zu dulden, daß man sie denselben je wieder nehme. Die Protestanten Schlesiens kamen dadurch in den Besitz von 118 Kirchen und als im Jahre 1709 der Exekutionsrezeß geschlossen war, fügte der schwedische Bevollmächtigte noch 6 Kirchen — in Sagan, Freistadt, Hirschberg, Landshut, Militsch und Teschen — hinzu. Von nun an wurden sie wenigstens im Genusse ihrer Gotteshäuser nicht mehr belästigt, wenn auch sonst sich ihre Lage nicht bedeutend änderte. Am

---

eigener Hand drei protestantische Geistliche und ertheilte einem mit dem Gehirn eines Kindes noch bespritzten Kroaten, der diesem unschuldigen Geschöpfe eben an einer Mauer den Kopf zerschmettert hatte, auf der Stelle Absolution.

ruhigsten lebten sie unter Joseph I. menschlicher Regierung.

Neben dem nordischen Kriege erschütterte aber noch ein anderer ganz Europa: der, welcher um den Thron Karl II. von Spanien geführt wurde, welcher im Jahre 1700 ohne sukzessionsfähige Leibes-Erben aus der Welt ging.

Nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Unparteiischen hatte das Haus Habsburg das unzweifelhafteste Recht auf die Thronfolge, denn es konnte sich nicht nur auf die nächsten Verwandtschaftsgrade, sondern auch auf gültige und von einigen Großmächten anerkannte Verträge berufen.

Allein Ludwig XIV., dem nichts heilig war und der sich vor keinem Verbrechen fürchtete, weil er von seinem jesuitischen Beichtvater stets Absolutionen im Ueberflusse haben konnte, bestritt dem Hause Oestreich das Erbrecht, das er für sich selbst oder vielmehr für seinen Sohn Philipp beanspruchte.

Vielleicht hätte Ludwig XIV. seine Schamlosigkeit bei diesem Handel wenig geholfen, wenn Oestreich sich — wir wollen nicht sagen klug, — wenn es sich nur wenigstens nicht kindisch benommen hätte. Ludwig XIV. war den Spaniern wegen der Wegnahme der Franche comté, Flanderns und Bra-

bants verhaßt, die er als Gatte Marie Theresiens, einer Infantin von Spanien, gefordert hatte, ungeachter er und seine Gattin bei der Vermählung auf alles Erbrecht eidlich Verzicht geleistet. Die Deutschen haßten ihn nicht minder, denn sie hatten den Raub Straßburgs so wenig vergessen als Ludwig's Einfall in ihre Rheinlande, auf die er gerade soviel Anrecht besaß, als auf die vorgenannten spanischen Besitzungen. Seine Forderungen gründeten sich auf die Heirath seines Sohnes, des Herzogs von Orleans mit der Tochter des Kurfürsten Karl von der Pfalz; aber auch dieses Ehepaar hatte im Ehekontrakte alles Erbrecht auf die pfälzischen Lande aufgegeben. Bei dieser Gelegenheit überwarf sich Ludwig XIV. noch obendrein mit Innocenz XI., da er durch Bestechung des Domkapitels in Köln den französisch gesinnten Bischof und Cardinal von Straßburg, Egon von Fürstenberg als Bischof von Köln hatte wählen lassen, während ihn der Kaiser mit Einwilligung des Papstes für unwahlfähig erklärte. Der König rächte sich dafür an dem Kirchenfürsten durch die Wegnahme Avignon's. England und Holland endlich waren Ludwigs Todfeinde, denn Holland hatte durch die vierjährigen Kriege, welchen der Friede von Nimwegen (1676) ein Ende machte, unsäglich gelitten und ging, seitdem sein

Wilhelm von Oranien auf dem englischen Thron saß, in politischen Angelegenheiten immer mit dem letzteren Lande, das in der Demüthigung Frankreichs nicht nur die Befriedigung einer nationalen Abneigung, sondern auch die Basis seiner innern Ruhe fand, da Ludwig XIV. die verjagten Prätendenten auf alle Weise unterstützte und in der Zerrissenheit des Nachbarlandes die Obmacht seines eigenen Reiches erblühen zu sehen glaubte.

Gegen so viele Feinde hätte Ludwig XIV. nimmermehr aufkommen können, zumal die drei Kriege gegen Spanien, Holland und Deutschland seine Mittel bedeutend erschöpft hatten. Allein er hatte die Väter Jesuiten auf seiner Seite und diese waren mehr werth als eine bedeutende Armee.

Um seine Ansprüche zu vertheidigen mußte Oestreich seinen Erblanden den Frieden geben und eine Armee nach Spanien senden. Das Letztere verlangten die östreichisch gesinnten Spanier und der einflußreiche Erzbischof von Toledo, Kardinal Portocarrero, das Erstere riethen die aufrichtigen Freunde des Kaiserhauses.

Die Jesuiten bewogen jedoch den blöden Kaiser Leopold I. keines von Beiden zu thun. Ein östreichisches Heer, — stellten sie ihm vor, — werde die

östreichischen Sympathien in Spanien nur ersticken, denn da der größte Theil desselben aus Ketzern bestehe, so könne das Heer in den glaubenstreuen Spaniern blos Abscheu und Furcht erregen. Leopold hielt diesen Grund für ausreichend und hörte nicht auf die Vorstellungen seines Gesandten am madrider Hof, der ihm betheuerte, daß man in Spanien die Ketzer längst nicht mehr als Ungeheuer betrachte.

Die natürliche Folge dieser Unterlassung war, daß die einflußreichsten Häupter der östreichischen Partei in Spanien, und unter ihnen besonders der genannte Cardinal, die Sache, der sie dienten, im Voraus verloren sahen und die Zeit benutzten, um sich durch den Anschluß an die französische Partei mit dem künftigen Sieger zu versöhnen. Wer hätte ihnen das verdenken mögen!

Das war indessen noch nicht genug. Es mußte in den östreichischen Landen ein neuer Bürgerkrieg angefacht werden, damit man einen Theil des Heeres nicht außerhalb des Landes verwenden konnte. Die kaiserlichen Beichtväter Menegatti und Balthasar Müller, unterstützt von dem Kardinalerzbischof und Reichsprimas von Gran, Kollonits brachten es 1701 zum Erlaß jenes berüchtigten Ediktes, das den Ungarn von Neuem die evangelische Religionsübung untersagte

und Jeden, der zu den Protestanten übertreten würde, als Meineidigen bestrafen hieß. Mehr bedurfte es nicht. Die Magyaren, geführt von dem Helden Rákoczy standen sofort wieder auf. Es fielen alle festen Plätze in ihre Hände und die Väter Jesuiten waren ihnen dabei so behülflich, daß sie dem Rebellenhäuptling ihr festes Schloß Znio auf die erste Aufforderung hin übergaben. Sie rühmten sich sogar ihrer Treue gegen ihn „in Betracht seiner frommen und löblichen, die Wiederherstellung der Freiheit des Vaterlandes erstrebenden Bemühungen.“ Allein Rákoczy wußte nur zu wohl, wofür er die jesuitische Anhänglichkeit zu halten hatte, denn er trieb sie im Jahre 1706 aus dem ganzen Gebiete, über das er befahl.

Endlich mußte Leopold I., um sich jeden Freund zum Feinde zu machen, auch noch mit dem Papste und dem Kurfursten von Baiern brechen. Die Veranlassung, wodurch er den Papst von sich entfernte, diesen alten, treuen Anhänger seines Hauses, war so geringfügig, daß sie kaum der Erwähnung verdient. Den Baiernfürsten Maximilian Emanuel aber stieß er dadurch vor dem Kopf, daß er ihm die Bezahlung der geringen Subsidien verweigerte, welche er ihm für die Unterstützung in den Kriegen wider die Türken und später wider Ludwig XIV. versprochen. Der Kurfürst empfand

diese Undankbarkeit um so bitterer, als die Subsidien ohnehin nur eine ganz geringe Entschädigung für die Kosten waren, welche ihm seine Hülfeleistung verursacht, denn diese betrugen 30 Millionen Gulden, — die Entvölkerung seines Landes durch 32,000 gefallene Krieger gar nicht zu rechnen. Aber selbst abgesehen hiervon hätte sich Oestreich beeilen sollen, den Baierfürsten zu befriedigen, da er sein einziger natürlicher Bundesgenosse in Deutschland war, dessen Ahn, Maximilian I. es im dreißigjährigen Kriege fast einzig seine Erhaltung verdankte.

Der Papst und Maximilian Emanuel schlossen sich daher Ludwig XIV. an und um das Uebermaß des Unglücks voll zu machen, mußte der Kaiser im Jahre 1703 noch sehen, wie ihm der Kurfürst in wenigen Tagen ganz Tyrol wegnahm. Maximilian Emanuel wäre indessen wohl nicht so leicht Meister dieser Provinz geworden, wenn die Jesuiten dem östreichischen Interesse treu gewesen wären. Statt dessen ebneten sie aber dem Eroberer die Wege, begrüßten ihn als „König, Gesetzgeber und Erretter" und boten ihm ihr Collegium zum Gebrauche der Regierungskanzlei an, was der Kurfürst auch annahm.

Die Loyoliten trieben jetzt ihre Bündelei mit Baiern so öffentlich und so unverschämt, daß selbst die

Tyroler, denen doch noch nie ein Mangel an Achtung gegen ihre Geistlichen hat vorgeworfen werden können, gegen die Jesuiten im höchsten Grade erbittert wurden.

Bekanntlich standen die braven Gebirgsbewohner zuletzt auf und jagten die Baiern aus dem Lande. Die Jesuiten zitterten, „denn wir waren," schreibt Einer von ihnen, „verhaßter als ein Hund und eine Schlange." Aber das Volk ist immer großmüthig gegen seine Henker, denn nur es hat ein Herz. Die Tyroler begnügten sich deshalb auch damit, sich im Jesuiten-Kollegium von Insbruck bewirthen zu lassen, „da die Jesuiten ja für die Baiern süße Weine und wohlschmeckende Braten genug gehabt," und machten ihrem Haß nur dadurch Luft, daß sie die heiligen Väter überall, wo sie sich erblicken ließen, mit dem Rufe: „Landesverräther" empfingen und ihr Kollegium fortan mit dem Spottnamen „der bairischen Kanzlei" beehrten.

Nicht besser führten sich die Loyoliten in Spanien auf. Dort hetzten sie so lange gegen die Oestreicher, bis das unwissende Volk auf den französischen Philipp wie auf einen Erlöser harrte und den Erzherzog Karl von Oestreich, als er mit einem holländischen und englischen Heere erschien, als einen — Erzketzer betrachtete!

Bekanntlich blieb Ludwig XIV. Meister. Seine Eroberung nützte ihm jedoch wenig. Das durch dessen religiösen Fanatismus und durch beständige Kriege geschwächte französische Reich sank herab, während Oestreich, welches auf der einen Seite von den Ungarn, auf der andern von den Baiern und auf einer dritten von Frankreich angegriffen war, auf den beiden ersten unbedingt siegte und auf der letzten nicht unterlag, und dadurch eine Lebensfähigkeit beurkundete, welche ihm kein Mensch mehr zugetraut und die es von Neuem achtbar machte.

Das bewog die Jesuiten sich wieder enger an Oestreich anzuschließen, war es doch ohnehin klar, daß der geistige Aufschwung Frankreichs ihr Ansehen in diesem Staate untergrub und daß sie sich nur retten konnten, wenn sie eine Großmacht unterstützten, welche das Aufkeimen der Civilisation weniger begünstigte und in deren Reiche das Dunkel der Bildungslosigkeit einen schützenden Mantel um ihre Werkstätten warf. Ueberdies schien ihnen Ludwig XIV., zukünftiger Nachfolger in der Regierung, nicht besonders hold, und obgleich auch Joseph I., Leopolds I. einstiger Thronerbe, weil ihn sein sonst den Jesuiten so sehr ergebener Vater nicht von denselben hatte erziehen lassen, nicht viel mehr Garantieen darbot, so durfte man doch um so

mehr von seinem Bruder Karl erwarten, der ihnen weit geneigter war. Es fand also noch bei Lebzeiten Leopold I. der zweite Wechsel in der Politik der Jesuiten statt, den sie mit einer thatsächlichen Danksagung an Emanuel von Baiern, den Gesetzgeber und Erlöser von Insbruck, begannen.

Der Baiernfürst hatte nämlich seit seinem Unglücke bei Höchstädt Baiern verlassen müssen und sich nach Holland geflüchtet. Inzwischen verwaltete dessen Gemahlin, Therese Kunigunde, eine Tochter des glorreichen Polenkönigs Sobiesky, das Land, die mit ihren Kindern zurückgeblieben war. Ein Fürsten seines Feldherrn beraubt, lag also Baiern unvertheidigt der östreichischen Habgier bloß und die Jesuiten versäumten nicht, dieselbe so viel als möglich zu reizen, denn nunmehr lag die Vergrößerung Oestreichs wieder in ihrem Interesse.

Zwar wäre es mindestens keine Unmöglichkeit gewesen, Baiern noch zu retten. Es gebot noch über 47,000 Mann kriegsgeübter Truppen, die recht wohl auf 60,000 Mann hätten gebracht werden können. Die Regentin hörte jedoch mehr auf ihren Beichtvater, den Jesuiten Theodor Schmackers, als auf die Vorstellungen begeisterter Patrioten und gestattete also

den Oestreichern, sich des Landes ohne Schwertstreich zu bemächtigen.

Die Oestreicher hatten mit so leichtem Kaufe zufrieden sein können, denn sie hatten ja nun, was sie wollten. Allein jetzt war ihnen selbst die Kurfürstin im Wege, weil sie der Mittelpunkt war, um welche sich die Unzufriedenen schaarten, sie haßten also die Tochter des Helden, der einst das von den Türken belagerte Wien entsetzt! Schmackers wußte den Wunsch der Oestreicher und seines Ordens zu erfüllen. Er beredete Therese Kunigunde, zu ihrem Gatten zu gehen, der, wie er ihr vorlog, nur durch Liebesabenteuer in Brüssel zurückgehalten würde und verschaffte dem von Eifersucht verzehrten Weibe die nöthigen Pässe. Indessen wollte sie doch das Land nicht verlassen, ohne ihre Angelegenheiten in sichere Hände niedergelegt zu haben und bat deshalb ihre in Rom wohnende Mutter nach München zu kommen. Sie konnte deren Ankunft kaum erwarten. Mit Ungeduld eilte sie ihr entgegen, ward aber als sie die bairische Grenze wieder überschreiten wollte, — festgenommen. Ihre Pässe wurden für ungültig erklärt, weil sie nicht vom Kaiser selbst unterzeichnet waren und da sie sich ohne Bewilligung des Eroberers nicht aus dem Lande entfernen durfte, so hatte sie zugleich das Recht, sich in Baiern aufzuhal-

ten verwirkt! Ihre Kinder wurden nach Grätz gebracht, und wie in unserem Jahrhundert Napoleons Sohn, so durften auch damals die Kinder Maximilian Emanuel's nicht einmal den Namen des Vaters aussprechen; jedes Gespräch, was sie darauf führen konnte, wurde gemäß kaiserlichen Befehls von ihren Hütern unterbrochen.

Therese Kunigunde zog sich nach Venedig zurück. Dort tröstete sie sich in den Armen ihres Beichtvaters über die Abwesenheit ihres Gemahls und ihrer Kinder. Dieser Verbindung soll das Geschlecht der Aretinus ihre Abkunft verdanken, das später baronisirt worden ist.

Als endlich die Palme des Friedens wieder über Deutschland wehte, glaubte so Mancher, der das Gebahren der Jesuiten mit Entrüstung beobachtet hatte, daß die Zeit ihrer Bestrafung gekommen sei. Allein der zurückgekehrte Baiernfürst war weit entfernt, die Verbrechen des Jesuiten Schmackers dem ganzen Orden zur Last zu legen, während sich Karl VI., der Joseph I. gefolgt war, mit der Entschuldigung begnügte, daß sie sich in Tyrol und Ungarn nur deshalb das Ansehen von Feinden des Hauses Oestreich gegeben, um die Eroberer von der Verfolgung der heiligen Religion abzuhalten. Karl VI. machte den Er-

wartungen der Jesuiten Ehre, obgleich er sich nicht soweit erniedrigte, ganz in Leopolds Fußstapfen zu treten. Fast während seiner ganzen Regierung hindurch mit den Türken und den Polen beschäftigt, blieb ihm nur wenig Muße, seine Zeit mit Bekehrungsplänen zu vertreiben. Diese Sorgen waren der Gesellschaft jetzt so ziemlich allein überlassen.

Fortsetzung der Geschichte der Jesuiten in Frankreich. Kurzer Sieg des Jansenismus. Wiedererhebung der Jesuiten. Untergang des Jansenismus. Die schöne Cadière. Vorboten des Verfalles der Jesuiten.

Als dem Reiche der Tod Ludwig XIV. kund ward, athmete Alles auf einen Augenblick jene peinliche Stille, welche bei den Staaten wie bei einzelnen Personen der Entscheidung über Lebensfragen voraus zu gehen pflegt. Ludwig XV. wurde erst im Jahre 1723 großjährig. Während der fünf Jahre seiner Unmündigkeit war der Herzog von Orleans als Regent bestellt. Wird sich der Herzog den Liberalen anschließen oder den Jesuiten? Wird er die Nationalen beschützen oder ihre Feinde? Das waren die Fragen,

deren Beantwortung die nächste Zukunft bringen mußte.

Der Herzog war ein durchaus negativer Charakter, eine neue Auflage des englischen **Karl II.** Er hatte die Religion vollständig aus seinem Busen gerissen und zugleich auch die Moral vertilgt. Für ihn existirte nichts Heiliges, nichts Unerlaubtes, für ihn gab es kein Verbrechen, keine Tugend, kein Verdienst, kein Laster. Der roheste Epikuräer konnte kein verwerflicheres Privatleben führen als er, denn der Lebensgenuß ging ihm über Alles. Er lebte mit seiner eigenen Tochter, der Herzogin von Berry, in Gattenweise, was mindestens von einer kolossalen Schamlosigkeit zeigte. Ein solcher Mensch war natürlich für jeden Theil zu gewinnen, weil er sich für keinen interessirte und es kam nur darauf an, wer ihn auf seine Seite zu ziehen verstand.

Die ersten Regierungshandlungen des Herzogs waren den Jesuiten entgegen. Er verwies den Beichtvater des verablebten Königs aus Paris, ließ die Kerker der Bastille öffnen, um die unglücklichen Jansenisten dem Leben wieder zurückzugeben und entbot den Kardinal **Noailles** an den Hof, um ihn seiner Gnade und seines Schutzes zu versichern.

Dieser Akt der Gerechtigkeit brachte eine förmliche Revolution in den Gemüthern der Franzosen hervor.

Die Freude der Freunde des Lichtes war unaussprechlich. Man sah auf einmal ein überreiches, ein neues, ungehofftes Leben über das ganze Volk ausgegossen. Wem in Folge seiner Unterschrift über die Annahme der Unigenitusbulle sein Gewissen drückte, der widerrief jetzt öffentlich, da er vom Zwange frei war. Die Universität installirte ihre aus der Bastille entlassenen Professoren wieder und gab ihren Arbeiten an der Civilisation der Nation einen neuen Aufschwung. Die Parlamente endlich vertilgten die Einregistrirung der Privilegien, welche Ludwig XIV. gegen ihr Gutachten den Jesuiten ertheilt hatte. Es herrschte mit einem Worte jener Freiheitsenthusiasmus, wie er uns Alle im Frühlinge 1848 beseelt und beseeligt hat.

Dieser Bewegung waren die Jesuiten stumme Zeugen. Von einer bewunderungswürdigen Klugheit in den Zeiten des Mißgeschickes geleitet, ließen sie ihren Unkenruf jetzt schweigen. Scheu, spähend, Verderben brütend und höhnisch lächelnd über diesen „Volkswahnsinn,“ schlichen sie wie Schattengestalten in die Messen und Niemand beachtete sie. Wir wissen ja, daß das Volk nach seinen Siegen nur Brüder, nur Freunde kennt!

Und wahrlich, sie konnten lachen. Sie waren ja auch nicht besiegt, das Volk befand sich in starkem

Irrthume, wenn es das Gegentheil glaubte. Denn hatten die Jesuiten nicht durch den königlichen Beichtvater die Pfründen vergeben und die kirchlichen Würden vertheilt? Waren sie nicht noch mächtig am Hofe des Papstes, von dem gar mancher Geistliche höhern oder niedern Ranges Beförderung erwartete? O, sie hatten zu gut gearbeitet während der elf und ein halb Dezennien unbeschränkter Herrschaft über das Land, um mit einem Schlage vernichtet zu werden!

Der Jubel war kaum in die Ruhe übergegangen, welche gewöhnlich mit dem Genusse der Freiheit eintritt, als man auch schon in Rouen, in Bourges, Dijon, Besançon, Poitiers, Nantes &c. &c. von den Kanzeln herab gegen den „Verfall der Religion“ eifern hörte. „Diejenigen, welche dermalen den Ton angeben,“ sagte der Jesuit de la Motte, erscheinen vor dem Volke als Heuchler, in der Gestalt gutgesinnter Menschen. Im Grunde aber sind sie von der verworfensten Gattung. Sie führen ein ausgelassenes Leben, sie sind Teufel in Menschengestalt, reißende Wölfe und Tiger, vor welchen man fliehen muß.“

Das war der erste Schritt, um das ungebildete Volk von Neuem gegen die Jansenisten, worunter man bekanntlich jeden Aufgeklärten verstand, zu fanatisiren. Einen zweiten wagte man auf einem gefährlicheren

Gebiete. Man gründete unter den Soldaten eine Betbrüderschaft, die ihrem Namen nach noch heute besteht: es ist die vom geheiligten Herzen Mariä. Man sieht deren Mitgliederlisten in Frankreich in den Kirchen an vergoldeten Tafeln aushängen. Die erste Entdeckung derselben machte die Regierung in dem Regimente de la Bretagne, von dem 40 Gemeine um die Erlaubniß baten, die Meublen ihrer kleinen Capelle auf ihren Märschen mit sich schleppen zu dürfen. „Seit Frankreich Friede hat“ sagten sie in ihrer Bittschrift, „sahen wir mehr als jemals, daß die benachbarten Fürsten, welche uns angriffen, nicht die furchtbarsten Feinde waren, gegen welche wir zu fechten hatten. Wir sahen, daß die Mächte der Finsterniß, Laster und Freigeisterei, bei weitem gefährlichere Feinde seien, die wir besiegen müssen, um den Himmel zu erobern. In dieser Absicht haben wir eine Brüderschaft der Frömmigkeit unter uns errichtet ꝛc.“

Das war eine ganz neue, ja noch mehr, das war eine ganz unglaubliche Erscheinung. Soldaten und Betbrüder! Mein Himmel! In keiner Sprache reimen sich diese beiden Worte auf einander! Aber die Sache ward ernsthafter. Als das Regiment de Louville durch Blois marschirte, hielten 30 Brüder in der Jesuitenkirche Privatgottesdienst und wurden dann im

Kollegium festlich bewirthet. Drei andere Regimenter, welche auf Macon zu im Anmarsche waren, empfingen die ihnen entgegenkommenden Jesuiten mit klingendem Spiele, gingen dann in deren Kirche und erhielten den Segen mit der Monstranze. Alle diese Umstände machten die Regierung und die Jansenisten aufmerksam. Die Jesuiten gingen jedoch immer weiter. Sie ließen ihre Minen auch in Paris springen. Sie hauchten dem weiblichen Geschlechte und unter diesem vorzugsweise den Nonnen den brennendsten Zelotismus für ihre Sache ein, so daß diese endlich den Verfügungen der Bischöfe Widerstand entgegen setzten. Das bewog den Kardinal Noailles, den Jesuiten alle geistlichen Geschäfte zu untersagen. Damit waren also die beiden Parteien von Neuem auf die Mensur gestellt.

Der Eifer einiger freidenkender Bischöfe verdarb indessen für den Augenblick die Sache der Jansenisten. Noailles hatte sich bisher in Bezug auf die Unigenitus-Bulle ganz ruhig verhalten. Er erachtete es für die weiseste Politik, sie mit Vergessenheit zu bedecken. Damit war aber ein Theil seiner Regierungsgenossen nicht zufrieden. Sie wollten eine förmliche Zurückweisung der Bulle und tadelten aus diesem Grunde sein Zuwarten. Zu den Drängern schien selbst

die Sorbonne zu gehören, welche dem Kardinal einen ungemein feierlichen Besuch machte.

Noailles war also mehr als je in Verlegenheit. Aber immer weise, stellte er weder seine Stellung noch seine Sache durch unüberlegte Schritte bloß. Er berief eine Versammlung der Bischöfe, Erzbischöfe und Kardinäle nach Paris, um sich von deren Gesinnungen zu überzeugen. Leider machte er traurige Entdeckungen. Nur wenige hatten den Muth mit Rom entschieden brechen zu wollen. Die Uebrigen begehrten zum Theil die unbeschränkte, zum Theil die bedingungsweise Annahme der Bulle und eine dritte Partei verlangte nur noch gewisse erklärende Zusätze zu derselben. Alle Bemühungen des Erzbischofs, die vier verschiedenen Parteien unter einen Hut zu bringen, scheiterten an ihrer Starrheit.

Da faßten sich endlich die Bischöfe von Mirepoix, Senez, Montpellier und Boulogne ein Herz und appellirten im Jahre 1717 an eine allgemeine Kirchenversammlung der katholischen Christenheit. Die Zögernden erschracken und in der That war durch diese Berufung der katholischen Christenheit der Feuerbrand in Kirche und Staat geworfen, jedoch nicht um zu zerstören, sondern, was freilich Wenige begriffen, um zu verjüngen.

Ein so schwacher Mensch, wie der Herzog von Orleans, der die Jansenisten bisher blos darum begünstigt und die Jesuiten nur in der Absicht unterdrückt hatte, um die Kämpfe in der Kirche zu beendigen, mußte durch die Appellation unendlich beunruhigt werden. Das hatten die Patrone der Jesuiten, die Kardinäle Rohan und Bissy nicht so bald bemerkt, als sie auch schon dem Regenten vorstellig machten, wie die Einigkeit in der Kirche nimmermehr hergestellt werden könne, so lange die Jansenisten mit solcher Kühnheit ihr Haupt erheben dürften. Damit stimmte natürlich auch der päpstliche Gesandte, Kardinal Tolomei überein, mit dessen Hofe der Herzog aus politischen Gründen einig bleiben zu müssen glaubte. Und wenn diese drei Intriguanten dennoch irgend ein Bedenken im Herzoge hätten übrig lassen können, so entfernte es der Abbé Dubois vollends, der ehemalige Lehrer und nunmehrige allmächtige Favorit desselben, „einer der verworfensten Menschen unter der Sonne," welcher, um den Glanz seiner Macht zu vermehren, nach dem Kardinalshut strebte, und deshalb die Partei des Papstes ergriff.

Jetzt endlich zu Ende 1720 ward die Bulle in die Parlamentsregister eingetragen! Die Jesuiten hatten ihren Zweck erreicht und die Jansenisten wanderten

entweder flüchtig über die Grenzen des Heimathlandes oder in das Todtenreich der Bastillen! Vergeblich stellte sich nunmehr der gefürchtete, weil geachtete Noailles mit Entschiedenheit auf die Seite seiner unterliegenden Freunde. Er mußte sich noch glücklich schätzen, daß er ihr Loos nicht theilte.

Es ist eine gewöhnliche Erfahrung, daß in der Sache, welche verfolgt wird, sei sie auch noch so phantastisch, gerade durch die Verfolgung die meisten Anhänger erworben werden. Anfangs wird die Neugierde des Volkes erregt, weil es glaubt, daß das, was man vernichten will, etwas Reelles, etwas Wahres und zugleich etwas Bedeutendes sein muß; dann erzeugt das instinktartige Bewußtsein, daß jeder Gedanke das Recht hat, ausgesprochen, behauptet und vertheidigt zu werden, seine Sympathieen und zuletzt entsteht aus der häufigen Beschäftigung mit ihr ganz unbemerkt eine Parteinahme.

So erging es auch mit dem Jansenismus. Seine Häupter irrten im Auslande umher oder saßen, wie z. B. der gelehrte Bischof von Senez in der Bastille, während er in das Volk herabstieg. Freilich war der Jansenismus jetzt keineswegs mehr jenes sinnlose Gespennst, welches einst die Jesuiten aus dem Augustinus des Jansenius herauszauberten. Die Streitigkeiten und

Ereignisse der letzten Zeit hatten ihm einen Gehalt gegeben, weshalb man jetzt alle Bestrebungen darunter begriff, welche darauf abzielten, die Autorität des Papstes unter den Ausspruch allgemeiner Kirchenkonzilien zu stellen. In dieser neuen Gestalt war er also ein Anschritt zu einer Reformation der katholischen Kirche.

Unglücklicher Weise ward ihm durch unsinnige Schwärmer der Lebensathem ausgeblasen. Ich sage unglücklicher Weise und wiederhole dieses Wort. Denn mitten unter den Franzosen, prüfender Beobachter ihres kirchlichen und politischen Lebens, schwebt keine Ueberzeugung klarer vor meiner Seele, als die, daß das französische Gemeinwesen nur dann eine feste Basis erhalten kann, wenn sich das Volk in religiöser Beziehung frei gemacht und dem Einflusse des Pfaffen- und Jesuitenthumes für immer entzogen hat.

Die Appellanten wirkten auf einmal Wunder! Eine Frau ward durch den Anblick der Monstranze, die ein Appellant trug, vom Blutlauf kurirt. Sofort traten der Bischof Witmarsmann in Utrecht, ein Kanoniker Gerhardt Ruß und in Paris ein gewisser François Paris — alles Appellanten — als Wundermänner auf. Ihre Mirakel setzte alle Welt in Staunen, namentlich die des Paris, der die Leute schon durch sein cynisches Leben anzog. Er verkaufte

Alles was er hatte, gab den Erlös an Arme, ging im ekelhaftesten Anzuge betteln und vertheilte dann den Erlös an seine Kameraden; aß nur an den Festtagen Kräuter, denn an den übrigen Tagen genoß er trocknes Brod, das er nie schlecht genug erhalten konnte — und zuletzt lebte er mit einem Verrückten in einem Loche, von dem er sich um Jesu Christi Willen kratzen, raufen und schlagen ließ. Wahnsinn und Glaube sind immer Hand in Hand gegangen, aber fast zu keiner Zeit mehr, als in dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Als Paris gestorben war, riß man sich um seine Lumpen, die man als heilige Reliquien verehrte und sein Grab ward eine wunderthätige Wallfahrtsstätte. Sie wurde so häufig besucht und von Visionären, Konvulsionären und anderen christlichen Taschenspielern mit solchem Skandale ausgebeutet, daß die Jesuiten sich ein wahres Verdienst erwarben, indem sie endlich ein Verbot gegen den Unsinn auswirkten.

Im Uebrigen spielten sie dabei die Rolle eines ergrimmten stillen Zuschauers. Sie konnten aber nicht wohl mehr thun. Das Vernünftigste wäre gewesen, den Glauben an Wunder lächerlich zu machen. Allein wie konnten das Priester der katholischen Kirche, deren Heilige sämmtlich sich nur durch Mirakle den Platz im

römischen Kalender erworben hatten? Wie konnten sie es, die selbst noch täglich mit Reliquien von den Heiligen ihres Ordens Wunder wirkten? Zwar versuchten sie durch die Aufstellung der Frage: ob auch der Teufel im Menschen Wunder hervorbringen könne, die sie natürlich bejahend beantworteten, einen Ausweg zu finden. Da indessen das Mittel nicht anschlug, mußten sie sich hinter die Gesetze verbergen, um gegen den ihnen diesmal gefährlichen Wahnsinn zu arbeiten.

Es ist heute fast unglaublich, daß selbst die Gelehrten Frankreichs eine Zeit lang die Wunderkraft des Paris mit einem maßlosen Eifer vertheidigen konnten. Inzwischen wird es begreiflich, wenn man erwägt, daß die Gelehrsamkeit in Frankreich sich allernächst nur auf dem schöngeistigen Gebiete bewegte. Jeder der die Fabeln Lafontaines gelesen hat, bewundert sicherlich die veredelte Natur, die aus ihnen spricht, die einfachen und doch tiefen Anschauungen des Dichters und in der Form die Meisterschaft seines glänzenden Genies. Nun — Lafontaine war schon ein Fünfziger, als er die erste Bibel sah und als alter Mann ließ er sich von einem Jesuiten überreden, seine Gedichte, die alle Welt verehrte, als abscheuliche Ausgeburten eines gottlosen Herzens zu betrachten, so daß er gelobte, fortan ein

härenes Bußhemde zu tragen und seine Verse nur der „größern Ehre Gottes" zu weihn.

Der Wunderrausch dauerte nicht lange. Sobald er verflogen war, lachte man darüber und schämte sich fortan zu bekennen, daß man den Appellanten angehörte. Hätte Noailles in Paris nicht den Appellanten geachtet, so hätte er vielleicht die Ehre seiner Partei gerettet. So aber schwieg er und als er starb folgte ihm Christoph von Beaumont, eine durch und durch jesuitische Kreatur, der mit solchem Fanatismus gegen seine Gegner wüthete, daß ihn der seiner Partei doch sehr günstige Hof mehrere Male aus Paris verweisen mußte.

So elend also endete eine große Idee! Vielleicht daß sie in desto größerer Glorie wieder aufersteht.

Später glich die schöngeistige Wissenschaft ihre Verirrung wieder aus. Racine schrieb seinen „Tartuffe," der der frommen Gesellschaft stark zu Leibe ging. Die Folgen müssen sehr empfindlich sein, denn die Jesuiten erwirkten ein Verbot gegen die Aufführung des Stückes.

Wieder nach allen Seiten hin Sieger hätten die Loyoliten nun auf ihren Lorbeeren ausruhen können. Dem sollte jedoch nicht so sein. Es erhob sich eine Anklage gegen einen ihrer Angehörigen, wegen eines

Verbrechens, das in den Annalen der französischen Kriminalistik bis jetzt nicht seines Gleichen hatte und deshalb die Aufmerksamkeit nicht nur des ganzen französischen Reiches, sondern auch der benachbarten Nationen auf sich zog.

In Toulon lebte nämlich ein Mädchen, das wegen ihrer wahrhaft seltenen Schönheit von Allen bewundert und wegen seiner religiösen Schwärmerei von den untern Klassen als eine Heilige verehrt ward. Sie war die Tochter des Parlamentsrathes Cadière und zählte im Jahre 1728 neunzehn Jahre.

Dieses Mädchen, von Allen la belle (die schöne) Cadière, genannt, lernte um diese Zeit der Pater Baptist Girard kennen, welcher dem Jesuitenkollegium jener Stadt als Rektor vorstand und wegen seiner rührenden Predigten so beliebt war, daß sich die Damen alt und jung zu ihm drängten, um von ihm als Beichtkinder angenommen zu werden. Außer seinem Talente hatte ihn auch sein frommer Wandel einen Ruf erworben, denn auch ihn pries man heilig.

Keine seiner Beichttöchter schien indessen so glücklich zu sein als Katharine. Mit ihr verkehrte er am längsten im Beichtstuhle, mit ihr saß er am häufigsten, und später bemerkte man sogar, daß er sie im Hause besuchte.

Die Welt ist in solchen Dingen zu allen Zeiten dieselbe gewesen. Die anderen jungen Schönen Toulons, welche Katharine Cadière wegen ihrer körperlichen Vorzüge beneideten und wohl auch wegen der häufigen Bewerbungen angesehener und reicher junger Männer um ihre Hand scheel auf sie sahen, zischelten sich in die Ohren, daß es mit den vielen Beichten derselben unmöglich so recht richtig zugehe, zumal sie ja des ganzen Tages hindurch betete und also sich gar keiner Sünde schuldig machen konnte. Vor dem gemeinen Volke mußten freilich solche Vermuthungen geheim gehalten werden, denn seit ihre Berührung das Kind eines Schiffers gesund gemacht, würde die geringste Beleidigung derselben von der ganzen Schifferschaft gerächt worden sein.

Inzwischen schwiegen endlich diese übelwollenden Stimmen. Es gingen drei Jahre hin, Katharine Cadière ging täglich zum Abendmahl, empfing die Besuche ihres Seelsorgers, und rehabilitirte sich in dieser Zeit nicht nur durch die Zurückweisung aller Heirathsanträge in den Augen ihrer Neiderinnen wieder, sondern erwarb sich auch durch das sichtbare Hinwelken ihrer ehemals so vollendeten Formen die Sympathieen aller derer, welche sich gegen sie über eine allzu

ungerechte Vernachlässigung der Natur zu beklagen gehabt hatten.

Allein im Jahre 1731 erhoben sich die Verdächtigungen von Neuem. Anfangs zirkulirten sie unbestimmt und allgemein, so daß man sich nur soviel daraus nehmen konnte, es sei aus der wunderthätigen Heiligen eine ganz gewöhnliche Gefallene geworden. Nach und nach nahmen die Gerüchte eine festere Gestaltung an. Sie setzten hinzu, die belle Cadière habe noch überdies eine Frühgeburt herbeigeführt und schlüßlich machte die Bekanntmachung des Tribunals allem Zweifel ein Ende, denn es rief den Pater Girard und die Cadière vor sein Forum.

Am Tage der Verhandlung umgaben ungeheure Volksmassen das Parlamentshaus. Schon am vorigen Abende stellten sich die Neugierigen vor demselben auf, und wichen bis zur Entscheidung des Prozesses nicht von dem Platze. Um einem Aufstande vorzubeugen, wurde Militär aufgestellt und Alles vorbereitet, was zur Aufrechthaltung der Ruhe beitragen konnte. So sehr war das Interesse des Volkes mit der Sache verflochten, welche eben entschieden werden sollte, und so sehr hielt es das Volk bei der bekannten Allmacht des Ordens nöthig, die Unparteilichkeit der Richter zu überwachen.

Inzwischen gestattete man nur Wenigen Zeuge der Verhandlungen zu sein. Man ließ blos die Angesehensten der Stadt auf die Zuschauerplätze und außer diesen Leute, welche den Prozeß aus wissenschaftlichen Beweggründen ihre Aufmerksamkeit schenkten. Aus den Aussagen der Cadière und der Zeugen ergab sich Folgendes:

Katharine Cadière hatte sich ungefähr zwei Monate lang ihrem neuen Beichtvater angeschlossen, als er in einem auffälligen Tone mit ihr zu sprechen begann. Er sagte ihr, daß Gott etwas Großes mit ihr vorhabe, daß er ein Opfer von ihr verlange und daß sie sich Gott ganz hingeben müsse. Dann setzte er zuweilen fragend hinzu: wollen Sie sich mir überlassen? und als er diese Frage eines Tages wiederholte, neigte er sich zu ihr herab und küßte der Beichtenden den schönen blühenden Mund. In diesem Augenblicke strömte ein unbekanntes Feuer durch ihre Adern und wie in einen Zustand himmlischer Trunkenheit versenkt, gab sie ihm ein „Ja“ zur Antwort. Es war das Erwachen der ersten Liebe, das die Pulse dieses so unerfahrenen wie unschuldigen Herzen klopfen machte.

Nun befahl ihr Girard alle Tage in verschiedenen Kirchen das heilige Abendmahl zu genießen, unaufhörlich zu beten und ihm täglich in der Beichte über ih=

ren Zustand Rechenschaft zu geben. Bei dieser letzten Handlung entflammte er durch Küsse ihre Begierden und schraubte ihre Einbildungskraft mit kalter Berechnung bis zur Extase.

Jetzt sah sie Erscheinungen, bald himmlische, bald höllische, welche sie ängstigten. Das Beten, d. h. das Denken ward ihr zum Ekel und in diesem Zustande geistiger Auflösung, der noch durch die stete Aufregung der Sinnlichkeit erhöht ward, empfand sie unendliches Weh.

Das ist der Ausgangspunkt, den die Jesuiten bei jedem Menschen zu erreichen suchen, welchen sie unbeschränkt beherrschen wollen, und der eigentliche Zweck ihrer geistlichen Exerzitien, die, wie wir im ersten Bande gezeigt haben, weiter nichts, als eine Aufzeichnung und systematische Zusammenstellung der Handlungen sind, durch welche sich Ignaz zum Visionär machte. Diese Geistessituation muß vermöge eines psychologischen Gesetzes stets eintreten, wenn man das Begriffs-, Urtheils- und Willensvermögen unterdrückt und der dadurch gänzlich entfesselten Phantasie das Reich des Innern übergibt. Es gibt keinen Menschen, der sich rühmen könnte, nach der vierzigtägigen Anwendung der Exerzitien nicht zu unterliegen. Ludwig XIV. Willensstärke und klaren Geist brach man, indem man ihn

alle Genüsse der Wollust erschöpfen ließ. Als dies geschehen, war er gewonnen!

Eines Tages glaubte die belle Cadière, die Seele eines Todsünders zu hören, welche ihr zurief: Wenn Du mich aus meinem elenden Zustand erretten willst, so mußt Du Dich ein ganzes Jahr hindurch vom Satan in Besitz nehmen lassen. Das unglückliche Mädchen erschrack vor Entsetzen. Aber Girard erklärte ihr, daß sie die verdammte Seele erlösen müsse. Er hörte deshalb sogleich ihre Beichte und ließ sie schwören: Alles zu sagen, zu thun und zu dulden, was man von ihr verlangen werde. Von diesem Momente an fiel das Mädchen in einen Wahnsinn, in welchem sie fluchte und tobte und sich in der That vom Teufel besessen glaubte. Ihre alte Mutter schüttelte anfangs darüber bedenklich den Kopf, allein Girard stellte ihr vor, daß ihre Tochter eine Heilige sei und da sie den frommen Pater selbst nichts weniger als weltliche Absichten zutraute, beruhigte sie sich wieder.

Mit dem Wahnsinn der schönen Cadière, an den sich häufige Ohnmachten anschlossen, hatte Girard seine Absichten erreicht. Er schloß sich häufig mit ihr ein und befriedigte während ihrer Bewußtlosigkeit seine Lüste. Wenn sie erwachte, — sagte sie aus, — befand sie sich stets in einer „unschicklichen Lage" und da sie

ich darüber gegen ihren Beichtvater beschwerte, erhielt
ie die tröstende Antwort, daß sie sich keinen Kummer
machen dürfe, denn sie müsse ihn als „Gott" betrach-
en und sich selbst vergessen; ein tugendhafter Wandel
eilige alles Uebrige.

Endlich fühlte sich das arme Kind schwanger!
Das schien den Jesuiten nur noch rasender zu machen.
Es schossen ihr an den Brüsten und am ganzen Leibe
leine Blätterchen auf, welche sie durch Pflaster zu
eilen suchte. Aber der Jesuit riß die Pflaster herun-
er. Er erklärte diese Krankheitserscheinung für einen
Beweis göttlicher Gnade und küßte und betastete die
Stigmate mit frommer Inbrunst.

Und selbst das letzte Geheimniß, was ein tugend-
aftes Weib vor dem Manne verbirgt, mußte er ihr
auben. Da sie doch noch zuweilen von einem Ue-
erreſt des natürlichen Instinktes getrieben, seinen un-
euschen Forderungen einen Schatten von Widerstand
ntgegensetzte, belegte er sie mit Strafen, die ihn die-
em Ziele näher führten. Eines Tages gebot er ihr,
ich vollständig zu entkleiden, um ihr einige Hiebe
er Züchtigung auf den bloßen Leib zu geben. Das
Mädchen fiel bei diesem Verlangen in Ohnmacht, al-
ein der Grausame bestand auf der Vollziehung der
Strafe. Nachdem sie wieder zu sich gekommen, zog er

ihr mit eigener Hand die letzte Hülle aus und küßte und umarmte sie. Vorher hatte sie ihm schwören müssen gegen keinen Menschen von dieser Züchtigungsweise zu sprechen, denn „wenn Sie Etwas davon sagten,“ fügte er hinzu, „würden Sie mich verderben.“

Inzwischen rückte der Schwangerschaftszustand immer weiter vor und machte den Jesuiten ängstlich. Er verordnete deshalb seinem Opfer, „ein gemischtes Wasser“ zu trinken, in Folge dessen nach einigen Tagen ein großer Blutverlust eintrat, der fast eine ganze Woche dauerte. Während dieser Zeit wich er nicht von ihr. Endlich ließ sich eine kleine Fleischmasse bemerken. Der Jesuit trat damit an das Fenster, um sie genau zu prüfen und als die Cadière der Magd befahl, das Blutgefäß zu entleeren, machte er ihr die bittersten Vorwürfe, „daß sie so unklug sei, derselben ein solches Geheimniß anzuvertrauen.“

Es ist begreiflich, daß das Mädchen durch diese jesuitische Kur bedeutend geschwächt war. Sie hatte nach Girard's eigener Angabe nach und nach über zwanzig Pfund Blut verloren. Ihre Mutter wollte deshalb Aerzte zu Rathe ziehen, aber der Beichtvater versicherte der bigotten Frau, daß das Leiden ihrer Tochter nicht aus natürlichen Ursachen herrühre und daher auch von keinem Gelehrten der Medizin geheilt

werden könne. Um sich jedoch für alle Fälle sicher zu stellen, brachte er sie in ein Kloster, wo er anfangs seine Besuche bei verschlossenen Thüren fortsetzte und, als ihm dies später die aufmerksame Aebtissin nicht mehr gestattete, Tagelang vor dem Sprachgitter zubrachte, das er mit dem Messer so einrichtete, um seinem Beichtkinde auch jetzt noch die Disziplin geben zu können.

Dieses — jedenfalls genußlose — Zuwarten machte den geilen Menschen endlich müde. Er fand einen andern Gegenstand für seine Leidenschaft und beschloß die Cadière aus dem Kloster zu Ollioulles wegzunehmen und in das Karthäuserstift nach Lyon zu thun.

Von jetzt an interessirte sich das Volk und der Bischof von Toulon um die Unglückliche.

Ersterer wollte nicht leiden, daß man dieses Muster der Frömmigkeit aus seinem Sprengel entferne und verbot ihr, ohne Zweifel durch das Gerede der Leute von ihrem Verhältnisse zu Girard unterrichtet, sich desselben ferner als Beichtiger zu bedienen. Er holte sie mit seinem eigenen Wagen aus dem Kloster und brachte sie auf ein Landhaus, wo sie genesen sollte. Hier schien der Unglücklichen der Verstand wieder aufzugehen. Ungeachtet ihrer Gelübde des Schweigens

entdeckte sie ihrem neuen Beichtvater Alles, und willigte selbst ein, ihre Beichte vor Zeugen zu wiederholen.

Die Jesuiten zitterten, das ganze Priesterthum schrack zusammen. Aber noch war die Angelegenheit in den Händen des letzteren selbst und der Bischof ließ sich bewegen, die Sache niederzuschlagen. Bei genauerer Ueberlegung hielten es indessen die Jesuiten gerathener, die Sache jetzt zu einer Entscheidung kommen zu lassen, denn sie hatten die Richter des Parlaments so ziemlich auf ihrer Seite, was vielleicht, wenn der Prozeß später dennoch anhängig wurde, nicht der Fall gewesen wäre. Sie trugen also selbst auf Einleitung der Untersuchung an. Der Offizial nahm die Anklagende ins Verhör, da er aber ihre Aussagen theils gar nicht, theils falsch niederschrieb, legte sie noch desselben Tages ein vollständiges Bekenntniß vor dem Kriminaltribunal des Parlaments ab. Der Prozeß hatte also begonnen. Um die Cadière einstweilen in Gewahrsam zu nehmen, wie dies sonst mit den Anklägern in wichtigen Kriminalsachen häufig geschah, schaffte man sie in das Kloster der Ursulinerinnen. Das war eine niederträchtige Verrätherei, denn dieses Kloster stand unter der geistlichen Aufsicht der Jesuiten, und diese hatten sonach ihre Feindin gänzlich in ihrer Gewalt. Sie hatte unendlich von ihnen zu leiden. Man verweigerte

ihr, um sie weich zu machen, die Sakramente. Es läßt sich denken, was das bei dem frommen Kinde heißen wollte. Dennoch blieb sie sich während der ersten beiden Tage in ihren Aussagen treu. Am dritten Tage aber widerrief sie.

Da dieser Widerruf auf unzusammenhängende Weise geschah, behaupteten die Feinde der Jesuiten, daß man ihr ein betäubendes Getränke beigebracht. Man braucht indessen nicht so weit zu gehen, um sich denselben zu erklären. Sie war durch Drohungen und Mißhandlungen bearbeitet und da sie in ihrer Unerfahrenheit weder Heuchelei noch Lüge kannte, überdies aber ihr Unrecht empfinden mochte, so ist ihr Benehmen bei dem Widerrufe leicht zu erklären. Der sicherste Beweisgrund aber, daß die Zurücknahme ihrer früheren Aussage ein Werk der Jesuiten gewesen, war ihre Anklage gegen den Prior der Karmeliter, dem Oberen ihres letzten Beichtigers, und gegen ihre beiden Brüder, die Geistliche waren. Sie beschuldigte dieselben sie zu ihren ersten Aussagen veranlaßt zu haben.

Die Jesuiten frohlockten schon. Leider war es noch Etwas zu früh. Die Cadière nahm ihren Widerruf zurück und beschwor die früheren Aussagen, auch hatte Girard schon gestanden, daß sie zuweilen in Ohnmacht gefallen, daß er sich öfters mit ihr ein=

geschlossen, daß er ihre Schweren, besonders die unter der Brust, geküßt, daß er ihr Wasser zu trinken gegeben, als sie über ihre weibliche Unregelmäßigkeit geklagt und daß er endlich das ihr entflossene Blut untersucht habe.

Alle diese Anklagen waren bis auf einer einzigen auch noch durch Zeugen bewiesen.

Der Jesuit beobachtete eine kecke Haltung. Er geberdete sich wie ein Mann, der das größte Recht zu diesen Handlungen hatte und ging über den Punkt, der ihn am meisten verdächtigen mußte — das Küssen der Stigmate — mit einer Leichtigkeit hinweg, die nur einem Mitgliede seines Ordens möglich sein konnte. Er berief sich nämlich auf das Beispiel der Heiligen, welche, wie u. A. Xavier in Venedig, gleichfalls durch das Küssen von Geschwüren und durch das Aussaugen des Eiters aus denselben ihr Fleisch abgetödtet hätten! —

Die Menge harrte noch geduldig vor dem Palaste der Gerechtigkeit. Sie hatte die belle Cadière, die trotz aller Leiden, welche auf ihrem blassen Antlitz lagen, noch immer diesen Namen verdiente, mit Ehrerbietung durch ihre Reihen schreiten sehen und es hatte jedes Herz den Schlag eines elektrischen Funkens empfunden, als der Schleier, welcher ihr Gesicht bedeckte,

von ihrer zarten Hand zurückgeworfen worden war. Dagegen hoffte es vergeblich, auch den Angeklagten zu sehen. Man hatte ihn früher kommen lassen, um ihn beim Durchschreiten durch die Volksmassen deren Rache nicht auszusetzen. Endlich öffneten sich die Thüren. Das Urtheil war gesprochen.... Hatte das Gericht gerecht gerichtet? Bald ging es von Munde zu Munde: der Jesuite Girard ist unbedingt freigesprochen und dem geistlichen Gerichte überwiesen; die belle Cadière in die Kosten verurtheilt, der Karmeliterprior und ihre Brüder der Haft entlassen, die Aktensammlung des Prozesses aber — vertilgt worden! — „Des Volkes Stimme“ sagt man „ist Gottes Stimme.“ Wenn dieses heute und zu allen Zeiten von der Tyrannei bestrittene Sprüchwort so wahr ist, als wir glauben, da es uns die Geschichte tausendfach beweist, so war Girard's Freisprechung eine doppelte Verurtheilung. Denn das Volk brach mit unsäglicher Wuth gegen die Richter los. Mehreren Parlamentsräthen, die es für bestochen hielt, zerschlug es die Thüren und Fenster, schon trug es Holz herbei, um das Jesuitenkolleg in Brand zu stecken, welches nur mit großer Anstrengung gerettet wurde, und endlich drohte es mehrere Monate lang jeden Jesuiten, der sich öffentlich sehen ließ, todt zu schlagen. Besonders Girard durfte sich nie wieder erblicken

lassen! Der Haß, den ein gerechtes Urtheil nur an die Person des Verbrechers geheftet haben würde, ward also durch die Verdorbenheit der Justiz gegen den ganzen Orden gelenkt und beutete die Anklagepunkte mit all der Strenge aus, welche stets die Verletzung des Rechtsgefühls nach sich zieht. Deshalb erschien in kurzer Zeit der Prozeß der belle Cadière in allerlei Ausgaben und ward eine Zeit lang die einzige Lektüre der Nation. Diese bestätigte das Urtheil des Volkes von Toulon und machte sich mit dem Gedanken einer Unterdrückung des Ordens vertraut. Der Orden hatte damit auf immer aufgehört, auch nur die geringste Achtung zu genießen, und durfte den Pater Girard als den Helden des Vorspiels seiner Vertreibung aus Frankreich ansehen.

Portugal. Johann V. Die Akademie der Geschichte. Vorboten des Verfalls der Jesuiten.

Seit langer Zeit lächelte dem portugiesischen Volke das erste Mal wieder das Glück, einen Monarchen auf seinem Throne zu sehen, der, das Gesicht der Zukunft zugekehrt, das Wohl des Reiches im Fortschritte erblickte.

Johann V. war kein Mann seiner Sitte, wie sie um jene Zeit am französischen Hofe und in Italien herrschte. Aber desto unverdorbener war sein Herz, desto kräftiger sein Geist und desto fester sein Wille. Gegen solche Entschädigung verzieh man ihm gern die rauhe Außenseite, welche allerdings mehr einem Waffenknechte als einem Könige anzugehören schien, der die offenbarsten Beweise seiner Liebe zur Wissenschaft gab und die Aufklärung seiner Unterthanen nach allen Kräften beförderte.

Der König begann seine Regierung sogleich damit, daß er seine Lehrer und Beichtväter vom Hofe entfernte. Es geschah dies gegen seine Gewohnheit mit möglichster Schonung, was allein schon der Umstand beweist, daß er seinen Geschwistern und Hofleuten nicht die geringste Zumuthung machte, seinem Beispiele nachzufolgen. Nichtsdestoweniger fühlten sich die Jesuiten dadurch äußerst gekränkt. Denn was hieß es denn, was heißt es denn heute noch: Beichtvater eines katholischen Fürsten zu sein? Es hieß und heißt: Regent sein. Glaube Niemand, daß dies zuviel gesagt sei. Wenn ein Ludwig XIV., der an Geisteskräften nur seinen Vorgängern Franz I. und Heinrich IV. nachstand und alle früheren und späteren Könige Frankreichs übertraf, — wenn ein solcher Mann das Werkzeug der Jesuiten werden konnte, so ist es nur allzu begreiflich, daß mittelmäßige Köpfe und Stümper, welche Gottes Gnade so häufig zu Königen „schuf" und noch „schafft," den Krallen der Jesuiten viel weniger entgehen konnten und entgehen können.

Den Loyoliten war also die Regierung eines Reiches geraubt, dessen Verlust sie mit Recht tiefschmerzend empfanden, da Portugal zu jener Zeit durch seine Kolonieen noch immer zu den angesehensten Staaten zählte.

Diese erste Regierungshandlung Johann V. war indessen nur der Anfang wichtigerer Reformen. Obgleich, wie gesagt, von den Jesuiten dem Herkommen seines Hofes gemäß erzogen und deshalb an eigenem Wissen arm, offenbarte er jene glühende Liebe zur Wissenschaft, die wir nur bei den Menschen beobachten, welche, mit einem unendlich bildungsfähigen Geiste begabt, in Folge einer unglücklichen Fügung selbst nicht zur Wissenschaft gelangten und daher den Zauber ihrer Reize blos ahnen, blos entfernt empfinden.

Deshalb stiftete er vor Allem eine Akademie für die vaterländische Geschichte, rief fremde Gelehrte herbei und öffnete ihnen die Archive des Staates, um Alles an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, was warnend, mahnend oder ermuthigend dem Volke zur Lehre dienen konnte.

Nachdem einmal dieser Mittelpunkt geistigen Lebens geschaffen war, mußte eine Verbesserung nach der andern folgen und ein Herz nach dem andern für den Fortschritt des Gedankens gewonnen werden.

Die Aufgabe der Akademie war freilich keine leichte. Sie sollte die Geschichte Portugals schreiben. Aber mein Himmel! Hatte denn dieses Land, hatte diese Nation eine Geschichte? Hatten die Könige Portugals eine Geschichte? Ihre Geschichte war die der Sklaven

und diese ist immer nur ein Theil der seines Herrn! Die Jesuiten also, die das Staatsruder seit des heiligen Xavier's Zeiten höchstens auf Augenblicke aus den Händen gegeben und in der Regierung wie in der Kirche, der Schule und den höhern Bildungsanstalten des Landes unumschränkt geherrscht, — nur sie, die stets die handelnden Personen gewesen, während das Volk und seine Fürsten als Werkzeuge dienten, hatten in Portugal eine Geschichte! Und diese Geschichte mußte ein Richterspruch über die heilige Gesellschaft werden, der sie verdammte. Denn mochte man die Civilisation mit den Jahrhunderten vergleichen, wo die Universität von Coimbra noch blühte, mochte man die Ausdehnung der königlichen Rechte dem päpstlichen Stuhle gegenüber mit jener früherer Zeiten zusammenhalten, mochte man die Statistik des geistlichen Besitzthumes, die Bilanz des Handels und den gesammten Nationalwohlstand der Gegenwart mit der vorjesuitischen Epoche, neben einanderstellen, — Alles bewies, daß der Orden ein schlechter, und noch obendrein ungetreuer Haushalter gewesen!

Der Orden erkannte die Gefahr, welche ihm drohte, in ihrer ganzen Größe. Seine Angehörigen setzten darum alte Freunde am Hofe in Bewegung und trieben den hohen Adel, die hohe Geistlichkeit, die hohen

Würdenträger des Staates — mit einem Worte: Alle, denen man einigen Einfluß zutrauen konnte, an, den König von seinem verderblichen Wege abzubringen. Man irrte sich indessen sehr, wenn man glaubte, durch die Verwendung sogenannter Großen bei dem Könige Etwas auszurichten. Die Patrone der Loyoliten wurden von Johann V. mit Fußtritten bewillkommnet und mit Stockprügeln entlassen, und gar bald wagte es Niemand mehr, dem Monarchen gegen seine Beschlüsse Vorstellungen zu machen.

Die Akademie setzte also ihre Arbeiten ohne Störung fort. Sie untersuchte die Bibliotheken, und glaubte wenigstens die ungefährlichsten Werke der humanen Wissenschaften zu finden. Aber nichts — nichts konnte sie entdecken. Seitdem die Jesuiten den Katalog der verbotenen Bücher in Portugal eingeführt und fortgesetzt hatten, genossen nur noch ihre eigenen Produkte das Recht von der Nation gelesen und in den öffentlichen Bibliotheken aufgestellt zu werden. Daran hätte Johann vielleicht nie gedacht. Aber es kostete der Akademie nur ein Wort und er wies sogleich bedeutende Summen zum Ankaufe ausländischer Werke an, um so schnell wie möglich dem fühlbarsten Mangel abzuhelfen.

Bis jetzt waren alle Beschäftigungen der Akademie blos vorbereitend gewesen. Sie beschränkten sich auf

das Gebiet der Betrachtung, welche vorzugsweise die Vergangenheit zum Gegenstande hatte. Offenbar mußte die Gesellschaft Jesu auch dadurch auf die Dauer zu Grunde gerichtet werden. Allein so lange sie nicht in ihrem unmittelbaren Einflusse auf das Volk beschränkt wurde, mochte sie immer noch hoffen, denn sie befand sich dadurch in der Lage, das Gift der Aufklärung, welches dem Nationalkörper von oben herab eingeflößt wurde, durch alle nur möglichen Gegenmittel unschädlich zu machen.

Doch auch dieser Einfluß ward ihnen genommen. Die Akademie gab eine Schrift heraus, in der sie „die beste Art zu studiren, um nach den Bedürfnissen des Reiches dem Staate und zugleich der Kirche nützlich zu sein," auseinander setzte. Es läßt sich denken, daß die beste Art des Studiums mit der Erziehungs-Methodik der Jesuiten nicht übereinstimmte. Die größten Männer jener Zeit, welche gleichwohl beinahe alle in Jesuitenschulen gebildet worden waren, sprachen sich dagegen aus und stimmten in dem Urtheile überein, daß die Pedanterie, der Formelgram, die Beschränkung der Lehrgegenstände und ihre seichte, oberflächliche Behandlung nothwendig den talentvollsten Schüler geistig abtödten müsse, wenn er nicht selbst Mittel finde, sich zu retten. Denn die große Hochachtung des Volkes

vor den Jesuitenschulen beruhe blos auf den bestechenden Schein der öffentlichen Disputationen, die noch obendrein im unerträglichsten Latein gehalten wurden, — sowie auf den Glanz ihrer theatralischen Aufführungen. Und wenn dennoch die Schüler mit unendlicher Liebe an den Schulen hingen, so habe dies darin seinen Grund, daß die Jesuiten ihre Zöglinge nach dem Unterrichte mit tausenderlei angenehmen Spielereien zu beschäftigen wüßten.

Die Schrift der Akademie machte nicht geringes Aufsehen. Sie rief die Kritik wach, und wie es diese Todfeindin des Unverstandes immer thut, begnügte sie sich auch in diesem Falle nicht blos mit der Frage, die ihr vorgelegt ward, sondern stieg von einem Grunde zum andern, bis sie zuletzt bei dem Prinzip, das in der Gesellschaft Jesu lebt und thätig ist, aufhörte.

Der König hatte die Abhandlung kaum gelesen, als er, der ihre Wahrheit aus eigener Erfahrung empfand und als persönlicher Beweis derselben gelten konnte, sofort neue Schulen gründete und die Aufsicht darüber einem gelehrten Orden, der Gesellschaft des heiligen Philipp von Neri anvertraute. Das Volk jubelte über diese Maßregel, denn es war nahe daran, den Jesuitenschulen aus eigenem Antriebe den Garaus zu machen. Johann hatte also diesmal die

doppelte Genugthuung, Etwas gethan zu haben, das nicht nur ihm und den aufgeklärtesten Männern nothwendig schien, sondern auch den Beifall seiner ungebildeten Unterthanen fand.

Aber war damit die Gesellschaft Jesu ganz gefallen? Hatte sie ganz aufgehört in den Augen ihres königlichen Schülers eine Bedeutung zu haben? Das war es, was sich jetzt entscheiden mußte. Auf der Universität Evora waren die Lehrstühle des bürgerlichen und kirchlichen Rechtes zu besetzen. Diese Veranlassung benutzte der Orden, um sich vollständig über seine künftige Haltung entscheiden zu können. Natürlich lag ihm auch an den Stellen selbst sehr viel, denn sie boten ein gutes Mittel die Akademie zu bekämpfen, da das Kirchenrecht als eine rein traditionelle und willkürliche Schöpfung gar manche Veranlassung gibt, die weltliche Autorität in die Enge zu treiben. Die Jesuiten müssen große Veranlassung gehabt haben, an einen Sieg zu glauben, denn sie ließen schon vorläufig einige junge Gelehrte der Universität in Ingolstadt für die Professuren vorbereiten.

Ihre Absichten blieben jedoch nicht verborgen, denn sie brachte eine große Bewegung unter den Gebildeten hervor. Die Universität in Coimbra wagte es sogar dem Könige eine Bittschrift zu übergeben, in welcher

die Professoren nachwiesen, daß man, ohne die Rechte der Krone und die Wohlfahrt des Staates zu gefährden, den Jesuiten diese wichtigen Lehrstühle nicht einräumen könne. Die Universität erreichte ihren Zweck und die Jesuiten wurden — abgewiesen.

Von nun an war der Kampf zwischen dem Orden und den Regierung so entschieden, daß sich Niemand mehr über die Absichten beider Theile täuschen konnte.

Europa traute seinen Augen kaum und die Berichte aus dem alten Lusitanien schienen eher Märchen als Wahrheit zu sein. Wer hätte auch diesen Umschwung in Portugal, dem bigotten, seit Jahrhunderten aller sittlichen Kraft beraubten Lande vermuthen können, und das zu einer Zeit, wo die Jesuiten in dem Lande der Franken, der Spanier und der Deutschen in voller Blüthe standen, oder doch zum mindestens noch immer als eine Macht angesehen wurden, welche der Kirche und dem Staate unendliche Dienste erweise.

Aber so endet immer die Geschichte. Unter dem größten Drucke erstarken am meisten die Kräfte, reifen die seltensten Geister, bilden sich die festesten Charaktere und nie hat es aufopferungsfähigere Männer gegeben, als wenn die Gefahr des Unterganges unvermeidlich schien. Auf kein Land hat das Joch des Jesuitismus je

stärker gelastet, keines hat durch ihn grausamer gelitten, keines ist unglücklicher geworden, als Portugal, die Wiege, ja die nährende Mutter des fluchwürdigen Bundes. Und aus demselben Lande mußte auch der erste Blitz in seine Mitte schlagen.

Die Missionen in Afrika.
Abyssinien, die Nilufer, Congo, Mozambique 2c.

Die Missionen der Jesuiten in Afrika sind nie von Bedeutung gewesen, auch haben sie sich dessen nie gerühmt. Afrika bot zu wenig Vortheile für die frommen Väter, die das Christenthum nur verbreiteten, um ihre Reichthümern zu vermehren und ihre Macht auszudehnen.

Eine Gegend indessen beehrten sie doch mit etwas größerer Auszeichnung. Es ist die, welche man die „afrikanische Schweiz" nennt, das reizende Abyssinien, das auf der östlichen Seite vom rothen Meere und dem Meerbusen von Aden gesäumt wird und durch seinen Mineral= und Fruchtreichthum die Habgier nur zu sehr einzuladen geeignet ist.

In dieses glückliche Land kamen die Jesuiten durch die Portugiesen, welche dessen Beherrscher im Jahre

1490 gegen die Türken unterstützten. Leider mußten sie bemerken, daß der religiöse Boden hier äußerst schwer zu bebauen war. Die Religion des Landes war eine Art Urchristenthum, an der die Bekenner mit Eifer hingen. Man hatte Priester, Kanoniker, Erzbischöfe und einen Papst, der vom Patriarchen in Alexandrien die Weihen empfing. Sonst war die Bevölkerung mit Juden, Türken und Heiden gemischt.

Die nächste Aufgabe der Jesuiten war für Abyssinien weniger die Bekehrung, als vielmehr die Unterwerfung des Papstes oder Patriarchen — „Abuna“ ward er genannt — unter die Botmäßigkeit des Bischofs von Rom. Die Erreichung dieses Zweckes hatte um so leichter geschienen, als im Jahre 1438 der Souverain von Aethiopien eine Gesandtschaft auf das Konzil in Florenz geschickt.

Allein zweifelsohne gingen die Väter zu eifrig zu Werke. Sobald man die Portugiesen nicht mehr brauchte, hörte auch die Freundschaft mit den Jesuiten auf und sie mußten das prächtige Abyssinien verlassen, in dem man jährlich zwei, auch drei Male erntet und durch die ergiebigen Goldminen sich im Glanze des Reichthumes sonnt.

Die Jesuiten wären Thoren gewesen, wenn sie sich durch das erste Mißlingen hätten abschrecken lassen.

Sie sandten ihre Missionäre von Neuem. Diese waren in der That glücklicher. „Der Pater Panz bekehrte den Herrscher, den die Landessprache „Negus" nennt und machte ihn zu einem so eifrigen Katholiken, daß er, unabhängig vom Patriarchen in Alexandrien, ein Patriarchat für seine Staaten allein errichtete und damit einen Jesuiten bekleidete".

Der Sieg des Ordens schien vollständig zu werden. Das war sein Unglück. Auf der einen Seite zog man die Einwohner damit an, daß man, dem katholischen Ritus entgegen, sich beim Lesen der Messe und bei den sonstigen gottesdienstlichen Verrichtungen der Landessprache bediente, während die Priester des Landes dazu die syrische Sprache gebrauchten, — auf der andern Seite aber stieß man sie wieder von sich, da man ihnen das regelmäßige Fasten am Tage verbot. Es ist nämlich Gewohnheit in jenen heißen Gegenden, daß man nur nach Sonnenuntergang Nahrung zu sich nimmt. Offenbar hat sich diese Sitte aus Gesundheitsrücksichten erzeugt, da bekanntlich in solchen Gegenden der häufige Genuß nahrhafter Speisen und besonders des Fleisches von Säugethieren, Krankheiten hervorbringt. Aber die Jesuiten duldeten diese Sitte nicht, weil sie zugleich eine Vorschrift der Religion des Landes war. Sie wütheten gegen die Leute, welche

am Tage nicht essen wollten, mit einer Grausamkeit, als wenn es sich um den Glauben an die Erlösung gehandelt hätte. Ein Fürst, Zela-Christ, ließ nach einem blutigen Siege, den er über eine dieserhalb ausgebrochene Empörung errungen, alle, auch die Nichtbekehrten, und besonders die Priester, hängen, welche sich nicht zum Essen verstehen wollten.

Seltsame Geschichte! In Europa wieß man die Hungernden auf die saftigen Aepfel des Paradieses im Jenseits, und in Afrika schlachtete man die, welche die Speise verschmähten.

Indessen entstand eine neue Revolution. Diese besiegte man nicht. Der Fürst mußte sich beeilen, abzudanken, um für sich das Leben und für seinen Sohn den Thron zu retten, die Jesuiten aber mußten noch einmal, aber diesmal für immer, das Land verlassen. Ludwig XIV. zwar hat es versucht, seinen Schooßkindern ihre Heimath im Habesch wieder zu verschaffen. Allein ohne Erfolg. Das Andenken an die Jesuiten war unauslöschlich in die Herzen des Volkes gegraben.

Auch an den Nilufern strebte der Orden festen Fuß zu fassen. Dort wohnten die Kophten, die gleichfalls der christlichen Kirche angehörten, ohne aber den

Papst anzuerkennen. In ihnen lebte der Haß der morgenländischen Kirche noch mit derselben Stärke gegen die Katholiken wie zur Zeit ihrer Trennung von der abendländischen (1054). In diese Gegenden waren die Jesuiten so zu sagen gerufen worden.

Um 1561 befand sich nämlich ein Kophte in Rom, dem das Geld ausgegangen war. Er gerieth auf den pfiffigen Einfall, sich für einen Abgesandten seines Patriarchen auszugeben, dem der Auftrag geworden, eine Versöhnung zwischen den beiden Kirchen herbeizuführen. Der römische Hof war außer sich vor Freude und überhäufte den listigen Betrüger mit Geschenken. Das wäre eigentlich für den Egyptier genug gewesen, denn er hatte seinen Zweck erreicht. Allein er mußte die Komödie fortspielen. Man gab ihm eine Begleitung von Jesuiten mit, welche in seinem Vaterlande die Unterhandlungen zu Ende führen sollten. Dort angekommen, verschwand indeß der Kophte und den Jesuiten blieb nichts übrig, als den Patriarchen allein aufzusuchen. Der gute Mann begriff lange nicht, was sie wollten, bis er bemerkte, daß man den frommen Vätern einen Bären aufgebunden. Beschämt verließen sie ihn.

Die päpstliche Gesandtschaft suchte nun in eini-

gen katholischen Klöstern ein Unterkommen. Von hier aus strebte sie die Schismatiker zu gewinnen. Ihrer Saat blühte jedoch keine Ernte. Im Jahre 1677 erneuerte sie ihre Anstrengungen, ohne ihrem Zweck näher zu kommen. Später verzichteten sie ganz darauf.

Ein komisches Ende nahmen die Missionen im Königreiche Congo, das bekanntlich auf der Westküste des südlichen Afrika liegt und nördlich von Loango, südlich von Angola begrenzt wird.

In dieses Neger=Reich setzten sie ihren Fuß um 1560 und gewannen die Gunst des Königs um einen billigen Preis, denn er fürchtete die Portugiesen, durch die sie an das Land gesetzt worden waren. Sie bauten bald eine Kirche, errichteten Kollegien und Häuser und brachten den Eingebornen keine geringe Meinung von sich bei, da diese nie in ihrem Leben so stattliche Gebäude gesehen. Selbst ihr Monarch wohnte nur in einem Palast, der aus einer Anzahl zeltähnlicher Hütten bestand.

Es war also kein Wunder, wenn die Jesuiten hier bessere Geschäfte machten. Sie hatten nicht einmal mit einem fanatischen Priesterhaufen, geschweige mit Volksvorurtheilen zu kämpfen. Das Volk war

eben gar keines Urtheiles fähig. Schon 5 Jahre nach ihrer Landung in diesem Reiche der Schwarzen, im Jahre 1555, standen daher ihre Anstalten in Blüthe; auch waren die Dominikaner bereits verjagt, die noch vor ihnen gekommen waren, um den armen Fetischanbetern das Christenthum zu predigen. Man hatte diese Mönche beschuldigt, daß sie ein unchristliches Leben führten.

Es läßt sich leicht denken, daß man vor allen Dingen die schwarze Majestät für den allein seeligmachenden Glauben zu gewinnen suchte. Das war indessen nicht so leicht, wenn sie mehr als den Namen nach Christ werden sollte. Die Männer des Südens lieben die Frauen, sie halten also auch ihre Harems, — eine Leidenschaft, die sich, wie es Mahomed besser verstand, mit der christlichen Keuschheit nicht wohl verträgt. Auch waren es in der That die ebenholzfarbenen Bewohner der königlichen Liebesgemächer, welche die Apostel Jesu von der Höhe ihrer Illusionen herabstürzten.

Der König ließ sich nämlich wirklich taufen. Aber ebensobald, als er den Namen eines Christen angenommen, heischte man von ihm die Entlassung seines Harems, in dem er einige Hundert der hübschesten Mädchen hielt. So schwer es dem Neubekehrten wurde,

sich von seinen Geliebten zu trennen, so erfüllte er doch das Gesetz seiner nunmehrigen Religion. Nur Eine behielt er zurück, an der sein Herz und Leben hing. Allein auch die Entlassung dieser letzten Frau verlangte man, weil sie in allzu naher Verwandtschaft mit ihm stehen sollte. Das brachte den König zur Verzweiflung. Er bot den Jesuiten Alles an, was sie sich nur wünschen mochten: Gold, Edelsteine und Ländereien, aber nichts vermochte ihre Sittenstrenge zu beugen. Jetzt ward aus dem Bittenden ein Befehlender. Der erzürnte König kehrte zu seinem Fetisch zurück und hieß den Jesuiten, sofort sein Land zu verlassen.

Sei es aber, daß die Jesuiten sich auf ihr Ansehen verließen und deshalb auf eine Sinnesänderung des Monarchen hofften, oder sei es, daß sie auf die baldige Ankunft portugiesischer Schiffe warteten, — sie blieben ruhig in ihren Häusern und achteten des königlichen Gebotes nicht.

Eines Tages sahen die Patres eine große Masse Menschen sich um ihr Haus versammeln. Unter ihr befinden sich einige hundert Frauen mit abenteuerlichem Schmuck. Es waren die Frauen des Harems. Was wollten sie denn? Uebten sie heute ihre alten Befugnisse als Vollzieher der königlichen Befehle? Sie nahen sich der Thüre des Hauses und klopfen an. Diese

öffnet sich und heraus tritt der Vorsteher mit dem goldenen, von Edelsteinen glänzenden Allerheiligsten. Ihm folgen die Brüder mit den Rauchfässern; die Uebrigen singen Psalmen. Die stupide Menge, selbst die so schwer beleidigten königlichen Weiber stehen von Ehrfurcht festgebannt, das dieses wohlberechnete Schauspiel auf sie übt. Der Zug geht nach dem königlichen Palaste. Nichts stört ihn, denn die Menge fürchtet die Rache des „Fetisch der Christen.“ Der König zittert in seinem Zelte. Allein angekommen vor der Schwelle desselben — stürzt der Vorsteher durch einen Stein, der auf der Erde liegt, das Allerheiligste rollt zu seinen Füßen und das Volk bricht in ein Triumphgeheul aus, denn — der „Fetisch der Christen“ hat seine Unmacht gezeigt. Man ergreift die Apostel und — menschlich genug — führt man sie nur in den Hafen, wo sie auf Kähnen bis an Bord eines europäischen Schiffes gebracht werden, das in der Nähe vor Anker liegt!

Ihre Versuche sich in Mozambique auf der Ostküste Afrika's, wo sie 1560 landeten, im Hottentottenreiche, in Guinea, dem Senegal und am Niger festzusetzten, mißlangen gleichfalls.

Seit dieser Zeit sah man die Jesuiten in Afrika nur noch in Handelsgeschäften, das heißt,

um Negersklaven zu kaufen. Sie betrieben das Geschäft so industriös, daß sie stets einen Theil der Ladung wiederverkauften, um die Reisekosten zu decken.

Missionen in Asien. China.

Wir haben die chinesischen Jesuiten in dem frühern Artikel über ihr Missionswerk in großer Noth verlassen. Durch das ganze himmlische Reich verfolgt, hatten sie sich nach Macao retten müssen. Theilweise wurden sie selbst von der Regierung dahin transportirt. Es verlor dabei mancher sein Leben, denn wo die Ungnade der Gewalten sich mit dem Hasse des Volkes vereint, da ist nur noch von Vernichtung die Rede: die Gewalten sprechen das Schuldig, das Volk die Strafe aus.

Die Verbannung dauerte indeß nicht lange, denn man hatte zwar die Jesuiten, welche in ihrer Ordenstracht umherliefen oder doch öffentlich als solche bekannt waren, vertrieben, aber ihre Kreaturen, die ihnen anhingen und heimlich für sie arbeiteten, hatte man im Reiche gelassen. Diese bearbeiteten den Kaiser Van-

Lie bei jeder Gelegenheit, wo es sich straflos thun ließ. Eine solche Gelegenheit bot der Einfall der Tartaren dar. Man stellte dem Monarchen vor, daß sich die feindliche Macht nur mit Hülfe der Portugiesen zurückwerfen lasse, daß deren Hülfe aber nur um den Preis der Duldung des Christenthums, d. h. der Jesuiten zu erlangen sei. Der Kaiser willigte trotz des Widerspruches seiner Mandarine ein, und hielt sein Wort, obgleich es den Chinesen gelang, die Tartaren ohne fremde Unterstützung zu schlagen.

Die Jesuiten wurden indeß ihrer Zulassung nicht recht froh. Dem tartarischen Häuptling Ching=Min folgte ein anderer Eroberer, Ly, der schon die Königreiche Chen=Sy und Chan=Sy unterworfen hatte und die Residenzstadt Nanking fast ohne Schwertstreich nahm. Allem Anschein nach hatte er die Mandarine auf seiner Seite, die durch die neuerliche Begünstigung der Jesuiten dem regierenden Haupte Feind geworden waren. Der Kaiser erhing sich in seiner Verzweiflung mit all seinen Frauen und es blieben von seiner Familie nur der Erbprinz Tum=Lie und ein Verwandter Wsan=Quei, übrig. Der Letztere kommandirte die Armee der großen Mauer und eilte flugs gegen das Heer des Eroberers, um den rechtmäßigen Thronerben einzusetzen. Der Usurpator ward geschlagen und

dankte ab. Allein jetzt griff Wsan-Quei selbst nach der Krone und der Prätendent ward von Neuem zurückgedrängt.

Das himmlische Reich befand sich in schrecklicher Anarchie. Wsan-Quei residirte zu Nanking und behauptete seine Macht mit Festigkeit, dagegen ward Tum-Lie von einigen treugebliebenen Provinzen als Kaiser anerkannt.

Die Jesuiten spielten nun eine miserable Rolle. Sie dienten dem Usurpator wie dem rechtmäßigen Kaiser. Als dem letzteren, d. h. dem Prätendenten Tum-Lie ein Sohn geboren ward, verhießen sie ihm aus den Sternen die Wiedererlangung seines Regierungsrechtes, wenn Tum-Lie, der Vater, oder mindestens seine Familie und der Erbprinz zum Christenthum übertreten würden. Auch stellten sie ihm unter dieser Bedingung die Unterstützung der Portugiesen in Aussicht und schaarten deshalb schon die Christen um ihn. Sie gelangten durch diese Gemeinheit wirklich dahin, daß der Erbprinz getauft wurde und daß zwei Frauen Tum-Lie's zum Christenthume übertraten. Die Väter bedienten sich dabei einer Schreckensnachricht, welche die ganze Familie fast des Verstandes beraubte. Die Truppen Tum-Lie's kämpften nämlich gerade gegen den Kaiser. Ohne daß jedoch noch vom Ausgange der

Schlacht Etwas bekannt war, meldete man dem prinzlichen Hause die vollständige Niederlage seiner Vertheidiger und setzte hinzu, daß Gott nur durch den sofortigen Uebertritt zur Christusreligion sich mit dem Enkel Van-Lie's versöhnen lasse. Kein Wunder, wenn man damit erreichte, was man wünschte. Pater Andreas Xaver Kofler, anscheinend ein Deutscher, war die Seele dieser Intrigue.

Aber während sich die Jesuiten hier Tum-Lie's bemächtigten, buhlten sie, wie gesagt, auch um die Freundschaft des Kaisers Wsan-Quei und später seines Sohnes Chun-Tchi. Bei Letzterem spielte der Jesuit Adam Schall, wiederum ein Deutscher, dasselbe Kunststückchen. Auch er stellte dem Neugebornen des Kaisers das Horoskop und verhieß ihm die Erbschaft einer beständigen ruhigen Herrschaft. Der dankbare Monarch überhäufte ihn und seine Gesellschaft zum Lohne für diese Entdeckung mit Würden und Reichthümern und die Jesuiten lachten sich ins Fäustchen.

Welche Gewissenlosigkeit gehört dazu, auf einmal zweien Herren zu dienen, welche Todfeinde sind, beiden den Sieg zu verheißen, beide zu unterstützen und von beiden den Tribut anzunehmen, den sie aus Unwissenheit und mit Vertrauen reichen! Noch mehr aber macht ihre Kühnheit staunen. Denn konnte nicht ein

Jeder hinter ihre Gemeinheiten kommen? Konnten sie sich nicht der Rache Desjenigen aussetzen, welcher ihre Verheißungen lügnerisch fand? Was dieses Bedenken betrifft, so verließen sich die Europäer auf ihre List. Dadurch mußte beiden Fürsten ihre verschiedene Handlungsweise für immer ein Geheimniß bleiben und trog eine der Verheißungen, so konnte dies blos auf Seiten des Unterlegenen geschehen, den sie nicht mehr zu fürchten hatten und gegen den sie von dem Siegenden, der ihr Orakel bewunderte, allen Schutz erwarten durften.

Um diese Zeit (1651) machte in Rom eine chinesische Gesandtschaft großes Aufsehen. Die Kaiserin Helene, eine der Frauen Tum-Lie's hatte den Gehülfen des Pater Kosler, Bohm genannt, mit einem Briefe nach Rom abgeordnet, in welcher die neubackene Christin mit der Unterwürfigkeit einer Sklavin zu dem großen Lehrer der Christenheit spricht. Den Gesandten begleitete ihr eigener Sohn, der Thronerbe Tam-Thym, zu deutsch der Beständige (Constantin) genannt. Der Brief, auf gelber Seide geschrieben, welche die Form eines langen Schleiers hatte und reich mit Goldfranzen besetzt war, war ein Meisterstück chinesischer Industrie. Noch mehr aber zog natürlich der künftige Herrscher des Reiches der Mitte die Aufmerksamkeit

Roms auf sich, dem man im Profeßhause eine fürstliche Wohnung eingerichtet hatte und alle Ehren eines Souverains erwieß.

Nach den Berichten Boym's stand die Sache des Prätendenten und also auch die des Kronprinzen glänzend. „Seit der Taufe des Kaisers, seitdem er die Jesuiten mit Geschenken überschüttet, hat Gott unsere Gebete erhört und ihn einen Sieg nach dem andern über die Rebellen gewinnen lassen" sagte der Gesandte. Wahrlich ein schöner Gott, der Gott der Jesuiten! Er rettete indeß seine Ehre, ohne daß es sich die Väter versahen.

Chun=Tchi hatte es satt, einen Nebenbuhler in seinem Reiche zu wissen, dessen Macht immer größer zu werden drohte. Er zog daher mit einem starken Heere gegen Tum=Lie, schlug ihn und ließ ihn, seinen Sohn und seine Frauen erdrosseln.

Diese Nachricht kam in Rom an, als sich der Gesandte mit dem angeblichen Erbprinzen noch hier befand. Das gab einen heidnischen Skandal. Ein Dominikaner, der lange in China gewesen, besah sich den jungen Chinesen und erkannte in demselben einen Zögling des Findelhauses wieder, der nach seiner Entlassung beim Pater Boym als Küchenjunge in Dienst getreten war. Herr Boym mußte mit seinem Pseudo-

Tam-Tym Rom bei Nacht und Nebel verlassen. Man sah sie seitdem dort niemals wieder.

Inzwischen war die Prophezeihung des Pater Schall eingetroffen und die Jesuiten ernteten dafür von Chun-Tchi all die Gunst, die sie beanspruchen konnten. Der getödtete Tum-Lie und sein Sohn Tam-Tym sprachen ja nicht aus ihren Gräbern. Schall ward zum Mandarin ersten Ranges erhoben, und genoß all die Auszeichnungen wie einst der Pater Ricci.

Daß Ignaz diesen Schüler gesehen hätte! Er, der heilige Schwärmer, verbot in den Konstitutionen des Ordens, irgend eine kirchliche Würde anzunehmen und hielt das Gelübde der Armuth für den Grundpfeiler seiner Gesellschaft. Und Schall legte sein Ordenskleid ab, hüllte sich in die schwer-seidenen, mit Gold durchwebten chinesischen Stoffe, ließ sich durch eine Anzahl seiner Diener auf einem Tragsessel tragen, über dem vier andere einen schattenden Thronhimmel hielten, und von einem fürstlichen Gefolge begleiten; voraus ging ein Bote, der dem Volke ankündigte: der große Masa kommt, das Haupt der europäischen Bonzen, der Präsident der Mathematiker des Reichs, der Mandarin erster Klasse etc.

Als Chun-Tchi starb, war die Herrschaft der Jesuiten bereits wieder so sehr befestigt, daß er auf

ihre Vorstellungen hin den Holländern seine Genehmigung zu Handelsverbindungen mit China versagte und dem Pater Schall seinen Erstgebornen, Kang-Chi, zur Erziehung anvertraut hatte. Man kann sich denken, welche Hoffnungen die Jesuiten an diese Auszeichnung und Machterweiterung knüpften und welchen Stolz darüber Rom empfand. Allein die Jesuiten hatten Feinde, und zwar nicht nur sehr viele, sondern auch sehr hochgestellte, und sie vergessen sich in ihrer Anmaßung stets so sehr dieselben nicht zu beachten, ihre Zahl muthwillig zu vermehren und sie durch überflüssige Kränkungen zu reizen.

Deshalb hatte der unmündige Kang-Hi seine Regierung kaum angetreten, als sich die eingebornen Mandarinen der Zügel derselben bemächtigten und den fremden Bonzen in den Kerker warfen, seine Glaubensgenossen aber verjagten. Schall ward zum Tode verurtheilt, erhielt aber später seine Freiheit wieder und konnte im Mitten der Seinigen ruhig sterben.

Der Saamen des Christenthums, wie dürftig er auch in das Herz des jungen Kaisers gestreut worden sein mochte, hatte indessen doch Wurzel geschlagen und in ihm eine gewisse Anhänglichkeit an die neue Lehre hervorgebracht. Möglich auch, daß sie nur den Personen galt. Er rief, sobald er selbst die Regierung

des Reiches übernahm, die Jesuiten zurück und sühnte das vermeintliche Unrecht, welches dem Pater Schall wiederfahren war, durch eine nachträgliche Leichenfeier, die die Jesuiten durch orientalischen Schmuck und Luxus zu einem in China nie gesehenen Triumphfeste zu machen suchten. Voraus dem Sarge gingen die Träger der Banner, in denen man Männer, Frauen und Thiere eingestickt sah. Nach den Bannerträgern folgten die Priester des Konfuzius, welche das Lob des Verstorbenen sangen. Unmittelbar vor und nach dem Sarge gingen die chinesischen Gelehrten, deren vier einen über dem Sarg gespannten prächtigen Thronhimmel trugen. Ihnen schlossen sich eine Menge Kinder an, mit großen kupfernen Rauchfässern auf dem Kopfe. Dann erst kamen mit Bescheidenheit die Jesuiten und Missionäre. An ihrer Spitze stand der Jesuit Verbiest, der jetzt die Stelle des Betrauerten einnahm und ebenfalls Großmandarin geworden war. Uebriegens trug kein Jesuit die bescheidene Tracht seines Ordens, sondern alle gingen als Chinesen gekleidet und jeder, der irgend eine kaiserliche Würde begleitete, legte deren Auszeichnung zur Schau. Den Schluß machte das gemeine Volk.

Die Jesuiten waren nun wieder Alles in China: Architekten, Maler, Musiker, Geographen, Astronomen, Mediziner, ja sogar Astrologen. Sie besaßen im Jahre

1661 150 Kirchen und 38 Residenzen. Die Dominikaner, die es mit ihrem Missionsgeschäfte gewissenhaft nahmen, hatten es nur zu 21 Kirchen und 2 Residenzen und die Franziskaner gar nur zu 3 Kirchen und 1 Residenz gebracht.

Von dieser Zeit an wurden sie bis zur Aufhebung des Ordens wenig mehr gestört. Dagegen dauerten ihre Streitigkeiten mit den Missionären anderer Orten fort und zogen ihnen in Europa und selbst in andern Welttheilen einen harten Kampf zu.

Wir haben schon früher berichtet, daß die Jesuiten ihre Erfolge in der Bekehrung unter Anderm dem Umstande zu danken hatten, daß sie das Christenthum mit dem Landeskultus verschmolzen.

In diesem Kunstgriffe liegt das Erkennen einer Wahrheit, welche der Geschichtsforscher im Leben der Völker auffindet, die aber der Gläubige durch die Bestimmtheit seines Dogma zurückzuweisen gezwungen ist. Die Art und Weise Gott zu verehren und Gott zu betrachten ist nämlich überall mit der Anschauungsweise und mit den Sitten der Völker verwachsen. Theilweise ist sie eine Folge derselben, theilweise hat sie selbst dieselben geschaffen, erweitert und verändert. Da nun auch die klimatischen Verhältnisse, die Nahrung, Beschäftigung &c. bestimmend auf den Geist, den Charakter,

die Sitten und Gebräuche wirken, so sehen wir unter den Religionen der Völker dieselbe Verschiedenheit, die wir an letzteren selbst beobachten. Ja die Religionen ent- oder verwickeln sich sogar mit den Völkern, denn je nachdem der Geist derselben aus der Unwissenheit heraustritt oder in dieselbe noch tiefer hineinsinkt, entkleidet sich die Religion ihrer Poesie oder baut sich durch Legenden, Offenbarungen und heilige Traditionen aus.

Das war es, was die Jesuiten einsahen und benutzten. Sie wollten sich nicht mit Durchführung der psychologischen Ungereimtheit plagen, eine Religion in Asien heimisch machen zu wollen, die so viel mit europäischer Sitte, Kultur und Sinnesart durchwebt war. Hätten sie es dabei bewenden lassen, so dürfte man sie als hellsehende Geister achten. Da sie aber die Wahrheit zum Werkzeuge verwerflicher Absichten benutzten, verdienen sie die volle Verachtung aller ehrlichen Herzen und den Fluch jedes orthodoxen Christen.

Die Chinesen hatten keinen klaren Begriff von Gott, oder vielmehr, — da auch die Christen sich dessen nicht rühmen können, — sie hatten einen andern Begriff von Gott, als die Christen. Ihr Gott war und ist noch heute Tien, d. h. der sichtbare Himmel. Außerdem herrschte bei ihnen die vollständigste Verach-

tung der Armuth und damit zugleich der niederen Classen, sowie ein unaussprechlicher Abscheu gegen Hingerichtete und ihre Familien. Die Infamie, welche Einer ihres Namens auf den Stamm geworfen, erbte so zu sagen fort.

Was sollten nun die Jesuiten thun? Sollten sie sagen: Euer Gottesbegriff ist falsch, Tien — ein anderes Wort hat die chinesische Sprache für Gott nicht — ist nicht der sichtbare Himmel, er ist ein Geist, ewig, allmächtig u. s. w.? Die Chinesen würden gelacht haben, wenn man hätte behaupten wollen, daß Tien nicht Tien, d. h. daß der Himmel nicht der Himmel sei. Also sagten die Jesuiten: der wahre Gott ist Tien, aber er ist allmächtig ꝛc. Damit gab man demnach den Neubekehrten keinen Begriff vom christlichen Gott, sondern nur ein Bild, dem man die Eigenschaften des christlichen Gottes beilegte.

Die Verkündigung des wahren Evangelium erheischte von der geringen Abkunft und den ärmlichen Ort der Geburt Jesu zu sprechen. Aber glaubt man, daß die Chinesen sich für einen Plebejer begeistert hätten, der trotz aller Wunder bei seiner Geburt doch in einem Stalle unter Ochsen und Esel geboren wurde? Deshalb sagten die Jesuiten auch nur, daß Jesus aus einem Königsgeschlechte abstamme.

Die Chinesen hatten ferner mit Recht eine große Ehrfurcht vor ihrem Konfuz und es war gefährlich diesem großen Philosophen seinen Ruhm streitig zu machen. Die Jesuiten gingen also einen Vergleich ein und ließen Konfuz als den Vorläufer Jesu betrachten, was zugleich die Duldung des Kultus, der sich an das Andenken desselben knüpfte, und dessen Aufnahme in die christliche Kirche nach sich zog.

Zuletzt hätte man den Chinesen sagen sollen, daß Christus für die Menschen gelitten habe und gestorben sei, um sie von ihren Sünden zu erlösen. Das würde den Jesuiten allen Erfolg vereitelt haben. Wie — einen Menschen, der als Verbrecher den schimpflichsten Tod erlitten, anbeten? Nein, das war eine Unmöglichkeit! Uebrigens hätten sich die Jesuiten durch diese Enthüllung mancher schwer zu beantwortender Fragen ausgesetzt, denn wir haben schon früher erwähnt, daß China seine Philosophen hatte, die das Dasein aus natürlichen Ursachen erklärten und die Existenz Gottes ableugneten. Was hätten z. B. die Jesuiten antworten wollen, wenn man sie gefragt hätte: Euer Christus ist auf die Welt gekommen, um die Sünder zu erlösen und vor der ewigen Verdammniß zu retten. Das ist recht schön, denn es ist dies ein Beweis von Liebe zu den Menschen und diese Liebe geziemt einem Gott. Aber

Ihr sagt uns, Euer Gott sei allmächtig und allweise. Wenn das wahr ist, warum schuf er denn die Menschen nicht gleich von vorneherein so, daß sie nicht sündigen konnten und daß diese Erlösung nicht nothwendig wurde? Warum sandte er denn den Erlöser erst so lange nach der Schöpfung und warum müssen wir von ihm erst jetzt Etwas erfahren, nachdem schon 1500 Jahre seit seinem Tode verflossen sind? Wie kann Euer Gott die Menschen wegen ihrer Sünden verdammen wollen, während er sie doch mit der Fähigkeit zu sündigen schuf? Wie kann er sie ewig verdammen wollen, während ihr ganzes Leben 60 Jahre und wenn's hoch kommt, 70 Jahre dauert? Wäre das gerecht? Wäre das weise? Und was verdammte denn Gott? Verdammte er im Menschen nicht seine eigenen Fehler, seine Schöpfungsfehler d. h. sich selbst? Zu was endlich das Schauspiel des Leidens und Sterbens, um den Sinn der Menschen zu ändern, da Eurem Gotte ja, wie Ihr sagt, ein Wort genügt, um Alles seinem Willen gemäß zu gestalten?

Die Jesuiten schwiegen daher von Allem, was das Vorurtheil hätte beleidigen und skrupulöse Köpfe in Brand setzen können.

Allein der Dominikaner Morales und der Kapuziner St. Maria, welche im Jahre 1633 nach

China gekommen waren, erhoben ein Zetergeschrei gegen das chinesische Christenthum. Anfangs schwebte der Streit blos in China und dort blieben natürlich die Jesuiten Meister, denn sie antworteten den frommen Anklägern mit Witz und Spott. Aber diese brachten die Sache auch vor den päpstlichen Hof und setzten noch außerdem ganz Europa in Bewegung.

Der Papst sah sich in schlimmer Lage. Die Jesuiten tadeln, hieß sie gegen den Papst empören, ihre Doktrin verwerfen, hieß den Jansenisten in Frankreich den Sieg über die päpstliche Unfehlbarkeit geben.

Innozenz X. wagte also die Sache nicht eigenmächtig zu entscheiden. Er versammelte eine Kongregation der Kardinäle und diese erklärte sich endlich nach langer Ueberlegung gegen den chinesischen Unfug. Um jedoch den mildesten Weg zu wählen, erließ der Papst in Folge dieser Erklärung ein Edikt, das allen Missionären und besonders den jesuitischen, befahl, das christliche Dogma in seiner Reinheit zu predigen und keine heidnischen Gebräuche zu dulden. Ein früher in derselben Sache von der Inquisition ausgesprochenes Urtheil fand durch dieses Dekret zugleich seine Bestätigung.

Morales hatte die Genugthuung, zum Ueberbringer des Ediktes nach China ernannt zu werden und

ward ziemlich freudig überrascht, als ihm der Provinzial bei Empfang des päpstlichen Befehls mit aller Demuth eröffnete: man werde dem Papste in Allem gehorchen, wo man nur könne.

Damit war indessen genug gesagt: man konnte in diesem Punkte nicht gehorchen. Die Jesuiten ordneten nun der Pater Martin nach Rom ab, um die Klagen der Dominikaner rc. als Verleumdungen und als Ausflüsse einer gemeinen Eifersucht darzustellen und erhielten von dem nunmehrigen Papste Alexander VII. ziemlich geneigtes Gehör. Er erlaubte ihnen sogar, gewisse chinesische Gebräuche beim Gottesdienste beizubehalten. Allein die Dominikaner sandten auch ihrer Seits einen Bevollmächtigten an den Papst, den Bischof Navarette von Domingo, und dieser setzte wenigstens soviel durch, daß der Papst im Jahre 1648 drei Vikarien aus der Kongregation zur Fortpflanzung des Glaubens, die keinem Orden angehörten, nach China gehen hieß, um vor einer weiteren Entscheidung einen Bericht aus dem Munde Unbetheiligter zu erhalten. Ihnen größeres Ansehen zu verleihen, begleitete er sie mit der bischöflichen Würde.

Diese Leute scheinen die Prüfung ziemlich genau und streng genommen zu haben, denn das ganze Jesuitenheer stand gegen sie auf. „Man stellte sie in öf-

fentlichen Versammlungen als ketzerische, schismatische Bischöfe hin und machte dem Volke glauben, daß die Sakramente, welche von denselben gereicht würden, nicht nur nichtig, sondern auch verflucht seien, so wie daß es besser sei, ohne die Sakramente zu sterben, als sie aus ihrer Hand zu empfangen." Zuletzt transportirte man den einen der Bischöfe nach Goa und die beiden andern ließ man von den Fürsten aus dem Lande jagen.

Nichts destoweniger dauerte der chinesische Religionsstreit in Europa mit Heftigkeit fort. Jeder, der sich berufen halten durfte, sich ein Urtheil zuzutrauen, sprach in Schrift und Wort seine Meinung aus, sogar die Höfe Spaniens und Frankreichs interessirten sich dafür, und so war ein Jahrhundert hindurch in der gelehrten Welt fast von weiter nichts die Rede, als vom Molinismus, Jansenismus und vom ostindisch-christlichen Dogma.

Klemens X. und Innozenz XIV. nahmen sich indessen der Schlichtung des Streites zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts mit großem Eifer an, denn jetzt konnte man rücksichtsloser gegen die Jesuiten auftreten, da der Molinismus verablebt und der Jansenismus zu Boden geworfen war.

Im Jahre 1692 ward in Rom eine Bulle ver-

öffentlicht, welche alle heidnischen Gebräuche und selbst die von Alexander VII. erlaubten, verdammte und 1693 machte sie der päpstliche Vikar Maigrot in China kund. Die Jesuiten China's waren nicht im Geringsten bestürzt. Sie sprachen den Bannfluch über den päpstlichen Vikarius und nannten ihn einen Ketzer, einen gottlosen Wicht, einen unklugen Menschen u. s. w. Das Letztere war er nach dem Urtheile der Jesuiten gewiß, wenn sie auch wußten, daß sie ihm sonst Unrecht thaten.

Solche Vermessenheit schien Klemens XI. grenzenlos. Im Jahre 1702 sprach auch er den Fluch über den heidnischen Theil des chinesischen Christenthums aus und beauftragte den Titular-Bischof von Antiochien, Kardinal von Tournon, nach China und Ostindien zu gehen, um das Uebel an der Quelle zu studiren. Die Jesuiten empfingen den Kardinal mit Ergebenheit und heuchlerischer Schmeichelei. Dies hinderte indessen den frommen Nuntius nicht, die heidnischen Gebräuche verdammlich zu finden. Dadurch ward die Sache bös. Die Jesuiten brachten den Kaiser gegen den Kardinal auf, der ihn verfolgen ließ und mit Vergnügen gestattete, daß sie ihn in das Gefängniß ihres Residenzhauses in Macao warfen, wo er, nachdem er von den heiligen Vätern auf alle Weise gekränkt wor-

den war, von ihnen durch eine vergiftete Chokolade aus der Welt geräumt wurde. Seinen Tod hat später ein Augenzeuge, der Chorherr Angelita beschrieben. In einem Briefe, den der Kardinal aus seinem Gefängnisse an den Bischof von Auren schrieb, bezeichnet er die Jesuiten äußerst treffend. „Diese Menschen," sagt er, „haben die Pflicht des Gehorsams gegen den Papst und die Furcht vor Gott abgelegt."

Klemens XI. war außer sich, als er das Schicksal seines Nuntius erfuhr. Er war nahe daran, den ganzen Orden zu vernichten. Da warf sich der General Tamburini (1711) mit seinen Assistenten dem Papst zu Füßen und versprach in Zukunft mit blindem Gehorsam Alles zu befolgen, was der heilige Vater im Allgemeinen und besonders in Bezug auf das chinesische Christenthum verordnen werde.

Allein das Versprechen blieb nur, was es war. Der Papst sah sich im Jahre 1715 genöthigt, seine Verdammung zu erneuern und im Jahre 1719 in der Person Ambros de Mezzabarba einen neuen Bevollmächtigten nach China zu senden. Die Jesuiten trotzten nämlich jetzt dem Papste ganz offen und sprachen ihm geradezu die Befugniß ab, eine Entscheidung über das zu geben, was in China recht und christlich sei oder nicht. „Der Papst," sagten sie, „will Alles be-

herrschen. Aber wer ist denn dieser Papst? Ein elender Pinsel, der sich nicht einmal in England und Holland Gehorsam zu verschaffen weiß. Und der will in China den Herren spielen? Ei, die Engländer und Holländer haben es sehr recht gemacht, daß sie seine Autorität abgeworfen haben." So äußerte sich Ludwig Fan, ein chinesischer Jesuite und ein anderer, Namens Simonetti fügte hinzu: „Wenn der Papst sich untersteht, die Gesellschaft Jesu zu belästigen, so wird sie der Welt zeigen, was sie vermag." „Ich begreife nicht", rief ein Dritter aus, der Jesuit Mourao, „wie der Papst mit gutem Gewissen solche Verfügungen treffen kann. Es ist eine ausgemachte Sache, daß er eine unsühnbare Todtsünde beging, als er die Verdammungsbulle erließ."

Mezzabarba suchte dem Kaiser Kang=Hi seine Aufwartung zu machen, ward aber erst nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, welche ihm die Jesuiten in den Weg legten, vorgelassen. Er hatte 5 Audienzen bei dem Beherrscher des himmlischen Reiches und in diesen ward das Papstthum mehr, denn je, blamirt. Der Kaiser ließ sich drei Stücke Zeug von verschiedener Farbe auf den Tisch legen. Anspielend darauf, daß die neuerlichen unfehlbaren Päpste verdammten, was der unfehlbare Papst Alexander VII. ge-

stattet hatte, fragte er den Legaten: Was soll man von einem Menschen glauben, der behaupten wollte, daß das rothe Zeug weiß und das weiße roth sei? Ist es möglich, Leuten zu glauben, welche die nämliche Farbe bald roth, bald weiß nennen? Der arme Mezzabarba anwortete ausweichend, er konnte aber doch nicht verhindern, daß der Kaiser mit einem Witze erwiderte, als er behauptete, daß der Statthalter Christi durch besondern Beistand des heiligen Geistes vor Irrthum behütet werde, denn Kang-Hi verglich den Papst einem Vogelschützen, der, um zu treffen, auf gut Glück in die Luft schießt.

Mezzabarba machte also sehr schlechte Geschäfte, trotzdem konnte er sich immer noch glücklich nennen, mit heiler Haut davon zu kommen. Er reiste nach Macao, ließ sich die Gebeine Tournons ausantworten und kehrte in das Abendland zurück. Den Streit endete erst die Aufhebung des Ordens, welche die Jesuiten ziemlich ohnmächtig in China antraf. Das Tribunal der Gebräuche hatte es unter der Regierung Yong-Tching dahin gebracht, daß sie nur noch als Mathematiker und Astronomen glänzten. Im Uebrigen hielt man sie für gefährliche Leute, welche die Chinesen in Eu-

ropäer umschaffen wollten. 1780 lebte noch ein gewisser *Hallerstein* aus dem Würtembergschen am kaiserlichen Hofe als Mandarin und Nachfolger in den Würden Ricci's und Schall's und Verbiest's.

Japan und die ostindischen Inseln.

„In China waren die Jesuiten Mandarine und Bonzen, in Ostindien Kaufleute und Braminen und in Amerika Könige und Sclavenbesitzer" sagt ein französischer Geschichtsschreiber. Indessen waren sie nur im letzteren Theile der Erde ohne Nebenbuhler, denn in China hatten sie die Dominikaner, in Japan und auf den ostindischen Inseln die Kapuziner zu Feinden. Wie wir schon in dem früheren Abschnitte über die ostindischen Missionen gesehen, hatte sich auch hier ein Kampf gegen die jesuitische Lehre entsponnen.

Für diesen Theil der Welt fehlte es indessen den Jesuiten gleich von vorn herein nicht an päpstlichen Instruktionen in Bezug auf die einheimischen Gebräuche. Allein sie hatten diese Instruktionen von 1630 bis 1680 verborgen gehalten. Als dann der Streit hitziger wurde, leugneten sie, wie es auch hinsichtlich des chinesischen geschehen, anfangs die Thatsachen gänzlich, und später

traten sie mit Vertheidigung derselben auf. Die unverschämteste Schrift, welche in Bezug hierauf erschien, war die des Paters Le Tellier, des späteren Beichtvaters Louis XIV., der in seiner Défense des nouveaux Chrétiens zu beweisen suchte, daß man beim Kultus zwischen willkürlichen und nothwendigen, zwischen bürgerlichen und geistlichen, zwischen weltlichen und religiösen Gebräuchen unterscheiden müsse. Die willkürlichen bürgerlichen und weltlichen Gebräuche seien, je nach den Sitten und Gewohnheiten der Völker veränderlich. Unter sie aber gehörten diejenigen, die man in Ostindien beobachte und sie könnten daher auch auf keine Weise der Gegenstand eines Vorwurfes für die Jesuiten sein, im Gegentheil seien die Letzteren blos zu beloben, wenn sie bei ihren Bekehrungen mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker zu Werke gingen.

Arnaud, der Jansenist, ließ eine fürchterliche Erwiderung gegen le Tellier los, und dies Mal — sonderbar genug — ging der päpstliche Hof mit den Jansenisten Hand in Hand, denn er verdammte das le Telliersche Werk.

Die politische und Handelsmacht der Jesuiten, ja selbst ihr Einfluß als Missionäre war jetzt ziemlich unbedeutend. Sie sahen sich in allen Beziehungen auf

eine unbedeutende Stellung beschränkt. Ihr größter Schade blieb aber der Ruin ihres Handels, da der Kaiser den Holländern und Engländern die Erlaubniß gegeben, ihren Platz auf dem ostindischen Markte einzunehmen. Doch hatte sie das Glück nicht ganz verlassen. In dem Eroberungsstreite der europäischen Mächte um die ostindischen Ländereien wurden die einheimischen Könige wieder mächtig. Es gelang nach dem Tode des Kubo (Kaiser) Xogun-Sama, der die Jesuiten verbannt hatte, so wie nach dem seines Sohnes, To-Xogun-Sama, welcher die väterliche Politik fortsetzte, einen kühnen Eroberer Aureng-Zeyb sich Bengalen, Visapour, Galkonde und den ganzen Norden Hindostans zu unterwerfen. Unter diesem Monarchen blühten die Hoffnungen der Vertriebenen von Neuem wieder auf, denn dieser, obgleich Muselmann, schenkte aus Haß gegen die Mönche seiner Religion den Jesuiten seine volle Gunst. Auch in Madura herrschten sie am Hofe eines kleinen Fürsten, und in Pondichery, das den Franzosen gehörte, gediehen ihre Institute — wie glücklich wären sie gewesen, wenn die orthodoxen und ohne Zweifel auch neidischen Kapuziner nicht existirt hätten. Sie schwelgten wieder im Glanze der Braminen, ließen sich in Sesseln tragen, von einem prächtigen Gefolge begleiten und entbehrten nichts, was ihr sinnliches Herz begehrte.

Zu derselben Zeit drangen sie auch in Kochinchina ein, das bisher, weil es im Rufe der Unfruchtbarkeit stand, von ihnen verschont worden war. Den Versicherungen Unterrichteter nach gab es in diesem Reiche einen Perlensee. Diesen mußte man erwerben. Man stellte sich daher dem Suffraganbischofe von Kochin vor und dieser, hocherfreut, neue Arbeiter für den Weinberg des Herrn zu gewinnen, ließ sie schalten und walten. Allein gar bald mußte er die betrübende Bemerkung machen, daß sich die Missionäre mehr um die Perlen= als um die Seelenfischerei bekümmerten. Sie kauften den Fischern ihre Perlen um höhere Preise ab, als die portugiesischen Kaufleute gewöhnlich zahlten und als diese im nächsten Jahre ankamen, hatte man für sie keine Waaren mehr. In Folge dessen blieben natürlich die Portugiesen weg. Das weiter folgende Jahr, wo es keine Koncurrenten gab, zwangen die Jesuiten die Fischer, ihnen die Waaren für die Hälfte und das Drittel der Preise zu lassen, welche von den Portugiesen ehemals gezahlt worden waren, und um die Schmach voll zu machen, brachten sie es beim Vicekönig noch dahin, daß er ihnen die Perlenfischerei im See als ausschließliches Recht überwies. Von nun an wurden die armen Eingebornen die Tagelöhner oder vielmehr die Sclaven der Jesuiten.

Der Bischof von Kochin entsetzte sich darüber und beschwerte sich am päpstlichen und spanischen Hofe, worauf sich der letztere auch sogleich beeilte, ein Verbot gegen die Fischerei der Jesuiten zu erlassen. Das machte sie freilich blos lachen. Statt zu gehorchen, bauten sie ein festes Schloß auf eine Insel des Sees und setzten ihr Geschäft nur noch großartiger fort. Dabei zwangen sie die Fischer, so lange im Wasser zu arbeiten, daß viele dieser unglücklichen Geschöpfe in Folge ihrer Anstrengungen starben.

Da die päpstliche Bulle so wenig gefruchtet hatte, nahm der Bischof zu einem seltsamen Rettungsmittel seine Zuflucht. Er begab sich im feierlichen Zuge an den See und verdammte ihn zur Unfruchtbarkeit. Die Jesuiten mußten gut gearbeitet haben, denn — der See gehorchte, worauf sie freiwillig abzogen.

Dieses Betragen derselben in Kochin entsprach ganz dem in China, Japan und in dem übrigen Indien, wo sie jährlich 20 ja 30 Prozente für Darlehne nahmen. Sie gingen hier sogar so weit, ihre Kirchen in kostbare Bazars umzuschaffen, in denen sie Lotterien zogen. Denn als ihnen von den Bischöfen in Folge ihrer zahllosen Verbrechen und fleischlichen Vergehen die Aufforderung zukam, ihr Missionswerk aufzugeben, antworteten sie erst durch Lästerungen, dann bereiteten sie die ihnen

anhängenden Christen vor, lieber wieder zu ihrer alten Religion zurück zu kehren, als sich nicht jesuitischen Gewissenslenkern anzuvertrauen und zuletzt führten sie, um die Menge heranzuziehen, jene Glücksspiele ein.

Eine Unklugheit zog ihnen inzwischen im Jahre 1701 auch von einer andern Seite her Verfolgungen zu. Sie führten die Geschichte des heiligen Gregorius in Pondichery als Komödie auf. Dieser Heilige soll durch das bloße Schlagen des Kreuzes das Zerfallen der heidnischen Götter bewirkt haben. Das wollte man veranschaulichen, um die Allmacht des christlichen Gottes zu zeigen. Allein als das Spiel im Zuge war und der Akteur, welcher den Georg vorstellte, das Kreuz schlug, blieben die heidnischen Götzen fest auf ihren Gestellen stehen. Um aber wenigstens einen Effekt zu erhaschen, schlugen die Schauspieler mit Knitteln auf die Lehmfiguren los und erreichten damit natürlich ihren Zweck sicherer als der Schauspieler mit dem Kreuzschlagen.

Die anwesenden Braminen schäumten vor Wuth und führten am Hofe des Königs vom nahen Tanjaour dasselbe Schauspiel auf, um ihm zu zeigen, wie frech die Christen die Landes-Religion verhöhnten. Der König, den diese Gemeinheit gleichfalls im tiefsten Innern beleidigte, nahm schreckliche Rache. Er befahl alle

Christen zu ergreifen und in den Gefängnissen verhungern zu lassen. Durch diese harten Maaßregeln verloren mehrere Tausende ihr Leben.

Jetzt wurden auch die Beschwerden der Kapuziner drohender. Sie riefen den Kardinal von Tournon auf seiner Reise nach China hierher und dieser fertigte die Beschwerden derselben sofort ab. Es ist unnöthig hinzuzufügen, daß man seine Gebote noch viel weniger beachtete, als jene des Papstes. Die Jesuiten sollten die Taufe ohne Speichel, Salz und Anhauchen verrichten, sollten keine Kinder mit heidnischen Namen taufen, sollten nicht erlauben, daß die Frauen das Bild des Gottes der Unkeuschheit an ihrem Halse trügen, sollten nicht ferner die Frauen während der Zeit ihrer Reinigung vom Beichtstuhle zurückweisen und endlich die Parias nicht nur nicht mehr von den Nobili's gesondert halten, sondern ihnen auch die Sakramente in derselben Weise wie den Vornehmen reichen sollten. Auch die Anwendung des Kuhmistes zur Seelenreinigung sollte den neuen Christen verboten werden. War das nicht die Umstoßung des ganzen jesuitischen Christenthums verlangt?

Der französische Gouverneur Hebert in Pondichery suchte vergeblich den Kardinal mit all dem Ansehen seiner Macht zu unterstützen. Statt dessen ward

er gestürzt. Lassen wir ihn selber sprechen: „Die Jesuiten haben so viel gegen mich gesagt und gethan, daß es ihnen gelang, mich schmachvoll nach Europa zurückrufen zu lassen und da der Zustand, in dem sich damals meine Angelegenheiten befanden, mir nicht erlaubte, in Frankreich zu bleiben, ward ich gezwungen, mich an sie zu wenden, um nach Indien zurückkehren zu dürfen. Als ich beim königlichen Beichtvater le Tellier meinen Abschiedsbesuch machte, sagte er mir drohend: Herr! Herr! erinnern Sie sich wohl, daß man Ihnen hier das thun wird, was Sie unsern Vätern in Pondichery thun werden. Wie Sie dieselben dort behandeln, wird man Sie hier behandeln." Der Gouverneur konnte fortan die Jesuiten nur unterstützen.

Geschützt durch so mächtige Gönner, wucherte der Orden auch auf diesem Theile der Erde fort, bis ihn seine Auflösung erreichte.

Die Missionen in Amerika.

I.

Florida. Kanada. Mexiko.

Nord-Amerika hat eine Zeit lang das Unglück gehabt, von den Europäern mißachtet zu werden. Denn diese, meist nur von Golddurst jenseits des großen Ozeans getrieben, suchten mit Beharrlichkeit das fabelhafte Eldorado, das Goldland, das die Phantasie ehemals nach Asien verlegte und nunmehr mindestens im südlichen Amerika zu finden glaubte. Daher zogen die Schaaren der Abenteurer vorzugsweise in den Süden der neuen Welt.

Wo andershin hätten nun die Jesuiten ihren Flug nehmen sollen?

Wir haben früher erwähnt, daß der Zweck der jesuitischen Missionen unter Andern vorzugsweise die Erwerbung von Reichthümern gewesen. Aus diesem Prin-

zip mußte natürlich folgen, daß sie sich jenem allgemeinen Strome anschlossen und daß Nord-Amerika lange Zeit von ihren Segnungen verschont blieb.

Florida war die erste Provinz dieses Theiles von Amerika, in welcher die Loyoliten sich fest zu setzen suchten. Sie kamen im Jahre 1566 mit den Spaniern hierher, fanden aber nicht die beste Aufnahme, da die Eingebornen ihre Henker, die Spanier, tödtlich haßten und diesen Haß auch auf die Jesuiten übertrugen, weil man sie in Begleitung der Letzteren hatte kommen sehen. Deshalb gelang es ihnen auch nie, ihre Missionsanstalten hier zu einer Blüthe zu bringen.

Glücklicher waren sie in Kanada, auf der Nordwestspitze Südamerikas, dazumal eine französische Besatzung. Die Franzosen behandelten die Ureinwohner weit menschlicher, als die anderen europäischen Nationen. Darum neigten sich die wilden Stämme viel leichter zu diesen Eroberern hin und machten keine Schwierigkeiten, die Missionäre in ihre Tribus eindringen zu lassen. Ihre Bekehrungen gewannen bald einen bedeutenden Umfang und eben so schnell hatten sie die Grundlage zu einem so sehr ausgedehnten Handel gelegt, daß sich die französischen Kolonisten mit Nachdruck bei der Regierung ihres Mutterlandes beschwerten. Frankreich legte indessen zu jener Zeit den Jesuiten in die-

ser Besitzung aus politischen Rücksichten eine große Bedeutung bei. Kanada ward mehr als einmal von den rivalisirenden Mächten angegriffen und man schloß mit Recht, daß die Vertheidigung der Kanadier um so erfolgreicher sein werde, je mehr die Jesuiten, welche die sämmtlichen Rothhäute auf ihrer Seite hatten, den Verlust ihrer Reichthümer und den Untergang ihres Handels befürchten mußten. Daher waren alle Klagen gegen sie vergeblich.

Nichts destoweniger ward Kanada endlich doch noch eine Beute der Engländer. Im Frieden von Paris (1763) fand dessen förmliche Abtretung statt.

Dieser Besitzwechsel zerstörte Alles, was die Gesellschaft Jesu mit so vieler Mühe aufgebaut hatte, und gleich als wenn sich selbst an ihre Fußtapfen noch der Fluch eines Dämons knüpfen müsse, konnten sie die Provinz nicht verlassen, ohne noch einen ganzen Stamm der Vernichtung Preis gegeben zu haben.

Nachdem nämlich die Franzosen Kanada geräumt hatten, versuchten die Jesuiten vergeblich, von den Engländern die Genehmigung zu längerem Verweilen zu erhalten. Diese kamen im Gegentheil mit ihren Verbündeten, den wilden Irokesen, immer näher und machten Alles nieder, was sich ihnen widersetzte.

Jetzt dachten endlich auch die Jesuiten an die Flucht.

Aber sie war unmöglich, wenn der englische Heereszug nicht einige Tage länger aufgehalten wurde. In dieser Noth geriethen sie auf den grausamen Gedanken, die neuen Christen, den heldenmüthigen Huronenstamm, zu opfern. Sie stellten diesen Wilden vor, daß sie den Eroberern um keinen Preis das Land ihrer Väter überlassen dürften und verlangten nur einige Tage Frist, um einen französischen Befehlshaber aufzusuchen, der sich bei den Engländer zu ihrer Aller Gunsten verwenden werde.

Die Huronen, ohnehin erbliche Feinde der Irokesen, willigten leicht in den Vorschlag ein. Sie schlugen sich drei Tage lang mit Löwenmuth und sahen ihre Zahl schon um die Hälfte verringert, als ihre Botschafter die traurige Nachricht brachten, daß die „Schwarzröcke“ jenseits des See's seien und schwerlich ihr Versprechen zu halten gedächten.

Die Huronen waren jetzt ihrer Verzweiflung überlassen. Sie fluchten dem großen Manitu der Blaßgesichter und ihren falschen, wortbrüchigen Dienern und beschlossen lieber zu sterben als zu fliehen. Noch fünf Tage lang dauerte der vernichtende Kampf und als am sechsten Tage die Sieger in das Dorf der Huronen einzogen, trafen sie nur noch sieben von den Helden an, die acht Tage lang ihrem Siegeslauf entgegen getreten

waren, und diese sieben Huronen lagen verwundet da, dem Tode nah. Selbst die blutdürstigen Irokesen waren einen Augenblick lang bestürzt beim Anblicke dieser Hand voll Sterbender, welche die Greise, Kinder und Frauen mit einer Todtenstille umstanden. Dann aber erwachte ihr alter Haß von Neuem und in zwei Stunden war — Dank den Verräthern — der Stamm der Huronen von der Erde verschwunden.

Die Jesuiten hatten sich nach Nordamerika geflüchtet und waren glücklich in Luisiana angekommen. Frisch und froh und, weil gewissenlos, unbelästigt von der innern Stimme, welche das Blut eines Volkes von ihnen fordern mußte, gingen sie von Neuem ans Werk. Ihr erstes Geschäft war die Vertreibung der älteren Missionäre, welche schon seit einem halben Jahrhunderte das unfruchtbare Land der wilden Herzen bearbeitet hatten und nun endlich einige Früchte ihrer mühsamen Arbeiten blühen sahen. Doch Luisiana war für sie ein zweites Florida. Weniger kultivirt als Kanada, bot es einen unbedeutenden Gewinn für den Handel und überdies lag auch der Verkehr bereits so fest in den Händen der französischen Colonisten, daß nicht wohl zu hoffen war, er werde ihnen von dem Hause Ignaz Loyola und Comp. entrissen werden können. Das brachte die gierigen Commis desselben zu dem

Entschlusse, Luisiana aufzugeben und sich nach Mexiko zu ziehen.

In Mexiko hatten sie schon längst ihre Niederlassungen. Da dieses Land reicher ist, als alle anderen nördlich gelegenen Gegenden Nordamerikas, so hüteten sie sich anfangs wohl, den Spaniern Veranlassung zu Klagen zu geben. Sie unterstützten die Schritte der Statthalter und statt zu den Wilden als Apostel des Friedens zu kommen, schwangen sie die eiserne Ruthe gegen sie, mit welcher alle Eroberer die Eingebornen zu Boden warfen.

So wuchs ihr Missionswesen in herrlicher Entwickelung empor. Alle Reichthümer, alle Erwerbsquellen, alles war in ihren Händen. Allein damit allein begnügten sie sich noch nicht.

Der bischöflichen Kirche von Mexiko gehörte in Folge einer alten königlichen Verwilligung der Zehnten aller Früchte. Diese Einnahme war, wie man leicht begreifen kann, nicht unbedeutend, denn sie stieg in der Masse, als die Bevölkerung zunahm und der Boden fruchtbar gemacht wurde. Vielleicht glaubt man, daß die Jesuiten sich über die ungerechte Abgabe, welche der Bischof für seine Kirche forderte, empört haben? Eine solche Vermuthung wäre nicht ungereimt, denn die Jesuiten traten nicht selten gegen das Unrecht auf, — voraus-

gesetzt, daß es von Anderen und nicht von ihnen begangen ward. Aber in diesem Falle waren sie weit entfernt, das Zehntenrecht der Kirche zu bestreiten. Sie machten es viel klüger, indem sie es derselben zum großen Theil entrissen und an ihre Missionshäuser brachten.

Sicher mußte der Bischof sehr nachsichtig gewesen sein, daß er einen solchen Raub duldete und kein billig Denkender wird ihn der Ungerechtigkeit beschuldigen, wenn er, um nicht Alles zu verlieren, den Jesuiten endlich in aller Güte Vorstellungen machte. Aber trotzdem, daß Jouan de Palafox, Bischof von Angelopolis und Osma, nach nichts mehr, als nach einem gütlichen Vergleiche strebte, erhielt er eine sonderbare Antwort. Sie erkannten ihn gar nicht als Bischof an.

Nunmehr klagte der Bischof und gewann natürlich den Prozeß. Aber nichts desto weniger hoben die Jesuiten den Grund der Klage nicht auf. Im Gegentheil entzogen sie sich jetzt der bischöflichen Jurisdiktion und suchten den Bischof auf alle nur erdenkliche Weise zu ärgern und zu kränken. Dies bewog endlich seinen Generalvikar, den Vorweis ihrer Vollmachten zu verlangen, die sie berechtigten, gottesdienstliche Handlungen vorzunehmen. Darauf antwortete man ihm, man brauche das nicht, denn ein Pri-

vileg spreche sie von einer Aufzeigung ihrer Vollmachten los. Der Generalvikar verlangte nun wenigstens die Vorlegung dieser letztern Bulle, allein auch diese verweigerten sie sehen zu lassen, weil sie, wie sie sagten, noch eine andere besäßen, die sie von der Aufzeigung jener entbinde!

Diese Ausflüchte waren offenbar nur erfunden, um der bischöflichen Macht zu spotten. Palafox verbot daher einem Jeden bei Strafe des großen Bannes, bei den Jesuiten zur Beichte zu gehen oder ihren gottesdienstlichen Verrichtungen beizuwohnen. Diese Maßregel brachte die Jesuiten, welche schon längst von der Kanzel und dem Beichtstuhle aus gegen den Prälaten gearbeitet hatten, in vollen Aufstand. Sie wandten sich mit einer Beschwerde an den Vizekönig, der, wie die Statthalter der französischen Provinzen, die Macht der Hofjesuiten fürchtete, und die Sache zum Vortheil des Ordens entschied. Indessen mochte der Vizekönig sich wohl der Ungerechtigkeit seines Richterspruches bewußt sein, denn er suchte sich mit Palafox auszusöhnen. Sobald dies die Jesuiten merkten, traten sie gewaltsam gegen den Bischof auf. Sie sprachen den Bannfluch über ihn aus, verlasen die Bulle auf den Straßen und verboten bei enormen Geld- und Freiheitsstrafen, dem Bischofe zu gehorchen.

Der alte Mann war jetzt von Gott und aller Welt verlassen. Er floh aus seinem Aufenthaltsorte Angelopolis (1647) in unbewohnte Gebirge und trug von hier aus seine Sache dem Papste und dem Könige von Spanien vor. Zum Glück waren diese beiden Herrscher den Jesuiten augenblicklich nicht so günstig als ihre Vorfahren und namentlich Spanien fing an, auf die reichen Etablissements der Jesuiten in der neuen Welt mit scheelem Auge zu sehen. Daher gelangte auch in gar nicht zu langer Zeit eine Flotte in einem Hafen von Mexiko an, welche in Folge königlicher Befehle den Vizekönig absetzte, den Bischof von Yukatan an seine Stelle rief und Palafox wieder mit seinen Würden begleitete.

Vorher hatte aber der grauenvollste Schrecken regiert. Fast täglich waren einige aus der Zahl der Freunde des geflüchteten Bischofs hingerichtet worden, seine Vikarien hatte man mit einer Masse Anderer in Kerker geworfen, — diejenigen gar nicht zu rechnen, welche aus Liebe zur Freiheit und zum Leben aus Mexiko geflohen waren. Man ließ in dieser Zeit nichts unversucht, um das Ansehen des Bischofes herabzuwürdigen. Die Schüler der Jesuiten erschienen bei einer Maskarade auf einem Pferde, an dessen Schwanz der Bischofsstab und an dessen einem Steigbiegel die Bischofs-

müße hing. Und dabei sangen sie die abscheulichsten Zotenlieder auf den unglücklichen Greis.

Nun mehr freilich, wo ein Geistlicher mit der Statthalterschaft begleitet war, der ihrem Orden nicht angehörte, mußte sich die schwarze Horde unterwerfen. Aber sie that es nur mit der Miene eines Menschen, dem das schmählichste Unrecht geschehen. Sie suchte sich durch die Presse als das unschuldige Opfer einer Kabale darzustellen und Palafox zu verlästern. Ja so groß war ihr Haß gegen diesen Mann, daß sie sein Andenken noch nach seinem Tode besudelten.

Mein Himmel! Mit wie viel gemeinen Streitereien, mit wie viel nichtswürdigen Zänkereien hat diese diabolische Priesterschaar die Welt nicht geplagt! Nie hat eine Partei die Presse so sehr gemißbraucht, nie eine deren Freiheit mehr in Anspruch genommen als sie. Und doch sehen wir sie heute in Frankreich, in Deutschland, in Italien, ja in der ganzen Welt gegen die Preßfreiheit arbeiten, indem sie dieselbe als das verderblichste Uebel verschreit. Inzwischen ist es sehr erklärlich. Die Welt hat jenen Punkt der Civilisation überschritten, wo man durch eine gewandte Dialektik das Unrecht noch in Recht verkehren konnte, und die Jesuiten sind damit für immer gerichtet. Es würde ein Werk, das in unserer Zeit erschiene, schon durch

den Umstand verurtheilt sein, daß sich der Autor einen Jesuiten nennte.

II.

Brasilien. Maragnon. Paraguay.

Die erste amerikanische Bekehrungsreise der Jesuiten hatte sie nach Brasilien geführt und ihr erstes Haus ward in San Salvador gebaut (1550). Aber es scheint, als wenn sie von den portugiesischen und später von den spanischen Beamten zu sehr beschränkt worden wären, denn die Geschichtsschreiber sagen, daß sie unablässig bestrebt waren, in die umliegenden noch unbekannten Gegenden einzudringen. Trotzdem machten sie jedoch in Brasilien und in den benachbarten Maragnon keine schlechten Geschäfte. Der Reichthum dieser Länder begünstigte sie ungemein. Darum fanden sich zur Zeit der Aufhebung des Ordens in Brasilien allein 7 Collegien, 29 Missionen, 6 Seminarien und 29 Residenzen. Maragnon hatte 2 Collegien, 17 Missionen und 31 Residenzen. In Brasilien fanden die Jesuiten bald Gelegenheit, ihre politischen Talente in Anwendung zu bringen. Heinrich IV. suchte nämlich die fran=

zösische Macht auf einigen Punkten Brasiliens zu befestigen und gründete zu diesem Zwecke die Kolonie Sankt Louis. Allein der Umstand, daß er Kapuziner als Missionäre in die Niederlassung gesandt, ward derselben gefährlich. Die Jesuiten von San Salvador unterstützten die Feinde Frankreichs, um sich ihrer Nebenbuhler zu entledigen und erreichten ihr Ziel, obgleich die Franzosen auch hier die Eingebornen zu Freunden hatten, während die Spanier und Portugiesen von denselben gehaßt waren. Man erzählt sich in dieser Beziehung eine komische Anekdote. Ein Chef der Wilden theilte eines Tages einem französischen Kapitän mit, daß er kürzlich fünf Spanier verspeißt habe. „Alle fünf," setzte er hinzu, „behaupteten Franzosen zu sein, damit ich sie freilasse. Aber ich anwortete ihnen: Nein, nein! zu Franzosen seid ihr nicht weiß genug."

Außer Brasilien durfte sich Peru, Chili, Guayana und die ganze Südspitze vom Rio de la Plata bis zur Magelanstraße jesuitischer Missionsanstalten, oder doch mindestens der Besuche ihrer Sendlinge rühmen. Man hat sie, sagt Bucher, in diesen Gegenden allerlei, selbst die „weltlichsten" Geschäfte betreiben sehen. Denn sie hielten Oel- und Kramläden und einige figurirten sogar mit ihren Chorröcken als Fleischer und Viehhändler auf den Märkten.

Kommen wir nun noch einmal auf Paraguay zurück, was wir früher schon in groben Umrissen gezeichnet haben. Eine neue Quelle, die wir gefunden, setzt uns in den Stand, noch eine klarere Vorstellung von dieser kommunistisch-aristokratischen Republik zu geben.

Das Paraguay der Jesuiten lag zwischen dem Parana- und Uruguaystrome. Auf dem linken Ufer des Uruguay befanden sich sieben, auf dem rechten des Parana acht Reduktionen*); die übrigen funfzehn breiteten sich in der Mitte aus. Es ist inzwischen nicht unwahrscheinlich, daß sich das jesuitische Reich auch nach Süden und Westen, noch über den Parana hin, ausdehnte. Die Reisenden Regger und Longchamp schätzen es auf 600 Quadrat-Meilen Flächeninhalt.

Die Bewohner dieser Gegend gehörten dem Stamme der Guarani an. Ihr Charakter war friedlich und sanft und ihr Civilisationsgrad muß ein höherer als der anderer Wilden gewesen sein, denn sie glaubten nicht nur, wie die meisten ihrer wilden Brüder, an

---

*) Die Spanier und Portugiesen nannten die Grenzorte nach der Seite der Wilden hin Reduktionen, wahrscheinlich um die Verminderung des Terrain derselben anzuzeigen. Die Jesuiten behielten diese Bezeichnung als Namen der Kreise bei.

einen großen Geist, d. h. an den Hervorbringer aller ihnen unerklärbaren guten und bösen Wirkungen, sondern sie legten diesem Geiste auch noch die ausschließliche Eigenschaft der Böswilligkeit bei, was ohne Vorurtheil betrachtet, doch nichts anderes ist, als die Kehrseite des Gottesglaubens, d. h. des Glaubens an einen guten Geist.

Die Behandlungsweise dieser Sklaven war im Einzelnen eine sehr menschliche. Die Jesuiten sorgten stets für hinreichende gesunde und kräftige Speise, überluden die Wilden nie mit Arbeit, warteten sie, wenn sie krank wurden, sorgfältig ab und ließen ihnen auch sonst nichts abgehen, was zur Heranbildung eines körperlich kräftigen Menschenschlages dienen konnte.

Man würde sich indessen sehr irren, wenn man ihnen hieraus ein Verdienst machen wollte. Es war der pure Eigennutz, welcher sie hierbei leitete. Denn Paraguay wurde von ihnen ursprünglich ohne Zweifel deshalb gegründet, weil sie edle Metalle zu finden hofften. Die Hoffnung schlug fehl oder bewährte sich doch wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfang. Man suchte sich also auf andere Weise zu entschädigen. Die Sanftheit und Gefügigkeit der Wilden gaben die Mittel dazu an die Hand. Sie ließen den Gedanken erwachen, daß sich Paraguay zu einem mächtigen Reiche er-

heben lasse, das einst wohl gar Brasilien verschlingen könne. Doch selbst, wenn dieser Plan sich nicht erreichen ließ, war es noch vortheilhaft genug einen Ort zu haben, wo man die in Europa kompromittirten Ordensglieder mit Nutzen verwenden oder die ungehorsamen ungerügt bestrafen konnte.

Die Jesuiten suchten daher vor allen Dingen das Land zu bevölkern und machten in dieser Absicht nicht nur selbst auf die Wilden förmliche Jagden, bei denen sie sich abgerichteter Hunde bedienten, sondern kauften auch von den Flibustiern so viel Menschen, als sie nur immer erhalten konnten. Außerdem sahen sie bei ihren Unterthanen streng darauf, daß die Vermehrung des Geschlechtes wohl von Statten ging. Sie sind sogar beschuldigt worden, daß sie zuweilen ihre Keuschheit auf die Seite geworfen, um schneller zum Ziele zu kommen.

Der Mensch hatte demnach Geldeswerth. Die Humanität der Väter Jesuiten ist also leicht zu schätzen.

Wenn der Morgen anbrach, hörte man in allen Dörfern der Reduktionen zu gleicher Zeit ein Glöcklein tönnen. Sobald der letzte Schlag verhallte, thaten sich die Thüren der schönen, niedlichen und reinlichen Häuser auf und heraus traten Männer, Frauen, Kinder und Greise und wallten in die Kirche. Hier hör-

ten sie das Morgengebet Angelus Domini und empfingen den Segen des Pfarrers.

War der kurze Gottesdienst vorüber, so bildeten sich Gruppen, die unter Begleitung von Musik zur Arbeit zogen, — die einen nach dieser, die anderen nach jener Richtung hin. Aber auch bei der Arbeit der Uebrigen setzten die Musiker ihre lustigen Weisen fort.

Hatte die Sonne so ziemlich ihren Kulminationspunkt erreicht, so daß sie ihre Strahlen senkrecht auf die Erde herabzuschütten begann, so traten einige Stunden Ruhe ein, während denen die Indianer sich mit Speise und Trank erfrischten. Die großen rothbraunen Gestalten streckten sich dann unter den schattigen Palmen aus und vergaßen in den Armen des Schlafes die Erinnerungen, an die Zeiten, in denen sie einst frei gewesen.

Wenn die größte Sonnenhitze vorüber war, begannen die Arbeiten von Neuem und endigten erst auf den Ruf der Glocke, welche mit dem Momente ihre Stimme hören ließ, wo das Gestirn des Tages in sein purpurnes Bette hinabstieg.

Die einzelnen Trupps zogen dann mit ihren Musikern wieder heim und nachdem sie in der Kirche den

Abendsegen empfangen, gingen sie in ihre sauberen Wohnungen zurück, um die Abendmahlzeit einzunehmen.

Inzwischen belebte sich der Mittelpunkt des Dorfes, auf dem ein Kreis großer schöner Bäume emporstrebten, welche ein Laubgewölbe bildeten, mit einer Menge glänzender Lichter. Es tönte die Glocke zum dritten Male und wie am Morgen, so öffneten sich auch jetzt mit einem Augenblicke alle Thüren, um den Bewohnern des Hauses den Ausgang zu gestatten. Diese wogten nun langsam durch die breiten, gleichfalls mit Baumgeäste überdeckten Straßen dem Lichtmeere zu und genossen den frischen erquickenden Lufthauch, der an der Seite der Straßen hin fließenden Bäche.

Dort angekommen, begann der Tanz, Jung und Alt ergoß sich wie Wellen eines Bergstromes durcheinander. Die Freude schien sich in der Mitte dieser rothfarbigen Menschen allein niedergelassen zu haben. Nach zwei Stunden schwieg endlich die Musik. Die Tanzenden kehrten heim und bis zum nächsten Morgen herrschte die tiefste Stille im Weiler. Kein Trunkenbold ließ sein Geschrei hören, kein Zank und Streit störte die Ruhenden im Schlafe und kein Gerichts- oder Polizeibeamter trat durch die unverschlossene Thür zu den Schlafenden ein, denn es gab keine Diebe, keine Hehler, keine Mörder — alle Verbrechen bestanden nur

in Verletzungen des Gehorsams gegen die strengen Gebieter.

Die Feiertage waren zahlreicher, als in den Ländern der katholischen Christenheit Europa's und während derselben ruhte die Arbeit und herrschte nach dem Gebete die Lust.

Sicher würden Millionen unserer Armen mit Freuden in einen solchen Sklavenstaat eintreten, denn für diejenigen, welche die Hoffnung auf ein besseres Loos aufgegeben haben als das ist, an dem sie leiden und die demnach nur noch nach der Erhaltung des physischen Lebens streben, hat ein solcher Zustand nichts Abschreckendes mehr. Für den aber, der nicht blos lebt, um zu leben, für den die Freiheit des Willens — gewährt sie auch nur das elende Recht, seine Noth und sein Elend auf seine Weise zu ertragen — noch einigen Werth hat und der in dieser Freiheit sich selbst liebt, für den ist das Staatswesen Paraguay's der Tod, denn es läßt nur noch den Körper leben; der Geist ist in dem der Staatslenker aufgegangen. Keine Handlung, keine Bewegung war eine freiwillige. Die Indianer mußten tanzen, weil ihre Aufseher den Tanz als ein Förderungsmittel der Gesundheit ansahen. Sie mußten am ganzen Tage die Musik hören, selbst wenn sie zuweilen gewünscht hätten, bei ihren Arbeiten dem

stillen Zuge ihrer Gedanken ungestört nachhängen zu können.

Der Unterricht, welchen man den Bewohnern Paraguay's angedeihen ließ, war äußerst beschränkt. Die Hauptsache der Erziehung war ihre industrielle Ausbildung. In religiöser Beziehung ließ man ihnen ihre Vorstellungen von einem bösen Gotte und baute sie wo möglich noch weiter aus, denn die Masse von massiven Heiligenbildern, welche ihre an Geld und kostbaren Geweben reichen Kirchen enthielten, waren scheußliche Fratzen mit drohenden Mienen, welche mittelst einer Vorrichtung, die in ihnen angebracht war, die Augen verdrehten.

Es kann nicht befremden, daß die Indianer sich in diesem Staate bei all den Genüssen, die man ihnen gewährte, nicht wohl befanden. Diejenigen, welche noch nicht ganz entmenscht waren, paßten auf jede Gelegenheit, welche ihre Flucht begünstigte und obwohl solche Versuche fast immer des Beispiels wegen mit dem Tode bestraft wurden, so schien ihnen dieser Preis für die Wiedererlangung der Freiheit doch nicht zu theuer.

Später, als man zweifelsohne die Unmöglichkeit erkannt hatte, Brasilien durch Paraguay zu erobern, sollen die Jesuiten mit ihren Sklaven gehandelt haben. Man hat dafür keine Beweise und schließt es blos aus

der Bulle Benedikt XIV. vom 20. Dezember 1741, durch welche den Jesuiten verboten wird, die Indianer Paraguay's zu Sklaven zu machen, sie von ihren Frauen und Kindern zu trennen, zu kaufen oder zu verkaufen.

So lange man sich noch nicht vollständig auf den Kriegsfuß gesetzt hatte, war immer noch eine Zerstörung des Riesenwerkes durch die Spanier möglich. Um diesen Fall abzulenken, nahmen die Jesuiten zu zwei Mitteln ihre Zuflucht. Einmal hatten sie sich nämlich von dem königlichen Visitator das ausschließliche Recht der Mission und zugleich das Privileg geben lassen, für jeden ihrer Unterthanen nur einen Thaler Kopfsteuer bezahlen zu dürfen. Dadurch wurde der Zutritt zur Kolonie vollends ganz verschlossen, denn selbst die königlichen Kassenbeamten mußten sich mit der Angabe der Einwohnerzahl begnügen, welche ihnen die Jesuiten bei der Steuerablieferung machten. — Dann aber erregten sie in den Indianern einen blutigen Haß gegen die Portugiesen. Auf diesem psychologischen Wege glaubten sie den versiegten Kriegsmuth in den Ersteren wieder einigermaßen zu wecken, um im Nothfall über ihn gebieten zu können.

Neben dieser Klugheit begingen sie aber doch einen sehr dummen Streich. Sie verriethen ihren Reichthum, den sie sonst so ängstlich verbargen, indem sie um die Ge-

nehmigung nachsuchten, Goldmünzen prägen zu dürfen. Der König gestand sie ihnen für eine Million Maravedi's zu. Statt einer Million prägten sie aber so viele Millionen, als nur ihr Metallvorrath hergab und außerdem war der Gehalt der Münzen so schlecht und ihr Gewicht so leicht, daß man in Spanien sprüchwörtlich sagte: „Man hat mich mit jesuitischer Münze bezahlt," wenn man bei einem Schuldner die Hälfte oder mehr verlor.

Die Störungen Paraguay's kamen indessen zunächst nur von den Nachbarvölkern. Im Jahre 1628 — 10 Jahre nach der vollständigen Organisation des Staates und 42 Jahre nach dessen Grundsteinlegung — lieferte ihm ein Kazike der Ufer des Uraguay, der von den Jesuiten zum Christen und zugleich zum Vasallen gemacht worden war, eine mörderische Schlacht, die einer nicht unbedeutenden Anzahl von den heiligen Vätern das Leben kostete. Der Sieg war auf der Seite der Wilden, der alle Reduktionen, welche er erreichte, verwüstete. In einer zweiten Schlacht blieb jedoch der Vortheil den Jesuiten, die sich grausam für die frühere Niederlage rächten.

Ebenso hatten die Jesuiten lange und schreckliche Kämpfe mit den Mamelucken, welche von Weißen und Indianern erzeugt sind. Sie dauerten von 1630

bis 1642. Uebrigens sollen noch einige innere Empörungen Statt gefunden haben, von denen man indessen nichts Genaueres weiß.

Die Macht Paraguay's mußte sich in den wenigen Jahren furchtbar befestigt haben, wenn sie sich gegen die inneren und äußeren Stürme erhalten und bei alledem noch den großartigen Aufschwung der Industrie und des Handels gestatten konnte. Ja wir werden zu noch größerer Bewunderung hingerissen, wenn uns die Annalen Spaniens sagen, daß die Gouverneure Brasiliens zu verschiedenen Malen mit Heeren von 5 bis 6000 Indianern durch die Könige von Paraguay unterstützt wurden, um die Unabhängigkeitskämpfe zu unterdrücken, welche dort ausbrachen.

Die Kriege mit den Mamelucken wurden siegreich beendigt. Aber kaum war der Friede hergestellt, als ein neues Ungewitter aufzog. Der König von Spanien hatte Don Bernardin de Cardenas zum Bischof von Paraguay ernannt. Diese Ernennung war schon im Jahre 1638 erfolgt, allein noch 1641 fehlte es ihm an der päpstlichen Bestätigung, ohne welche er weder die Weihen erhalten, noch seinen Bischofsstuhl einnehmen konnte. Die Sache ging sehr natürlich zu: die Jesuiten hatten sie unterschlagen. Cardenas kam hinter die Kabale, denn der Kardinal

Barbini theilte ihm mit, daß seine Bestätigung schon im December 1638 abgegangen sei. Jetzt ließ sich Cardenas nicht länger abhalten, seinen Bischofsstuhl einzunehmen. Allein nunmehr suchten ihm die Jesuiten den Eintritt in Assomption, wo er seine Residenz aufzuschlagen hatte, zu verweigern und der verfolgte Priester dankte zuletzt seinen Sieg nur dem Hasse des Volkes gegen die Jesuiten, und dem Rufe seiner Frömmigkeit, denn er war ein Schwärmer wie einst Ignaz, ging barfuß, geißelte sich öffentlich und trug ein ungeheures Kreuz, das ihn schier erdrückte.

Der Bischof wohnte etwa drei Jahre in Assomption, ohne daß er die Jesuiten belästigte, die sich übrigens alle Mühe gaben, ihn auf ihre Seite zu ziehen. Gleichwohl mußte er aber doch bemerkt haben, daß bei ihnen nicht Alles gerade stehe, denn er schickte sich an, eine Revisionsreise durch Paraguay zu machen. Das war ein böser Einfall.

— Wie? riefen die Jesuiten aus, dieser Aufdringling, dieser herzugelaufene Mensch will sich anmaßen, in Paraguay herumzureisen und Kirchenrevision zu halten? Daraus wird nimmermehr Etwas! Und sie sprachen wahr. Sie predigten öffentlich gegen den Bischof, verleumdeten und verketzerten ihn und gewannen, — man sagt durch eine Bestechung von 30,000

Thalern, — den Gouverneur, welcher den Prälaten durch seine Soldateska aus der Kirche herausreißen und in einen ruder- und steuerlosen Kahn setzen ließ, auf welchem er längs des Paraguay hinab bis zu dem 80 Meilen entfernten Lois Corrientes trieb, wo dieser Fluß in den Parana mündet. In dieser Verbannung verlebte er zwei Jahre beim Metropoliten von Buenos-Ayres, während er zugleich seine Sache bei der königlichen Regierung zu la Plata führte, die ihm alle seine Rechte zusprach.

Die Jesuiten ließen es nicht zur Ausführung des Richterspruches kommen. Schon vorher hatten sie durch den Gouverneur bei Todesstrafe verbieten lassen, in eine andere als jesuitische Kirche zu gehen. Die Einwohner waren also eingeschüchtert genug, um die Partei des Bischofs nicht zu ergreifen, so sehr sie auch denselben beklagten. Cardenas ward also zum zweiten Male verstoßen.

Der Tod des Gouverneur, der um diese Zeit erfolgte, brachte in das Lager der Jesuiten eine augenblickliche Rathlosigkeit. Der Bischof benutzte diesen Moment und zog unter dem Freudengeschrei der Bewohner seines Sprengels in Assomption ein. Das war eine fatale Ueberlistung für die frommen Väter. Doch fanden sie Mittel, daß der Schade nicht allzugroß

ward. Sie brachten einige Mitglieder des Domkapitels dahin, den Bischofssitz für erledigt zu erklären und fingen ihre Lästerungen gegen Cardenas von vorne an. Und in diesen niederträchtigen Handel zogen sie auch den neuen Gouverneur hinein, der inzwischen angekommen und einige Tage als Vermittler zwischen den Parteien aufgetreten war. Der Kampf endete, wie früher, wieder mit der Belagerung des Bischofes, der sich in die Kathedrale geflüchtet hatte. Funfzehn Tage lang hielt der geängstigte Priester die Belagerung aus, während welcher Zeit er sich von den Brodkrumen nährte, welche seine Anhänger mit Todesgefahr durch die Fenster warfen. Schon war er nahe daran, daß ihn der Hunger zwang, sich zu ergeben, als der Gouverneur, gerührt von der Standhaftigkeit des Prälaten, die Belagerung aufhob und die Jesuiten auf friedlichere Gesinnungen zu bringen suchte. Noch mit diesem Versöhnungswerke beschäftigt, rief auch ihn der Tod von seiner Stelle ab.

Jetzt lächelte dem Bischof mit einem Male ein ungestörter Lebensgenuß, denn die Bewohner von Assomption ernannten ihn trotz der Umtriebe der Jesuiten einstimmig zum Gouverneur, verlangten aber auch zugleich von ihm, daß er die Jesuiten vertreibe, die seit fünf Jahren die Ursache einer beständigen kirchlichen und

politischen Spaltung gewesen. Cardenas erfüllte diesen Wunsch, den er wohl selbst theilte, und verwies sie im März 1649 aus der Stadt.

Das sollte Cardenas büßen. Die Jesuiten wählten auch ihrer Seits einen Gouverneur, einen gewissen Sebastian de Leon, und erschienen mit einem Heere von 4000 Indianern vor Assomption! Ein Mönch that den Bischof in Bann und als die Jesuiten endlich der Stadt durch ein grauenvolles Blutbat Meister geworden, warf Leon den besiegten Cardenas 14 Tage lang in einen unterirdischen Kerker. Man hatte ihn in seiner Kirche gefangen, aus der man ihn, die Heiligkeit des Ortes nicht scheuend, mit Flintenkolben herausgetrieben. Die Jesuiten verlangten die Wegräumung des Prälaten. So sehr indessen der neue Gouverneur auch in ihren Händen war, so wenig schien er es gleichwohl wagen zu wollen, sich an dem Leben seines Gefangenen zu vergreifen. Er brachte ihn auf ein Schiff und ließ ihn durch einige Soldaten bei Santa Fe ans Land setzen.

Der arme Bischof hatte jetzt keine Hoffnung mehr, jenseits des Ozeans Hülfe gegen seine Verfolger zu finden. Er reiste nach Europa und führte am Hofe zu Madrid und Rom seine Sache in eigener Person. Man braucht in der That der Gerechtigkeitsliebe dieser

Höfe kein Compliment zu machen, wenn sie, trotz alles Leugnens und trotz aller Entstellung der Thatsachen von Seiten der Jesuiten, den Bischof für gerechtfertigt erklärten. Denn was konnte das Leugnen der Jesuiten helfen? Der Bischof war vom Könige ernannt und vom Papste bestätigt. Die Jesuiten hatten ihn vertrieben, sonst wäre er nicht in Europa gewesen. Die Absetzung eines Bischofs war aber ein königliches und päpstliches Recht, zu dem die Jesuiten hätten ihre Zuflucht nehmen müssen, wenn sie mit Cardenas nicht zufrieden waren. Sie hatten also auf sträfliche Weise in Kronbefugnisse eingegriffen und mußten schon darum die Mißbilligung der Monarchen verdienen.

Allein es nützte dem unglücklichen Cardenas wenig, daß ihn Urban VII. und das Kabinet von Madrid in allen seinen Rechten und Würden wiederholt bestätigte. Die Sorgen und Kümmernisse, die Leiden und Entbehrungen, welche er in den wenigen Jahren ertragen, hatten seine Gesundheit aufgerieben. Er starb, ehe er Assomption wiedersah.

Von nun an floß ziemlich ein Jahrhundert friedlich und ruhig über die stromdurchflutheten Matten Paraguay's hin. Was die Jesuiten früher in diesem Lande durch Zwang erreicht, das that jetzt die Gewohnheit. Die Wilden waren an die Genüsse des zivilisir-

ten Lebens gewöhnt, und sehnten sich nicht mehr in die Urwälder hinaus, der Sklavengehorsam war der lebenden Generation eingeboren und die Jesuiten hatten nur noch zu regieren, nicht mehr zu herrschen; nur noch zu wünschen, nicht mehr zu befehlen.

Und dennoch unterhielten sie ihre Unterthanen jetzt häufig von den Reizen der Freiheit und von dem Zauber eines ungebundenen Lebens; sie gruben die vergessenen Erinnerungen an die Tapferkeit und an die Siege ihrer Vorfahren aus den todten Herzen wieder heraus, und lauschten mit vielsagendem Blicke, wenn die Wilden aufjauchzten, gleich als wenn sich das ersterbende Echo der Stimmen ihrer Väter noch einmal erhöbe, deren Gebeine in den Wäldern bleichten, sobald man sie „Söhne des gekrönten Flusses" nannte, oder sobald man von ihrem einst vergötterten Häuptling „der Feueradler" oder von dem „Berathungsfeuer" 2c. sprach.

Es war etwas Großes im Werke. In Ost-Indien hatten sie ihren neuen Christen zugerufen: lieber ohne Sakramente zu sterben, als sie aus der Hand eines Nichtjesuiten zu nehmen, oder lieber wieder zu ihrer heidnischen Religion zurückzukehren, als sich einen Nichtjesuiten zum Gewissenslenker zu wählen. In Paraguay bereiteten sie die Bewohner darauf vor, lieber

in den Zustand der Wildheit zurückzutreten, als die Spanier und Portugiesen über sich herrschen zu lassen, die nun ernstlich drohten.

Diese Berechnungen schlugen nicht fehl. Die Wilden, welche längst zu so fertigen Soldaten abgerichtet waren, daß sie ein französischer Offizier bewunderte, vor dem sie defilirten, und welche sich in diesem Spiele besser gefielen, als in den friedlichen Beschäftigungen, die sie sonst verrichteten, brannten vor Begierde, sich mit den gehaßten Blaßgesichtern zu messen. Die Gelegenheit ließ, wie wir bald sehen werden, nicht lange auf sich warten.

Portugal. Fortsetzung der Reformen. Eintauschung eines Theils von Paraguay. Auflehnung der Jesuiten. Joseph I. Pombal. Reform des Ordens. Mordversuch auf den König. Bruch zwischen dem portugiesischen und päpstlichen Hof. Vertreibung des Ordens.

Wir kehren aus den Ländern jenseits des Meeres zurück, um die Entwickelung der Kämpfe in Portugal zu betrachten. Der Orden hoffte fest, in dem großen Zweikampfe mit der weltlichen Macht, welche die Aufklärung, — das Lebensprinzip der Freiheit, — vertrat, zu siegen. Diese Hoffnung war in der That nicht ganz ungerechtfertigt. Seine Partei bestand aus ungleich mehr angeseheneren Personen als jene der „Lichtfreunde", denn einmal gehörte ihr der Adel an, — dieser unzertrennliche Genosse des Pfaffenthumes, der mit ihm nie vergißt und nie verzeiht, — und dann

hatte er sich durch eine ausgedehnte Affiliation weltlicher Mitglieder ein wahres Heer geschaffen, das seinen Winken blindlings gehorchte. Dazu kam noch die unüberlegte Heftigkeit und eine gewisse Charakterlosigkeit, welche die ungebildeten Schichten aller südlichen Völker gemein haben und der zu Folge sie oft am andern Tage mit Leidenschaft verdammen, was sie am vorigen Tage mit Eifer vertheidigten. Es liegt auf der Hand, daß diese Massen stets Dem gehören, der ihre Einbildungskraft zu entflammen weiß. Und in solchen Geschäften kannten sich ja die Väter Jesuiten als die alleinigen Meister.

Aber unglücklicher Weise saß ein Papst auf St. Peters Stuhle, der, statt seine Pfeile im Dienste der Jesuiten zu verwenden, die Mißstimmung des portugiesischen Hofes benutzte, um sein eigenes Ansehen gegen dieselben geltend zu machen. Es war jetzt gerade die Zeit, wo die Streitigkeiten über das ostindisch-jesuitische Dogma am heftigsten wieder auflebten, in denen sie bekanntlich mit dem Kirchenoberhaupt auf die entwürdigendste Weise spielten. Demzufolge erließ Benedikt XIV. im Jahre 1741 die schon früher erwähnte Bulle, welche den Jesuiten allen Handel streng untersagte. Gern vielleicht hätte der gelehrte Papst noch mehr gethan, denn sein ganzes Verhalten beweist, daß

er die Loyoliten als die Feinde wahrer Religiosität und des Glückes der Staaten betrachtete. Allein dem guten Manne ging es wie Heinrich IV.: er fürchtete für sein Leben und deshalb entschädigte er die Jesuiten fast für jede Züchtigung, die er ihnen versetzte, durch neue Privilegien. Jene Bulle indessen, die er, vielleicht ganz abgesehen von seiner Abneigung gegen den Orden, schon im Interesse der kirchlichen Zucht für nöthig erachtete, wollte er um jeden Preis vollstreckt sehen. Dieser Wunsch konnte freilich ohne fremde Hülfe nicht erfüllt werden, da ihm seine eigenen Diener nicht gehorchten. Benedikt rief also die weltliche Macht an und sandte die Bulle an Johann V. mit der Bitte, für deren strenge Beobachtung in seinen Staaten zu sorgen. Der König bot dem Papste mit Freuden die Hand und zögerte nicht, seinen Gouverneuren die gemessensten Befehle zu geben. Es war nur deren Schuld, wenn die Bulle dennoch eine Reihe von Jahren hindurch unbeachtet blieb.

Solchem nach vom päpstlichen Hofe gleichsam stillschweigend unterstützt, schritt der König auf der kraftvoll betretenen Bahn rüstig weiter. Er ordnete Manches in der Verwaltung des Staates, das dem großen Publikum verborgen blieb, und war in Einem fortbestrebt, des Reiches geistige und materielle Macht

auszubreiten und zu befestigen. Es kann nicht Wunder nehmen, daß dies meist auf Kosten der Jesuiten geschah, denn diese hatten sich in Alles gemischt und auch für die unbedeutendsten Quellen Kanäle geschaffen, durch welche ein steter Abfluß in ihr Centrum zu Rom möglich war. Am meisten aber fanden sich die heiligen Väter durch den Tauschvertrag verletzt, den Johann V. mit der Krone Spanien über sieben Reduktionen Paraguay's abschloß und der für sie so unsäglich traurige Folgen hatte. Mit diesem Vertrage hatte es folgende Bewandtniß.

Der Portugiese Gomez Pereira, welcher seit langer Zeit in Brasilien lebte, kam auf die Vermuthung, daß der an die portugiesischen Besitzungen anstoßende Theil Paraguay's einen bedeutenden Reichthum an edlen Metallen in seinem Schooße berge. Sei es nun, daß er wirklich durch Beobachtungen zu dieser Ueberzeugung gekommen, oder daß er blos die ganz allgemeinen Gerüchte von dem Wunderlande fixirte, — er theilte seine Ansichten dem königlich portugiesischen Statthalter am Rio Janeiro mit und dieser, der ohne Zweifel derselben Meinung war, entwarf sofort einen Tauschplan, nach welchem die sieben Reduktionen am Uruguay gegen die portugiesische Kolonie vom heil. Sakramente ausgewechselt werden sollten. Johann V.

hatte keine Bedenken gegen den Vorschlag seines Statthalters. Vielleicht waren die leichten Maravedi's aus der Jesuitenmünze in Paraguay, welche damals auch in Portugal zirkulirten, für ihn ein stärkerer Beweis von dem Metallreichthum der jesuitischen Besitzung, als die Vermuthung Pereira's. Die Unterhandlungen wurden eingeleitet und schon im Jahre 1750 erreichten sie mit der Unterschrift des Tauschkontraktes der beiden Könige ihr Ende.

Es ist schwer zu glauben, daß es dahin gekommen sein würde, wenn die Königin Barbara von Spanien, eine Tochter Johann V., sich nicht der ganzen Angelegenheit bemächtigt hätte. Diese kluge Frau umging ganz gegen den Gebrauch die Jesuiten ihres Hofes und bediente sich bei dem Abschlusse des Tausches einzig des aufgeklärten Herzogs von Alba und des englischen Gesandten. Aber selbst bei dieser Vorsicht fand sie noch bedeutende Hindernisse. Der König konnte sich nicht mit dem Tausche befreunden, bis ihm das Gutachten des Gouverneurs von Montevideo beruhigte, der seinen König durch den Traktat nicht benachtheiligt fand. Im Hintergrunde lag indessen allerdings bei der Königin die Absicht verborgen, der portugiesischen Krone einen Gewinn zu verschaffen,

denn Barbara war kinderlos und handelte im Interesse ihres väterlichen Hauses.

So waren also nunmehr die Reduktionen St. Angelo, St. Gioanne, St. Michele, St. Lorenzo, St. Luigi, St. Nicolo und St. Francesco Borgia als portugiesisches Eigenthum zu betrachten.

Als die Jesuiten erfuhren, welchen Streich ihnen die beiden Kronen gespielt, geriethen sie in panischen Schrecken. Jene in Paraguay stellten dem spanischen Hof Nachtheil vor, der ihm aus dem Vertrage erwachse, fanden aber, sonderbar genug, zur Unterstützung dieser Behauptung keine andern Gründe, als daß die Wilden die Portugiesen tödtlich haßten — was doch offenbar nur Sache der Letzteren war; — daß die Kolonie vom heiligen Sakramente ganz menschenleer sei, während Paraguay 30,000 Einwohner enthalte — ein Grund, der allerdings Berücksichtigung verdiente, obgleich diese Unterthanen für Spanien in der That nicht existirten — und daß die großen Wälder Paraguay's den Portugiesen und Engländern zum Schiffbau dienen würden, um die spanischen Besitzungen — anzugreifen! Und wer sollte glauben, dieselbe Sprache führte man auch in Lissabon. Nach ihrer Behauptung war die Kolonie vom heil. Sakramente weit werthvoller, als die sieben

Reduktionen, so daß in jedem Falle nur Portugal der verlierende Theil sein konnte. Ja noch mehr, der neue König Joseph I., noch unerfahren in den Geschäften der Regierung und von dem Jesuiten Joseph Moreira beeinflußt, ließ sich beschwatzen, auf die Zurücknahme des Contraktes hinzuwirken. Allein es lebte Barbara noch. Diese drang alles Ernstes auf die Vertragserfüllung und sandte den portugiesischen Beauftragten Anton Lobo de Gama unverrichteter Sache zurück, während sie zugleich — sie, die sonst eine Patronin der Jesuiten war — ihre Gegenfüßler, den Premierminister Marquis d'Enzanata und den königlichen Beichtvater Ravago vom Hofe entfernte. Der Contrakt ward durch dieses feste Auftreten der Königin zum zweiten Male bestätigt und nunmehr von Seiten Spaniens dem Marquis Valdilivios, von Seiten Portugals aber dem General d'Andrada zur Ausführung übergeben.

Wie wir eben erwähnten, war in Portugal immittelst Joseph I. zur Regierung gelangt. Dieser Fürst hatte wenig Intelligenz und selbst einen sehr leitsamen Charakter. Aber dennoch schloß er sich nicht blindlings dem ersten Besten an. Vermöge eines seltenen Instinktes fühlte er besser, als Tausend Andere seine Freunde heraus und hatte er sich einmal von

deren redlichem Willen überzeugt, so hing er mit jener Zähigkeit an ihnen, die wir so oft an gewissen Thierchen bemerken, welche sich eher tödten lassen, als daß sie den Gegenstand aufgeben, den sie festhalten. Ein solcher Freund ward ihm — die Jesuiten rühmen sich wenigstens dessen, — von diesen selbst vorgestellt. Es war dies Sebastian Joseph de Carvalho, später zum Marquis von Pombal erhoben, ein Mann von niedriger adeliger Herkunft, aber von einem gewandten, vorurtheilsfreien, tiefblickenden Geiste und von einer Beharrlichkeit, die jeder seiner Unternehmungen den Erfolg sicherte, selbst wenn sie der übrigen Welt als Herkulesarbeiten erschienen *). Die Jesuiten

*) Pombal wurde 1669 auf dem Schlosse Saura im Sprengel von Coimbra geboren. Da ihn sein sprühender Geist und sein schönes Aeußere in hohe Zirkel einführten, ward er mit Donna Therese de Noronha-Almada, aus dem alten Hause der d'Arcos, bekannt, welche ihn mit Verzweiflung liebte. Ueberzeugt, daß ihre Angehörigen einer Tochter „blauen Blutes" nicht erlauben würden, den gemeinen Edelmann zu ehelichen, welchem ihr Herz gehörte, ließ sie sich von ihm entführen. Dadurch beleidigte er selbst den Hof. Aber dennoch gelang es seinem Bruder, der Kanonikus an der königlichen Kapelle war, ihm durch Vermittelung des vielvermögenden Kardinal de Motta wenigstens in soweit Ver-

haben uns in ihren Schmähschriften verschiedene Aeußerungen dieses von nun an allmächtigen Ministers aufbewahrt, die ihn damals in den Augen der Welt entwürdigen und verächtlich machen sollten. Man hat ihn auch deshalb vertheidigt und jene Aeußerungen als Erfindungen bezeichnet. Heute aber sieht die halbe Menschheit die Wahrheit seiner Worte ein, darum mögen sie hier eine Stelle finden. „England," sagt er, „hat erst dann angefangen, glücklich zu werden, als es die Geistlichen und Religiosen verjagt hatte ...... Die Nonnenklöster sind dem Königreiche schädlich, da durch sie die Volksmehrung verhindert wird. Deshalb sind Beischläferinnen und Freudenmädchen nützlicher als Nonnen." Diesen Aeußerungen, welche durch Pombals Handlungen sich als sein Eigenthum erweisen und überdies von einer richtigen Auffassung

---

zeihung zu verschaffen, daß man ihn als außerordentlichen Gesandten nach England sandte, dessen Institutionen und Geschichte er eifrig studirte. Im Jahre 1745 erhielt er die Würde eines Gesandten in Wien und da ihm hier seine Gattin starb, vermählte er sich mit der reichen Nichte des Feldmarschall Grafen Daun, die zugleich die intime Freundin der Königin Marie Anna von Portugal war. Diese Heirath entfernte jede Schranke, welche seinem Emporkommen entgegenstand. 1750 ward er Minister.

der Geschichte und der Staatsökonomie zeugen, wird noch eine andere hinzugefügt: „Es sei dem Könige erlaubt, den größten Theil der Geistlichen hängen zu lassen, wenn nur zuvor Galgen, Stricke und Fesseln mit Weihwasser besprengt würden." Die letztere Nachrede trägt das Gepräge ihrer Fabrik zu deutlich an sich. Denn wenn Pombal die Geistlichen, wie sie waren, schon als überflüssige Zehrer im Staate ansah, so hat er gewiß noch freier über die Wunderkraft des Weihwassers gedacht!

Mit diesem Manne hatten es die Jesuiten von nun an zu thun. Er erkannte im ersten Augenblick, daß es ihm unmöglich sei, seinen angeblichen Gönnern zu dienen, zugleich aber auch seiner Ueberzeugung treu zu bleiben und bei seiner Selbstachtung konnte er nur sich selbst folgen. Freilich verhehlte er sich die Größe seines Wagnisses nicht. Es befanden sich am Hofe allein acht Jesuiten als Beichtväter und Gewissensräthe, denn jedes Glied der königlichen Familie lag in der Gewalt des Ordens; der ganze Orden haßte und mußte ihn hassen wegen seiner angeblichen Undankbarkeit nicht nur, sondern auch wegen seiner irreligiösen und somit nothwendig jesuitenfeindlichen Richtung; der Adel aber hatte noch einen dritten Grund: Pombals

niedrige Geburt, denn es war unerhört, einen Menschen seines Ranges am Staatsruder zu sehen!

Trotz dieser furchtbaren Phalanx war Pombal furchtlos.

Das wichtigste Geschäft war für ihn, wie es scheint, von vorneherein die Reformirung der Kolonialverwaltung, denn von den Kolonien hing Portugal ausschließlich ab. Darum betrieb er auch die endliche Verwirklichung der Tauschangelegenheit mit großem Eifer und schon kurze Zeit nach seinem Amtsantritt wurden Bevollmächtigte von beiden Kronen mit Feldmessern nach Paraguay gesandt, um die Grenzen zu bestimmen. Allein kaum kamen diese Beamten in dem kommunistischen Königreiche der Jesuiten an, als sich die Wilden in Haufen zusammen rotteten und die Eindringlinge in allen Reduktionen, wo sie erschienen, mit Gewalt in die Flucht schlugen.

Es war begreiflich, daß die Bevollmächtigten die Schuld dieser Auftritte nur den Jesuiten zur Last legten, denn es mußte Jedem unglaublich scheinen, daß sie, welche die Wilden zur Verzichtleistung auf ihr einziges und theuerstes Gut — ihre Freiheit — zu zwingen gewußt, dieselben nicht auch zu einem wenigstens achtungsvollen Betragen gegen die Vertreter der Krone hätten bewegen können. Von dieser Ueberzeu-

gung geleitet, berichteten die letzteren: Die Väter haben sich des Eigenthums und der Personen, der Güter und des Handels dieser Völkerschaften bemächtigt und sich in diesen Ländern dergestalt zu befestigen gewußt, daß man sie nicht anders, als mit Gewalt der Waffen daraus vertreiben kann.

Dieser Bericht veranlaßte die Traktanten zwei Heere, ein spanisches und ein portugiesisches nach Paraguay zu senden. Des Sieges im Voraus gewiß, und um Blutvergießen zu vermeiden, gewährten die Befehlshaber den Jesuiten Zeit, ihre Früchte einzusammeln, denn man zweifelte nicht, daß die Väter Angesichts so bedeutender militärischer Kräfte nach der Ernte ohne Weiteres abziehen würden. Das war eine arge Täuschung. Die Jesuiten benutzten die Frist nur, um ihre Vertheidigungsmittel zu vermehren und ihre Wilden kriegsfähiger zu machen. Dann begann das Schlachten! Die Rebellen waren nicht so schnell besiegt, als man geglaubt, denn man hatte es nicht mit regellosen Truppen, man hatte es mit gut disziplinirten Armeen zu thun. Die Portugiesen und Spanier wurden sogar einigemale gezwungen, Waffenstillstände mit den Jesuiten zu schließen, worauf der Krieg stets von Neuem begann. So schlug man sich von 1754 bis 1758 und noch in diesem Jahre berichtete der

portugiesische Feldherr, daß es sich nicht absehen lasse, ob der Tauschtraktat so schnell werde realisirt werden können. Je tiefer er in das Land eindrang, desto mehr feste Plätze fand er und desto größer ward die Zahl seiner Feinde! In der That erreichten die Kämpfe auch erst im Jahre 1759 ihr Ende. Und was vielleicht noch mehr Wunder nimmt, ist die Nachricht, die wir aus den Berichten neuerer Reisenden hinzufügen können: daß die heutigen Wilden des ehemaligen Paraguay auch nicht eine Spur ihrer ehemaligen scheinbaren Civilisation gerettet haben; im Gegentheil bemerkt man nicht einmal jenen Grad der Entwickelung an ihnen, welcher bei den andern, mit Europäern verkehrenden Wilden auf der Stelle in die Augen fällt.

Die Empörung der Jesuiten hatte, wie erwähnt, schlimme Folgen für sie. Die ohnehin ziemlich unabhängigen Statthalter der indischen Kolonieen Portugal's sahen den Krieg mit Recht für einen Kampf mit dem ganzen Orden an und entfernten jeden Loyoliten, der sich ihnen nicht seit langer Zeit als braver Mann empfohlen hatte, aus ihren Gebieten.

Das war Pombal noch nicht genügend. Er wußte sie auf noch andere Weise zu schlagen. Der tief herabgesunkene Handel seines Landes lag zum größten Theile in der Hand der Jesuiten. Die Gründe

dieses Verfalls des Nationalwohlstandes brauchten nicht tief gesucht zu werden. Vermöge eines Privilegs führten die Jesuiten ihre Waaren zollfrei ein, während die Kaufleute schwere Zölle zahlen mußten und außerdem benutzten die Ersteren noch sehr häufig portugiesische Kriegsschiffe zum Transport ihrer Waaren, die begreiflich den Kaufleuten nicht zur Verfügung standen. Und wenn diese ja noch ein Mittel fanden, um die Konkurrenz mit den Jesuiten auszuhalten, so war sicher, daß sich die Jesuiten durch Regierungsmaßregeln stets die Oberhand zu verschaffen wußten.

Pombal vernichtete diesen Unfug mit einem Schlage. Er gab den Handel nach Maragnon frei und gründete eine großartige Kauffahrteigesellschaft, die er unter den besonderen Schutz des Staates stellte. Damit war der Handel der Jesuiten in diesem Theile der Welt zu Grunde gerichtet.

Nie wohl haben sich die Väter lächerlicher gemacht, als bei dieser Gelegenheit! Einer derselben, der Pater Emanuel Balester, hielt im Dom zu Lissabon aus Veranlassung dieses Schrittes der Regierung — eine Strafpredigt und drohte jedem Kaufmann mit ewiger Verdammniß, welcher sich an der Gesellschaft betheiligen würde. Da kam er nun freilich nicht gut an. Die Kaufleute sind diejenige Klasse

unter den Menschen, welche bei ihrem Geschäftsbetrieb die Gebote der Religion und der Humanität am häufigsten zu verletzen gezwungen ist. Man wird selten einen tüchtigen Kaufmann als Mucker und Kopfhänger sehen, und wenn sie auch in gegenwärtiger Zeit aus Geschäftsinteresse der Mehrzahl nach der antirevolutionären Partei angehören, so ist nichts destoweniger wahr, daß sie noch immer Diejenigen sind, welche dem religiösen, gewerblichen, industriellen und wissenschaftlichen Fortschritt am zugänglichsten sind. So hatte denn auch die Strafpredigt gar keinen Erfolg. Die portugiesischen Kaufleute würden, wenn sich die Gelegenheit noch einmal geboten hätte, selbst den Jesus verkauft haben, — so wenig schreckte sie die in Aussicht gestellte Verdammniß.

Diese Reformen Pombal's wurden durch ein Ereigniß gestört, welches dem Minister gefährlich werden konnte. Bekanntlich fand im Jahre 1755 das furchtbare Erdbeben statt, das fast ganz Lissabon in einen Schutthaufen verwandelte. Dieses Nationalunglück gab eine herrliche Gelegenheit, den Minister zu stürzen. Die Gemüther waren von Schmerz und Verzweiflung zerrissen, der Eine hatte seine Gattin, der Andere seine Kinder, der Dritte seine Eltern, ein Vierter hatte seine sämmtlichen Anverwandten verloren und Keiner Etwas von seinen Gütern gerettet! Die Stim-

mung des Volkes war grauenvoll. Und in diese blutenden Herzen warf die gottlose Niederträchtigkeit der schwarzen Brut mit teuflischer Berechnung die zündenden Worte: „Das Erdbeben ist Gottesstrafe für Pombal's Werk." Bedarf es noch eines Zusatzes, um die Gefahr zu schildern, in der Pombal schwebte? Des Volkes Schmerz hatte sich in Erbitterung und tödtlichen Haß gegen den Mann verwandelt, der diese Züchtigung Gottes über sie herbei geführt.

Aber Pombal war dann am größten, wenn ihm die Gefahr vernichtungdrohend ins Auge sah. Er ließ von allen Seiten des Landes her Nahrungsmittel, Kleider, Betten und Wirthschaftsgeräthe kommen; große Zelte, welche auf dem Felde aufgeschlagen wurden, schützten die Geretteten vor Wind und Wetter, und mit gleicher Eile ging er an den Wiederaufbau der Stadt und an die nöthigen Ausgrabungen. Diese väterliche Fürsorge gewann ihm die alte Liebe und Achtung wieder und die Jesuiten hatten noch einmal verspielt.

Für Pombal war jedoch dieser Vorgang eine mahnende Lehre, wie gefährlich ihm die Jesuiten werden konnten. Deshalb ging er noch einen Schritt weiter, um ihre Macht entschiedener zu zerbrechen. Der Monarch erließ auf seine Vorstellung zwei Dekrete, von denen das eine den Jesuiten die weltliche Gerichtsbarkeit in den

Missionsländern abnahm, das andere aber die Behandlung der Indianer als Sklaven untersagte.

Dieser neue Schlag brachte den Haß der Jesuiten gegen ihn auf den höchsten Gipfel. Denn abgesehen davon, daß die beiden königlichen Verordnungen ihnen einen ungeheuren materiellen Nachtheil zufügten, so war der moralische noch weit größer. Denn Pombal, der als aufgeklärter Mann jeden seiner Schritte dem öffentlichen Urtheil unterwarf und keine andere Allmacht anerkannte, als nur sie und ihr Organ, die Presse, publizirte stets seine Verordnungen und bezeugte durch die Verbote von Dingen, deren Dasein die Jesuiten bis jetzt beharrlich geleugnet hatten, die Lügenhaftigkeit und zugleich die Gefährlichkeit der Väter.

Die Jesuiten gingen also ernstlich daran, ihn durch eine Hofrevolution zu stürzen. Sie hatten zu diesem Zwecke schon lange die Gesinnungen der Umgebung des Königs ausgeforscht, waren bei den Großen herumgegangen, hatten geweint, geklagt und alle Mittel aufgeboten, um die Sympathieen der gewichtigsten Personen auf ihre Seite zu ziehen. Damit war es ihnen denn auch gelungen, ein Komplott zu Wege zu bringen, das acht Tage nach Erlaß der erwähnten zwei Dekrete, in der Nacht vom 20. zum 21. September 1757 zum Ausbruch kommen sollte.

Zum Glück war Pombal noch zeitig genug von Allem unterrichtet worden. Es blieb ihm gerade die nöthige Zeit, in derselben Nacht, die seine letzte als Minister sein sollte, den Staatsrath zu sammeln und dieser faßte den Beschluß, daß alle Jesuiten vom Hofe entfernt würden, den Pombal auch zur selben Stunde noch ausführen ließ. Am andern Morgen hatte der hohe Adel das saure Vergnügen, den Patres seine Kondolenzbesuche zu machen, und Pombal, der von nun an die Zugrunderichtung seiner Feinde mit aller Kraft beschleunigte, mächtiger denn je zu sehen.

Wir haben soeben erwähnt, daß Pombal nur die öffentliche Meinung als Richter über sich anerkannte. In dieser Beziehung übertraf er selbst Richelieu, Mazarin und Colbert, die, so viel Gutes sie auch ihrer Mitwelt leisteten, dennoch ihr Urtheil nie ehrten. Freilich war der öffentliche Weg auch der einzige, auf dem er siegen konnte, denn das Ansehen der Jesuiten mußte sich in die Verachtung verwandeln, die sie verdienten. Dann erst durfte er rücksichtslos gegen sie auftreten. Die erste Schrift, die auf seine Veranlassung entstand, war eine Geschichte des Kommunistenstaates Paraguay. Sie wurde in 20,000 Exemplaren gedruckt und unentgeldlich unter das Volk vertheilt. Auch den fremden Monarchen, bei denen er sein bisher-

riges Verfahren rechtfertigen wollte, sandte er die Schrift zu, und diese schüttelten bedeutungsvoll den Kopf, als sie die Politik des Ordens zum ersten Male nahe vor ihren Augen beleuchtet sahen.

Die Jesuiten schwiegen gegen diese Anklagen. Was hätten sie auch erwidern wollen! Den Beweisen der Staatsschrift mußten Gegenbeweise entgegengestellt werden, und diese konnten sie, wie sich von selbst verstand, nicht liefern. Lieber also ließen sie dieses Unwetter über sich ergehen, als daß sie es durch Widerlegung verlängerten und bedeutungsvoller machten. Destomehr aber verhinderten sie die Verbreitung der pombalschen Geschichte, welche in alle Sprachen übersetzt worden war, und da sie diesen Zweck auch durch deren Aufkauf zu erreichen suchten, gaben sie dem Minister Gelegenheit, die Auflage verschiedene Male zu wiederholen.

Pombal kümmerte sich wenig um die „freundliche" Taktik der Loyoliten, denn er glaubte nun auf dem Punkte angekommen zu sein, von dem aus er auf eine vollständige Reform des Ordens dringen könne. Zu diesem Zwecke wandte er sich mit zwei ausführlichen Vorstellungen an den Papst Benedikt XIV., die in energischem Style verfaßt, den unbeugsamen Willen der Krone Portugal's ausdrückten. In einer dieser

Vorstellungen hieß es u. A.: „Endlich ging die äußerste Verdorbenheit dieser ausgearteten Söhne des h. Ordens im Königreiche Portugal und noch mehr in den überseeischen Staaten soweit, daß man wenige Jesuiten fand, welche nicht eher Soldaten, Kaufleuten oder kleinen Fürsten glichen, als Religiosen ... Se. Majestät hoffen, daß der heil. Stuhl die große Nothwendigkeit einsehen werde, die Religiosen wieder zu der Beachtung ihrer ersten Ordensregeln zu bringen und sie von aller Einmischung in politische Händel, in zeitliches Interesse und in die Handelsschaft zu entfernen, damit sie frei von der verderblichen Begierde, die Höfe zu regieren und sich durch Handel, Wucher, Wechselgeschäfte und zeitlichen Gütererwerb zu bereichern, Gott dienen und ihrem Nächsten nützlich sein mögen." ... Zum Schlusse auf Paraguay übergehend, sagte er: „Ihre zahlreichen Kolonieen wurden täglich mächtiger, indem ihnen der beträchtliche und lebhafte Handel, den sie mittelst ihrer Privilegien, Profeßhäuser und Residenzen in den Hauptstädten, den Seeplätzen und den Ländern jenseits des Meeres führten, ungemeine Stärke verschaffte. Durch diese Mittel hatten sie bereits auf eine gewisse Weise um das portugiesische und spanische Amerika einen so starken Kordon gezogen, daß in zehn

Jahren der Knoten, womit sie beide Reiche gebunden, unauflöslich gewesen sein würde, und keine europäische Macht würde im Stande gewesen sein, sie aus so ungeheuren Ländern zu vertreiben, die von unzähligen Menschen vertheidigt werden, deren Sprache und Sitten nur allein die Jesuiten kennen." So hatte noch nie eine Macht von den Jesuiten gesprochen.

Der portugiesische Gesandte, der wohl wußte, was er von den Jesuiten zu gewarten hatte, theilte die Depeschen dem Papste heimlich mit und dieser, der die Jesuiten persönlich fürchtete, faßte mit gleicher Heimlichkeit Beschluß darauf. Er beauftragte den Kardinal Saldanha durch ein Breve vom 1. April 1758 sich in Portugal selbst von dem Zustande der Jesuiten zu überzeugen und gab ihm zu diesem Zwecke eine so ausgedehnte Vollmacht, daß der Kardinal vollständig an Papstes Stelle verfügen konnte.

Neben dieser Vollmacht, die dem portugiesischen Hofe mitgetheilt ward, erhielt aber Saldanha noch eine besondere geheime Instruktion, die im Gegensatze zur ersteren seine Hände gänzlich band. So hieß es darin u. A.: „Seine Heiligkeit wollen aber noch ferner, daß Sie, bis auf weitere Befehle, die Sie noch erhalten werden, von den ihnen ertheilten Ermächtigungen keinen Gebrauch machen und zwar einzig aus dem

Grunde, um soviel möglich den Lärm, die Aergerniß und Oeffentlichkeit zu vermeiden, welche nothwendig zum größten Nachtheile nicht nur einzelner Mitglieder des Ordens, sondern des Letzteren selbst entstehen müßten. Zu diesem Ende werden Sie sich ernstlichst angelegen sein lassen, jede Handlung und den Fortgang der Visitation und Reform, besonders aber jedes Verbrechen, welches die Anklagen des Hofes bestätigen könnte, vor Jedermann, wer es auch sei, vor Allen aber vor den Ministern des Hofes zu verbergen und zu verheimlichen, um dadurch die Vorstellungen und Unterhandlungen zu vermeiden, mit denen man sich bemühen könnte, dem päpstlichen Stuhle seine Autorität über die Geistlichen und Ordensangehörigen dieses Königreichs und seiner Herrschaften streitig zu machen."

Benedikt war also nicht ehrlich gewesen. Der päpstliche Stuhl, immer eifersüchtig auf seine Autorität und diese wieder stets nur in der Autorität seiner Diener erblickend, suchte jetzt die Jesuiten zu retten! Benedikt hat dadurch einen häßlichen Makel auf das Blatt der Geschichte geworfen, das seinen Ruhm verewigt.

Man mußte es inzwischen nicht mit einem Pombal zu thun haben, wenn solche Mittelchen ihren

Zweck erreichen sollten. Dieser befolgte gerade die entgegengesetzten Maximen und sobald Saldanha im Geheimen reformiren wollte, reformirte Pombal öffentlich — nicht ohne den Kardinal dadurch in Verlegenheiten zu bringen. — Es ist kein Zweifel, daß der Prälat selbst das Ehrlose und Widersinnige der päpstlichen Zumuthungen fühlte, denn er ging nach einigen fehlgeschlagenen Versuchen mit Pombal Hand in Hand. Möglich auch, daß ihn die schaamlosen Angriffe der Jesuiten dazu bestimmten. Denn gerade während ihn dieselben als einen Querkopf verschrieen — wie sie es gegen Jeden thun, der nicht in ihr Horn bläßt — und indem sie sein Breve als erschlichen bezeichneten, — was allerdings insoweit Wahrheit war, als es von Benedikt ohne Vorwissen ihres Generals ausgefertigt worden — erließ er am 15. Mai 1758 ein Dekret, wodurch allen geistlichen Personen der Handel bei Strafe des großen Bannfluches verboten ward.

Mit diesem Dekret ging es nicht wie mit der päpstlichen Bulle von 1741. Es wurde pünktlich vollzogen. Und da jetzt die hohe Geistlichkeit Portugal's einsah, daß die Spielerei zu Ende sei und mit den Jesuiten Ernst gemacht werde, so trat auch sie gegen dieselben auf, um sich von ihnen, mit denen sie bis jetzt aus Furcht und nicht immer ohne Zwang

verbündet war, frei zu machen. Der Kardinal-Patriarch von Portugal, Joseph II., machte den Anfang und verbot ihnen propter justa motiva ei nota eaque obsequii divini et publici — wegen gerechter nur ihm bekannter Gründe, sowie zugleich aus Rücksicht auf den Gott schuldigen Gehorsam und auf das Wohl der Menschen — die Kanzel und den Beichtstuhl in seinem ganzen Patriarchate.

Diese Verfügung wäre dem Patriarchen vielleicht schlimm bekommen, wenn ein Regierungswechsel eingetreten wäre und den bigotten Dom Pedro auf den Thron gehoben hätte. Denn Benedikt war 34 Tage nach Absendung Saldanha's plötzlich gestorben — die Geschichte sagt nicht, ob die Jesuiten für ihn gebetet — und hatte den loyolitenfreundlichen Clemens XIII. Platz gemacht. Es fehlte also in Portugal nur an einem gleichen Ereignisse. Und in der That — es wurde vorbereitet.

Vorher aber that der General Ricci — der überhaupt mit einer, selbst von den Jesuiten eingestandenen, grenzenlosen Unbesonnenheit zu Werke ging — einen Schritt, der Pombal von Neuem heraus forderte. Der Orden feierte nämlich sein Stiftungsfest, das stets mit einem großen geistlichen Pomp abgehalten wurde. Bei dieser Gelegenheit pflegte der Orden dem

Papste, der immer gleichsam als Gast eingeladen war, seine Herzensanliegen vorzutragen, die, wenn irgend möglich, als ein Angebinde für das Geburtstagskind bewilligt wurden. Dies Mal nun machten sie ihr Fest zu einer Demonstration gegen Portugal. Sie glaubten sich durch einen Papst, der ihr Werkzeug war, wieder allmächtig und hielten es für unmöglich, daß eine Macht der Welt und zumal eine katholische, dem päpstlichen Stuhle trotzen könne. Der General übergab also dem Papste eine Beschwerde über die Behandlung seiner Ordensangehörigen in Portugal, die mit einer Ueberhebung, mit einem Stolze und in einem so wegwerfenden Tone dem Hofe des genannten Landes gegenüber abgefaßt war, daß dieser darüber in Feuer und Flamme gerieth. Er sagte darin u. A. von den portugiesischen Jesuiten sprechend: „Sie sind von der guten Absicht Sr. allergetreuesten Majestät, seiner Minister und Kardinäle auf das Vollkommenste überzeugt. Gleichwohl aber befürchten sie, daß dieselben durch die Kunstgriffe einer übelgesinnten Person hintergangen worden sind, indem sie sich nicht überreden können, daß sie an so abscheulichen Verbrechen Antheil haben."

Diese übelgesinnte Person konnte nur Pombal sein, Pombal aber war Minister! Und doch waren

sie von den „guten Absichten der Minister, also auch von den guten Absichten dieser übelgesinnten Person" überzeugt? Der Unsinn war es indessen nicht, welcher am meisten verletzte. In absoluten Staaten vertreten die Minister den König; eine wegwerfende Kritik ihrer Handlungen fällt also auf die Person des Königs zurück. Joseph I. fühlte sich demnach persönlich beleidigt. Der Zweck jener Vorstellung beim Papste war indessen kein anderer, als ihn zu veranlassen, den Prozeß gegen die Jesuiten vor dem päpstlichen Stuhle fortzusetzen.

Bis jetzt hatte es Verbote über Verbote über sie herein geregnet, ohne daß man sie vorher gehört hatte, und ohne daß die Verbote eine Folge juristischer Urtheile waren. Sie wollten daher wenigstens „daß Se. Heiligkeit diejenigen Mittel ergreifen möge, welche zur Schadloshaltung Derer dienen, die nicht schuldig sind und ihre Handlungen rechtfertigen können." Pombal hatte durch seinen Gesandten in Rom längst erfahren, wohin die Beschwerde der Jesuiten zielte, die in vielen Tausend Exemplaren verbreitet ward. Deshalb nahm er von Neuem zur Presse seine Zuflucht. Er brauchte sich indessen nicht selbst zu bemühen. Einem Manne, wie er, diente jeder tüchtige Kopf gern. So erschien am 28. November 1758 die „Betrachtung eines Vor-

tugiesen über die Denkschrift, welche von den Väter Jesuiten Sr. Heiligkeit, dem Papst Clemens XIII. vorgelegt worden — auseinandergesetzt in einem Briefe an einen Freund in Rom.“ Diese Schrift war mit einer seltenen Klarheit geschrieben und riß so zu sagen, gewaltsam zur Ueberzeugung hin. Nebenbei bemerkt, war sie eine der Wirkungen der Akademie, welche schon auf allen Gebieten hervortraten. Und was entgegneten die Väter diesem neuen Feinde? Sehr wenig. Sie nannten den gewaltigen Gegner einen bösartigen, verwegenen und verleumderischen Menschen! Das war nun freilich keine Beweisführung, die ihnen nützen konnte, zumal die Welt jetzt diejenigen am meisten zu achten begann, welche die Jesuiten am bittersten haßten. Gleichwohl konnten sie auch nicht mehr thun, als ihre Galle in der gemeinsten Weise verspritzen. Denn was die öffentliche Polemik betraf, so mußten die Jesuiten stets im Nachtheil sein, dabei ein Grundsatz des Ordens war, seine Mitglieder nie in dem Lande zu verwenden, in dem sie geboren waren. Dadurch blieb die Cultur der lebenden Sprachen in ihren Schulen und in ihrer eigenen Mitte zurück, was ihnen besonders bei Gelegenheiten, wo ihre Gegner immer durch Eleganz des Styles, durch Neuheit der

Ausdrucksweise u. s. w. glänzen konnten, äußerst nachtheilig war.

Während man sich aber in der Presse über die Wahrheit oder Unwahrheit von Thatsachen stritt, die durch tausend Zeugen bewiesen werden konnten, hatte sich eine Verschwörung gebildet, deren Urheber unter Andern der Jesuit Gabriel Malagrida war, welcher beim Könige in hohem Ansehn gestanden und von demselben sonst in manchen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden war. Diese Verschwörung gab am 3. September 1758 durch einen Mordversuch auf den König von ihrem Dasein Kunde.

Als nämlich der König ungefähr um 11 Uhr des Nachts nach einem seiner Lustschlösser fuhr, wird sein Wagen plötzlich angefallen. Man will zunächst den Kutscher tödten, da aber das Gewehr versagt, so ist der König schon halb gerettet, denn der Fuhrmann treibt die Pferde mit einer Wuth vorwärts, als wenn es einer Fahrt in die Hölle gelte. Der König, der sogleich vermuthet, daß es auf sein Leben abgesehen ist, bückt sich schnell so tief nieder, als er kann, vergißt aber seinen rechten Arm von der Handhabe im Innern des Wagens zurückzuziehen. Da fallen noch zwei Schüsse und das gehackte Eisen, mit dem die Gewehre geladen, schlägt auf verschiedenen Stellen in den Wagen ein.

War es gelungen? Hatte man getroffen, — tödtlich getroffen? Von dem Ja oder Nein hing die Zukunft der Jesuiten ab. Mit dem Ja durften sie sich auf die Zinne der Gewalten schwingen, durften an dem elenden Gezüchte der Aufgeklärten giftige Rache nehmen, durften Alles thun, was ihre entflammten Leidenschaften stillen konnte; — mit dem Nein war ihnen der Bettelsack vorbehalten, wenn nicht gar der Scheiterhaufen!

Es war nicht gelungen! nur der rechte Oberarm des Königs war zerschmettert worden!

Dieses Ereigniß gab Pombal eine neue Veranlassung, seine ganze Umsicht aufzubieten, um die Schuldigen zu entdecken. Da er vermuthete, daß man den Jesuiten in Westindien sogleich Nachricht geben werde, ließ er ein Postschiff dahin abgehen, dessen Capitän eine Instruktion erhielt, die er nur in einer gewissen Entfernung öffnen durfte. Nach dieser Instruktion hätte er alle Briefschaften zu eröffnen und alle verdächtigen Personen des Schiffes zurückzubringen. Man sagt, daß Pombal dadurch bedeutende Aufschlüsse bekommen habe. Sonst aber verhielt er sich ganz ruhig. Nichts zeigte an, daß er auf irgend Jemand bestimmten Verdacht habe. Dagegen ließ er aber den König auf dem Schlosse Belem sorgfältig bewachen. Es durfte keiner der gewöhnlichen

königlichen Diener und Kammerbeamten zu ihm; selbst die Königin und deren Kinder erhielten nur selten die Erlaubniß ihn zu besuchen. Der Kronprinz Dom Pedro, der ohne Zweifel mit in dem Komplotte verwickelt war, genoß diese Gnade nicht.

Die Abschließung des Königs von aller Welt hatte ihre guten Gründe. Einmal verheimlichte Pombal damit den Zustand des Königs und machte auf solche Weise, wie es immer zu geschehen pflegt, das Gerede der Leute lebhafter. Dieser Umstand verschaffte ihm eine Gelegenheit mehr, die Spuren der Verschwörung aufzufinden. Außerdem aber wollte er auch das Leben des Königs keinen neuen Angriffen aussetzen, denn wer konnte denn wissen, wie weit selbst in den Schooß der königlichen Familie hinein sich die Verschwörung verzweigte?

Endlich — im Dezember — schien er genug Beweise gegen die Mörder aufgefunden zu haben. Er ließ einige Regimenter Soldaten nach Lissabon kommen, angeblich um sie beim Wiederaufbau der Stadt zu verwenden, in Wahrheit aber, um die nöthigen Verhaftungen vorzunehmen. Am 13. früh 4 Uhr wurden die Paläste der Familie Tavora umzüngelt und in denselben der Oberhofmeister Herzog von Aveiro, dessen Sohn, der Marquis von Govora, der Marquis von

Tavora ehemals General der Kavallerie und Vicekönig von Indien, dessen ältester und jüngster Sohn Louis Bernardo und Joseph Maria von Tavora, seine beiden Schwiegersöhne Graf Atougia *) und Marquis von Alorno, sowie alles Gesinde weiblichen und männlichen Geschlechtes festgenommen. Außer diesen Personen ward auch der Oberste in der Provinz Tramontana, Jouan Tavora und die Brüder des alten Marquis dieses Namens: der Erzbischof von Evora und der Bischof von Port a Port gefänglich eingezogen. Die alte Marquise von Tavora, sowie die junge Marquise gleichen Namens, welche der Sage nach mit dem Könige in heimlichen Liebesverständnissen gelebt hatte, und endlich die Herzogin von Aveiro wurden in Klöster gebracht.

Der Proceß, den die Inquisition führte, ging schnell von Statten, da man in der Zeit vom September bis December ohne Zweifel alle Beweisstücke gesammelt hatte, um den Leugnenden sogleich mit unwiderleglichen Anklagepunkten gegenübertreten zu können. Deßhalb war die ganze Untersuchung in nicht ganz 3 Wochen beendigt. Es hatte ein schlimmes Er-

*) Atonguia schreibt Bucher diesen Namen in seiner Histoire dramatique et pitoresque des Jésuites. Tom. II. p. 332.

gebniß für die Jesuiten, denn am 11. Januar 1759 wurden folgende Jesuiten eingezogen: der ehemalige Beichtvater des Königs, Moreira, der der Königin und des Kronprinzen, Hyazinth da Costa, der der Prinzessinnen, Timotheus d'Oliveira, der Generalprokurator des Ordens, Joseph Pertigao, der Prokurator von Maragnon, Joseph Soarez, der Provinzial von Portugal, Henriguez, dann Johann Matos, Joh. Alexander und Gabriel Malagrida. Letzterer war am stärksten gravirt. Später folgten ihnen noch nach: Stephan Lopez und Joseph Oliveira. Die Untersuchung bot keine großen Schwierigkeiten dar. Der Herzog von Aveiro gestand Alles und außerdem traten noch einige Zeugen auf, die man unvorsichtiger Weise ins Vertrauen gezogen hatte. Als solcher war namentlich der Günstling des jungen Marquis Louis Bernardo von Tavora, Namens Romeiro gefährlich. Doch selbst, wenn weder Zeugnisse noch Geständnisse vorgelegen hätten, würde es den Angeklagten schwer gewesen sein, auch nur das Geringste zu ihrer Entlassung vorzubringen.

Aus dem Processe, den Pombal veröffentlichte, ging hauptsächlich Folgendes hervor:

Der Herzog von Aveiro hatte einen tödtlichen Haß gegen den König, weil dieser verschiedene Pläne

vereitelt hatte, welche zur Erhebung und Bereicherung seines Hauses dienen sollten. Aus diesem Grunde machte er sich nicht nur zum Mittelpunkte aller der Personen, welche beim Hofe in Ungnade gefallen waren, sondern versöhnte sich auch mit den Jesuiten, gegen die er sonst äußerst feindlich gesinnt gewesen. Um das Komplott zu verstärken, das bereits in nächtlichen Zusammenkünften über die Mittel berathschlagte, durch welche eine Regierungsveränderung herbeizuführen sei, zog man noch die alte Marquise von Tavora, Donna Leonora herbei, welche schon längst mit Malagrida, Matos und Alexander in Verbindung stand. Durch sie gewann man auch den alten Tavora, ihren jüngsten Sohn Joseph Maria und ihren Schwiegersohn Antougia. Der ältere Sohn Louis Bernardo ward durch Malagrida eingeweiht. Um nun den Anfall auszuführen, hielt man zunächst eine Berathung, der alle diese Edelleute beiwohnten. Es wurde beschlossen, einige Banditen zu dingen, zu deren Bezahlung der alte Tavora 12 und Antougia 8 Goldstücke als ihre Antheile beisteuerten. Louis Bernardo Tavora bot Waffen und Pferde an und hielt sein Wort, indem er in der Nacht vor dem Ueberfall zwei Pferde nach dem Marstall des Herzogs sandte und sich überdies den Banditen anschloß. Der Herzog ward selbst

die Banditen an und bediente sich dazu seines ehemaligen Kammerdiener Antonio Alvarez Fereira und dessen Schwagers Joseph Policarpo von Azevedo. Sie erhielten jeder 40 Goldstücke.

Als die Nacht des 3. September herangekommen, begab sich Aveiro verkleidet mit den genannten beiden Banditen an die Landstraße. Seine übrigen Genossen lagen in einem zweiten Versteck, um, wenn der Herzog mit den Banditen fehlen sollte, noch eine zweite Gelegenheit zum Morde zu haben. Um 11 Uhr, wie gesagt, kam der König vorbei. Der Herzog schoß zuerst auf den Kutscher, allein das Gewehr versagte ihm. Dann schossen die Banditen, welche den Könige verwundeten. Zum Glück ließ nun der König den Wagen gleich wenden, um die Wohnung seines Wundarztes zu erreichen, wodurch er dem zweiten Hinterhalte entging.

Die Inquisition sprach die Todesstrafe aus, welche auch am 13. Januar an den weltlichen Angeklagten vollzogen wurde. Dagegen dauerte die Untersuchung gegen die Jesuiten fort und wurde durch die Verhandlungen in die Länge gezogen, welche in diesem Jahre der portugiesische Hof mit dem päpstlichen anknüpfte. Ihre Behandlung war eine höchst unmenschliche, und wirft einen Schatten auf Pombal, den all sein Ruhm nicht überstrahlen kann. Zwar wurden hinreichende

Gelder zu ihrer Verpflegung angewiesen, aber einmal bekümmerte man sich um deren Verwendung nicht und dann befanden sich die Gefangenen, deren Zahl allmählig auf 124 angestiegen war, in einem so ungesunden Gebäude, daß ein großer Theil dadurch zu Grunde ging.

Dem Hof lag freilich nichts an der langen Einkerkerung der angeklagten Väter. Allein der päpstliche Stuhl hatte zu allen Zeiten das geistliche Immunitätssystem aufrecht erhalten, zu Folge dessen die weltlichen Gerichte keine Geistlichen bestrafen konnten und zumal in Portugal war diese Immunität stets beobachtet worden. Darum ging Pombal vorsichtig zu Werke. Er wollte sich dieses alten Rechtes wegen nicht mit dem päpstlichen Hofe verfeinden und verlangte lieber von Clemens XIII. die Ermächtigung, diejenigen Geistlichen, welche des Hochverrathes schuldig befunden würden, von Staatswegen abstrafen zu dürfen. Vielleicht wollte er den heiligen Stuhl nur mit neuen Forderungen ins Gedränge bringen, um sich wegen seiner neuerlichen Stürme gegen die Jesuiten nicht rechtfertigen zu müssen. Es ist dies um so wahrscheinlicher, da eine alte Bulle der Krone das verlangte Recht schon vor Jahrhunderten bewilligt hatte. Jene Schritte aber bestanden in der unmittelbar nach der Verhaftung der Jesuiten erfolgten Ein-

ziehung ihrer Besitzungen, Renten und Güter. Diese Maaßregel kam ziemlich einer Unterdrückung gleich und mußte den römischen Hof beleidigen. Das besorgte Pombal. Für den Staatsschatz brachte sie allerdings einen bedeutenden Gewinn und war selbst im Falle eines Zerwürfnisses mit Rom nicht zu beklagen, da die Jesuiten selbst eingestehen, daß sich die Regierung hierdurch „großes Geld" gemacht. Am wichtigsten waren die liegenden Güter und Paläste, welche mit denen der Tavora's und ihrer Mordgenossen, als der dritte Theil der sämmtlichen Grundbesitzer Portugals angesehen wurden.

Der Papst schwieg gerne über die Vergangenheit und gestattete auch für den vorliegenden Fall der weltlichen Justiz, die gefangenen Religiosen zu strafen. Nur der Todesstrafe, bat Klemens, möge man die elenden und schuldigen „Diener der Altäre" nicht unterwerfen. Leider ging neben dieser Bescheidenheit ein Gewebe von Intriguen her, das den portugiesischen Hof verletzte. Denn nicht nur, daß derselbe die Dekrete, welche er nach Lissabon abfertigte, dem diplomatischen Gebrauche zuwider ohne Zuziehung des portugiesischen Gesandten Almada de Mendoza entwarf, begünstigte er auch geflissentlich die Beleidigungen der portugiesischen Krone im Kirchenstaate, während er die Staatsschriften derselben, und unter diesen

namentlich die neuerlich aus Veranlassung des Hochverrathsprozesses erschienene, durch die Inquisition verbrennen ließen. Sie enthielt unter dem Titel einer Zusammenstellung der gottlosen und aufrührerischen Irrthümer, welche von den Jesuiten den hingerichteten Königsmördern beigebracht und sonst unter das portugiesische Volk verbreitet worden waren, eine Rechtfertigung des Verfahrens der portugiesischen Krone, und mußte daher allerdings vom Papste mit ebensoviel Abscheu betrachtet werden, als Pombal Werth auf sie legte.

Die Entwürdigung Portugal's, deren eigentlicher Urheber der Kardinalstaatssekretär Torreggiani, ein naher Verwandter des Jesuitengenerals Ricci war, bewegte Pombal zu einem feierlichen Proteste, dem er zugleich das erneuerte Verlangen beifügte, die Immunität der Religiosen für alle Fälle des Hoch- und Staatsverrathes aufzuheben.

Der päpstliche Hof schien anfangs betroffen und unterhandelte. Zuletzt aber gelang es Torreggiani die Verweigerung aller Konzessionen durchzusetzen. Almada de Mendoza, der, wie Pombal, mit der Ehre seines Vaterlandes und seiner Monarchen nicht spielen ließ, nahm sofort seine Päſſe und eilte nach Lissabon. Er hatte kaum Rom verlassen, als man auf eine lächerliche Weise Rache nahm. Das

Volk, von den Jesuiten angefeuert, riß sein Wappen herab, um es — zu mißhandeln!

Inzwischen war es auch in Portugal selbst zwischen der Regierung und dem päpstlichen Nuntius Acciajuoli zum Bruche gekommen. Dieser Gesandte, der ganz im Geiste Torreggiani's handelte, hielt schon lange verdächtige Verbindungen mit den vornehmsten Geschlechtern des Reiches. Pombal's Adlerblick durchschaute die Gründe, welche den Nuntius zu solcher Intimität, die man sonst nie an ihm gewohnt gewesen, bewog und entdeckte durch genauere Beobachtungen eine neue Verschwörung. Der Hof hielt es dies Mal für's Beste, die Angelegenheit mit Vergessen zu bedecken, was aber den Kardinal betraf, der ohne Zweifel die Seele des Komplottes gewesen, so drang man beim Papste auf dessen Zurückberufung. Da Letzterer das Verlangen abschlug und der Nuntius bei der Vermählung des Kronprinzen Dom Pedro die bei solchen Gelegenheiten von Seiten der Diplomaten übliche Beglückwünschung unterließ, machte Pombal wenig Umstände mit Sr. Eminenz und verbannte sie aus den portugiesischen Staaten.

Von nun an waren die Jesuiten nicht mehr zu retten. Die hohe Geistlichkeit hatte schon nach dem Erscheinen der zuletzt erwähnten Staatsschrift ihren Anschluß

an das Ministerium beurkundet, indem sie in verschiedenen Hirtenbriefen die Irrthümer der Jesuiten verdammte und allen Gläubigen verbot, mit ihnen Umgang zu pflegen. Vom Domkapitel zu Elvas war ihnen das Beichthören und Predigen verboten, vom Bischof von Miranda ihre Kirchen mit dem Interdikte belegt, von der Inquisition und dem Patriarchat ihre Lehre verworfen und vom Bischof von Leira ihre Sittenlehre als unchristlich und staatsverrätherisch gebrandmarkt worden. Zu dem Allen fügte nun Pombal durch einen königlichen Beschluß vom 28. April die Entziehung der Aufsicht und der Besorgung des Schulwesens noch hinzu.

Die Gesellschaft Jesu hatte somit der That nach aufgehört, in dem Staate Portugal zu bestehen. Sie durfte nicht in den Schulen lehren, nicht Beichte hören, nicht predigen, keinen Handel treiben, sich nicht in politische Angelegenheiten mischen, ihre Güter waren verloren, ihre Lehre verdammt, ihre Kirchen verflucht, die gläubigen Katholiken flohen vor ihnen und der Aufgeklärte mied sie, — alle Elemente ihres Daseins waren zerstört!

Der päpstliche Hof, der nach dem Bruche mit Portugal einen Aufstand erwartete, harrte vergeblich auf eine Erhebung des Volkes. Wer hätte es auch ge-

glaubt, daß Portugal einen Augenblick lang mit dem päpstlichen Hofe in Feindschaft und ohne die Jesuiten leben könne! Es ging Alles gegen die Berechnungen des Oberhauptes der katholischen Kirche und seiner Diener. Doch selbst jetzt noch lag der römische Hof in einer ungeheuren Verblendung, von der ihm auch der letzte Schlag — die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal — nicht befreite.

Am 3. September 1759 erschien ein königliches Dekret, das die Jesuiten, soweit sie aus Professen bestanden, sammt und sonders als offenbare Rebellen, Verräther, Feinde und Friedensstörer für immer aus den portugiesischen Staaten wies und nur den eingebornen Jesuiten dreier Gelübde, die man als untergeordnete Werkzeuge für minder gefährlich hielt, das Verbleiben im Vaterlande verstattete. Die Ausführung dieses Dekrets ging mit Strenge und Eile von sich. Man lud die heiligen Väter auf sieben Transportschiffe und setzte sie an dem Gestaade des Kirchengebietes aus. Portugal war also für die Gegenwart dem Fortschritte gewonnen und ließ der Welt blos das Staunen über eine politische Festigkeit, von der die neuere Geschichte noch kein Beispiel aufzuweisen hatte.

Die in den Gefängnissen zurückgebliebenen Jesuiten folgten zum Theil im Jahre 1767 nach, zum Theil

wurden sie bei der Thronbesteigung der Maria Franziska Isabelle (1777) freigelassen, zum Theil waren sie gestorben. Nur einen — den Jesuiten Malagrida — erwartete der Scheiterhaufen. Dieser Mensch, der für einen Heiligen gegolten und durch Charlatanerie diesen Ruf zu behaupten suchte, behauptete in unmittelbarem Verkehr mit der Mutter Jesu zu stehen und hatte daher die Schrift herausgegeben: „Heldenmüthiges und wunderbares Leben der glorwürdigen heiligen Anna, Mutter der heiligen Maria, eingegeben von der erwähnten Heiligen selbst unter Beistand, Genehmhaltung und Beihülfe der heiligen Jungfrau und ihres heiligen Sohnes.“ In dieser und einer andern Schrift: Abhandlung über das Leben und das Reich des Antichrist's sah die Inquisition, Heuchelei und Ketzerei und verurtheilte ihn zum Tode.

Frankreich. Ludwig XV. Madame von Pompadour. Der Herzog von Choiseul. Der Bankerott des Jesuiten la Valette. Vertreibung des Ordens.

Unter schlimmeren Verhältnissen hat wohl nie ein König den Thron bestiegen, als Ludwig XV. Sein Urgroß-Vater und die Regentschaft hinterließ ihm eine Schuldenlast von fast 5,000 Millionen Franken, der Adel, welcher die obersten Staatsämter einnahm und auf welchem allein das Königthum ruhte, war demoralisirt, die unteren Aemter besorgten Leute, welche entweder durch Gunst oder durch die Zahlung eines Kaufpreises dazu gelangt waren, der Jesuitismus hatte sich der gesammten Geistlichkeit bemächtigt und unterhielt innern Krieg und Zwietracht, — endlich aber hing jenes Zwielicht über dem Lande, welches dem Aufgehen der Freiheitssonne vorangeht und selten einen Monarchen in die Zukunft leuchtet.

Ludwig war ursprünglich kein Mensch von verdorbenem Herzen und vielleicht hätte er sich noch durch

alle diese Schwierigkeiten durchgearbeitet, welche die Ursachen der späteren Revolution werden sollten. Allein die Jesuiten verdarben ihn, so daß einer unserer Geschichtschreiber mit Recht vom ihm sagt: „er starb gehaßt und was schlimmer ist, tief verachtet von seinen Unterthanen. Auf ihm ruht der Fluch der Nachwelt."

Er begann seine Regierung, ohne in der bisher befolgten Politik Etwas zu ändern. Der ehemalige Herzog-Regent ward Minister. Diesem folgte eine ebenso gemeine Seele, der Herzog von Bourbon und dann die Kardinäle Fleury und Bernis, besser zwar als die beiden ersten, die aber dennoch die Unabhängigmachung des Thrones von dem Parlamente und die geistige Bewegungslosigkeit des Volkes als Ausgangspunkte ihres Strebens betrachteten. Alle diese Männer waren den Jesuiten zwar nicht hold, aber mehr haßten sie doch deren Feinde.

Diese Richtung der inneren Politik konnte man indessen so lange nicht als unabänderlich feststehend ansehen, als der König redlich blieb. Er war ein treuer Gatte, ein liebender Vater — zwei Umstände, die wenigstens die Empfänglichkeit für das Gute voraussetzen lassen. In der That traten auch bei seiner Thronbesteigung so manche Veränderungen ein, welche

bessere Erwartungen rechtfertigten. Zufrieden in seinem ehelichen Verhältnisse und deshalb gestört durch die Ausschweifungen seiner Umgebung, setzte er derselben Schranken und sah mit strafendem Blicke auf das Leben der Höflinge, denen Liebe und Treue für Abgeschmacktheiten und die Tugend für eine Thorheit galt. Ein Fortschreiten auf diesem Wege mußte nothwendig auch den geistigen Gesichtskreis des Monarchen erweitern, denn die häusliche Tugend geht stets mit der Humanität Hand in Hand.

Doch was hätte denn dann aus den Vätern Jesuiten werden sollen? Diese können keine Könige dulden, welche sich nicht durch Wollust entnerven, — welche sich nicht ihren Maitressen anvertrauen und von denselben beherrschen lassen, — welche keine Ursachen haben, die Beichtabsolutionen um hohe Preise zu erkaufen, — welche mit einem Worte ihre Würde als Mensch und Fürst behaupten. Darum führten sie einige Zeit nach der Geburt des Kronprinzen einen Streich aus, der für das Land und für sie die traurigsten Folgen hatte.

Ludwig war mit Marie Leczinska, einer Tochter des Polenkönigs Stanislaus verheirathet. Aber trotzdem, daß der König mit unredlicher Hingebung an ihr hing, erwiderte sie den Sturm seiner Leidenschaft nur mit Zurückhaltung. Man schrieb

diese Kälte ihrem nordischen Wesen zu; im Grunde war es aber nur eine große Frömmigkeit, die sie der Welt und selbst dem herzlichsten Verhältnisse entfremdete. Dieser religiöse Wahnsinn schritt bei Marien allmählig weiter fort und führte sie auf jene Stufe, wo die Sehnsucht nach einer gänzlichen Auflösung in der Gottheit erwacht. Eine solche Disposition gab eine herrliche Gelegenheit, sie von ihrem Gatten zu trennen. Ihr Beichtiger stellte ihr vor, daß sie, nachdem sie ihre Pflicht als Gattin erfüllt und dem Throne einen Erben gegeben, nichts Gott und der Welt Wohlgefälligeres thun könne, als wenn sie allen Vergnügungen des Fleisches entsage und sich der köstlichsten aller Tugenden eines christlichen Weibes — der Keuschheit widme!

Marie folgte dem Rathe des Jesuiten und kurze Zeit darauf sah man die das Zimmer des Königs umgebenden Gemächer von Maitressen beziehen. Die alte Sittenlosigkeit kehrte zurück und die Verschwendung, die noch nicht aufgehört, ward verdoppelt; die Regierung fiel in die Hände der königlichen Buhlinnen, ihrer Privatliebhaber oder Günstlinge, die Rechtsverletzungen nahmen die Stelle der Gesetze vollends ganz ein, es gab nichts Ehrwürdiges, nichts Heiliges mehr und überall, — allüberall waltete

der Fluch der Vernunftlosigkeit, der Heuchelei und der Entmenschung.

Das war das Werk einer jesuitischen Intrigue, deren Bedeutung noch nie hinreichend gewürdigt worden ist. Man wird jedoch einigermaßen versöhnt, wenn man erfährt, daß die Jesuiten in deren Folge selbst untergingen.

Unter der großen Anzahl von Maitressen, deren sich Ludwig XV. der Reihe nach überließ, befand sich eine, die Marquise von Pompadour, welche die Geschichte sich zur Rächerin erkor. Schlau, durchtrieben, in der List ihres Geschlechtes Meisterin, berechnend und selbst der höheren Bildung ihrer Zeit nicht fernstehend, wußte sie besser als ihre Vorgängerinnen den Vortheil ihrer Stellung zu benutzen. Sie wachte mit Sorgfalt darüber, daß kein Wölkchen des Kummers auf die Stirn ihres königlichen Geliebten trat und erreichte diesen Zweck nicht blos dadurch, daß sie sich selbst in die Regierung mischte und namentlich die Minister ernannte, sondern auch einen Jeden vernichtete, der dem König Sorge oder Nachdenken verursachte.

Die Marquise von Pompadour hat eine Flut des Guten und Bösen über ihre Mit- und Nachwelt ausgegossen und ihr Name wird in Frankreich fast

ebenso oft mit Liebe wie mit Verachtung genannt. Leider scheint sie bei der Vertreibung der Jesuiten nicht von einer unintereſſirten Ueberzeugung geleitet worden zu sein. Diese verfielen schon darum ihrem Hasse, weil sie beständige Unruhen erregten. Denn damit trübten sie die Heiterkeit des Königs, der bei all seiner Unthätigkeit den Zustand der inneren Ruhe des Reiches nicht aus den Augen ließ und da er nur zu geneigt war, bei neuen Liebhaberinnen die Zerstreuungen zu suchen, welche er bedurfte, so brachten sie auf solche Weise die Herrschaft der Maitresse in Gefahr. Außerdem arbeitete die geistliche Bande auch ganz offen an dem Sturze der Marquise. Sonst hatte sie ihre Zwecke am sichersten durch die Ausschweifungen der Monarchen erreicht. Jetzt schlug die alte Medizin nicht mehr an, denn die Maitresse wollte allein herrschen und gab sich nicht zu einem Organe des Ordens her. Dies brachte die Väter auf den Gedanken, die Sache umzukehren. Sie predigten mit einem Male zur Verwunderung der Höflinge Enthaltsamkeit und Selbstaufopferung. Das neue Mittel schlug nur eine Zeit lang an. Man ahnte bald, daß es blos auf die Entfernung des Königs von der Marquise abgesehen sei und als endlich ein Jesuit derselben gar nur unter der Bedingung die Beichtabso-

lution geben wollte, daß sie wieder zu ihrem Gatten zurückkehre, ward die fromme Kabale mit der Verachtung aufgenommen, welche sie verdiente.

Die Marquise wäre kein Weib gewesen, wenn sie sich nicht gerächt hätte. Sie sprach ihre Gesinnungen in dem Sturze des Kardinal Bernis aus, der ihre großen politischen Plane durchkreuzte und die Jesuiten mannigfach begünstigte, und ernannte in seinem Nachfolger den Herzog von Choiseul, einen Mann, der ihren Haß gegen die Loyoliten theilte und die Niederlage derselben vollendete.

Man hat behauptet, daß die Pompadour und Choiseul mit dem Minister Portugals, mit Pombal in Korrespondenz gestanden und daß dessen Einflüsterung, ja sogar dessen Geld nicht ohne Einfluß auf das Loos der Jesuiten in Frankreich gewesen. Das Letztere, — die Bestechung — ist eine unerwiesene Behauptung; dagegen ist die Verständigung der Lenker beider Staaten ziemlich außer Zweifel. Aber weit entfernt, daß diese Verbindung mit einem weisen, thatkräftigen Minister das Verdienst Choiseul's zu schmälern vermochte, kann sie dasselbe nur erhöhen und für die Todesreise der Gesellschaft zum Zeugnisse dienen. Staaten traten niemals eher zur Entfernung

eines Uebels zusammen, als bis sie Mark und Leben davon angefressen fühlen.

Werfen wir nun unseren Blick auf die Thätigkeit des Ordens im französischen Reiche, da wir die Personen eingeführt haben, welche ihn verurtheilen helfen sollten.

Nachdem der Jansenismus verablebt war, blieben, wie wir bereits früher erwähnten, nur wenige übrig, die sich noch seine Bekenner nannten. Dessen ungeachtet war jedoch die Wahrheit, welche jener Doktrin zu Grunde lag, nicht mit dem Wahnsinn aus der Welt geflohen. Es lebte jetzt eine ganz neue Partei auf, welche die Bruchstücke des Jansenismus in sich vereinigte und die noch viel weiter ging, als die alten Kämpfer, denn sie zog alle Fragen, welche den denkenden Menschen beschäftigen, in das Bereich ihrer rastlosen Thätigkeit, und schonte kein Vorurtheil, mochte es auch durch tausendjähriges Dasein geheiligt sein. Diese Partei war die philosophische, an deren Spitze Voltaire und d'Alembert standen und aus der die Welt umwälzenden Encyclopädisten hervorgingen.

So gering aber auch die wahren Ueberreste des alten Jansenismus waren, ja so ungefährlich sie selbst den Jesuiten erscheinen mußten, so fanatisch zog der

Orden gegen sie zu Felde. Der Erzbischof von Paris, Christoph von Beaumont, eröffnete die Feindseligkeiten, indem er den Geistlichen seines Sprengels in einem Hirtenbriefe verbot, den Sterbenden das Abendmahl zu reichen, wenn sie nicht zuvor die Unigenitusbulle angenommen haben würden. Dieser neue moralische Gewaltsakt brachte ein maßloses Entsetzen hervor. Selbst die Regierung erschrack darüber. Gleichwohl wußte sie keinen Rath. Die Pompadour schlug allen Ernstes vor, geradeweg den Gebrauch der Worte „Bulle", „Jansenist" und „Mollinist" zu verbieten, um dem Streit auf allen Seiten ein Ende zu machen. Der König aber trug Bedenken, sich die Geistlichkeit durch irgend einen Ausspruch zum Feinde zu machen. Auf diese Weise kam man zu keinem Beschlusse. Da ergriffen die Parlamente die Sache. Sie betrachteten die Abendmahlsreichung, weil die durch ihre Verweigerung hervorgerufene Erbitterung Volksaufstände erregen konnte, als eine Angelegenheit der Polizei und bedrohten die Geistlichen, welche dem Hirtenbriefe gehorchten, mit Gefängnißstrafen und Gehaltsentziehungen.

Die Geschichte der Jesuiten hat sonderbare Dinge aufzuweisen. Es scheint fast, als wenn der Widerstand gegen den Unsinn sich oft selbst in das Gewand

des Unsinns kleiden müsse, um ihn zu besiegen. Denn die Abendmahlsreichung als in das Bereich weltlicher Behörden gehörig ansehen, das heißt doch wahrlich nichts anderes, als alle damals gemeingiltigen Begriffe umkehren. Solche Widersprüche mit dem gesunden Menschenverstande kommen aber immer vor, wo zwei Gewalten neben einander bestehen, von denen die eine die Herrschaft über die andere beansprucht und welche sich beide die Korrektion des Denkens und Handelns der Bürger anmaßen. Entweder mußte der Staat für die Bürger Alles sein — dann hatte ihm die Kirche zu gehorchen, die Kirche war eine seiner Anstalten und er konnte sie ausdehnen, beschränken, verändern und vernichten, denn sie existirte blos in ihm und durch ihn; oder es war die Kirche seine Gebieterin, — dann war der Staat Nebensache; es konnte kein Gesetz existiren, welches dem Dogma der Kirche widersprach und Alles was man that und was geschah, mußte nach dem Maßstabe des Glaubens gemessen werden. Das wäre logisch gewesen. Wenn aber der Staat die Kirche, oder die Kirche den Staat zu beschränken suchte, ohne daß der eine Theil an das Prinzip des anderen zu rühren und ohne daß er dem Gegensatz die Berechtigung seiner selbstständigen

Existenz zu verweigern wagte, so waren Einfältigkeiten wie jene des Parlaments unvermeidlich.

Die Gerichtshöfe setzten ihre Beschlüsse mit Beharrlichkeit durch. Die halsstarrigen Priester wurden in die Gefängnisse geworfen, hie und da führte man sie mit Soldaten an die Krankenbetten und nirgends ward ihrem Trotze die bitterste Demüthigung erspart. Durch so energisches Auftreten drangen endlich die Parlamente so ziemlich durch, daß die Abendmahlsverweigerungen aufhörten. — Zwar protestirten die Jesuiten dagegen, denn es gab Pfaffen, welche die „Himmelsspeise" mit der Formel reichten: „Auf Befehl des Parlaments reiche ich Ihnen das Abendmahl" und ein Anderer, dem dieser Protest ohne Zweifel zu wenig energisch schien, sagte zu den Kommunikanten: „Es geschieht auf Befehl einer Verordnung der großen Kammer des Parlaments, daß ich Ihnen den lieben Gott bringe!" Daraus machten sich jedoch die Gläubigen wenig. Diese hungerten nur nach der geweihten Hostie; wie und von wem sie gereicht wurde, das galt ihnen gleich!

Ein solcher Eingriff in die Rechte der Kirche und besonders in die des Bischofs konnte nun freilich dem Parlament nich ungeahnt hingehen. Die Jesuiten suchten ihre schärfsten Pfeile hervor, um den

Gerichtshof in der öffentlichen Meinung bloszustellen und, schmachvoll genug für die Regierung, — stiegen sie durch dieses Verdienst in deren Gunst. Ludwig XV. und seine Minister haßten die Parlamente, weil sie nach der thatsächlichen Abschaffung der Reichsstände die Willkür der Krone beschränkten und sich durch ihre gesunden Ansichten zu furchtlosen Vorkämpfern der Partei des Fortschrittes gemacht hatten. Es bedurfte demnach für die Jesuiten wenig Anstrengung, die Gegner zu überwinden. Der König forderte die Räthe der Gerichtshofe auf, ihre Stellen niederzulegen und damit hatte die schwarze Schaar augenblicklich gesiegt.

Die Parlamente waren kaum verschieden, als die Abendmahlsverweigerungen von Neuem begannen. Aber jetzt ward dem Könige, der sich mit den populären Behörden seines Schildes beraubt, selbst nicht wohl zu Muthe. Er verwieß zwar mehrere Bischöfe, unter diesen auch den Metropolitan von Paris, aus ihren Diözösen, und machte ernstliche Anstalten zu einer gewaltsamen Unterdrückung der Geistlichkeit; allein der furchtsame Mann verlor das Gleichgewicht, als sich dieselbe mit einer Flut von Druckschriften und Hirtenbriefen gegen ihn auflehnte. Wagte doch der Erzbischof von Beaumont sogar an ihn zu schrei-

ben: „Meine Macht reicht über die Macht der Monarchen in den Dingen, die mir Gott aufgetragen hat und meine Pflicht besteht darin, meine Heerde anzuführen. Eine andere Pflicht kenne ich auf der Welt nicht. Darum ist es mir unmöglich, meine Verfügung zurückzunehmen. Mit diesen Gesinnungen werde ich sterben."

Eine solche Sprache, welche die der ganzen Klerisei war, entwaffnete den König und die Geistlichkeit war thatsächlich Meister über die monarchische und parlamentarische Gewalt!

Doch schon jetzt beginnt das französische Volk sich allmählig als Volk zu zeigen. Die vielen Kämpfe hatten nicht nur sein Nachdenken erregt, sondern sie hatten es auch kühn gemacht. Die Ungerechtigkeiten lösten seine Zunge, und trotzdem, daß die Bastille noch immer jeden gefährlichen Kopf mit ihrem ungeheuren Rachen verschlang, war die goldene Zeit stupiden, sklavischen Gehorsams dahin. Man verlangte laut und drohend die Parlamente wieder und es war nicht blos die Sprache des Freisinns, welche sich vernehmen ließ, auch die des verletzten Interesses und des gefährdeten Eigenthumes stimmte in den Ruf ein. Der somit von zwei Seiten bedrohte Monarch konnte nicht zweifelhaft sein, was er zu thun habe. Er

mußte, so ungern er sich auch dazu entschloß, der öffentlichen Stimme willfahren. Die Rückkehr der Parlamente ward ein Nationalfest. Das Volk begrüßte sie, als sie wieder in ihre Paläste einzogen, mit Freudenfeuern und wer irgend sich über den Stand der Jesuiten bei der Nation unterrichten wollte, der konnte deren Urtheil in den Flammen lesen, die unter Jubel und Lustgeschrei um die Parlamentshäuser emporloderten.

Mit den Parlamenten war jedoch auch der Krieg gegen die Jesuiten wiederhergestellt. Erstere ließen die Priester aufs Neue mit Bajonetten an die Krankenbetten treiben und die Härte der Regierung, wodurch sie einen unvertilgbaren Haß gegen sich ins Leben gerufen, hatte also nichts genützt.

Dies brachte den Hof auf einen neuen Einfall. Man hatte die Unigenitusbulle bisher als Glaubenssache betrachtet. Das war sie in der That und jeder Urtheilsfähige, ohne Unterschied, ob er dafür oder dagegen war, hatte ihr diese Bedeutung beigelegt. Die Regierung wollte, daß es anders sei. Von der Ansicht geleitet, daß aller Streit und Zank aufhören werde, wenn man der Bulle den Namen, die Kennzeichen und die Wirkungen einer Glaubensregel absprech̄e und sie somit zu einer Kirchenpolizeisache

mache, über welche dem Einzelnen kein Urtheil zusteht, über die er aber auch denken kann, wie er will, — verlangte sie, daß sich das Volk dieser Anschauungsweise anschließe. Damit gab sie aber in der That ein zweite Unigenitusbulle, gegen die sich alle Freunde und Feinde der ersten auflehnen mußten. Denn die päpstliche Bulle ward angefochten, weil man glauben sollte, daß eine Thatsache ein Irrthum sein könne. Jetzt sollte man glauben, daß eine Glaubensregel keine Glaubensregel sei. Es war also nur das Umgekehrte: man wollte den Irrthum für Wahrheit angesehen wissen.

Die Verfügung des Hofes fand den äußersten Widerstand bei den Parlamenten und ward für diese die Ursache ihrer zweiten Verbannung, während die Angriffe, welche die Regierung von den Jesuiten und den Aufgeklärten erfuhr, die Willkürherrschaft immer verhaßter machten. Die Jesuiten predigten von der Kanzel und in der Presse die Selbstständigkeit der Kirche, über die keiner weltlichen Macht ein Urtheil zustehe, und begründeten dadurch, ohne daß sie es wollten, das Recht vollständiger Freiheit des Gewissens, und die Aufgeklärten ihrerseits, welche der Regierung das Befugniß absprachen, daß sie verordnen oder verbieten könne, so oder anders über

eine Sache zu denken, entwickelten das Recht der Geistesfreiheit überhaupt.

Somit nahmen die Streitigkeiten über religiöse Dinge schon immermehr und mehr einen politischen Charakter an und bezeugten bereits den gewaltigen Umschwung, der in dem Volke vorgegangen war und sich täglich weiter entwickelte. Demselben Umstande ist aber auch zuzuschreiben, daß sich die Aufmerksamkeit allmählig von den Jesuiten abwandte. Die Partei der Philosophen hielt dieselben nicht für würdig, um mit ihr einen Kampf zu beginnen und wenn sie ja derselben Erwähnung that, so geschah es mit jener bemitleidenden Duldsamkeit, welche der Gebildete der Unwissenheit entgegensetzt. Das war das beste Mittel, die fromme Gesellschaft unschädlich zu machen. Statt der Masse von Streitschriften, mit denen früher Frankreich überschwemmt worden war, erschienen klare, wissenschaftliche Abhandlungen, welche die Begriffswelt der Denkenden aufhellten und die, indem sie den Aberglauben zerstörten, zugleich den Jesuiten den Boden unter den Füßen wegzogen. Eine solche Behandlungsweise der Vernunftlosigkeit war neu und brachte die Jesuiten ungemein gegen die Philosophen auf. Sie suchten deren Encyclopädie auf alle Weise zu unterdrücken, und wohl wissend, daß sie in

einem offenen Kampfe siegen würden, weil sie jede Frage zu verwirren verstanden, und die Gewalt auf ihrer Seite hatten, wollten sie den Krieg um jeden Preis. Sie scheuten daher nicht einmal persönliche Beleidigungen gegen die gewaltigen Männer des Jahrhunderts und griffen z. B. Voltaire, der ihr Schüler und selbst ihr Freund gewesen, auf die schamloseste Weise an. Trotzdem entsprach der Erfolg ihrer Absicht nicht. Die Philosophen ließen sich auf keine Erörterung über Grundsätze ein, aber sie machten ganz Europa, das ihre Schriften las, über die Abgeschmacktheiten und Thorheiten der Väter lachen. Sie sagten nicht, wie die Jansenisten, zu ihnen: Ihr seid ehrsüchtig, Intriguanten und Betrüger. Eine solche Beschuldigung würde die Gesellschaft nicht gedemüthigt haben. Sie stimmten einen anderen Tn an, indemo sie sagten: Ihr seid unwissende Menschen, Ihr habt keinen einzigen Gelehrten aufzuweisen, dessen Name in Europa berühmt ist, Ihr rühmt Euch Eures Kredits, aber dieser Kredit existirt viel weniger in der Wirklichkeit als in Eurer Einbildung. Alles, wessen Ihr Euch rühmt, ist nichts weiter als ein Kartenhaus, welches man über den Haufen wirft, sobald man es wagen wird, dasselbe anzuhauchen." (d'Alembert.) Dieser Feind war also unüberwindlich.

Anders schien es mit dem Hofe zu sein. Die niedere Geistlichkeit erklärte, nur ihren Bischöfen gehorchen zu können. Das war nach den Gesetzen der Hierarchie eine vernünftige, wenngleich der s. g. Hoheit der Krone gefährdende Antwort. Die Bischöfe dagegen beabsichtigten durch das feierliche Votum eines Nationalconzils die Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt zum Prinzip zu erheben. Dadurch würde die königliche Verordnung für unbefugt erklärt und das Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche mindestens in der Idee aufgehoben worden sein. Wer aber konnte dafür bürgen, daß sich der König durch eine solche Beleidigung nicht ermannte, um mit der ganzen Gewalt über die Bischöfe, die das Herkommen in seine Hand gelegt, zu antworten? Man zog es aus dieser Rücksicht vor, den Papst um seinen Ausspruch anzugehen und da es nicht zweifelhaft schien, daß der Fürst der Kirche die Partei des Klerus ergreifen werde, sich hinter demselben zu verstecken. Benedikt XIV. hatte indessen keine Lust, sich den französischen Hof zum Feinde zu machen. Weniger fanatisch als seine Vorgänger und hellblickender als sie, entging ihm nicht, wie der Katholizismus in Frankreich durch die abgeschmackten Streitigkeiten verfiel, welche durch eine Bulle erregt und unterhalten wurden, die

das Machwerk der Jesuiten war und nur zu ihrer Heiligung die Unterschrift eines Papstes trug. Seine Entscheidung, bekannt unter dem Namen epistola encyclica, fiel somit ziemlich befriedigend für die Gegner der Bulle aus. (1756.)

Die Jesuiten standen durch die encyclica wie niedergedonnert da. Aber sie gaben ihre Sache nicht auf. Sie richteten jetzt ihre Angriffe auch gegen den Papst und gesellten ihn zu ihren ohnehin schon mächtigen Feinden, dem Hofe, den hohen Gerichtshöfen und den Gelehrten.

In diese Zeit vollständiger gesellschaftlicher Auflösung fällt der Mordversuch des Robert François Damiens aus Tieuloy, unweit Arras, einem damals verrufenen Jesuitenneste, auf den König.

Der Monarch befand sich in Versailles. Am Abend des 5. Januar 1757 zwischen 6 und 7 Uhr giebt er Befehl, den Wagen vorzufahren, um in Trianon zu speisen. Der Befehl wird vollzogen, der König kommt reisefertig aus seinen Zimmern herab, durchschreitet die Garde, welche den Wagen begleiten soll, und eilt durch die Masse der Höflinge, die auf ihn warten, an die offen stehende Karosse. Aber in demselben Augenblicke, wo der Monarch sich in den Wagen setzt, fühlt er einen schmerzhaften Stich.

Er greift schnell nach dem Herzen und als er die Hand unter seinem Mantel hervorzieht, ist sie von Blut geröthet. Hierdurch erst bemerkt seine Umgebung, was geschehen. Alle schreien Mord, man sucht den Thäter, allein in der allgemeinen Verwirrung und in dem spärlich erhellten Dunkel der Januarnacht vermag man Niemand zu erkennen. Da zeigt der König selbst auf einen Mann, der sich in die Menge der Höflinge geworfen und durch seine ehrerbietige Stellung sowie durch die Entblößung des Hauptes sich das Ansehen eines Angehörigen der Suite giebt. Der König hatte sich nicht getäuscht. Der Bezeichnete verräth durch seinen grauenvollen Blick, daß er derjenige ist, welchen man sucht. Er wird von dem Herzog von Ayen verhaftet, ohne daß er auch nur den geringsten Widerstand versucht. Nur die Worte läßt der Mörder vernehmen: „Gebet auf den Kronprinzen Acht, damit er heute nicht ausgeht." Diese Aeußerung verdoppelt den Schrecken. Man bestürmt ihn, um zu erfahren, was ihn zu den furchtbaren Schritt verleitet und erhält die Antwort: „Aus Gründen der Religion. Hätte man vier oder fünf Bischöfen den Kopf abgeschlagen, (später wollte er blos: bestraft gesagt haben) so hätte ich den König nicht zu ermorden gesucht." Alle anderen Fragen sind vergebens,

auch findet man bei ihm nichts weiter als ein kleines Messerchen, dessen er sich bei seinem Mordversuche bedient.

Diesem Ereignisse wichen, wie sich denken läßt, alle anderen Erörterungen. Das beharrliche Schweigen des Damiens gab dem Prozesse etwas Räthselhaftes und Jedermann beschäftigte sich mit der Aufsuchung der verborgenen Macht, die den Mörder gedungen.

Die einen vermutheten ein Hofkomplott. Darauf schien die Wuth hinzudeuten, mit welcher der Siegelbewahrer Machault unmittelbar nach der Verhaftung des Damiens gegen denselben losfuhr. Man sagte sich sogar, daß der Mörder ohne das schnelle Dazwischenkommen Le Clerc's du Brillet, dem als Lieutenant des Großgerichtsprobstes die Untersuchung des Prozesses zustand, mit derselben Eile aus dem Wege geräumt worden sein würde, wie einst Jacques Clement. An dieser sofortigen Hinrichtung hatten sich selbst die Schweizer-Garden, wie wohl ohne strafbare Nebenabsichten, betheiligt. Trostlos darüber, den Mörder durch ihre Reihen gelassen zu haben, weil sie ihn für einen Höfling gehalten, glühten sie ihre Feuerzangen und zerrissen den bloßen Körper des Gefangenen, um ihn zu zwingen, daß er

auf die Fragen antworte, welche ihr Kapitän, der Herzog von Ayen, der Kanzler Lameignon und der Staatssekretair Rouillé an ihn richteten. Allein warum deshalb ein Hofkomplott vermuthen? Konnte Machault nicht im Interesse einer Gesellschaft handeln, die dem Hofe nichts anging?

Die Partei der Jesuiten dagegen beschuldigte ihre Feinde und besonders die verbannten Parlamente als die Urhaber des Attentates. Diese Behauptung fand wenig Glauben, da man auch nicht die geringste Verbindung zwischen ihnen oder ihrem Anhange und Damiens nachweisen konnte. Nur ein Umstand wurde später als nicht unwichtiger Beweis gegen sie geltend gemacht: die Leichtfertigkeit, womit sie die Untersuchung führten. Der Generalprokurator hatte notorisch verschiedene Anzeigen unterdrückt und im Mehrheitsbeschluß den Antrag abgeworfen, die Untersuchung noch weiter fortzuführen, um das Geheimniß zu entdecken, in das sich Damiens einhüllte. Aber auch dieser einzige Verdachtsgrund zerfloß, da der Gerichtshof einen seiner Räthe mit zum Berichterstatter ernannt hatte, welcher mit den Jesuiten sehr eng in Verbindung stand. Es wäre doch eine unglaubliche Dummheit gewesen, wenn die schuldigen Parlamentsmitglieder eine Sache von ihren Gegnern

hätten untersuchen lassen, welche ihr Verbrechen an den Tag bringen konnte.

Viel wahrscheinlicher aber hielt man die frommen Väter selbst für die Verschwornen und dafür sprachen außer ihrer Geschichte folgende Umstände.

Obgleich Damiens während der ganzen Untersuchung äußerst schweigsam war und die schrecklichsten Folterqualen mit unglaublicher Standhaftigkeit ertrug, so brach er doch eines Tages ganz unaufgefordert in die Klage aus: „der Schuft von einem Erzbischof ist an Allem Schuld.“ Diese Aeußerung, welche er zu verschiedenen Malen wiederholte, warf ein klärendes Licht auf jene, welche man bei seiner Verhaftung vernommen. Außerdem war er zwei Male bei den Jesuiten als Küchendiener angestellt gewesen, und als man seine Vergangenheit genauer untersuchte, ergab sich, daß er um diese Zeit mit einem unerklärbaren Eifer auf die Regierung geschimpft hatte und deshalb in die Bastille gesperrt worden war. Auf die Frage: ob er glaube, daß es erlaubt sei, Könige zu morden, verweigerte er die Antwort; ohne Zweifel aus Furcht, die Jesuiten zu kompromittiren. Vierzehn Tage vor dem Anfall des Königs hatte er noch bei ihnen gebeichtet. Neben diesen Anzeichen fand das Publikum noch eine Menge anderer, die, obgleich sie

nicht gerichtlich außer Zweifel gestellt wurden, dennoch einige Beachtung erheischen.

Das Attentat ward schon eine Zeit lang vor seinem Eintritte angekündigt und erinnert dadurch lebhaft an jenes, welchem Heinrich IV. erlag. Solche Ankündigungen gingen nur den Mordthaten voraus, welche das Werk der Jesuiten waren. Die Leibwache des Königs erhielt einen Wink, ihre Aufmerksamkeit auf den Monarchen zu verdoppeln, da ihm Gefahr drohe. Am Louxembourg, dem Stadthause und am Schlosse zu Versailles fand man früh zuweilen Pasquille angeklebt, die den König lästerten. Viele Notablen in Paris empfingen Briefe mit geheimnißvollen Chiffern, auf denen man zerrissene Lilien — das Sinnbild der Bourbonen — und zerbrochene Kronen sah. Der englische Schatzmeister hatte in einer Versammlung, in welcher man sich mit Heftigkeit über die französischen Verhältnisse stritt, ganz deutlich die Worte gehört: „Weiß denn der König nicht, daß man noch Ravaillac's finden könnte?" und dem Großreferendar Zaluzky von Polen entdeckte man, daß die Entthronung Ludwig XV. bevorstehe. Die Verschwörung war also das Geheimniß einer Verbindung, die sich von der Themse bis an die Weichsel erstreckte; sie war das Werk eines Komplottes, welches die ganze

Welt zum Vaterland hatte. Aehnliche Dinge fielen ja auch beim Mordversuche auf Joseph I von Portugal vor. Als man im Frühlinge 1758 einen gewissen Turconi nach dem Stande der Angelegenheiten des Ordens in Portugal fragte, antwortete dieser Mensch: „Alles steht gut. Auf künftigen Herbst wird Alles abgethan sein und unsere Noth in Portugal ein Ende haben.“ Bekanntlich geschah der Anfall auf Joseph den 3. September 1758.

Aber auch die unmittelbare Theilnahme der Jesuiten ward behauptet. Man wollte am 4. und 5. Januar viele von ihnen in weltlicher Kleidung zu Paris gesehen haben. Ein Kutscher behauptete am Tage vor der Verwundung des Königs von zwei Geistlichen angehalten und nach dem Befinden des Königs gefragt worden zu sein. Als er ihnen versichert, daß der Monarch ganz gesund sei, verließen sie ihn, und einer derselben äußerte ganz vernehmlich: „Also ist der Streich mißlungen.“ Zuletzt sagte der Gardist, welcher vor dem Palais zur Zeit des Attentates Wache gestanden, vor dem Gerichte aus: daß Damiens unter einem Gange des Schlosses sich aufgehalten habe und von einem Vorübergehenden mit den Worten angeredet worden sei: „Gut, gut!“ Damiens antwortete darauf: „Ich stehe hier und warte.“

Alle diese Anzeichen machten den Orden, der noch überdies vor Kurzem seine Mordtheologen in einer neuen Auflage hatte erscheinen lassen, vor dem Volke für das Verbrechen verantwortlich, und die Geschichte kann ihn nicht freisprechen.

Damiens ward trotz des Hasses, mit dem jetzt auch die freisinnige Partei auf den königlichen Tyrannen blickte, von Allen, mit Ausnahme der Jesuiten, verdammt, denn die Welt wird ewig den Meuchler verachten, mag ihn der Erfolg seiner That noch so wünschenswerth sein. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode und der König befahl, den Richterspruch auf eine, künftighin von Angriffen auf seine Person abschreckende Weise zu vollstrecken. Dem zu Folge fand die Hinrichtung mit einer Grausamkeit statt, die keine Feder schrecklich genug zu zeichnen im Stande ist. Nachdem man ihm den Arm, welcher das Messer geführt, an einem Glühfeuer langsam verkohlt, den Körper mit feurigen Zangen zerfleischt und die Wunden mit siedendem Blei und brennendem Wachs ausgegossen hatte, zerriß man den Mörder, der alle diese Qualen fast ohne einen Laut von sich zu geben ertrug, mit sechs Pferden. Die Marter dauerte drei Stunden und wahrlich, wenn die Zuschauer ein Gefühl belebte, das sich bei dem Anblicke solcher fluch-

würdigen Behandlung eines, wenn auch schlechten Menschen noch zu empören vermochte, so konnten sie unmöglich etwas Anderes beklagen, als daß der Dolch des Damiens das Herz verfehlt hatte, welches solche Gerechtigkeitspflege nicht nur duldete, sondern sogar heischte.

Als die Asche des Mörders verglüht war, hatte die Gesellschaft Jesu nichts mehr zu fürchten. Das Geheimniß, welches sein Mund hätte verrathen können, war gerettet. Aber statt daß sie sich hätte Glück wünschen sollen, dem drohenden Untergange entgangen zu sein, trat sie mit einer Schaamlosigkeit auf, wie sie nur der Verbrecher zur Schau trägt, der seine Richter zu täuschen und ihnen ein Ehre rettendes Urtheil abzudringen gewußt hat. Die Hofjesuiten glaubten jetzt die Zeit gekommen, die Pompadour stürzen zu können und griffen zu den Mitteln, die wir bereits früher erwähnten. Sie hielten Bußpredigten und wollten dem König alles Ernstes glauben machen, daß das Unglück, dem er entgangen, ein Strafgericht des rächenden Gottes gewesen. Demnach ward der Mordanschlag vermittelst der jesuitischen Dialektik zu einem Akte der Gerechtigkeit und Damiens zu einem Werkzeuge, dessen sich Gott bedient hatte und das nur in Folge der Eingebung des heiligen Geistes gehandelt!

Wenn wir einigen Schriftstellern jener Zeit Glauben schenken können, wußte der König besser, wessen Geist in Damiens gehandelt hatte. Als der Parlaments-Präsident Molé nach dem Wiederzusammentritte des Parlaments dem Könige seine Aufwartung machte, sagte der Letztere zu ihm: „Molé, wenn Sie wüßten, von wo der Streich ausgeht, der mich getroffen hat, so würden Ihnen die Haare zu Berge stehen.“ Hätte diese Aeußerung einen Sinn gehabt, wenn das Parlament selbst das Haupt der Verschwörung war? Würde sich der König so sehr entsetzt haben, wenn er das Parlament, dessen Mitglieder nur aus Juristen bestanden, die so häufig mit der Freiheit und dem Leben spielen, im Verdacht gehabt hätte? Wir wissen bereits, daß die Jesuiten durch den angeführten Kunstgriff ihren Zweck gänzlich verfehlten. In der That war er auch nur ein klägliches Auskunftsmittel, das blos in Anwendung gebracht wurde, weil des Damiens Ungeschicklichkeit einen Herrscherwechsel vereitelt hatte. Wäre der Dauphin seinem Vater auf dem Throne gefolgt, so bedurften sie keines Schleiers für ihre Absichten mehr, denn dieser Prinz war, wie seine Mutter, ihr blinder Verehrer und trug nicht wenig dazu bei, die Parlamente im Interesse seiner Freunde dem Könige ver-

haßt zu machen. Möglich aber auch, daß dann die Revolution um einige Dezennien früher gekommen und nicht nur auf dem politischen Felde geblieben, sondern auch auf das kirchliche hinüber gedrungen wäre.

Die mächtige Pompadour behauptete sich also auch ferner als Maitresse des Königs, die Parlamente gewannen festeren Boden und was fast noch wichtiger war, der aufgeklärte Choiseul ersetzte den Kardinal Bernis in der Präsidentschaft des Ministerium. Damit war das Loos des Ordens geworfen.

Zwar mußte die jesuitenfeindliche Partei des Hofes äußerst behutsam zu Werke gehen. Dem König fehlte es an Energie und der Orden besaß in der Königin und dem Kronprinzen zu aufopfernde Anhänger. Darum war man gezwungen, ziemlich weit auszuholen, um seines Schlages gewiß zu sein. Der König liebte das Leben. An dieser schwachen Seite, von welcher aus man Alles, was zu seiner Rettung diente, erhalten konnte, faßte man ihn. Man stellte dem Monarchen vor, daß der Mordversuch nur die Folge der religiösen Zänkereien sei, welche das Volk seit einem Menschenalter zerrissen. Kein Theil, weder die Jesuiten noch die Jansenisten, wollte nachgeben und letztere seien um so mehr zu fürchten, als sie von den Parlamenten geschützt würden. Um also das Leben

des Königs zu erhalten, müsse man die theologischen Streitigkeiten aufhören machen, um aber dieses Ziel zu erreichen, gebe es keinen anderen Ausweg, als die Jesuiten zu opfern.

Die heiligen Väter haben sich über diese Sophistik gewaltig beklagt. Gleichwohl sieht Jedermann ein, daß dazu nur ihre Gegner ein Recht hatten, die als die gefährlichere Partei dargestellt wurden, welche man nur aus dem Grunde unangetastet lassen wollte, weil sie als das größere und darum am schwersten zu bewältigende Uebel erschien.

Der König mußte sich mit der Ansicht der Gegner der Jesuiten befreundet haben, denn sie ward dem Parlamente gleichsam als Programm seines künftigen Wirkens kund gethan. „Die Jesuiten," sagte der Minister Berryer einer Deputation desselben, „haben es in ihrem Eifer zu Gunsten der Unigenitusbulle zu weit getrieben. Sie zogen die Bischöfe an sich und man kann sie als die erste Ursache der Entzweiungen ansehen, die uns seit vielen Jahren trennen. Ich bin versichert, daß der Friede dieses Königreichs auf eine solche Art nie gestört worden sein würde, wenn wir nie Jesuiten gehabt hätten." Die über eine solche, mit ihren eigenen Ansichten so sehr übereinstimmende Sprache verwunderte Deputation antwortete darauf

vorsichtig: „Es ist leider nur zu wahr, daß diese Religiosen Urheber vieler Unruhen sind. Aber es wird unmöglich sein, ihren Stolz zu beugen, sie zu entfernen, so lange der Hof sie unterstützt.“ Berryer setzte die Parlamentsräthe von den veränderten Ansichten des Königs in Kenntniß und als sie das ministerielle Cabinet verließen, konnte die pompadour-choiseulsche Partei sich sagen, daß nun auch die Behörde in dem Kampfe gegen die geistliche Ritterschaft erscheinen werde, welche das Volk vertrat und die moralisch mächtigste war.

Bis hierher hatte sich die Arbeit der Feinde des Ordens, weil Offenheit gefährlich war, meist nur auf die Intrigue beschränken müssen. Jetzt bot die Gesellschaft Jesu selbst die Gelegenheit zum ehrlichen Kriege. Es trat ein Ereigniß ein, das allein hinreichte, um sie zu schlagen und ihrer Feinde nur bedurfte, um der Sprache der Thatsachen ein Organ zu geben. Wir meinen den großen Bankerott des Jesuiten la Valette.

Dieser Priester begab sich im Jahre 1742 auf Befehl seiner Obern nach Martinique, eine der französischen Inseln der Antillen, um als einfacher Geistlicher angestellt zu werden. Aber ausgestattet mit einem Unternehmungsgeiste, der ihn zu Allem geeigneter machte, als zu dem ruhigen seelsorgerischen Berufe,

dachte er nur darüber nach, wie er seinem Orden mit diesen Fähigkeiten dienen könne. Glück begünstigte ihn. Man würdigte ihn, wie er es verdiente, was sonst selbst inmitten dieser Gesellschaft nicht immer der Fall war, obgleich sie sich so sehr auf die Kenntniß des einzelnen Menschen verstand. Er ward zum Prokurator des Jesuitenhauses St. Peter ernannt. Damit hatte man ihm den Wirkungskreis gegeben, welchen er bedurfte und die Gesellschaft, welche ihre Macht zum Theil nur dem Prinzipe verdankte, jeden ihrer Angehörigen seinen Fähigkeiten nach zu verwenden, konnte sich sagen, eine gute Wahl getroffen zu haben.

Der Pater Anton la Valette hatte seine neue Stelle kaum angetreten, als er sich auch schon mit einer Angelegenheit beschäftigte, welche schon seit seiner Ankunft auf Martinique seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Das Geld dieser Besitzung der Franzosen verlor nämlich im Mutterlande ein Drittel seines Werthes, während umgekehrt das französische Geld in Martinique um so viel höher bezahlt ward. Wenn also ein französisches Handelshaus auf einen Kolonisten der Antillen einen Wechsel von 2000 Livres zog, mußte der Letztere denselben mit 3000 Livres einlösen. Diese Entwerthung des Geldes der Insel hatte für die Kolonie begreiflicher Weise unendliche

Nachtheile. Der Wohlstand der Kolonisten sank mit Gewalt herab und was noch viel schlimmer war, auch die Jesuiten litten bedeutend darunter.

Endlich glaubte der Pater die Mittel gefunden zu haben, den allgemeinen Nachtheil durch künstliche Operationen auszugleichen. Er forderte alle Kolonisten auf, ihm ihre Kapitalien, welche sie in Frankreich unterbringen wollten, zu überliefern und versprach ihnen dagegen den vollen Nennwerth zu zahlen. Nur eine einzige Bedingung stellte er, nämlich, daß man den Kapitalwerth in unverzinslichen Anweisungen mit mindestens zweijähriger Verfallzeit annehme.

Ungeachtet Niemand begreifen konnte, wie der Jesuit bei diesem Geschäfte bestehen konnte, liefen doch bald alle Kolonisten zu ihm, denn es stellte sich heraus, daß die Anweisungen richtig und noch überdies häufig vor der Verfallzeit honorirt wurden. La Valette ward dadurch in den Stand gesetzt sein Geschäft immer weiter auszudehnen und errichtete nach und nach sogar Tochter-Bureaux auf Dominiko, Maria galande, Granada, St. Lucia und St. Vincent.

Das Geschäft hatte keine so unsolide Basis als man anfangs glaubte. La Valette operirte auf folgende Art. Die Kapitalien, welche er erhielt, setzte er in Kolonialwaaren um und verkaufte sie in Am-

sterdam, Lissabon und Marseille. In Portugal wechselte er Goldstücke ein, die er mit 42 Livres bezahlte, während sie in Martinique zum Werthe von 66 Livres in Umlauf waren. An diesem Wechselgeschäfte gewann er also allein schon 57 Prozente, und dazu kam nun noch der Profit an den Waaren und an der Rückfracht, der sich mindestens auch auf 40 bis 50 Prozente belaufen mochte. Da die Verfallzeit seiner Papiere zwei Jahre betrug, konnten die Kapitale auf diesem Wege vier, mindestens drei Mal umgesetzt werden.

La Valette ging noch weiter. Bis jetzt war er gezwungen gewesen, die Kolonialwaaren von den Kolonisten zu kaufen. Das brachte ihn so zu sagen in ihre Gewalt, denn sie bestimmten ihm die Preise. Als guter Kaufmann mußte er auf Selbstständigkeit in Einkauf halten. Deshalb suchte er sich zu emanzipiren. Es geschah dies dadurch, daß er von nun an die ihm anvertrauten Gelder vorzugsweise in Ländereien anlegte. Um diese zu kultiviren, kaufte er Sklaven und um nicht genöthigt zu sein, mit den Schiffen unthätig in den Häfen zu liegen, bis sie die Befrachtung zusammengebracht, baute er riesige Magazine. Jetzt kamen seine Schiffe nur an, um sofort wieder zu-gehen; in kurzer Zeit lieferten ihm seine

eigenen ausgedehnten Besitzungen fast alle Gegenstände zum Handel und sein Gewinn ward täglich größer, da er nur mit Leibeigenen arbeitete.

Darüber begannen indessen die Kolonisten sich bitter zu beklagen. La Valette war nicht mehr blos Banquier, nicht mehr blos Großhändler, — er war auch Kolonist geworden und als solcher ein um so gefährlicherer Rival, als seine Kasse der Mittelpunkt des Geldumlaufs der ganzen Insel war. Diese Unzufriedenheit erreichte in kurzer Zeit den höchsten Grad und ging selbst den König um Abhülfe an.

Dadurch ließ sich nun aber freilich weder der Orden noch der Banquier la Valette stören. Als Letzterer den Befehl erhielt, vor dem König persönlich zu erscheinen, um sich zu verantworten, ward seine Reise ein wahrer Triumphzug. In allen Orten, wo sich Jesuiten befanden, wurde der große Finanzmann mit Feierlichkeit empfangen ja selbst der Hof konnte nicht umhin, ihn still zu bewundern. Trotzdem gingen seine Angelegenheiten nicht zum Besten. Die Regierung durch ein Gesetz gebunden, welches den geistlichen Orden den Handel verbot, untersagte ihm die Fortsetzung seines Geschäftes.

La Valette kehrte zurück, ohne dem Verbote nachzukommen; im Gegentheil gab er durch bedeutende

Anlehen bei seinen europäischen Correspondenten dem Etablissement einen noch größeren Schwung. Die Regierung verlangte allerdings auch zu viel von dem leidenschaftlichen Handelsmann. Sein Geschäft blühte, die größten Handelshäuser in Marseille, Lyon, Nantes, Paris, Kadix, Livorno, Amsterdam, Lissabon u. s. w. hatten ihm unbeschränkten Kredit eröffnet, die zahllosen europäischen Anstalten seines Ordens bezahlten die Wechselbriefe der „Bank der Antillen" auf das Prompteste und endlich stand der Einstellung des Unternehmens auch noch der Umlauf einer großen Masse von Papieren im Wege, welche erst nach zwei Jahren verfielen und deren vollbezahlter Nennwerth von der Bank noch nicht gewonnen war.

Was jedoch das königliche Verbot nicht vermochte, führte des Jesuiten eigene Unklugheit herbei. Er hatte einen unverhältnißmäßig großen Theil der ihm anvertrauten Kapitalien in Ländereien, Sklaven, Gebäude und Schiffe geworfen, ohne einen baaren Reservefond zurückzubehalten, zu dem er nach einem Unglücksfalle hätte seine Zuflucht nehmen können. Das erste widrige Ereigniß mußte also sein Unternehmen vernichten, da es nur auf der Voraussetzung fortwährend günstiger Erfolge beruhte. Als ihm daher nach einiger Zeit die Engländer einige Schiffe mit

vollen Ladungen wegnahmen, deren Fracht=Werth gegen eine Million Livres betrug, trat eine Stockung ein, die mit einem vollständigen Fallite endigte. Denn zum Unglück kam auch noch das großartigste Haus, mit dem la Valette verkehrte, „Gebrüder Lioncy in Marseille" in Verlegenheit, die es zur Einziehung des Konto von 1,500,000 Livres zwang, welches von ihm dem Jesuiten eröffnet worden war. Dieser sah sich außer Stande, die Schuld sofort zu decken, und statt mit Hülfe seines Ordens mindestens ein Anlehen zu negoziren, um die Lioncy zufrieden zu stellen, verlor er sich in jene kleinlichen Manöver, durch welche die Handelsleute sich dem anströmenden Bankerott entgegen zu stemmen pflegen. Dadurch allein konnte er den Fall der Lioncy nicht verhindern. Diese stellten ihre Zahlungen ein und gaben durch die Vorzeigung ihrer Bücher den Beweis, daß nur die Zahlungsunfähigkeit la Valette's ihren Sturz veranlasse. Damit war der Kredit der „Bank der Antillen" für immer verloren.

Großartig ist es, wie sich die französischen Jesuiten bei dieser Gelegenheit benahmen. Der Prokurator der Antillen, Sacy, welcher sonst die Wechsel des Jesuitenhauses auf Martinique stets respektirt und la Valette ein Jahr vorher noch so glänzend

empfangen hatte, erklärte jetzt den Lioncy's, daß seine Gesellschaft nichts für sie thun könne, denn die Bank der Antillen sei ihrem Institute gänzlich fremd. „Aber wir gehen unter und nicht nur wir, sondern unsere zahlreichen Korrespondenten sowie viele andere Häuser, die wiederum mit diesen in Verbindung stehen," antworteten ihm die bedrängten Kaufleute. Das war eine ernstlich mahnende Wahrheit, denn die Lioncy's machten einen Umsatz von jährlich 30 Millionen Livres. Nichts destoweniger fand der Prokurator keine andere Antwort als die: „Nun so geht denn Alle unter, wir können nichts für Euch thun."

Der auf so eigenthümliche Weise herbeigeführte Fall eines so renommirten Hauses mußte natürlich nicht nur für die Handelswelt, sondern selbst für das gesammte Land von großer Bedeutung sein. Doch die Lioncy waren mindestens ehrlich gewesen und hatten alle ihre Güter an ihre Gläubiger abgetreten. Zahlte la Valette, so verlor nicht nur keiner der Korrespondenten des Hauses Etwas, sondern es blieb auch seinen Besitzern noch ein ansehnliches Kapital übrig. Natürlich schlug man sogleich alle dahin abzielende Wege ein.

Der Vorsteher der Schuldenmasse verklagte den Pater la Valette und den ganzen Orden in den

Personen seiner Oberen in Frankreich, letzteren als rechtlich zur Zahlung verbindlich, so fern la Valette seinen Pflichten nicht nachkommen sollte. Diese Klage war auf die Ordensconstitutionen gegründet, nach welchen kein Jesuit eigenes Vermögen haben kann, da Alles, was er besitzt, dem Orden gehört, außerdem aber auch nicht das Geringste ohne Bewilligung und Zustimmung, ja ohne Befehl seiner Vorgesetzten zu thun vermag. Demnach konnte la Valette nur der Bevollmächtigte der Gesellschaft Jesu gewesen sein und diese war dem zu Folge für die Verpflichtungen, welche er eingegangen, verantwortlich.

Das Urtheil fiel im Sinne der Klage aus. Ihm folgte ein ungeheuerer Jubel des Volkes, welches sich der Sache annahm, und die Gläubiger bezeugten den beklagten Ordensverwaltern in Frankreich durch die Präsentation aller Anweisungen, die sie in ihren Händen hatten, ihre aufrichtige Theilnahme. Die Jesuiten gaben dessen ungeachtet den Prozeß noch nicht verloren. Sie appellirten an den höchsten Gerichtshof und hielten es nicht für unmöglich ihn zu hindern, daß er auf den Grund der Sache eingehe und einen ihnen ungünstiges Urtheil fälle. Mindestens hofften sie die Gläubiger durch die Masse von Terminsvertagungen, Zwischenfragen, Ausflüchten und Sachverwirrungen,

welche die Rechtspflege den Beklagten gestattete, zu ermüden. Dabei ließen sie freilich einen Umstand außer Acht: daß man jetzt schon 1761 schrieb. Zwischen den Zeiten ihrer Allmacht lag der Abend des 5. Januar 1757. Das wollte Alles sagen. Das Parlament ließ sich daher auch nicht im mindesten durch die Kunstgriffe des Advokaten der Jesuiten beirren, und um seine Gerechtigkeitsliebe dem allgemeinen Urtheil zu unterwerfen, ließ es den Prozeß bei offenen Thüren in Gegenwart einer großen Zuschauerschaar verhandeln. Der klagende Anwalt, — Gerbier ist sein Name, — entwickelte seine Anträge mit meisterhafter Kunst. Er drang in die Tiefen der gesellschaftlichen Verbindung der Jesuiten ein und bewies damit nicht nur die Zahlungspflichtigkeit des Ordens, sondern erklärte auch dessen unlöbliches Verhalten in dieser Sache durch seine Sittenlehre, woraus dann die Gemeinschädlichkeit der Gesellschaft von selbst folgte.

Solcher, durchaus mit Zitaten aus den Grundgesetzen und den Dogmatikern der heiligen Väter gegründeten Anklage konnte ihr Sachführer nur wenig entgegensetzen, Vieles mußte er sogar zugestehen. Das Parlament fand sich sonach, — ganz abgesehen von seinem Hasse gegen die Jesuiten — förmlich gezwungen die Appellation derselben als ungerechtfertigt zu

verwerfen und das erste Urtheil zu bestätigen. Die Jesuiten wurden dem zu Folge zum zweiten Male zur Bezahlung einer Summe von 1,502,266 Livres verdammt, wozu jetzt noch 500,000 Livres für Zinsen und Kosten kamen. Das war hart, sehr hart für Leute, denen neben der Sucht zu herrschen das Geld über Alles ging.

Vergebens opferten sie jetzt den Pater la Valette, den sie früher in Ansehung seiner Verdienste vom Prokurator eines einzelnen Jesuitenhauses zum Chef der Jesuiten der Antillen erhoben hatten. Es lag ein Urtheil vor, welches die Gesellschaft für ein untheilbares Ganze jeden Oberen für ihren Agenten und jeden einfachen Bruder für einen von ihr zu vertretenden Diener erklärte. Dieses Urtheil gehörte den Annalen der Rechtspflege an und stand, wie ein Gesetz, für alle Zukunft dräuend da.

Der Prozeß trug indessen noch andere, weit bitterere Früchte. Um die Klage begründen zu können, hatte sich einer der klagenden Advokaten ein vollständiges Exemplar der Ordens-Constitutionen verschafft. Dieses Werk war bis dahin noch nicht bekannt gewesen. Durch die Zitate aus demselben ward ein neues Licht auf die Gesellschaft geworfen, deren Inneres trotzdem, daß man seit länger als einem Jahr-

hunderte wußte, was man von ihm zu halten hatte, noch immer in dem Dunkel der Geheimnisse lag. Es warf sich also die Wißbegierde mit aller Gewalt auf die Konstitutionen und die Parlamente zögerten sogar nicht, dem Generalprokurator der Jesuiten in Frankreich de Montigny, förmlich von Gerichtswegen aufzugeben, daß er ein Exemplar derselben dem Gerichtshofe einhändige.

Während aber das energische Auftreten des Parlaments von Allen als der Sieg einer neuen Aera begrüßt wurde, erschreckte es den unmännlichen König. Nach seinen Ansichten führte schon die gefällte Entscheidung unabsehbare Verwickelungen herbei, denn da nunmehr die Gesellschaft gerichtlich zur Zahlung verurtheilt war, konnten die Gläubiger ohne Weiteres zur Zwangsversteigerung der jesuitischen Besitzungen verschreiten. Wo sollte aber erst die Sache hinauslaufen, wenn sich nun auch das Parlament an das Institut selbst wagte? Er erfuhr daher nicht sobald, daß der Gerichtshof dem Generalprokurator die Constitutionen abgefordert, als er dem Letzteren auch sogleich brieflich den Befehl gab, nicht zu gehorchen. Leider war es zu spät. Montigny hatte das geforderte Exemplar bereits abgegeben. Jetzt konnte der König nichts mehr thun. Er wies alles Bitten seines

Beichtvaters Demarez ab und willigte erst später, durch das Drängen des Dauphin veranlaßt, ein, daß dem Parlamente die Konstitutionen, welche Montigny an dasselbe abgeliefert hatte, abgenommen und von einer Kommission des Staatsrathes geprüft würden. Auf diese Weise schien sich der drohende Streich abwenden zu lassen. Der Gerichtshof erhielt eine entsprechende Weisung und gehorchte, nachdem er sich vorher ein zweites Exemplar verschafft und dessen Uebereinstimmung mit dem von Montigny vorgelegten festgestellt hatte. Das Parlament kündigte damit deutlich an, daß es sich in seiner Untersuchung, die es so sehr für sein Recht wie für seine Pflicht ansah, nicht im mindesten abhalten lasse. Es hörte vierzehn Tage lang die Vorträge seiner Berichterstatter an und schritt schließlich furchtlos zur Abfassung zweier äußerst wichtigen Arrêts.

Das erste Arrêt (so nannte man die Parlamentsbeschlüsse) hob alle Bullen, Breven und Briefe, welche die Päpste in Bezug auf die Jesuiten erlassen, sowie die Konstitutionen, deren Erklärungen, die Gelübde, kurz Alles, was die Gesellschaft als Körper zusammenhielt, auf, weil das Institut derselben dem Ansehen der Kirche, der Kirchenkonzilien, des päpstlichen Stuhles und der Souveränetät der weltlichen

Herrscher zuwider sei, — weil es durch die gänzliche Schrankenlosigkeit seines Generals außerhalb aller geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit liege, — weil der absolute Gehorsam, den jedes Ordensglied dem General gelobt, die Grenzen aller göttlichen und menschlichen Rechte überschreite, — weil der Orden ohne alle positiven Gesetze sei, da der Gehorsam gegen die Oberen über jenen gegen die Ordenskonstitutionen gehe, — weil es der Orden für erlaubt halte, im Falle einer Antastung seiner maßlosen Privilegien selbst zu thätlicher Vertheidigung zu schreiten, und endlich — weil der unbedingte Gehorsam gegen den General das Leben des Königs und die Reinheit der katholischen Lehre gefährde. Das zweite Arrêt war eine Vollziehungsverordnung des ersten. Es wurden durch dasselbe die Schriften der Jesuiten Sa, Delrio, Person, Bridgavater, Bellarmin, Molina, Salmeron, de Valentia, Bonarscius, Azor, Keller, Vasquez, Lorin, Leß, Tolet, Tanner, Becan, Pirot, Escobar, Tirin, Gretser und Busenbaum „als aufrühreriſche, alle Grundsätze der christlichen Moral umstoßende und eine mörderische, abscheuliche Lehre wider die Sicherheit des Lebens der Bürger und der Souveraine enthaltende Werke" zum Verbrennen durch den Henker verurtheilt. Gleichzeitig

verbot es nicht nur die Aufnahme neuer Mitglieder, sondern untersagte auch zugleich den Jesuiten weder in Kollegien, Seminarien und Schulen, noch an andern Orten über Theologie, Philosophie oder schöne Wissenschaften zu lesen, und schließlich wurden die Unterthanen für den Fall, daß sie den Jesuiten zur Umgehung oder Uebertretung des Arrêts behülflich seien, oder sich mit ihnen in irgend welche Verbindung einlassen würden mit Strafen bedroht, die nach Beschaffenheit der Umstände willkürlich bestimmt werden sollten.

Als der König erfuhr, was in dem Gerichtssaale des Parlaments vorgegangen, ward er noch viel unruhiger als er es früher gewesen war. Die fortwährende Bestürmung durch seinen Beichtvater, durch die Königin und den Kronprinzen hatten ihn alle Festigkeit geraubt. Er wäre ihrem Einflusse auch sicher gänzlich erlegen, wenn ihn die Pompadour und Choiseul nicht immer wieder aufgerichtet hätten. Die Jesuiten mit ihrem frommen Anhang am Hofe wollten, daß dem Parlamente sein voreiliges Benehmen verwiesen werde. Die pompadour-choiseulsche Partei dagegen nahm das Parlament in Schutz und lobte seine Bestrebungen, die Sicherheit der königlichen Person zu schützen. Aus diesem Für und Wider ging endlich

gleichsam ein Kompromiß hervor, in Folge dessen das Parlament Verordnung erhielt, (6. August 1761) vor dem Ablauf eines Jahres nichts gegen den Orden vorzunehmen. Dasselbe legte seine Arrêts zurück, trug aber die Verordnung mit Protest in seine Bücher.

Diesen Zeitraum beutete jede Partei nach ihrem ganzen Vermögen aus. Das Parlament beauftragte eine Kommission, um auch die Moralschriftsteller der Jesuiten zu untersuchen und die schreiendsten Gottlosigkeiten aus denselben auszuziehen und zusammenzustellen. Die Auszüge wurden sorgfältig mit dem Texte verglichen und kamen bei dem Eifer, welchen man darauf verwandte, schon nach einigen Monaten zu Stande. Es wäre ungereimt gewesen, wenn der Gerichtshof die in denselben verborgenen Geheimnisse für sich behalten hätte. Er mußte sich an das Volk anlehnen, da des Königs wankelmüthiger Charakter ihm keine Bürgschaft bieten konnte, daß er mit seinen Arrêts später durchdringen werde. Dem zufolge ließ er dieselben drucken und als Vorläufer seiner suspendirten Beschlüsse auftreten. Sie erschienen unter dem Titel: „Auszüge der in jeder Beziehung gefährlichen und verderblichen Lehren, welche die Jesuiten zu allen Zeiten und mit Halsstarrigkeit vertheidigt, gelehrt und in den mit Bewilligung ihrer Oberen und Generäle

herausgegebenen Büchern veröffentlicht haben ꝛc.“ Das Parlament legte ein Exemplar des Werkes dem Könige vor und sandte außerdem noch jedem Bischofe ein solches mit der Bemerkung zu, daß man seine Unterstützung bei der Aufrechthaltung der Moral, der guten Sitten, der Ruhe des Reichs und der Sicherheit des Königs erwarte. Was das Volk betraf, so konnte es sich in den Buchhändlerläden damit versorgen, wenn es sich vollständig über das geistliche Ritterthum der Väter aufklären wollte.

Die Letzteren fühlten mit diesem Schriftstücke das Messer Damiens qualvoll in ihrem Herzen wühlen. Bisher hatten sie ihre Lehre immer erfolgreich vertheidigt und die Anklagen gegen ihre Moral durch Intriguen und Gewalt zu widerlegen gewußt. Gegen das Parlament vermochten sie mit solchen Mitteln nichts auszurichten. Es diskutirte nicht, es bewies; es sagte kein Wort, denn es ließ die Werke der Jesuiten sprechen; es enthielt sich sogar des eigenen Urtheils, und rief allein die öffentliche Meinung zur Entscheidung auf. Solche Behandlung war für die Väter etwas Unerwartetes, auf das sie nicht vorbereitet waren und sich nicht vorbereiten konnten. Sie hatten nie die Presse, nie die Stimme des Volkes geachtet, obgleich sie die erstere stets mißbrauchten und die letztere

höhnten. Jetzt sahen sie auf einmal ein, daß die Presse eine Macht geworden war und die öffentliche Meinung ihren Richterstuhl bestiegen hatte.

Das Werk des Parlaments mußte den Haß, der schon auf der Gesellschaft lag, noch unendlich vermehren. Selbst der König faßte durch dasselbe wieder Muth. Nur fürchtete er sich, zu schnell oder zu willkürlich zu Werke zu gehen, denn er bezweifelte allen Ernstes die Berechtigung der weltlichen Macht, den Orden auf irgend eine Weise anzutasten. Er berief deshalb die Bischöfe zusammen und legte ihnen folgende Fragen vor: Wie verhalten sich die Jesuiten in ihren Lehrvorträgen und in ihrer Aufführung rücksichtlich der Sicherheit des Monarchen, der Lehre der französischen Kirche und der Grundsätze der katholischen Religion überhaupt? Gehorchen die Jesuiten den Bischöfen und achten sie die Gerechtsamen der Pfarrer? Sind die Jesuiten dem Königreiche nützlich und welcher Vortheil oder welcher Schaden geht aus ihren Verrichtungen hervor? Wie und auf welche Weise kann die Gewalt des Ordensgenerals in Frankreich beschränkt werden?

Wir kennen die französischen Bischöfe schon hinreichend genug, um über ihre Antwort nicht zu staunen. Die Geistlichkeit, durch die Unterstützung, welche

ihr früher der Hof geliehen, mächtig geworden, hatte nur ein Ziel: sich über die weltliche Macht zu erheben. Darum konnte sie derselben keine Waffe gegen einen Theil ihrer Berufsgenossen in die Hände geben, — sie, der schon die Verurtheilung der obengenannten jesuitischen Moralisten durch das Parlament als ein strafwürdiger Eingriff in die hierarchischen Gerechtsame erschien. Der Clerus hatte seine Maske abgelegt, er verhüllte nicht im Mindesten die Gefährlichkeit des Prinzips, das ihn zusammenhält und belebt und suchte emsig die Gelegenheiten, welche ihm der Laienwelt zu sagen gestatteten, von welch schrecklichem Umfange die Gewalt sei, die in der Hand des Priesterthumes liege. Leider ist die Lehre, welche er damit der Nachwelt gab, von ihr keinen Augenblick beachtet worden!

Das Gutachten war also den Jesuiten durchaus günstig; ja es war mehr als ein Gutachten, — es war eine Vertheidigung und eine Apologie zugleich. Nur vier Bischöfe weigerten sich dasselbe zu unterzeichnen: die von Besançon, Rouen, Chalons sur Marne und Nevers. Zwar waren auch diese im Wesentlichen einverstanden, aber was die letzte Frage nach einer möglichen Machtbeschränkung des Generals betraf, so hatten sie die Ansicht, daß diese nicht nur

in Frankreich beschränkt werden könne, sondern sogar beschränkt werden müsse.

Dessen ungeachtet freuten sich die Jesuiten unendlich. In ihren Augen war das Parlament durch die Aeußerung so vieler Fürsten der Kirche nicht nur geschlagen, sondern vernichtet. Dabei bedachten sie aber freilich nicht, daß man das Streben der Bischöfe durchschaue. Der König — immer nur den gelindesten Weg gegen die Väter wählend, während er gleichwohl die Sorge um seine Sicherheit keinen Augenblick vergaß — griff die Meinung der vier zuletzt erwähnten Bischöfe auf, und verlangte vom General Ricci die Einsetzung eines besonderen, unabhängigen Generalvikar für Frankreich, der stets ein geborner Franzose sein sollte.

Eine solche Forderung mußte dem französischen Chef gerecht erscheinen, — bot doch der früher vor dem Parlamente geführte Bücherprozeß durch die Antworten des damaligen Prokurator Cotton die Ueberzeugung dar, daß die Jesuiten ihre Lehre nach „Zeit, Ort und Umständen" einrichten mußten und deshalb in Rom und andern Orten sehr häufig das Gegentheil von dem vortrugen, was sie in Frankreich vertheidigten. Allein es hieß auf der andern Seite das Wesen des Ordens gänzlich verkennen, wenn man die

Erfüllung eines solchen Verlangens mit demselben vereinbar hielt, der Orden war nur durch die Einheit des Willens, welche durch den ganzen Körper floß, lebensfähig und mußte absterben, sobald dem einen Herzen, welches das Blut in steter Regelmäßigkeit durch seine Glieder trieb, noch ein zweites anoperirt wurde. Das wußte der General Ricci besser, als Ludwig XV. Darum antwortete er, daß ein solches Begehren einen wesentlichen Punkt des Ordens berühre und fügte nicht mit Unrecht hinzu, daß seine Befugnisse nicht so weit reichten, hierin Etwas abzuändern, denn obwohl ihm freigelassen war, die Constitutionen 2c. nach dem Bedürfnisse der Zeiten und der Verhältnisse zu verändern, so war es doch Herkommen, daß man wesentliche Veränderungen nur von den General-Versammlungen der Professoren beschließen ließ. Mit dieser Antwort stimmte auch Clemens XIII. überein. Er stellte dem Könige durch eine Breve im Januar 1762 vor, daß die Sache keineswegs in der Macht des Generals liege. Doch nicht nur dieser, auch er — fügte der Papst hinzu — könne mit seiner ganzen Machtvollkommenheit das Verlangen nicht erfüllen. Es wäre dies eine allzu wesentliche Veränderung in einem durch so viele Päpste und selbst vom Trienter Concile gut geheißenen Institute.

Die Antwort des Papstes und vielleicht auch jene des Generals war offenbar sehr unklug. Der König glaubte das Mindeste, das Gelindeste geheischt zu haben und begriff nicht, wie es einerseits möglich sei, daß der Orden über der Machtvollkommenheit des heiligen Vaters stehe und andrerseits eine allzu wesentliche Veränderung erleide, wenn ein geborner Franzose, ein geprüfter Theolog, ein Profeßjesuit, den der General selbst aus der Gesellschaft auslesen und ernennen konnte, mit den Constitutionen des Ordens in der Hand die französischen Jesuiten regiere. Er fühlte sich daher bitter beleidigt. Die Zumuthung des Papstes, den Orden unverändert zu dulden, schien ihm das Maas seiner Pflichten gegen den Stuhl Petri zu übersteigen. Denn zu welchem Zwecke hatte er denn eigentlich jene Forderung gestellt? Nur um seine Person zu schützen! Ein geborener Franzose, glaubte er, könne sich nie so weit wegwerfen, Mörder gegen seinen König zu dingen.

Dem Parlamente kam solcher Ausgang der Unterhandlungen sehr erwünscht. Es traf alle Anstalten seine Arrêts in Vollziehung zu bringen. Daher legte es schon im März und April die Bibliotheken und Archive der Jesuiten unter Siegel und stellte den Vermögensstand der Kollegien fest. Doch trotz seiner Eile

kam es noch zu spät. Die Bibliotheken waren der werthvollsten Werke beraubt und die Kollegien — bankerott! Nunmehr hörte aber natürlich auch alle Nachsicht auf. Als der 6. August 1762 herbeigekommen, das vom Könige bedungene Duldungsjahr also abgelaufen war, schleuderte der Gerichtshof seine Dekrete hinaus. Gleichzeitig erklärte er alle Jesuiten für unfähig, irgend ein öffentliches Amt, sei es das eines Professoren, eines Kanonikers, eines Vikars, eines Predigers, oder sei es das eines bürgerlichen und Staatsdieners, zu bekleiden. Doch sollte allen, welche dem Könige und der Freiheit der französischen Kirche Treue schwören und der Verbindung mit ihrem General entsagen würden, eine mäßige Nahrungspension gewährt werden. Die Güter der Jesuiten wurden dagegen als Staatsgut eingezogen.

Somit war der Orden aufgehoben, — freilich nur so weit die Gerichtsbarkeit der Pariser Parlamente reichte, denn um ihn für ganz Frankreich zu begraben, bedurfte es deren Beschlüsse von Seiten der Provinzialparlamente. Das war eine Zeit lang das Glück der Gesellschaft. Zwar saßen auch in den Gerichtshöfen der Provinzen Männer, denen es nicht an hellem Verstande gebrach, allein ihre Zahl war hier weit beschränkter als in Paris. Viele der Parlaments=

mitglieder hatten ihre Heimath in den Bezirken, über welche ihre Gerichtshöfe verfügten und standen, zumal sie alle ihre Bildung von den Jesuiten empfangen hatten, in Bezug auf religiöse Dinge so tief wie das gemeine Volk, das noch heute — namentlich in den südlichen Departements, — die Fesseln verjährten Aberglaubens geduldig nach sich schleppt. Diese Sachlage war also den Jesuiten äußerst günstig und sie benutzten dieselbe, wie sie nur konnten. Es wurden die Betbrüderschaften, die Familienverbindungen, die Kanzel, der Beichtstuhl, die Presse — kurz Alles aufgeboten, um die Provinzialgerichtshöfe davon abzuhalten, daß sie jenem in Paris nachfolgten. Leider war Paris schon zu jener Zeit das Zentrum des französischen Lebens und der nationalen Entwickelung; von ihm aus ward jeder Gedanke, welchen die Zeit gebar, in das Volk geworfen, jeder Veränderung in der Sitte, mochte sie die Tugend oder das Laster begünstigen, der Weg gebahnt; was Paris that, war an und für sich schon gut und diente den Provinzen zum Muster und zur Nachahmung. Diese Zentralisation der Bildung oder vielmehr des Volksgeistes mußte trotz aller Kunstgriffe des Ordens seine Zerstörung vollenden. Die Provinzialgerichtshöfe leiteten endlich auch ihrerseits Untersuchungen gegen den Orden

ein und es schlossen sich selbst diejenigen nicht aus, deren Mitglieder, wie in der Franche-Comté und in der Provence, theilweise den jesuitischen Betgesellschaften angehörten. Die jesuiten-feindlichen Räthe dieser Gerichtshöfe traten aber auch mit bewunderns-würdiger Energie auf. Sie beantragten geradezu, das Stimmrecht Derer unter ihren Kollegen für den vorliegenden Fall zu suspendiren, welche dem Orden notorisch als weltliche Affiliirte angehörten und somit in eigener Sache Recht sprechen würden.

Demnach erschienen nach und nach ganz gleiche Beschlüsse von den Gerichtshöfen zu Bordeaux, Dijon, Douay, Grenoble, Metz, Pau, Perpignan, Rennes, Toulouse, Besançon u. s. w. Die Motiven derselben waren zum Theil noch weit klarer und weit überzeugender als jene des Pariser Parlaments, und mehrere königliche Generalprokuratoren und Generaladvokaten ernteten durch ihre Anklageschriften einen Ruhm, der noch heute fortlebt. Wir können es uns nicht versagen, die Arbeiten wenigstens zweier dieser Helden zu erwähnen, da sie mit wenigen Worten den Charakter des Ordens scharf und treffend zeichnen. „Die Jesuiten," sagt der General-Advokat de Montclar (Provence) „sind politische Verderber aller Regierungen; Schmeichler der Großen und ihrer

Leidenschaften; Begünstiger des Despotismus, die Vernunft zu unterdrücken und sich der Gewalt zu bemächtigen; Feinde der Gesetze, denen sie vermittelst ihrer schiefen Absichten widerstreben und Verläumder aller Derjenigen, welche den Regenten und den Staat aufrichtig lieben. Sie bewaffnen die Könige mit eisernen Szeptern und die Unterthanen mit Dolchen. Sie rathen zur Tyrannei und lehren den Tyrannenmord. Sie verbinden zu ihrem Vortheile die grausamste Unduldsamkeit mit der ärgerlichsten Gleichgültigkeit gegen die Grundsätze der Religion und Moral. Sie erlauben alle Laster und verzeihen nicht einmal Worte in Sachen, die nicht verständlich sind. Sie retten den Götzendiener, welcher ihnen nützlich ist, und verfolgen den Katholiken, der ihnen sein Vertrauen nicht schenkt. Sie machen die theologischen Zänkereien in Europa zu Staatssachen, während sie in Malabrien die Abgotterei und in China die Anbetung des Konfuz erlauben ꝛc."

Nicht minder treu malt Salelles (Perpignan) die Gesellschaft. „Der Zweck dieses Ordens" — sagt er — „ist Unabhängigkeit und Herrschaft. Das Mittel, dessen er sich zur Erreichung desselben bedient ist die Vereinigung aller Stärke in der Person des Oberhauptes, welche sie durch Despotismus zu

Stande brachte. Um Alles auf den Mittelpunkt dieser Vereinigung hinzuleiten, bedient sie sich des Fanatismus, der Furcht und der Ehrbegierde der Menschen. Daher ist die Aufführung dieser Gesellschaft als Wirkung ihres nach Unabhängigkeit strebenden Geistes eine sich gegen alle Autorität auflehnende; die Gesellschaft ist wandelbar und trügerisch, was eine Wirkung des Despotismus ist, der Alles ihren Launen unterwirft. Die Gesellschaft ist unternehmend, denn das ist eine Folge ihres Ehrgeizes. Die Gesellschaft ist klug und schleicht stets im Geheimen, denn das erfordert der Streit, den sie um ihre Herrschaft mit den Regenten führte. Ihre Moral ist gelinde und fließt aus ihrem Despotismus, der sich dadurch folgsamere Sklaven macht und sich auf alle Dinge ausdehnt, welche mit der Religion in Bezug zu stehen scheinen. Ihre Lehre greift das Ansehen und das Leben der Souveraine an, und hat gleichfalls ihren Ursprung in ihrem Streben nach Alleinherrschaft, das nicht allein zur Empörung führt, sondern zu Folge dessen sich die Gesellschaft auch berechtigt glaubt, durch alle Mittel, welche ihr die eigenen Constitutionen, der Charakter der Nationen und die Verhältnisse darbieten, ihre Existenz zu behaupten.

Nächst den Verhandlungen der Parlamente, die

öffentlich geführt wurden und durch die Presse eine vielfache Verbreitung fanden, erschienen noch eine große Anzahl anderer Schriften, welche gegen die Jesuiten Partei nahmen. Nicht zwar, als habe die große Zahl der Einsichtigen es noch für nothwendig gehalten, den tödtlichen Schlag, welchen die Parlamente dem Orden versetzt hatten, eine noch größere Wirkung zu geben. Das wäre nicht möglich gewesen. Aber es handelte sich jetzt um eine andere Frage, deren Lösung, obgleich sie nicht zweifelhaft sein konnte, doch manches ängstliche Gemüth in Verwirrung zu setzen vermochte. Die Jesuiten bestritten nämlich den Gerichtshöfen das Recht, über einen geistlichen Orden ein Urtheil zu sprechen, namentlich stellte der Erzbischof von Beaumont, des Noailles finsterer Nachfolger, diesen Satz in einem Hirtenbriefe mit großer Verwegenheit auf. Nach ihm war der Orden über alle Lobpreisungen, wie über allem Tadel erhaben, denn nichts glich der Heiligkeit, der Reinheit und Vollkommenheit, welche derselbe in Bezug auf seine Lehre, seine Gelübde und seine Wirkungen allezeit bethätigt habe. Nur dumme Menschen, Fälscher der Texte der jesuitischen Schriftsteller, Feinde der Kirche und böswillige Verläumder konnten das Gegentheil behaupten.

Der Prälat regte mit seinem Hirtenbriefe den ganzen Haß des Parlaments auf. Es verbrannte nicht nur die geistliche Urkunde, sondern machte auch Anstalten, den Herrn Erzbischof wegen Verleumdungen und Beleidigungen den Prozeß zu machen, und vielleicht hätte es ihm einige Bedenkzeit in der Bastille gegeben, wenn ihm nicht der König durch die Verweisung des Erzbischofs nach la Trape zuvorgekommen wäre.

Inzwischen hatte den päpstlichen Hof in Rom über die Wendung der Dinge in Frankreich Angst und Besorgniß erfaßt. Die Angelegenheiten der Jesuiten nahmen hier allem Anscheine nach so ziemlich denselben Gang, wie in Portugal und es war gar nicht unwahrscheinlich, daß eines schönen Tages die sämmtlichen Bataillone der geistlichen Ritterschaft in das damals noch päpstliche Avignon einmarschiren konnten. Clemens XIII. suchte aus diesen Gründen in Zeiten dafür zu sorgen, die gänzliche Vertreibung seiner lieben Getreuen zu verhindern. Er schrieb zu verschiedenen Malen an den König, um ihn zu bitten, daß er den Fortschritten seiner obersten Gerichtshöfe Einhalt thue. Zugleich — und das war ein großer Fehler — forderte er aber auch die Bischöfe auf, ihren Kampf gegen die Parlamente mit verdoppelter An=

strengung fortzusetzen. „Denn — so sagte er — der Streich, der durch die Unterdrückung und Zerstreuung der Gesellschaft Jesu der Kirche drohet, ist für das Interesse des gläubigen Volkes der verderblichste, für den heiligen Stuhl und für die französische Geistlichlichkeit der schimpflichste."

All diese Fürsorge des Papstes genügte jedoch den frommen Vätern noch nicht. Der Orden heischte ein Auftreten von ihm, ähnlich jenem des VII. Gregor's, welcher unter dem Namen Hildebrand den Fluch der Geschichte trägt. Und in der That fehlte es nicht an einer Persönlichkeit, der die Festigkeit des Willens, die Kühnheit des Handelns, sowie die Rücksichtslosigkeit des alten Papismus inwohnte, um der ganzen Welt den Krieg zu erklären und die Blitze des modernisirten Jupiters auf die armseligen Menschen herabzuschleudern. Wir haben sie schon oben bei Portugal genannt. Es war der Kardinal-Staatssekretair Torregiani. Durch dieses Organ beherrschten die Jesuiten Clemens XIII. Mit seiner Hülfe setzten sie in einem geheimen Konsistorium eine Bulle durch, welche die Parlamentsverhandlungen verdammte und die Mitglieder der Gerichtshöfe mit dem größeren Bannfluche belegte.

Ein solcher Schritt konnte Vielen unsinnig er-

scheinen. Nichtsdestoweniger lag ein sehr triftiger Grund hinter ihm verborgen. Die Existenz der Jesuiten sollte an die Existenz des Papstthums geknüpft werden. Das wäre überdies gerecht gewesen, denn es kann kein Souverain, der sich seiner Würde bewußt ist, seine Streiter opfern. Somit hätte also das Papstthum mit dem Jesuitismus fallen, oder beide mit einander siegen müssen. Das Erstere schien eine Unmöglichkeit und das Letztere eine Gewißheit zu sein. Die Bulle gelangte nicht zur Veröffentlichung. Einige Kardinäle, welche die Jesuiten die französische Fraktion nannten, sahen das Gefährliche eines solchen Schrittes ein, und die Voraussetzung, daß die weltlichen Mächte das Papstthum nicht antasten würden, mit Recht bestreitend, fürchteten sie zum mindesten eine Losreißung Frankreichs vom römischen Stuhle.

Ohne Zweifel wäre die Ausführung des Beschlusses im Interesse der kirchlichen Freiheit wünschenswerth gewesen, denn sicher hätte die Kampflust der Parlamente und die Festigkeit der Minister, welche dazumal die bedeutendsten Reiche Europa's verwalteten, den Dreifuß der römischen Arroganz zerbrochen. So aber rettete die Mäßigung, zu welcher sich Clemens XIII. durch die Vorstellungen aufrichtiger Räthe

bereden ließ und die ihm gleichwohl von der schwarzen Schaar zum großen Verbrechen angerechnet wird, das große Episkopat, das der Welt während seiner Dauer nicht minder Unheil zufügte, wie seine Ritter.

Der Krieg mußte demnach im Kleinen fortgeführt werden. Die Loyoliten kämpften mit ihren alten stumpfgewordenen Waffen, indem sie ihre Gegner verleumdeten, und was den Kern der Frage anbelangte, eine Verwirrung der Grenzen anstrebten, wo in Sachen des durch religiöse Korporationen gefährdeten Staatswohles die Befugnisse des Staates aufhören und jene der geistlichen Behörden beginnen. Mit solchen Haarspaltereien, die noch durch die Absicht verächtlich wurden, welche sie hervorrief, konnte nun freilich wenig zu ihrem Besten ausgerichtet werden. Die Theilnahme des aufgeklärteren Volkes folgt einer Frage stets nur auf das Gebiet, auf dem sie vernünftig lösbar ist und sie erkaltet, sobald sie diese Grenzen überschreitend sich in das Reich der Phantasie begiebt, wo nicht mehr die Wahrheit, sondern die Willkür antwortet.

Das Parlament erhielt dadurch eine Menge Arbeit. Von einem erklärlichen, sogar zu rechtfertigenden, obgleich nicht gerade einsichtigen Eifer getrieben, verdammte es die jesuitischen Fabrikate zum Verbrennen durch den Henker, nicht ohne dadurch die Jesuiten

zu belustigen, welche es nur zu gern sahen, daß sich das Parlament erzürnte, da es einmal nicht mehr zu begütigen war. Solche Herausforderungen blieben nicht unbeantwortet. Sie trieben das Parlament zu strengster Ausführung seiner Beschlüsse an. Es forderte daher jetzt allen Jesuiten, welche Anspruch auf Pensionen machten, den Eid der Treue ab.

Damit warf es einen neuen Feuerbrand in die noch nicht gänzlich zerstörten Trümmer des Ordens. Denn wenn es gleich den Jesuiten nicht um den Eid an und für sich zu thun war — der päpstliche Stuhl besaß ja die göttliche Gewalt, von feierlichen Eiden zu entbinden, — so erkannten sie doch recht wohl, daß die Leistung eines solchen Eides das Geständniß der Gründe enthalte, in Folge deren man denselben von ihnen forderte. Sie erklärten also mit Ausnahme von nur fünf Brüdern, daß sie sich zu einem solchen Schwur nicht herbeilassen könnten, ohne ihre Ehre und — ihr Gewissen zu verletzen. Eine Eidesleistung solcher Art — sagten sie — müsse als ein Bekenntniß angesehen werden, als hätten sie bisher Grundsätze befolgt, die der Sicherheit des Königs nachtheilig wären, und das sei doch offenbar falsch!

Wie triftig aber auch der Grund war, den sie

vorschützten, das heißt, wenn man ihn von ihrem Gesichtspunkte aus betrachtet, so verkannten sie doch Eins, — daß ein Urtheil, ein Gesetz vorlag, das sie erfüllen mußten, und daß ein Ungehorsam gegen dasselbe eine neue Strafbarkeit in sich schließt. Die Väter hätten doch endlich einmal wissen sollen, daß die Staaten nur von der Gewalt, nicht von den absoluten Rechten regiert werden, und daß nur die Willkür und die Rücksicht der Herrschenden auf ihr eigenes Interesse die Gesetze geben und anwenden. Demzufolge mußten sie auch einsehen, daß ihr besserer Theil Gehorsam sei, so sehr sie sonst auch glauben mochten, daß ihnen Unrecht geschehen.

Der Gerichtshof versammelte sich nach der Eidesverweigerung in allen seinen Kammern (9. März 1764) und beschloß, daß die Väter binnen einem Monat das Reich verlassen sollten.

Nunmehr blieb den Jesuiten nur noch eine Hoffnung übrig und diese band sich an den Monarchen. Ein einziges Wort von ihm hätte genügt, um alle Richtersprüche der Parlamente zu vernichten. Aber auch dieser Weg war abgegraben. Der König konnte sich nicht wohl mit der Ausflucht zufrieden geben, welche die Jesuiten der Eidesleistung entgegensetzten, noch weniger konnte er die Parlamente tadeln, welche

den Eid nur zu seiner eigenen Sicherstellung forderten. Ein zweiter Grund war die Bearbeitung durch die Pompadour und Choiseul, welche ihn von einer Begünstigung der frommen Bande abhielten, so wenig sie auch im Uebrigen den Gerichtshöfen günstig sein mochten. Gewichtiger aber als diese beiden war noch ein dritter Grund: die Intelligenz hatte bereits den Absolutismus in Frankreich thatsächlich beschränkt und gezügelt. Es wäre äußerst gefährlich gewesen, die Urtheile der Gerichtshöfe, welchen die Nation applaudirte, für null zu erklären und bei der Theilnahme, die das Volk an der Sache nahm, so wie bei der Freiheitsliebe, welche durch die Philosophen in demselben hervorgerufen worden war, hätten solche Gewaltschritte leicht unabsehlich schlimme Folgen für das Königthum haben können. Daher lehnte es der König beharrlich ab, den Bitten seiner Beichtväter und ihrer Mitbrüder zu willfahren. Ja noch mehr, — er erließ im Dezember desselben Jahres eine Verordnung, durch welche der Orden unwiderruflich für immer und ewig in Frankreich aufgehoben ward. Um die Folgen dieses Ediktes einigermaßen zu mildern, ward den Jesuiten im Widerspruche mit dem Parlamentserkenntnisse gestattet, sich zwar noch fernerhin in Frankreich aufzuhalten, jedoch nur unter der Be-

dingung, daß sie sich der Botmäßigkeit der ordentlichen Geistlichkeit mit unterwerfen, daß sie die Gesetze des Landes beachten und sich als gute und getreue Unterthanen betragen würden. Diesem Begnadigungsakte war noch ein anderer hinzugefügt, der in der Niederschlagung aller gegen die Jesuiten anhängigen Preßprozesse bestand.

So war also das Unglaubliche geschehen! –

Der General Ricci schien äußerst betreten über den Ausgang des Streites. Gleichwohl bewahrte er einen viel bessern Muth als seine Getreuen. Er ermahnte sie mit den rührendsten Worten nicht zu verzagen ob ihres Unglücks. Denn wenn Ihr schon der Gewalt habt nachgeben müssen, — schrieb er an dieselben — welche Euch von der Gesellschaft trennt, und das Kleid unseres heiligen Vaters Ignaz abzulegen gezwungen hat, so könnet Ihr dessen ungeachtet innerlich in Eurem Herzen mit seiner Stiftung vereinigt bleiben und einen glücklicheren Zeitpunkt abwarten, wo Ihr Euch wieder äußerlich mit ihr verbinden könnt. Auf Regen folget Sonnenschein. Bemühet Euch nur, mit den stärksten Banden Euch unter einander eng zu vereinigen und erinnert Euch, daß menschliche Mächte keine Macht haben Eure Gelübde aufzulösen 2c. Wahrlich diese

zweideutige Sprache ist eines Jesuiten würdig. Auf der einen Seite predigt er Geduld und Unterwerfung, auf der andern aber befiehlt er: Eure Gelübde sind unauflöslich und Ihr bleibt was Ihr seid. Da Ihr die äußerlichen Zeichen Eures Ordens und die öffentlichen Verbindungen desselben nicht mehr zur Schau stellen dürft, so habt Ihr Euch heimlich unter einander zu verketten und durch geschickte Verbergung Eurer Gefühle die Welt zu betrügen. Dieser Sinn der Trostesworte ward bald aus der päpstlichen Bulle Apostolicum pascendi noch deutlicher erkannt. Clemens XIII. erließ sie als Antwort auf das Verbannungsdekret der Jesuiten und beabsichtigte damit offenbar Ludwig XV. auf das Empfindlichste zu beleidigen. Ihr Inhalt war eine ausschweifende Apologie des Ordens, an welche sich eine neue Bestätigung desselben knüpfte.

Die Jesuiten haben später versucht, ihr Unglück lediglich und allein der Pompadour und Choiseul zuzuschreiben. Andere Schriftsteller haben politische Gründe aufgesucht. Welche Ursachen man aber auch anführen mag, — die Jesuiten erlagen in letzter Instanz nur einer einzigen, nämlich: der Wissenschaft. Und wenn schon die spätere Zeit ihnen ein neues Dasein gab, ja wenn selbst der heutige Zustand der

Dinge, den sie überall beherrschen, bei der fortgeschrittenen Wissenschaft unserer Behauptung zu widersprechen scheint, so ist sie dennoch nicht minder wahr, denn der Unterschied zwischen dem Einst und Jetzt ist nur der, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Fürsten sich Männern anvertrauten, welche der Wissenschaft befreundet waren, während sie sich heute Menschen hingeben, welche die Wissenschaft hassen, und daß sie damals die Völker fürchteten, während sie heute dieselben ewig niederhalten zu können glauben. Ist diese letztere Voraussetzung wahr, so mögen sich die Herren Väter Glück wünschen. Sie werden dann Europa nicht nur kosakisch machen, sondern es auch noch als Kadaver unter ihren Füßen liegen sehen. Ist sie aber falsch, so mögen sie immer ihren Bündel schnüren, um noch einmal in die russische Barbarei zu wandern, denn ein neuer Aufschwung der Dinge wird über sie weit hinwegschreiten und vielleicht dem Unfuge des ausschließlichen Konfessionswesens den letzten Stoß versetzen.

Spanien. Verlegenheiten der Jesuiten. Neue Triumphe derselben unter Elisabeth von Parma. Karl III. und seine freisinnige Umgebung. Aufstand in Madrid. Vertreibung der Jesuiten. Ricci Cavalchini. Clemens XIII.

Wir haben die Geschichte der Jesuiten in Spanien bis jetzt bei Seite liegen lassen. Was hätten wir auch von ihnen erzählen sollen! Der Orden war Meister, er beherrschte die ununterbrochene Reihe nichtsnutziger Menschen, welche den Titel spanischer Könige trugen, bestimmte die Richtung der Staatspolitik, beeinflußte die Wahl der Minister und Gesandten, die Anstellung der höchsten Gerichts- und Verwaltungsbeamten, ja sogar die Ernennung des Großinquisitors und war somit als thatsächlicher geistlicher und weltlicher Souverain allmächtig. Weiter konnte sich der Orden nichts wünschen. Er hatte das höchste Ziel erreicht. Solchemnach also zufriedengestellt, bietet er in der Zeit, welche wir übergangen haben, wenig

Interessantes dar. Die große Verschwörung gegen den Menschengeist fesselt nur dann die Aufmerksamkeit der Welt, wenn sich alle ihre Glieder bewegen, wenn alle ihre Kräfte in Thätigkeit sind, und wenn das ganze Räderwerk der kolossalen Maschine im Gange ist. Jetzt gleicht sie einem Tiger, der still seinen Raub verzehrt und weder von seiner Existenz, noch von der Sättigung seiner Gelüste ein Zeichen giebt.

Soweit aber dennoch hie und da ein hervorragendes Ereigniß die Gesellschaft mehr als gewöhnlich zur Arbeit rief, haben wir dessen an andern Orten Erwähnung gethan. Dahin gehört der Widerstand, welchen sie dem östreichischen Prätendenten in der spanischen Erbfolgeangelegenheit entgegensetzten und die Cabale, durch welche der mit Portugal abgeschlossene Tauschtraktat rückgängig gemacht werden sollte. Nur einen einzigen Umstand haben wir nachzuholen, um das Verhältniß Spaniens zu Frankreich, welches sich zwei Mal veränderte, anschaulich zu machen. Wenn Ludwig XIV. alle Hülfsquellen seines Reiches erschöpfte, um einen Zweig seiner Familie auf den spanischen Thron zu erheben, so schwebten ihm zwei große Pläne vor, von denen der eine seine Ausführbarkeit von dem Gelingen des andern empfing. Zunächst

nämlich wollte er das von Frankreich unablässig bekämpfte Oestreich aus der Schaale des europäischen Machtgewichtes werfen. Diese Absicht war nicht kühn, da sie das Wohl und den Einfluß seines eigenen Reiches aufs Spiel setzte, sofern sie nicht erreicht wurde. Zwar die Lage Europa's begünstigte den König. Oestreich war augenblicklich von geringer Bedeutung, denn es hatte mit Tausend Hindernissen zu kämpfen. Auf der Südseite beständig beschäftigt, die Türken abzuwehren, im Innern unablässig von Erhebungen der unterdrückten Nationen, namentlich der Magyaren, bedroht, außerdem von den allmählig souverän gewordenen deutschen Reichsständen überwacht und bevortheilt, sah es sich von allen Seiten her feindlich betrachtet. Unter solchen Verhältnissen erhielt es nur durch das Hinzutreten eines zweiten Staates — Spanien's — seine Stärke. Und sonderbar — dieses Reich, das mit Oestreich weder in einer geographischen Verbindung stand, noch ihm durch Gleichheit der Interessen verwandt war, ging seit Karl V. Zeiten ohne Unterbrechung mit ihm Hand in Hand. Das Band, welches beide Staaten aneinander fesselte, wob einzig die Verwandtschaft der Herrscher und eine gewisse Identität der Staatsprincipien. Oestreich war für den Norden Das, was

Spanien für den Süden; der Repräsentant des reinen Katholizismus, welcher im eignen Lande, wie außerhalb seiner Grenzen um jeden Preis erhalten werden sollte. Sonst standen die Nationen des deutschen Kaiserstaates der spanischen durch Abstammung, Sprache, Character und Sitten noch ferner, als das französische Volk, obgleich ihre jüngere Geschichte durch die Kämpfe für dieselbe Sache und durch die Gemeinschaftlichkeit mancher Leiden und Freuden in vielen Beziehungen zu einer geworden war.

Konnte Ludwig XIV. diese Koalition brechen, so sank Oestreich zu einer Null herab. Und warum hätte Das unmöglich sein sollen? Die Verbindung beider Staaten ward, wie gesagt, zunächst nur durch Familienpolitik zusammengehalten. Saß ein Bourbon auf dem Throne der pyrenäischen Halbinsel, so hatte die Alliance blos ihren Namen zu ändern. Was aber die Gleichheit des Gegenstandes der Politik betraf — insofern sie auf den Katholizismus hinauslief — so mußte sie einflußlos erscheinen, da Ludwig XIV. in seinen Staaten durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes das Ketzerthum vertilgt hatte und für sein Reich jetzt die Ehre eines erzkatholischen Staates mit demselben Rechte, wie Oestreich, beanspruchen durfte.

Nun denke man sich Frankreich und Spanien durch Assoziation ihrer materiellen Kräfte zu einem Ganzen vereint! Ihre Flotten hätten die Pavillons Englands und Hollands an Stärke übertroffen und nicht nur das Mittelmeer beherrscht, sondern auch auf dem atlandischen Ozean und in den ost- und westindischen Gewässern den Rang der Superiorität einnehmen müssen. Zu Lande wäre ihre aus 26 Millionen Einwohnern geworbene Armee jeder andern an Zahl überlegen gewesen. Die Lage beider Reiche selbst machte aus ihnen eine Festung, denn mochte man zehn Mal Frankreich bedrohen, Spanien lag hinter ihm und vermochte den Bundesgenossen mit allen Bedürfnissen zu versorgen. Und dieser Macht stand im Grunde nur Oestreich gegenüber, als man, wie früher die glücklichen Erfolge in Ungarn bewiesen hatten, durch die Unterstützung der ihrer Nationalität und ihrer Freiheit beraubten Völker vollständig auflösen konnte. Holland war zu klein, um einem spanisch-französischen Heere auf die Dauer Widerstand entgegensetzen zu können und in England wartete die katholische Partei, zu der auch der legitimistisch gesinnte Adel gehörte, nur auf einen Sturm gegen die Dynastie Oranien, um sich mit dem Nationalfeinde zu verbinden.

So mochte also Ludwig XIV. nicht nur nach der Suprematie Europa's, sondern auch nach einer großartigen Gebietserweiterung streben. Glücklicher Weise ging von all diesen Plänen, welche sich an eine bourbonische Regierung Spaniens knüpften, nicht eine einzige in Erfüllung. Ludwig XIV. sah den Herzog von Anjou, seinen Enkel, noch 14 Jahre den benachbarten Thron einnehmen, aber seine eigene, durch Ausschweifung und Alter herbeigeführte Entkräftung, des Reiches furchtbare Erschöpfung, wie nicht minder die dem französischen Herrscher keineswegs günstige Gruppirung der übrigen Mächte vertagten die stolzen Entwürfe, in denen er sich gewiegt. Als er starb, war schon so ziemlich alle Aussicht auf deren jemalige Verwirklichung verschwunden. Nichtsdestoweniger hatte diese Situation vielmehr in der totalen Unfähigkeit der Personen und in der gänzlichen Verkennung der bourbonischen Gesammtinteressen, als in der physischen Unmöglichkeit seinen Grund. Hätte Ludwig XIV. nur wenigstens die Jesuiten mit Bestand an die Interessen seines Hauses fesseln können, so mußte sich gar Vieles anders gestalten.

Doch kaum hatte er seine Augen zugedrückt, als der Orden wieder in die östreichische Politik einlenkte. Diese erheischte gebieterisch die Trennung der ver-

wandten Höfe, denn die Gefährlichkeit eines harmonischen Zusammenwirkens derselben war offenbar tödtlich für die Interessen des Kaiserhauses. Damit war den Jesuiten das Ziel ihres künftigen Handelns vorgeschrieben und es ist in der That bewunderungswürdig, wie schnell sie es erreichten und wie sicher sie eine Zeit lang dasselbe festzuhalten wußten.

Ludwig XV., ein Urenkel des XIV. Ludwig, war nur erst zum König ausgerufen, und schon begann Philipp V. Anjou gegen die Herrschaft seines Vetters zu intriguiren. Als Enkel dem verstorbenen Könige um einen Grad näher stehend, glaubte er ein Näherrecht auf die Krone seines Vaterlandes zu haben und von dem Kardinal Alberoni, der, wenn er nicht selbst Jesuit war, doch den Orden über alle Maaßen begünstigte. Angefeuert, suchte er seine vermeinten Ansprüche geltend zu machen, ungeachtet er im Utrechter Frieden für sich und seine Nachfolger dem Erbrechte auf die französische Regierung entsagt hatte.

Deshalb gab es jetzt unter den europäischen Kabinetten keine, die sich mehr haßten, als das französische und das spanische. Alberoni brachte eine Verschwörung unter den Höflingen Ludwig XV. zu Wege, an deren Spitze ein mit der Maintenon

erzeugter Bastard Ludwig XIV., der Herzog von Maine stand, — des jungen Königs Erzieher, — welche nichts weniger als die Beseitigung des Herzogregenten von Orleans und die Entführung des Königs bezweckte. Gleichzeitig gelang es dem Kardinal, mit Hülfe der Jesuiten einen Aufstand in der Bretagne hervorzurufen. Selbst zur offenen Gewalt wollte man schreiten, denn man rüstete die Flotte mit großem Eifer, angeblich zwar, um Venedig gegen die Türken zu unterstützen, im Grunde aber, um Frankreich anzugreifen, wenn man auf anderen Wegen seine Absichten nicht erreichen sollte. Dabei nahm man auch gegen das verhaßte protestantische England eine drohende Haltung an, denn damit sich dieses Reich mit sich selbst zu beschäftigen habe und ihm dadurch die Lust zu einer allenfallsigen Intervention zu Gunsten Ludwig XV. vergehe, unterstützte Alberoni die Vorbereitungen einer Unternehmung des katholischen Kronprätendenten. Schlüßlich aber setzte man sich mit Rußland und Schweden, wo damals der schlaue Görz florirte, in Verbindung, und verschaffte dadurch der Stellung Spaniens Ansehen und Achtung.

Der Herzog-Regent Orleans war scharfblickend genug, um die Pläne Spaniens gleich von vornher-

ein, vollständig zu durchdringen. Es handelte sich für Philipp V. um die Aufhebung des Utrechter Friedens, welche ihm das Reich seiner Ahnen entriß, während der Regent Orleans schon aus persönlichem Interesse auf dessen Festhaltung bestehen mußte, denn er war nach dem Tode des kränklichen Ludwig XV., den man damals allgemein nahe glaubte, der nächste Erbe. Darum verband sich Frankreich eiligst mit den Seemächten, die, wie sich erwarten ließ, mit großem Eifer seinem Anerbieten entgegenkamen, da die erwähnte Bedingung des Friedens ja nur lediglich und allein zur Sicherung der nichtbourbonischen Höfe aufgestellt worden war. (1717) Diese Verbindung wird in der Geschichte die Triple=Allianz genannt.

Spanien hielt seine Antwort bereit. Alberoni warf das spanische Heer nach Sardinien, landete auf Sizilien, eroberte Palermo, später auch Messina, und bedrohte die Triple=Allianz sehr ernstlich.

Diese Fortschritte Spaniens beängstigten jetzt auch Oestreich. Es hatte die Zwietracht zwischen den verwandten Höfen gewollt, und sein Zweck war erreicht; aber fast schien es, als wenn der Streit mit einem noch viel schlimmeren Resultate enden sollte, — nämlich mit der Vereinigung der Herrschaft beider

Reiche in Einer Hand. Deshalb trat es auf Frankreichs Seite und gab dadurch dem Bunde den Namen der Quadrupleallianz. (1718)

Frankreich erklärte sofort den Krieg. Es hatte den Aufstand in der Bretagne glücklich unterdrückt und die Verschwörung des Herzogs von Maine im Blute erstickt. Seine Sorgen um die innere Ruhe waren mithin beseitigt. Die französischen Truppen überschritten die Pyrenäen und nahmen Biscaya, während ein kaiserliches Heer in Sizilien das der Spanier in Schach hielt.

Auf Seiten der Letzteren folgte von dieser Zeit an ein Unfall dem andern. Die Unternehmung auf England ward durch einen Seesturm, der die ganze Flotte zerstreute, vernichtet. Karl XII. von Schweden fiel vor Friedrichshall, Görz endete auf dem Blutgerüste, Rußland hatte sich nie thätig der spanischen Pläne angenommen, Philipp V. stand also allein da vor drei der größten Mächte, welche ihn zu zermalmen drohten. Er konnte sich nur durch Unterzeichnung des Haager Friedens retten (1720), dessen eine Bedingung die Verbannung Alberoni's aus dem Reiche verlangte, die auch wirklich erfolgte.

Durch den genannten Traktat ward die äußerliche Ruhe der Reiche zwar hergestellt, doch an eine

Ausgleichung der Interessen und an eine Annäherung der Sympathien Derer, die die Ursache des Haders gewesen, war nicht zu denken. Frankreich namentlich, an dessen Hofe sich schon seit einigen Jahren eine Tochter Philipp V. befand, welche Ludwig XV. zur Gemahlin bestimmt war, war noch voll Haß und Groll. Darum sandte es die Infantin zurück (1725) und beleidigte dadurch den Nachbarhof von Neuem auf das Empfindlichste. Eine so bittere Kränkung konnte Spanien nicht ohne Rache hingehen lassen. Es wandte sich, da es sonst keine Freunde hatte, an Oestreich mit einem Allianzanerbieten und fand ein erwünschtes Entgegenkommen. Dieses war damit auf dem Punkte angelangt, wohin es so lang gesteuert: es nahm seinen Bund mit Spanien wieder auf und benutzte den einen Bourbon, um den andern in Besorgniß zu erhalten.

Diesen Bund betrachteten Frankreich und England nicht ohne Grund mit bedenklichen Blicken. Sie fühlten sich durch ihn in die Nothwendigkeit versetzt, sich sicher zu stellen und schlossen auch ihrerseits — zu Herrenhausen — ein Schutz- und Trutzbündniß, worauf beide Theile mit einer ungemeinen Emsigkeit warben. Oestreich und Spanien gewannen Rußland und Schweden für sich, während Frankreich und Eng-

land Preußen köderten. Später ging der letztere Staat zu den Gegnern über, wofür dieselben aber hinwiederum Schweden und Dänemark verloren. Zum Glücke für die Völker endeten all diese kriegerischen Vorbereitungen mit dem Frieden von Sevilla (1729).

Durch das Mißgeschick hatten sich endlich die beiden Höfe von Frankreich und Spanien verstehen gelernt. Spaniens König war alt geworden und die Ermattung des Reiches rieth zur Vorsicht. Ueberdies war, wenn auch nicht der Hauptzweck, so doch wenigstens ein ihm theilweise entsprechendes Ziel erreicht, denn den Söhnen Philipp V. zweiter Ehe (mit Elisabeth von Parma) hatte ein neuer Friede zu Wien (1731) die Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza gesichert. Aber selbst wenn sich Spanien nicht befriedigt gefühlt hätte, wäre es zur Aenderung seiner bisherigen Politik gezwungen worden. Der Eintritt Rußlands in die Reihe der europäischen Großmächte, hatte das politische Theater verändert und durch seinen Bund mit Oestreich dem Norden ein gefährliches Uebergewicht gegeben, das ein festes Zusammenhalten der südlichen Staaten zu einer Forderung des Selbsterhaltungstriebes machte.

Deshalb sehen wir nunmehr Spanien und Frankreich freundlich, wie es Ludwig XIV. gewollt, neben einander gehen. Bei Gelegenheit der polnischen Königswahl traten sie vereint gegen Oestreich und Rußland auf, ebenso gingen sie im östreichischen Erbfolgekriege Hand in Hand. Und als der siebenjährige Krieg ausbrach, den Frankreich ganz gegen seinen Vortheil im Bunde mit Oestreich gegen Preußen und England führte, — es hätte Preußen unterstützen sollen, um sich eine Vormauer gegen Oestreich und Rußland zu bilden, welche das gewaltige Emporkommen Preußens mit gehässigem Blicke betrachteten, — da ward die Ueberzeugung vollends lebendig, daß die bourbonischen Höfe durch die Lage ihrer Länder wie durch gleiche Interessen der herrschenden Familien auf gegenseitige Beschützung angewiesen seien. Eine Folge davon war der zwischen den beiden Ministern Aranda und Choiseul geschlossene Familienpakt der Bourbonen, welcher im Jahre 1761 zu Paris zu Stande kam.

An allen diesen Zerwürfnissen, die erst jetzt, also nach fast 50 Jahren aufhörten, hatten die Jesuiten eine große Schuld. Es ist natürlich unmöglich, diese Behauptung durch einzelne Thatsachen nachzuweisen, da sich die Autoren der zahllosen Quellenschriften,

welche wir benutzen, nur mit Aufzählung der Nichtswürdigkeiten und Verbrechen der Jesuiten beschäftigen, ihren Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte aber meist außer Acht lassen. Wenn wir indessen sehen, daß all die Zwistigkeiten zwischen Frankreich und Spanien zumeist von Elisabeth von Parma, die für ihre durch die Prinzen erster Ehe von der spanischen Erbfolge ausgeschlossenen Kinder Throne suchte, betrieben wurden, und daß unter ihrer Regierung die Jesuiten sich der maaßlosesten Protection erfreuten, so dürfen wir wohl billig schließen, daß sich der Orden diese Gnade nur durch Unterstützung der Pläne Spaniens erwarb.

Freilich scheint dagegen nicht nur die spätere Vereinigung der bourbonischen Familien zu sprechen, sondern auch die Bekämpfung Oestreichs durch dieselben darzuthun, daß den Jesuiten Unrecht geschieht, wenn man sie beschuldigt, im östreichischen Interesse gearbeitet zu haben. Nichtsdestoweniger ändern diese Einwürfe nichts an unserer Behauptung. Ihre Politik knüpfte sich zunächst nicht an die Herrscherfamilien, sondern an die Staaten. Darum begünstigten sie Oestreich auch nicht, sowohl deshalb, weil ein Habsburger auf seinem Throne saß, sondern weil es dem deutschen Protestantismus ein Gegengewicht ge-

genüber stellte. Die Macht Oestreichs mußte mithin gehalten werden; mit ihr würde auch dieses Gegengewicht gestört worden sein. Und wenn die Jesuiten dennoch zu Ludwig XIV. Zeiten auf die Vernichtung Oestreichs hinarbeiteten, so muß man bedenken, daß sie dafür auf die Vergrößerung Frankreichs rechneten und wohl gar an eine Unterjochung und Katholizisirung des ganzen deutschen Reiches glaubten. Nachdem daher Ludwig XIV. gestorben war, ohne jene Absicht zur Verwirklichung gebracht zu haben, und da Oestreich sogar nach so vielen Kriegen in ungeahnter Stärke dastand, während Frankreich darnieder lag, traten die Jesuiten sofort wieder auf seine Seite und mußten von nun an wünschen, daß dieses Land nicht von einer Politik Frankreichs verfolgt werde, die, weit entfernt, kirchliche Zwecke im Auge zu haben, den nordischen Großstaat blos schwächen und politisch ohnmächtig machen wollte. Als aber später das östreichische Kaiserhaus im Mannesstamme ausgestorben war, konnten die Jesuiten Spanien recht wohl gegen die habsburgische Dynastie auftreten lassen, denn es geschah ja diese Bekämpfung nicht in der Absicht, Oestreich als Macht zu schwächen, sondern sofort wieder um die östreichische Krone einem spanischen Prinzen zu erwerben; es handelte sich nicht

darum, Oestreich aufzulösen, sondern ihm eine andere Dynastie, und zwar eine solche zu geben, welche das alte Verhältniß Spaniens zu Oestreich vollkommen, selbst auf derselben Basis, wiederherstellte und es dadurch zu seinem ehemaligen Einflusse erhob. Noch erklärlicher ist Spaniens Anschluß an Frankreich im siebenjährigen Kriege gegen Preußen, denn der letztere Staat vergrößerte sich auf Kosten Oestreichs und ward, wie heute noch, obgleich jetzt ohne Zweifel mit Unrecht für den Vertreter und Vertheidiger des Protestantismus angesehen.

Somit lösen sich die scheinbaren Widersprüche gänzlich auf.

Gehen wir nun auf der Jesuiten innere Geschichte in Spanien über.

Der mit Portugal abgeschlossene Tauschtraktat hatte die Jesuiten in eine schlimme Stellung gebracht. Die königlichen, mit dessen Ausführung beauftragten Beamten, so namentlich der Marquis Valdilirios berichteten, daß aller Widerstand einzig von den Jesuiten komme und erbitterten dadurch den Hof, namentlich die Königin Anna Barbara. In solcher Verlegenheit wußten sie kaum, was sie anfangen sollten. Sie leugneten zwar die Wahrheit der Meldungen des Marquis Valdilirios, inzwischen konnten sie

damit offenbar nicht weit kommen, denn die der portugiesischen Kommissäre und der Feldherren beider Staaten stimmten ganz mit ihnen überein. Dennoch glückte diese grobe Ausflucht. Der König war ihnen, wenn auch nicht ergeben, so doch sehr gewogen, und da jetzt auch Anna Barbara starb, verzog sich das Ungewitter immer mehr. Der Marquis Valdilirios ward abgerufen, seine Stelle nahm ein gewisser Dom Cevaglios ein, und von Stund an empfing man vom Kriegsschauplatze in Paraguay nur noch für die Jesuiten günstige Berichte. Vielleicht hätte aber bei alledem noch die Wahrheit gesiegt. Ferdinand war ein zwar lenksamer, aber doch für das Beste seines Reiches glühender Fürst. Davon ist die Errichtung einer Akademie der bildenden Künste Zeuge. Daß er auch kein unbedingter Pfaffenknecht war, beweist ein von ihm mit dem Papste abgeschlossenes, den Kronrechten günstiges Konkordat. Allein er legte den Szepter nieder, noch bevor er klar in der Sache sah. Betrübt über den Verlust seiner Gattin ging er in ein Kloster, und ließ die Königin-Mutter regieren, bis sein Stiefbruder Karlos III., der augenblicklich Neapel und Sizilien besaß, ein Jahr darauf (1760) seinen Thron bestieg.

Das Zwischenregiment verwandelte die Beängsti-

gung der Jesuiten in die seltensten Triumphe, denn sie machten mit der alten, greisen Frau Alles, was sie wollten.

Es war gerade um die jetzige Zeit, wo der Krieg zwischen Pombal und den Jesuiten in der Presse am heftigsten brannte. Diese unerhörte Kühnheit eines katholischen Ministers mußte begreiflicher Weise die Aufmerksamkeit ganz Spaniens in Anspruch nehmen. Wer daher nur irgend Gelegenheit hatte, der verschaffte sich die portugiesischen Staatsschriften. Nebenbei war auch Pombal so klug, dieselben in allen katholischen Ländern zu verbreiten, um für seine Ideen eine ausgedehnte, seinen Zweck ermöglichende Propaganda zu machen. Das paßte freilich schlecht in den Kram des Ordens. Denn ist es schon ohnehin zu allen Zeiten für ihn gefährlich, daß die Leute viel lesen, so muß er sich noch weit mehr bedroht sehen, wenn sie jesuitenfeindliche Werke lesen. Deshalb wurden die Staatsschriften des benachbarten Portugals auf alle mögliche Weise verfolgt. Der hohe Rath von Kastilien verdammte sie und ließ sie feierlich durch den Henker verbrennen, während die Inquisition Jeden zur Raison brachte, welcher als Besitzer einer solchen Schrift überwiesen wurde, oder daß er sie gelesen, verdächtig war.

Ein so feindliches Auftreten gegenüber einer benachbarten Macht hätte schlimme Früchte tragen mögen, wenn dieselbe entweder größer gewesen oder von einem minder einsichtigen Minister verwaltet worden wäre. Auch der parteiloseste Beurtheiler mußte darin nicht nur die Verletzung der einer europäischen Macht schuldigen Hochachtung finden, sondern auch selbst eine Verletzung der völkerrechtlichen Prinzipien sehen.

Das Zwischenregiment Elisabeth's war zum Heile für das Land von kurzer Dauer. Als Karl III. in Madrid einzog, änderte sich das Blatt. Dieser Mann, dem man, wie Friedrich dem Großen von Preußen, allgemein eine allzugroße Vorliebe für das Französische vorwirft, trat aufhellend wie die Sonne in die geistige Nacht der Spanier. Zwar wirft man ihm despotischen Sinn, Mißachtung des Rechtes und Alles Das vor, was aus dem ersteren fließen muß. Allein es ist dies nur ein Tadel, der alle freisinnigen, ihre Mitwelt überragenden, Männer trifft, welchen der Zufall die Gewalt in die Hände gegeben. Durch die letztere in den Stand gesetzt, ihre Ueberzeugung in's Leben einzuführen, erscheint ihre Energie und die Konsequenz ihres Handelns in dem verhaßten Gewande der Willkür, und wird darum von der Zeit, in der sie leben, nie nach Gebühr gewürdigt. Hätten

doch alle Monarchen gleiche Grundsätze gehabt, es würde heute anders stehen! Die Tyrannei der Vernunft ist ja das Ziel, nach dem wir Alle streben, denn ihr wahrer Name ist Freiheit.

Anfangs war Karl ruhig. Kein Zeichen deutete auf seine Nichtachtung der geistlichen Gewalt hin und die Jesuiten sahen sich schon in der portugiesischen Angelegenheit als Sieger. Der Papst ward von ihnen zu einem hildebrandischen Auftreten angetrieben, sie rühmten sich ihres Einflusses am spanischen Hofe und setzten sogar hinzu, daß Karl die Handlungsweise und Grundsätze Pombal's auf's Höchste mißbillige.

Das war dem Könige denn doch zu viel. Er stand auf der Höhe seiner Zeit, und wenn auch selbst kein großer Geist, so beseelte ihn ein desto feuriger Enthusiasmus gegen Diejenigen seiner Zeitgenossen, welche die Fahne des Fortschritts vorantrugen. Darum mußte er Pombal achten, darum war ihm Choiseul theuer, darum war er überhaupt von ganzer Seele Franzose, denn die Leuchten des vorigen Jahrhunderts stiegen zuerst in dieser Nation auf. Karl ließ in Folge dessen seinen Gesandten am römischen Hofe förmlich gegen die in Form von Gerüchten ausgesprengten Versicherungen der Jesuiten

protestiren. Weit entfernt, — setzte sein Bevollmächtigter hinzu, — die von dem portugiesischen Ministerium an den Tag gelegten Grundsätze zu mißbilligen, sei sein König im Gegentheil mit dessen Verfügungen gegen die Jesuiten gänzlich einverstanden!

Solche Erklärung war für die Jesuiten ein Blitz aus heiterem Himmel, obwohl sie ihnen nicht hätte unerwartet kommen sollen. Sie wußten, daß der Günstling des Königs, Marquis Montallegre, der Verfasser der monita ad principes war, in welchen die Unvereinbarkeit des politischen und kirchlichen Prinzips schlagend nachgewiesen und die Fürsten zur Trennung von Rom, sowie zur Vertilgung der geistlichen Orden aufgefordert wurden. Ebensowenig war es ihnen unbekannt, daß der König den großen, noch heute als Autorität glänzenden Staatsrechts- und Rechtslehrer Campomanes, den freisinnigen Olavides, den kühnen, energischen und aufgeklärten Aranda, den das ganze Pfaffenthum bis in den Tod hassenden Herzog von Alba und die Gelehrten d'Ossun und Mognino wie seine Brüder behandelte, — eine Auszeichnung, welche nicht den Personen, sondern dem Geiste und der Richtung dieser Männer galt. Und daß der König einen Dominikanermönch — Osma mit Namen — zum Beicht-

vater genommen hatte, war doch wahrlich auch keine Schmeichelei für den Orden. Doch merkwürdig genug wollten die Jesuiten für diese gewichtigen Anzeigen keine Augen haben, was vielleicht auf ihre Hoffnung, den König von diesem „Schwarme gottloser Menschen" zu trennen hindeutet. So nannten sie nämlich später dessen große Freunde.

Karl III. begann seine Opposition gegen die heiligen Väter mit einer Gerechtigkeitsübung, die leider nur dem Andenken, nicht dem Leben eines frommen Mannes zu Gute kam. Man wird sich noch der traurigen Schicksale erinnern, welche der Bischof Palafox in Folge der jesuitischen Intriguen ertrug. Wir haben sie oben erzählt. Seiner Zeit war der Orden Meister über ihn geworden. Aber obgleich die Gebeine des Bischofs schon lange in der Erde moderten, lebte der Haß gegen seinen Namen in der Brust der Jesuiten mit der alten Glut fort. Es existirte noch das Verdammungsurtheil, welches die Inquisition gegen die zwei — vom Orden für unächt ausgeschriebenen — Briefe ausgesprochen, die er an Innocenz X. geschrieben, und ebenso galten noch die Verbote, diese Briefe zu lesen. Freilich waren sie so schwere Anklagen gegen die Gesellschaft, daß nicht wohl eine schlimmere gegen sie vorge-

bracht werden konnte und überdies gab der Rang des Palafox in der hierarchischen Gliederreihe, sowie das Tragische seines Kampfes mit dem Orden, den Briefen die Weihe göttlicher Urkunden. Karl, von der Schuld der Jesuiten überzeugt, machte kurzen Prozeß. Er ließ das Verdammungsurtheil der Inquisition und das sich daran knüpfende Verbot, die Briefe zu lesen, aufheben, befahl sie zu drucken und zu verbreiten, und betrieb sogar mit großer Ausdauer beim Papste die Seligsprechung des Bischofs. Das Letztere vereitelten die Jesuiten, indessen darf man der Wahrheit gemäß behaupten, daß, wenn überhaupt die Seligsprechung nicht ein lächerlicher Unsinn wäre, ihrer Keiner je würdiger war, als Palafox.

Dieser Anfang ließ Alles befürchten und in der That folgte kurz darauf dem ersten Schlage ein zweiter. Das Domkapitel der Metropolitankirche von Mexiko und Puebla de los Angelos hatte schon früher die Jesuiten verklagt, weil sie sich der Zehendabgabe an dieselbe unter Berufung auf ihre Privilegien entzogen. Darauf war ein für das Domkapitel günstiger Spruch erfolgt. Allein der Orden appellirte gegen das Urtheil und erschlich sich durch den königlichen Beichtvater ein Decret, welches die Metro=

politankirche ihrer Rechte beraubte. Nachdem jetzt ein anderer Monarch den Thron bestiegen hatte, nahm das Kapitel die Sache wieder auf. Es wandte sich an Karl III. und dieser konnte nicht zweifelhaft sein, was er hier, wo ein Urtheil der Gerichte vorlag, das durch eine bloße Cabinetsordre unterdrückt worden war, zu thun hatte. Er sprach in einer Verordnung der Metropolitankirche ihre alten geschmälerten Rechte von Neuem zu und entzog dabei zugleich den Jesuiten alle Privilegien, welche sie bisher zum Vorwande benutzt hatten, sich ihrer Verpflichtungen zu entziehen. Das Domkapitel unterbreitete bei dieser Gelegenheit dem Könige eine Denkschrift, welche interessante Aufschlüsse über den Orden gab. Nach ihr betrug der jährliche Schaden, welchen die Metropolitankirche durch die Zehendverweigerung erlitt, 30,000 Livres, der des Staates 50,000. In 21 Jahren machte Das eine Summe von 32,800 Realen di Plata. Dadurch ward es leicht erklärlich, wie die Jesuiten in dieser Zeit ihre Besitzungen um 49 große Meierhöfe hatten vermehren können.

Von nun an konnte es der Gesellschaft nicht mehr zweifelhaft sein, daß sie auch in Spanien mit dem Tode rang. Sie betrat deshalb ihre gewöhnlichen Wege, die uns nicht mehr befremden können.

Es erschienen eine Anzahl Schriften im Volke, welche die Regierung mit rasender Wuth angriffen. Eine dieser Schriften, die erst später entdeckt wurde, wie denn das Gebahren der Jesuiten in dieser Periode sich überhaupt erst unmittelbar vor ihrer Verbannung vollständig aufklärte, — suchte darzuthun, daß Karl III. den spanischen Thron unrechtmäßig einnehme, da er kein Bourbon, sondern aus einer Liebschaft seiner Mutter mit dem Kardinal Alberoni hervorgegangen sei. An der Grenze fing man einen Brief des General Ricci an den Provinzial von Toledo auf, aus welchem hervorging, daß man beabsichtigte, Karl III. aus diesem Grunde vom Throne zu stoßen und seinen jüngern Bruder Don Ludwig auf denselben zu erheben. Außerdem verriethen noch so manche Umstände, daß der Orden einen Regentenwechsel erstrebte.

Zu Ende der Fasten des Jahres 1766 bemerkte man hie und da im gemeinen Volke eine Bewegung, die eine Folge großer Aufregung schien. Man sah darunter Jesuiten umherschleichen, die sich unmöglich zufällig in diesen Kreisen befanden. Das Volk, d. h. die unterste Klasse begeisterte sich durch diese Herablassung der heiligen Väter. Aber es war nicht auf den öffentlichen Plätzen, wo es dieselben am meisten bewundern konnte. Sie hatten während der ganzen

Fasten die für diese Zeit vorgeschriebenen Exerzitien unter großem Zulauf gegeben und sich dazu besonders Kutscher, Lakaien, Sackträger, mit einem Worte Leute von geringer Einsicht auserlesen. Diese Menschen waren dann von ihnen in die Kongregation gelockt und dort mit dem giftigsten Hasse gegen die Regierung angefüllt worden. Sogar die in den Gefängnissen eingesperrten Diebe, Räuber und Mörder hatten ihre Besuche erhalten und sich dadurch dem Orden mit Leib und Leben ergeben.

Das Alles war der Regierung nicht entgangen. Aber obgleich die Zusammenrottungen immer bedenklicher wurden, begnügte sie sich nur, die Volkshaufen aus der Stadt hinaus zu schaffen. Endlich brach in der Nacht des 23. März ein Sturm los, der sich nicht einmal durch die Anwendung der gesammten Militairkraft dämpfen ließ. Das Volk drang aus allen Stadtvierteln heraus, mißhandelte die den Jesuiten mißliebigen, ihm selbst kaum persönlich bekannten Personen, zerstörte mehrere Häuser und machte vor dem königlichen Pallaste Halt.

Das waren gefährliche Augenblicke für den König. Während er sich zu flüchten suchte, rief es vor seinem Palaste: Es sterbe Gregori — einer der Minister —; es lebe Enzenada — ein den Je-

suiten ergebener Edelmann, der, weil er sich dem Tauschtraktate mit Portugal widersetzt hatte, vom Hofe verwiesen worden war; heraus mit dem Beichtvater des Königs; es leben die Jesuiten!

Das Volk behielt die Oberhand, doch war Karl so glücklich, mit seinen Ministern nach Aranjuez zu entkommen. Dadurch war freilich auch der Zweck des Aufstandes vereitelt worden.

Großherzig, entließ Karl sofort die dem Volke verhaßten Minister. Es waren das Gregori, Rixas und Squillace. Gleichzeitig verkündete er eine allgemeine Amnestie für das Volk, das offenbar nur als Werkzeug benutzt worden war. Nur die Bestrafung der Rädelsführer behielt er sich vor, zu deren Untersuchung er einen außerordentlichen Rath ernannte, welchem der Graf Aranda präsidirte und Campomanes als juristischer Leiter beigegeben wurde.

Als Urheber des Aufstandes kamen sofort drei Jesuiten zur Haft: Isidor Lopez, Michael Benavente und Ignaz Gonsalez. Wir wissen wenig von dem ganzen Prozesse, denn Spanien ging in seinem Kampfe mit dem Orden einen anderen Weg, als früher Frankreich und Portugall eingeschlagen hatten. Es operirte still und geräuschlos, um schlüß=

lich mit einem Schlage zu siegen. Die Verurtheilung durch Gerichte war ihm zu weitläufig, auch hätten hier Criminalverbrechen und diese wieder von allen Jesuiten als Einzelne vorliegen müssen, da sonst dem Orden als Ganzes durch die Gerichte nicht wohl beizukommen war. Aber um Verbrechen handelte es sich gar nicht. Die Hauptsache war hier lediglich die Staatsgefährlichkeit des Ordens. Sie zu entscheiden, lag in der Befugniß des Souveräns, nicht in der des Kriminalgerichtes. Parlamente, welche zugleich die öffentliche Wohlfahrt zu hüten hatten, wie die französischen, gab es in Spanien nicht. Gern hätte sich vielleicht Karl an die Presse gewandt. Der Druck der Palafoxschen Briefe deutet darauf hin. Aber die Keckheit, womit die Jesuiten alle, selbst die urkundlich nachgewiesenen Thatsachen leugnen, mußte ihn einen Streit fürchten lassen, der ohne Ende war und ihm zuletzt doch nicht der Nothwendigkeit überhob, den Orden mit Gewalt zu beseitigen. Möglich ist es allerdings auch, daß die absolute Gewalt der spanischen Monarchen, welche die Jesuiten selbst hatten begründen helfen — unter Alberoni's Verwaltung waren alle Provinzialfreiheiten, namentlich die Kastiliens, vernichtet worden, — den König die Rücksichten auf das formelle Recht übergehen ließ.

Der Proceß ging im Geheimen seinen Gang. Man erfuhr nur, daß die Ermittelungen zu der Ueberzeugung geführt, wie der Madrider Aufstand lediglich von den Jesuiten ausgegangen. Die Jesuiten waren darüber äußerst beunruhigt. Sie wurden es aber noch mehr, als ihnen anvertraut ward, daß einige Staatsräthe dem Könige ganz offen gesagt, er werde ihrer Ansicht nach nur dann die Ruhe in seinem Staate aufrecht zu erhalten vermögen, wenn er die Jesuiten daraus entferne. Leider war der König durch seine Umgebung allen Bearbeitungen durch die Freunde der Jesuiten unzugänglich. Nur eine Person gab es, welche einigen Einfluß besaß und an die sie sich wenden konnten, um die drohende Gefahr abzuwenden. Vermochte diese nichts, so waren sie unrettbar verloren. Diese Person war die Königin-Mutter Elisabeth. Die greise Frau spielte ihre Rolle äußerst rührend. Den Vertreibungsbeschluß ihrer Freunde als schon gefaßt voraussetzend, sagte sie ihrem Sohne: „Die ganze Christenheit kann es nicht mit Gleichgültigkeit ansehen, wenn so viele Religiosen, welche so viele Gewissen leiten, Lehrer einer zahlreichen Jugend, in den Städten und Provinzen Apostelн sind und durch Wissenschaft, Eifer und Rechtschaffenheit sich Ansehen erworben haben,

nun in einem Augenblicke auf eine gewaltsame Art und eines Verbrechens wegen, welches Niemand gesehen hat, zerstreut und beschimpft werden. Während der vielen Jahre, welche ich an diesem Hofe in Geschäften zubrachte, habe ich die Jesuiten als die treuesten und nützlichsten Religiosen kennen gelernt, welche die Monarchie hatte." Die Königin-Mutter leugnete Alles, was den Jesuiten zur Last gelegt ward. Sie bezeichnete die Vorwürfe, welche man denselben auf den Grund unbestreitbarer Zeugnisse machte, als die Ausflüsse des Neides und des Hasses einer gewissen Partei — natürlich der freisinnigen — und behauptete, wie die Väter selbst, daß der Aufstand in Madrid von eben dieser Partei ausgegangen, um dieselben zu stürzen. So habe ja auch Pombal verfahren. Der Mordversuch auf Johann V. sei lediglich dessen Werk gewesen. „Ich weiß", fügte sie noch schlüßlich hinzu, „daß hier und in Madrid Staatsräthe bestehen, um wider die vornehmsten Anführer des Tumultes zu verfahren. Ich weiß aber auch, daß weder der eine, noch der andere derselben aus rechtschaffenen und unparteiischen Leuten zusammengesetzt ist. Campomanes herrscht in Madrid und in Aranjuez der Herzog Alba. Beide sind eines zweideutigen Glaubens verdäch-

tig und durch ihre eigenen Grundsätze verführt, das fromme Institut des heiligen Ignaz zu hassen.

Karl liebte seine Mutter und mußte ihren Geist achten, dem es durch tausend Hindernisse, welche unübersteiglich geschienen, gelungen, ihren Söhnen Throne zu verschaffen, auch konnte sein kindlich dankbares Gemüth nicht vergessen, zu welch großem Danke er ihr dafür verpflichtet sei. Darum hielt er einen Augenblick inne. Allein bei einem Manne von klarem Verstande sind die Herzensregungen, wenn sie die Ueberzeugung beeinträchtigen, nicht von langer Dauer. Der König sah immermehr ein, daß seine Mutter falsch unterrichtet sei, daß er sich nicht täusche, daß die Männer, welche man ihm verdächtigte, das Vertrauen, welches er ihnen schenkte, durch strenge Rechtlichkeit nicht minder wie durch tiefe wissenschaftliche Bildung verdienten, und kam daher bald wieder in das alte Gleise zurück. Aber vielleicht hätte sich trotzdem die Entschließung des Königs noch um einige Zeit verzögert, wenn nicht seine Mutter mit Tode abgegangen und der Brief Ricci's an den Prokurator von Toledo sammt der, die rechtmäßige Abkunft des Königs angreifende Brochüre entdeckt worden wäre. Diese beiden Dokumente, von denen das erste von den Jesuiten

als unächt erklärt, das zweite als ein Produkt ihrer Feinde bezeichnet wird, beschleunigten ihren Fall.

Im Januar 1767 wurde in einem geheimen Staatsrathe die Vertreibung des Ordens beschlossen, doch sollte die ganze Sache bis sie zur That geworden, ein Geheimniß bleiben, weshalb den Staatsräthen das unverbrüchlichste Stillschweigen zur Pflicht gemacht ward. Diese letztere Bedingung scheint nicht von Allen ganz erfüllt worden zu sein. Die Jesuiten erhielten Wind und sandten einen ihrer Fratres, Franz Xaver Idiaquez, ein Nachkomme der Herzöge von Granada, mit einer Bittschrift an den König, auch der apostolische Nuntius, Palavicini, erhielt Befehl, sich des Ordens kräftigst anzunehmen. Diese Schritte brachten die Minister in große Verlegenheit. Sie sollten den gefaßten Beschluß geheim halten und gleichwohl mußten sie doch dem päpstlichen Gesandten in jedem Falle, dem Bittsteller Idiaquez aber der Schicklichkeit wegen und um den Verdacht zu vermeiden, eine Antwort geben. Der König zog sich leicht aus der Schlinge. Er ließ den Jesuiten nicht vor sich und mied den Nuntius. Der Minister Aranda aber sah sich gezwungen, zumal das Drängen der Bittenden kein Ende nahm, ihnen den Bescheid zu geben, es solle dem Orden nichts Widriges geschehen. Schade, daß der

große Staatsmann sich mit dieser Lüge befleckte. Sein Ruhm würde noch einmal so hell in die Nachwelt hinüber glänzen, denn man verzeiht nun einmal die Verleugnung der Wahrheit nicht, in deren Triumph alle Nationen und alle Zeitalter die Ehre ihres Daseins setzen.

Einige Zeit darauf erhielten alle königliche Beamte, alle Gerichtspräsidenten und alle Regimentskommandanten ein versiegeltes Paquet. Als sie es eröffneten, fanden sie darin noch ein zweites Paquet mit einem von Aranda eigenhändig geschriebenen Briefe, der streng verbot, das letztere Paquet eher, als am 2. April (1767) zu öffnen. Keinem, auch nicht einmal ihren vertrautesten Geheimschreibern sollten sie entdecken, daß sie ein verschlossenes Geheimschreiben erhalten. „Wer es hierin an Verschwiegenheit und pünktlicher Beachtung dieses Befehles ermangeln lassen würde, dessen Vergehen werde als eine treulose Vernachlässigung der königlichen Dienste angesehen werden."

Der 2. April kam endlich heran und wenn auch vielleicht Mancher den Inhalt des Paquetes ahnte, Mancher vielleicht sogar seine Neugierde schon vorher befriedigt hatte, so eröffneten es doch sicher die Meisten mit einer erklärbaren Hast. Was enthielt denn der dreifach versiegelte Umschlag? Sehr wichtige Do=

kumente!" Zuerst fiel dem Beamten ein königliches Dekret vom 27. Februar in die Hand, welches den Orden aus den sämmtlichen spanischen Besitzungen verbannte, und nach diesem folgte noch eine Ausführungsverordnung, in der es u. A. hieß: „Wenn Sie an dem bestimmten Tage die verschlossenen Briefe erbrochen haben werden, so denken Sie mit möglichster Heimlichkeit die Befehle zur Vollziehung zu bringen. Dem Amtsgehülfen, welchen Sie bei der Ausführung nöthig haben, entdecken Sie die Sache nicht eher, als einige Augenblicke vor der Vollziehung der Befehle, und von diesem Augenblicke an lassen Sie ihn weder aus Ihrem Gesicht noch von Ihrer Seite."

Die Befehle waren so bestimmt, so ernst und so streng, daß keiner der Beamten es wagte, sich in deren pünktlicher Beachtung etwas zu Schulden lassen zu kommen. In der Nacht vom 2. zum 3. April nach 12 Uhr erschien ein Jeder derselben in der Begleitung von Truppen vor dem in seinem Amtsgebiete befindlichen Kollegium oder Jesuitenhause. Nachdem es durch die Truppen umstellt worden, klingelte man dem Rektor, und als dieser erschien, verordnete man ihm, daß er Befehl gebe, sämmtliche Ordensleute zu wecken. Er selbst durfte den Beamten nicht mehr aus dem Gesichte gehen. Der Pförtner, welcher die Schlafenden

wach rief, wurde von Soldaten in alle Zimmer begleitet, die sich dann als Wachen vor denselben aufstellten, bis sich die Geweckten angekleidet hatten. In den Noviziaten wurden die jungen Leute, welche dem Orden entweder noch durch gar kein oder blos durch das Gelübde des niedrigsten Grades angehörten, von den Koadjutoren und Professen getrennt. Ueberall wurden die Glockenthurmthüren militärisch besetzt. Wer sich ihr näherte, sollte verhaftet werden, und sollte es den Jesuiten dennoch gelingen, Sturm zu läuten, so hatten die Wachen Befehl, die Thüre mit Gewalt zu sprengen und die Stürmenden fest zu nehmen. Die Kirche wurde für den folgenden Tag geschlossen und die Eingänge, die von ihr in die Jesuitenanstalten führten, gleichfalls bewacht. Inzwischen verschloß der Beamte alle Gemächer der letzteren und ließ sich die Schlüssel ausliefern, und als endlich alle Jesuiten im Speisesaale zusammen gekommen waren, wurde ihnen das Verbannungsdekret vorgelesen. Sobald der Beamte damit zu Ende war, befahl er den Jesuiten, ihre Habe zusammenzupacken. Es wurde Jedem gestattet, sein Brevier, seine Wäsche, die gewöhnliche Hauskleidung, den Schlafrock, Hut und Mantel mitzunehmen. Außerdem durften sie noch Chokolade, Tabak und eine gewisse Summe Geldes, wenn sie es als ihr persön-

liches Eigenthum beanspruchen konnten, zu sich stecken. Die Ordensprokuratoren aber, welche die Korrespondenz und Rechnungsführung verwalteten, hatten, bevor sie das Haus verließen, erst noch eine Anzahl Fragen zu beantworten. Die Regierung wollte sich nicht betrügen lassen, wie man früher Venedig und später Portugal und Frankreich betrogen hatte. Gewillt, die Jesuiten mit einer anständigen lebenslänglichen Pension zu versorgen, glaubte sie ein Recht auf deren Güter zu haben. Darum mußten die Prokuratoren die Personen nennen, mit denen sie in Korrespondenz gestanden, die Original-Korrespondenz ausliefern, über die Art und Weise ihrer Verwaltung und das gesammte Rechnungswesen Auskunft geben; sie mußten angeben, wo die Kapitalien ihrer Verwaltung angelegt seien, an wen die Gesellschaft Forderungen habe und wem sie schuldig sei; ob der Orden mit der nächstens aus Indien zurückkehrenden Flotte Geld und Waare erwarte, was derselbe gewöhnlich mit den überschüssigen Kapitalien gethan, was die Jesuiten der spanischen Besitzungen jährlich an die Generalatskasse hätten einzahlen müssen u. s. w.

Als die königlichen Befehle buchstäblich ausgeführt waren, brachte man die Jesuiten an die Küste und schiffte sie auf Staatsschiffen nach dem Kirchenstaate

ein. Ihre Zahl betrug durch das ganze Königreich über 5000.

Inzwischen konnte der König nicht wohl annehmen, daß die Vertreibung der Jesuiten die Billigung der Mehrzahl seiner Unterthanen finde. Diese waren unter der langen Geisteskn echtschaft und durch das geistliche Verdummungs-System für die Erkenntniß ihres wahren Vortheils gänzlich unfähig geworden. Darum mußte er sich in Acht nehmen, diese Unwissenheit zu reizen, und für den Fall, daß sie ihm dennoch gefährlich werden wollte, alle Mittel ergreifen, sie niederzuschmettern. Hierin lag einer der Hauptbeweggründe, welche ihn bestimmten, alle seine Maaßregeln gegen den Orden in das tiefste Dunkel zu hüllen, und aus dieser Rücksicht ging auch die Verordnung, datirt vom Pardo, den 2. April 1767, hervor, welche jetzt Herolde im ganzen Lande verkündigten. Durch dieselbe ward dem Volke die Vertreibung des Ordens bekannt gemacht. Der König berief sich in ihr auf die Berathschlagungen, die er mit seinen Räthen gepflogen, auf die Erwägungen seiner Pflichten, welche von ihm die Erhaltung des Friedens, der Gerechtigkeit und des Gehorsams heischten, und auf „andere dringende, gerechte und nothwendige Ursachen, die er jedoch in seinem Herzen zurückbehalten müsse,“ — um die Maaßregel zu rechtfertigen.

Das war sich nun freilich so gut wie nicht entschuldigt, denn dazu hätte es der Aufzählung der einzelnen Gründe bedurft, durch welche die Verbannung der Jesuiten gefordert worden war. Aber damit wäre auch die Kontroverse eröffnet gewesen, welche die Regierung um jeden Preis vermeiden wollte. Die Vertriebenen und ihre Freunde, deren Zahl Legion war, würden die von der Regierung angegebenen Gründe geleugnet und sophistisch widerlegt haben, die Regierung wäre zu neuen Erklärungen veranlaßt worden, und was vielleicht noch mehr wog als der Widerwille gegen einen Kampf in der Presse, das war ohne Zweifel die Brochure, durch welche des Königs legitime Abstammung bezweifelt wurde, und deren bloße Erwähnung nicht nur der Welt einen Skandal gegeben, sondern auch die Person des Königs zum Gegenstande einer unwürdigen Frage gemacht und ein derselben theures Andenken befleckt haben würde.

Sehr erklärlich werden sonach die §§. XVI, XVII u. XVIII der Verordnung, welche verboten, über die Aufhebung der Jesuiten zu reden, zu schreiben und den Geist des Volkes in Bewegung zu setzen, gleichviel, ob es zu Gunsten oder Ungunsten der Regierung geschehe, ja sie enthielten sogar die Aeußerung einer großmüthigen Gesinnung des Monarchen, da er

damit Denen, welche den Verjagten vielleicht gerne einen Stein nachgeworfen hätten, die Gelegenheit dazu benahm und somit offenbar seine Feinde beschützte. Hieran knüpften sich die Bestimmungen über die Zukunft.

Den aus Spanien gebürtigen Professen wurde eine lebenslängliche jährliche Pension von 100 Piastern, den Laienbrüdern eine solche von 90 Piastern verwilligt, unter der Bedingung allerdings, daß sie im Kirchenstaate bleiben und sich gegen die spanische Regierung nicht zu feindlichen Schritten verleiten lassen sollten. Die Novizen, deren Aufenthalt in ihrem Vaterlande nichts im Wege stand, weil sie dem Orden noch nicht durch Gelübde angehörten, hatten keinen Anspruch auf Pensionsgenuß. Weiter wurde das Volk, welches vielleicht mit der ausgeführten Güterkonfiskation auch die Einziehung der von dem Orden verwalteten Stiftungen besorgte und an der Bezahlung der von denselben hinterlassenen Schulden zweifelte, durch die Verheißung beruhigt, daß die letzteren von der Krone pünktlich bezahlt und die Stiftungsfonds auch künftighin im Sinne der Stifter verwendet werden würden. Diese Verheißung wurde später vollständig erfüllt. Schlüßlich aber verbot die Verordnung den Jesuiten jemals wieder, selbst wenn sie aus dem Orden getreten, um als Laien zu leben, den spanischen Boden zu betreten.

Den Unterthanen aber untersagte sie, mit denselben in Briefwechsel zu treten, während zugleich die Theilnahme an den jesuitischen Affiliationen, welche unter dem Namen von Bruderschaften bestanden, streng verpönt ward. —

Die Jesuiten waren eingeschifft. Das berechtigte sie aber noch lange nicht zu der Hoffnung, sich bald an der väterlichen Brust ihres Generalissimus erwärmen zu können. Es begann nunmehr ein Streit zwischen Spanien und Rom, dessen traurige Folgen auf sie fielen und ihr Loos zu einem äußerst traurigen machte.

Karl III. hatte nämlich schon am 31. März, also noch 2 Tage vorher, bevor die Ordensaufhebung ausgeführt wurde, dem Papste von seiner Entschließung Nachricht gegeben. Das Schreiben war kurz und lautete: Ew. Heiligkeit wissen so gut, wie jeder Andere, daß die erste Pflicht jedes souveränen Monarchen darin besteht, über die Erhaltung der Ruhe seiner Staaten, seiner Ehre und den inneren Frieden seiner Unterthanen zu wachen. Um die Pflicht zu erfüllen, sah ich mich genöthigt, alle Jesuiten, die sich in meinem Reiche befanden, zu vertreiben und dieselben unter die unmittelbare weise und heilige Leitung Ew. Heiligkeit zu stellen. Ich würde unbillig sein,

wenn ich dadurch der apostolischen Kammer zur Beschwerde fallen und sie nöthigen wollte, zum Lebensunterhalte dieser Religiosen, welche das Geschick als meine Unterthanen geboren werden ließ, die erforderlichen Ausgaben zu bestreiten. Allein ich habe schon die vorläufigen Befehle gegeben, daß Jeder eine lebenslängliche Nahrungspension erhalten soll. Ich bitte also Ew. Heiligkeit, diese meine Entschließung als eine unvermeidlich nothwendige nach der reiflichsten Ueberlegung und mit aller Bedachtsamkeit genommene ökonomische Maaßregel anzusehen ꝛc.

Da diese Depesche sogleich abgesandt ward, kam sie früher in Rom an, als die Nachrichten vom 3. April, welche den Papst und den General hätten von dem Vorgegangenen in Kenntniß setzen können. Darum war aber auch ihr Eindruck über alle Beschreibung. Ricci fiel in Ohnmacht und der ganze römische Hof schien einige Tage lang mit Betäubung geschlagen. Erst nachdem man sich überzeugt, daß die Nachricht kein Traum, daß sie volle, lebendige Wirklichkeit sei, änderte sich die Stimmung. Die Niedergeschlagenheit und Rathlosigkeit machte einem exaltirten Wahnsinne Platz. Der General, der in der französischen Angelegenheit mit seiner Forderung eines energischen, Furcht einflößenden Auftretens nicht hatte durchdringen kön-

nen, wiederholte jetzt seine früheren Vorschläge mit einer Anstrengung, wie sie nur der ohnmächtig nach Rache Schnaubende fähig ist, welcher zugleich mit Verzweiflung um die Erhaltung seines Daseins ringt. Allerdings gab es auch wieder klar blickendere Kardinäle, welche das Kopflose dieses Begehrens einsahen und dagegen mit all ihrem Einflusse ankämpften. Sie verhehlten sich nicht, daß die Vernichtung des Ordens keine alleinstehende, ihrem eigenen Boden entwachsene Thatsache sei. Es war das Princip des Staates in das Bewußtsein gedrungen und die Erkenntniß der nothwendigen Grundlage der weltlichen Autorität erwacht. Somit mußte das kirchliche Princip und die geistliche Autorität herabgedrückt, beides aber, wenn es nicht zerstört werden sollte, entweder dem Staate dienstbar gemacht oder mit seinem Fundamentalsatze in Uebereinstimmung gebracht werden. Das war die wahre Situation, in der man sich befand, und die Kardinäle wußten sie zu würdigen. Bei alledem drangen sie nicht ganz durch. Sie erreichten zwar insoweit ihren Zweck, daß der päpstliche Stuhl dem spanischen Hofe nicht geradezu den Fehdehandschuh hinwarf, aber dennoch fiel die Antwort des heiligen Vaters noch beleidigend genug aus.

Im Eingange derselben beklagte der Papst die

Jesuitenverbannung aus Spanien als den schmerzlichsten unter allen Unglücksfällen, die ihn während seines Pontifikats betroffen, so aber, daß die Jeremiade zugleich ein stechender Vorwurf war. „Also auch Du noch, — jammerte er — mein Sohn! Also auch der katholische König Karl III., der uns so lieb ist, füllet den Kelch unserer Leiden, versenkt unser Greisenalter in einen Thränenstrom und stürzt uns in das Grab?“ Dann wendet er sich an das Nationalitätsgefühl des Königs, indem er darauf hinweißt, daß der Gründer der Gesellschaft ein Spanier gewesen, und von dieser Instanz appellirt er an die Gerechtigkeitsliebe des Monarchen, der sich berechtigt glaubte, eine ganze Gesellschaft geistlicher, dem Dienste Gottes und der Menschen geweihter und ergebener Personen ungehört und unvertheidigt vom Grund aus vertilgen, sie ihrer Ehre, ihres Vaterlandes und ihrer rechtmäßig erworbenen Güter berauben zu dürfen . . . . . „Was uns betrifft,“ fügt er dann weiter hinzu, „so müssen wir, obgleich wir über diese Angelegenheit unaussprechlich betrübt sind, doch bekennen, daß wir für das Heil der uns so lieben Seele Eurer Majestät in Furcht und Zittern schweben.“ Also auch eine Drohung mit Verdammniß! Nun aber folgt die Vertheidigung des Ordens. „Ganz unschuldig“ — sagt

Clemens XIII., — wir bezeugen es vor Gott und den Menschen, ist der Körper, das Institut und der Geist der Gesellschaft Jesu, und nicht nur allein unschuldig, sondern auch fromm, nützlich und heilig in ihrem Wesen, in ihren Gesetzen und in ihren Maximen. . . . Diese Gesellschaft besteht zwar, wie jede andere, aus Menschen, welche fehlen, irren und Böses thun können, allein die Vergehungen und Fehltritte der einzelnen Glieder finden, ob man gleich das Gegentheil vorgiebt, weder in den Gesetzen, noch in dem Geiste dieses Körpers Unterstützung und Schutz." Nachdem so alle Saiten angeschlagen worden waren, welche, wie man glaubte, das Herz des Königs rühren konnten, folgt der Vorschlag zur Zurücknahme des königlichen Dekretes. Allein der Verfasser der Schrift mochte wohl fühlen, was er damit dem Monarchen zumuthete. Darum fuhr er fort: „Aber die Sache ist nunmehr einmal geschehen, werden die Politiker sagen; der Entschluß ist gefaßt und die Verordnung kund gemacht. Was würde die Welt dazu sagen, wenn die Vollziehung derselben widerrufen würde! Was die Welt dazu sagen würde? Ei, warum bekümmert man sich nicht lieber darum, was der Himmel dazu sagen würde? Was würde aber die Welt sagen? Sie würde eben das sagen, was sie sagt, und

ohne Aufhören von dem mächtigen Beherrscher des Orients, dem Ahasverus sagen wird, welcher dadurch, daß er durch die Bitten und Thränen der Esther bewogen worden, einen erschlichenen Befehl, (sic) alle in seinem Königreiche befindlichen Juden niederhauen zu lassen, zu widerrufen, sich für immer den Ruhm eines gerechten Monarchen erwarb. Sire! welche erwünschte Gelegenheit haben Sie nun jetzt, sich einen gleichen Ruhm zu erwerben!"

Man kann einen Mann, der diesen Ehrennamen in der That verdient, keine größere Beleidigung zufügen, als wenn man ihn auffordert, inkonsequent zu sein. Er wird immer mit Entrüstung antworten: Wer denkst Du, daß ich bin, wen glaubst Du, daß Du vor Dir hast? Diese Wahrheit, die so alt ist, als die Menschen eine Ueberzeugung in sich tragen, welche ihre Handlungen bestimmt, verkannte der päpstliche Hof ganz und gar. Noch mehr, — ungeachtet der König versichert hatte, daß er sich nur nach „reiflichster Ueberlegung" und „mit aller Bedachtsamkeit" zu dem fraglichen Schritte entschlossen, sowie daß dieser ein „unvermeidlich nothwendiger" gewesen, da nur er die Erfüllung der „ersten" Regentenpflicht möglich gemacht, wagte man es, dem Könige zu verstehen zu geben, daß er, wie Ahasver, der Ueberlistung

unterlegen. Hierin, wie in der Vertheidigung des Ordens war eine Arroganz, welche den König erbittern mußte.

Dennoch war die Rückantwort sehr gemessen. Sie wurde von dem Staatsrathe entworfen, der zugleich ein Gutachten über das päpstliche Breve abgab. Das letztere verdiente das Lob einer äußerst klar durchdachten Arbeit, welche eben so sehr auf der Geschichte, als auf eine geläuterte Anschauung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche fußte. Nachdem es im Eingang durch die Entzuckerung des päpstlichen Schreibens dem König dessen ganze Bitterkeit zu kosten gegeben, beruft es sich auf die gelehrten Spanier, Melchior Cano, Arias Montano u. A., die den Orden schon zur Zeit dessen Einführung erkannt und bekämpft hatten. Es erinnerte daran, daß der General Borgia, der den Orden als dritter General regierte, über den Hochmuth seiner Untergebenen als eine Folge der maaßlosen Privilegien geklagt, und der General Gonzalez vergeblich das Wachsthum des Ordens zu verhindern gesucht, während Mariana ein ganzes Werk über die Krankheit und den Verfall der Anstalt geschrieben habe. Hiernächst wird auf die Verfälschung der Kirchenlehre durch Molina, Johann Harduin, der dem Skeptizismus huldigte, Isaak Berruyer, der

den Arianismus wieder in's Leben rief, und die chinesischen und malabarischen Licenzen hingewiesen. Dann kritisirte das Gutachten den Geist des Institutes, wenn auch nur kurz und andeutungsweise. Man wies auf das Verbot hin, daß sich kein Untergebener gegen seinen Vorgesetzten vertheidigen darf, auf die sklavische Unterdrückung des Verstandes, auf die abscheuliche Gewohnheit, dem Vorgesetzten die Beichtgeheimnisse zu verrathen, auf ihre Unabhängigkeit von jeder Gerichtsbarkeit und auf ihre Freiheit von allen Verpflichtungen anderer Religionsorden. Auch die königlichen Gerechtsamen fand man gefährdet, vorzüglich dadurch, daß sie den gemeinen Jesuiten die Berufung an die königlichen Gerichtsstellen verweigerten, um sich über ihre Vorgesetzten zu beschweren, und daß sie heimliche Gesellschaften und Verbrüderungen errichteten, durch welche sie auf deren Beschränkung hinarbeiteten. Die im päpstlichen Breve ausgesprochene Besorgniß, daß es an geistlichen Arbeitern fehlen werde, um sowohl für das Seelenheil der Spanier zu sorgen als auch um die Heiden zu bekehren, wird kurz damit widerlegt, daß es keinen Mangel an Welt- und Ordensgeistlichen in Spanien habe, welchen das Heil der Seelen mit mehr Nutzen als den Jesuiten anvertraut werden könne. Was aber die Missionen betreffe, so sei es

bekannt, daß die Jesuiten hierbei Abgötterei geduldet, auf den Philippinen die Indianer zu Gunsten der Engländer empört, daß sie sich der Souveränetät aller indischen Nationen bemächtigt 2c., folglich zu diesem Behufe gar nicht zu gebrauchen seien. Und wenn endlich der Papst in der Vertreibung des Ordens eine Ungerechtigkeit finde, so sei dies eine gänzliche Verkennung der Sachlage. Man habe gegen die Jesuiten keine kontentiöse (auf Klage beruhende und daher das Recht der Antwort bedingende), sondern eine ökonomische Gerichtsbarkeit üben wollen (die aus dem Grundsatze: salus summa reipublicae ratio hervorgehend, ohne weitern Prozeß nur in Rücksicht auf das Staatswohl in Anwendung gebracht wird). „Und dazu — heißt es dann weiter — hatte man gegen die Jesuiten dasselbe Recht, wie gegen die weltlichen Staatsangehörigen. Denn da kein Regularorden, sowie weder Bischöfe noch Pfarrer durchaus und unbedingt in der Kirche ein nothwendiges Dasein behaupten können, so stehet es gänzlich in der Willkür eines jeden Regenten, einen solchen Orden anzunehmen, zu schützen oder zu verbannen. Gleichwie aber die Gegenstände der Disciplin den Veränderungen unterworfen sind, so wurden die Regularorden bald ganz aufgehoben, wie die Tempelherren, oder reformirt, wie die Franziskaner,

oder endlich ihre Konstitutionen abgeändert, da diese weder mit dem Dogma noch mit der Moral in Verbindung standen und sich einzig nur auf gewisse fromme Einrichtungen bezogen, die nur insofern nützlich waren, als sie Gutes bezweckten, aber verwerflich wurden, sobald sie in Mißbräuche ausarteten. Wenn sich nur blos der eine oder andere Jesuite in der Reihe von Aufruhren und Verschwörungen verflochten hätte, wäre es freilich ungerecht, den ganzen Orden zu verbannen. Allein ein einzelnes Glied des Ordens kann nichts für sich allein unternehmen. Es wird Alles von seiner Regierung in Bewegung gesetzt und eben diese ist die verdorbene Masse, von welcher alle Handlungen der Individuen abhängen, die weiter nichts als Maschinen des Willens ihrer Vorgesetzten sind.

Die Antwort an den Papst enthielt wohl mit Absicht von allen diesen Erwägungen keine Andeutung. Karl schrieb ihm: Ew. Heiligkeit können von selbst ermessen, wie sehr mich Ihr Kummer schmerzen muß, zumal derselbe aus dem mißtrauischen Bedenken zu entstehen scheint, ob die Gründe, die mich zur Verbannung der Jesuiten bewogen, auch wohl hinreichend und überzeugend genug gewesen. Diese Gründe und diese Ueberzeugungen, heil. Vater, sind zu stark

und zu gewiß, als daß ich mich, anstatt den ganzen Orden aus meinen Staaten zu verbannen, nur blos zu der Verstoßung einiger Glieder desselben hätte entschließen sollen. Dieses ist, ich wiederhole es, die völlige Wahrheit, und ich bitte Gott, daß er Sie davon überzeugen möge, indem eine solche Ueberzeugung vollkommen zu Ihrer Beruhigung dienen kann ꝛc.

Man muß gestehen, der Staatsrath des Königs wußte sich äußerst würdig und zugleich äußerst fein zu benehmen. Dadurch, daß er dem Papste die speziellen Gründe der Verbannung verhehlte *), stellte er die letztere selbst als eine Sache der inneren Staatspolitik hin, über welche dem Papste stillschweigend das Recht eines Urtheils abgesprochen wurde, weshalb man sich auch gar nicht mit ihm in Erörterungen einließ. Das konnte dem Papst, wie sich leicht denken läßt, nicht entgehen. Ganz betroffen, auf sein rührendes Breve, das jeden Falls einen gewaltigen Eindruck hatte machen müssen, eine so kurze, kalte und

*) Auf nicht offiziellem Wege soll der König dem Papste indessen doch mitgetheilt haben, „daß er, um der Welt einen großen Skandal zu ersparen, ihr das äußerst abscheuliche Gewebe nicht vor Augen legen wolle, welches ihm zu solcher Härte gegen den Orden gezwungen habe.“ Bucher, histoire de Jésuites. II. 340.

entschiedene Antwort zu bekommen, rief er eine Kardinalversammlung zusammen, um über die weiteren Schritte Beschluß zu fassen. Zu ihr ward auch der General Ricci eingeladen, dessen Ansicht, weil er der am meisten Betheiligte war, vor Allen zu hören billig schien. Ricci spannte die Aufmerksamkeit der Kongregation auf's Aeußerste. Jeder war begierig zu hören, welcher Vorschlag aus dieser Fundgrube von List und Durchtriebenheit entsteigen würde. Der General trug Bedenken, sich sofort zu äußern, bevor er sich mit seinen Assistenten unterredet hatte, und zog sich deshalb auf einige Minuten zurück. Als er wieder eintrat, war Alles Ohr.

„Ich beantrage," begann er, „daß der Papst die Vertriebenen nicht in den Kirchenstaat aufnehme." Diese Worte brachten augenblicklich ein grenzenloses Entsetzen hervor. Bald aber befreundeten sich die „Entschiedenen" mit dem Antrage und er kam zur Debatte. Er ward von der jesuitenfreundlichen Seite mit ungemeiner Anstrengung aufrecht erhalten, aber auch mit womöglich noch größerem Kraftaufwande von deren Gegnern niedergedonnert.

Die Protestanten, auf die geringe Läuterung ihres Bekenntnisses von einigen Mängeln des katholischen stolz, halten für gewöhnlich die katholische Kirche für den

Inbegriff der Finsterniß und sehen in jedem Geistlichen wie in jedem Angehörigen dieser Kirche einen Feind des Lichtes. Das ist ein großer Irrthum. Zwar ist es nicht zu verkennen, daß die hierarchische Verbindung den Geist des Lichtes unterdrückt und wo sie Das nicht vermag, in das undurchschaubare Innere zurück treibt; aber es giebt gar manchen katholischen Priester, den seine Ueberzeugung weit über den protestantischen, d. h. gemildert-katholischen Lehrbegriff hinausträgt, und der darum nicht nur das Getriebe, in dem er mitwirken muß, haßt, sondern auch seine Pflichten, insoweit sie in widersinnigen Firfaxereien bestehen, mit Widerwillen erfüllt. Ein solcher Mann war z. B. der Priester Meslier, dessen Werk „der gesunde Menschenverstand" unsterblich ist und in der protestantischen Literatur durchaus nicht seines Gleichen hat. D'Alembert hat ihm das literarische Denkmal gesetzt: „Hier liegt ein Priester, welcher bewiesen hat, daß Neun und Neunzig Schafe und ein Hirte nicht hundert Stück Vieh ausmachen." *) Ihm ähnlich war der Kardinal Cavalchini, der in der Kongregation gegen den Orden auftrat. Wir können es

*) Eine deutsche Bearbeitung dieses Werkes haben wir gegenwärtig unter der Feder.

uns nicht versagen, dieses Aktenstück hier theilweise aufzunehmen. Er begann also:

„Wir sind hier beisammen, um zu berathen, ob es vortheilhaft sei, durch einen voreiligen Beschluß die Handlungen der Jesuiten zu unterstützen. Nach meinem Ermessen aber sollte der Hauptgegenstand unserer Aufmerksamkeit der sein, ob ihre Verbrechen verdienen, daß man sie weiter anhöre. Schon seit zwei Jahrhunderten wird die Gesellschaft von so vielen Reichen, Republiken und Provinzen ununterbrochen bei dem heiligen Stuhle verklagt und der heilige Stuhl hat immer geschwiegen. Endlich, da sich die ganze christliche Republik unseres Jahrhunderts vereinigt, die Gesellschaft anzuklagen und sich wegen ihrer Betrügereien, Nachstellungen und Falschheiten gegen sie zu beschweren, — wird uns da noch das Stillschweigen des heiligen Stuhles vortheilhaft scheinen, und wird man da noch glauben, daß nichts Anderes zu thun und zu beschließen sei, als was mit den gefährlichen Grundsätzen der Jesuiten und mit ihren Wünschen übereinstimmt? Als früher einer der Humiliatoren einem Kardinale nach dem Leben strebte, glaubte man dieses Verbrechen nicht anders als durch die Unterdrückung des ganzen Ordens bestrafen zu dürfen. Und uns sollte so wenig an dem Leben christlicher Fürsten

liegen, daß wir die blutgierigen Jesuiten sogar, wie bisher, mit unserem Schutze beehren? Sie sind aus dem Königreiche Portugal, das von jeher der katholischen Kirche am treuesten gewesen ist, als Königsmörder verbannt worden, und Rom sieht nicht allein die Lebensgefahr eines so durchlauchtigen Sohnes der Kirche mit Gleichgültigkeit an, sondern trägt sogar kein Bedenken, die Vertheidigung des Hochverraths zu übernehmen; ja es hat zu eben der Zeit die Einrichtung der Gesellschaft von Neuem bestätigt und mit größeren Lobsprüchen überhäuft, als sie von den Jesuiten selbst ersonnen werden können! Heute wird dem heiligen Stuhle ein neues abscheuliches Verbrechen der Jesuiten vorgetragen, nämlich die boshafte Nachstellung gegen das Leben des Königs von Spanien. Eine lange Reihe von ungeheuren Vergehen, als die Usurpation ganzer Länder, die Empörung ganzer Völker, die Mißbräuche des Gottesdienstes und der Sakramente beweisen, daß die Gesellschaft strafbar ist. Werden aber bei solchen Umständen unsere Berathschlagungen noch immer von ihrer Willkür abhängen? Und werden wir Grundsätze, die nichts als Rache und Mord athmen, noch immer durch unsere Gewalt schützen? Mit welchem Rechte dieses geschehen könnte, sehe ich nicht ein. Man müsse denn deutlich zeigen

wollen, daß der heilige Stuhl nur die Mutter der Jesuiten wäre. Denn Jedermann begreift, daß durch unsere Kongregazion bekannt werden muß, ob wir gesonnen sind, die Schuldigen zu verdammen, oder sie, die der abscheulichsten Verbrechen überführt sind, zu beschützen. Jetzt ist es unmöglich, die offenbaren Verbrechen der Gesellschaft zu verhehlen. Sie hat dieselben, da ihr dazu ihre innere Einrichtung Gelegenheit gab, so sehr auf einander gehäuft, daß sie schlechterdings nicht freigesprochen werden kann. Wir können keinen Gegenvorstellungen mehr Raum geben. Wir müssen die Klage des Königs von Spanien anhören und ihr Gerechtigkeit verschaffen. Wenn wir behaupten wollten, die Jesuiten seien einer Begnadigung würdig, so würde es scheinen, als wären uns die Umstände der Zeit nicht recht bekannt. Denn wollen wir jetzt die Vertheidigung ihrer Sache übernehmen, so werden wir ohne Zweifel in ihren Untergang mit verwickelt werden. Ihre Gönner haben nicht nöthig zu sagen, daß man in den Jesuiten die Stütze und den Grundpfeiler des heil. Stuhles erhalten müsse. Diese Prahlerei der Jesuiten ist abgeschmackt. Und wenn auch das, wessen sie sich rühmen, wahr wär, so fordert es aus eben diesem Grunde unser Vortheil, uns von ihnen zu trennen,

um nicht mit ihnen in den Abgrund des Verderbens gezogen zu werden. Es ist also wider die Gerechtigkeit sowohl, als wider den Nutzen des heil. Stuhles und wider die Ehre der Kirche, auch jetzt noch die Verbrechen der Gesellschaft zu verdecken. Wie kann es uns demnach in den Sinn kommen, dem listigen Vorschlage des Generals Beifall und Unterstützung zu zollen?“

In diesem Geiste fuhr die Rede fort und endete mit einer herzerschütternden Mahnung an die Versammlung, den päpstlichen Stuhl durch die Liebkosung der Jesuiten nicht zu Grunde zu richten.

Leider bestand die Mehrzahl der Kardinäle aus jesuitischen Emporkömmlingen und Ricci hatte nach der folternden Qual, die Rede Cavalchini's bis zum letzten Worte anhören zu müssen, die Genugthuung, seinen Antrag siegen zu sehen.

Dieser Beschluß wurde dem spanischen Geschäftsträger mitgetheilt, und als die mit den Jesuiten befrachteten Schiffe im Hafen von Civita Vecchia einliefen, erhielten sie den strengsten Befehl, ihre Ladung zu behalten. Als die Jesuiten dennoch theilweise ans Land zu steigen versuchten, schoß die päpstliche Hafenartillerie mit Kanonen unter sie, worauf sie sich wieder in ihre Schiffe zurückzogen.

Dem barbarischen Empfange auf dem Gebiete des heiligen Vaters folgten einige Wochen voll herzzerreißenden Elendes. Man versuchte noch eine Landung auf Genua, die gleichfalls vereitelt wurde und trieb ziemlich zwei Monate rath- und ziellos auf dem Meere herum, während welcher Zeit Verzweiflung, Hunger und Seuchen einen großen Theil der Mannschaft aufrieb. Zuletzt fanden sie noch auf Korsika ein gastfreundliches Asyl. Die römischen Staaten öffneten sich ihnen erst nach Verfluß einer ziemlich langen Zeit.

Sicher giebt es keinen fühlenden Menschen, der den Jesuiten in dieser letzten Periode sein Beileid versagen kann. Zwar vermag sich die Mehrzahl der ruhig in ihrer Heimath lebenden Menschen den verzehrenden Schmerz nicht vorzustellen, welcher Dem in dem Busen wühlt, den das Vaterland hinaus in die Fremde stößt, wo er Nationen findet, die weder seine Sprache sprechen noch mit ihm fühlen, und darum ist es ihnen auch unmöglich, die Leiden der Jesuiten in jenen Tagen zu begreifen. Wir, die wir diese Worte in dem Zustande der Verbannung niederschrieben, haben diesen Schmerz empfunden und fühlen ihn noch, können uns also eher in die Unendlichkeit des Unglücks der verwiesenen Priester hineindenken, obgleich auch wir noch weit genug von einer vollständigen Er-

fassung desselben entfernt bleiben. Denn für den einfach politischen Flüchtigen wird das fremde Land doch mindestens allmählig zu einer eingebildeten zweiten Heimath. Wer aber, wie die Jesuiten, in einem gebrechlichen Baue auf dem Wasser schwimmt und nirgends, nirgends wo das Land das Meer begrenzt, eine Zufluchtstätte findet, wem man das Recht zu leben gelassen, zugleich aber das Recht, die Erde zu betreten, entrissen hat, — o der ist das beklagenswertheste Geschöpf, welches in der Welt athmet.

Zur Ehre für die Menschheit fällt der Fluch der Entrüstung, welcher sich bei dieser Betrachtung unserer Brust entwindet, nur auf die Jesuiten selbst zurück. Denn ihr gemeinsamer Vater, der Jesuitengeneral, und in zweiter Instanz der Vater der katholischen Christenheit, der Papst, war es, welcher sie opferte. Spanien steht schuldlos da, denn es hatte sie amnestirt und großmüthig entlassen, statt sie auf dem Schaffotte sterben zu lassen oder in Kerkern zu begraben, wollte es nur, daß sie das Land verließen um in der Ferne, von seiner Gnade unterstützt, glücklich und sorgenlos zu leben. Das that ein Land, welches unter ihrer Herrschaft ein Pompeji im Reiche des Geistes geworden war.

Um so namenlos das Unglück für den Orden war,

ist es ihm keine Lehre geworden. Er hat es schnell vergessen und wird es, fürchte ich, einst beklagen. „Wenn sich die blutige Stunde losreißen wird, aus dem Schooße der Zeit“ — dann giebt es vielleicht keine Amnestie mehr für Verbrecher wider die Freiheit, und möglich, nur zu leicht möglich dürfte es sein, daß sich seine Angehörigen einst noch sehr glücklich schätzen würden, ihr elendes Dasein zwischen Himmel und Wasser fristen zu können.

Die Aufhebung des Ordens in Neapel, Sizilien, Parma, Piacenza und auf Malta.

Die kleineren katholischen Staaten des Südens schienen nur darauf gewartet zu haben, auch ihrerseits dem Orden des heil. Ignaz das Lebenslicht auszublasen. Vielleicht hätten sie dies schon unternommen, nachdem Portugal damit zu Ende war, wenn dieser Staat bedeutender gewesen und Pombal nicht vielseitig mit jenem Mißtrauen betrachtet worden wäre, das stets den Männern zu Theil wird, welche sich über die Vorurtheile der Massen hinwegsetzen und die Hand an das durch Gewohnheit und Sitte Heiliggesprochene legen. Ziemlich ähnliche Rücksichten scheinen selbst nach Frankreichs energischem Auftreten vorgewaltet zu haben, denn dieses Land hat sich trotz Ludwig XIV. Hugonottenverfolgungen durch das Festhalten seiner sogenannten Nationalkirche nie recht das Ansehen eines katholischen erwerben können. Das trat zumal jetzt, wo die Jesuiten ihre Verbannung als

die Folge jansenistischer Einflüsse darstellten, grell hervor. Als sich aber auch Spanien, an dessen Katholizität kein Makel haftete und das sich zu den europäischen Großmächten zählte, gegen den Orden erklärte, hatte er in den kleinen Staaten so gut wie ausgelebt.

Den Anfang machte Neapel und Sizilien, dessen gemeinschaftliche Krone ein Sohn Karl III., Ferdinand IV. trug. Dieser junge Fürst war ganz in die Fußstapfen seines Vaters getreten. Sein Staatsminister, Bernard Tanecci, und sein Oberfeldherr, der Prinz di Campo Fiorito, gehörten zu den klarsten Köpfen der Staaten, die er beherrschte, und was ihm selbst betraf, so stand er denselben nicht allzusehr nach. Er folgte daher noch in demselben Jahre dem Beispiele seines Vaters, indem er durch einen Befehl vom 20. Dezember 1767 den Orden in seinem Reiche aufhob.

Diese Verordnung war ganz nach der spanischen zugeschnitten. Die Rückkehr wurde den Jesuiten mit der Drohung verboten, daß man sie als Hochverräther ergreifen und bestrafen werde; dagegen sollten die eingebornen Ordensglieder, mit Ausnahme der Novizen, monatlich 6 Dukaten lebenslängliche Rente erhalten, die nur durch einen Rückkehrversuch oder durch

ein feindseliges Benehmen derselben gegen den Staat verfiel. Dafür gingen freilich ihre Güter an den Staat über. Was die Unterthanen betraf, so ward ihnen bei den Strafen, mit welchen die Majestätsbeleidigung verpönt war, die fernere Verbindung mit den Jesuiten und die Betheiligung an den Affiliationen untersagt. Die Kritik der Maaßregel erklärte man auch hier für ein Verbrechen.

Die Ausführung dieser Verordnung fand im Gebiete Neapels in der Nacht vom 20. zum 21. Dezember statt, und zwar gleichfalls auf die in Spanien beobachtete Weise. Nachdem man sich der Jesuiten bemächtigt, führte man sie so schnell wie möglich unter Truppenbegleitung in die Seehäfen und schiffte sie nach dem Kirchenstaate ein, so daß das Volk die Verbannung seiner guten Freunde erst dann erfuhr, als letztere schon unter Segel gegangen waren.

In Sizilien fand die Vollziehung 8 Tage später statt, nämlich den 30. Dezember, auch erfolgte hier die Einschiffung nicht so schnell, da sie im Hafen von Palermo einige Zeit liegen mußten, um auf günstigen Wind zu warten. Aber so groß war die Furcht der Regierung vor dem Fanatismus oder vielmehr vor der Dummheit des von den Vätern erzogenen Volkes, daß der Befehlshaber allen Einwohnern streng verbot,

zur Zeit der Abreise der Jesuiten aus ihren Häusern zu gehen.

Die Jesuiten behaupteten später, der Truppenkommandant habe geheime Befehle gehabt, sie alle ermorden zu lassen, sofern das Volk einen Aufstand zu ihrer Befreiung versuche. Diese Angabe ist durchaus nicht erwiesen. Aber selbst wenn sie es wäre, würden wir die Regierung nicht anklagen. Da sie versuchte, die Jesuiten in aller Ruhe und ohne ihnen ein Haar zu krümmen zu entfernen, ja ihnen sogar eine ansehnliche Pension verhieß, gab sie den Beweis einer humanen Gesinnung. Stand das Volk für sie auf, so bezeugte dies eben, daß sie seine Verderbniß schon zu dem Grade gebracht, in welchem es die Autorität der Regierung nicht mehr achtete. Die letztere durfte also in ihrem eigenen wie im Interesse des Volkes die Berechtigung finden, die Ursachen zu vernichten, welche jene Verderbniß hervorgebracht hatten und bei ihrer ferneren Existenz unheilbar gemacht haben würden. Denn der Mord, der Krieg und die Todesstrafe sind, wie jede andere That, nicht an und für sich unsittlich, sondern sie werden es erst durch andere hinzutretende Umstände. Der Mord wird ein Recht im Falle der Nothwehr, der Krieg wird heilig, wenn er um der Menschheit höchstes Gut, die Freiheit,

geführt wird, und die Todesstrafe wird unerläßlich, wenn in dem Leben der Individuen eine Quelle von Gefahren und Erschütterungen für die öffentlichen Gemeinwesen liegt, welche sich durch bloße Freiheitserziehung nicht verstopfen läßt. Es ist eben nur der letzte Grad der Konkurrenz um das Dasein, welches in solchen traurigen Gewaltsäußerungen liegt, und wir sehen sie durch die ganze Natur auf dieselbe Weise auftreten, welche durch ihr eigenes Beispiel dazu anweißt. Solchemnach hätte daher z. B. auch gar kein Verbrechen darin gefunden werden können, wenn es England und Frankreich gelungen wäre, die Prätendenten hinzurichten, welche sich zu verschiedenen Zeiten im Auslande mit dem Titel ihrer legitimen Beherrscher brüsteten. Dadurch würden nicht nur die Kabalen und Intriguen der Parteien, welche den Prätendenten anhingen und den Staat in Unordnung und Verwirrung brachten, verhütet, sondern auch das Leben und der Wohlstand vieler Tausende erhalten worden sein, welche in den blutigen, stets nur im Interesse einer einzigen Familie unternommenen Erhebungen untergingen oder durch sie verarmten. —

Als der Papst den neuen Schlag erfuhr, der seine Getreuen getroffen hatte, ward er nicht bestürzt, wohl aber ungeheuer zornig. Daher sprach er zu Ferdi-

nand IV. auch nicht wie zu „seinem Sohne, den katholischen König Karl III.", sondern wie zu seinem Untergebenen. „Ohne die gemeinsame Oekonomie aller Reiche in Verwirrung zu bringen," schrieb Klemens XIII. durch seinen Gesandten an den König, „darf vermöge des öffentlichen Fürstenrechts kein Souverän in seinen eigenen Besitzungen auf irgend eine gewaltthätige Weise bedroht werden. Aus diesem Grunde kann Se. Heiligkeit die aus Neapel und Sizilien verstoßenen Jesuiten ebensowenig in ihren Staaten aufnehmen, als zugeben, daß der sizilianische Hof jene Güter einziehe, welche die Jesuiten im Gebiete Neapel besitzen."

Durch diese Sprache ließ sich der Hof von Sizilien und Neapel nicht einschüchtern. Er wieß die Anmaßung Roms mit wenig Worten zurück, und um den Herren in der Weltstadt zu zeigen, daß man endlich sein eigen sei, hob man eine Masse Klöster auf, zog deren Besitzungen für den Staatsschatz ein und stellte viele Rechte wieder her, die im Laufe der Zeit der Krone vom römischen Stuhle entrissen worden waren.

Der Papst antwortete darauf nur mit einer, in den gehässigsten Ausdrücken verfaßten Denkschrift, welche er an die katholischen Mächte richtete und deren Zweck-

losigkeit er sich wohl selbst bei der damaligen Stimmung der Monarchen nicht verhehlen konnte.

Während sich Klemens XIII. noch ärgerte, daß sich einer seiner gekrönten Söhne nach dem andern als ungerathen auswieß, wurde ihre Zahl noch durch zwei andere vermehrt, den Herzog Ferdinand von Parma und den Fürsten-Großmeister der Maltheserritter, Emanuel Pinto.

Der Erstere, Ferdinand, arbeitete, unterstützt von seinem braven Minister du Tillot, schon seit drei Jahren emsig daran, der kirchlichen Reformation in seinem Ländchen den Weg zu bahnen und trat sonach als der verdienstvollste, wenn auch als der politisch unbedeutendste zuletzt, in der Arena auf. Am Anfange des Jahres 1768 verjagte er die Jesuiten unter übrigens ganz gleichen Formen aus seinem Gebiete. Noch vorher hatte Pinto die Insel Malta von ihnen gesäubert, wo sie sich den Rittern längst schon durch ihre Anmaßungen verhaßt gemacht.

Klemens XIII. schienen diese Vorgänge in Parma willkommen zu sein. An den Parmaneser glaubte er sich wagen zu können, um ein für die übrigen Fürsten abschreckendes Beispiel zu geben. Er ließ daher ab, mit dem sizilianischen Hofe zu rechten und stürzte sich auf den Herzog Ferdinand, über dessen Besitz=

thum der römische Stuhl schon seit allen Zeiten die Oberherrschaft beanspruchte, ungeachtet Klemens XI. von Kaiser Joseph I. dazu gezwungen, für immer darauf verzichtet hatte. Diese vergebliche Souveränetäts-Zuständigkeit wurde wieder hervorgesucht und kam dem heiligen Stuhl sehr zu Statten, denn wie gesagt, wenigstens der schwächste der gekrönten Revolutionäre gegen die Kirche sollte das Gewicht ihrer Macht fühlen. Demzufolge war am 30. Januar 1768 ein Manifest an den Kirchen Roms angeheftet, in welchem der Papst die seit längerer Zeit in seinem Herzogthume Parma und Piacenza von einem weltlichen und folglich unrechtmäßigen Tribunale erlassenen Dekrete und Edikte wider die Rechte und Humanität der Kirche für nichtig, von keiner Gültigkeit, für verwegen und für solche erklärt, welche von Personen ausgehen, die zu deren Verkündigung keine Befugniß haben. Er verbietet daher seinen ehrwürdigen Brüdern, den Bischöfen dieser Herzogthümer und Anderen, sich darnach zu richten. Und, fügte das Monitorium hinzu, gleichwie es bekannt ist, daß alle Diejenigen, welche sich zu Abfassung, Kundmachung oder Vollstreckung dieser Anordnungen gebrauchen lassen, in alle Kirchenstrafen verfallen, und aller päpstlichen Gnaden verlustig gehen, so sollen sie von

diesen Strafen zu keiner Zeit von Niemand, als vom regierenden Papste entbunden werden können, wobei ihnen aber vorbehalten bleibt, Alles, was sie zum Abbruch der Kirchenimmunität gethan, zu widerrufen.

Somit war der Bannfluch gegen einen Monarchen und alle seine Landesbehörden ausgesprochen!

Die Sache machte einen über alle Maßen bösen Eindruck auf die katholischen, besonders bourbonischen Höfe, mit denen der Herzog Ferdinand verwandt war. In Frankreich verbot das Parlament die Verbreitung der Fluchschrift bei Strafe der Rebellion gegen den König, in Portugal wurde sie als aufrührerisch, tückisch, die öffentliche Ruhe und den Frieden störend verurtheilt, und in Neapel wurden Diejenigen, welche dieselbe ausstreuen oder die in ihr enthaltenen Sätze vertheidigen würden, für Feinde des Staats und des Bürgerrechts in demselben verlustig erklärt.

Neapel benutzte diese Gelegenheit, um die Unabhängigkeit der weltlichen Autorität offen auszusprechen und damit einem Prinzipe das Leben des klargefühlten Wortes zu geben, welches sich nach so unendlichen Kämpfen aus dem Wuste von Jahrhunderten herausgearbeitet und endlich seinen Gegensatz glücklich besiegt hatte. „Die Rechte der Monarchen,“

sagte es, und meinte damit die Verkörperung der weltlichen Autorität, „beruhen auf Grundwahrheiten, welche das Interesse der geistlichen Macht zwar in den Zeiten der Unwissenheit oder bei Gelegenheit von Streitigkeiten zwischen weltlichen Fürsten durch unendliche Eingriffe zu bestreiten gesucht, niemals aber, so viele Macht auch die Religion auf die Leichtgläubigkeit der Menschen hat, vertilgen, ja nicht einmal wankend machen konnte.

Ihm folgte die fromme Kaiserin, Marie Theresie von Oestreich, welche dem päpstlichen Hofe sonst so ergeben war, denn auch sie empörte ein solches Verfahren desselben gegen einen Fürsten. In einem Dekrete vom 10. Oktober 1768 gab sie die Erklärung, daß der Papst in bürgerlichen Angelegenheiten durchaus keine Befugniß habe, für die Unterthanen verbindliche Befehle zu erlassen, weshalb sie auch den Bannbrief und die Nachtmahlsbulle, auf deren staatsgefährlichen Prinzipien derselbe beruhte, so wie die Bulle Apostolicum pascendi, welche nach der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich erschienen war, durch die ganze Monarchie verbot.

Daß die päpstliche Schrift in Spanien kein besseres Schicksal hatte, versteht sich natürlich von selbst. Hier ging man vielmehr noch weiter als an den andern

Höfen, indem man zugleich auf die Anmaßung aufmerksam machte, daß Klemens XIII. Parma und Piacenza sein Herzogthum genannt hatte. Venedig, Genua und Monaco schlossen sich der allgemeinen Verurtheilung der Bullen an und am allereifrigsten war Parma, da es am meisten dabei interessirt war.

Der bürgerliche Staat, der von der Kirche emanzipirte, war also überall geboren.

Allgemeine Aufhebung des Jesuitenordens.

Dadurch, daß die katholischen Höfe sich auf die energischste Weise gegen die päpstliche Allmacht verwahrt hatten, war die letztere thatsächlich für immer untergegangen. Allein auch die Thatsachen haben zuweilen das Geschick unwiderlegbarer Vernunftschlüsse. Es wird ihnen die Berechtigung der Existenz abgesprochen und dadurch zum Gegenstande einer Debatte gemacht, was sich häufig nicht mehr ändern läßt.

In diesen Fall brachte jetzt der Papst, dem es unmöglich war, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Nachtmahlsbulle mit der gesammten päpstlichen Autorität in Ohnmacht verende, die Sache der Jesuiten. Der alte Mann — er war ein Achtziger — hatte die schönen Zeiten Ludwig XIV. noch gesehen, er lebte in den Erinnerungen an den glänzenden Untergang des vorigen Jahrhunderts und gab also der Vorspiegelung seines Staatssekretärs Torreggiani und des Jesuitengenerals Ricci leicht Ge-

hör, daß die Stürme, welche jetzt den päpstlichen Stuhl umtobten, nur von den Ministern, nicht von den Monarchen veranlaßt würden.

Deshalb hatte die aufgeregte Welt bald Gelegenheit, Se. unfehlbare Heiligkeit einen neuen — fast möchte man sagen dummen — Streich machen zu sehen. Sie erließ nämlich eine der unter dem Namen Apostolicum pascendi bekannten ganz ähnlichen Bulle, welche sich mit den Worten Animarum saluti anfing. In ihr wurden die Jesuiten, nachdem sie zum Hohne der Monarchen mit einer Masse Lobsprüche überschüttet worden waren, privilegirt, in allen jenen Reichen, aus welchen man sie eben vertrieben hatte, den Ketzern vollkommene Abläße zu ertheilen, Gottesdienst zu halten, selbst wenn ein Staat mit dem Interdikt belegt werden sollte, Ehedispensen in den verbotenen Graden der Blutsverwandtschaft zu ertheilen, in den überseeischen Reichen sich der Inquisition zu bemächtigen, vom Kirchenbanne loszusprechen, ohne bischöfliche Genehmigung priesterliche Verrichtungen vorzunehmen und ihre Schüler ein Jahr früher, als es die Kirchengesetze erlauben, zu Priestern zu weihen.

Diese Bulle führte eine große Anzahl tiefer Denker auf den Kampfplatz. In Spanien war es Campomanes, in Portugal Pereira und Conti, in

Deutschland der berühmte Weihbischof Hontheim, le Bret, Peter v. Osterwald, Heinrich Braun, und in Frankreich eine ganze Schaar, die fast alle gleich ausgezeichnet die Feder führten, — welche die Unverschämtheit des heiligen Stuhles geißelten.

Doch das war noch nicht genug. Die bourbonischen Höfe — dieses endlich verwirklichte harmonische Ganze, das des als Jesuiten verstorbenen XIV. Ludwig schönster Traum gewesen — verboten die Nachtmahlsbulle (In coena Domini) so wie die Bullen Apostolicum pascendi und Animarum saluti bei Leibes- und Lebensstrafen und rückten jetzt Truppen an die Grenzen des Kirchenstaates. Neapel machte den Anfang, indem es Benevent und Ponte Corvo besetzte und Frankreich folgte durch die Occupation der Grafschaft Venaissin nach. Gleichzeitig verlangten sie die Zurücknahme des gegen Ferdinand von Parma erlassenen Fluchspruches, die Aufhebung des Jesuitenordens, sowie die Entfernung aller der Kardinäle vom römischen Hofe, welche die Urheber der zuletzt erwähnten Bulle gewesen, um endlich der Besorgniß einer Rebellion überhoben zu werden, auf die die schlimmen Räthe des Papstes so offenbar in den bourbonischen Reichen hinarbeiteten.

Der Papst, schreiben einige Historiker, wurde, als

ihn die Gesandten diese Eröffnungen machten, förmlich vernichtet, denn er überzeugte sich, daß ihm weder zum Zurückweichen noch zum Vorwärtsgehen Raum blieb. Es befiel ihm ein starkes Unwohlsein, das in Apoplexie überging und ihm nach kurzer Zeit das Leben endete. Andere berichten uns, daß im Gegentheil Klemens XIII., nachdem er die Unmöglichkeit eingesehen, den feindlichen Mächten zu widerstehen, auf den 3. Februar 1769 ein geheimes Konsistorium zusammenrief, um über den Antrag der Bourbonen zu berathen. Allein einen Tag vorher, am 2. Februar, starb er plötzlich, ohne daß er vorher bettlägerig gewesen.

Der Tod Klemens schien für die Jesuiten nicht unerwünscht zu kommen. Schon 13 Tage darauf versammelte die ihnen ergebene Kardinalspartei Zelanti das Kardinalkollegium, um zu einer Neuwahl zu schreiten. Diese Eile hatte einen guten Grund, denn die italienischen Kardinäle waren dem Orden, wie wir schon oben gesehen haben, zum größten Theil ergeben, die Wahl konnte also nur zu seinen Gunsten ausfallen. Allein diesmal hatten sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der französische Gesandte protestirte im Namen Frankreichs, Spaniens und Neapels drohend gegen die Ernennung eines Kirchenoberhauptes,

bevor die Kardinäle dieser Länder angekommen sein würden und erzwang damit die Vertagung der Wahl.

Nunmehr begann ein Intriguenspiel, wie es kaum vorher dagewesen sein konnte. Das Konklave dauerte über 3 Monate, ehe es sich verständigte, denn die Jesuiten hatten 25 Kardinäle auf ihrer Seite. Wie es scheint, rechneten sie nicht wenig auf östreichische Unterstützung. Da um diese Zeit Joseph II. Rom besuchte, führten sie ihn in's Konklave, und als er sich später den Gran-Gesu ansah, benutzte Ricci die Gelegenheit, um sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen. Joseph hatte indessen so wenig Sympathien mit der schwarzen Horde, wie die Bourbonen, und statt dem Knieenden ein tröstendes Wort zu sagen, fragte er ihm trocken: Wann müssen Sie Ihre Kutte ablegen?

Um die Wahl endlich zu einem Ergebnisse zu bringen — bisher hatten sich Seiten der Jesuiten die Vorschläge um die Kardinäle Chigi, Serbeloni Stoppani und Fantuzzi gedreht — sprach die jesuitenfeindliche Partei aus einem andern Tone. Der Kardinal Orsini, sonst sizilianischer Gesandter in Rom, erklärte, daß seine Regierung keinen, den Jesuiten günstigen Papst anerkennen werde. Aehnlich äußerten sich die französischen Kardinäle Luynes und Bernis, welche alle Kardinäle von der Kandidatur

ausgeschlossen haben wollten, die für den Fluchspruch gegen Parma gestimmt. Später setzte Bernis, der in gleicher Eigenschaft wie Orsini für Frankreich in Rom beglaubigt war, hinzu, daß man einen Bischof, keineswegs aber einen Papst machen werde, sofern sich das Stimmenmehr auf einem der bezeichneten mißliebigen Kardinäle vereinige, denn sein König werde ihn nie als Fürst der Kirche betrachten. In der That soll es Choiseul ernstlich im Willen gehabt haben, äußersten Falls einen besondern Patriarchen für Frankreich wählen zu lassen.

Doch alle diese Drohungen fruchteten nichts, noch weniger ging das Konklave darauf ein, daß der Zuwählende sich zur Aufhebung der Jesuiten verpflichte. Nur erst als man Anstalten traf, den Papst auch ohne die jesuitische Partei zu wählen, ward die letztere nachgiebiger und wählte aus den von Frankreich durch Bernis aufgestellten Kandidaten den Kardinal Ganganelli, der sodann den päpstlichen Stuhl als Klemens XIV. bestieg. Bemerken müssen wir übrigens hierbei noch, daß der weise Kardinal Cavalchini der Führer der freisinnigen Partei war und von den Kardinälen Corsini unterstützt wurde. Bei Ersterem fanden die „Klubsitzungen" statt.

Klemens XIV. war 63 Jahre alt, als er den

Purpur umnahm und von einer scheinbar unzerstörbaren Gesundheit. Er stammte aus dem Volke, gehörte dem Orden der Cordeliers an und hatte seine theologischen Ansichten durch philosophische Studien bedeutend geläutert. Uebrigens hatte er bisher allen Parteien fern gestanden, denn er beschäftigte sich mehr mit Studien als mit den Streitigkeiten des Tages, und da sein Leben auch nicht einen einzigen anstoßigen Makel trug, war er unter den Guten und Einsichtigen allgemein beliebt.

Nichtsdestoweniger zeigten sich die Jesuiten von allem Anfange an als seine Feinde. Sie bestritten die Rechtmäßigkeit seiner Wahl und hatten darin nicht ganz Unrecht, denn er war offenbar durch den Einfluß der Höfe zu seiner Würde gelangt. Allein die Wahl war ohne Unrechtmäßigkeiten geradezu unmöglich, denn wenn sie die Regierungen nicht beeinflußten, wäre sie von den Jesuiten beeinflußt worden. Wo sich Parteien gegenüberstehen, ist nun einmal die Aeußerung eines Gesammtwillens unmöglich. —

Die Höfe von Frankreich, Spanien und Neapel warteten jetzt mit Ungeduld auf das päpstliche Dekret, welches den Orden aufheben würde. Es erschien nicht. Nur die Nachtmahlsbulle setzte Klemens XIV. außer Kraft, welche bisher noch immer alljährlich am Grün-

donnerstag zum großen Verdrusse der Mächte in den römischen Kirchen verlesen worden war. Das wußte man ihm Dank, aber als eine Rechtfertigung der Erwartungen sah man es nicht an, die man an seine Erhebung geknüpft. Die Nachtmahlsbulle, welche die Fürsten zu Vasallen des römischen Stuhles erklärte und deren Leben in die Hände des Papstes legte, war jetzt mehr lächerlich als gewichtig. Auf gleiche Weise ward somit auch die Zurücknahme der Bulle, welche den Kirchenbann gegen Parma aussprach, sowie das Verhalten Klemens XIV. gegen die Jesuiten aufgenommen, deren General allein unter allen Ordensgenerälen keinen freien Zutritt beim Papste genoß.

Solchemnach konnten die Beziehungen der Höfe zum Papste keineswegs sehr freundlicher sein. Da Klemens nicht wollte, wie sie, trafen sie selbst in ihren Gebieten die nöthigen Reformen, und merkwürdig genug, das gut katholische Baiern war darin am emsigsten. Es verdammte die neuerdings veranstaltete Herausgabe der Werke des fürstenblutdurstigen Bellarmin und nahm eine durchgreifende Veränderung im Klosterwesen vor. Ganz so verfuhren der Bischof von Mainz, der Senat von Venedig, der alle Klöster der Bettelmönche aufhob, und unter den großen Staaten besonders Oesterreich.

Der Papst sah diesen Reformen ruhig zu und bestätigte sogar die Ernennung Anton Pereira's, dem Pombal zur Belohnung für die Bearbeitung zweier anti-römischer Werke das Bischofthum Koimbra verliehen hatte, — eine Nachsicht, welche Portugal wenigstens soweit versöhnte, daß es das Verbot der Geldausfuhr nach Rom zurücknahm und sich wieder in diplomatische Verbindung mit dem heiligen Stuhle einließ. Man hatte sie bisher dadurch unentbehrlich gemacht, daß man die Gerechtsame der Bischöfe auf Kosten des Papstes erweiterte. Spanien indessen, das seit 1766 gleichfalls alle Verbindung mit dem Papste abgebrochen, war weniger versöhnlich. Es verlangte, um aus seiner offensiven Stellung herauszutreten, mit unbeugsamer Festigkeit die Aufhebung des Ordens, worauf ihm der Papst mit den bedeutungsvollen Worten entgegnete: „Es ist unmöglich für einen Religiosen, sich seiner Kapuze zu entkleiden," d. h. auch wenn ich den Orden aufhebe, werden seine Angehörigen noch „Jesuiten" — gefährliche Subjekte — bleiben. Uebrigens setzte er hinzu: „Ich bin der Ueberzeugung, daß die Gesellschaft durch ihren unruhigen Geist und durch die Kühnheit ihrer Intriguen die Vernichtung verdient hat."

Da man nun einmal wußte, daß der Papst sol-

cher Ueberzeugung war, wiederholten sich jetzt die Vorstellungen der Gesandten der bourbonischen Häuser, Bernis, Azparu und Orsini, häufiger und dringender. Allein der Papst wollte keinen Schritt gegen die Gesellschaft thun, ohne sich vorher genau über das ganze Institut unterrichtet zu haben, mit dessen Untersuchung er schon längst in aller Stille begonnen hatte; auch mochte er an das Interesse seines Stuhles denken, dessen Allmacht die Jesuiten stets aufrecht zu erhalten gesucht hatten, so wenig sie auch dieselbe selbst achteten. Darum schrieb er an die Mächte: „Lassen Sie mir Zeit, ich bin der allgemeine Vater der Gläubigen und kann einen berühmten Orden nicht aufheben, ohne solche Ursachen zu haben, die mich in den Augen aller Jahrhunderte und insonderheit vor Gott rechtfertigen."

So gingen drei lange Jahre hin und am Ende derselben war der Papst eher entschlossen, die Gesellschaft zu reformiren, als sie aufzuheben. Diesen Ausweg, für den vielleicht auch die Mächte noch gewonnen worden wären, schnitt jedoch Ricci selbst ab. Er entgegnete, als man ihm eine Aenderung der Ordenskonstitutionen vorschlug: Sint ut sunt aut non sint, d. h. sie sollen sein wie sie sind, oder gar nicht sein. Trotzdem nahm der Papst eine thatsächliche Re-

form vor, wenigstens schienen seine Schritte anfänglich blos eine Reform zu sein. Die römischen Seminarien waren längst wegen ihrer liederlichen Wirthschaft verrufen. Er ließ sie daher im September 1772 von seinem Staatssekretär Caraffa und den Kardinälen Marefoschi, York und Colonna untersuchen und schließen. Man fand nicht weniger als 180,000 Skudi Schulden vor. Zwei Monate darauf schloß der Kardinal York auch das Seminar von Frascati, und zwar nicht ohne die Bewohner der Stadt in große Betrübniß zu setzen, denn seit einiger Zeit waren die Jesuiten hier wahre Lämmer geworden.

Noch trüber ging das Jahr 1773 für den Orden auf. Im Februar ward der Kardinal Malevezzi zum Generalvisitator desselben in dem römischen Gebiete ernannt, und dieser machte von seiner Vollmacht den ausgedehntesten Gebrauch. Er hob das Kollegium der heiligen Lucie in Cento auf, verschloß die Jesuitenschulen, legte die Archive und die Kassebücher mit Beschlag und ließ alle Novizen, selbst jene, welche schon ein Gelübde abgelegt hatten, in ihre Familien zurückschicken. So erging es auch den Anstalten in Bologna, hier fand er indessen sowohl Seiten der Jesuiten als auch Seiten der Behörden Widerstand, welch letztere sich für den Orden verwandten. Zum

Unglück war Malevezzi Bischof dieses Sprengels, und als sich die Jesuiten beim Papste beschwerten, daß ihnen der Visitator nicht einmal seine Vollmachten vorgezeigt, antwortete ihnen Klemens: Der Bischof von Bologna war euer Vorgesetzter. Als solchen waret ihr ihm Gehorsam schuldig. Wenn ihr auch geglaubt hättet, daß er ohne Befehl von Unserer Seite gehandelt hätte, so hättet ihr erst gehorchen und dann euch an Uns wenden sollen. Dessenungeachtet wurden die Jesuiten noch nicht mürbe. Malevezzi mußte zwei Kompagnien Soldaten zu Hülfe nehmen, um sie aus dem Hause herauszutreiben. Den Rektor ließ er dann über die Grenze bringen und den Schülern, welche das Jesuitengewand nicht in Güte ablegen wollten, wurde es theilweise von den Soldaten mit Gewalt ausgezogen. In der Mark Ancona und in Ferrara fand die Aufhebung weniger Widerstand, denn das Beispiel von Bologna hatte gefruchtet.

War diese Unterdrückung so bedeutender Jesuitenanstalten wirklich ein Versuch, dem Orden seine schädlichen oder verdorbenen Theile abzuschneiden, um das ganze Institut zu verbessern, — oder aber war es eine Maaßregel, die dem Papste nöthig schien, bevor er die Auflösungsbulle erließ? Wir wagen es nicht,

zu entscheiden. Es ist nur soviel gewiß, daß die Furcht vor dem Orden auch Klemens XIV., und zwar nicht ohne Grund, wie wir weiter unten sehen werden, — beherrschte, so daß ihm eine thatsächliche Unterdrückung vor seiner nominellen wohl gerathen scheinen konnte.

Der Papst ging ungeheuer vorsichtig zu Werke. Er theilte Niemandem seine Absichten mit, so daß die Jesuiten nicht wußten, ob ihnen die Zukunft Leben oder Tod bringen werde. Diese Lage war für sie unerträglich. Um den Papst einzuschüchtern, verbreiteten sie die Prophezeihung, daß der Papst bald sterben werde. Sie empfahlen ihn öffentlich dem allgemeinen Gebete und skandalisirten das Volk durch eine Bäuerin, welche sich unter den müssigen Massen herumtrieb und die vier Buchstaben in den Sand schrieb: P. S. S. V. — **P**raesto **S**arà **S**ede **V**acante, d. h. bald wird der heilige Stuhl erledigt werden. Diese Buchstaben fand man in kurzer Zeit auf allen Wegen, an allen Kirchen und überall angeschrieben, wo sich Platz für sie fand.

Mitten unter diesen erschütternden Drohungen kam Klemens XIV. zu einem Entschlusse. Er entwarf die Aufhebungsbulle, theilte sie den Höfen im Konzepte mit, und nachdem er sie noch mit den Kardinälen

Corsini, Marefoschi, Caraffa, Zelada, Casali, Mazedoni, Albani, mit dem Dominikaner Mamachi und mit dem Franziskaner Monferrato berathen, ward sie im August 1773 verkündigt. Sie war vom 21. Juli datirt und begann mit den Worten Dominus ac redemptor. Da dieselbe nicht weniger als 28 große Oktavseiten umfaßt, wollen wir hier blos den Gedankengang wiedergeben.

Unser Herr und Erlöser ist als ein Friedensfürst auf die Welt gekommen und hat nach seinem Versöhnungstode seinen Aposteln denselben Beruf gegeben, damit sie als seine Gesandte der Welt den Frieden und die Liebe verkündigten. Deshalb habe ich Gott unablässig im Gebete angelegen, daß er mich mein Apostelamt richtig erkennen und den sichersten und zuverlässigsten Weg zum Frieden finden lassen möge. Aber wie ich weiß, daß ich durch den Rath Gottes nur deshalb über Völker und Königreiche gesetzt worden, um bei Bepflanzung des Weinberges des Herrn und zur Erhaltung des christlichen Religionsgebäudes auszureißen, zu zerstören und zu zerstreuen, zu bauen und zu pflanzen: so war ich immer bestrebt, nichts zu unterlassen, was irgend zum Pflanzen und Bauen tauglich sein mochte, um der Welt die Ruhe und den Frieden zu geben, zugleich aber

auch bereit, zur Ausrottung und Zerstörung alles dessen, welches das Band der allgemeinen Liebe lockern könnte, selbst wenn es mir das Liebste wäre.

Unter den Mitteln, welche das Wohl der Christenheit am meisten beförderten, stehen die Regularorden oben an. Deswegen genossen sie stets mit Recht den vollkommensten Schutz der Päpste. Nachdem aber ein oder der andere derselben seinem Zwecke nicht mehr entsprach oder gar schädlich wurde, hat sie der heil. Stuhl entweder reformirt oder ohne Bedenken aufgehoben.

Nun hat aber schon das vierte lateranische Kirchenkonzil die Bemerkung gemacht, daß die allzugroße Verschiedenheit der Orden in der Kirche traurige Verwirrungen hervorbringt und Innocenz III. verbot deshalb die Stiftung neuer Orden, während er zugleich befahl, daß jedes künftig errichtet werdende Ordenshaus an die päpstliche Erlaubniß und an die Regel eines der schon bestehenden Orden gebunden sein sollte.

Wenn nachfolgende Päpste dennoch von diesem Gesetze durch die Bestätigung neuer Orden abwichen, so geschah es in Folge der Zudringlichkeit der Bittenden und zum großen Schaden der Kirche, denn ein Beispiel zog die Bestätigung noch einer Masse anderer Bettelorden nach sich. Das hat Gregor X. gefühlt,

als er auf dem Konzil zu Lyon jene Verordnung erneuerte. Dieselbe Einsicht bestimmten übrigens auch schon frühere Päpste. Klemens V. unterdrückte im Mai 1312 die Tempelherren wegen ihres allgemeinen schlechten Rufes, Pius V. hob die Humiliatoren wegen ihres Ungehorsams auf, ungeachtet sie von Innocenz III., Gregor IX. und Nikolaus V. bestätigt waren, und Urban VIII. löste 1626 die reformirten Konventualen auf, welche von Sixtus V. bestätigt worden waren, — weil sie Zwistigkeiten erregt hatten. Derselbe Papst zerstörte auch im Jahre 1643 den Orden der h. h. Ambrosius und Barnabas ad nemus (beim Walde) und Innocenz X. bestätigte nicht nur diesen Akt, sondern vernichtete auch seinerseits 1645 den Orden der Armen von der Mutter Gottes der frommen Schulen, welchen eine große Bewegung zerrissen hatte. Im Jahre 1650 ließ er den Orden des heil. Basilius de Armenis aus gleichem Grunde, im Jahre 1651 aber den Orden der Priester des guten Jesu wegen ihrer Fruchtlosigkeit nachfolgen. Schlüßlich schaffte Klemens IX. im Jahre 1668 drei Orden auf einmal ab, weil sie überflüssig geworden waren, nämlich den der regularen Chorherren des h. Georg in Alga, den der Hieronymiten von Flesola und den vom h. Johann Kolumban gestifteten der Jesuaten.

Hierbei gingen die genannten Päpste immer so zu Werke, daß sie die Güter der unterdrückten Orden säkularisirten oder zu frommen Zwecken verwendeten, während die betroffenen Ordensgenossen entweder die Genehmigung erhielten, in andere Orden einzutreten oder unter die regularen Kirchenoberen gestellt wurden. Auch wählten sie den mühsamen Weg weltlicher Gerichtshöfe nicht, sondern entschieden als Statthalter Christi und oberste Richter der Christenheit mit der ihrer Würde eigenthümlichen Gewalt die Sache auf einmal.

Diese Beispiele vor Augen, habe ich den Regularorden der Jesuiten einer vollständigen Untersuchung unterworfen. Ich fand, daß er von seinem Stifter zum Heil der Seelen, zur Bekehrung der Ketzer und besonders der Ungläubigen, sowie zur Beförderung der Frömmigkeit und der Religion errichtet worden. Um zu diesem Zwecke leichter und glücklicher zu gelangen, heischte er das strengste Armuthsgelübde für die Gesammtheit wie für den Einzelnen, mit der Ausnahme, daß die für die Wissenschaften und Künste bestimmten Kollegien Einkünfte besitzen durften.

Mit diesen Gesetzen wurde die Gesellschaft von Paul III. am 27. Oktober 1540 bestätigt. Da er die Zahl der Mitglieder auf nur 60 festgesetzt hatte, hob er durch ein Breve vom 27. März 1543 diese

Beschränkung auf und gestattete Allen den Eintritt in die Gesellschaft, welche die Vorgesetzten aufnehmen würden. Außerdem begnadigte er die letztern mit noch sehr vielen andern ansehnlichen Privilegien, u. A. mit dem, daß die bisher auf 20 Koadjutoren beschränkte Erlaubniß, die Rechte der Professen zu genießen, künftighin auf alle Ordensglieder sich erstrecken solle, welche der General dazu tüchtig finden werde. Mit gleich großen Gnadenbezeigungen ward der Orden von Julius III., Paul IV., Pius IV. u. V., Gregor XIII., Sixtus V., Gregor XIV., Klemens VIII., Paul V., Leo XI., Gregor XV. und Urban VIII. überschüttet.

Gleichwohl ersieht man aus dem Inhalte der Verordnungen dieser Päpste offenbar, daß nicht nur allein in der Gesellschaft selbst, sondern auch zwischen ihr und andern Orden, Weltpriestern, Akademikern, Universitäten, öffentlichen Schulen, ja sogar Fürsten, gleich bei ihrem Entstehen Zwistigkeiten entstanden, sondern daß auch die Ruhe gestört wurde durch Streitigkeiten über die Gelübde, Ausstoßung von Ordensgliedern, die Zulassung von Jesuiten zu feierlichen Verrichtungen ohne den vom tridentinischen Konzil festgesetzten Bedingungen zu genügen, über die angemaßte Unumschränktheit des Generals, über innere Angele-

genheiten, über Lehrmeinungen, Schulen, Freiheiten und die Privilegien, welche die bischöflichen Rechte beeinträchtigten.

Hieraus entstanden viele Klagen, die selbst von Seiten der Fürsten unterstützt wurden, wie die Berichte an Paul IV., Pius V. und Sixtus V. beweisen. Namentlich gehörte Philipp II. zu denen, welche auf eine Reformation des Ordens drangen *). Leider vereitelte der Tod des Papstes Sixtus die Ausführung dieses Unternehmens und sein Nachfolger, Gregor XIV., bestätigte alle Institutionen der Gesellschaft von Neuem, so u. A. auch das Privilegium des Generals, Ordensgenossen ohne alle vorherige Untersuchung willkürlich auszustoßen.

Sonach dauerten die Ursachen der Unzufriedenheit mit dem Orden fort und es faßten einige Fürsten aus eigener Macht Entschlüsse, welche die Gesellschaft unschädlich machen sollten. Das veranlaßte denn Paul V., welcher im Jahre 1606 mehreren Dekreten eine wiederholte Bestätigung gab, in dem betreffenden Breve die ernste Erwartung auszusprechen, daß sich der Orden nicht mit dem beschäftige, was weltlich ist und die Staatsverwaltung angeht. Er erwähnt u. A., daß die Jesuiten in „bösen Ruf" gekommen, und verbot

*) Vergl. Band II., S. 195.

allen, sich, selbst wenn sie dazu eingeladen würden, irgendwie mit Politik zu befassen.

Aber alle Bemühungen der Päpste, Urban VIII., Klemens IX., X., XI. u. XII., Alexander VII. u. VIII., Innocenz X., XI., XII., XIII. u. Benedikt XIV. waren fruchtlos, obgleich Innocenz XI. sogar soweit ging, der Gesellschaft die Aufnahme neuer Mitglieder zu untersagen und Innocenz XIII. mit gleicher Strafe drohte. Unter Klemens XIII. ist der Friede und die Ruhe durch den Orden mehr denn je gestört worden. Die Klagen gegen ihn wurden zahllos, hie und da fanden Empörungen, Tumulte und andere Aergernisse statt, welche zuletzt die Könige von Spanien, Frankreich und Portugal in seiner Unterdrückung das einzige Mittel sehen ließen, um zu verhindern, daß die Mitglieder der Kirche sich selbst angriffen und verwundeten. Dieselben wendeten sich sodann an Klemens XIII., damit es ihm gefallen möge, den Orden für die ganze Christenheit aufzuheben, allein der „wider alles Vermuthen" erfolgte Hintritt dieses Papstes hat die Sache unterbrochen, und da ich nun durch Gottes Gnade auf den Stuhl Peters gesetzt worden bin, sind diese Bitten bei mir wiederholt worden. Ich habe mir, bevor ich einen Entschluß faßte, Zeit genommen, damit ich den besten

Weg fände. Ich habe also der Sache fleißig nachgeforscht und sie reiflich überlegt, namentlich aber untersucht, ob die allgemein verbreitete Meinung gegründet, daß die Gesellschaft vom tridentinischen Konzil genehmigt und bestätigt sei. Meine Erörterung hat das Gegentheil ergeben, da auf diesem Konzil die Gesellschaft nur von einem für die Orden erlassenen Dekrete in Bezug auf die Novizen ausgenommen ward.

Nach Anwendung so vieler und nothwendiger Mittel, um den Frieden und die Ruhe der Christenheit zu erhalten, und weil sowohl die Gesellschaft den Nutzen nicht mehr bringen kann, zu dessen Erreichung sie gestiftet worden, sondern auch ihre vielen Privilegien für das Wohl der Kirche nur gefährlich sein können, hebe ich aus diesen „und andern Gründen, welche mir die Regeln der Klugheit und der besten Regierung der allgemeinen Kirche an die Hand bieten und die ich in meinem Herzen verschlossen behalte" den Orden auf, für immer und ewige Zeiten, lösche ihn aus, schaffe ihn ab, übertrage die Gerichtsbarkeit über seine Angehörigen den ordentlichen Bischöfen, gestatte den Mitgliedern in einen anderen Orden einzutreten und erlaube nur den alten, schwachen Professen, welche kein hinreichendes Auskommen haben, in den Häusern der Gesellschaft zurückzubleiben, vorausgesetzt, daß

sie nicht Verwalter derselben sind und daß sie sich weltlich kleiden. Den Bischöfen überlasse ich die fähigen Professen als Weltpriester zu verwenden oder sie als Lehrer zu benutzen, auch sollen die in den Weltpriesterstand Aufgenommenen befähigt sein, zu allen kirchlichen Würden zu gelangen. Indem ich endlich verbiete, gegen dieses Breve zu appelliren, zu schreiben oder sonst feindselig aufzutreten, — ermahne ich alle katholische Fürsten, daß sie mit ihrer Macht, ihrer Gewalt und ihrem Ansehen, sowie aus Achtung und Gehorsam gegen den apostolischen Stuhl dieselbe in vollkommene Vollziehung bringen.

Das ist der sinngetreue Auszug des Wesens der Bulle Dominus ac redemptor. Am 16. August, Abends 8 Uhr, ward sie in Rom ausgeführt. Die korsischen Garden umringten die Jesuitenhäuser, in denen die Verordnung verlesen ward, worauf man die Sakristeien, Kassen, Schatzkammern und Archive versiegelte und sich alles Werthvollen bemächtigte. Man gewährte den Jesuiten eine dreitägige Frist, um sich zu entschließen, ob sie gemeinschaftlich unter der Aufsicht eines Weltpriesters leben, ohne eine andere geistliche Handlung als die Messelesung zu verrichten, oder ob sie sich säkularisiren lassen wollten. Uebrigens erhielt Jeder einen jährlichen Gehalt zugesichert.

Minder gnädig verfuhr man mit dem General und seinen Assistenten. Nachdem sie eidlich gelobt, Alles ohne Zurückhaltung getreulich auszuantworten, ward Ricci in das englische, jeder der Assistenten aber in ein anderes Kolleg gebracht, und da man am 18. August im deutschen und ungarischen Kolleg einen großen Rauch aufsteigen sah, der, wie sich ergab, eine Folge verbrannter Bücher und Schriften war, fanden sie in den Gefängnissen der Engelsburg ein Unterkommen, wo eine Untersuchung wegen Meineids 2c. gegen sie begann Sie hatten nämlich die Reichthümer des Ordens schon längst in Sicherheit gebracht. — Die Assistenten gehörten den verschiedenen Nationen an. Johann Gusmao vertrat Portugal, Ignaz Romberg Deutschland, Karl Koryçki Polen, Franz Montes Spanien, Anton Gorgo Italien. Ihr Schicksal theilten außer dem Generalatssekretär Comolli noch die Jesuiten Stefanucci, Favre, Benincasa, Coltraro und mehrere andere.

Ricci starb um 1782 im Gefängnisse. Nach seinem Tode machten die Jesuiten eine Schrift desselben bekannt, in welcher er „beschwört", daß er weder einen Beweggrund oder Ursache zur Aufhebung des Ordens noch einen Anlaß zu seiner Gefangennehmung gegeben habe. Die Schrift war offenbar unächt, aber selbst

vorausgesetzt, daß sie nicht untergeschoben ist, hat sie keine Bedeutung. Wenn seine zweite Versicherung so wahr ist, als die erste, wissen wir leicht, was wir von ihr zu halten haben.

Somit war denn das Gebäude zerstört, welches zwei und ein halbes Jahrhundert hindurch die Welt mit Staunen, Schauer und Entsetzen erfüllte. Aufgebaut von dem Fanatismus und von der Unwissenheit erhalten, richtete es der ruhige, geklärte Gedanke zu Grunde und gab dadurch der Nachwelt ein für immer tröstendes Beispiel. Denn die Geschichte hat kein Institut aufzuweisen, das sich durch seine Geschicklichkeit nothwendiger, durch seine Macht furchtbarer gemacht hätte und durch die Zahllosigkeit seiner Wege in das Innere der Menschen tiefer eingedrungen wäre, als das der Jesuiten. Und doch trat ein, was ein Vierteljahrhundert früher noch Allen unmöglich schien, — es ward vernichtet und zerstört. Verzage darum Keiner, wenn er die Gerechtigkeit weinen und die Wahrheit trauern sieht. Die Macht der Bosheit ist eng begrenzt, und mag sie auch das Göttliche auf eine Zeit lang mit grausamem Hohne niederhalten, es steht stets siegend wieder auf, um seine Feinde zu vernichten.

Baiern, Oestreich und Preußen.

In Deutschland traten die Jesuiten, wie aus unserer bisherigen Erzählung hervorgeht, nie so unverschämt auf, als in den Reichen der benachbarten Nationen. Von den Protestanten mannigfach überwacht, mußten sie hier feiner zu Werke gehen, wodurch sie aber allerdings nicht minder gefährlich wurden. Fast möchte man sagen, daß auch die Kleinstaaterei viel dazu beitrug, ihre Bestrebungen zu erschweren, denn leichter war ihre Arbeit offenbar da, wo es nur galt, einen einzigen Willen ihren Zwecken dienstbar zu machen. Wenigstens glauben wir, in diesen beiden Umständen den vornehmsten Grund zu finden, warum wir sie meist nur als Lehrer und Geistliche, weniger als Diplomaten und Politiker wirken sehen.

Trotzdem waren sie im deutschen Reiche noch mehr verhaßt, als anderswo. Ihre Ketzerverfolgungen nahmen kein Ende und machten ihren Namen allein schon zu einem schreckenden Phantom. Das war leider kein

Wunder. Denn wenn sie in Schlesien den protestantischen Eltern ihre Kinder raubten und dadurch das Maaß der Abscheulichkeit überfüllt zu haben schienen, so haußten sie doch im Süden, besonders in Schwaben und im Elsaß, noch weit entsetzlicher. Hier klagten sie die Ketzer der Hexerei an und brachten sie im gelindesten Falle um Freiheit und Eigenthum, gewöhnlich aber endeten die Unglücklichen auf dem Scheiterhaufen. Auf diese über alle Begriffe unmenschliche Weise waren in Schwaben während nur zwei Jahren über 300 und im Hochstifte Straßburg in zwanzig Jahren über 5000 Hexer und Hexen hingerichtet worden. Mit solchen Mitteln mußte es freilich gelingen, die neue Lehre hie und da in kurzer Zeit ganz zu verdrängen.

In der Periode, in welcher wir jetzt eingetreten, liegt das Material, welches die Jesuiten zu ihrer Anklage geliefert, im Geiste des Volkes, d. h. der gesammten Deutschen, schon aufgeschichtet. Leibnitz und später Wolf hatten mit der Ueberlieferung ihrer eigenen reichen Schöpfungen zugleich die Lichtstrahlen auf die Nation reflektirt, welche die Philosophen Altgriechenlands in ewige Zeiten hinausstrahlen werden und in Descartes, Locke, Newton, Hume, Spinoza, Diderot, Helvetius, Voltaire u. A. mit

dem Lichte ihrer großen Geister gleichfalls erhellend in die Gedankenwelt unserer Väter hereingeglänzt. Die Nichtswürdigkeit der elenden Pfaffenschaar lag also offen vor aller Augen da und konnte keinen Denkenden mehr täuschen, mochte er diesem oder jenem Bekenntnisse angehören.

Deshalb war das Geschick des Ordens in Deutschland weit weniger tragisch als in den übrigen Ländern. Wenn man fragte: Was ist ein Jesuit? — so antwortete Erfahrung und Beobachtung: Ein unwissender, selbstsüchtiger, immoralischer Mensch. Diese Anschauung enthielt zugleich die Lösung der zweiten Frage: Wie sind die Jesuiten unschädlich zu machen? Man durfte der Unwissenheit nur die wahre wissenschaftliche Bildung, der Selbstsucht die ächte Humanität und der Unsittlichkeit die strenge Moral gegenübersetzen, so war der Orden besiegt. Und an diesen Gegensätzen war ja die Nation reich, denn sie sind die Elemente der Aufklärung. Um sie in den Kampf zu führen, bedurfte es nichts mehr, als sie in der Schule und in der Literatur praktisch wirken zu lassen.

Der erste Anschritt dazu fand in Baiern statt, wo dazumal Max Joseph III. regierte, — ein von den Jesuiten erzogener Fürst, dessen Wissensdurst sie mit

der Ausflucht unbefriedigt gelassen: „man müsse zeitlichen Dingen nicht allzusehr obliegen und nie vergessen, daß mit größerem Wissen auch größere Verantwortlichkeit bei Gott erwachse," und der daher als Mann die Beschränktheit seines intellektuellen Gesichtskreises bitter empfand. Der Hofrath Johann Georg von Lori und der Bergrath Dominik von Linbrunn gründeten im Verein mit anderen Einsichtigen eine gelehrte Gesellschaft (12. Okt. 1758), die fünf Monate darauf von Max Joseph als Akademie der Wissenschaften bestätigt, mit 5000 Gulden Jahresrente ausgestattet und unter seinen besonderen landesherrlichen Schutz genommen ward.

Damit war der jesuitischen Feste eine nicht wieder zu beseitigende Bresche geschossen. Das sahen die Väter auch selbst nur zu wohl ein. Pater Stadler wandte allen seinen Einfluß an, um die Akademie ihres Einflusses zu berauben. Er drang auf nichts Geringeres, als auf die Censur ihrer Werke durch die Universität von Ingolstadt, welche ganz in den Händen der frommen Gesellschaft lag. Und wahrlich, — fast wäre es ihm gelungen, die neue Anstalt zu einer Sklavin seines Ordens zu machen, denn Max Joseph war ebenso schwach als gut. In dieser Bedrängniß wandte sich die Akademie an den Churfür=

sten, und nur ihrer Energie und dem Umstande, daß sie so glücklich war, den Churfürsten zu überzeugen, sie werde dann entweder dem Orden dienen oder ihre Existenz aufgeben müssen, da ein Gelehrten-verein unter Bevormundung der Jesuiten unmöglich der Wissenschaft dienen könne, — verdankte sie ihre Rettung.

Nachdem dieses Manöver mißglückt war, nahm die Gesellschaft zu einer Menge anderer ihre Zuflucht. So überreichte einst ein Feind der Akademie dem Churfürsten ein Verzeichniß der „Freigeister," welches alle Männer enthielt, die dem Letzteren theuer waren. Erzürnt rief er aus: „Wie? Sind das nicht die Namen meiner treuesten und einsichtsvollsten Unterthanen? Wen hat das Land, wenn die fehlen?" Und damit kehrte er dem Verläumder den Rücken. Dann wandte man sich durch den Beichtstuhl, die Kanzel und die Presse an die Massen.

Der Jesuit, Leo Rauch, forderte zu München in einer Predigt geradezu auf, die „Weltweisen und Freidenker" mit dem Schwerte auszurotten, und der Name „Akademiker" kam bei dem unwissenden Pöbel so in Verruf, wie bei uns in der vormärzlichen Zeit der eines Radikalen. Als aber die Jesuiten auch wagten, in einem auf dem Theater des Gymnasiums

zu Landshut aufgeführten Stücke die Regierungshandlungen des Churfürsten als glaubensverderbend, das Seelenheil der frommen Baiern gefährdend und als Pfeile der Hölle darzustellen, ward die Sache ernsthafter, denn der Verfasser des Stückes, Pater Seidel, wurde des Landes verwiesen, während man das Theater für die Zukunft unter die Censur der Behörden stellte.

Der Akademie folgte bald ein zweites, weil mit der geistlichen Reorganisation betraut, für den Augenblick noch wichtigeres Institut. Es war das „der geistliche Rath", welcher 1769 errichtet wurde, und der die Macht und den Einfluß des Klerus zu beschränken, sowie dessen Uebergriffen, Usurpationen und Mißbräuchen zu steuern hatte. An der Spitze dieser wichtigen Behörde stand der oben unter den Bekämpfern der päpstlichen Autorität schon genannte gelehrte Peter von Osterwald.

Die Thätigkeit dieses Rathes war überaus fruchtbar. Aber keine seiner Verfügungen setzte den Orden so sehr in Schrecken, als jene vom 30. Dezember 1769, welche gebot, daß alle im Staate befindlichen Orden künftig eine eigene, von auswärtigen Oberen gänzlich unabhängige Provinz zu bilden hätten. Der Provinzial Erhard wandte sich unmittelbar nach ihrer

Erscheinung mit den dringendsten Vorstellungen an den Churfürsten, um sie, da sie allen Verband der baierischen Jesuiten mit ihrem General aufhob, rückgängig zu machen. Nach seinem Vorgeben mußte durch die Verordnung das größte Unheil entstehen, denn sie konnte nur einen drückenden Mangel an tauglichen Subjekten (für den Priesterstand) herbeiführen und das Unterrichtswesen zu Grunde richten.

Der geistliche Rath, dem die Vorstellungen zur Begutachtung überwiesen wurden, gab darauf eine äußerst interessante Antwort, die, wenn sie heute in Deutschland erschiene, der Konfiskation schwerlich entgehen würde.

Zuerst giebt der Rath den Beweggrund seiner Verfügung an. „Kinder verschiedener Länder“ — sagt er, — „können in der Regel in einer geistlichen Korporation nur dann sich gut vertragen, wenn sie alles vaterländische, alles Nationalgefühl verleugnen und fortan kein anderes Vaterland mehr kennen, als den Orden, in den sie getreten. Mehr als irgend Einer fordert der des heil. Ignaz, solche totale Entäußerung der Liebe zum Vaterlande, was keiner Regierung gleichgültig sein kann, und wie die Erfahrung lehrt, nur zu oft von den traurigsten Folgen für den Staat

gewesen ist. Diesem sehr bedenklichen Uebel sollte durch die Verordnung begegnet werden."

Nun zu den einzelnen Einwürfen übergehend, entgegnet der Rath. „Wenn der Provinzial klagt, daß drückender Mangel an tauglichen Subjekten die unmittelbare Folge der aufgehobenen Verbindung mit ihren auswärtigen Ordensbrüdern sein werde, so ist darauf zu erwidern, daß es Baiern nie an Söhnen gefehlt hat, welche Anlagen und Fähigkeiten genug besaßen, um — gute Jesuiten zu werden. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß Baiern seit zwei Jahrhunderten das Ausland mit diesem Artikel in weit größerer Menge versehen, als ihn von demselben bezogen hat . . . ."

„Der Provinzial gedenkt ferner der entsetzlichen Nachtheile, welche die Ausführung der Verordnung für das gesammte Unterrichtswesen mit sich führen werde. Hierauf ist zuvörderst zu bemerken, daß dem Gedeihen der Wissenschaften und Künste nichts hinderlicher sein dürfte, als die Pflege derselben geistlichen Körperschaften anzuvertrauen. Es verhält sich in dieser Beziehung genau so, wie mit den Monopolen im bürgerlichen Leben, welche stets bewirken, daß das Publikum theure und schlechte Waare erhält. Nur ist der Schaden, den ein solches Monopol der

Wissenschaft anzurichten vermag, noch größer, tiefgreifender und nicht so leicht aufzuheben, als der im bürgerlichen Leben. Denn wenn die Gesellschaft, die es besitzt, gefährliche Grundsätze, falsche Ansichten, Vorurtheile geflissentlich verbreitet, wie wir das leider mehr als zuviel erfahren haben, dann ist fast Alles verloren . . . . ."

„Es ist weltkundig, daß die Gesellschaft Jesu von jeher Maximen befolgt hat und noch befolgt, die aller staatlichen, aller sittlichen Ordnung Hohn sprechen. Erstens stellen sie den Grundsatz auf: daß man in der Sittenlehre jeder auch noch so unwahrscheinlichen Meinung sein dürfe, wenn sie nur von einem angesehenen Autor vertreten würde. Es ist handgreiflich, daß durch diese jesuitische Lehre vom Probabilismus alle Sittlichkeit erwürgt werden muß . . . . Zweitens den: daß der Klerus und insonderheit der Jesuitenorden von aller weltlichen Botmäßigkeit und Jurisdiktion frei und der Staatsgewalt nur zu dem Gehorsame verpflichtet sei, der sich mit seinem Interesse vertrage und freiwillig gewährt werde. Damit haben wir einen vollkommenen Staat im Staate. Drittens die Lehre: daß der Papst eine unumschränkte Macht über die Herrscher der Erde besitze, sie nach Gutdün-

ken absetzen und ihre Unterthanen vom Eide der Treue loszählen könne ...."

„Man braucht, um sich von der totalen Zweckwidrigkeit der Jesuitenschulen zu überzeugen, nur die Lehrer und die Lehrgegenstände in denselben etwas näher in's Auge zu fassen. Jene können selbst bei dem besten Willen wenig Erkleckliches leisten, wegen des in der Verfassung des Ordens begründeten ewigen Wechsels ihres Aufenthaltes und Wirkungskreises.... Was die Unterrichtsgegenstände in den Anstalten der Jesuiten betrifft, so ist zur Genüge bekannt, daß die lateinische Sprache beinahe Alles ist, was in denselben gelehrt wird. Der Provinzial will uns zwar glauben machen, als ob auch Französisch und Italienisch in den Schulen seines Ordens getrieben werde.... Das ist aber eitel Spiegelfechterei, eitel Lug und Trug, denn wer in aller Welt könnte sich rühmen, die Kenntniß dieser Sprachen aus den Schulen der Jesuiten mitgebracht zu haben. Wir dürften uns schon gratuliren, wenn unsere Jugend in ihren Anstalten Deutsch lernte oder vielmehr nicht verlernte, damit man der jetzt oft genug vorhandenen Nothwendigkeit überhoben wäre, dort absolvirte Akademiker erst noch in die Schreibschule zu schicken, um einen leidlichen deutschen Brief oder Aufsatz abfassen zu lernen, was in

protestantischen Schulen Knaben und Mädchen schon mit eilf und zwölf Jahren recht gut können. In diesen wird der Unterricht bekanntlich weder von Jesuiten noch von irgend einer andern geistlichen Körperschaft ertheilt. Und dennoch würden wir uns einer Ruhmredigkeit schuldig machen, wenn wir die Kenntnisse unserer Jugend in den profanen Wissenschaften mit denen der protestantischen vergleichen wollten. Ja selbst in den Grundsätzen und Lehren ihrer irrigen Religion weiß diese besser Bescheid als die unserige in denen unseres wahren Glaubens...."

„Was kann nun, müssen wir uns fragen, dem Staate an der Erhaltung von Schulen gelegen sein, in welchen einmal die gefährlichsten, alle staatliche Ordnung umstürzenden Grundsätze der Jugend eingeimpft werden und dann das Uebrige, was diese in denselben lernt, kaum der Rede werth ist...."

„Es nimmt sich ganz eigen aus, wenn der Provinzial in seinen Eingaben den Jugendunterricht gleichsam als unwiderrufliches Eigenthum seiner Sozietät beansprucht. Wer in aller Welt hat doch den heiligen Ignaz und seine Nachfolger autorisirt, über das Schulwesen sämmtlicher katholischen Länder nach Willkür zu verfügen und deren Beherrschern das Recht jeder Einmischung abzusprechen? Die Staaten und

Regierungen sollen mithin allezeit nach der Verfassung der Gesellschaft Jesu sich richten, diese aber nicht nach der des Landes, in welchem sie lebt ...."

„Wenn Baierns frühere Regenten eine besondere Ehre darin suchten, ihr Land zu einer Pflanzstätte des Jesuitenordens zu machen, mit dem andere Staaten sogar wenig zufrieden gewesen und es noch sind, so folgt daraus noch keineswegs, daß Se. jetzt regierende churfürstliche Durchlaucht verpflichtet sind, in diesem Eifer auf Kosten ihres Landes fortzufahren. Es wird denselben nicht verdacht werden, wenn Sie eine so überaus kostspielige Ehre fortan anderen Ständen des h. römischen Reichs überlassen ...."

„Noch hebt der Provinzial hervor, wie die fragliche Verfügung in das eigentliche Wesen des Ordens so tief eingreife, daß, wenn auf ihrer Vollziehung bestanden werden sollte, die baierischen Jesuiten aufhören würden, Jesuiten zu sein .... Nach der eigenen Definition des ehrwürdigen Vaters ist ein Jesuit also ein Mensch, der vor dem Altare das feierliche Gelübde leistet, wo er sich auch immer befinden und welches Amt er auch immer bekleiden möge, sowohl in allen weltlichen als geistlichen Dingen keinem andern Menschen zu gehorchen, als einem Manne zu Rom, der Propositus generalis societatis Jesu genannt wird.

Hieraus folgt klärlich, daß die Loyoliten keiner Obrigkeit in der Welt, selbst den Papst nicht ausgenommen, größern Gehorsam bezeigen, als ihr General ihnen zu erlauben für gut findet . . . .“

So tief dieses Gutachten alle Fragen erörterte, welche durch die Verordnung des geistlichen Rathes in Anregung gekommen waren, so schlug es leider doch nicht ganz durch. Der Churfürst hatte die nöthige Energie nicht, um die Feindschaft des Institutes ganz zu verachten. Daher ward den Jesuiten erlaubt, auch noch ferner mit ihrem Praepositus generalis in Verbindung zu bleiben und nur die Bestimmung aufrecht zu erhalten, daß Baiern eine eigene Provinz zu bilden habe. Wenn indessen der geistliche Rath in diesem Falle nicht durchdrang, so war er in allen anderen Fällen um so glücklicher. Er räumte in kurzer Zeit eine Masse Uebelstände aus dem Wege.

Noch früher als an dem bairischen war an dem östreichischen Hofe der Geist der Reformation erwacht. Denn eine so fromme Dame auch Marie Theresie war, so litten ihre Gesichtspunkte doch keineswegs an der großen Dunkelheit jener ihrer Ahnen. Die herben Erfahrungen, die sie erlebt, waren für sie eine sehr gute Schule gewesen und hatten sie wenigstens mit den Bedürfnissen des humanen Lebens bekannt gemacht.

Sie achtete deshalb die Männer der Wissenschaft, theilte in vielen Hinsichten deren Anschauungsweise und wurde nur durch einen pietistischen Hang, der sich während ihrer Leiden in ihr Gemüth eingeschlichen, des Muthes der Ueberzeugung und der Festigkeit der Erkenntniß beraubt. Diese, wenn auch sehr unentschiedene Hinneigung der Kaiserin zur Aufklärung hatte mindestens eine Untersuchung des Zustandes der hohen und niederen Schulen wie überhaupt der Wissenschaft zur Folge, und diese fiel, wie sich leicht denken läßt, durchaus nicht zu Gunsten des Jesuitenregimentes aus. Leider starb der mit dieser Untersuchung beauftragte Kardinal Trautson und überließ die Ausführung seiner Aufträge dem hohen Schulrath als Erbschaft. Diese Behörde war der Nachfolgeschaft würdig. Sie ward von dem kaiserlichen Leibarzte Gerard van Swieten, einem der größten Schüler Boerhave's, präsidirt und traf gleich Anfangs die äußerst wichtige Aenderung, daß sie dem Rektor des Jesuitenkollegs zu Wien das von demselben usurpirte Direktorium der dasigen Universität für immer entzog, und den medizinischen Lehrstuhl mit Laien besetzte.

Der zweite Reformversuch galt der Presse, welche unter der Censur der Jesuiten lag und deren Zustand

man sich also leicht vorstellen kann. Die Censur wurde den Vätern abgenommen und einer besondern Kommission, deren Vorstandschaft gleichfalls van Swieten verwaltete, übertragen. Die nächste Folge dieser Aenderung war das Verbot der Fürstenmord predigenden Schriften des Tamburini, Gobat, Busenbaum und la Croix, sowie andererseits die Aufhebung des Verbotes gegen Bischof Hontheims (Febronius) Werke über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, wiewohl dieser letztere Schritt bei der Kaiserin auf nicht geringen Widerstand stieß.

Neben dem kaiserlichen Leibarzt wirkten eine Zeit lang noch zwei andere einflußreiche Personen mit großem Erfolge, und wenn sie auch später ihre früheren Schritte zu vertilgen suchten, so verdienen sie doch um so mehr Erwähnung, als es ihnen nicht gelang, die Früchte des von ihnen selbst gestreuten Samens vollständig zu vernichten. Es war das der Erzbischof von Wien, Graf Migazzi, und der Nachfolger des Erzbischof Thun von Passau, Graf Firmian. Den Ersteren haßte der Orden schon darum, weil das Rektorat der Universität, das früher stets mit seiner Würde verbunden gewesen, wieder an ihn übergegangen. Nachdem aber Migazzi gar Miene

machte, zwei gelehrte Jesuiten aus Italien kommen zu lassen, um einen neuen Studienplan zu entwerfen, da lehnten sie sich förmlich gegen den Erzbischof auf, denn man fürchtete zu allernächst nicht sowohl die fremden Brüder als deren Beherrschung durch den Rektor, dadurch aber im weiteren Laufe die Verwirklichung der Migazzi'schen Reformpläne. Die Kaiserin schlichtete den ziemlich hitzigen Streit, der sich über dieses Vorhaben erhob. Statt zwei Jesuiten befahl sie einen Augustiner (Azzoni aus Siena) und einen Dominikaner (Gazzaniga aus Palermo) zu wählen, und gab damit dem Orden, welcher thatsächlich gesiegt zu haben schien, eine Maulschelle, denn er hatte die Opposition auf das Vorgeben gestützt, daß seine innere Verfassung zerrüttet werden würde, wenn jene Personen nicht mehr unter dem Provinzial stehen würden, während sein Widerspruch wie gesagt nur den Reformplänen Migazzi's gegolten. Wenn der Erzbischof noch eines Beweises bedurft hätte, daß die Jesuiten bereits gar nicht mehr hinter dem Berge hielten, wenn es sich darum handelte, seine Autorität als Kirchenfürst anzugreifen, so konnte ihm der eben erzählte Kampf vollständig als solcher dienen. Er trat deshalb mit einer Energie auf, der alle Verständigen applaudirten. Zuerst entzog er dem Orden die

Aufsicht über die geistlichen Seminarien und errichtete selbst ein solches, als dessen Lehrer er Weltpriester anstellte; dann nahm er ihm das Recht, die Beichten der Weltlichen zu hören und die Gewissen der Nonnen zu leiten, untersagte das jesuitische Missionswesen in seinem Sprengel, unterwarf die von den Jesuiten erzogenen Priesterkandidaten derselben Prüfung, welche die Weltgeistlichen zu bestehen hatten und stellte endlich den ganzen Orden gemäß des vom trienter Konzile aufgestellten Kanons unter seine bischöfliche Gerichtsbarkeit.

Das war viel des Unglücks in kurzer Zeit! Noch tiefer aber als durch alle diese Verfügungen sah sich die schwarze Schaar gedemüthigt, als der Adel seine Kinder aus dem von ihr verwalteten Adels-Kollegium wegnahm. Es stellte sich dadurch heraus, daß jene Maaßregeln nicht blos der Willkürausdruck einiger einzeln stehender Feinde ihres Institutes, sondern die der gewichtigsten Klasse der damaligen Gesellschaft seien.

Dessenungeachtet verstand es sich von selbst, daß sie sich an den Organen der ihr widerwärtigen Partei zu rächen suchen mußten. Sie verkleinerten deshalb Migazzi beim Papste Klemens XIII., der den Erzbischof auch wirklich durch seinen Nuntius in Wien, den Kardinal Crivelli, auffordern ließ, schonen-

der gegen die ohnehin überall bedrängte Gesellschaft zu verfahren; am Hofe aber ward er als Ketzer verklagt, weil er seinen Diözesanen das von Ludwig Muratori herausgegebene Erbauungsbuch: „Wohleingerichtete Andachtsübung für Christen" empfohlen hatte. Allein die Zeit der Armen war vorüber, — es wollte ihnen auf dem Wege der Lüge nichts mehr gelingen. Migazzi rechtfertigte sich in einer glänzenden Vertheidigung beim Papste, welche u. A. in Beziehung auf das Verhältniß des Rektors des Jesuitenkollegs zur Universität die vielsagende Stelle enthielt: Ich würde übrigens gerne dem Wunsche der Jesuiten entsprochen und mich bemüht haben, sowohl jetzt als für die Zukunft dem Rektor der Gesellschaft einen freien Zutritt in die Universität zu verschaffen. Allein ich bin durch die Macht Ihrer Majestät und die offenbarste Widersetzlichkeit aller Großen des Hofes davon abgehalten worden. Am Hofe war der Erzbischof noch glücklicher. Hier hatte der Beichtvater der Prinzeß, Lener, seiner Beichttochter das Muratorische Werk weggenommen und sie gewarnt, dieses mit den schädlichsten Irrthümern angefüllte Buch zu lesen. Die Sache kam vor die Kaiserin, welche den Erzbischof kommen ließ und ihn Auskunft abforderte. Das kam Migazzi nur erwünscht.

Er konnte leicht die Ehre der „Andachtsübungen" und damit zugleich die seinige retten, da erstere auf der Jesuiten Antrieb schon im Jahre 1747 von der Kongregation des Index (der verbotenen Bücher) untersucht, und weil man sie mit den Grundsätzen der Kirche übereinstimmend befunden hatte, von Benedikt XIV. allen Christen zum täglichen Gebrauche empfohlen worden waren. Sohin war die Intrigue der Jesuiten auch hier vollkommen vernichtet; Migazzi triumphirte und der Beichtvater, Herr Franz Lener, erhielt seine Entlassung.

Während also Migazzi unbeirrt auf dem Wege der Reform fortging — und es geschah dies mit einer unerhörten Kühnheit, denn er gestattete z. B. den Zöglingen seines neuerrichteten Priesterseminars das Lesen der Pascal'schen Provinzialbriefe gegen die Jesuiten, Fleury's und Racine's Kirchengeschichte, die Kommentare des Jansenius, die Werke Arnauld's, Nicole's, Messenguy u. s. w., ja selbst deutsche protestantische Lehrbücher waren nicht verpönt, — arbeitete der Graf Thun, als Bischof von Passau in gleichem Sinne. Auch er errichtete ein Priesterseminar, das er, ungeachtet die Jesuiten die Lehrerstellen unentgeldlich versehen wollten, nur mit Weltgeistlichen besetzte, warnte, wo er nur konnte, vor

der jesuitischen Moral und den Werken dieser Gesellschaft, und richtete regelmäßige Zusammenkünfte seiner Subalternen ein, in denen die Interessen der Kirche und die Gegenstände der Religion auf eine freisinnige Weise besprochen wurden. Als er nach kaum zweijährigem Wirken starb, arbeitete sein Nachfolger, der Graf Firmian, eine lange Zeit in diesem Geiste fort. Dieser empfahl u. A. das Lesen des von Opsträt — der die Unigenitusbulle verfaßt hatte und später als Appellant gestorben war — verfaßte Werk „der gute Hirte", und zeigte eine noch unbesieglichere Festigkeit als Migazzi. Denn während ersterer in seiner Vertheidigung bei Klemens XIII. Manches auf die unabwendbare Gewalt äußerer Umstände schrieb, was er zugleich mit den triftigsten Gründen rechtfertigte, drohte Firmian, — für den der durch seine probabilistischen Schriften bekannte und durch sie in die Dienste der Jesuiten aufgenommene Dominikaner, Opportanus Dunkel, eine gleiche päpstliche Mahnung ausgewirkt hatt —: „es möchten gewisse Leute die in Deutschland noch schlafenden Bienen ja nicht wecken, damit sie nicht auch hier Stiche bekämen, wie sie ihnen in anderen Reichen bereits so tödtlich gewesen." Dadurch ward auf der Stelle Ruhe und der Fürstbischof sah sich noch überdies der Ehre ge-

würdigt, vom Generale Ricci in einem eigenhändigen Schreiben ersucht zu werden, er möge doch ja keinem „solchen Verdachte" Raum geben.

So wollte denn gar keine Saite mehr tönen, welche die Gesellschaft anschlug. Verzweifelte sie? O nein! Dieses Wort steht nicht im Wörterbuche der Jesuiten. Ihr geduldiges Hoffen unter dem Scheine der Resignation und ihr ausdauerndes rastloses Arbeiten unter der Maske der Unthätigkeit und der Ruhe sind zwei Talismane, die sie bis in unsere Tage stets wieder aus dem Rachen der Vernichtung retteten. Sie gleicht dem abscheulichen Spinnengeschlechte, das, so oft man auch sein Gewebe zerstört und so häufig man auch diese Thiere selbst tödtet, doch seine Netze stets von Neuem wiederbaut und neue Schaaren zu ihrer Hut aussendet. Darum war der Orden weit entfernt, kleinmüthig zu verzagen, und wie wir gleich sehen werden, wurden seine Hoffnungen nicht betrogen.

Die Herren Migazzi und Firmian waren aufgeklärte Männer, aber zu jener Höhe hatten sie sich nicht aufschwingen können, wo der Mensch sich selbst vergißt und in der Sache völlig aufgeht, der er dient. Darum litten sie beide an einer Schwäche, welche der gewöhnliche Fehler halbgroßer Männer zu sein scheint: — sie waren ehrgeizig. Nun beim Him-

mel! Die Jesuiten wären simpel gewesen, wenn sie diese Schwäche nicht auszubeuten gesucht hätten. Sie schwänzelten mit hündischer Unterwürfigkeit um die Erzbischöfe herum, schmeichelten ihren Leidenschaften, und waren so glücklich, sich schon nach sehr geringen Anstrengungen am Ziele ihrer Wünsche zu sehen. Sie wirkten den Prälaten Kardinalshüte aus, verschafften Migazzi die päpstliche Genehmigung, neben seinem reichen Sprengel noch das Erzbisthum Waitzen in Ungarn besitzen zu dürfen und erhielten dafür die Gunst der neubackenen Kardinäle.

Von nun an gab es keine größeren Feinde der Reformen als die Letzteren. Migazzi verfolgte auf den Wunsch des Papstes das früher verboten gewesene Werk des Weihbischof Joh. Nik. von Hontheim in Trier, welches derselbe unter dem Namen Justus Febronius herausgegeben hatte, und wandte sich sogar an die Kaiserin, um von ihr ein neues Verbot gegen dasselbe zu erhalten. Zum Glück war diese nicht so schnell, gleich auf der Stelle dem Herrn Kardinal, an dessen Erhebung sie mitgearbeitet hatte, um ihn für sein Verdienst zu belohnen, den Willen zu thun. Sie rief erst den Bischof Stock, einen früheren, sich jedoch gleichgebliebenen Gesinnungsgenossen Migazzi's, und mußte sich nicht wenig wundern,

als ihr der Letztere sagte, daß das Febronsche Buch eines der besten Erzeugnisse der neuern Literatur sei. Somit ward das Gesuch, wie sich von selbst versteht, abgeschlagen. Dennoch gab der Kardinal die Sache noch nicht auf. Er besuchte auch van Swieten, den Vorstand der Censurkommission. Aber dieser empfing den Renegaten nach Gebühr. Van Swieten fragte den Fürstbischof ganz trocken lateinisch: „Haben denn Ew. Eminenz das Buch des Febron gelesen?" Der Kardinal antwortete: „Ich muß bekennen, daß ich es nicht gelesen habe." „Nun, wie können Sie denn da" — antwortete van Swieten — „die Verdammung eines Buches verlangen, das Sie nicht gelesen haben? — Ich meinerseits habe den Febron gelesen und sage Ihnen: dieses Buch enthält zwar viele herbe Wahrheiten, die aber trotzdem Wahrheiten sind." Ohne daß ihn der Leibarzt der Kaiserin dann noch eines Wortes würdigte, mußte der Kardinal seinen Abtritt nehmen, — vielleicht nicht ohne zu fühlen, daß die Blosstellung in den Augen eines wahrhaft gebildeten Mannes tausendmal tiefer niederdrückt, als das Neigen einer stumpfsinnigen Menge vor einem eitlen Titel dessen Träger zu erheben vermag.

Die unlöblichen Anstrengungen der Kardinäle

gelangen, wie wir schon oben andeuteten, nicht ganz. Die Grundsätze, welche die Zöglinge des neuen Priesterseminars aus den französischen Werken eingesogen und die Läuterung, welche Muratori's Andachtsübungen in den Gemüthern des Volkes hervorgebracht, hatten schon zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß eine vollständige Austilgung möglich gewesen wäre. Aber nichtsdestoweniger übte doch die Perfidie auf die Dauer einen Rückschlag, namentlich auf die alte, vom Jesuiten Parhammer, ihrem Beichtiger, bearbeitete Kaiserin, da sie sich in kirchlichen Angelegenheiten nur an Autoritäten band. Es entstand ein Kampf zwischen der kirchlichen Reaktion und dem Liberalismus, in welchem letzterer zwar endlich siegte, wodurch aber doch der Sturmmarsch des Fortschrittes bedeutend aufgehalten wurde. Am klarsten stellte sich die veränderte Lage der Dinge heraus, als Klemens XIV. dem Wiener Kabinette die Bulle Dominus ac redemptor im Entwurfe mittheilte. Die Kaiserin ward dadurch wie vom Blitze getroffen. Es schien sie eine Reue zu überkommen, daß sie bislang die Beschützerin des theologischen Liberalismus gewesen und Grundsätze gebilligt hatte, die zu Folgen führten, welche sie nimmer beabsichtigt. Aus diesem Grunde war sie auch fest entschlossen, die Bulle, wenn sie erlassen werden sollte,

in ihren Staaten nicht auszuführen, und wies alle Gegenvorstellungen ihrer sonst einflußreichsten Räthe, besonders ihres ersten Minister Kaunitz, zurück. Letzterem entgegnete sie u. A.: „Sie sei überzeugt, daß die Bourbons, wie auch der König von Portugal, gute Gründe gehabt, mit den Loyoliten zu verfahren, wie es geschehen sei, sie aber könne den Orden wegen seiner Aufführung in ihren Staaten nur loben, den Eifer und das Gebahren seiner Mitglieder nur billigen. Sie erachte daher die Existenz desselben sehr wichtig für das Wohl ihrer Völker wie für die Religion und werde ihn deshalb aufrecht erhalten." Und bei diesem Vorsatze beharrte sie selbst dann noch, als ihr Choiseul Originalbriefe böhmischer Jesuiten übersandte, aus welchem hervorging, daß der Orden im östreichischen Erbfolgekriege und zumal während der Belagerung Prag's durch die Franzosen und Baiern an Marien Theresen den schwärzesten Verrath geübt. Selbst Karl III. konnte die bethörte Monarchin nicht überzeugen, trotzdem er ihr mit einem eigenhändigen Briefe die Abschrift einer Beichte übersandte, die sie ihrem Beichtvater in den Zeiten ihres Unglücks abgelegt, von diesem nach Rom gesandt und von hieraus dem Könige von Spanien in Abschrift mitgetheilt worden war. Die Kaiserin war vollständig zur

Närrin geworden. Darum war es auch ganz unnütz, daß ihr Botschafter in Rom, Wilseck, eine letzte Anstrengung machte, indem er seiner Monarchin die beglaubigte Abschrift eines Briefes Parhammer's vorlegte, durch welchen derselbe die damals noch als Staatsgeheimniß behandelte Theilung Polens — um deren Rechtmäßigkeit er von seiner Beichttochter gefragt worden war — an Rom verrathen hatte. Erst als sich Klemens XIV. selbst an die Kaiserin wandte und ihr zu Gemüthe führte, daß sie durch solchen Widerstand gegen die höchste kirchliche Autorität „ihr Seelenheil gefährde," ward die Kaiserin mürbe und erklärte dem heiligen Vater endlich ihre Unterwerfung.

Nun endlich konnte die Bulle erscheinen. Allein jetzt traf sie im entgegengesetzten Sinne Widerstand. Der kaiserliche Hof fand, daß sie viel zu anmaaßend war und die Herrscherrechte allzusehr beeinträchtigte. Denn einmal war es z. B. ungehörig, daß der Papst die Bulle unmittelbar an die Bischöfe gesandt hatte, ohne erst die Regierung um die „Genehmigung zur Verkündigung" derselben (placetum regium) gebeten zu haben, und dann fühlte sich das Kabinet beleidigt, daß Klemens XIV. die gesammte geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit über die säkularisirten Jesuiten den Bischöfen übertrug, da ja dem Fürsten

der Kirche eine Verfügung über die weltliche Jurisdiktion gar nicht zustehen konnte.

Die Opposition wuchs. Sie schien damit enden zu wollen, den Orden zu retten und in der That jubelte er schon, so gut er auch wußte, daß er im glücklichsten Falle dieses Resultat durchaus keiner Parteinahme für seine Grundsätze, sondern lediglich der Obmacht der politischen Autorität zu verdanken habe, durch deren Bekämpfung er in den übrigen Staaten gefallen. Aber was bekümmerten sich denn die Jesuiten um das Mittel, sie hatten nur den Zweck im Auge. Darum haben sie sich auch nie geschämt, durch Ketzer von ihrem gänzlichen Untergange bewahrt und durch die Gegensätze ihrer Prinzipien erhalten worden zu sein.

Neben dem Wiener trat nämlich noch das preußische Kabinet gegen die päpstliche Verordnung auf und da man denn von allen Seiten her auf sie losstürmte, erhoben sich auch einige Bischöfe, besonders der von Basel und jener von Eichstädt, um eine allgemeine Ungehorsamsverweigerung gegenüber der Bulle zu organisiren. Migazzi sandte auf eigene Hand eine rührende Vorstellung zu Gunsten der Jesuiten an den Papst. —

Die Opposition der Geistlichkeit zerrann zuerst, da sich der größte Theil derselben der Meinung des Bi=

schofs von Bamberg anschloß, welcher erklärte: „weil es Pflicht sei, vorauszusetzen, der Papst habe Alles unter Eingebung des heiligen Stuhles gethan, so könne er sich nicht zu einem Widerspruche entschließen!

Nach ihr beruhigte sich das Wiener Kabinet, welches, um seine Rechte zu wahren, das königliche Plazet zu allen päpstlichen Befehlen für unerläßich erklärte, welche künftig für die östreichischen Staaten erlassen werden sollten, — wenn der Papst anders nicht wolle, daß sofort ein Verbot gegen deren Beachtung erlassen werde.

Dagegen setzte Friedrich II. von Preußen seinen Widerstand fort. Das Zeugniß, das er hierbei den Jesuiten giebt, ist schmeichelhafter, als ihnen je ein solches von ihren wüthendsten Anhängern ausgestellt wurde und beweist eben nicht gerade, daß der große Friedrich mit dem Lehrbegriff und der Moral der Jesuiten vertraut gewesen, noch weniger, daß er bei Voltaire in die Schule gegangen. Als die Bulle dominus ac redemptor in Preußen angekommen, schrieb er seinem Geschäftsträger in Rom, dem Abbé Colombine: „Sagen Sie es Jedermann, der es hören will und suchen Sie auch eine schickliche Gelegenheit, es dem Papste oder dem ersten Minister zu sagen, daß in Ansehung der Jesuiten mein Beschluß

dahin gefaßt ist, sie in meinen Staaten in jenem Zustande beizubehalten in welchem sie sich bis jetzt befanden. Im Breslauer Frieden habe ich in Ansehung der Religion den Status quo für Schlesien garantirt. **Ich habe in allen Rücksichten nie bessere Priester als die Jesuiten gefunden.** Fügen Sie auch zugleich hinzu, daß, da ich in die Klasse der Ketzer gehöre, der heilige Vater mich ebensowenig von den Obliegenheiten, mein Wort zu halten, als von den Pflichten eines ehrlichen Mannes und eines Königs dispensiren kann."

Dieser Brief des großen Mannes war ungemein kleinlich, ja er war äußerst gemein, nicht zwar wegen der Lobrede auf den Jesuitenorden, sondern wegen der Beleidigung des Papstes, der nicht nur durch den Gegenstand, sondern auch durch den Wortlaut der Bulle doch sattsam bewiesen hatte, daß er nicht mit Denen seiner Vorfahren verwechselt werden dürfe, welche in der Freisprechung von geleisteten Eiden das schönste ihrer Machtbefugnisse fanden. Wahrlich, der edle Ganganelli, den ganz Europa bewunderte, hatte eine bessere Behandlung verdient!

Aber es war, wie sich von selbst versteht, nicht einmal des Königs wahrer Ernst, wenn er sich zum Apologeten des Ordens machte, denn es bestimmte

ihn lediglich die Rücksicht auf die Schlesier, seine neuen Unterthanen, zu solcher Sprache. Dieselben hingen noch mit Leidenschaft an dem Lande, von dem sie erbarmungslos hinweggerissen worden waren. Friedrich haßte diese Liebe und wollte sie vertilgen. Wie hätte er das aber besser gekonnt, als mit Hülfe der Jesuiten, welche in Schlesien das gesammte Schulwesen verwalteten und alle Fäden des Volkslebens in ihrer Hand hielten? Obgleich daher der König das Pfaffenpack ganz nach Gebühr würdigte, so schonte er es doch, weil er es für seine Zwecke benutzen konnte und weil er glaubte, die „dummen Schlesier" hingen daran und wüßten es ihm Dank. Das war der erste Beweggrund, der mehrfach u. A. durch einen Brief Friedrich II. an d'Alembert bewiesen wird, in welchem es heißt: Wenn man durch schickliche Fesseln die Mönche hindert, daß sie das Volk beunruhigen, so muß man sie doch dulden, weil das Volk es so haben will. Ein anderer Grund war finanzieller Natur. Die im Mönchsverbande lebenden Lehrer bedürfen nicht so viel zu ihrer Existenz als Laien, welche außer ihrer eigenen Person oft auch noch eine Familie zu ernähren haben, und bringen daher auch die Staatskassen seltener durch Zuschußgesuche in Verlegenheit. Diese Rücksicht mußte bei

einem Fürsten um so mehr wiegen, der so viele Veranlassung hatte, die durch schwere Kriege angegriffenen Finanzen seines Landes wieder emporzubringen. In der Denkschrift, welche Friedrich II. dem Papste vorlegen ließ, wird deshalb auch dieses Motiv vorzugsweise hervorgehoben, so, daß dabei zugleich ganz offen ausgesprochen wird, wie es dem Könige nur hierum, keineswegs aber um die Erhaltung des Ordens als solchen zu thun sei. Der letzte Grund endlich lief wieder darauf hinaus, den Schlesiern keine Gelegenheit zu geben, ihre Liebe zu Böhmen zu nähren. Friedrich II. erklärt sich hierüber, in einem Briefe an Voltaire, selbst auf eine Art, die jeden Kommentar unnöthig macht. „Wir hatten damals," — schreibt er — „Niemand, der fähig gewesen wäre, Unterricht zu ertheilen. Es gab weder Oratorianer noch Piaristen. Die übrigen Mönche aber befanden sich in einer großer Unwissenheit ... Wäre nun der Orden unterdrückt worden, so hätte die Universität nicht mehr existiren können und man wäre in die Nothwendigkeit versetzt gewesen, die Schlesier auf böhmische Schulen zu schicken, was den Fundamentalprinzipien der Regierung entgegen liefe ... Alle diese gewichtigen Gründe haben mich zum Schutzherrn des Ordens gemacht und ich bin darin so glücklich gewesen, daß

ich ihn mit Ausnahme einiger Modifikationen in dem Zustande erhalten habe, in welchem er sich jetzt befindet — ohne General, ohne drittes Gelübde, und in ein neues Habit eingekleidet, das der Papst genehmigt hat." Aber nicht nur die eben angegebenen, auch einige andere Veränderungen waren mit dem Orden vorgegangen, die ihn so gut wie ausgelöscht hatten. Der König hatte sich zu ihrem Generale gemacht und ihr Institut nach seinem Gutdünken geformt. Darum war es jetzt nur noch eine Lehrerkorporation, die den Namen „Priesterschaft des königlichen Schulinstitutes" trug und sich beim Unterrichte streng an den vom Könige selbst vorgeschriebenen Lehrplane richten mußte. In dieser neuen Stellung, mit diesem neuen Namen und unter diesem neuen Kleide erkannte Niemand den Jesuiten mehr, wenn er auch im Grunde des Herzens der alte geblieben sein mochte.

Ohne Zweifel entsprach das Schulinstitut seinem Zwecke nicht in der Maaße, wie man es erwartete. Man besserte an ihm in einemfort herum und im Jahre 1781 hob es Wilhelm III. ganz auf, seine Güter den Universitäten Halle und Frankfurt a. O. überweisend.

Was ihre Aufhebung im übrigen Deutschland betrifft, so war sie sehr ruhig und in einigen Gebieten

sogar sehr eilig vor sich gegangen. Der Reichstag zu Regensburg hatte ihre Güter den Schulen und Kirchen überwiesen, indessen war es keinem Fürsten eingefallen, sich um diesen Reichstagsschluß zu bekümmern, jeder verwandte sie nach Belieben, und Baiern z. B. gab sie dem deutschen Maltheserorden. Das Volk, welches am meisten betheiligt war, schwieg, man hätte es fast für theilnahmlos halten mögen. Das war nicht zu verwundern. Es sah die Beseitigung*) der Gesellschaft für die Beerdigung eines Kadavers an, die nur darum wichtig war, weil sie zu spät erfolgte und dem gesunden Körper mehr durch den Pestgeruch seiner Verwesung schadete, als er ihn lebend hätte gefährden können.

*) Das letzte Glied des von Klemens XIV. unterdrückten alten Stammes der Jesuiten starb am 4. Juli 1841 zu Hildesheim. Es war der Pater Franz Xaver Lüsken, geboren zu Paderborn am 3. Februar 1750. (Sugenheim.)

Weitere Schicksale der Bulle dominus ac redemptor. Klemens XIV. Ganganelli stirbt. Pombal. Choiseul. Schluß der Geschichte des alten Ordens.

Wenn Preußens großer Friedrich auf das Breve dominus ac redemptor eine Antwort gab, die den Papst Ganganelli auf das Empfindlichste beleidigen mußte, so nimmt es uns in einer Beziehung nicht Wunder: Friedrich sah ihn für das gefügige Werkzeug der bourbonischen Höfe an, die er zu hassen ein Recht hatte, und konnte dadurch leicht zum Vergessen der Ehrerbietung hingerissen werden, welche er, obgleich Ketzer, dem weltlichen Oberhaupte einer Kirche, noch mehr aber einem Manne schuldig war, der mindestens zu seinen entfernteren Geistesverwandten gehörte. Dagegen darf es befremden, daß auch die katholischen Mächte die Bulle, um die sie so lange petitionirt hatten, benutzten, um den Papst zu demüthigen. Denn Spanien, Portugal und Neapel publizirten dieselbe mit dem ausdrücklichen oder nebenbei

angebrachten Bemerken, wie die Publikation nur nach Untersuchung des Breve und nach ertheilter Einwilligung des Monarchen zu dessen Vollziehung erfolge. Dieser Zusatz hätte bei jedem anderen päpstlichen Breve nicht auffallen mögen, aber bei dem gegenwärtigen konnte er dem Papste nur als Beleidigung erscheinen.

Solche Erfahrungen verbitterten Ganganelli das Leben, denn man darf bei Beurtheilung desselben nie aus den Augen lassen, daß er Priester und — Kirchenoberhaupt war, demnach also noch immer auf dem hierarchischen Standpunkte stand.

Auf der anderen Seite war dagegen die eifersüchtige Rechtsverwahrung Seiten der weltlichen Autoritäten wieder sehr erklärlich. Der päpstliche Hof hatte sie bis hierher stets als Vasallen behandelt, hatte ihnen befohlen, während er hätte ersuchen und bitten sollen, hatte sich in die inneren Reichsangelegenheiten gemischt, mit einem Worte: sich die Befugnisse der geistlichen und weltlichen Oberherrlichkeit angemaßt. Diese Ueberhebung konnte fortan nicht mehr geduldet werden, weshalb ja auch die päpstliche Macht durch die einseitige Jesuitenaufhebung, durch die Bedrohung des Kirchenstaates ꝛc. bereits auf das ihr allein rechtmäßig gebührende geistliche Gebiet zu-

rückgewiesen worden war. Von diesem Gesichtspunkte aus durfte also eine Erinnerung an die Veränderung der Verhältnisse nicht überflüssig erscheinen. Noch mehr, sie wurde sogar durch die Bulle selbst hervorgerufen, da sie noch mehrere Nachklänge aus der untergegangenen Zeit enthielt, von denen die Ueberweisung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Jesuiten an die Bischöfe der stärkste war.

In Frankreich wurde das Breve gar nicht verkündigt. Es gab dazu die Weigerung der Erzbischöfe von Paris und von Arles Veranlassung, welche sich gegen dasselbe im Namen der Freiheiten der gallikanischen Kirche und der Vorrechte der Könige erhoben, während sie im Grunde als Kreaturen der aufgelösten Bande nur den Papst in Verlegenheit zu setzen suchten. Fast wäre aus dieser Ungehorsamkeit der Prälaten gegen den unfehlbaren Papst eine neue Gährung entstanden, wenn sich der Staatsrath nicht ins Mittel geschlagen und die Publikation darum für unnöthig erklärt hätte, weil der Jesuitenorden im französischen Reiche schon gesetzlich aufgehoben sei.

In Rußland waren es wieder königlich preußische Gründe, welche das Breve zurückhielten. Es hatte damals nur eben erst die Theilung Polens stattgefunden und die Czaarin aller Reußen, Katharina,

war dadurch zugleich zur Herrin einer großen Anzahl Jesuiten geworden. Die Kaiserin sah unschwer ein, daß sie sich den Orden nicht besser verbinden könne, als wenn sie ihn mit der Aufhebung verschonte, sowie daß sie sich dadurch die besten Wahrer ihrer Interessen in Polen bestelle. Dieser Grund, und vielleicht noch der, die katholischen Polen durch Entreißung ihrer Priester nicht unzufriedener zu machen als sie ohnehin schon waren und das ärmlich vegetirende Schulwesen, das man jetzt zur Russifizirung gebrauchen konnte, nicht ganz zu unterdrücken, bestimmte sie, die Jesuiten in ihren Schutz zu nehmen.

Die Letzteren waren darüber unendlich froh. Zwar baten sie die Kaiserin um Verkündigung der Bulle, um ihr und zugleich dem Stuhle St. Peters gehorsam sein zu können. Allein das war bloße Spiegelfechterei, durch welche die über ihre Widersetzlichkeit gegen das oberste Kirchenoberhaupt empörte katholische Welt betrogen werden sollte. Die Jesuiten wußten wohl, daß ihnen diese Bitte nicht werde erfüllt werden, denn sie hatten an dem Liebhaber der Kaiserin, Potemkin, und an dem Minister Czernyszev zu gute Freunde, die sie um keinen Preis sinken ließen. Wenn man aber dennoch über ihre wahren Gesinnungen hätte in Zweifel sein können, so mußte man

später durch ihre sophistische Entschuldigung die Wahrheit erkennen, denn sie wießen die Vorwürfe des Ungehorsams damit zurück, daß die päpstliche Bulle für sie darum keine Verbindlichkeit gehabt habe, weil sie ihnen nicht ordnungsmäßig verkündet worden sei!

Somit hatte Klemens XIV. seine Absichten nicht ganz erreicht, — sicher ein schmerzliches Bewußtsein für den guten alten Mann! Und dennoch mußte er seinen guten Willen mit einem allzufrühen Tode büßen.

Wir haben schon oben erzählt, daß die Jesuiten noch vor dem Erscheinen des Auflösungsbreve die abenteuerlichsten Mittel benutzten, um den Papst einzuschüchtern und auf seinen Tod vorzubereiten. So verbreiteten sie, wie Wolf berichtet, einen Kupferstich, auf dessen linker Seite der Tod, auf der rechten ein Jesuit in Weltpriesterkleidung und in der Mitte ein Stab mit einer Art Tabernakel stand. Oben darauf befanden sich die Buchstaben: „**J. H. S.**" und unter dem Bilde Verse, die mit dem Motto begannen: „Sic finis erit!" — so wird (sein) Ende sein. — Die Verse rühmten die Beständigkeit der Jesuiten, indem sie zugleich ankündigten, daß dieselben, obgleich zur Ablegung ihrer Ordenskleidung gezwungen, doch ihres alten Sinnes bleiben würden. Die Verse schlossen mit dem Chronodistichon: „q**V**o**D** bon**VM** est **I**n

oCVLIs sVIs faCIet" — was in seinen Augen gut ist, wird er thun. Die großen Buchstaben, welche MDCCLVVVVIIII geben, prophezeihten das Sterbejahr des Papstes. Auch das „P. S. S. V." — presto sarà sede vacante — erschien wieder, trotzdem, daß die Bäuerin Bernardina Benzi und das Nonnenkloster zu Valentanno, von wo aus sie geschickt wurde, einer strengen Untersuchung unterworfen worden waren, welche die Verhaftung mehrerer Geistlichen und Jesuiten zur Folge gehabt hatte. Der spanische Gesandte Florida-Blanca bezeugte, daß selbst Lorenz Ricci, der Generalissimus, Zusammenkünfte mit dem Weibe gehabt.

Solchem Unsinne lachten die Verständigen und trotzte des Papstes rüstige Gesundheit. Gleichwohl konnte man sich nicht verhehlen, daß alle diese Gemeinheiten von einer Partei ausgingen, die es auf die Beunruhigung und zugleich auf die Hinwegräumung des Papstes abgesehen hatte, und diese Ueberzeugung mußte Festigkeit erlangen, als eben diese Partei einen Aufstand in Rom versuchte, der zwar glücklich, aber nicht ohne Mühe unterdrückt ward.

Leider stellte es sich nur zu bald heraus, daß die Befürchtungen nicht grundlos waren. In der heiligen Woche 1774 fühlte Ganganelli nach dem Mittags-

essen eine heftige Bewegung in der Brust und in dem Magen, gleich einer großen innern Kälte. Seine helle Stimme verlor sich, er bekam einen seltsamen Katarrh, im Munde und Schlunde entstand eine Entzündung und an die Stelle des guten Appetites und des festen Schlafes trat Ekel und Unruhe. Es erfolgten Erbrechungen, der Körper mattete ab, die Schmerzen im Unterleibe nahmen zu und versetzten den Kranken in häufige Ohnmachten.

In der Nacht darauf hörte man hie und da in der ewigen Stadt die Worte rufen: „Betet für den Papst, denn er stirbt" *).

Klemens XIV. Ganganelli hatte die Kraft, dieses unsägliche Leiden eine lange Zeit zu verbergen. Dennoch wußte er nur zu wohl, daß er diesen entsetzlichen Zustand seinen Feinden verdanke, denn man fand Pillen bei ihm, die mit Ingredienzen vermischt waren, welche gewöhnlich als Gegenmittel bei Vergiftungen angewendet werden.

Als die Erkrankung des Papstes bekannt ward, beeilten sich alle hohen Geistlichen und die Vertreter der fremden Höfe, dem Papste ihre Besuche abzustatten. Allein er wies sie sämmtlich ab. Nur seine

*) Boucher II, 350.

Minister und vertrautesten Freunde hatten für einige Augenblicke Zutritt zu ihm. Erst den 17. August empfing er das diplomatische Korps und das heilige Kolleg.

Am 10. September trat eine Ohnmacht ein, welche den Tod des Papstes schon nach einigen Tagen befürchten ließ. Leider — war seine Gesundheit zu kräftig gewesen. Er erholte sich wieder ein wenig, um die Qual des Lebens noch einige Tage länger zu ertragen. Am 19. trat eine Unterleibsentzündung ein, die in Brand überging, so daß er erst am 22. September um 13 Uhr (welschen Zeigers) seinen Geist aushauchte. Vorher war man noch in ihn gedrungen, eine Anzahl Kardinäle zu ernennen, allein er hatte dieses Ansinnen stets zurückgewiesen. „Ich gehe zur Ewigkeit, — sagte er dabei zu seiner Umgebung — **und weiß es wohl, warum.**"

Den folgenden Tag ward der Leichnam untersucht. Das Gesicht war blaß, die Lippen und die Nägel schwarz, der Rücken schwarzgelblich und der untere Leib stark geschwollen. Der Körper hatte eine Zedernfarbe, die in das Aschfarbige überging, und man sah an den Armen, an den Seiten, Schenkeln und Füßen blasse Striche, die unter der Haut hervorstachen. Bei der Oeffnung des Körpers fand man den linken Theil

der Lunge an dem Brustfelle hangend, entzündet und krebsartig. Beide Theile waren voll geronnenen Blutes. Als man sie von einanderschnitt, kam blutige Feuchtigkeit hervor. Man öffnete das Herzfell, fand aber das Herz ganz klein und ausgetrocknet. Unter dem Zwerchfelle sah man den Magen und die Eingeweide mit Luft gefüllt und krebsartig. Der Gallenbeutel schien groß und war mit einer Menge schwarzgallichter Feuchtigkeit angefüllt. In der Höhle des unteren Bauches lag eine Menge Wasser. Man legte die Eingeweide in ein besonderes Gefäß, dasselbe aber zersprang nach einigen Stunden und erfüllte das Zimmer mit einem unausstehlichen Geruche. Man besichtigte den Leichnam am 24. August neuerdings und fand das Gesicht aufgelaufen und von einer garstigen Farbe. Die Hände waren ganz schwarz und auf der äußern Fläche derselben sah man große, zween Querfinger hohe Blattern, die mit einer salzigen und serösen Feuchtigkeit angefüllt waren. Während man dem Leichnam die päpstlichen Kleider abzog, schälte sich ein großer Theil der äußern Haut mit ab und man sah deutlich an der rechten Hand, daß der Nagel des Daumens abgesondert war. Auf dem Rücken fand man alle Muskeln so aufgelöst und zermalmt, daß auf der Mitte des Rückens, seitwärts von der Spiral=

medulla, drei Querfingerbreit auf jeder Seite eine totale Zerfressung der äußeren und inneren Rippenmuskeln (erosio totalis musculorum supracostalium et intracostalium) bemerkt wurde, welche zwei Oeffnungen gab .... Man machte Einschnitte, fand aber an der Oberfläche derselben ein Aufbrausen von Feuchtigkeit, die sich den Augen in Gestalt von Bläschen darstellte. Eine andere sehr wichtige Erscheinung war die, daß dem Leichnam die Haare ausfielen, wovon ein großer Theil auf dem Bettkissen lag, auf welchem das Haupt geruht hatte. Endlich mußte man aller Vorschrift ungeachtet, und ob man gleich eine neue Einbalsamirung vornahm, doch den Leichnam in einen Sarg legen, um zu verhindern, daß sich nicht alle Glieder von einander losmachten und wegfielen." (Wolf.)

Das der Befund der untersuchenden Aerzte. Alle Welt hielt den Tod des Papstes für die Folge einer Vergiftung. Es schien dies nicht nur der plötzliche Beginn und das Fortschreiten der Krankheit, sondern auch der Zustand des Leichnams anzudeuten, welcher all die Kennzeichen trug, die von den Aerzten als Beweise eines solch gewaltsamen Todes angegeben werden. Nur die Jesuiten und ihre Anhänger bestritten später diese Ansicht aus leicht zu errathenden

Gründen. Denn da man stets Denjenigen des Verbrechens verdächtig hält, welcher durch dasselbe Vortheil hat, so mußte die Gesellschaft Jesu um so mehr für den Mörder angesehen werden, als sie nicht nur von einem folgenden Papste ihre Wiederaufrichtung erwartete, sondern auch Klemens XIV. wegen ihrer Unterdrückung Feind war. Wir wissen ja, daß die Jesuiten das Ansehen des Papstes bei seinen Lebzeiten aller Orten zu untergraben suchten. Es ist oben schon erwähnt worden, daß sie in Rom bis zur Erregung einer Empörung gingen; in der katholischen Schweiz ließen sie es gar geschehen, daß die Schuljugend das Bildniß des Papstes verbrannte. Diese Thatsachen lassen sich nicht aus der Geschichte auslöschen. Nun hat man aber auch trotz des befremdenden Zustandes, in welchem sich die Leiche des Papstes befand, nicht die mindeste Untersuchung angestellt, welche eine Erklärung desselben hätte herbeiführen können, — ein Umstand, der dafür spricht, daß die Jesuiten, deren Partei jetzt schon beinahe in allen Regentenfamilien und selbst am päpstlichen Hofe wieder zu Einfluß gelangte, eine solche Erklärung scheuen mußten. Der Kardinal Bernis, der den Papst während seiner Krankheit oft besuchte, versicherte, daß ihm der Tod desselben „nicht als ein

natürlicher" erschienen sei, und der Graf von Saint-Priest sagte: „die infamen Satyren, welche durch die Feinde des Papstes unter das Volk gestreut worden, und ihre laute Freude (bei des Ersteren Tode) bestätigte den allgemeinen Glauben an eine stattgefundene Vergiftung, welche die Jesuiten nur erst später zu bestreiten suchten" — nämlich als die Welt mit Fingern auf die Verbrecher zeigte. Derselben Meinung sind auch die meisten Historiker, welche die Geschichte Klemens XIV. und die der Jesuiten bearbeitet haben. Sonach kann die Hinwegräumung desselben durch eine feindliche Hand ohne Bedenken angenommen werden und wir machen uns schwerlich eines falschen Gerichtes schuldig, wenn wir die Jesuiten als die Schuldigen verurtheilen.

Der Papst war 69 Jahre alt, als er verschied und hatte die Kirche 5 Jahre und einige Monate regiert. Vergleichen wir ihn mit seinen Vorgängern und Nachfolgern, so finden wir, daß er sie weit übertrifft, sowohl in wissenschaftlicher als sittlicher Beziehung. Er faßte das Christenthum seinem Geiste nach auf, sein Wandel war seiner Ueberzeugung entsprechend und schließlich kannte er nicht nur die Schwächen, sondern auch die Gefährlichkeiten der Hierarchie. Leider ging schon die Zerstöruug des Jesuiten-

ordens über seine Kräfte, so daß er sich mit weiteren Reformen nicht befassen konnte. Hätte er aber länger gelebt und wären die Höfe noch länger die Beschützer des Geistesaufschwunges geblieben, so würden ihn ohne Zweifel die größten Hindernisse nicht abgeschreckt haben, dasjenige im Kirchenwesen zu verbessern, was ihm verdorben und abgestorben schien.

Was freilich die Würde und den Einfluß des päpstlichen Stuhles in Sachen der Politik betrifft, so hatte er beide während seiner Verwaltung nicht empor zu heben vermocht. Das Papstthum war zu einem Diener der Fürsten herabgesunken, die ihm selbst in kirchlichen Dingen Befehle gaben. Dieser Verfall war nicht Ganganelli's Schuld! Der unglückliche Mann übernahm das Pontifikat, als die Kopflosigkeit seines Vorgängers die höchste kirchliche Würde schon in den Staub getreten und die päpstlichen Staaten einen feindlichen Einfall von zwei verschiedenen Seiten zugezogen hatte. Ein Fortwandeln auf diesem Wege konnte nur den Verlust des gesammten Kirchengebietes und noch überdies einen Umsturz des ganzen Papstthums zur Folge haben. Es rieth also das Interesse des heiligen Stuhles und besonders das der Hierarchie, welche Klemens am meisten haßte, zum Nachgeben. Aber dadurch mußte er zugleich die Schuld büßen,

welche ihm sein XIII. Namensbruder als Erbschaft hinterlassen. Die Fürsten vermochten ein Institut nicht mehr mit Ehrerbietung zu betrachten, das die personifizirte Albernheit verwaltet, und behandelten es auch dann noch mit Verachtung, als es ein Weiser lenkte. Was man daher auch von Ganganelli's Regierung sagen möge, soviel steht fest, daß das Sinken des päpstlichen Ansehens nicht in seiner Person begründet war; dagegen darf man, ohne ihn zu schmeicheln, die Behauptung aussprechen, daß er durch sein versöhnendes Auftreten den Stuhl St. Peters rettete.

Die Jesuiten haben das Andenken des Gemordeten auf alle erdenkliche Weise zu schmähen gesucht. Nach ihnen war er ein Schwachkopf, der durch Simonie zur päpstlichen Würde gelangte, ein jansenistischer Ketzer, der die apostolische Gewalt mißbrauchte und mit der Unterwürfigkeit der Gläubigen sein Gespötte trieb, und das Breve, wodurch er die von 19 Päpsten bestätigte und mit 80 Bullen privilegirte Gesellschaft aufhob, voll Absurditäten, Lügen und Widersprüchen. Diese Lästerungen möchten indessen noch hingehen, denn jeder Vernünftige sieht ohne Weiteres, daß sie der Ausfluß einer schmutzigen Gemeinheit waren. Aber größer war die Verunglimpfung, welche sie dem Märtyrer ein Mandel Jahre nach seinem

Tode durch die Bekanntmachung eines Widerrufes zufügten. Es war der ganzen Welt bekannt, daß Klemens, als er vernahm, die Jesuiten suchten die Gültigkeit der Bulle dominus ac redemptor durch das Vorgeben: „sie sei ihm abgezwungen worden" zu entkräften, sofort eine neue Bulle veröffentlichte, in welcher er erklärte, daß jene Bulle von ihm freiwillig, mit voller Ueberzeugung und nur „im Interesse der Kirche" erlassen worden. Wie dumm müssen also den Jesuiten die Menschen erscheinen, wenn sie glauben konnten, daß sie sich durch solche Kunstgriffe auf ihre Seite ziehen ließen. Der Papst hat nie im Entferntesten an einen Widerruf gedacht. Selbst in den qualvollsten Stunden vor seinem Tode entfuhr dem Papste kein Wort, das auf eine Reue über sein Verfahren gegen den Orden hätte bezogen werden können.*)

*) Boucher sagt in seiner Histoire dramatique et pitoresque des Jésuites, vol. II. page 351, über die letzten Augenblicke des Papstes: .... Sein Verstand nahm ab und verlöschte. Von diesem Augenblicke an sah der unglückliche Ganganelli nichts als drohende Dolche und Giftbecher, und wenn ihm das Fieber ein wenig Kraft ließ, schlug er heftig mit den Händen um sich, wodurch er, wie es schien, die schreckenden Gestalten, die er mit rauher

Der Widerruf, welcher Klemens XIV. untergeschoben worden, ist ziemlich umfangreich. Er zerfällt in mehrere Theile. Der erste enthält eine Anklage seiner Schwachheit und der Gewalten, welche, dieselbe benutzend, ihn zu dem harten Schritte gegen die Jesuiten veranlaßten. Klemens setzt hinzu, wie er oft gebetet: „Herr, ich leide Gewalt, antworte für mich," und indem er zwar hofft, daß ihm die erlittene Gewalt von aller Schuld frei mache, ohne aber darauf mit Sicherheit zu rechnen, droht er den Fürsten, welche weder aus Nothwendigkeit noch mit apostolischer Gewalt unterstützt, vielmehr unter seinem und seines Vorfahren Widerspruch das Heiligthum antasteten, mit dem Schicksale Saul's, den die göttliche

---

Stimme um „Gnade! Gnade!" flehte, abwehren wollte .... Es ist merkwürdig, daß Ganganelli, von solchen Visionen verfolgt, krank und sterbend, keinen Widerruf ausgesprochen hat. Er schrie blos von Zeit zu Zeit, um seine eingebildeten Feinde abzuwenden, die die Schatten seiner leider nur zu sehr realen Feinde waren: „Ich habe nicht mit vollständig freiem Willen gehandelt." Boucher's Geschichte ist eine der neuesten Bearbeitungen, indessen dürfte man diese Erzählung mit einiger Vorsicht aufzunehmen haben, da er weder ihre Quelle nachweist noch sie selbst ganz in den Text aufgenommen hat. Der letzte Theil ist als Note beigefügt.

Rache bestrafte und entthronte. Der zweite Theil ist eine Vertheidigung der Jesuiten, die von den Ministern nur deshalb gehaßt wurden, weil sie durch ihren Einfluß bei den Fürsten deren Liederlichkeit in den Weg traten. Auch die Mönchsorden werden stark mitgenommen, denn diese waren voll Neides gegen die heilige Gesellschaft und hungerten nach deren Gütern. Der dritte Theil klagt den Ungehorsam der Fürsten an, welche sich sogar anmaaßten, die päpstlichen Bullen zu untersuchen. In Folge dessen sei von ihm, dem Papste, der Beschluß gefaßt worden, die den Mächten anstößige Verlesung der Nachtmahlsbulle aufzuheben, indessen habe damit keineswegs deren Gewalt, deren Verbindlichkeit und überhaupt deren Gültigkeit vertilgt werden sollen. Der vierte Theil stellt nun die Folgen dar. Von allen Seiten bestürmt, sah sich der Papst gezwungen, die von ihm geliebte Gesellschaft Jesu **zum Schein** aufzuheben, sie als ein Schlachtopfer an den Altar der Duldung und des Friedens hinzuführen und nach vollbrachtem Streiche den Erfolg der göttlichen Vorsehung anheim zu stellen. Der letzte Theil endlich erklärt die Bulle dominus ac redemptor für null und ungültig, weil sie aus positiver Willensabneigung, Ueberwältigung, Mangel an Absicht 2c. hervorgegangen und eine Menge Ausdrücke

enthalte, welcher sich der Papst wider seinen Willen und blos deshalb bedient, um denen zu gehorchen, welche dadurch die zu allen Zeiten wider die Gesellschaft vorgebrachten Verläumdungen bekräftigen wollten. Die Gesellschaft Jesu, welche in Allem die älteren Religiosenorden übertroffen und mehreren anderen zusammengenommen völlig gleich gewesen, sei somit einem fatalen Ostrazismus erlegen. Deshalb also ein allgemeiner Widerruf, zu dem der Papst durch ein vom Himmel gefallenes Feuer, durch den Tod des Königs von Frankreich, des Infanten von Spanien, durch andere Zeichen auf der Erde und durch sein eigenes nahes Ende aufgefordert worden.

Wir glauben, daß diese Andeutungen hinreichen, um die Verfasser des Widerrufes erkennen zu lassen. Ohne Zweifel haben sie nicht daran gedacht, daß die Zurückhaltung ihres Generals in der Engelsburg die Liebe Klemens XIV. zum Jesuitenorden allein schon Lügen straft, — der harten Vollziehung des Aufhebungsdekrets in den Staaten des Papstes sowie des Letzteren dringende Aufforderung an Marien Theresien, damit sie die Bulle ausführe, gar nicht zu gedenken. Ebensowenig dürften die Jesuiten erwogen haben, daß sie mit der Veröffentlichung des Widerrufes die Institution des Papstthumes alles ihres Glanzes entklei-

deten. Denn wenn sie auf der einen Seite behaupten, daß der heilige Vater der Christenheit seine Inspirationen vom heiligen Geiste empfange und daher in allen Dingen, welche die Religion, die Moral, das Recht und selbst Thatsachen betreffen, unfehlbar sei, so ist es lächerlich, wenn sie ihm auf der anderen Seite das Bekenntniß eines Zwanges von außen her in den Mund legen. Der vom heiligen Geiste Erleuchtete hätte durch alle Hindernisse hindurch einen Weg der Rettung finden müssen und ein Handeln in Folge fremder Einflüsse wäre geradezu unmöglich gewesen. Man könnte sogar vom orthodox katholischen Standpunkte aus bestreiten, daß es einem vom heiligen Geiste Erleuchteten möglich sei, gegen besseres Wissen zu handeln. Ein Mensch, den die Gottheit zu dem Werkzeuge ihrer Offenbarung macht, muß nach den Kirchenlehrern nothwendig aufhören, ein strauchelndes Wesen, wie wir Anderen, zu sein, denn das ist ja gerade der Grund, warum man den Päpsten Unfehlbarkeit beilegt. Aber nicht nur die päpstliche Unfehlbarkeit zieht man in den Schmutz, auch der heilige Geist selbst wird prostituirt. Klemens, der so oft zu Gott betende und flehende Fürst der Kirche, auf den sich, wenn der Himmel nicht ganz taub wäre, die Gottheit schon wegen der Würde,

die er bekleidete, herablassen mußte, bekennt, die Jesuiten nur „zum Scheine" aufgehoben, also mit sammt seiner päpstlichen Unfehlbarkeit eine Schuftigkeit begangen zu haben, deren sich der gemeinste Mann schämen würde. Kann man das katholische Bekenntniß lächerlicher machen, als es jene Verfechter thun? Doch lassen wir den Widerruf bei Seite. Die Jesuiten haben fast von jedem Advokaten, der ihre Anklage führte, von jedem Schriftsteller, der ihren und des Papstes Einfluß bekämpfte, sowie überhaupt von fast allen Größen, mit denen sie je in Streit geriethen, Widerrufe aufzuweisen, so daß die Aechtheit dieser Aktenstücke schon durch ihre Masse verdächtig wird. Aber selbst angenommen, daß an deren Aechtheit nicht zu zweifeln wäre, — denn wie leicht ist es denn nicht, von einem durch die fürchterlichsten Qualen des entschwindenden Lebens gefolterten Menschen, dessen Körper schon in der Auflösung begriffen und dessen Geist somit gebrochen ist, eine Unterschrift unter ein bereit gehaltenes Formular zu erschleichen, — die Aechtheit selbst also einmal vorausgesetzt: was kann denn wohl die heilige Bande dadurch für ihre Sache gewinnen? Die Wahrheit, — sagt der unsterbliche Rotteck, indem er von dem Widerrufe des trierschen Weihbischofs, Johann Nikolaus von Hontheim (Ju-

stus Febronius), spricht, den wir oben unter den deutschen Kämpfern gegen die Uebergriffe des Papismus nannten, — kann kein Gegenstand des Vergleiches sein oder der Entsagung. Mochte daher auch Klemens XIV. zehnmal widerrufen haben, die Wahrheit, welche seine Bulle athmete, konnte mit seiner Ueberzeugung nicht geändert werden. —

Noch ehe Klemens XIV. aus der Welt schied, war in Frankreich eine Veränderung vorgegangen, welche die Hoffnungen der Jesuiten auf ihre Wiederbelebung zu rechtfertigen schienen. Der Maitresse Pompadour war die scheinheilige Dübarry gefolgt, welche besser als ihre Vorgängerin auf die Wünsche der Jesuiten hörte. Sie nahm sich des Ordens so warm an, daß sich dieser verpflichtet hielt, die königliche Beischläferin mit Lobsprüchen zu überschütten. Neben ihr gelangten auch der Dauphin und die Königin, deren Freundschaft gegen die Gesellschaft wir schon a. a. O. berichtet haben, wieder zu Einfluß. Noch günstiger aber gestaltete sich anscheinend die Lage der Dinge, als Ludwig XV. verschied (1774) und Choiseul sein Ministerportefeuille in die Hände des Exjesuiten Saint-Germain niederlegen mußte. Zum Unglück sahen aber die Parlamente zu sehr auf die Aufrechthaltung ihrer Beschlüsse, das Volk selbst

hielt sorgsam Wache und endlich begann auch die Geistlichkeit sich allmählig von dem fremden Einflusse zu befreien. Im Jahre 1776 veröffentlichte ein Bischof ein Buch, in welchem er auf die Frage: giebt es irgend ein Heilmittel für die Gebrechen der Kirche, u. A. mit den Worten antwortete: „die Jesuiten sind es, welche die Lehre der Kirche in allen Beziehungen verdreht, verdorben und verunstaltet haben; sie sind es, welche den Ungläubigen die Waffen lieferten, um die Religion zu bekämpfen; sie sind es auch, welche die Geistlichkeit Frankreichs in den beklagenswerthen Zustand versetzt, in welchem sie sich befindet.“ Dieses Werk scheint seine Dienste gethan zu haben, und wie sich auch Herr Saint-Germain mühte, wie sich auch vor ihm Madame Dübarry bemüht hatte, die Hoffnungen der Jesuiten blieben für jetzt noch ihrer Erfüllung fern. Die Dübarry mußte übrigens ihre Protektion theuer büßen. Als die Revolution so viele Männer und Frauen auf das Blutgerüste führte, welche man für Feinde des neuen Staates hielt, befand auch sie sich unter deren Zahl, und wie man behauptet, vorzugsweise wegen der den Jesuiten geleisteten Dienste.

Choiseul, der dem französischen Königshause so unendliche Dienste geleistet, war undankbar behandelt

worden, aber im Vergleich mit Pombal konnte er sich Glück wünschen, da er als aufgeklärter Mann und der Geschichte kundig, sicher wußte, daß die Gunst der fürstlichen Höfe noch reicher an Wechsel ist als die durch den Ostrazismus der Alten sprüchwörtlich gewordene Unbeständigkeit der Volksgunst. Als Joseph I. von Portugal starb, wurde der Minister, welchen der König bis zum letzten Augenblicke gegen alle Anfeindungen vertheidigt hatte, abgesetzt, in den Kerker geworfen und zum Tode verurtheilt. Die Vollziehung dieser Sentenz, welche die Königin, der Adel und die Freunde der Jesuiten erwirkten, würde ohne Zweifel sofort erfolgt sein, wenn man nicht das mittellose Bürgerthum, das heißt die zahlreichste Klasse der Bevölkerung gefürchtet hätte, das mit unaussprechlicher Liebe an dem strengen Minister hing, weil er, wenn auch nicht seine Rechte, so doch seine materiellen Interessen vertreten hatte. Deshalb ward das Urtheil in lebenslängliche Verbannung umgewandelt, in welcher der Held des Jahrhunderts arm, aber mit dem Bewußtsein starb, daß sein eine aufgeklärtere Zeit nur mit Hochachtung gedenken könne.

Die übrigen Minister, Aranda u. s. w., waren glücklicher. Zwar sahen auch sie noch theilweise traurige Tage, im Ganzen aber entgingen sie den

Verfolgungen, welche Jene traf, die dem noch frischen Hasse der Fanatiker in die Hände fielen.

Wir schließen nun die alte Geschichte des Ordens, um mit dem folgenden Abschnitte die neue zu beginnen. Wer hätte im Jahre 1773 denken mögen, daß den Jesuiten noch einmal eine Zukunft blühe! Und doch war es schon damals vorauszusehen. Denn die Jesuiten sind nicht als Personen, sie sind nichts an und für sich, sie erhalten ihre Bedeutung erst durch das Prinzip, das sie vertreten, d. h. durch die auf den blinden Glauben an Offenbarungen, Legenden und Traditionen gegründeten religiösen Anschauungen des Volkes, und da dieses Prinzip eine Geburt der Unwissenheit ist, so leuchtet von selbst ein, daß weder Urtheile der Gerichte, noch Gesetze der Staatsgewalten, noch Bullen und Breven der Kirchenoberen den Orden jemals vernichten werden, wenn ihm nicht vorher der Boden weggezogen wird, auf welchem er säet und erntet, d. h. wenn man nicht erst die Unwissenheit des Volkes zu beseitigen sucht.

Schicksale des Ordens von seiner Wiederherstellung durch Pius VII. bis zur französischen Revolution.

Kaum war die Gesellschaft Jesu in der katholischen Welt reconstituirt, so sah sie sich aus ihrer zweiten Wiege-dem russischen Reiche, vertrieben. So lange die Jesuiten in Rußland sich blos damit beschäftigt hatten, die Trümmer ihrer Gesellschaft aus dem Schiffbruche zu retten, hatte die griechische Geistlichkeit keinerlei Mißtrauen und Eifersucht gegen sie zu empfinden Anlaß gehabt. Die glänzenden Fortschritte aber, welche durch Gruber der Orden gemacht hatte, änderten diese Lage der Dinge und die Popen wie die Universität Wilna sahen ihren Glauben und ihre Macht gefährdet.

Alexander war der Politik seiner beiden Vorgänger in Bezug auf den Orden gefolgt und hatte noch 1811 ihnen Sibirien als Schauplatz neuer Missionen angewiesen, aber es lag in dem Selbstständigkeitsstreben

des Ordens, sich von allen Fesseln frei zu machen. Der Umfang und das Ansehen der Gesellschaft in Rußland bewog Thaddäus Brzozowski zu einem neuen Schritte auf dem betretenen Wege, mit dem die letzte Fessel der gastlich aufgenommenen Gesellschaft abgestreift werden sollte. Die Erziehungsinstitute und Häuser der Jesuiten restortirten von den Universitäten ihrer Kreise und es war natürlich, daß von diesen Vieles den Erziehungsprinzipien der Väter Entgegenstrebende erzielt wurde. Durch unermüdliches Anliegen bei dem Minister Rasumowsky und geschickt benutzte Einflüsse beim Czaaren, besonders aber durch des Grafen de Maistre leidenschaftliche Verwendung setzte es Brzozowski im Jahre 1812 wirklich durch, daß das Collegium Polocz zur Universität mit den Privilegien der anderen Akademien erhoben wurde. Inzwischen kam die Napoleonische Invasion, Rußland ging nach vielen Fährlichkeiten siegreich hervor, aber die schnellen Umschläge des Geschicks hatten dem Charakter Alexander's eine merkwürdige Umstimmung gegeben, die seinen natürlichen Hang zum Mysticismus entwickelten. Wegen der mannigfachen Aufregungen von Furcht und Hoffnung hatte er nach einem Halt gesucht und ihm der Fürst Galitzin das Lesen der Bibel empfohlen; der Trost, den er darin gefunden,

veranlaßte ihn, die Stiftung einer Bibelgesellschaft zu autorisiren, welche den Zweck hatte, dem Russen aus dem Volke dies Buch in die Hände zu geben.

Die Jesuiten sahen darin einen Schritt zur Ketzerei und bekämpften diese Neuerung auf's Aeußerste. Papst Pius VII. erließ einen mißbilligenden Brief an den Erzbischof von Mohilew, der sich selbst zum Patron der Bibelgesellschaft erklärt hatte, aber damit wurde nur Oel in's Feuer gegossen, die Förderer des Bibelvereins sahen nicht mit Unrecht in dem Schreiben des Papstes den Einfluß der Jesuiten und nun vereinigte sich der Minister Galitzin mit den Universitäten gegen die Schritte der Gesellschaft Jesu.

Diese suchte eine Gegenmine anzulegen; sie verfaßte einen russisch geschriebenen Katechismus für Kinder, die von katholischen Eltern in Rußland geboren sind; aber Galitzin erlaubte den Druck desselben nicht. Die Conversionen zum römischen Glauben hatten sich unter Vornehmen wie Niederen beträchtlich vermehrt und dem frommen Eifer der Väter wurde mit Recht die Schuld daran zugeschrieben. Zwar behaupten die Jesuiten, diese häufigen Uebertritte zum römisch-katholischen Bekenntniß hingen mit der Anwesenheit einer großen Menge französischer Emigrirter in St. Petersburg zusammen, indeß man weiß, daß die Emigrirten

andere Sorgen hatten, als Proselyten auf dem Gebiete des Glaubens zu machen. Die Mißstimmung der griechischen Geistlichkeit wuchs; als aber der junge Fürst Galitzin, ein Neffe des Ministers, öffentlich seinen Uebertritt zum Katholizismus erklärte, da erhob sich ein allgemeiner Schrei der Indignation und diese Bekehrung sollte dem Orden Verderben bringen. Der junge, erst fünfzehnjährige Galitzin war zwei Jahre lang Schüler des Jesuitenstift in Petersburg gewesen und hatte zu Weihnachten seinen Uebertritt erklärt. Er wurde aus dem Erziehungsinstitute der Väter fort-, unter die kaiserlichen Pagen aufgenommen und ihm jeder Umgang mit Jesuiten verboten.

Diese Bekehrung vermehrte noch die Mißstimmung, welche sich allgemein gegen die Väter geltend machte und Galitzin, in seiner eigenen Familie verletzt, bot nun Alles auf, solchen Gefahren ferner vorzubeugen. Der Kaiser und die Kaiserin — es war 1815, — sollten von ihrem siegreichen Zuge nach dem Frieden von Paris wieder nach St. Petersburg zurückkehren. Alexander hatte sich damals schon den mystischen Ideen der Frau von Krüdener in die Arme geworfen, er trug sich mit dem Gedanken, das einzige sichtbare Oberhaupt der ganzen Christenheit, die er regeneriren wollte, zu werden, und mit der Errichtung

und Begünstigung der Bibelgesellschaften glaubte er die abweichenden Bekenntnisse schon einander genähert und versöhnt zu haben; die der Bibelgesellschaft feindlichen Jesuiten mußten also in ihre Schranken zurückgewiesen und ihren Uebergriffen ein Ende gemacht werden.

Am 21. December 1815 erschien ein Ukas, welcher der erste Schritt zur Unterdrückung des Ordens in Rußland war, indem er die Väter aus den beiden Hauptstädten Petersburg und Moskau verbannte. Die Motive, welche der Ukas angab, waren Störung der griechischen Religion durch Versuche, Personen zum Uebertritte zur katholischen zu bewegen, Anstiften von Zwietracht in den Familien durch solche Versuche. Bedeutsam ist folgende Stelle des Ukases: „Nach solchen Handlungen sind wir nicht mehr verwundert, daß der Orden dieser Religiosen aus allen Ländern vertrieben worden ist. Wo ist in der That der Staat, der in seinem Schooße Diejenigen dulden kann, welche Haß und Verwirrung anstiften? — Beständig damit beschäftigt, für das Wohl unserer getreuen Unterthanen zu wachen, sehen wir es als eine weise und heilige Pflicht an, das Uebel in seinem Ursprunge zu hemmen, damit es nicht seine bitteren Früchte zur Reife bringen könne; deshalb haben wir beschlossen, zu befehlen u. s. w."

Zugleich war der Metropolitan der katholischen Kirche beauftragt, damit die geistlichen Verrichtungen in Petersburg durch diese Maßregel nicht in's Stocken geriethen, die Jesuiten durch andere Priester desselben Bekenntnisses zu ersetzen, bis zur Ankunft von Religiosen eines anderen katholischen Ordens, welche vorbereitet war.

Die Jesuiten wußten recht wohl, daß dies der Anfang ihres Endes in Rußland war, sie ließen sich nicht durch die höfliche rücksichtsvolle Behandlung täuschen, die man den Petersburger Exilirten angedeihen ließ. — Man versiegelte die Archive in Petersburg, in denen, wie begreiflich, keine Spur von Complott, von absichtlichen Conversionen, kein Papier gefunden werden konnte, das nur entfernt in Beziehung zur Politik gestanden hätte; die frommen Väter hatten ja genügende Zeit gehabt, gewaltsame Schritte gegen ihre Gesellschaft vorauszusehen. —

Die verhältnißmäßige Milde, mit welcher man gegen sie verfuhr, anstatt sie mit einem Schlage zu vernichten, hatte noch einen tieferen Grund als die persönliche Abneigung Alexander's gegen harte Maßregeln. Die Familie der Romanof verdankte der Gesellschaft Jesu sehr viel. Einige Väter waren die Vertrauten Katharina's II. gewesen, sie hatten unter

Paul I. Familiengeheimnisse kennen gelernt, denen ein ewiger Schleier zuträglich war, der Vater Gruber und die anderen Oberen des Ordens waren von Paul in die delikatesten diplomatischen Transaktionen eingeweiht worden, in ihren Händen war eine Correspondenz von ihm, in denen er seine Leiden als Großfürst, seine Familienzerwürfnisse als Kaiser offen darlegt. Die Jesuiten mochten solches Vertrauen durch Dienste erwiedert haben, wie sie auch die Könige sogar nicht leicht vergessen. — Einige Jesuitenschriftsteller behaupten, es hätte, um allen Vexationen zu entgehen, denen der Minister und die Polizei sie aussetzte, nur eines einzigen Wortes von Seiten des Ordens bedurft, aber dieses Wort auszusprechen, habe sie die gewöhnliche Discretion ihrer Gesellschaft gehindert, sie hätten vorgezogen, lieber christlich demüthig zu dulden, als Geheimnisse zu verrathen. Wir meinen, das wäre auch nur Klugheit gewesen, denn, wenn sie um ein Geheimniß wirklich wußten, mußte ein Spekuliren mit demselben ihre Stellung am Ende doch nur noch unhaltbarer machen.

Der General Brzozowski richtete an Alexander ein Schreiben, in welchem er den Orden zu rechtfertigen suchte, und bat schließlich um die Erlaubniß (welche seit 18 Monaten er schon vergeblich von den

Ministern verlangt habe), mit zwei Vätern eine Reise nach Rom antreten zu dürfen, wohin die Dankbarkeit gegen den heiligen Vater und dringende Geschäfte des Ordens ihn riefen. Alexander fürchtete von solcher Reise mit Recht eine Vereitelung aller Hoffnungen, die er sich damals unter dem Eindruck der heiligen Allianz gemacht, alle Culten in einen zu vereinigen und eine universale Toleranz in der Welt zu realisiren; Brzozowski durfte nicht nach Rom und mußte sich begnügen in Weißrußland zu bleiben, und von dort aus die Leitung des im übrigen Europa immer mehr wiederauflebenden Ordens zu führen.

Als er den 5. Februar 1820 starb und vorher Mariano Petrucci, Rector des Noviciats in Genua, zum General-Vicar designirt hatte, sollte eine Anomalie ihr Ende erreichen, welche bisher nur der Drang der Umstände gerechtfertigt hatte. Es war natürlich, daß eine Gesellschaft, welche das katholische Prinzip zum Ursprung hatte, nur in dem Centrum des Katholizismus ihren Hauptsitz haben konnte, daher sollte der neuzuwählende General wieder in Rom residiren. Gleich nach Brzozowski's Tode wurde also Polocz, der bisherige Hauptort des Instituts, wieder zur bloßen Provinz, deren Leitung Stanislaus Swietockowski erhielt. Der neue Provinzial bat den Kaiser um die

Erlaubniß, Mitglieder zur Wahl des Generals nach Rom senden zu dürfen, aber durch die Verlegung des Schwerpunkts des Ordens nach Italien kam der Orden in eine viel selbstständigere Stellung zur russischen Regierung, und es konnte der Politik des Petersburger Hofes gar nicht damit gedient sein, die Provinz eines Institutes in seinem Reiche zu dulden, das von außen her unabhängige Befehle bekam. Entweder mußte der Orden auf Weißrußland, wie unter Katharina, sich beschränken, oder gar nicht in Rußland geduldet werden. Die Antwort auf des Provinzials Bitte, die Natur des Contraktes zu ändern, der sie an das Kaiserreich band, kam am 13. März 1820; es war ein Dekret, welches die Gesellschaft Jesu gänzlich aus den russischen Staaten verbannte. Dem Dekrete ging ein Rapport des Ministers der Culte, Galitzin, voraus, welcher alle Beschwerden gegen den Orden zusammenstellte, ihn der Undankbarkeit anklagte und auf Ausweisung desselben antrug.

So erreichte auch in Rußland der Orden sein Ende, wo er von dem kleinen Anhange weniger vom Papste nicht anerkannter Väter sich so ausgebreitet hatte, daß seine Stationen von Polocz bis Odessa gingen, man seine Missionshäuser in Witebsk, Astrachan, Ormsk, Irkuzk und in Tscherkessien fand. Die

Geschichte hat es so gewollt, daß er siebenundvierzig Jahre in diesem Lande ein Asyl vor der Verfolgung im übrigen Europa fand, um sich dann wieder über dasselbe hinbreiten zu können.

Wir haben nichts weiter hinzuzufügen, als daß die Väter auch aus den entfernteren Missionen in Rußland abberufen wurden; man machte zwar in einigen Gouvernements den Versuch, sie dort zu behalten, wenn sie sich ihrer Ordenskleidung nur begeben wollten, indessen sie zogen es vor, dem Schicksale des Ordens zu folgen. —

In Rom indessen war nach Wiederherstellung des Instituts des heiligen Loyola eifrig am inneren Wiederaufbau desselben gearbeitet worden. Die Jesukirche und das Noviziat von St. Andreas war ihnen wiedergegeben worden und von den Vätern bezogen. Die Päpste hatten das Mutterhaus in dem Zustande gelassen, in dem es sich befand, als der General Ricci darin verhaftet wurde. Nur die Bibliothek hatte Clemens XIV. verkaufen lassen. Schon im December 1814 war Perelli vom General Brzozowski zum Provinzial von Rom und Generalvicar ernannt worden und nach wenigen Monaten hatten sich die Jesuiten in Terni, Ferrara, Orvicto, Viterbo, Galloro, Tivoli, Urbino, Fano und Ferentino in ihre Collegien in-

stallirt. Ferdinand III., Herzog von Modena, führte sie im Herbst 1815 auch wieder in seine Staaten; die Söhne der besten Familien Italiens drängen sich zum Eintritte in das Noviziat St. Andreas, das trotz seines großen Raumes bald zu klein wird; 1816 wird ein zweites in Reggio im Modenaischen gestiftet, im Jahre darauf ein drittes in Genua. Aber die Hast und der Zudrang war so groß, daß die Ordnung im Inneren darunter leiden mußte. Wenn die Noviziate auch eine Garantie für die Zukunft waren, so genügten sie doch noch nicht für die Bedürfnisse der Gegenwart; die angestrengte Arbeit, welcher sich die älteren Mitglieder der Gesellschaft unterwarfen, beschleunigte den Tod vieler derselben; binnen 4 Jahren starben etwa fünfzig von diesen Veteranen, welche ihren Erben als Familientradition die alten Gebräuche und den Geist des Institutes hinterlassen sollten. 1819 verlor der Orden eines seiner Mitglieder, dem wir noch eine besondere Notiz widmen müssen.

Es war dies Karl Emmanuel IV., ehemaliger König von Sardinien und Piemont. Karl Emmanuel war 1751 geboren, seine Erziehung war dem Cardinal Gerdil anvertraut gewesen, er heirathete die Prinzessin Clotilde von Frankreich. Als er 1796 den Thron bestieg, war ganz Italien in Verwirrung,

er war nicht der Mann, dem Strudel zu widerstehen und kaum König geworden, ging er in die Verbannung, wo er in der Karthause von Florenz den gefangenen Papst Pius VI. besuchte. Als ihm 1802 seine wegen ihrer Frömmigkeit bekannte Gemahlin Clotilde starb, faßte er bald darauf den Entschluß, sein Diadem, das er kaum auf dem Haupte gehabt, an seinen Bruder Viktor Emmanuel abzutreten und in Rom zurückgezogen nur mit dem Heile seiner Seele sich zu beschäftigen. Als die Gesellschaft Jesu vom Papste wieder in's Leben gerufen wurde, zeigte er den Wunsch, in dieselbe einzutreten, begab sich in's Noviziat von St. Andreas und lebte dort vier Jahre nach der Regel des Ordens. Er starb 1819 und wurde in Jesuitenkleidung beigesetzt.

Am 6. December 1818 folgte dem Vater Perelli, wegen dessen zu großer Altersschwäche, Ludwig Fortis in der Würde als Generalvicar und der Vater Sineo wurde zum Provinzial gewählt; aber 1820 sollte der Tod des Generals Brzozowski dieser exceptionellen Lage der Dinge ein Ende machen.

Er hatte Mariano Petrucci zum Generalvicar designirt und dieser beeilt sich, nach Rom zu kommen, er designirt vier Consultatoren in Stelle der abwesenden Assistenten und bestimmt die allgemeine Congre-

gation auf den 4. September desselben Jahres. Es machten sich Schwierigkeiten der mannigfachsten Art geltend in Bezug auf Anwendung der Regeln bei der Wahl eines neuen Oberhauptes. Pius VII. sah sich veranlaßt, kraft seiner päpstlichen Vollmacht, einige nicht zu erfüllende Formalitäten für unerheblich zu erklären. Die Provinzen ernannten ihre Deputirten zur Congregation und sandten sie über die Alpen. Alles schien sich zur Eröffnung der Versammlung vorzubereiten, als am 1. August der Cardinal della Genga, apostolischer Vicar, im Namen Pius VII. ein Schreiben erläßt, in dem er erklärt, da die russischen Jesuiten einen zu wesentlichen Theil der Gesellschaft ausmachten, könne man nicht gut ohne sie die Congregation abhalten.

Es lagen noch fünf Wochen zwischen diesem Schreiben und dem Tage, an welchem die Congregation abgehalten werden sollte und während dieser Zeit konnten die polnischen Jesuiten bequem in Rom sein; aber es steckte hinter diesem Schreiben della Genga's eine Intrigue des Generalvicars Petrucci, der wohl befürchtete, bei einer regelmäßigen Generalswahl nicht die Stimmen zu bekommen und daher dem Zusammenkommen der Congregation so lange etwas in den Weg zu legen suchte, bis er als interimistisches Oberhaupt

mehrere wesentlichen Punkte der Constitutionen abgeändert und dann mehr Aussicht auf die Wahl habe. Kaum war also das Schreiben della Genga's erlassen, so hatte auch schon Petrucci, ohne die Provinziale und die Wähler zu befragen, den sich auf dem Wege Befindenden geschrieben, sie sollten ihre Reise bis auf Weiteres unterbrechen. Diese Maßregel setzt die Jesuiten in Erstaunen und Furcht, sie gehen den Generalvicar an, den Papst um seinen Willen zu fragen, Petrucci giebt dem aber kein Gehör. Da entschließt sich der Vater Rozaven, die Reise der Professen zu beschleunigen, welche der Brief Petrucci's anhalten soll; er macht ihnen zur Pflicht, keinem entgegengesetzten Befehle nachzukommen. Von Sineo und Monzon begleitet, begiebt er sich zu della Genga und dieser beruhigt sie mit der Versicherung, daß gleich nach Ankunft der Polen die Congregation eröffnet werden würde.

Anfangs September betreten diese die heilige Stadt; nichts steht mehr der Versammlung entgegen, da meldet der Cardinal, es müßten zu den schon in Thätigkeit befindlichen Assistenten noch neue hinzugefügt werden und Commissarien werde der heilige Stuhl ernennen, um die Schwierigkeiten in Bezug auf die Congregation zu beseitigen. Die Cardinäle della Genga und

Galeffi sind an der Spitze dieser Commissarien. Am 14. treffen drei Schreiben della Genga's nach einander ein. Das erste überträgt dem Generalvicar alle Prärogative des Ordensoberhauptes und giebt ihm nach seinem Wunsche andere Assistenten bei; der zweite erklärt, daß, um die Unregelmäßigkeiten und Contestationen zu vermeiden, della Genga und Galeffi bei der Wahl den Vorsitz führen sollen; der Inhalt des dritten Briefes blieb ein Geheimniß.

Die Mitglieder der Gesellschaft, denen die Intrigue immer klarer wurde, wandten sich nun an den Cardinal-Staatssecretär Consalvi. Dieser war kein Freund der Jesuiten, indessen versprach er ihnen doch Schutz gegen die gefürchteten Umtriebe und verhieß ihnen das sofortige Zusammentreten der Congregation. Am 3. October wurde ein päpstliches Rescript in diesem Sinne an die Gesellschaft gerichtet; der Generalvicar sucht noch einen Aufschub herbeizuführen, della Genga und einige Mitglieder der Gesellschaft, die um jeden Preis sich der Gewalt bemächtigen wollen, unterstützen sein Vorhaben, aber Consalvi bestimmt den Papst, um endlich dieser Cabalen ein Ende zu finden, zu erklären, die Gesellschaft solle durch Majorität der Stimmen den Tag des Anfangs der Congregation festsetzen. — Die Mehrzahl der Stimmen

war für den folgenden Tag; aber kaum hat an diesem Petrucci die Session eröffnet, so versichert er, um so scharfsichtige Wähler wie Rozaven und Aehnliche zu beseitigen, die Vollmachten der Deputirten von Frankreich, England und Italien seien nicht in Ordnung, und befiehlt ihnen, den Saal zu verlassen. Die betreffenden Professen gehorchen auf der Stelle.

Die vom Generalvicar erhobenen Bedenken werden von den zurückgebliebenen Mitgliedern geprüft und mit Stimmenmehrheit beseitigt; die hinausgewiesenen Deputirten treten wieder ein, um ihre Rechte auszuüben, und die Congregation erklärt sich einstimmig, mit Ausnahme Petrucci's, für gesetzlich zusammenberufen und vereinigt.

Solche Festigkeit der Mitglieder machte die feindlichen Ränke zunichte; der Vater Pietroboni ist einer der Rädelsführer des Complotts; er weigert sich, bei der Wahl mitzuwirken, und bewegt Petrucci zu einer Protestation gegen die Gesetzlichkeit der Versammlung und nöthigt ihn zu der Erklärung, daß er zu einem Tribunal außerhalb der Gesellschaft seine Zuflucht nehmen werde. — Diese Gefahr wurde am meisten von der Versammlung gefürchtet; sie erklärt also den Generalvicar Petrucci für abgesetzt;

und am andern Tage wird Pietroboni ausgeschlossen.

Der Cardinal della Genga war sein Protektor; er nimmt sich auch jetzt seiner an und will den Papst gegen die Jesuiten stimmen, aber Pius weigert sich, darauf einzugehen; er läßt die Sache auf sich beruhen, und am 18. hält die zwanzigste Congregation ihre Wahlsitzung, aus der beim zweiten Scrutinium Ludwig Fortis als General hervorging.

Als die Generalsgewalt regelmäßig constituirt war, trat das Tribunal zusammen, um diejenigen Professen zu richten, welche nach der Macht gestrebt oder Unordnung in den Schooß des Instituts zu bringen gesucht. Am 27. October verurtheilte das Tribunal Petrucci und Pietroboni. Sie unterwarfen sich der Sentenz und die Gesellschaft begnügte sich mit dieser nachträglichen Reue. Aber die beiden scheinbaren Anführer des Complotts waren nicht die Schuldigsten; es befanden sich in der Gesellschaft eine Menge reformsüchtiger, nicht längst erst eingetretener junger Leute, die das Institut in ihrem Sinne benutzen und ummodeln wollten. Die Congregation hielt sie theils als Reformatoren und Neuerer, theils als Religiosen für gefährlich, und sie wurden ausgestoßen. — Nachdem dies geschehen, wurden durch

neue Decrete die alten Constitutionen, Regeln und Formeln des Instituts bestätigt, das Gelübde der Armuth auf's Neue hervorgehoben, da die Mitglieder als Exjesuiten während langer Zeit Gelegenheit gehabt, selbstständig ihr Geld zu verwalten und zu erwerben.

Die Ideen über Erziehung hatten in der Welt eine beträchtlich andere Richtung genommen; daher beschloß die Congregation, die ratio studiorum den Bedürfnissen der modernen Gesellschaft gemäß zu verändern, wozu übrigens der h. Ignatius seinen Schülern für solchen Fall volle Freiheit gelassen hatte. Es wurde eine Erziehungscommission ernannt, deren Bericht der Prüfung des Generals und seiner Assistenten unterliegen und die entsprechenden Verbesserungen hervorrufen sollte.

Bevor indessen diese Arbeit fertig sein konnte, mußte doch schon Etwas in dieser Beziehung geschehen, und so gab die Congregation, zugleich um eine gewisse Uebereinstimmung in allen Provinzen herzustellen, gewisse provisorische Grundregeln, welche dem General vorgelegt und für alle Lehrer einstweilen maßgebend sein sollten. — Damit schloß die erste Congregation des wieder erstehenden Institutes.

Die aus Rußland vertriebenen Väter traten in-

dessen den Weg der Verbannung an; an der Spitze der Verbannten standen die Väter Billy, **Rothaan**, Raimund Brzozowski, Landes, Balandeet und viele Andere, die in den Annalen des Ordens sich einen Namen gemacht. Ein Theil wollte nach Italien, ein anderer nach Frankreich, Viele nach Galizien. Die Letzteren baten um die Erlaubniß, die österreichischen Staaten passiren zu dürfen. Der Gouverneur der Provinz verheißt ihnen guten Empfang; in Tarnopol waren die Einwohner der Stadt gerade im Begriff, ein Gymnasium zu begründen, und baten den Gouverneur, diese Stiftung einigen von den Jesuiten zur Ausführung in die Hand geben zu dürfen; nach Conferenz mit dem Erzbischof von Lemberg wird es bewilligt, und so finden die aus Rußland Verbannten eine vorläufige Unterkunft in der polnischen Provinz Oesterreichs. —

Der Vater Landes geht mit einem Theile seiner Heerde von dort aus nach Wien und kommt im Juni 1820 da an. Der österreichische Hof gab den Jesuiten wohl den freien Durchzug durch die Staaten, wollte ihnen aber die Niederlassung nicht gestatten, wenn sie sich nicht von ihrem Orden lossagten. Der Graf Saurau spricht endlich mit dem Kaiser zu Gunsten des eben aus Rußland verbannten Ordens,

und Franz II. bewilligt den Vätern Landes und Swietockowski eine Audienz, in welcher er ihnen die Niederlassung in Galizien verspricht, ihnen die Einkünfte für fünfzig Mitglieder zusagt und sie auffordert, wenn einige wesentliche Statuten ihrer Constitutionen nicht mit den Gesetzen des Staates im Einklange wären, um eine Dispensation davon einzukommen. So wurden zwei Collegien gegründet, eins in Tarnopol, das andere in Lemberg, und deren Wirksamkeit erstreckte sich sogar auf den jüdischen Theil der Bevölkerung, indem viele Juden ihre Kinder an dem Unterrichte in den Collegien Theil nehmen ließen. Um diese Zeit hatte auch mit Genehmigung des Papstes der alte Erzbischof von Gnesen und Primas von Posen, Raczynski, seine Würde niedergelegt, war in den Orden Jesu getreten und zog nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rom nach Galizien, wo ihm Przemysl, ein Stationsort des Ordens, zum Aufenthalt angewiesen ward. Er starb bald darauf, gerade um die Zeit, als der Bischof von Przemysl, Anton von Gotaska, im Begriff war, an diesem Ort ein Noviziat anzulegen. Ein anderes wurde in Stara-Wies begründet, und diese Begründung verstieß eigentlich gegen den Willen des Gründers des Ordens, der ausdrücklich bestimmt hatte,

Noviziate sollen nur in Städten angelegt werden, da die jungen Leute, welche für die Zwecke des Ordens erzogen wurden, sich nicht zu sehr an Einsamkeit gewöhnen sollten; er empfahl ihnen, mit dem Volke sich in Gespräche einzulassen, Hospitäler und Gefängnisse zu besuchen, sich mit allen Schmerzen, allen Bedürfnissen der Menschen in Contact zu bringen; solches konnte aber in einzelnen Flecken oder Dörfern nicht geschehen. Stara-Wies war nun ein Dorf und dennoch legten die Väter dort ein Noviziat an; es scheint, sie müssen wichtige Gründe dafür gehabt und die Bevölkerung der Umgegend ihnen ein fruchtbares Feld der Thätigkeit geschienen haben, daß sie so einen der strengen Grundsätze Loyola's bei Seite setzten.

Zwei Jahre nach seiner Errichtung zählte das Collegium von Tarnopol schon 400 Zöglinge und erhält 1820 vom Kaiser selbst einen Besuch, der den Jesuiten nur von Nutzen sein konnte und ihren neubegründeten Ruf weiter zu verbreiten geeignet war. Peter Klobuszycki, Erzbischof von Kolocza und ihr ehemaliger Ordensbruder, läßt an sie eine Einladung ergehen, nach Ungarn zu kommen; der Fürst Lobkowitz und Bischof Thomas Ziegler installiren sie in der alten Abtei von Tyniec.

So breiteten sie sich allmälig vorsichtig Schritt

vor Schritt immer weiter aus, wußten sich Bürgerrecht und Einfluß zu verschaffen, dessen Fäden mit jedem Schüler, der ihre Institute verließ, sich vervielfachten; wir sehen sie später in den dreißiger Jahren den außerordentlichsten Einfluß in den österreichischen Staaten gewinnen und kommen darauf noch später zurück.

Wir haben die Schicksale nachzutragen, welche der Orden seit dem Aufhebungsdecrete in England erfuhr. Die dortigen Jesuiten hatten sich dem Breve Klemens XIV. gefügt und waren von ihren britischen Missionen hinübergegangen nach Belgien, wo der Erzbischof von Lüttich ihnen ein Asyl gab, nicht ohne die Zustimmung des Papstes Pius VI., der es in seinem betreffenden Decrete ausdrücklich aussprach, daß die in Lüttich residirenden Mitglieder des Ordens den Zweck hätten, eine Fortsetzung der ursprünglichen britischen Mission zu sein. Aber die französische Revolution ließ in Belgien es ihre erste Angelegenheit sein, das Collegium von Lüttich aufzuheben und Lehrer wie Schüler fortzujagen. Sie wären ohne Zuflucht und Hoffnung gewesen, jemals wieder an Entwickelung des Katholicismus in Großbritannien denken zu können, wenn nicht Thomas Weld, ein reicher katholischer Engländer, sich ihrer erbarmt und ihnen

England selbst wieder geöffnet hätte. Er besaß in Lankashire ein Gut, Namens Stonyhurst; dieses übergab er den Resten der Lütticher Gesellschaft. Konnten diese aus Mangel an einem Noviziate sich auch nicht erneuern und vermehren, so waren sie doch nur um so thätiger für ihre Personen; sie bildeten junge Leute zu Priestern aus, ohne daß sie dieselben in den Orden aufnehmen konnten, und warteten hoffend auf neue Ereignisse, welche die alten Zeiten für sie wieder heraufführen sollten. Schon von 1786 an hatten die Jesuiten in Großbritannien, welche von Seiten der dortigen Regierung keine Kämpfe zu bestehen hatten und, abgesehen von dem päpstlichen Breve, noch ganz in der Lage waren, wie vorher, den Generalvicar in Rußland gebeten, sie der wiederauflebenden Gesellschaft zu incorporiren; das wäre indessen nicht möglich gewesen, ohne den Befehl des Papstes zu umgehen; als aber 1800 Pius VII. den russischen Orden förmlich anerkannt hatte und von den englischen Jesuiten ihre Bitte erneuert worden war, wendete sich Vater Gruber als Fürsprecher an den heiligen Stuhl und bekam die Erlaubniß zur Incorporation. Der Vater William Strickland wurde beauftragt, den Vater Marmaduke Stone, Rector des neuen englischen Collegs, zum Grade eines Pro-

fessen zu erheben und ihn als Provinzial einzusetzen. Dies geschah im Mai 1805.

Kaum hatte der Orden auf solche Weise seine Legitimität in England wieder erhalten, so wimmelte Stonyhurst von alten Jesuiten, die sich glücklich priesen, ihre Regel wieder anzunehmen. Pitt war zu sehr mit wichtigeren Dingen, dem Kampfe gegen Napoleon, beschäftigt, als daß er der Wiederherstellung des Ordens in den Weg getreten wäre; England hielt sich überhaupt für zu kräftig, um von dem Orden etwas zu befürchten; man hatte mit Gleichgültigkeit den Orden aufheben sehen, man achtete jetzt nicht seiner Wiedergeburt. Solche Stimmung benutzten die Jesuiten, und während aller Engländer Augen auf die Kämpfe des Continents gerichtet waren, beschlossen sie, in England ein Noviziat zu errichten. Thomas Weld gab auch hierzu ein Haus und einen Garten her und ließ seinen eigenen Sohn mit noch drei jungen Engländern von angesehenen Familien eintreten. Unter solchen Umständen mußte das Institut schnell Propaganda machen können, und ein Hinderniß, das die geistliche Behörde ihm entgegenstellte, sollte nur dazu dienen, ihm nützlich zu sein. Sie hatten nämlich mit den apostolischen Vicaren, welche, trotz jener Zustimmung Pius VII., häufig sie

nicht als Jesuiten anerkennen wollten, fortwährend Streitigkeiten und wußten so geschickt im Publicum zu agiren, daß die öffentliche Meinung und die Presse gegen die apostolischen Vicare ihre Partei nahm; das Erscheinen der Bulle sollicitudo omnium ecclesiarum beseitigte zwar diese Difficultäten, aber die katholischen Ordinarien hörten trotzdem nicht auf, und hatten wahrscheinlich guten Grund dazu, die frommen Väter als gefährlich für die Eintracht der Katholiken in England anzuklagen, so daß von Seiten der Regierung Schritte gegen den Katholicismus zu befürchten seien. Die Jesuiten mußten endlich doch ein wenig ihre Prätensionen dem apostolischen Vicar gegenüber mäßigen, um bessere Zeiten abzuwarten, wie sie es gewöhnlich thun.

Inzwischen waren sie aber keineswegs unthätig. Am 31. Juli 1840, am Tage des heiligen Ignaz, starb ihr Wohlthäter, Thomas Weld, in dem Collegium, das er gegründet hatte. Alljährlich mehrte sich die Zahl der Schüler dieses Hauses, und die Jesuiten gewannen immer mehr Terrain; sie schritten geräuschlos vor, unterdrückten immer ihren Triumph von heute mit der Hoffnung auf das Morgen und überließen Nichts dem Zufalle. Als 1817 der Vater Brzozowski den Vater Grivel zum Visitator der

Provinz ernannt hatte, hatte dieser nur das Geschehene und die Entwürfe für die Zukunft zu billigen gefunden. Vater Charles Plowden wurde zum Provinzial ernannt, und als dieser 1820 starb, folgte ihm Nicolas Lewall, diesem sechs Jahre später Vater Brooke in dieser Würde.

Aber während dieser Zwischenzeit wurden wesentliche Veränderungen in der englischen Gesetzgebung eingeführt; die Katholiken hatten zu wiederholten Malen gleiche Rechte und bürgerliche Freiheiten beansprucht, der Kampf der anglikanischen Geistlichkeit gegen diese Ansprüche war sehr bedeutend, indessen wurde die Emancipation endlich von Seiten der Minister und des Parlaments ernsthaft angegriffen, um der öffentlichen Meinung zu genügen, und die Emancipations-Acte erschien. Das konnte den Jesuiten nur günstig sein, aber zu ihrem Schmerze ging 1829 eine Bill durch's Parlament, welche den Charakter trug, als sei sie ganz besonders auf die Gesellschaft Jesu abgesehen. Diese Bill verbot den britischen Unterthanen, religiöse Gelübde in England abzulegen, oder, nachdem sie dieselben im Auslande abgelegt, wieder nach England zu kommen. Gegen die Contravenienten wurde die Verbannung ausgesprochen.

Die Jesuiten beschlossen, dieser Bill keine Rechnung

zu tragen und ruhig in ihren Gewohnheiten zu bleiben, als ob sie gar nicht davon berührt würden. Dies Manöver glückte ihnen so vollkommen, daß sie stumm, ohne sich in die Kämpfe der Parteien ostensibel zu mengen, ihren Posten behielten, und von 1826 bis 1836 elf Kirchen durch ihre Bemühungen entstanden.

In jener Zeit begann die Neigung der Anglikaner zum Katholicismus, wie sie heutzutage so sehr häufig hervortritt, sich geltend zu machen, und ist seitdem im steten Wachsen geblieben; wir werden die dahin einschlagenden Bewegungen des Puseyismus noch später zu berühren haben.

Die Flexibilität des Jesuitismus, welche die Welt in allen Formen und zu allen Zeiten zu bewundern und zu fürchten Gelegenheit gehabt, gab sich in Ireland auf recht augenfällige Weise kund. Während sonst die kosmopolitische Erziehung des jungen Jesuiten ihn von allen Banden des Vaterlandsgefühles freimacht und darin ein Grund der großen Verwendbarkeit der Schüler Loyola's liegt, beschlossen die frommen Väter, in Bezug auf Ireland eine Ausnahme zu machen; in diesem Lande wollten sie das nationale Gefühl zur Grundlage ihrer dortigen Institute machen, um dadurch die Nationalität selbst zu

heben und dadurch wieder, als Schöpfer dieser Bewegung, an Macht zu gewinnen. In diesem Sinne gründete der Vater Kenney, nicht weit von Dublin, in Clongowes ein National-Collegium, welches durch die Restauration des Ordens zu solcher Blüthe gedieh, daß im Jahre 1819 es schon mehr als zweihundert fünfzig Schüler zählte. In demselben Jahre gestatteten die Wohlthaten von Marie O'Brien die Errichtung eines zweiten im Districte von King's County. Die frommen Väter benutzten die Duldung, welche die Neuzeit allen Culten angedeihen läßt, dazu, den verwunderten Irländern, welchen lange Zeiten hindurch ein solches Schauspiel von der Regierung nicht gestattet war, am Fronleichnamstage 1822 zu Clongowes eine feierliche Prozession mit allem Pompe des römischen Katholicismus vorzuführen. Der äußere, formelle Cultus belebte sich so wieder in allen Gemüthern, der Eifer für Kirchenbau und Stiftungen wuchs, Missionen wurden eröffnet und neue religiöse Orden gestiftet.

Im Jahre 1829 war das Ansehen und die Zahl der Jesuiten in Ireland so bedeutend gewachsen, daß der General der Gesellschaft es für geeignet hielt, Ireland von England als Provinz zu trennen. Demgemäß wurde Vater Robert Saint-Leger zum Vice-Provinzial

von England ernannt, und das Institut hat in Irland unglaubliche Fortschritte gemacht, besonders als es später noch sich den Bestrebungen des Mäßigkeitsapostels Pater Mathew anschloß und sie auf alle Weise begünstigte.

Eine große Eigenthümlichkeit der Schicksale dieses Ordens ist es, daß er in seinen unglücklichen Perioden die Toleranz der ketzerischen Länder stets hat benutzen können, um seinen gänzlichen Untergang zu verhindern und dann bei günstigerem Wetter für seine Wiederausbreitung die vorwaltend katholischen Länder wieder zu überwuchern. So war es mit Rußland, so mit England, so sollte es auch mit Holland sein!

In Holland lebten nach Aufhebung des Ordens durch Klemens die Jesuiten ziemlich ungefährdet, unter Leitung des Vater Thomassen, und als es gestattet war, durch Erneuerung der Gelübde sich wieder zum Orden offen zu bekennen, kamen Beckers, Groenen, Luyten und Verbeck in Amsterdam zusammen, um der Gesellschaft dort wieder Halt zu geben; in Nimwegen und Kulenburg treten die Jesuiten gleichfalls wieder an's Tageslicht, und an letzterem Orte wird die Mission durch die reiche Erbschaft eines Mitgliedes wesentlich vergrößert, so daß

1818 in der Stadt ein kleines Seminar errichtet werden konnte. Auch nach dem Haag siedelten sich die Väter wieder über.

Gegen dieselbe Zeit beschlossen die Brüder von der Gesellschaft des Glaubens Jesu in Belgien, deren Ursprung wir oben erzählt, sich mit den Schülern des heiligen Ignaz in Holland zu vereinigen; zu ihrer Aufnahme bedurfte es aber eines Provinzials, doch in jener Verwirrung der Staaten und Reiche unter Napoleon hatte die Gesellschaft Jesu Nichts als ihre Hoffnungen, und es fehlte an einem Noviziate in Holland und Belgien. Moritz von Broglie, der Bischof von Gent, gestattete den Jesuiten ihren Einzug in die Diöcese von Gent, und bald war auf dem Schlosse Rumbecke, das dem Grafen Thiennes gehörte, das Noviziat eingerichtet. — Die Ereignisse, die auch Belgien in den Strudel mithereinrissen, störten die Väter wieder; das Noviziat wurde nach Distelberg verlegt, um dem Lärmen des Krieges weniger ausgesetzt zu sein.

Endlich kam Napoleon's berühmte letzte Katastrophe; Belgien erhielt einen neuen Beherrscher, einen Protestanten, in der Person Wilhelm Friedrich's von Nassau, Sohn des letzten holländischen Stadhouders. Bald erhoben sich Differenzen zwischen dem

Monarchen und seinen neuen katholischen Unterthanen, davon die Folge war, daß am 3. Januar 1816 Wilhelm den Jesuiten in Distelberg befahl, auseinanderzugehen. Der Vater Vanderbiest, der nach Fonteyne's Tode Superior geworden war, antwortete entschlossen, auf ein einziges Wort des Bischofs würden sie sofort auseinandergehen; bevor dieser aber nicht dieses Wort gesprochen, werde nur die bewaffnete Macht die Väter aus Distelberg vertreiben. Der Fürst Moritz von Broglie, der Bischof, war nicht anwesend, indessen auf die erste erlangte Kunde von der Angelegenheit suchte er den Conflict zu mildern, indem er die Jesuiten Distelberg verlassen und seinen bischöflichen Palast beziehen hieß. Broglie hatte die ganzen Streitigkeiten und Beschwerden der katholischen Unterthanen bereits dem Wiener Congresse vorgelegt und erließ am 2. August 1815 einen Hirtenbrief, worin er sich gegen die neue Verfassung, als dem Katholicismus zum Verderben gereichend, erklärte. Des Bischofs Verhaftung wird beschlossen, und er flüchtet sich mit dem Rector des Jesuiten-Noviziates nach Frankreich. Den Jesuiten wurde deshalb die Hartnäckigkeit des Bischofs zugeschrieben, und obwohl dieselben nicht vor Gericht erschienen, spielten sie doch in dem Prozesse eine Rolle. Am 9. October 1817

verurtheilte der Gerichtshof von Brüssel Moritz von Broglie in contumaciam zur Deportation und in die Prozeßkosten, und das Erkenntniß gegen den Bischof wurde an den Galgen zwischen zweien am Pranger stehenden Verbrechern angeheftet. Im Februar 1848 kam die Reihe nun an die Väter Jesuiten; sie hatten im bischöflichen Palaste bisher ziemlich eingezogen gelebt, und jetzt erschien der königliche Procurator mit Soldaten daselbst. Er versiegelt Bücher und Schriften der Väter, verhaftet den Generalvicar von Gent, den Abbé Lesurre und vertreibt die Jesuiten, indem er ihnen zu verstehen giebt, daß ihnen das ganze Königreich verboten sei. Die Väter waren nicht mächtig genug, um den Kampf aufnehmen zu können; sie beschlossen, sich nach der Schweiz zurückzuziehen, welche mit den Niederlanden zu derselben Ordensprovinz gehörte. Die Novizen werden von einer Frau von Gizighen auf ihre Kosten nach einem katholischen Schweizer-Cantone geschickt, mit der Bedingung, daß dieselben jungen Leute, wenn sich das Geschick günstiger wende, wieder nach Belgien kommen sollten. Der Ordensgeneral willigt in diese Bedingung, und dreizehn Jahre lang besaß Belgien kein Noviziat. Nur eine kleine Anzahl Professen blieb still im Lande und suchten so viel als möglich zusammen-

zuhalten, was sie noch von Einfluß besaßen. König Wilhelm wollte Nichts halb gethan sehen; das naheliegende Beispiel Frankreichs zeigte ihm die Gefährlichkeit des Ordens in jeder Gestalt, und so ließ er 1824 die Bethäuser schließen, welche die Gesellschaft Jesu errichtet hatte und wo Laien mit Priestern vereint Andachten hielten. Die Freiheit des Unterrichts sollte ihnen auch entzogen werden; das Collegium von Lüttich wurde von den Vätern selbst geschlossen, bevor noch des Königs Befehl dazu kam, aber in Bezug auf das Seminar von Kulenburg war man andrer Meinung, man wollte nur der Gewalt weichen, und zwar geschah das mit ausdrücklicher Genehmigung der Erzpriester von Amsterdam und Utrecht und der apostolischen Vicare von Holland.

Wilhelm setzte durch, was er sich vorgenommen, die Schulen, die Collegien des Ordens wurden sämmtlich von der weltlichen Behörde geschlossen und die Väter aus seinen Staaten entfernt, bis die 1830 hereinbrechende Revolution ihnen die Grenzen Belgiens wieder öffnete.

Was sie in England verloren, war bereits in derselben Ordensprovinz, in den Schweizer katholischen Cantonen, wiedergewonnen. Dort waren Bacquerie, Müller, Joseph von Diesbach und

Graf Sineo della Torre eifrig beschäftigt gewesen, der Gesellschaft Jesu neues Leben zu verleihen. Der Rath von Solothurn wendete sich direct an den Vater Vacquerie um Einführung von Jesuiten in den Canton; in Wallis zeigte sich gleiche Sympathie für sie. Mitte Juli 1810 hatten sich Godinot, Drach, Rudolph und Staudinger, unter der Aegide des Grafen della Torre, dem Orden aggregirt und widmeten sich im Gymnasium des Hauptortes des Cantons der Erziehung der Jugend. Wallis war damals mit zum französischen Kaiserreiche geschlagen worden und bildete das Departement des Simplon. Obschon Napoleon mit dem Papste in Fehde war, und daher die Präfecten und Universitätsvorstände die Feindseligkeiten auch gegen die Jesuiten eröffneten, so wurde ihnen außerhalb der offiziellen Actenstücke doch ihre Eigenschaft als Jesuiten nie bestritten; sie verlangten keine Gehalte oder Unterstützungen als solche und lebten so allerdings einige Zeit in nicht beneidenswerthen äußeren Verhältnissen. Als der Rector der Academie von Lyon dem Großkanzler der kaiserlichen Universität eine Schilderung der Entblößung und Selbstverleugnung der Exjesuiten gemacht, schrieb Fontanes folgenden Brief an den Präfecten: „Die peinliche Lage der Prinzipale und Schulrectoren im

Departement des Simplon erregt ein lebhaftes Interesse; die Unregelmäßigkeiten im Empfange ihrer Besoldungen sollen so bald als möglich aufhören. Dieser Gegenstand wird den Rath der Universität in einer der nächsten Sitzungen beschäftigen, und sobald Se. Majestät die Vorschläge genehmigt haben werden, welche gemacht worden sind, werde ich mich beeilen, dieselben zur Ausführung zu bringen. Ich fordere Sie, Herr Präfekt, auf, jenen unterrichteten Männern, welche so viel Eifer und Aufopferung beim Unterricht in den Schulen von Wallis zeigen, auf jede Weise Muth einzuflößen; es wird solche Dienstbereitheit nicht vergessen werden."

Dieser Brief von Fontanes war die erste Anknüpfung der Universität mit den Vätern; im December 1812 schrieb auch Champagny in gleichem Sinne an della Torre, und so wurde 1814 das kleine Collegium von Sion die Wiege der Ordensprovinz von Oberdeutschland. Napoleon's und seiner dem Orden feindlich sich zeigenden Präfecten Gewalt war gebrochen, und der Baron Stockalper, einer der ersten Magistrate des Cantons, machte den Vorschlag, ihnen ihr altes Collegium in Brig wieder zu übergeben, und Tobias Jenay, Bischof von Lausanne, führte die Jesuiten in Freiburg ein. In

Solothurn dagegen, wo Baron Aregger darauf antrug, die Gesellschaft in die Stadt zu berufen, wurde 1816 decretirt, daß sie auf immer aus dem Canton verbannt sein solle. In Wallis erhoben sich auch Stürme gegen sie; 1818 beschuldigte sie der Staat durch den Großamman Rivaz alles Unheils; sie wurden vom Gesetze als gefährlich anerkannt, denn die Radicalen hatten damals die Oberhand. Indessen blieben sie in den meisten katholischen Cantonen mächtig, und 1821 vereinigte Ludwig Fortis, der General, die Missionen der Schweiz, Holland, Belgien und Sachsen in eine Viceprovinz.

In Freiburg, wo die Cordeliers mit dem Primärunterricht betraut waren, hatten sich neue Erziehungssysteme, wie das Lankaster'sche, das Pestalozzi'sche, Bahn gebrochen, und der Bischof von Lausanne, diesem Systeme abhold und ein Freund der Jesuiten, hatte das Unterrichtssystem der Cordeliers, das Gregor Girard, ein Mitglied dieses Ordens, besonders vertrat, abzuschaffen befohlen. Als der Unterricht in dem Colleg wieder in die Hände des Instituts der Jesuiten überging, also auch dort die Girard'sche Methode keinen Boden mehr finden konnte, begannen in einer Märznacht des Jahres 1820 Freunde und Anhänger Girard's, gestützt von den Radicalen, in

Tumult vor das Collegium zu ziehen und die Jesuiten mit dem Tode zu bedrohen; doch hatte diese kleine Emeute keine weiteren Folgen. Die Jesuiten blieben nach wie vor in Freiburg, und 1824 entstand in ihnen die Idee des großen Pensionates, welches noch heut daselbst existirt und einen großen Ruf bekommen hat, wiewohl es durch und durch jesuitisch ist. Wir sehen die Jesuiten aber auch in Schwyz, Zug, Uri, Unterwald, Luzern, Genf, Solothurn, Neuchâtel und Bern bald außerordentlich thätig; die kleine Schweiz mit ihren vielen verschiedenen Cantonalverfassungen und Parteien ist ein besonders günstiges Terrain für ihre Umtriebe, und sie sind daselbst staatlich von großem Einflusse.

In Deutschland sehen wir zu dieser Zeit gleiche Rührigkeit von Seiten der Väter; sie erhalten einen Theil ihres ehemaligen Collegiums in Düsseldorf zur Wohnung angewiesen, in Hildesheim sind dreizehn Jesuiten mit Missionen beschäftigt, nach Braunschweig wird mit Erfolg einer ihrer Väter gesandt und in Dresden besitzt der Vater Gracchi das Vertrauen der königlichen Familie, ist Beichtvater des Königs und Vorsteher des städtischen katholischen Hospitals und leitet den Religionsunterricht der katholischen Kinder.

Großes Aufsehen erregte in den zwanziger Jahren

der Uebertritt des Herzogs von Anhalt-Köthen und seiner Gemahlin, einer preußischen Prinzessin, von der protestantischen zur katholischen Kirche. Dieser Fürst hatte in Paris den Vater Ronsin, einen Jesuiten, kennen gelernt, der ihn, den Herzog, die Herzogin und den Bruder des Herzogs zur alleinseligmachenden Kirche zu bekehren wußte, und bei seiner Heimkehr erbat sich der Herzog vom Papste einen anderen Jesuiten, um ihn im Glauben zu bestärken: es war dies der Vater Beck, der in Köthen mit großer Unermüdlichkeit sich des Bekehrens beflissen hat; nach dem Tode des Herzogs aber, dem ein protestantischer Verwandter folgte, begleitete er die Herzogin-Wittwe auf Reisen.

Die neuen Elemente, welche unsere moderne europäische Gesellschaft ausmachen, gestatten den Jesuiten allerdings nicht mehr, einen thätigen, offiziellen Antheil an den weltlichen Staats- und an den Kirchengeschäften zu nehmen, der Papst kann sie nicht mehr zu Legaten oder Nuntien ernennen, wie früher geschehen, und sie als diplomatische Unterhändler durch die ganze Welt senden, dazu ist man im Allgemeinen gegen sie zu sehr eingenommen, aber die Kinder Loyola's haben das auch gut genug eingesehen und weisen mit einer gewissen Absichtlichkeit stets darauf hin, daß sie durchaus sich nicht mit Politik beschäf-

tigen, aber Niemand wird deshalb in Zweifel sein, auf welcher Seite, ob auf der der Freiheit oder der des Regierungszwanges, sie zu suchen seien. Sie sind in neuerer Zeit genöthigt gewesen, vorsichtiger aufzutreten, der Ruf ihres Ordens und eine übertriebene Furcht vor seinen Einflüssen hat demselben den Stand etwas schwieriger gemacht, dies ist aber Grund genug, anzunehmen, daß seine Thätigkeit nur um so angestrengter gewesen.

Kann man doch überall die Spuren des heimlichen Bestehens der Gesellschaft während der Gültigkeit des Aufhebungsbreves nachweisen; man trifft den Orden in anderem Gewande, unter anderem Namen zu dieser Zeit in den verschiedenen Gegenden an.

Wir haben uns jetzt mit Dem zu beschäftigen, was in Frankreich in dieser Beziehung unter allen Stürmen und jähen Wechseln der Geschichte geschah.

In Frankreich war ein König auf den Thron gesetzt worden, der in seiner Person selbst trotz aller Legitimitätsgelüste doch nicht das Erbtheil der revolutionären Ideen von sich weisen konnte. Ludwig XVIII. war zu sehr Voltairianer, um kirchliche Neigungen zu empfinden; er konnte aber um so weniger Sympathieen zu den Jesuiten hegen, als ihn die früheren Parlamentsbeschlüsse, welche diesen Orden aus Frank-

reich vertrieben, an das Unheil und die Intriguen erinnerten, welche mit der Gesellschaft Jesu in allen Ländern identisch zu sein scheinen. Talleyrand, dieser chamäleontische Escamoteur, der in seinem Leben schon jedes Mittel einmal angerathen, ließ es sich eines Tages, als er noch Minister war, beikommen, Ludwig XVIII. die Wiedereinsetzung des Jesuitenordens als eines Präservativs und einer Assecuranz für das monarchische Prinzip zu empfehlen; der König lächelte sarkastisch und sagte, er wolle es sich einige Wochen überlegen. Nach Verlauf dieser Zeit war aber Talleyrand nicht mehr Minister und nahm später Gelegenheit, mit der Opposition gegen die Jesuiten zu declamiren, und bereitete so den von ihm dem Könige empfohlenen Vätern nicht lange darauf viele Noth.

Bei einem großen Theile der französischen Geistlichkeit waren die Jesuiten noch in gutem Andenken, man sprang ihnen auf alle Weise im Stillen bei; die Glaubensgesellschaft Jesu, unter der Leitung des Superior Varin, die unter Napoleon proscribirt worden war, aggregirte sich dem Orden Loyola's; der Vater Clorivière, während der Aufhebungszeit schon mit Vollmacht versehen, individuell die Mitglieder der Glaubensgesellschaft aufzunehmen, um die Wiederherstellung des Ordens anzubahnen, hatte dafür

gesorgt, daß nach Erlaß der Bulle Pius VII. die Mitglieder in großer Anzahl vorhanden waren, um den neuen Aufbau kräftig angreifen zu können.

Die Charte verhieß freie Religionsausübung, und wenn das Ordens= und Mönchswesen mit als wesentlicher Bestandtheil des Katholicismus angesehen wird, so hatte der Staat eigentlich kein Recht, dem Orden als solchem Hindernisse in den Weg zu legen. Daß bei einem solchen offenen Auftreten Loyola's Schüler einen furchtbaren Kampf zu bestehen gehabt haben würden, wußten sie wohl und wählten daher den vorsichtigeren Weg; die Existenz von religiösen Corporationen ohne bürgerliche Rechte war proclamirt, das Gesetz hatte sich nicht mit Gewissensfragen zu beschäftigen, sich um Gelübde zu kümmern, welche Unterthanen abgelegt, nicht die Art des Lebens zu untersuchen, welches eine kleine Anzahl Franzosen zu führen beliebte, sobald dieselben nur sonst dem Gesetze Gehorsam und Achtung in allen Handlungen des öffentlichen Lebens bewiesen. Der Papst hatte dem Orden ein neues Leben geschenkt und ihn unter den Schutz der Bischöfe gestellt, die Ordinarien nahmen die Jesuiten als Bundesgenossen an, dem Gesetze gegenüber waren sie Priester und vor ihrem Gewissen Ordensbrüder; diese Situation hatte nichts Abnormes,

sie wurde so aufgefaßt, und im October 1814 befanden sich die Väter in Bordeaux, Forcalquier, Amiens, Soissons, Montmorillon und zu Saint-Anne-d'Auray. Wenige Tage vorher hatten sie sich als Gemeinschaft in dem Hause der rue des postes in Paris installirt, welches die Visitandinerinnen ihnen abtraten.

Die Regierung störte sie weder, noch hieß sie es gut. — Inzwischen war aus der Glaubensgesellschaft Jesu unter Varin eine Zweigstiftung hervorgegangen, die von Bedeutung werden sollte. Schon zu Ende vorigen Jahrhunderts waren die Prinzessin Louise Condé und die Erzherzogin Marianne von Oesterreich vom Abbé Tournely um das Protectorat zu einem weiblichen Orden angegangen worden, der junge Mädchen erziehen sollte; die Prinzessinnen aber hatten die Ausführung für unmöglich gehalten. Varin nahm im Jahre 1800 die Idee auf, fand in der Schwester des Vater Barat eine Stifterin einer solchen Congregation; es gesellten sich Schwestern ihr zu, ihre Anzahl wuchs und die Stifterin gab der neuen Schöpfung den Namen Congregation der Damen vom heiligen Herzen.

Zu gleicher Zeit faßte Vater Bacoffe in Besançon den Plan, eine Art Normalschule zur Bildung

von Lehrerinnen zu errichten, bestimmt, auf dem Lande christliche Bildung zu verbreiten. Hatten die Damen vom heiligen Herzen die Aufgabe, Töchter bemittelter Eltern zu unterrichten, so wurde es die Bestimmung der Bacoffe'schen Congregation der heiligen Familie, für arme Kinder denselben Dienst zu leisten. — Ein anderer Jesuit, Vater Delpuits, hatte im Jahre 1801 die Congregation der heiligen Jungfrau gestiftet, eine Art weltlichen Ordens, dessen Mitglieder, seien sie Aerzte, Kaufleute, Künstler u. s. w., sich verpflichteten, in christlichem Wandel und Wohlthätigkeit zu leben und so die Missionäre für ihre Familien, Freunde oder Kameraden zu werden. Bis zum Jahre 1814 sah Delpuits bereits Männer in allen Ständen, die Ansehen und Verdienst besaßen, unter der Mitgliedschaft dieser Congregation. Als 1810 die Congregation ihren Einfluß zu merklich machte, unterdrückte sie Napoleon durch ein Decret; der Abbé Philibert, späterer Bischof von Grenoble, übernahm es, die verstreuten Mitglieder bis zu Napoleon's Sturze zusammenzuhalten und führte sie dem Vater Clorivière später, als dieser Provinzial der Gesellschaft Jesu in Frankreich geworden, zu, um sie mit dieser Gesellschaft zu vereinigen.

So schossen überall aus den Wurzeln des umgehauenen Stammes des Ordens Nebenzweige hervor, die ihn gleich nach seiner Wiederbelebung schnell mächtig machten.

Die constitutionellen und parteilichen Kämpfe in den ersten Jahren Ludwig's ließ die Jesuiten und ihr vorsichtig geschäftiges Treiben ziemlich unbemerkt, und noch nahm der Liberalismus keine Notiz von ihnen, aber bald sollte sich die Sache ändern, das Legitimitätsprinzip hatte eine zu starke Stütze an der Gesellschaft Jesu, wie sie sich jetzt gerirte, und man begann nun auch sie anzugreifen, und das mit um so größerer Erbitterung, als man ehrlich dabei war. Die Presse begann den Kampf, der ein um so anerkennenswertherer war, als selbst die Jesuiten der französchen Presse von 1817 bis 1830 zugestehen, daß sie nicht im Geringsten käuflich gewesen; die Presse begann und die öffentliche Meinung folgte.

Aber das erhöhte nur die Thätigkeit des Ordens. Seine Mitglieder entwickelten von 1818 an eine merkwürdige Rührigkeit; von allen Kanzeln hört man sie, sie sitzen in allen Beichtstühlen, lehren in allen Schulen und suchen besonders in den Provinzen das zu gewinnen, was in der Hauptstadt beim Kampfe an Terrain verloren geht. Aber bald sollten ihre Mis-

sionspredigten, durch welche sie die politischen Clubs ersetzten, Anstoß und Aergerniß erregen. In Brest manifestirt sich zuerst die öffentliche Meinung. Im October 1819 sollte daselbst eine Mission abgehalten werden; sie wurde durch deshalb entstandene Unruhen verhindert. Der Bischof von Tuimper schrieb in dieser Angelegenheit an den Unterpräfecten: „Es ist erlaubt, überrascht zu sein, daß unter der Regierung des Königs, der eine Charte gegeben hat, um die Freiheit der Culten zu sichern, und der die katholische Religion zur Staatsreligion proclamirt, diese Religion in Brest von ihrer Freiheit keinen Gebrauch machen darf. An mir ist es nicht, den Behörden den Weg vorzuzeichnen, den sie einzuschlagen haben, um der Freiheit der Religion Achtung zu verschaffen!" An den Maire schreibt er in demselben Sinne, aber vergebens, die Emeute behielt ihr Stichwort: Nieder mit den Jesuiten! Die Väter mußten die Stadt verlassen; in Morlaix ging es ihnen ebenso, sie wurden mit Schimpfwörtern und mit dem Rufe: Vive la Charte! bei ihrer Durchreise daselbst empfangen. In Bourges, Nevers, St. Malo, Autun, Châlons-sur-Marne, Lisieux, Dôle und vielen anderen Städten zeigten sich ähnliche Manifestationen bei den Missionen der frommen Väter, die sich allerdings mit dem thä-

tigsten Eifer unter so gefährlichen Umständen bewährten und in den verschiedenen ihrer Redner dabei die mannigfaltigsten Talente produzirten, darunter der Vater Guyon eines der bedeutendsten war und sich besonders mit Evangelisirung der Soldaten beschäftigte.

Der Orden war um jene Zeit auch seiner inneren Zusammensetzung nach in großer Blüthe; die Gefahren, welche er seiner neu errungenen Existenz drohen sah, machten alle einzelnen Mitglieder eifriger und erheischten von ihnen größere Anstrengungen. Aber nicht blos die politischen Parteimenschen machten dem Orden zu schaffen, von anderer Seite sollte ihm eine Verlegenheit bereitet werden, und zwar von einem Manne, dessen damaliger Standpunkt ihn zu dem Wunsche veranlaßte, in den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu Mitstreitende und Helfer zu erblicken.

Felicité de La Mennais war ein kräftiger Geist, der die Feinde des Katholicismus mit der Waffe der Beredtsamkeit und glühender Begeisterung angriff. Klar und doch leidenschaftlich, mit einem Herzen voller Liebe und Haß begabt, barg der bretonische Schriftsteller einen riesenfesten Charakter in einem gebrechlichen Körper. Seine zähe Dialektik, seine geistvolle Ironie, sein gewaltiger Styl hatten ihm in wenigen Jahren einen Ruf verschafft, den

seine priesterliche Reinheit des Lebens nur noch erhöhte. La Mennais war damals ein Freund der Jesuiten und schätzte viele Mitglieder des Ordens persönlich sehr, als aber im zweiten Theile seines Buches: „Ueber die Indifferenz in Dingen der Religion,“ das darin aufgestellte philosophische System unter den Theologen Zwietracht hervorgerufen, zogen auch einige Wolken über das gute Einvernehmen der Schüler Loyola's mit La Mennais. Die von ihm aufgestellten Fragen erwarben ihm übertriebene Lober wie bitterste Tadler; die Einen begrüßten ihn als einen letzten Kirchenvater, die Andern kritisirten ihn mit Worten, deren Härte und Empfindlichkeit von priesterlicher Bruderschaft und der Achtung, die man einem außerordentlichen Talente schuldig ist, wenig gewahr werden ließ. In einem Werke citirte der Abbé de La Mennais alle kirchlichen Dogmen vor den Richterstuhl seiner Vernunft und substituirte auf diese Weise die individuelle Ansicht dem universellen Traditionswesen der Kirche. Er fand zahlreiche Anhänger und sogar viele unter den Jesuiten. In ihren Häusern, ihren Seminarien glaubte man sich wieder in jene Zeit zurückversetzt, wo die Scholastik die Geister in Aufregung erhielt und die Intelligenzen überreizte. — Für den Orden und seine Prinzipien konnte

eine solche Situation nur gefährlich erscheinen, und der Provinzial von Frankreich, Richardot, verbot die öffentlichen Controversen über dergleichen Materien, mit welchem Verbote der Assistent Rozaven in Rom sich ganz einverstanden zeigte. Als aber dennoch der Professor der Philosophie an dem kleinen Seminar von Forcalquier ohne Wissen seiner Oberen zu Ende des Schuljahres von 1822 eine These zu Gunsten der Theorieen des Abbé de La Mennais öffentlich durch seine Schüler vertheidigen ließ, glaubte man ernsthaftere Maßregeln treffen zu müssen.

Dergleichen Theilnahme an theologischen Discussionen war zu sehr mit der Haltung im Widerspruche, welche die Jesuiten angenommen hatten, als daß man sie dulden konnte. Die Discussionen konnten möglicher Weise auch einmal eine Richtung einschlagen, die noch gefährlicher wäre; der General Louis Fortis beschloß daher, der Sache ein Ende zu machen. Im Einverständnisse mit seinen Assistenten und sich stützend auf mehrere Regeln des h. Ignaz, wie auf das 41ste Decret der fünften allgemeinen Congregation, ließ er das Verbot ergehen, die Doctrinen des theologischen Neuerers zu lehren oder zu bekämpfen. „Es versteht sich," fügte Fortis in diesem

Circulare vom 4. October 1823 hinzu, „daß wir damit keineswegs gemeint sind, irgend eine von jenen Propositionen, oder ähnliche, tadeln oder verdammen zu wollen, oder beabsichtigen, daß Diejenigen, welche sie vertheidigen, in unseren Augen an ihrem begründeten Rufe der Frömmigkeit und des Religionseifers verlieren sollten. Aber wir meinen, es gezieme nicht, in unseren Schulen diese Thesen zu lehren, bevor sie von Demjenigen approbirt sind, dessen höchster Autorität eine vollständige Geistesunterwürfigkeit zu zeigen, zu unseren Glaubensgrundsätzen gehört!"

Mit diesem Vorbehalte konnte La Mennais nicht sehr zufrieden sein, es kränkte ihn das Verbot, und da er den Jesuiten immer noch geneigt war und sie für nützliche Werkzeuge zur Reformirung des Katholicismus hielt, so suchte er in Rom sich mit den Oberen zu verständigen. Er hatte daselbst im folgenden Jahre mehrere Conferenzen mit dem Assistenten Rozaven. Diese beiden Söhne der Bretagne, deren Situation und Charakter so entgegengesetzt waren, die aber trotzdem sich gegenseitig achteten, konnten sich nicht verständigen, und La Mennais reiste wieder nach Paris zurück. Freilich wurde er, trotz der befohlenen Neutralität der Gesellschaft Jesu, dennoch oft angegriffen und von Jesuiten bitter kritisirt;

indessen traf es sich, daß in der nächsten Umgebung des Generals ein Jesuit sich befand, der ganz und gar dem Systeme La Mennais' ergeben war. Durch den Einfluß, den Raimund Brzozowski, der Neffe des letzten Generals, Assistent für Deutschland, ausübte, hatte der französische Schriftsteller gehofft, werde die Zurückhaltung, welche der Orden ihm gegenüber angenommen, beseitigt werden, und Brzozowski hatte La Mennais auch geschrieben, der General habe eigentlich niemals verboten, seine Theorieen zu lehren. Als indessen Fortis gestorben war und die Congregation sich zur Wahl in der Jesukirche versammelt hatte, konnte La Mennais leicht wahrnehmen, daß die Jesuiten ihm niemals beistimmen würden, denn Brzozowski wurde nicht wieder zum Assistenten erwählt, während Rozaven dieser Ehre mit Einstimmigkeit theilhaftig wurde.

Der neue General befolgte strikt die Grundsätze seiner Vorgänger; er nahm weder Partei für, noch wider La Mennais. Die Anhänger des Letzteren verkündeten, Rothaan würde den in Frage gestellten Doctrinen sich günstig erweisen, aber sobald er die Gewalt angetreten, strafte er ihre Hoffnungen Lügen, indem er am 30. August 1829 an die Provinzialen ein Decret richtete, welches das Verbot Fortis' be-

stätigte, mit dem ausdrücklichen Zusatze, damit weder einen Tadel noch eine Billigung zu verknüpfen. Kurze Zeit vorher hatte La Mennais noch an den Vater Franz Manera in Turin einen Brief geschrieben, der zu charakteristisch ist für seine Stellung zu dem Orden und die thörichten Hoffnungen, die er in ihn setzte, als daß wir ihn nicht unverkürzt hier wiedergeben sollten.

„La Chenaie, 2. August 1829.

„Ich hätte Ihnen gerne früher gedankt, mein guter, lieber Vater, für den so liebenswürdigen Brief, welchen ich von Ihnen empfangen; aber eine außerordentliche Schwäche und fortwährendes Leiden haben mich bisher davon abgehalten. Ich kann mit Alexander VIII. sagen: Deficiunt vires, wollte Gott, ich könnte, wie er, hinzufügen: sed non deficit animus; denn niemals mehr, als in dieser Zeit, habe ich jenes innerlichen Muthes bedurft, dessen Prinzip der Glaube ist, um die von dem Drucke trüber Gedanken und bedrohlicher Aussichten bedrängte Seele aufrecht zu erhalten. Wir haben recht böse Tage durchgemacht, und wir stehen wahrscheinlich an der Schwelle noch schlimmerer. Die große Umwälzung, welche in der Welt vor sich geht, ist erst im Beginnen, sie wird die alte europäische, in ihrer Wurzel ange-

griffene Gesellschaft von Grund aus umkehren, und lange Zeit wird man nur Ruinen auf Ruinen stürzen sehen. Die Menschen, welche so langsam lernen, betrachten mit einer Art dummen Staunens oder mit boshafter Neugier dies erschreckende Schauspiel, ohne die Ursache von Dem, was sie sehen, zu begreifen, ja sogar ohne den Willen dazu. Im Allgemeinen herrscht unter Denen, welche man die Guten nennt, eine mehr als menschliche Verblendung, so daß sie, anstatt dem Uebel einen energischen Widerstand entgegenzustellen, ohne es zu ahnen, Alles thun, was es nur verschlimmern kann. Aber im Grunde hat Gott seine Absichten, seine Weisheit lenkt Alles, auf daß Alles zu dem von ihm beabsichtigten Zwecke beitrage, selbst der Irrthum und selbst die Verwirrung.

„Ich bin überzeugt, mein bester Vater, daß man der Religion nur nützlich dienen kann, indem man über die Geister eine gewaltige Wirkung ausübt, deren erste Bedingungen vollkommene Unabhängigkeit von der politischen Gewalt und eine großartige, weite Entwickelung aller katholischen Doctrinen sind, besonders dargestellt in Beziehung zu den Ideen, welche jetzt die Welt bewegen; daraus folgt für mich die Nothwendigkeit, daß die Gesellschaft Jesu, in der so schätzbare Elemente des Guten existiren, eine ganz

neue Stellung annehme, um sich den jetzigen Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft und der dermaligen Stimmung der Geister zu accommodiren; und was ich in dieser Beziehung von dem Orden gesagt, behauptete ich gleichfalls von der ganzen Geistlichkeit. So lange sie sich an die Machthaber anlehnt, wird sie die thätige Masse des Volkes gegen sich haben und gezwungen sein, wenn auch nur durch Schweigen, sehr gefährlichen Irrthümern beizupflichten, woraus auf sie ein Schein von Zweideutigkeit und Ränkesucht fallen muß, der sie sehr bald in der öffentlichen Meinung ruiniren muß. Alle Kraft besteht heutzutage darin, daß man in's offene Feld zum Kampfe tritt, sich so zeigt, wie man ist, die Geister nur durch Ueberlegenheit der Talente und Doctrinen beherrscht, mit einem Worte, nur auf sich selbst und die Wahrheit rechnet. Ohne das giebt es kein Leben, keinen Bestand. Und wer kann mit mehr Erfolg und vortheilhafter diesen großen, diesen heiligen Kampf bestehen, als die Jesuiten? Nur glaub' ich, gehörte dazu etwas mehr innere Freiheit, als bei ihnen existirt, und ich muß gestehen, daß ich in dieser Rücksicht ihre Regeln einer Modification unterworfen sehen möchte. Alles das ist übrigens nur die Ansicht eines Mannes ohne Ansehen und Autorität, der jedoch, wie ich zu

behaupten wage, der heiligen Sache Gottes und der Kirche und allen Denen, die sie vertheidigen, mögen sie heißen, wie sie wollen, von Herzen zugethan ist. Fahren Sie fort, mein bester Vater, darum bitte ich Sie, ihn zu lieben, trotz seiner Trübsale, die groß sind, beten Sie für ihn und seien Sie überzeugt, er ist und wird bleiben: Ihnen auf's Zärtlichste in Jesu Christo zugethan!

F. de La Mennais."

In Frankreich waren während der Restauration, welcher erst die Julirevolution ein Ende machte, die religiösen Bewegungen sehr lebhaft. Insonderheit jubelten die Jesuiten, als die Herrschaft Napoleon's wankend wurde, über die Aussicht, wieder unter das Regiment der Familie des heiligen Ludwig zu kommen. Unter Napoleon hatten sie unter allerlei unscheinbaren Gestalten, z. B. unter der der „Väter des Glaubens", den „Paccanaristen" u. s. w. ihre Thätigkeit nach Kräften fortgesetzt, und es existirte lange vor der Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. eine ausgebreitete und mächtige Gesellschaft, die nur darauf

wartete, die Jesuiten zu Führern nehmen zu können: die „Congregation". Napoleon schöpfte gegen sie keinen Verdacht, so lange sie sich auf fromme Werke und Andachtsübungen beschränkte, ließ aber, als sie zur Zeit der Gefangenschaft des Papstes für diesen Partei ergriff und ultramontanen Eifer entwickelte, viele ihrer Mitglieder in Ungnade fallen, oder in's Exil wandern, o daß die Gesellschaft nur noch im Verborgenen sich erhalten konnte. Kaum war indeß die Bourbonische Regierung wieder eingesetzt, so trat die Congregation mit aller Rührigkeit auf und gewann die angesehensten Personen der Kirche und des Hofes für sich. Der Ruf: „Kein Heil für die Monarchie ohne die Jesuiten!" wurde laut, und es bildete sich von dieser Seite her eine Opposition gegen die Minister Richelieu und Decazes. Der Jesuit Pater Ronsin wurde zum Superior der Congregation ernannt, in Paris ward das Haus der auswärtigen Missionen, das die Jesuiten unter dem Namen der Väter des Glaubens innegehabt hatten, zum Mittelpunkt für die Andachtsübungen und politischen Conferenzen, und eine halbe Meile von Paris hielten, in Montrouge, wohin die Jesuiten ihr Noviziat verlegt hatten, die angesehensten Personen des Hofes und der Kirche ihre Erbauungsstunden ab und unterwarfen sich allerlei devoten Uebungen

zu denen z. B. die gehörte, daß der Neubekehrte die Brosamen an der reichen Tafel der Jesuiten sammelte.

Die Congregation versäumte es nicht, sich mit affilirten Gesellschaften zu umgeben. Neben den „Damen vom heiligen Herzen Jesu und der Maria" gab es eine „Gesellschaft der guten Bücher" mit Legenden des Mittelalters und Wundern der Heiligen, aus der Gesellschaft Jesu, eine „Association des heiligen Joseph", die sich mit dem Unterricht arbeitsloser Gesellen und Dienstboten beschäftigte und den Geist der Congregation in die untern Klassen zu bringen bemüht war, eine „Gesellschaft zur Vertheidigung der katholischen Religion", in die man für einen Sou wöchentlichen Beitrags eintrat, eine „Gesellschaft der guten Studien", die sich der Studenten der juristischen Fakultät annahm, und andere.

Indeß war der wiedereingesetzte Sohn des heiligen Ludwig, Ludwig XVIII., so viel er auch bestürmt wurde, den Bestrebungen der Jesuiten doch nicht geneigt, obgleich er sie tolerirte, doch nicht dahin zu bringen, daß er ihr Dasein anerkannte. Auch waren die Minister, besonders Richelieu, ihnen feindlich gesinnt und fürchteten ihren Haß gegen die Charte. Hatte doch einer ihrer Neophyten im College den Satz aufgestellt und durchgeführt, daß man gegen die Revolutionäre

alle Waffen gebrauchen müsse, die sie selbst zur Zeit des Terrorismus gebraucht hatten, also die Niederkartätschungen, die Ersäufungen u. s. w.

Die Presse wurde von der Congregation und den Jesuiten wenig benutzt, weil sie sich mehr Vortheil von persönlicher Einwirkung versprachen. Sie hatten es besonders auf eine Beseitigung der Charte abgesehen und bereiteten deshalb in ihren Versammlungen zu Montrouge Gesetzesabänderungen vor. So arbeiteten sie ein Gesetz über die Heiligthumsschändung aus, worin sie Todesstrafe und das Abhauen der Hand verlangten, ein Gesetz gegen Gotteslästerung, eines über das Erstgeburtsrecht, über die Enterbung u. s. w., vornehmlich eiferten sie gegen das Geschwornengericht.

Ungeachtet aller Anstrengungen aber konnten sie es unter Ludwig XVIII. zu nichts Rechtem bringen. Ihm folgte 1824 sein Bruder Karl X. auf dem Throne.

Die frommen Hofherren, vor Allem der Cardinal Clermont-Tonnerre, führten bald heimlich dem Könige Jesuiten zu, der Congregation wurden reichliche Fonds angewiesen und die Civilliste ihren Bedürfnissen geöffnet. Nach Montrouge fuhren ganze Reihen glänzender Equipagen und dem Könige selbst wurde kaum so viel Ehre erwiesen, als den frommen Vätern. Die

Andacht wurde zur Mode. Wer etwas erreichen wollte, mußte sich dieser Mode fügen, und ohne den Beichtzettel vorzeigen zu können, hatte man weder Ansprüche auf Stellen noch auf Armenunterstützung. Für besonders verdienstlich galt es, Juden zu bekehren, Protestanten zu Proselyten zu machen und unter dem Militär Frömmigkeit zu verbreiten.

Es kam nun darauf an, eine vollständige Anerkennung des Jesuitenordens von Seiten des Staats herbeizuführen. Deshalb legte man 1825 einen Gesetzentwurf vor, nach welchem die weiblichen religiösen Genossenschaften, die schon in großer Anzahl bestanden, autorisirt werden sollten. Das hatte keine Schwierigkeiten. Nun ging man weiter und verlangte, daß alle religiösen Genossenschaften, ohne Unterschied in Zukunft durch eine bloße königliche Ordonnanz (man war gewiß, daß Karl X. eine solche jeden Augenblick mit Freuden erlassen würde) sollten autorisirt werden können. Das war der Majorität der Kammer zu stark, und sie beschloß: „das Gesetz allein kann ein neues Institut religiöser Orden autorisiren."

War jedoch eine offene Anerkennung nicht zu erreichen, so war man um so mehr beflissen, der Gesellschaft Jesu eine stillschweigende zu verschaffen, denn es war dieser zu lästig, ein „anonymes Dasein" füh-

ren zu müssen, während der Hof ihnen ergeben war und ihre „kleinen Seminare“ einen täglichen Zuwachs von Schülern, besonders aus den hohen Familien erhielten. Je sorglicher die Jesuiten alle Spuren des aus dem vorigen Jahrhundert ererbten Geistes der Aufklärung zu vertilgen suchten, indem sie z. B. nicht mehr blos die alten Klassiker, sondern auch die modernen, wie Racine, Boileau, Fenelon verstümmelten und zustutzten und in ihren geschichtlichen Lehrbüchern den Schülern alles so zurecht legten, daß unter Anderem der Kaiser Napoleon als ein „General König Ludwig's XVIII.“ aufgeführt wurde: desto mehr griff die Meinung um sich, daß der öffentliche Unterricht nur einer religiösen Körperschaft — man dachte dabei an die Jesuiten — anvertraut werden könne.

Den König hatte die jesuitische Partei auf ihrer Seite, während er im Volke schon mit Jacob II. von England verglichen und ein „Jesuit in Civilkleidung“ genannt, ja durch in Umlauf gesetzte Hundert-Sou-Stücke, auf denen der Kopf des Königs mit einem Jesuitenkäppchen bedeckt war, verspottet wurde. Er nahm selbst an den Processionen Theil und verletzte die Liberalen durch die Ernennung des ultramontanen Bischof's von Strasburg, Tharin, zum Lehrer seines Enkels, des Herzogs von Bordeaux.

Zur Unterstützung der Jesuiten und um ihnen die ersehnte Anerkennung zu verschaffen, mußte nun auch der Bischof von Hermopolis, Frayssinous, der an der Spitze der Universität stand, auftreten. Das war, gegenüber der liberalen öffentlichen Meinung, ein mißliches Unternehmen. Indeß war die Deputirtenkammer den Jesuiten nicht ungünstig gestimmt, und so wußte Frayssinous, als er der Kammer sein Budget für den Kultus und öffentlichen Unterricht vorlegte, in einer geschickten Rede gerade heraus die Existenz der Gesellschaft zu erklären, indem er im Tone größter Mäßigung und Unparteilichkeit (er selbst war niemals ein Mitglied der geheimen Gesellschaft geworden) erst überhaupt die Geschichte der Congregation erzählte und dann allmälig auf die Jesuiten überging, die übertriebenen Meinungen, die man sich von ihrer Macht bilde, belächelte, ihre Seminare und Schulen für winzig und unschuldig erklärte, zuletzt auf ihre Missionen zu sprechen kam und mit einem glänzenden Lobe ihrer Thätigkeit schloß. Die Deputirtenkammer klatschte Beifall.

Allein der Graf Montlosier, ein Gegner der Jesuiten, brachte dafür eine Petition bei der Pairskammer ein, die es sich damals (1826) angelegen sein ließ, die Charte und die Institutionen in ihren Schutz

zu nehmen. Die Kammer sah eine Illegalität in dem Bestehen eines nicht autorisirten Mönchsordens und verwies die Petition, trotz allem Geschrei der jesuitischen Partei an den Conseilpräsidenten, worauf dann die liberale Presse von Neuem die Jesuiten mit Ausfällen überschüttete. Dies hatte zur Folge, daß von derselben Partei ein scharfes Gesetz gegen die Presse in Vorschlag gebracht wurde, aber wiederum an der Haltung der Pairskammer scheiterte. Die Leidenschaften waren hierdurch so erregt worden, daß man die Zurückweisung des Gesetzes mit einer ziemlich allgemeinen freiwilligen Illumination feierte.

Nun wurde die Opposition immer dringender und verlangte 1828 vom Ministerium, daß es sich gegen die Jesuiten und ihre kleinen Seminare erkläre. Das hieß auf die bekannten Gefühle und Gesinnungen des Königs gewaltsam losstürmen. Alle Hofleute, die das Vertrauen und die Liebe des Königs besaßen, waren den Jesuiten ergeben und mußten es sein, wenn sie sich im Vertrauen erhalten wollten; in seiner Umgebung, so weit er sie wählen konnte, durfte es nicht anders sein, und wir sahen oben schon, unter welche Aufsicht er den künftigen Thronerben gestellt hatte. In diesem Punkte war er unbeugsam und erwiederte

auf die Vorstellungen, die man ihm machte: „Es ist genug, daß ich als König die Tyrannei der Philosophen ertragen muß; als Vater lass' ich sie mir nicht auferlegen: meine Blicke müssen auf eine unvergänglichere Krone gerichtet sein, als die ist, deren Dornen man mich fühlen läßt!"

Demnach mußte dieser König sich entschließen, zwei Ordonnanzen zu unterzeichnen, die ihm in's Herz schnitten. Alle Mitglieder des Ministerrathes waren darüber einig, daß eine Majorität nicht zu gewinnen sei, wenn die öffentliche Meinung nicht gegen die Anmaßungen der Jesuiten gesichert werde, und hätten sämmtlich ihre Demission eingereicht, wenn der König auf seiner Weigerung beharrte. Sie stellten ihm vor, die gesetzliche Ordnung, nach welcher jetzt alles Volk schreie, sei nicht herzustellen, so lange die Jesuiten in aller Unabhängigkeit ihre sogenannten „Kirchenschulen" einrichteten und von den Bischöfen darin unterstützt würden; aller Haß des Volkes richte sich auf diese Gesellschaft, die nicht ablasse, nach Weltherrschaft zu streben, und schon den Kaiser Napoleon durch Vorzeigung ihrer Weltkarte mit darauf verzeichneten Provinzen des Ordens so gereizt habe, daß er sie verjagte; es sei gefährlich für die königliche Autorität, die Sache dieser auch bei den wahrhaft From-

men verhaßten Klasse in Schutz zu nehmen; es sei endlich unmöglich, unter dieser Bedingung weiter zu regieren. Nur die letztere Rücksicht bestimmte den König, und nachdem er in vier auf einander folgenden Sitzungen für die Jesuiten gekämpft hatte, ergriff er endlich die Feder und unterzeichnete folgende beide Ordonnanzen:

Die eine bestimmte, daß acht kirchliche Secundärschulen unter die Jurisdiction der Universität zurückkehrten, und daß kein Director oder Lehrer in diesen Schulen bleiben dürfte, der nicht schriftlich erklärte, er gehöre keiner in Frankreich nicht gesetzlich etablirten Congregation an. — Da nun die Jesuiten so offen und dreist ihr Institut und ihren Namen wieder angenommen hatten, so sahen sie sich im Stande, eine so bestimmte Anordnung zu umgehen, und mußten auf die acht Gymnasien Verzicht leisten, durch deren Besitz sie mit der Universität die Herrschaft beinahe zur Hälfte getheilt hatten.

Die zweite Ordonnanz bestimmte, daß in die kleinen Seminare keine anderen Schüler mehr aufgenommen werden sollten, als solche, die sich ernstlich dem geistlichen Stande geweiht hätten. Und da großer Mangel an Geistlichen herrschte und viele Pfarrstellen unbesetzt waren, so stiftete dieselbe Ordonnanz

achttausend Stipendien zu je hundertfunfzig Francs für die kleinen Seminare.

Die hohe Geistlichkeit erhob nun zwar ein gewaltiges Geschrei über Eingriff in das geistliche Regiment; allein der Papst Leo XII. rieth ihr zum Gehorsam, und die Bischöfe unterwarfen sich mit Ausnahme des Cardinals Clermont-Tonnerer, Erzbischofs von Toulouse, der, in seinem Adelsstolz wie in seinem Ultramontanismus verletzt, dem Cultusminister antwortete: „Die Devise meiner Familie, die ihr vom Papst Calixtus um 1120 verliehen worden ist, lautet: Etiam si omnes, ego non; sie ist auch die Devise meines Gewissens!" Der König, dem man anlag, diesen Ungehorsam zu bestrafen, sagte: „Nun gut, ich werde dem Cardinal sagen lassen, daß er nicht mehr im Schloß erscheinen soll."

Seit den Ordonnanzen nahm die Congregation eine liberale Sprache an und forderte fortan „Freiheit des Unterrichts", um auf diesem Wege über die Universität zu siegen, nachdem es nicht gelungen war, das Monopol derselben zu theilen oder ganz an sich zu reißen.

Bald darauf fanden die Restaurationsversuche ihr Ende in der Julirevolution.

Auf der pyrenäischen Halbinsel wurden die Jesuiten in Portugal durch die Königin Donna Maria von ihrer achtzehnjährigen Haft befreit, aus welcher nach langen Leiden neunhundert Gefangene hervorkamen. Die Königin nahm den Pater Oliveira zu ihrem Beichtvater, und der letzte Assistent Portugals, der einundachtzigjährige Pater Johann von Gusman, bat im Namen der Gefangenen, die während ihrer ganzen Gefangenschaft nicht vor den Richter geführt worden waren, um Wiederaufnahme des Processes, damit ihre Unschuld an den Tag komme und ihre Ehre wiederhergestellt werde. Er und alle Exilirten mit ihm erboten sich, die härtesten Strafen zu erleiden, wenn auch nur Einer unter ihnen des geringsten Staatsverbrechens überwiesen werden könnte. — Durch den Thronstreit zwischen Don Pedro und Don Miguel kam es, daß die Jesuiten nicht zur Herrschaft gelangen konnten, obwohl Don Miguel sie im Jahre 1829 nach Portugal zurückrief. Sie sollten indeß, der Erklärung des Decretes zufolge, „blos als zum Zweck der christlichen Erziehung berufen sein." Am 13. August 1829 zogen die Väter in Lissabon ein, erhielten aber weder von der geistlichen, noch von der weltlichen Regierung eine Kirche eingeräumt und konnten nur in der Kirche von Laureto, die unter der

Nuntiatur stand und ihnen vom apostolischen Pronuntius Gustiniani geöffnet wurde, Fastenpredigten und Retraiten halten, zu denen die Andächtigen in großer Zahl sich sammelten. Desto eifriger widmeten sie sich der Lehranstalten und hatten im Jahre 1830 die Genugthuung, daß die Enkelin ihres Feindes Pombal, die Gräfin von Oliveira, ihnen zuerst ihre vier Söhne zur Erziehung anbot.

In Spanien erlaubte König Karl IV. den von seinem Vater vertriebenen Jesuiten wieder den Eintritt in das Land, und die im April 1800 zurückgekehrten eröffneten ihre Thätigkeit damit, daß sie sich bei einer in Andalusien ausgebrochenen Pest mit größter Aufopferung hülfreich zeigten und siebenundzwanzig der Ihrigen verloren. Nachdem Ferdinand VII. seinen Thron wieder eingenommen hatte, erbat er sich, weil alle großen Städte, alle Stände und vor Allem das Heer die Wiederherstellung des Jesuitenordens wünschten, vom Papste die Genehmigung, empfing ein ermuthigendes Breve und sprach in einem Decret vom 15. Mai 1815 feierlich aus: „Die Wünsche so vieler angesehenen Personen, welche mir die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Ergebenheit, ihrer Vaterlandsliebe und der Theilnahme gegeben haben, die sie unabläßig an dem geistlichen und zeitlichen Wohl mei-

ner Unterthanen genommen, haben mich zu einer gründlicheren Prüfung der Beschuldigungen gegen die Gesellschaft Jesu bestimmt. Ich habe erkannt, daß ihr Untergang durch die Eifersucht ihrer unversöhnlichsten Feinde angesponnen worden war, welche zugleich die der heiligen Religion sind, der wesentlichen Grundlage der spanischen Monarchie." — Nun wurde zur Wiederherstellung des Ordens eine von den Ministerien unabhängige Junta unter dem Vorsitz des Bischofs von Teruel niedergesetzt, und Emmanuel von Zuniga, Provinzial Siciliens, zum Generalcommissär ernannt, sammelte die zerstreuten Ueberbleibsel des spanischen Zweiges der Gesellschaft, hundertundsechzehn Greise. Durch besondere Decrete erhielt die Gesellschaft ihre Güter, so weit sie noch nicht veräußert waren, zurück, und die Junta führte am 29. März 1816 den Pater Zuniga feierlich in das kaiserliche Collegium ein, wo noch am selbigen Abend die Curse eröffnet wurden. Mit Schnelligkeit mehrten sich die Anstalten, und immer neue Noviziate wurden nöthig. Sechsundfunfzig Städte verlangten Jesuiten zu haben, und die Einkehr derselben wurde zum Theil in Volksfesten gefeiert. In Loyola, der Heimath des Ordensstifters, gab das Volk die Dotation zum Collegium.

Im Jahre 1820 zählte die Provinz Spanien

schon 397 Paters, als dieser schnelle Aufschwung der Gesellschaft durch die Revolution gestört wurde. Diese wendete sich gleich anfangs gegen die Jesuiten und Ferdinand VII. gab sie nach einigen schwachen Schutzversuchen preis. Nachdem der König die Aufnahme von Novizen verboten hatte, legte das Ministerium am 31. Juli 1820 den Cortes einen Gesetzentwurf für die Aufhebung der Gesellschaft vor, der am 14. August angenommen wurde und die Zerstreuung der Gesellschaft zur Folge hatte.

Bei einer im Jahre 1821 in Tortosa ausgebrochenen Pest verdienten sich drei Jesuiten durch ihre Hingebung die öffentliche Bewunderung, wurden aber von den Behörden eingekerkert und, als das Volk das Gefängniß stürmte, in die Verbannung geschickt. Fünfundzwanzig Priester und Ordensmänner, die ein Pater im November 1822 geleitete, wurden unterwegs von Soldaten sämmtlich ermordet.

Diesen Leiden machte die französische Intervention, die den Aufstand mit bewaffneter Hand niederwarf, ein Ende. Die Jesuiten kehrten zurück. An eine zur Heranbildung tüchtiger Offiziere 1825 vom Könige errichtete allgemeine Kriegsschule zu Segovia wurden die Patres Gil und Sauri berufen, um die Zöglinge in der Religion, Geschichte, Litera-

tur, Geographie und politischer Treue zu unterrichten. Ein Collegium der Adeligen wurde in gleichem Geiste im Jahre 1827 zu Madrid errichtet und unter die Leitung der Jesuiten gestellt. So fingen diese wieder an sich zu heben.

Bald nach der Wiederherstellung des Ordens wurden die Jesuiten nach Sardinien vom Könige Victor Emmanuel gerufen und übernahmen das Collegium zum heiligen Ambrogio in Genua, die Collegien von Turin, Navara und Nizza, den Noviziat von Chieri. Das Haus der Provinzen zu Turin, eine vollständige Universität, leitete der Pater Roothaan. Karl Felix, welchem der König bei der Revolution von 1821 die Regierung abtrat, behielt troß der revolutionären Gegenbestrebungen die Jesuiten bei und starb sogar in den Armen des Jesuiten Grassi, seines Beichtvaters. Auch sein Nachfolger Karl Albert war den Jesuiten günstig, beförderte ihre Verbreitung im Lande, eröffnete ihnen Noviziate und gab ihnen das Collegium in Turin zurück. Nur die Universität zu Genua ließ sich nicht bewegen, das frühere Jesuitencollegium, das sie zu ihrem eignen Gebrauche eingerichtet hatte, wieder auszuliefern; der König entschädigte die Jesuiten durch die Einräumung des Palazzo della Regina.

Auch im Königreiche beider Sicilien gewann die Gesellschaft an Ausbreitung, nachdem sie durch König Ferdinand 1804 wiederhergestellt worden und die Napoleonischen Leidenszeiten überstanden hatte. Aus ihren Häusern vertrieben durch die Revolution von 1820 blieben sie gleichwohl unter dem Volke, bewährten sich dann als Vermittler zwischen den politischen Parteien, wirkten als Missionäre und Katechisten, und gründeten allerwärts Congregationen von Handwerkern, Kaufleuten und Edelleuten.

Was die Jesuiten auch während jener Zeit, da der Orden aufgehoben war, in der auswärtigen Mission leisteten, werden wir im folgenden Abschnitt sehen.

Während die Jesuiten in der Zerstreuung lebten, wurden die Kräfte und Talente der einzelnen Mitglieder des aufgehobenen Ordens nicht verkannt und vielfach zu ihren Ehren benutzt. Man bot den Patres bischöfliche Sitze an; die einen schlugen sie, theils in der Hoffnung, daß der Orden wiederhergestellt werde, theils aus Demuth aus, andere hielten es für ihre Pflicht, als Bischöfe der Kirche zu dienen, da sie es als Ordensglieder nicht mehr durften. Selbst in reichsständischen Versammlungen trifft man zu dieser Zeit Jesuiten. Sie suchten sich auf alle Weise nützlich zu machen. So leitete der Pater Waliher in

Oestreich große Uferbauten und wurde von Maria Theresia zum Director der Schifffahrt und der mathematischen Wissenschaften ernannt. Der Pater Riccati regelte den Po, die Etsch und die Brenta, der Pater Cabral leitete den Wasserfall des Velino und dämmte in Portugal den Tajo ein, der Pater Lecchi stellte im Gebiet von Mantua die Kriegsstraßen her, der Pater Ximenes gründete ein neues System des Straßen- und Brückenbaues in Rom und Toscana, der Pater Replichal wurde von Friedrich dem Großen beauftragt, die Metallschätze in der Grafschaft Glatz zu untersuchen.

Mit besonderer Vorliebe gaben sich die Patres der Leitung der Schulen hin, zuvörderst der geistlichen Seminare, an denen sie der Papst Pius VI. verwendete, dann aber auch der übrigen Lehranstalten. In Toscana hatten sie die Lehrstühle inne: Ximenes war Lehrer der Physik und Geometrie und gründete das Observatorium in Florenz, der Mathematiker Panizoni lehrte in Prato, der Numismatiker Eckhel in Florenz, der Pater Pla unterrichtete in Bologna in der chaldäischen Sprache. In Lüttich behielten die Jesuiten ihre Schulen, und der Pater Hawart erzog daselbst junge Engländer, die einst die Kirche in ihrer Heimath vertheidigen sollten. — In Wien wurde den

Jesuiten die Leitung des Therestanums gelassen; der eine leitete die Academie der morgenländischen Sprachen, ein anderer lehrte die Münz- und Alterthumskunde, andere die Militairbaukunst, die Hydraulik u. s. w. In Baiern und Schlesien führten sie ihr Lehramt fort, der Kurfürst von Mainz berief sie an seine Lehranstalten, der Kurfürst von der Pfalz ließ ihnen das Collegium zu Mannheim, der Kurfürst von Köln ernannte einen Jesuiten zum Oberen des Collegiums der drei Kronen und zum Rector der Universität.

Die Parlamente hatten in Frankreich den Jesuiten den öffentlichen Jugendunterricht entzogen, der König Ludwig XVI. ehrte den Jesuiten Roger Boscovich durch ein eigenhändiges Schreiben, worin er ihn aufforderte: „sich in seine Staaten zurückzuziehen, um sich den erforderlichen Meditationen hinzugeben und seinen Eifer für die Fortschritte der Wissenschaft zu befriedigen"; er ernannte ihn zum Director der Optik für die Marine mit einem Jahrgehalte von 8000 Livres. Da ihm jedoch d'Alembert und Condorcet entgegen arbeiteten, so zog er sich nach Mailand zurück und machte hier nützliche Entdeckungen.

In Mailand restaurirte der Pater Poczobut das Observatorium und entdeckte ein neues Sternbild. Der Pater Hell ging auf die Einladung des Königs

Christian VII. von Dänemark nach Wardhus in Lappland und beobachtete dort den Durchgang der Venus. Viele andere Patres wirkten auf dem Felde der Astronomie, der Naturgeschichte, der Numismatik und der Geschichte. Der Pater Requeno erfand die telegraphischen Zeichen. Natürlich blieben sie auch in der theologischen Literatur rührig, und der Cardinal Pacca sagt von ihnen: „In den Streitigkeiten zwischen den Nuntien des Papstes und den geistlichen Kurfürsten Deutschlands von 1786 bis 1792 waren es noch die alten Jesuiten, welche sich auf den Kampfplatz gegen die Feinde des heiligen Stuhls stellten; sie erleuchteten und bestärkten die Gläubigen durch gediegene siegreiche Schriften."

Im Grunde ist der Orden trotz seiner Aufhebung niemals eigentlich eingegangen, sondern hat durch den Schutz, welchen er, außer unter Friedrich dem Großen, und noch besonders in Rußland genoß, seine Continuität bewahrt, an welche der Papst anknüpfen konnte, um nach und nach bis zu einer völligen Restitution zu gelangen. Durch das Breve Catholicae fidei vom 7. März 1801 constituirte der Papst die

Gesellschaft Jesu, „jedoch nur innerhalb der Grenzen des russischen Reichs und nicht auswärts“ und zwar als „eine Congregation der Gesellschaft Jesu“ mit einem „Generalpräses“ an ihrer Spitze.

Es entstanden nebenher auch andere Congregationen, welche die Constitutionen und den Geist der Gesellschaft anzunehmen strebten, ohne ihren Namen zu führen. So schon 1794 in den Niederlanden durch den Fürsten v. Broglie und die Abbé's von Tournely und Varin die „Congregation des heiligen Herzens Jesu“ (La congrégation du Sacré-Coeur) unter der Leitung des ehemaligen Jesuiten Pey, die sich später aus den Niederlanden nach Augsburg und von da nach Wien übersiedelte. So ferner entstand zu Rom durch den Trientiner Paccanari die sogenannte „Gesellschaft des Glaubens Jesu“, die „Paccanaristen“, deren Mitglieder das Kleid der Jesuiten und zur Unterscheidung nur noch das kleine geistliche Collet trugen. Der Papst begünstigte den Verein. Als Paccanari in jugendlichem Feuer den Orden geradehin restauriren wollte, statt sich dem Generalpräses in Rußland anzuschließen, trennten sich 1803 diejenigen Paccanaristen, welche in Kensington eine Erziehungsanstalt gegründet hatten, von Paccanari, um sich einzeln dem russischen Institut anzuschließen, und

1804 folgten ihnen in dieser Trennung von dem Stifter und im Anschluß an das Institut in Rußland die „Väter des Glaubens" in Frankreich und Wallis. Von Paccanari hörte man bald nichts mehr.

Seitdem der Papst die russische Congregation anerkannt hatte, trat das Verlangen nach Zurückberufung der Jesuiten wieder offener auf. Die Stimme angesehener Männer erhob sich zu ihren Gunsten, und es sagte z. B. Chateaubriand: „Das gelehrte Europa hat in den Jesuiten einen unersetzlichen Verlust erlitten. Seit ihrem Falle hat sich das Erziehungswesen nicht wieder gehoben." Da rehabilitirte der König Ferdinand von Neapel 1804 die Gesellschaft in seinem Reiche, und es ist charakteristisch, wie dieser Act in dem französischen Journal des Debats damals verkündet und besprochen wurde. Das Journal läßt sich aus Neapel schreiben: „Die Wiederherstellung des Jesuitenordens erregt in der Hauptstadt und den Provinzen allgemeine Freude. An dem Tage, als das päpstliche Breve ankam, gingen der König und die Königin sowie die Prinzen und Prinzessinnen feierlich zur Communion, um Gott zu danken. Das Collegium, welches die Jesuiten früher in Neapel besaßen, wurde am Mariä-Himmelfahrtstage eröffnet, und sie sind bereits im Besitz desselben. Der

König wohnte in Person der Eröffnung der Kirche bei, in die er, wie er sagte, seit der Unterdrückung der Gesellschaft nicht ein einziges Mal hineinzugehen den Muth gehabt habe. Er dotirte das Collegium mit einer Jahreseinnahme von 40,000 Ducaten, die Königin übernahm die nöthige Ausstattung desselben und will noch mehr thun. Mehrere Städte und Communen haben gleichfalls Häuser und Revenuen zur Gründung neuer Collegien, und von allen Seiten bringen Privatleute Geräthschaften und Geld herbei. Es ist merkwürdig, mit welchem Eifer und in welcher Menge man sich drängt, das Ordenskleid zu begehren. Dieser Zudrang macht die Wahl schwieriger und die Prüfung der Bewerber strenger, giebt aber zugleich die Hoffnung, daß die Vorsehung die Restauration dieses Ordens segnen werde, der durch Heranbildung einer neuen Generation und neuer Sitten so mächtig zum Ruhme der Religion und zum Glück der Völker beitragen kann.“ Dann sagt das Journal selbst: „Die neuen Jesuiten sind das, was die alten waren. Abgesehen von dem gleichen Namen, dem gleichen Kleide und der gleichen Ordensregel gehen diese neuen Jesuiten aus der bildenden Hand der noch lebenden alten hervor, dieser Reste Israels, welche die Vorsehung als Depositäre des heiligen Feuers

und der wahren Traditionen und Principien des Instituts aufbewahrt zu haben scheint. Da so die Kette seit dem heiligen Ignaz nirgends unterbrochen ist, so darf man sagen, daß die neuen Jesuiten in Wahrheit die Nachfolger der alten sind, und daß der Orden, wenn auch jetzt nicht dieselbe Ausbreitung, so doch dieselbe Vollendung hat: eine köstliche und ehrenvolle Identität, die eben so sehr für seine Dauer Bürge ist, als sie einen mächtigen Damm gegen Reformen bildet, auf welche gewisse System tiker ausgehen und die entscheidendste Antwort auf die Behauptungen der Feinde, der edelste Triumph über die Urheber der Unterdrückung des Ordens ist. — Indem der tugendhafte Nachfolger Clemens' XIV. die Gesellschaft Jesu auf ihrem alten Grunde wieder errichtet und zu diesem Zwecke dessen Breve aufhebt, bringt er keineswegs den heiligen Stuhl in Widerspruch mit dem heiligen Stuhl. Die Nothwendigkeit rief das Breve der Aufhebung hervor und die Nothwendigkeit ist es hinwiederum, die das Breve der Wiederanerkennung dictirt, nur mit dem Unterschiede, daß die erstere Nothwendigkeit eine Tochter der Furcht und der Bestürzung war, welche mächtige Personen gegen den unglücklichen Papst ausübten, indem sie ihn zwangen, mit einem Federzuge zwanzigtausend unermüdliche Ar=

beiter, die in den vier Welttheilen predigend und unterrichtend umherzogen, zu zerstreuen, während die heutige Nothwendigkeit die Tochter der Zeit und der Erfahrung ist, die uns über das aus jener unseligen Epoche entstandene Unglück und über das Bedürfniß, das Uebel wieder gut zu machen, aufklärt. Dieses Bedürfniß wird sich in den katholischen Staaten ohne Zweifel in dem Maaße fühlbar machen, als Gehässigkeiten und Vorurtheile sich vermindern, als der Parteigeist im gemeinschaftlichen Unglück erlischt, als die Souveraine über ihre wahren Interessen die Augen öffnen werden, als die Gottlosigkeit durch neue Frevel sich selbst schaden wird, und als das Fortschreiten schlechter Sitten auch die Blindesten von jenem Principe des großen Bacon überzeugen muß, daß man zur Erziehung der Jugend nie etwas Besseres finden wird, als — die Schulen der Jesuiten."

Die Napoleonische Herrschaft verzögerte indeß das Wiederaufleben des Ordens. Kaum war jedoch dieser Bann gelöst, und der Papst Pius VII. aus der Gefangenschaft auf seinen Stuhl zu Rom zurückgekehrt, als bei dem allgemeinen Restaurationstriebe gleich der Jesuiten gedacht wurde. Unter dem Jubel des römischen Volkes wurde die Bulle Sollicitudo omnium Ecclesiarum, die den Jesuitenorden wieder

herstellte, am 7. August 1814 verkündet. Der Papst begab sich in feierlichem Zuge nach der Kirche al Gesù, die Bulle wurde in Gegenwart des heiligen Collegiums und der Patricier Roms vorgelesen und der Provincial Italiens und Verweser des Generals, Pater Panizzoni, empfing sie aus den Händen des Papstes.

Diese Bulle lautet in deutscher Uebersetzung, wie folgt:

§. 1. Die Sorgfalt für alle Kirchen, welche unserer Demuth, die, gleichwohl an Verdiensten und Kräften ungleich ist, durch Gottes Fügung anvertraut ist, zwingt Uns, alle jene Hülfsmittel anzuwenden, welche in Unserer Gewalt sind und welche von der göttlichen Vorsehung Uns barmherzig an die Hand gegeben werden, daß Wir den geistlichen Nöthen des Erdkreises, so sehr es nur die verschiedenen vielfachen Wechsel der Zeiten und Orte gestatten, ohne jeden Unterschied der Völker und Nationen zweckmäßig beispringen.

§. 2. Dieser Last Unserer Hirtenpflicht zu genügen geneigt, haben Wir alsbald, als der damals noch lebende Franz Kareu*) und andere Weltpriester,

*) Oberer der Congregation der Jesuiten im russischen Reiche.

welche seit mehreren Jahren in dem weiten russischen Reiche bestanden und ehemals der von Clemens XIV. seligen Andenkens, Unserem Vorgänger, aufgehobenen Gesellschaft Jesu angehörten, Uns die Bitte vortrugen, durch welche sie für sich die Vollmacht begehrten, daß sie unter Unserer Ermächtigung in Einen Körper zusammenträten, damit sie um so leichter der Unterweisung der Jugend in den Anfangsgründen des Glaubens und in den guten Sitten nach der Weise ihres eigenen Instituts oblägen, das Predigtamt versähen, Beichte hörten und andere Sacramente spendeten, deren Bitte um so williger entsprechen zu müssen geglaubt, als der damals regierende Kaiser Paul I. dieselben Priester Uns durch huldreichstes Schreiben angelegentlich empfohlen hat, durch welches er, seine ganz besondere Güte gegen sie bezeigend, es als eine besondere Gefälligkeit für sich bezeichnete, wenn die Gesellschaft Jesu zum Wohl der Katholiken seines Reichs durch unsere Ermächtigung dort constituirt würde.

§. 3. Daher haben Wir, im aufmerksamen Gemüth erwägend, welche ungeheuren Vortheile in jene so weiten Gegenden, die der evangelischen Arbeiter fast ganz beraubt sind, kommen und wie großes Wachsthum solche kirchliche Männer, deren erprobte Sitten durch so hohes Lob empfohlen wurden, durch emsige

Arbeit, durch angestrengten Eifer in der Besorgung des Seelenheils und unermüdliche Verkündung des göttlichen Worts der katholischen Religion bringen würden, es für vernunftgemäß erachtet, die Wünsche eines so hohen und wohlthätigen Fürsten zu gewähren. Darum haben Wir durch Unser Schreiben in Form eines Breve's vom 7. März des Jahres des Herrn 1801 dem vorbesagten Franz Kareu und andern seiner im russischen Reiche lebenden Genossen, oder welche anderswoher dorthin kommen könnten, die Vollmacht bewilligt, daß es ihnen frei stände, sich zu dem Einen Körper oder zu der Einen Congregation der Gesellschaft Jesu zu verbinden und zu einigen, in einem Haus oder in mehreren Häusern nach dem Ermessen des Obern, die innerhalb der Grenzen des russischen Reichs zu bezeichnen sind, und Wir haben, als den Generaloberen dieser Congregation derselben, Priester Franz Kareu nach Unserem und des Apostolischen Stuhls Belieben mit den nöthigen und zweckmäßigen Vollmachten versehen, damit sie des heiligen Ignaz von Loyola von Paul III., seligen Andenkens, Unserem Vorgänger, durch seine apostolischen Constitutionen gebilligte und bestätigte Regel beibehielten und befolgten, und damit die in Einen klösterlichen Verein vereinigten Genossen sich frei für die Unterweisung

der Jugend in der Religion und in den guten Künsten bemühen, Seminarien und Collegien regieren und mit Genehmigung und Zustimmung der Ordinarien der Orte Beichte hören, das Wort Gottes verkünden und die Sacramente spenden könnten; und Wir haben die Congregation der Gesellschaft Jesu unter Unsere und des Apostolischen Stuhls unmittelbare Fürsorge und Unterwerfung aufgenommen und das, was zu deren Befestigung und Sicherstellung und Reinigung von Mißbräuchen und Verderbnissen, welche etwa eingeschlichen wären, als im Herrn förderlich erschiene, Uns und Unsere Nachfolger zur Anordnung und Festsetzung vorbehalten; und zu diesem Behuf haben Wir den apostolischen Constitutionen, Statuten, Gewohnheiten, Privilegien und Indulten, wie sie auch immer entgegen dem Vorstehenden gewährt und bestätigt worden sein mögen, besonders dem apostolischen Schreiben des erwähnten Clemens XIV., Unseres Vorgängers, welches anfängt: „Dominus ac Redemptor noster" ausdrücklich derogirt, aber nur in Jenem, was Unseren Worten in dem Schreiben in der Form eines Breve's widerstritte, dessen Anfang „Catholicae" ist, und das nur für das russische Reich ertheilt worden ist.

§. 4. Die Entschließung, welche Wir für das

russische Reich fassen zu müssen geglaubt haben, glaubten Wir bald nachher auf die Bitte unseres liebsten Sohnes in Christo, des Königs Ferdinand, auf das Königreich beider Sicilien ausdehnen zu müssen, welcher von Uns begehrt hat, daß die Gesellschaft Jesu in derselben Art, wie sie im besagten Kaiserreich von Uns errichtet worden war, auch in seinem Gebiet und in seinen Staaten errichtet würde, weil er es für ganz zweckmäßig erachtete, in jenen so traurigen Zeiten zur Unterweisung der Jünglinge in christlicher Frömmigkeit und in der Furcht des Herrn, welche aller Weisheit Anfang ist, und zum Unterricht in der Gelehrsamkeit und in den Wissenschaften, hauptsächlich in den Collegien und öffentlichen Schulen die Hülfe der Regularcleriker der Gesellschaft Jesu zu verwenden. Wir haben gemäß der Pflicht unseres Hirtenamts dem frommen Wunsche eines so erlauchten Fürsten, welcher die größere Ehre Gottes und das Seelenheil lediglich bezweckte, nachzukommen geneigt, Unser für das russische Reich erlassenes Schreiben auf das Königreich beider Sicilien durch ein neues ähnliches Breve, das anfängt: „Per alias“, das am 30. Juli des Jahres des Herrn 1804 ausgefertigt wurde, ausgedehnt.

§. 5. Um die Wiederherstellung derselben Gesellschaft Jesu werden mit einhelliger Uebereinstimmung

fast des ganzen christlichen Erdkreises inständige und dringende Bitten von den ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen und Bischöfen, und von dem Stand und Verein aller angesehenen Personen täglich Uns vorgetragen, besonders nachdem sich der Ruf der so reichlichen Früchte überall hin verbreitet hat, welche diese Gesellschaft in den erwähnten Gegenden getragen hatte, und welche fruchtbar an täglich zunehmendem Erwachs den Acker des Herrn, wie geglaubt wird, weithin zieren und erweitern wird.

§. 6. Selbst die Zerstreuung der Steine des Heiligthums wegen neuerlicher Drangsale und Wechselfälle, welche man eher beweinen, als in das Gedächtniß zurückrufen soll, die täglich schwindende Zucht der Regularorden (der Zierde und Säule der katholischen Kirche), auf deren Wiederherstellung jetzt unsere Gedanken und Sorgen gehen, verlangen, daß Wir so billigen und gemeinsamen Wünschen Unsere Zustimmung geben. Denn Wir würden Uns des schwersten Verbrechens im Angesicht Gottes schuldig erachten, wenn Wir in so großen Nöthen des Gemeinwesens diese heilsamen Hülfsmittel anzuwenden versäumen würden, welche Gott in sonderbarer Fürsorge Uns an die Hand giebt, und wenn Wir, in Petri von steten Stürmen gepeitschten und herumgeschüttelten Kahn ge-

stellt, die erfahrenen und rüstigen Ruderer, welche sich Uns zur Brechung der Wogen des Uns Schiffbruch und Untergang in jedem Augenblick drohenden Meeres darbieten, zurückwiesen.

§. 7. Da so viele und so große Momente der Gründe und so wichtige Ursachen Unser Gemüth bewegen, so haben Wir endlich auszuführen beschlossen, was Wir schon im Anfang Unseres Pontificats sehnlichst wünschten. Nachdem Wir daher die Hülfe Gottes durch heiße Gebete erfleht und die Stimmen und Räthe mehrerer Unserer ehrwürdigen Brüder, der Cardinäle der heiligen römischen Kirche, angehört, haben Wir beschlossen, aus sicherer Wissenschaft und aus der Fülle der Apostolischen Gewalt anzuordnen und festzusetzen, wie Wir denn wirklich durch diese Unsere beständig fortgeltende Constitution anordnen und festsetzen, daß alle Bewilligungen und Vollmachten, welche von Uns lediglich für das russische Reich und das Königreich beider Sicilien gegeben werden, nun als ausgedehnt gelten und für ausgedehnt gehalten werden sollen, wie Wir sie auch wahrhaft ausdehnen auf Unsern ganzen Kirchenstaat und gleicherweise auf alle anderen Staaten und Gebiete.

§. 8. Daher gewähren und verleihen Wir dem geliebten Sohn, dem Priester Thaddäus Brzozowski,

dem gegenwärtigen Generalobern der Gesellschaft Jesu und andern von ihm rechtmäßig Abgeordneten alle nöthigen und zweckmäßigen Vollmachten, nach Unserem und des Apostolischen Stuhls Belieben, damit sie in allen vorgenannten Staaten und Gebieten alle jene, welche die Zulassung und Aufnahme in den Regularorden der Gesellschaft Jesu begehren, frei und gültig zuzulassen und aufzunehmen vermögen, welche in einem oder mehreren Häusern, in einem oder mehreren Collegien, in einer oder mehreren Provinzen unter dem Gehorsam gegen den zur Zeit bestehenden Generaloberen vereinigt, und wie es die Sache mit sich bringen wird, vertheilt nach der Vorschrift der Regel des heil. Ignaz v. Loyola, wie sie durch die apostolischen Constitutionen Paul's III. genehmigt und bestätigt worden, ihre Lebensweise einrichten mögen: Wir gestatten ferner und erklären, daß sie gleicherweise frei und erlaubt auf die Unterweisung der Jugend in den Anfangsgründen der katholischen Religion und in rechtschaffenen Sitten verlegen, ferner Seminarien und Collegien regieren und mit Zustimmung und Genehmigung der Ordinarien der Orte, an welchen sie jeweils leben, Beichte hören, das Wort Gottes verkünden und die Sacramente spenden dürfen: alle Collegien aber, Häuser, Provinzen und die so verbundenen Genossen

und die, welche sich künftighin vereinigen und gesellen mögen, nehmen Wir schon jetzt in Unsern und dieses Apostolischen Stuhles unmittelbaren Schutz, Schirm und Gehorsam, indem Wir Uns und den römischen Päpsten, Unsern Nachfolgern, vorbehalten, das festzusetzen und vorzuschreiben, was zur immer größern Befestigung und Sicherstellung derselben Gesellschaft und zu deren Reinigung von Mißbräuchen, wenn sich etwa (was Gott verhüte) solche eingeschlichen hätten, festzusetzen und vorzuschreiben als förderlich erscheinen würde.

§. 9. Alle und jede Oberen aber, Vorsteher, Rectoren, Genossen und jedwede Zöglinge dieser wiederhergestellten Gesellschaft erinnern und ermahnen Wir, so sehr Wir im Herrn nur können, daß sie an jedem Ort und zu jeder Zeit sich als treue Nachfolger und Nachahmer ihres so großen Stifters und Lehrers erweisen, die von ihm errichtete und vorgeschriebene Regel genau befolgen, und die nützlichen Ermahnungen und Rathschläge, welche er seinen Söhnen überliefert hat, mit größtem Eifer zu vollführen streben.

§. 10. Endlich empfehlen Wir den geliebten Söhnen in Christo, den erlauchten und edlen Männern, den Fürsten und Landesherren, ferner den ehrwürdigen Brüdern, den Erzbischöfen und Bischöfen und andern

in jeder Würde Stehenden die oft genannte Gesellschaft Jesu und deren einzelne Glieder höchlich in dem Herrn und ermahnen dieselben und bitten sie, daß sie nicht nur nicht gestatten und dulden, daß sie, von wem immer beunruhigt werden, sondern daß sie dieselben auch, wie es sich gebührt, gnädig und mit Liebe aufnehmen.

Durch diese Bulle war der Orden vollständig wieder in's Leben gerufen, ganz so wie er vor seiner Verfolgung bestanden hatte. Wie sehr er sich's angelegen sein ließ, den päpstlichen Erwartungen zu entsprechen, wie sehr ihm aber auch die Zeitumstände während der Restaurationsperiode und die liberalen Gesinnungen und Bestrebungen hindernd den Weg vertraten, haben wir im hier beendeten Abschnitt gesehen.

Der Orden von der Julirevolution an bis zur Februarrevolution.

Der General des Ordens, welcher diesen die ganze Zeit hindurch von der Julirevolution bis auf die neuesten Tage geleitet, ist Roothaan. Am 10. Februar 1829 starb Papst Leo XII. und kurz vorher am 27. Januar 1829 war der Jesuitengeneral Fortis gestorben. Letzterer hatte den Provinzial Italiens, Pater Pavani, zum Vicar ernannt, und dieser stellte zu seinem Stellvertreter den Pater Roothaan. Auf den 29. Juni wurde die Generalcongregation berufen, und nachdem die Wahl lange zwischen den Patres Roothaan und Rozaven geschwankt hatte, fiel sie im vierten Scrutinium auf den ersteren, der dann den Pater Manucci zum Generalprocurator und Janssen zum Secretär des Ordens ernannte. Auf den

Papst Leo XII. war der Papst Pius VIII. am 31. März 1829 gefolgt.*)

Roothaan war am 20. November 1785 zu Amsterdam geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt die humanistischen Studien auf dem Gymnasium und dem Athenäum vollendet hatte, ging er, neunzehn Jahre alt, nach Rußland, um in den Jesuitenorden zu treten. Nach zweijährigem Noviziat und nachdem er drei Jahre Lehrer gewesen und an dem Gymnasium zu Dunaburg in Grammatik, Rhetorik und den Schulwissenschaften unterrichtet hatte, studirte er in Polocz Theologie. Im Jahre 1812 wurde er zum Priester geweiht. Als Professor der Rhetorik für junge Jesuiten war er in Puzza und in Orsza beschäftigt und besorgte da zuletzt anderthalb Jahr lang die Mission und das Predigtamt. Bei der Ausweisung des Ordens (1820) nach der galizischen Grenze gebracht,

*) Die Folge der Päpste seit der Aufhebung des Jesuitenordens ist diese:

Pius VI.	1775—1800
Pius VII.	1800—1823
Leo XII.	1823—1829
Pius VIII.	1829—1831
Gregorius XVI.	1831—1846
Pius IX.	1846

wurde er nach Frankreich bestimmt, vom Pater Godinot aber, dem Provinzial in der Schweiz, für Brieg in Wallis erbeten und auch hier mit dem Unterricht der jungen Jesuiten in der Rhetorik, sowie mit dem Predigtamte und mit Missionen beauftragt. Indem er den Provinzial auf der Visitation der Ordenshäuser begleitete, kam er zwei Mal durch Frankreich. Im Jahre 1823 bekam er die Leitung des Collegiums zu St. Francesco de Paula in Turin, in welchem die vornehme Jugend Sardiniens erzogen und wo Theologie, Heilkunde, Rechtswissenschaft und die schönen Künste gelehrt wurden. In dieser Wirksamkeit blieb Roothaan bis zum Jahre 1829, wurde dann Provinzialvicar Italiens und endlich General des Ordens. Er wird uns als ein Mann geschildert, der bei innerlicher Gluth äußerlich Kälte und Ruhe zu bewahren wußte und in seinen Handlungen Gemessenheit und zähe Ausdauer zeigte.

In seinem ersten Rundschreiben vom 7. Juli 1830, de amore Societatis et Instituti nostri, sagt er:

Unter den vielen Gegenständen, welche ich als Stoff für das erste Rundschreiben nach dem Antritt des Generalats wählen konnte, giebt es keinen gemeinsameren und zeitgemäßeren als die Liebe zu un-

serem Beruf und Institut zu gemeinsamen Ermahnungen für uns Alle. Davon will ich aber nur die Art behandeln, wie diese Liebe zu üben ist. Diese Liebe zum Institut war von jeher eine gewisse eigene Gabe der Gesellschaft; daher ließen die Väter auch nach deren Aufhebung nicht von ihr, und nach deren Wiederherstellung eilten selbst die Greise zu der Gesellschaft, wie zu ihrer Mutter zurück. Soll aber diese Liebe richtig geübt werden, so muß man sie vor Verirrungen bewahren, und diese sind: 1) die Gesellschaft soll nicht unzeitig ausgedehnt werden, ehe ihre Zöglinge gehörig ausgebildet sind, für welche nicht jedwede Liebe zur Tugend und zum Rechten ausreicht, sondern sie müssen in jeder Weise vorher ausgebildet und in den Arbeiten geübt sein. 2) Wir sollen das in den Augen der Welt Empfehlende nicht suchen. 3) Wir sollen nicht auf die Gesellschaft und deren Arbeiten stolz sein, ein Stolz, welcher schon der früheren Gesellschaft fälschlich beigelegt worden war und der sowohl dem Geist der Kirche, als auch dem Institut widerstreitet. 4) Wir sollen nicht auf das Lob und die guten Thaten Anderer neidisch sein. Indem wir nun diese Irrthümer in der Uebung der Liebe zu der Gesellschaft vermeiden, sollen wir sodann betrachten, worin diese Liebe bestehe. Sie besteht aber in der ge-

genseitigen Mittheilung von Gütern. Die Gesellschaft theilt uns unschätzbare Güter mit, nämlich: 1) ihren Zweck, 2) die vortrefflichsten Mittel für den Zweck, 3) das Institut des heil. Ignaz, 4) das Band, durch welches das Band mit dem apostolischen Stuhle geeinigt ist, 5) das Erbe unserer Väter, 6) die Ehre der Gesellschaft, 7) die Güte der göttlichen Vorsehung gegen sie. Indem nun die Gesellschaft uns ihre Güter mittheilt, verpflichtet sie uns andererseits, daß auch wir ihr die unsrigen mittheilen, und wenn wir nicht schon alle diese mit uns ihr durch die Gelübde dargebracht haben, so sollen wir nichts desto weniger wiederholt sie täglich neu darbringen, indem wir uns bemühen, deren Institute gründlich kennen zu lernen und die gründlich erkannten vollkommen auszuführen, namentlich durch allseitige Verleugnung unser selbst und durch emsige und treue Arbeit je nach eines Jeden Amt und Talent. Gesegnet wird die Gesellschaft sein, wie ehemals, wenn dieses beobachtet wird.

Unter der Regierung des Verfassers eines solchen Rundschreibens hatte die Gesellschaft den Schicksalen entgegenzugehen, welche ihr in Folge der Julirevolution entstehen sollten.

Die erste Erschütterung erfuhr die Gesellschaft in Frankreich, wo bei dem revolutionären Sturme, der die restaurirenden Bourbonen vertrieb und den orleanistischen Bürgerkönig auf den Thron hob, die Häuser der Jesuiten geplündert und ihre Gemeinschaften zersprengt wurden, ohne daß wenige Orte, wie Vannes und Puy ausgenommen, wo das Volk sich zu ihrem Schutze erhob, ihre Freunde sie zu schirmen vermochten. Indeß wurden sie nicht durch das Gesetz geächtet und konnten, wenn sie sich ruhig verhielten, auf eine bessere Zukunft hoffen. In den ersten Jahren unter Louis Philipp's Regierung verlautete nichts von ihnen, und erst 1832 ward man sie wieder gewahr, als sie bei dem Ausbruch der Cholera eine aufopfernde Thätigkeit bewiesen. Sie waren aber bei den liberalen Behörden keineswegs in Vergessenheit gerathen, und schon im Juni 1832 verhaftete die Polizei zwei Jesuiten, welche mit Briefschaften der Gesellschaft von Spanien nach Italien reisten; sie fand nichts Verdächtiges. Der General Roothaan hielt es für nützlich und zeitgemäß, ein Schreiben an den Provinzial von Frankreich mit den Worten zu schließen: „Ich schließe mit dem, was mir in den gegenwärtigen Verhältnissen am meisten am Herzen liegt. Mögen doch Alle die größte Sorge tragen, sich inner-

halb des Kreises unserer Berufung zu halten. Unser Wahlspruch ist: Pars mea Dominus. Wir haben keinerlei Sendung, uns in die Dinge dieser Welt zu mischen."

Mit dieser Absicht, den Welthändeln vor der Hand möglichst fern zu bleiben, stimmte es, daß der General sich weigerte, den beiden Patres Deplace und Julian Druilhet, die an den Hof Karl's X. zu Prag gekommen waren, die Erziehung des Herzogs von Bordeaux zu überlassen. Er erlaubte es erst dann, als der Papst ausdrücklich befahl, daß es geschehe, und ertheilte ihnen nun eine kluge Instruction. Der General hatte richtig erkannt, daß es noch nicht an der Zeit sei, die Fürstenerziehung zu leiten; denn die am Hofe des vertriebenen Bourbonen sich aufhaltenden Legitimisten geriethen in Angst, daß eine Jesuitenerziehung den Prinzen um alle Popularität bringen werde, und die beiden Patres sahen sich genöthigt, von ihrem Werke abzustehen und Prag nach einigen Monaten zu verlassen.

Eben so beschränkten sich die Jesuiten innerhalb Frankreichs auf ihre geistlichen Functionen, ohne eine Theilnahme für das politische Getriebe merken zu lassen: sie wirkten im Beichtstuhl, auf der Kanzel, in geistlichen Uebungen und als Gehülfen der Bischöfe,

denen sie sich unentbehrlich zu machen verstanden. Fast in allen Bisthümern hielten sie geistliche Uebungen für die Weltgeistlichkeit und waren so gesucht, daß sie der Nachfrage der Bischöfe und des Clerus nicht mehr genügen konnten. Ausgeschlossen vom Unterricht der Jugend suchten sie in geistlicher Wirksamkeit und durch Kanzelberedtsamkeit desto eifriger zu bekehren.

Ihren Widersacher hatten sie aber an der Universität, welche das Monopol des öffentlichen Unterrichts besaß. Als Cousin, der mit deutscher Philosophie vertraute Gelehrte, Minister des öffentlichen Unterrichts war, nahm er in das amtliche Programm für den Baccalaureat-es-Lettres die beiden ersten Provinzialbriefe Pascal's*) auf und setzte als Gegenstand

*) Blaise (Blasius) Pascal (geb. 19. Juni 1623, gest. 19. August 1662), „ein Mann, der sich schon frühzeitig durch außerordentliche Entdeckungen auf dem Gebiete der Mathematik und Physik ausgezeichnet hatte, und der nachher, seit 1654 ungefähr, durch eine ernstere Richtung seines Lebens getrieben wurde, die großen Gaben seines tiefen Geistes besonders auch zum Dienste des Christenthums anzuwenden, schrieb 1656 unter dem Namen Louis de Montalte ein Werk gegen die Jesuiten Lettres provinziales (vollständig: Lettres écrites par Louis de Montalte à un provincial des ses amis et aux R. R. P. P. Jesuites sur la morale et Politique de ces Pères), worin er die sophisti-

der Bewerbung um den Preis in der Beredtsamkeit in der Academie das Lob Pascal's aus. Darin mußte der höhere Klerus eine Herausforderung erkennen,

---

schen Grundsätze der jesuitischen Moralisten mit dem feinsten Witze und dem schärfsten Ernste in ihrer ganzen Abscheulichkeit darstellte: Grundsätze, die man keineswegs mit Unrecht dem ganzen Jesuitenorden als solchem zur Last gelegt hat, die nicht nur wirklich von seinen angesehensten Casuisten vorgetragen und von jesuitischen Beichtvätern auf eine höchst verderbliche Weise, mit Umkehrung des schmalen Wegs in den breiten, in die Praxis aufgenommen wurden, sondern die auch mit dem markirtesten Pelagianismus, welcher das Grundgepräge der jesuitischen Gesammtdoctrin ist, als die reife Frucht der Theorie untrennbar zusammenhängen und darum auch nie von dem Jesuitenorden verworfen worden sind. Durch den Einen Schlag jener Schrift, deren Effect ein ungeheurer war, versetzte Pascal in aller Urtheilsfähigen Augen der Sache der Jesuiten innerlich den Todesstoß. So der Lutheraner Guericke Kirchengeschichte III. 343. — Dagegen sagt der Katholik Buß („Die Gesellschaft Jesu" Seite 1128) über Pascal: „Er baute einen extremen moralischen Rigorismus auf, der die Menschen zu einer geistlichen Verzweiflung führen mußte, während die Gesellschaft Jesu bei aller Heilighaltung des Dogma's die Strenge der Gebote innerhalb der Grenzen der Zulässigkeit milderte, um ihnen bei der Schwäche der Menschen Eingang zu verschaffen."

und die Erzbischöfe von Toulouse und Lyon, sowie die Bischöfe von Belley und Chartres forderten in Gemeinschaft mit den Familienvätern die „Freiheit des Unterrichts". Französische Reden an den Collegien Karl's des Großen und Heinrich's IV. über „Arnauld*) als Ankläger der Jesuiten und als Vertheidiger der Universität" antworteten hierauf, und der Minister des öffentlichen Unterrichts griff selbst am 30. Juni 1842 die Jesuiten in der Academie an. Das längere Zeit verstummte Geschrei über „Jesuitismus" wurde wieder laut in der französischen Presse. Ein Kanonicus der Metropole Lyon, der Abbé des Garets, griff nun 1843 in einer Schrift „Le Monopole universitaire, destructeur de la Religion et de la Liberté" die Universität an; man sagt, die Jesuiten haben ihm das Material zu dieser Schrift geliefert. Der Streit wurde leidenschaftlich; die Herren Michelet, Quinet, Libri, Génin und andere machten sich in ihm einen Namen. Galten die Angriffe auch vorzugsweise den Jesuiten, so erkannte der Episcopat doch zu wohl, daß mit der Freiheit des Unterrichts

*) Anton Arnauld (geb. 1612, Dr. der Theologie in der Sorbonne zu Paris, gest. bei Lüttich 1694) hatte schon vor Pascal den Kampf gegen die Jesuiten eröffnet.

der wichtigste Theil des geistlichen Einflusses beseitigt würde, und drang deshalb immer stärker auf die in der Charte versprochene Unterrichtsfreiheit. Die Jesuiten ihrerseits benutzten gleichfalls die Charte, um das Recht ihrer Existenz zu sichern. Der Pater Xaver von Ravignan bewies in der Flugschrift: „De l'existence de l'Institut des Jésuites“, daß die Charte dem Franzosen das Recht gebe, ein Jesuit zu sein, und zugleich trat der Pater Cahour mit einer Schrift „Des Jésuites par un Jésuite“ hervor.

Die öffentliche Meinung blieb jedoch gegen die Jesuiten gekehrt, und Villemain legte als Minister des öffentlichen Unterrichts einen Gesetzentwurf über den Unterricht vor, der dem Klerus feindlich und der Universität günstig war. Zwar erhob sich dagegen der Episcopat mit Eingaben an den König und die Kammern und in Appellationen an die öffentliche Meinung; auch unterlag die Universität in der Pairskammer 1844. In der Deputirtenkammer aber siegte der Liberalismus und die Universität.

Um diese Zeit, den 29. Januar 1845, erließ der Jesuitengeneral ein Rundschreiben „de Societatis progressu et periculis“, worin er, obgleich die Gesellschaft im glücklichen Fortschreiten sei, doch man=

cherlei Befürchtungen aussprechen zu müssen glaubt, unter andern die: „es möchte ein Geist der Freiheit und der Unabhängigkeit in die Gesellschaft eindringen, der schon in der Welt oder von der Kindheit her anhaftet, in dessen Luftkreis wir leben müssen, und der daher gar zu leicht unter unsern Jünglingen sich einschleicht, zum Umsturz des Geistes des Gehorsams und zum Schaden der ganzen Gesellschaft, die, da sie gleichsam eine Miliz ist, vielmehr dem nothwendigen Gehorsam der Soldaten nacheifern soll, zumal wir Freiwillige Christi sind. Wenn wir diese inneren Gefahren vermeiden werden, so werden wir uns nicht so sehr über äußere beklagen dürfen, damit wir, obwohl wir unsere Unvollkommenheit beklagen, gerade aus ihnen die Zuversicht schöpfen können, daß wir annoch Jesu Genossen sind. In diesen Gefahren ist es unsere Sache, Christi Jünger nachzuahmen, welche bei widrigem Wind in dem Schifflein herumgeworfen wurden, indem wir 1) durch Klugheit im Handeln die Segel einziehen, 2) mit vereinten Kräften durch die Liebe segeln, 3) durch die Demuth mit den Rudern arbeiten, 4) den Herrn durch zuverlässiges Gebet wecken und anflehen."

Die Aufregung über den Jesuitismus nutzte, wie es im Parteigetriebe immer geschieht, jeden den Je-

suiten widrigen Umstand. Es hatte um diese Zeit Affnaer, den die Jesuiten zu ihrem Rechnungsführer gemacht hatten, die Kasse um 200,000 Franken bestohlen und drohte, da er verfolgt wurde, mit Enthüllungen. Die liberale Presse hätte ihn gern für einen Märtyrer ausgegeben; der Spruch der Jury, die den Affnaer als gemeinen Hausdieb verurtheilte (April 1845) machte dem ein Ende.

War es nun auch dem Klerus nicht gelungen, die Freiheit des Unterrichts durchzusetzen, so konnten die Jesuiten doch, weil sie als Bürger unter den Gesetzen des Landes lebten und nur als durch den Ordinarius ermächtigte Priester ihr Amt verrichteten, nicht ausgetrieben werden, obwohl sie innerlich dem Orden angehörten. Die Staatsgewalt schlug daher den Weg ein, vom Papste die Auflösung der Gesellschaft zu erbitten, und sandte zu diesem Zwecke Rossi als Unterhändler nach Rom.

In dem Glauben, daß heute durch Drohungen eben so viel auszurichten sein werde, als zur Zeit des Papstes Clemens XIV., und in diplomatischen Verhandlungen noch wenig geübt, trat Rossi in Rom barsch auf, wurde aber ziemlich kalt empfangen. Er übergab ein Memorandum, die Gründe, weshalb die Gesellschaft in Frankreich aufgelöst werden müsse, ent-

haltend, und fügte hinzu: „Seine Regierung habe nie die Absicht gehabt, die Individuen, welche der Gesellschaft Jesu angehören, aus dem Königreiche zu verweisen oder zu beunruhigen; aber da sie nicht anders könne, als die gegenüber der Kammer übernommene Verpflichtung erfüllen, so sehe sie sich genöthigt, von den ihr zu Gebote stehenden Mitteln Gebrauch zu machen. Sie würde den Präfecten und Generalprocuratoren den Befehl zugehen lassen, in diesem Punkte die Gesetze des Königreichs zu vollziehen, und demgemäß würde die bürgerliche Gewalt nicht nur die Häuser der Väter Jesuiten, sondern auch die der andern religiösen Congregationen mit Ausnahme derjenigen schließen, welche sich gesetzlich ermächtigt finden, und man vermöchte in diesem Falle nicht die Folgen eines Anstoßes zu verhindern, welcher unter Anderem vielleicht in dem öffentlichen Geist eine Verwechselung der Sache der Jesuiten und der des Clerus überhaupt herbeiführen könnte. Um diese unglücklichen Folgen zu vermeiden, begehrt man, daß der heil. Vater dadurch, daß er seine Autorität heilsam eintreten läßt, gnädigst den Vätern Jesuiten die Auflösung der Häuser und der Noviziate befehlen möge."

Ueber diese Bitte an den Papst, welche der Vermittler der Regierung dem heiligen Stuhle vortrug,

war der Beschluß der Deputirtenkammer schon weit hinausgegangen: denn diese hatte beschlossen, daß die Auflösung ohne den heiligen Stuhl und trotz demselben geschehen solle. Da das Ministerium diesen Kammer-Beschluß angenommen hatte, so sprach nun Rossi amtlich aus: Die Jesuiten allein seien die Ursache des Kampfes zwischen der Universität und dem Klerus; sie würden in Frankreich täglich unpopulärer, ihre Häuser seien die Herde des Legitimismus, sie selbst seien bei allen Unruhen betheiligt, die Menschen würden einem Schisma immer geneigter. Man solle daher die Jesuiten säcularisiren oder sie wenigstens auf einige Zeit, allenfalls auf ein ganzes oder halbes Jahr opfern. Dann dürfe der heilige Vater die Revision der organisirten Artikel nur begehren, und man werde einen darauf bezüglichen Gesetzentwurf vorlegen, die Freiheit des Unterrichts zulassen und den Christen in Syrien Schutz gewähren. Aber vor Allem müsse man den Beschwerden, vielleicht Vorurtheilen, gerecht werden, indem man die Gesellschaft Jesu säcularisire.

Diese Vorstellungen verfingen nicht: Gregor XVI. schwieg und der Staatssecretair Lambruschini erklärte der Gesandtschaft kurzweg, die Regie-

rung Sr. Heiligkeit müsse auf das Memorandum abschlägig antworten.

Da Rossi sah, daß in dieser Weise nichts auszurichten sei, so bat er nur um irgend ein, sei es auch noch so geringes, Zugeständniß. Der Papst versammelte am 12. Juni 1845 die Congregation für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten und legte ihr das Verlangen Rossi's vor. In Gegenwart des Papstes beriethen die Cardinäle Lambruschini, Ostini, Castracane, Franzoni, Patrizi, Polidori, Bianchi und Acton und verwarfen das Begehren aus folgenden Gründen:

1) Die Gesetze, auf welche man sich gegen die Jesuiten beruft, sind in Frankreich selbst bestritten, sie stehen im Widerspruch mit dem Concordat und der Charte, welche die Freiheit des Cultus gewährt; nun gehört aber die Uebung der evangelischen Räthe offenbar zum katholischen Glauben. Die Ordensgelübde sind rein geistliche Bande: wer sie ablegt, bleibt gesetzlich im Genuß der bürgerlichen Rechte. Mögen die Gesetze Associationen dieser Art auch nicht anerkennen, sie nicht collectiv und als gesetzliche Vereine handeln lassen: das ist Sache der bürgerlichen Autorität, aber weiter geht diese nicht.

2) Der heilige Stuhl darf keine Unschuldigen

opfern. Gegen die Jesuiten liegen aber keine einzelnen Klagen vor.

3) Die fünfundzwanzig Bischöfe Frankreichs, welche Jesuiten in ihren Bisthümern besitzen, ertheilen ihnen das ehrendste Zeugniß. Eine Menge anderer Prälaten haben den heiligen Stuhl gebeten, diese unentbehrlichen Gehülfen zu erhalten. Der heilige Stuhl darf eine so wohlbegründete Bitte nicht abweisen.

Diese einstimmige Abweisung des Gesuchs der französischen Regierung wurde von Gregor XVI. genehmigt.

Mit dem Papste war nun weiter keine Unterhandlung zu pflegen. Wie jedoch, wenn man versuchte, die Jesuiten selbst zu Zugeständnissen zu bewegen? Rossi ergriff diese Wendung und bat den Cardinal Lambruschini, nun nicht als Staatssecretair, sondern allein als officiösen Vermittler um seine Dienste, da zwischen ihm selbst und dem Jesuitengeneral bisher keine Beziehung stattgefunden hatte. Der General erbot sich auf die Verwendung der außerordentlichen Congregation, Frankreich einen Beweis seiner Friedensliebe zu geben, und erließ am 14. Juni 1845 eine Zuschrift an die Provinziale von Paris und Lyon.

Er theilte darin mit, daß das Verlangen der fran-

zösischen Regierung seitens des heiligen Stuhles zurückgewiesen worden, und fuhr dann fort: „Ist nun von unserer Seite nichts zu thun, um die Aufregung zu dämpfen, welche die Antwort Roms erzeugen wird? Geben wir uns nicht die Miene, dem Gewitter zu trotzen, welches rollt!" — Er schlägt den Provinzialen vor, die Häuser in Paris, Lyon und Avignon in der Art zu vermindern oder aufzulösen, daß ein von der Regierung gesendeter Agent nichts Anstößiges finde. „Es kostet mich Mühe," sagt er am Schluß, „eine solche Anordnung zu treffen, aber ich halte es für Pflicht, diese Maßregel der Klugheit anzugeben. Ich hoffe, dies werde ganz ruhig und ohne Aufsehen geschehen können, was in allen geistlichen und weltlichen Beziehungen unendlich besser ist, als wenn das später tumultuarisch geschehen müßte."

Die Auflösung der Häuser geradezu zu befehlen, stand nicht in der Macht des Generals, weil den Constitutionen des Ordens zufolge zur Aufhebung eines Hauses oder Collegiums, wenn sie nicht dringend ist, der General die nächste Generalcongregation abwarten, wenn sie aber dringend ist und es sich um ein Haus in Europa handelt, die Mehrheit der Stimmen sämmtlicher Provinziale oder der zwei ältesten Professen jeder Provinz in Europa, der Assistenten, des

Generalprocurators und des Generalsecretairs der ganzen Gesellschaft haben muß.

Dem Unterhändler Rossi, der von dieser Zuschrift Kenntniß erhielt, erschienen die Anordnungen des Generals nicht genügend, und dieser wurde nun zu einem neuen Schreiben an die Provinziale veranlaßt. Er schreibt am 21. Juni an dieselben: „Sie haben, hoffe ich, mein Schreiben vom 14. erhalten. Ich schreibe Ihnen heute über denselben Gegenstand; denn ich habe mich noch mehr von der Nothwendigkeit überzeugt, die Maaßregeln der Klugheit zu ergreifen, welche ich Ihnen angegeben habe. — Die Erklärung, welche mehrere Bischöfe gemacht haben, uns in ihre Paläste aufzunehmen, wenn wir verjagt werden würden, verdient allerdings den lebhaftesten Dank; aber die Liebe und Klugheit würde uns nicht gestatten, ein so verbindliches Anerbieten zu benutzen, dessen Annahme sie schwer gefährden könnte. — Zu den in meinem früheren Schreiben angegebenen Häusern glaube ich noch jene fügen zu müssen, welche auffällig bevölkert sind, vorweg Saint-Acheul und die bevölkerten Noviziate. Wir müssen streben, ein wenig zu verschwinden, und so die zu große Zuversicht sühnen, welche wir auf die schöne Verheißung

der Freiheit gehabt haben, die sich in der Charte, aber auch nur in ihr, findet."

Rossi berichtete hierüber an seine Regierung und theilte die Depesche dem Cardinal Lambruschini mit. Nichtsdestoweniger meldete der Moniteur vom 6. Juli: „Die Regierung des Königs hat Nachrichten von Rom empfangen. Die Unterhandlung, mit welcher sie den Herrn Rossi beauftragt hatte, hat ihr Ziel erreicht. Die Congregation der Jesuiten wird aufhören in Frankreich zu bestehen und ist im Begriffe, sich zu zerstreuen; ihre Häuser werden geschlossen und ihre Noviziate aufgelöst werden." Das war eine Fälschung, über die man sich in Rom entrüstet zeigte, und derentwegen der Unterhändler seine eigene Regierung desavouirte. Der Papst schrieb an die Bischöfe Frankreichs in Betreff der Vertretung der Gesellschaft Jesu: Huic nostro muneri nunquam defuimus, nunquam decrimus. („Dieser unserer Berufspflicht sind wir nie ungetreu gewesen und werden es niemals sein.")

Die Jesuiten hatten der Mahnung ihres Generals vollkommen Folge geleistet. Da aber das Ministerium vor den Kammern von 1846 noch einen positiven Nachweis haben wollte, so schickte es eine Note an Rossi, die ihn über den glücklichen Ausgang seiner

Unterhandlung beglückwünschte und dem Papste und dem Cardinal Lambruschini für den Dienst dankte, welchen beide durch den an die Jesuiten erlassenen Befehl, sich zu zerstreuen, Frankreich geleistet hätten. Rossi theilte diese Note amtlich dem heiligen Stuhle mit. Lambruschini jedoch, der die List erkannte, wodurch ein authentischer Beleg für die Mitwirkung des Papstes an der Zerstreuung der Jesuiten geliefert werden sollte, drückte in einer Note sein Erstaunen über die Danksagung an den heiligen Vater aus, der doch in der ganzen Sache gar nichts gewährt habe. Zu danken habe die französische Regierung allein dem Jesuitengeneral, der lediglich aus sich, ohne Befehl und Rath des heiligen Stuhls, Maaßnahmen der Klugheit ergriffen habe, um die Regierung des Königs aus Verlegenheit zu ziehen: der Papst bewundere die Weisheit und Selbstverleugnung des Generals und erwarte nach diesen Aufopferungen der Jesuiten, daß die französische Regierung ihnen nach Verdienst Schutz und Wohlwollen gewähren werde.

In einem Rundschreiben, welches der General am 21. September 1845 erließ, zeigt sich, daß die Jesuiten fortan bis zur Februarrevolution ein stilles Leben auf Hoffnung zu führen hatten. Er ermahnt sie, jetzt, wo nicht sowohl erst Gefahren als vielmehr

Schäden die Provinzen Frankreichs ergreifen, sich zu demüthigen und ihre eigene Verschuldung demüthig anzuerkennen; dann werde Gott den Demüthigen Gnade geben. Daher solle Jeder außer den gewöhnlichen noch besondere Gebete und Opfer darbringen für die gegenwärtigen Nöthen der Gesellschaft und durch sie Gott anflehen. Ferner wünscht er, daß wöchentlich ein Fasttag gehalten werde, und so sei uns, schließt der General, die Zeit der Drangsale eine Zeit der Gnade und des Gebets und Anlaß und Reiz zur Erneuerung des Geistes.

Italien war durch die französische Revolution gleichfalls in Aufregung gerathen, und es sollte am 17. Februar 1831 ein Aufstand in Rom ausbrechen, wo auf Pius VIII., welcher am 30. November 1830 starb, am 2. Februar 1831 der Cardinal Mauro Capellari als Gregor XVI. gefolgt war. Die Revolutionäre strebten nach Säcularisation des Kirchenstaates. Den beabsichtigten Aufstand in Rom hielt der Staatssecretair Cardinal Bernetti nieder, in den Legationen aber wurden die Collegien der Ge-

sellschaft zu Forli, Ferrara, Fano, Modena, Spoleto, Reggio gestürmt und Lehrer und Schüler derselben zerstreut.

Der muthigen Ausdauer des neuen Papstes gelang es, die italienische Revolution zu brechen, und in Folge dessen kam der Jesuitengeneral wieder in seine gesicherte Stellung. Er übernahm die Collegien wieder. Durch Breve vom 2. October 1836 erhielt er die Leitung des Collegiums der Propaganda des sog. S. Urban's; sodann das illyrische Collegium und das von Loretto. Beim Ausbruch der Cholera in Rom, bei deren Herannahen schon die umsichtigsten ärztlichen Vorkehrungen getroffen worden waren, übertrug der Papst die geistliche Sorge den Jesuiten. Diese verbanden damit eine thätige Kranken- und Armenpflege und wußten das bangende Volk, das in anderen großen Städten sich zu Excessen hinreißen ließ, hier in die Kirchen zu leiten und durch Andachtsübungen vor Ausschweifungen zu bewahren. In einer feierlichen Prozession stellte es sich unter den Schutz der Mutter Gotres; das Bildniß der heiligen Maria maggiore wurde aus der Basilica in die Kirche der Jesuiten getragen und so das Volk vorzugsweise auf die Patres gewiesen. Der Papst selbst, von den Cardinälen, Senatoren und Magistraten umgeben,

machte die Prozession zu Fuß mit in die Jesuitenkirche al Gesù. Als die Cholera ihren Höhepunkt erreichte, besuchte der Papst am 2. September 1837 alle Straßen Rom's, segnete und tröstete das Volk. Am 11. October war die Cholera erloschen, nachdem sie von 9372 Erkrankten 5419 hinweggerafft hatte. Nun erklärte der Papst sich als Vater jener Armen, die Wittwen und Waisen geworden waren; in einem eigens dazu niedergesetzten Unterstützungsausschuß saß auch der General Roothaan als geistlicher Abgeordneter und übernahm es, zwanzig Waisen auf Kosten der Gesellschaft Jesu erziehen zu lassen.

Wie in Rom, so gedieh der Orden auch im übrigen Italien. In Sicilien war es wiederum die Cholera, bei der die Patres sich vor Allen auszeichneten; der Provinzial Siciliens stellte 1831 alle Väter dem Vicekönig zur Verfügung. Bei einer zweiten Heimsuchung durch die Cholera 1837 wollte das Volk unruhig werden, wurde aber durch die Magistrate niedergehalten und durch die Jesuiten beruhigt. Hierbei gewannen sie so sehr die Liebe des Volkes, daß jede Stadt von nun an ein Haus des Ordens haben wollte.

In das lombardisch-venetianische Königreich fand die Geselschaft Jesu erst durch einen

kaiserlichen Beschluß vom 19. März 1836 Eingang und übernahm zu Verona das Collegium zu San Sebastiano, in welches der Cardinal Carolo Odescalchi nach Niederlegung seines Cardinalates am 8. December 1838 als Novize eintrat, ohne indeß sein Noviziat lange zu überleben, da er schon 1841 zu Modena starb.

Wie Verona dem Orden ein Collegium eröffnet hatte, so thaten es auch die Städte Cremona, Cividale-del-Friuli, Piacenza und Parma, der Erzbischof Mattei von Camerino und der Cardinal-Erzbischof Ferretti von Fermo. 1842 genehmigte der Kaiser Ferdinand die Errichtung des Collegiums zu Brescia, und 1844 erhielten die Jesuiten ihre Kirche und ihr Haus in Venedig wieder.

Selbst auf Malta durften die Jesuiten 1845 ein Collegium errichten, da die Bevölkerung der Insel deshalb ein Bittschreiben an den britischen Staatssecretär für die Colonien, Lord Stanley, gerichtet hatte.

Was das Geschick des Ordens auf der pyrenäischen Halbinsel betrifft, so bezogen die Jesui-

ten Portugals im December 1830 in Lissabon ihr Haus zum heiligen Antonius. Der Cardinal-Patriarch von Lissabon erließ ein Decret zu ihren Gunsten, und auf den Antrag des Erzbischofs von Evora erhielten sie durch ein königliches Decret vom 9. Januar 1832 ihr altes Collegium der Künste zu Coimbra zurück. Im Triumphe zogen sie in die Provinz Beira ein, und mit Festlichkeiten wurden sie in Coimbra empfangen.

Indeß tobte in Portugal der Bürgerkrieg, da Don Pedro mit einem aus Ausländern geworbenen Heere seinen Bruder Don Miguel bekämpfte. Dazu traten noch Hungersnoth und Cholera, in welchen Volksplagen die Jesuiten hier, wie überall, ihre opferbereite Dienstwilligkeit bewährten. Sie waren von Don Miguel in's Land zurückgerufen worden und wurden jetzt von Don Pedro aufgefordert, ihren Einfluß für ihn einzusetzen, wofür er ihnen im März 1833 schriftlich die Wiederherstelluug ihres Ordens, das Erzbisthum von Braga, die Beichtigerstelle bei Donna Maria II. und Andreas antrug. Selbst nachdem Don Pedro aus dem Bruderkampfe als Sieger hervorgegangen war, suchte er sie noch zu bestimmen, zwischen ihm und seinem Bruder Vermittler zu werden.

Die Pedristen stürmten aber das Haus zum heiligen Antonius in Lissabon und wurden für den Augenblick nur dadurch beschwichtigt, daß, als der Pater Moré Gefahr lief, als Opfer zu fallen, plötzlich einer der Stürmenden vor ihm auf die Kniee fiel und ausrief: „Pater, mein Wohlthäter, Ihnen danke ich das Leben, Ihre Sorgfalt hat mich gerettet, als ich im Gefängniß war!" Don Pedro sah sich gezwungen, der Volksstimme zu folgen. Er befahl dem apostolischen Nuntius, Cardinal Guistiniani, innerhalb drei Tagen Lissabon zu verlassen. Die Jesuiten rettete ein junger Engländer, Yvers, indem er sie auf die englische Flotte brachte.

Da Don Pedro am 24. Mai 1834 das Decret der Ausweisung des Ordens unterzeichnet hatte, so wurden die in Coimbra befindlichen Patres, die nicht gleich den Lissabonern hatten entfliehen können, verhaftet und von Kerker zu Kerker geführt. Weil sie aber Franzosen waren, so schritt der französische Gesandte Mortier für sie ein, und nachdem sie in den Thurm von St. Julian eingesperrt gewesen, wurden sie auf Begehren der französischen Regierung freigegeben.

Ein noch traurigeres Loos hatten die Jesuiten in Spanien nach dem am 29. September 1833 erfolg-

ten Tode Ferdinand's VII. Wegen der Aufhebung des salischen Gesetzes, durch die Don Carlos vom Throne ausgeschlossen und dieser der kleinen Tochter des verstorbenen Königs, Isabella, unter der Regentschaft ihrer Mutter Maria Christina, gegeben wurde, entstand ein Bürgerkrieg zwischen den Carlisten und Christino's. Die Letzteren sahen in den Jesuiten Feinde des constitutionellen Thrones. Als die Cholera ihre Opfer forderte, verbreitete sich im Volke das Gerücht, die Brunnen seien von den Mönchen und Carlisten vergiftet worden, und als die Polizei wirklich Kinder aufgriff, die Giftpackete in die Brunnen geworfen hatten und beim Verhöre aussagten, es sei ihnen von den Jesuiten befohlen worden, brach der Volkssturm los. Das Seminar wurde gestürmt, und als Schüsse fielen, hieß es: „Das sind die Jesuiten; sie schießen auf's Volk!" Im großen Saal des Seminars hatten sich die Zöglinge um den Rector geschaart; ein Nationalgardist erklärte, die Niedermetzelung dürfe nicht eher beginnen, bis die Kinder in Sicherheit gebracht seien. Als dies geschehen war, begann das Morden der Patres, die unbarmherzig erschossen, erstochen und durch die Straßen geschleift wurden. Auch dem kaiserlichen Collegium war ein gleiches Schicksal zugedacht. Dort hatte aber

Munoz, Herzog von Rianzares, der Geliebte der Königin Maria Christina, einen Bruder im Hause, der zur Gesellschaft Jesu gehörte. Ihn wollte man retten, und als die Mörder in die Capelle drangen, sagte der Anführer zu dem Jesuiten Munoz: „Fürchten Sie nichts, ich bin hier, um Ihnen das Leben zu retten!“ Munoz aber erwiederte: „Ich bleibe unter den Jesuiten, meinen Brüdern. Ihr Loos sei das meinige. Retten Sie dieselben mit mir oder ich sterbe mit ihnen!“ Dieser Widerstand hinderte das Morden, und es wurde nur geplündert.

Zwei Tage darauf wurden die Opfer der Volkswuth begraben: 14 Jesuiten, 7 Dominicaner, 44 Franziskaner und 8 Väter der Barmherzigkeit. Ein königliches Decret verkündete, daß die gegen den Aufruhr ergriffenen Maaßregeln erfolglos gewesen.

Am 7. Juli 1835 hoben die Cortes die Gesellschaft Jesu einfach auf. Die meisten Patres zogen sich in andere Provinzen des Ordens zurück, während manche das Vaterland nicht verlassen wollten. Nur Ein Haus erhielt sich unter dem Schutze der carlistischen Waffen, das in Loyola, und hier lebten die Jesuiten dem Lehr- und Predigtamte. In einem Noviziate, welches sie zu Guipuzcoa gründeten, sammelten sich die zerstreuten Väter. Nach der Convention

von Bergara eröffneten sie ihr Collegium in Loyola wieder, durch Espartero wurde aber auch dieser ihr letzter Sitz in Spanien aufgehoben.

So ist es den Jesuiten auf der pyrenäischen Halbinsel am traurigsten ergangen, und es hat beinahe den Anschein, als wenn die von den Jesuiten so eifrig bekämpfte „Ketzerei" an Terrain gewinnen wollte, da ein Agent der großen britischen Bibelgesellschaft G. Borrow, viele Tausend Exemplare der heiligen Schrift in Spanien, vor Allem in Madrid, vertheilt hat, die „mit großem Verlangen" aufgenommen worden sind. (Näheres hierüber in G. Borrow The Bible in Spain, or the journeys, adventures cet. of an englishman in an attempt to circulate the scriptures in the Peninsula. 3 Vol. Lond. 1843.)

In Großbritannien machte die Gesellschaft, sowie überhaupt die katholische Kirche, stille Eroberungen, wozu ihr die politischen Freiheiten des Landes ein vortreffliches Vehikel abgaben. In Irland insbesondere hatte sie schon früher durch den Pomp des Gottesdienstes dieses leicht entzündliche Volk entflammt,

und z. B. 1822 zu Clongowes die Frohnleichnams-Prozession mit der möglichsten Pracht gehalten. Nun wurden Missionen gehalten, Klöster und Kirchen erbaut. Besonders nahmen sie sich auch des Mäßigkeitsvereins an, dessen Stifter der Kapuziner Pater Mathew war, der innerhalb der wenigen Jahre von 1838 bis 1842 fünf Millionen Iren das Mäßigkeitsgelübde abnahm. Den Bischöfen und der Staatsgeistlichkeit wußten sie sich unentbehrlich zu machen, und ihre Gesellschaft nahm in dem Maaße zu, daß der General Irland von der Provinz England ablöste und für ersteres in der Person des Pater Saint-Léger einen eigenen Provinzial bestellte.

Den Jesuiten günstiger als sein Vater, erwies sich des Königs Wilhelm Nachfolger in Holland. Ihren Mitgliedern wurde das Predigt- und Lehramt zugestanden; auch durften sie zwei Collegien zu Katwyk am Rhein und zu Kuilenburg gründen. Sie machten sich kluger Weise als Orden wenig bemerklich und arbeiteten lediglich im Interesse der katholischen Partei. Der Pater Van Lil leitete die Provinz, Belgien und Holland waren 1832 zu Einer Provinz zusammenge-

treten von 1832 bis 1839; sein Nachfolger Pater Frankeville widmete seine Hauptsorge dem Noviziate, und der diesem in der Leitung der Provinz 1845 folgende Pater Matthys behielt das stille Wirken seiner Vorgänger bei.

Belgien war durch die Septemberrevolution von 1830 zu einem eigenen Staate geworden, und zwar, obgleich es einen protestantischen König erhielt, doch im Gegensatze zu dem protestantischen Holland als ein katholischer Staat. Hier war der Jesuitenorden willkommen. 1831 wurden die Collegien von Namur und Aloß gegründet und ein Noviziat zu Nivelles in Brabant eingerichtet. Diesen Vorbildern folgten die Collegien zu Antwerpen, Lüttich, Tournay, Brügge, Mons, Courtray, Verviers, Turnhout, Brüssel, Gent. Das 1835 gebildete Collegium zu Brugelette erhielt die Bestimmung, ein europäisches Pensionat zu werden. Im Jahre 1834 zählte man in Belgien 117, im Jahre 1845 schon 454 Mitglieder des Ordens, die als Missionäre und Lehrer der katholischen Kirche Dienste leisteten. Hier aber, wie überall, hatten diese Dienste ihre doppelte Seite. So sehr sie der einen Partei zur Förderung des katholischen Glaubens und Lebens zu gereichen schienen, so vielen Schaden sah die andere darin für das bürgerliche Leben. Diesen

Verdruß über die Erfolge jesuitischer Wirksamkeit drückte ein Brüsseler Tageblatt im Jahre 1838 in folgenden Worten aus: „Die Bußpredigten der jesuitischen Missionäre in Dinant haben ihre Folgen. Hier entsagt ein Nachbar jedem Umgang mit einem „Verdammten", der früher ihm für einen ehrlichen Mann galt, es auch noch heute ist; dort hadert eine Frau mit ihrem Manne, weil er sich von den Missionären nicht will Vorschriften gefallen lassen; in einem dritten Hause versagen die Dienstleute der Herrschaft den Gehorsam, weil man „Ketzern" nicht gehorchen dürfe. Der aufgeklärtere Theil der Bevölkerung ist im höchsten Grade unzufrieden mit den wahnsinnigen Aeußerungen, die eine solche Zwietracht bewirken; trotzdem dürfen die Missionäre ihr Unwesen fortsetzen. Die wandernden Jesuiten (auch Redemptoristen genannt) haben auch bereits ein Blatt („die Biene"), welches gegen sie sprach, zu unterdrücken gewußt, indem sie den Buchdrucker mit Verweigerung der Absolution bedrohten und ihn so erschreckten, daß er den Druck der Schrift nicht mehr fortsetzen wollte."

In Oestreich ging es der Gesellschaft leidlich gut. Als in Gallizien im Jahre 1831 die Cholera wüthete und an 97,000 Menschen das Leben nahm, brannte durch einen Blitzstrahl die größte Anstalt der Jesuiten, das Collegium von Tyniac, ab. Aus Dankbarkeit für den thätigen Beistand der Väter Jesuiten während der Seuche erbot sich das Volk, das Kloster wieder aufzubauen. Auch das Herrscherhaus hatte auf ihre hülfreiche Wirksamkeit Acht, und 1833 besuchte der Erzherzog Ferdinand ihre Häuser in Tarnopol, Starawies und Sandez, dankte ihnen öffentlich und sagte ihnen seinen Schutz zu. Im Jahre 1834 gab der Kaiser jedem ihrer Häuser einen jährlichen Zuschuß von fünfhundert Gulden an Staatsunterstützung. Der Erzherzog Ferdinand und der Erzbischof Pistek von Lemberg gründeten für sie ein neues Collegium zu Lemberg. Der Erzherzog Maximilian ließ den Festungsthurm von Linz zu einem Jesuitenhause machen, gab Kirche und Grundbesitz dazu und wies den im August 1837 einziehenden Jesuiten eine Rente zum Unterhalt von dreißig Patres an. Im October 1838 gab der Kaiser Ferdinand auf die Bitte der Stände von Tyrol den Jesuiten ihr früheres Collegium in Innsbruck zurück. Es zählte nach zwei Jahren schon 387 Schüler und wurde bald eine

beliebte Anstalt für die Söhne der angesehensten katholischen Familien Deutschlands. Und so erlangten die Jesuiten Haus auf Haus.

Die bedeutendste Stelle nimmt in diesem Zeitraume die Geschichte der Jesuiten in der Schweiz ein, weil hier der Kampf gegen den Katholicismus überhaupt geführt wurde und die Jesuiten in diesen verflochten waren. Die in Folge der französischen Julirevolution aufgeregte Schweiz brachte den Radicalismus auf die Oberfläche, und dieser fuhr mit Ungestüm über die Jesuiten her.

Im Kanton Freiburg sagten die Radicalen den Jesuiten so viel Schlimmes nach und brachten ein solches Mißtrauen hervor, daß der Staatsrath beschloß, eine Untersuchung des dortigen Collegiums vorzunehmen. Die Regierungscommissäre, welche am 29. Januar 1834 unvermuthet in's Haus kamen, verhörten die Professoren und Schüler und durchsuchten das ganze Haus. Da sie nichts Verdächtiges fanden, im Gegentheil loben zu müssen glaubten, was sie gesehen und untersucht hatten, so war die Folge dieses Schrittes die, daß bei den nächsten Wahlen die Jesuiten-

freunde in die Regierung kamen, und das Jesuitencollegium angelegentlichst förderten.

Dagegen zerstörten in Solothurn und Luzern die Radicalen die beiden dortigen katholischen Collegien, so daß die Familien ihre Kinder weit weg nach den Jesuitenanstalten von Brieg und Freiburg zu schicken gezwungen waren.

Aus diesem Anlaß beschloß die Landesgemeinde in Schwyz am 15. Mai 1836 einstimmig, ein Jesuitencollegium in Schwyz zu gründen. Es wandte sich deshalb die Regierung an den Provinzial Pater Broccard in Wallis. Der Pater Drach, Rector in Freiburg, trat sein Rectorat an den Pater Roh ab, begab sich nach Schwyz und richtete die Anstalt daselbst ein, für welche jedoch noch keine Unterhaltungsmittel vorhanden waren. Das machte den Pater nicht verlegen, er wußte für den Augenblick zu sorgen, und am 4. November 1838 eröffnete der apostolische Nuntius Msr. de Angelis die Klassen mit einer heiligen-Geist-Messe. Gegen die Gründung dieser Anstalt, so unbequem sie den Radicalen auch war, ließ sich gesetzlich nichts einwenden, da die Befugniß dazu in der Cantonalsouverainetät lag. Sie gewann bald viele Schüler und durch die eifrigen Beisteuern reichliche Mittel.

Um diese Zeit nun bildete sich innerhalb des Radicalismus die sogenannte Junge Schweiz, die auf eine mehr oder weniger radicale Social-Revolution ausging und unter der Jugend Propaganda machte. Sie sah in den Jesuiten ihre natürlichen Feinde und war darauf bedacht, den Orden aus der Schweiz zu entfernen. Während der Ferien des Jahres 1843 nahm der Bund der jungen Schweiz einen Jesuitenschüler auf, welcher sich bei der Plünderung des Presbyteriums von Ardon betheiligt hatte; natürlich schlossen ihn nun die Jesuiten von ihrer Anstalt aus. Jetzt machten die Radicalen den Plan, die Jesuiten dazu zu zwingen, daß sie Wallis räumten. Sie forderten von ihnen, daß sie von der Regierung die disciplinäre Verwaltung ihrer Anstalten unmittelbar beaufsichtigen ließen. Die Jesuiten mußten dieß ablehnen, weil es mit den Constitutionen und Verträgen im Widerspruch war. Die Landsgemeinde sollte nun über die Sache entscheiden. Zu gleicher Zeit schritten die Radicalen aber zu Gewaltmitteln, bildeten einen Ausschuß zum Zweck der Jesuitenaustreibung und zogen am 23. Mai 1844 zu diesem offen eingestandenen Zwecke aus. Sie sahen sich in den Sympathien des Volkes, auf die sie gerechnet gemocht haben, getäuscht; denn dieses erhob sich unter Anführung von

Courten's in Masse gegen die Aufständischen, drängte sie bis Trient zurück und schlug sie. In Wallis war somit der Austreibungsplan gescheitert.

Es fragte sich nun, ob Luzern nicht den Radicalen ein günstigeres Terrain böte. Die frühere Luzerner Regierung stand in offener Opposition gegen den Papst, und der päpstliche Nuntius hatte deshalb seinen Sitz schon nach Schwyz verlegt. Das Volk war jedoch nicht auf der Seite seiner Regierung, und als es bei den nächsten Wahlen sich eine neue Regierung gab, änderten sich die Dinge. Ein Liebling des Volkes war der reiche Bauer zu Ebersoll, Joseph Leu; ein frommer Katholik, brauchte er blos zu sehen, daß die Jesuiten von den Radicalen gehaßt wurden, um ihnen desto mehr zugethan zu sein. Das Erziehungswesen des Kantons schien schlecht bestellt und so betrieb es Leu schon im Jahre 1840, daß eine Petition mit 17,793 Unterschriften vom großen Rathe Gewährung ausgiebiger Garantieen für die Erziehung der Jugend begehrte. Durch die Missionen, welche die Väter Burgstahler, Schlosser und Dammberger in den Jahren 1841 bis 1843 dem Luzerner Volke hielten, wurde die Zuneigung zu den Jesuiten gehoben und der Wunsch immer reger, die Patres herbeizurufen.

Nachdem sich das Volk am 1. Mai 1841 eine neue Verfassung gegeben hatte, stellten am 7. December desselben Jahres neun Stimmen im großen Rathe einen Antrag auf Berufung der Jesuiten. Die neue Regierung glaubte zwei Franziscanerklöster in der Stadt Luzern, deren Mitglieder sich säcularisirt hatten und deren Vermögen der Regierung zugefallen war, nicht aus einem Kirchengute in ein Staatsgut verwandeln und behalten zu dürfen, und wendete sich deshalb an den heil. Stuhl. Der Staatsrath ernannte am 14. December 1842 einen Ausschuß wegen der Berufung der Jesuiten und zur Einholung der nöthigen Erkundigungen über die Wirksamkeit der Jesuiten bei den Nachbarn in Freiburg, Wallis, Schwyz und in Oestreich. Roth wurde erbeten von den Bischöfen in Sitten, Chur, Lausanne, Brixen, Linz und Graz, selbst von dem Erzbischof von Paris, dem Bischof von Straßburg und dem schweizerischen Geschäftsträger in Wien. Die Regierung stellte folgende Anfragen:

„Gereicht die Erziehung der Jesuiten den demokratischen Institutionen zum Vortheil oder zum Nachtheil, und bekennen sich die aus den Jesuitenschulen hervorgegangenen Beamten zu den demokratischen Grundsätzen?“

Hierauf erwiederte die Regierung von Freiburg:

„Da die Erziehung der Jesuiten wesentlich auf die Grundsätze des Christenthums und der katholischen Religion gegründet ist, welche sich mit allen möglichen Regierungsformen vertragen, so begreifen wir nicht, wie diese Erziehung den demokratischen Einrichtungen zum Nachtheil gereichen könnte: auch haben wir nichts dergleichen in den Ergebnissen wahr genommen, welche wir nachzuweisen im Stande waren."

Weitere Anfrage:

„Hat man wahr genommen, daß die Jesuiten in die politischen Angelegenheiten und in den politischen Wirkungskreis der Staatsbehörden sich einzumischen suchen?"

Antwort:

„Wir haben es nie wahr genommen. Diese Vortheile entbehren, obwohl sie gar zu leicht angenommen werden, jedes Grundes. Wenn die Jesuiten bei der Ertheilung des ihnen anvertrauten Unterrichts, namentlich in der Würdigung geschichtlicher Thatsachen, sich veranlaßt sehen, als Professoren eine Ansicht über die politischen Institutionen der alten und neuen Völker auszusprechen, so bilden diese Darstellungen den ganzen Antheil, den sie an den politischen Angelegenheiten nehmen. Ihnen hier eine weitere

Theilnahme außerhalb des Unterrichts beilegen, das hieße nach unserer Ansicht, sich von der Wahrheit entfernen."

Anfrage:

„Was hält man im Allgemeinen von dem Geist der Jesuiten, ebenso von ihrem Einfluß auf den Kanton in wissenschaftlicher, religiöser, sittlicher und gesellschaftlicher Beziehung?"

Antwort:

„Da die Jesuiten in dem Kanton Freiburg, wie sonst überall, Anhänger und Gegner haben, so ließe sich diese Frage in ganz verschiedenem Sinne je nach der politischen Meinung der zur Beantwortung aufgerufenen Personen beantworten. Wir glauben nichts desto weniger versichern zu dürfen, daß man den glücklichen Einfluß der Jesuiten in moralischer und religiöser Beziehung nicht in Zweifel zieht. Jeder erkennt ihr frommes, musterhaftes Verhalten an, sowie ihre Bemühungen für die Erhaltung der Sittlichkeit und des katholischen Glaubens. Wenn aus dem oben angegebenen Grunde ihr Einfluß in wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung sich verschieden gewürdigt findet, so glauben wir doch die Organe der großen Mehrheit unserer Mitbürger zu sein, wenn wir

diesem Einfluß eben so wohlthätige als nützliche Wirkungen zuschreiben."

Der Bericht der drei Commissäre Jost, Peyer und Kaufmann, die nach Freiburg abgeordnet worden waren, um über die Erziehungsweise in Freiburg mit eigenen Augen ein Urtheil zu gewinnen, sprach sich in gleicher Weise günstig aus.

Die Antworten der Bischöfe enthielten die nämliche Anerkennung der jesuitischen Wirksamkeit, und der Bischof von Linz schrieb: „Nicht nur erweisen sie sich als die gehorsamsten Diener des göttlichen Erlösers, sondern auch noch als lebende Muster einer unbedingten Unterwürfigkeit. O möchten alle Priester so leicht zu regieren sein!" Er erklärte sich in diesen Worten gegen den Vorwurf, den man den Jesuiten machte, daß sie die Ordinarien und die Geistlichkeit beherrschten.

Auf diese Autoritäten gestützt, beschloß der Staatsrath von Luzern am 21. September 1843, daß das bischöfliche Seminar dem Jesuiten- oder einem andern Orden übergeben werde. Am 10. Juni 1844 überreichte der päpstliche Nuntius der Regierung eine Note, wonach der heilige Stuhl die Aufhebung der beiden Franziskanerklöster unter der Bedingung billigte, daß das Vermögen derselben zur Gründung eines Diöcese-

seminars verwendet werde, dessen Leitung der Papst den Jesuiten anvertraut wissen möchte.

Hierauf faßte der große Rath in der Sitzung vom 24. October 1844 mit 70 gegen 24 Stimmen den Beschluß, die Jesuiten zu berufen.

Der Provinzial Pater Rothenflue, vom Jesuitengeneral ermächtigt, den Vertrag über die Uebernahme des bischöflichen Seminars abzuschließen, that dies sofort. Und das Volk stimmte wit einer Mehrheit von mehr als 6000 Stimmen für den baldigsten Vollzug des Regierungsbeschlusses. Die Tagsatzung aber erklärte, obgleich von radicaler Seite her die Berufung der Jesuiten als eine Verletzung der Bundesacte dargestellt wurde, daß diese Berufung reine Kantonalsache und die Luzerner Regierung in ihrem Rechte sei.

Die Radicalen bereiteten nun einen Aufstand vor. Er sollte im December 1844 ausbrechen, fand aber keine günstige Stimmung im Volke. Es wurde der Angriff daher von außen her betrieben. In der Nacht vom 30. zum 31. März 1845 brachen die Feinde, an 11,000 Mann stark, von der Grenze des Kantons Luzern her, wo sie schon mehrere Tage gelagert hatten, in den Kanton ein. Das katholische Bauernvolk, unterstützt von den Urkantonen und geführt vom Ge-

neral Sonnenberg, hielt ihnen muthig Stand und schlug sie auf dem Gütsch bei Luzern völlig auf's Haupt. Eine Wallfahrt des Volkes nach Einsiedeln feierte den erkämpften Sieg, und in einer Proclamation dankte die Luzerner Regierung ihren Mitbürgern und Bundesgenossen.

Der Radicalismus konnte seine Niederlaje nicht ungerächt hingehen lassen, und wenn auch ir diesem Augenblicke die katholischen und legitimen Hezen jubelten, so wußte man doch recht wohl, daß durch diesen Sieg noch wenig gewonnen war. Deshalb kamen auch schon im Juni Jesuiten nach Luzern, die zur Mäßigung riethen, während gleichzeitig der französische Gesandte in Rom, Rossi, dem Papste und dem Jesuitengeneral empfahl, Luzern aufzugeben, was jedoch abgelehnt wurde.

Bald hierauf wurde Leu, der Volksliebling, am 20. Juli ermordet. Die sieben katholischen Kantone sahen sich immer von neuem vom Radicalismus bedroht, der offen nach Vernichtung der Kantonalsouveränetät strebte und die Schweiz unter eine einheitliche Verfassung bringen wollte. Sie schlossen sich deshalb eng an einander und stifteten am 11. December 1845 den Sonderbund.

Als die Tagsatzung, wenn auch dem Radicalis-

mus zugethan, doch die Ungesetzlichkeit des radicalen Einbruchs in den Kanton Luzern nicht verdecken konnte und deshalb am 11. August 1846, wohl um das conservative Europa in etwas zu beruhigen, mit 14 Stimmen erklärte, daß die eidgenössischen Officiere, welche den Einfall in Luzern mitgemacht, von den Listen des Heeres gestrichen werden sollten, wurde sie von den Radicalen mit der Forderung bestürmt, die Jesuiten diese Urheber aller Spaltung in der Eidgenossenschaft auszuweisen. Viermal wurde dieser Antrag eingebracht, aber jedesmal wies ihn die Tagsatzung ab, weil dies eine der Kantonalsouveränetät anheimgestellte Sache sei.

Indessen erhielt Bern durch die Bestrebungen des Radicalismus eine neue Verfassung, die Kantone Graubündten und Genf wurden revolutionirt.

Im Jahre 1847 wurde Bern, an dessen Spitze der Freischaarenführer Ochsenbein stand, Vorort. Ochsenbein ward Präsident der Tagsatzung. In Freiburg wurden die Freischaaren zwar, als sie einen Aufstand machten, in die Flucht geschlagen, in St. Gallen aber siegte der Radicalismus in den Wahlen. Jetzt befahl die Tagsatzung dem Sonderbunde, sich aufzulösen, und drohte ihm im Weigerungsfalle mit Krieg. Auf der Tagsatzung standen sich zwei Bünde entge-

gen. Die Radicalen wollten eine Revision des Bundesvertrags und diese ward am 16. August durch die Stimmen von 12 Kantonen zum Beschluß erhoben. Da ein Ausschuß von 14 Radicalen die neue Bundesverfassung ausarbeiten sollte, so erklärte am 25. August der Sonderbund, daß er sich durch keine der verfassungswidrigen Entscheidungen der 12 Kantone für gebunden erachte.

Am 2. September kam die Jesuitenfrage wieder auf die Tagesordnung, und es wurde erklärt, daß Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis „einzuladen" seien, die Jesuiten von ihrem Gebiete zu entfernen. Die Regierungen des Sonderbundes befragten das Volk; dieses beschloß, lieber unterzugehen, als die Schmach der Knechtschaft auf sich zu nehmen.

Die Katholiken des Sonderbundes wendeten sich im October mit folgendem Schreiben nach Rom an Pius IX.:

„Sie wüßten, daß verkehrte Menschen Sr. Heiligkeit bestimmen wollten, die Jesuiten von Luzern und selbst aus der ganzen Schweiz zurückzurufen; die Katholiken würden sich schmerzlich einem solchen Gebote unterwerfen. Man klage die Jesuiten als Schürer der Zwietracht im Vaterlande an, aber ohne auch nur einen Schatten einer schuldhaften Handlung. Die Geg=

ner der Kirche bekämpften noch weit mehr den Sonderbund, der den katholischen Glauben gegen Gewaltthat schütze; selbst wenn die Jesuiten sich zurückzögen, bleibe der Krieg unvermeidlich. Die Abberufung der Jesuiten durch den heiligen Stuhl wäre aber ein grundschädliches Zugeständniß an die Feinde der Kirche, das nur zu neuen Zugeständnissen führen und von dem katholischen Glauben nur so viel zurücklassen werde, als den Protestanten eben noch gefiele. Die Partei der Guten würde entmuthigt, die Autorität des heiligen Stuhls erschüttert werden. Der Sonderbund verabscheue den Krieg, aber die Noth zwinge ihn dazu angesichts von Feinden, mit welchen kein Friede möglich sei. Die Katholiken seien bereit, eher zu sterben, als willenlose Knechte der Gottlosigkeit zu sein. Die Katholiken bitten den heiligen Vater, diesen Entschluß zu segnen."

Hierauf erfolgte die kalte Antwort: „Sancta Sedes in tota hacce quaestione passive se habere decrevit". („Der heilige Stuhl hat beschlossen, sich in dieser ganzen Frage passiv zu verhalten.")

Im December 1847 richtete der General der Jesuiten an die Gesandten des heiligen Stuhls und der Mächte in der Schweiz eine Denkschrift, um die in

die Politik der Schweiz mitverflochtene Sache seines Ordens darzulegen.

Er sagt darin: Man habe die Gesellschaft Jesu beschuldigt, die Ursache des Bürgerkriegs in der Schweiz zu sein. Nichts sei grundloser, als diese Beschuldigung. Seit 1805 und 1814 seien die Jesuiten in Wallis, seit 1818 in Freiburg, seit 1836 in Schwyz gewesen im Genusse voller Anhänglichkeit des katholischen Volks, ungestört von den Protestanten, und haben sich von jedem politischen Einfluß fern gehalten. Luzern habe im Jahre 1841 seine Verfassung geändert und Jesuiten begehrt. Nie seien die Oberen der Gesellschaft zögernder verfahren, einem Ruf zu folgen. Die Unterhandlungen haben sich an drei Jahre hingezögen, die Regierung von Luzern habe sich über die Haltung der Jesuiten bei Bischöfen und Regierungen der Schweiz, bei Bischöfen in Deutschland erkundigt, selbst Abgeordnete zum Besuch von Jesuitencollegien der Schweiz geschickt. Alle diese Erkundigungen seien für die Jesuiten günstig ausgefallen und gedruckt worden. Durch Beschluß vom Jahre 1843 sei jedoch das Collegium von Luzern noch den Weltpriestern und Laien gelassen und nur der theologische Unterricht und die Leitung des Seminars und der anstoßenden Kirche den Jesuiten zu

übergeben beschlossen worden. Da auch darauf die Jesuiten noch nicht eingegangen seien, wandten sich die Katholiken Luzerns an Gregor XVI. und mit dringlichen Denkschriften an den General. Jetzt habe der Papst den Wunsch ausgesprochen, daß das Seminar in Luzern der Gesellschaft Jesu übergeben werden möge, und erst dann habe der General den Befehl gegeben, voran zu gehen, und da sei der Vertrag abgeschlossen, durch den Bischof von Basel genehmigt und durch den Staatsrath, den großen Rath und durch das Volk von Luzern mit der größten Majorität sanctionirt worden. Man wisse, welche Stürme darauf ausgebrochen, wie alsbald nach der Einsetzung der conservativen Regierung im Jahre 1841 sich in Luzern ein geheimes Comité zu ihrem Umsturz gebildet, das einen andern Vorwand ergriffen haben würde, wenn sich nicht die Jesuitenfrage ihm dazu dargeboten hätte. Ein Revolutionsversuch sei am 8. December 1844 gemacht worden, jedoch gescheitert; hierauf habe Zürch als Vorort Luzern eingeladen, von der Berufung der Jesuiten an das Seminar abzustehen. Am 1. April 1845 sei ein zweiter Angriff der Freischaaren gescheitert. Im Juni desselben Jahres seien zwei Väter nach Luzern zur vorbereitenden Einrichtung gegangen; im October 1845 seien fünf ge-

folgt, das Seminar und die theologischen Vorlesungen seien eröffnet worden.

Da erhoben sich nun zwei Fragen:

Sollten die Jesuiten die Niederlassung in Luzern ablehnen?

Sollten sie sich nach der Niederlassung freiwillig zurückziehen?

In Betreff der ersten Frage ersehe man aus dem Vorgetragenen, wie umsichtig und zögernd die Luzerner Regierung und die Gesellschaft Jesu vorgegangen seien; auch seien die Rechte der Kantonalunabhängigkeit klar, und die Gesellschaft Jesu sei daher ganz im Rechte gewesen, dem Rufe zu folgen. Sieben Väter seien begehrt worden, um lediglich die Theologie zu lehren, das Seminar zu leiten, zu predigen und Beichte zu hören mit Genehmigung des Bischofs und unterworfen den Gesetzen des Landes: sie seien dem Wunsche des Papstes und dem Rufe eines freien Volks gefolgt. Wie konnte darin ein Grund für Stürme liegen?

Und hätten die Jesuiten etwa weichen sollen nach der doppelten Niederlage der Radicalen, ihre Verbindlichkeiten brechen? So haben die Schweizer Katholiken nicht gedacht. Dieselben Gründe, welche die Gesellschaft bestimmt, nach Luzern zu gehen, haben sie

auch bestimmen müssen, dort zu bleiben. Die Gründe dafür seien klar. Der Kanton Luzern sei in der Schweiz als Vorort der Vertheidiger der katholischen Kantone. Er sei berechtigt und verpflichtet, für die Bildung seiner katholischen Geistlichkeit zu sorgen. Die Bundesverfassung beschränke sein Recht nicht, ihm zweckmäßig erscheinende kirchliche und wissenschaftliche Anstalten zu errichten. Die alten Friedensschlüsse, die nach den Religionskriegen in der Schweiz errichtet werden, verordnen ausdrücklich, daß die Protestanten sich nie in die Religionsangelegenheiten der Katholiken einmischen dürfen; die Bundesverfassung von 1815 gestatte der Tagsatzung nur, jene Angelegenheiten zu verhandeln, die in der Bundesurkunde namentlich aufgeführt seien. Nicht aufgeführt seien dort aber die Religion und die Jugenderziehung.

Die Protestanten hätten bei der Abfassung der Bundesverfassung am entschiedensten darauf gedrungen, daß alle derartige Fragen der vollen Entscheidung eines jeden Kantons überlassen bleiben sollen. Wie dürfte daher die Tagsatzung über die Jesuitenfrage verhandeln? Das erkläre nur die Absicht, die Kantonalsouveränetät zum Nachtheil der Katholiken zu zerstören. Der Jesuitenhaß sei nur ein Hebel zu dieser Zerstörung; gerade deswegen habe aber Luzern

dieser Usurpation gegenüber einer Hand voll Aufständischer widerstehen und den Grundsatz der Kantonalabhängigkeit und das föderale Prinzip der Religionsfreiheit schützen müssen.

Jedes Nachgeben hätte die katholische Sache nur verschlimmert und zudem nichts geholfen. Die Feinde der öffentlichen Ordnung haben die conservativen Regierungen zu stürzen gesucht, und wäre ihnen der Vorwand der Jesuiten auch genommen worden, so hätten sie nach einem andern Vorwand gegriffen. Das zeigen die radicalen Revolutionen von Bern, Lausanne, Genf. Jedes Zugeständniß hätte die Radicalen nur frecher gemacht, die Katholiken entmuthigt und das Luzerner Volk, das offen für das Festhalten sich ausgesprochen, gegen seine Regierung nur verstimmt.

Die Luzerner Regierung habe nicht nachgeben zu dürfen geglaubt, weil sie eine bessere Erziehung der Geistlichkeit als nothwendig für das Wohl der Religion und der Ordnung erachtet habe, eine Ueberzeugung, in welcher ihr alle Verständigen zur Ausdauer gerathen.

Luzern habe endlich nicht nachgegeben, weil es überzeugt gewesen, daß in der Schweiz der Friede künftighin nur möglich sei, wenn die katholische Kirche dort ihre Freiheit völlig genießen werde: diese sei

aber nicht frei, wenn ein Kanton die Erziehung seiner Geistlichen nicht einem von der Kirche genehmigten Orden übergeben dürfe, und wenn er hierin von dem guten Willen der Protestanten abhängen solle.

Und bei dieser Lage der Dinge hätte die Gesellschaft Jesu weichen, ihre Sache von der eines Volkes trennen sollen, gegen welches sie sich vertragsweise verpflichtet habe? Da hätte sie die Hingebung, die Ueberzeugungen, die Bitten der katholischen Kantone täuschen sollen? Nein! Sie sei geblieben, überzeugt, daß, hätte sie sich vor oder nach ihrer Niederlassung in Luzern zurückgezogen, sie ihre Pflicht verletzt hätte, ohne den Sturm zu beschwören.

Im Hinblick auf ihren eigenen Vortheil, blos menschlich die Sache angeschaut, hätten die Jesuiten wohl weichen können. Aber von einem höheren Standpunkt geleitet haben sie bleiben müssen, denn es habe sich hier um die Integrität selbst sowohl der religiösen als der politischen Rechte der katholischen Kantone gehandelt.

Den Kampf aufzugeben, während die Luzerner Regierung darin beharrte, wäre nichts Anderes gewesen, als heilige Verpflichtungen verletzen und die ganze Sache der Religion und Freiheit gefährden. Schon seien die Aargauer Klöster durch eine Verletzung der

Bundesverfassung gefallen; hätte man in der Jesuitenfrage nachgegeben, so hätten die Radicalen geglaubt, gegen die Kantonalunabhängigkeit und die religiösen Institute der Schweiz alles wagen zu dürfen. Sie wollen die Centralisation der Schweiz unter einer militärischen und despotischen Gewalt, die Knechtschaft der katholischen Kirche. Dies, und nicht blos die Sache der Jesuiten, treibe sie in die Waffen gegen den Sonderbund.

Haben doch die katholischen Kantone an der Tagsatzung beantragt, die Vermittlung des heiligen Stuhls anzugehen, was man aber abgelehnt habe. Die Jesuiten seien seit zwei Jahren in Luzern, geehrt vom Volk; ihre ärgsten Gegner haben keinen Vorwurf gegen sie aufzubringen vermocht.

Die Ursache der Leiden der Schweiz liege nicht in der Niederlassung der Jesuiten in Luzern, ihr Rücktritt sei unmöglich geworden, und wäre er möglich gewesen, so wäre er nur unnütz, selbst schädlich und gefährlich gewesen, weil er alle Prinzipien gefährdet, die Radicalen nur noch kecker gemacht, die Katholiken gespalten und entmuthigt hätte.

Kurz, heilige und fundamentale Prinzipien vertreten die Anwesenheit der Jesuiten in Luzern:

Die Kantonalsouveränetät,
die religiöse Freiheit.

Diese Prinzipien seien verkannt und verletzt worden.

Keine einzige Thatsache sei gegen die Jesuiten aufgebracht worden, kein Grund zu ihrer Austreibung aus der Schweiz. Diese sei daher in allen Rücksichten eine Ungerechtigkeit.

Sie habe zur Folge die dem gemeinen Recht widerstreitendsten Wirkungen: die Verbannung von Bürgern aus ihrem Vaterlande, die Spoliation und den Ruin ihres Vermögens.

Aber die Leiden der katholischen Bevölkerung überwiegen alle anderen Leiden; der Druck, den sie erleiden, ihre Gefühle verletzt in dem, was sie als das Liebste haben, die Kirche verfolgt, alle religiösen und politischen Rechte mit Füßen getreten, lassen keinen Platz für persönliche Klagen und Schmerzen.

So die Denkschrift des Jesuitengenerals.

Die Mächte, an die er sich wendete, fanden es nicht angemessen, sich einzumischen, wenigstens nicht als Mächte.

Die Jesuiten wichen nicht von ihrem Posten, aber doch erst, nachdem der Provinzial Minoux die Kantone Luzern, Schwyz, Freiburg und Wallis bereist und den Sonderbundshäuptern versprochen

hatte, den General um die Ermächtigung zum Rückzuge aus der Schweiz zu bitten, falls sie glaubten, daß der Rückzug der Jesuiten den Frieden herstellen werde. Man glaubte es nicht, man wünschte, daß die Patres blieben, und sie blieben.

Es hatte der Orden im Jahre 1847 in der Schweiz 152 Mitglieder, wovon 102 aus den Sonderbundskantonen und 50 aus den Kantonen Bern, Solothurn, Aargau, St. Gallen, Graubündten, Waadt, Genf und Basel-Land waren.

Am 18. October 1847 trat die Tagsatzung wieder zur Berathung von Maaßregeln gegen den Sonderbund zusammen. Graubündten und St. Gallen beantragten versöhnliche Mittel. Die zwölf Kantone aber beschlossen, Bundescommissäre mit einer Proclamation in die Sonderbundskantone zu schicken. Die Commissäre wurden nicht angenommen.

Nun stellte Zug am 21. October den Antrag, die Kantonalsouveränetät mit allen ihren Folgen von Neuem anzuerkennen, worauf der Sonderbund sich für aufgelöst erklären sollte. Genf, St. Gallen, Glarus, Solothurn und Graubündten zeigten sich der Annahme dieses Antrages geneigt; Bern, Waadt und Aargau verwarfen ihn; die Gesandten von Luzern, Schwyz,

Unterwalden und Freiburg behielten sich wegen mangelnder Instructionen das Protocoll offen.

Am 24. October verkündete der Präsident der Tagsatzung in der Sitzung auf ein Gerücht hin, im Kanton St. Gallen wachse die Gährung von Stunde zu Stunde, und die Katholiken wollen dort zu den Waffen greifen. So ward zum Schutz des Landfriedens beschlossen, 50,000 Mann auf's Piquet zu stellen unter dem Befehl des Generals Dufour. In dieser Sitzung waren die Abgeordneten des Sonderbundes nicht zugegen gewesen.

Es beantragten nun die Kantone Basel-Stadt und Neuenburg, daß außer der Tagsatzung eine Conferenz zwischen den Gesandten des Sonderbundes und denen der übrigen Kantone gehalten werde. Sie fand am 28. October statt. Die Abgeordneten des Sonderbunds erklärten, es solle der Sonderbund als gar nicht eingetreten sofort erklärt werden, wenn die Souveränetät der Kantone nicht mehr in Zweifel gezogen werde; die Sache der Aargauer Klöster solle dem Schiedsspruche des Papstes unterbreitet werden, und bis zur Entscheidung sollen beide Parteien entwaffnen.

Die Conferenz blieb jedoch wirkungslos, weil der Radicalismus vom Sonderbunde unbedingte Unterwerfung forderte. Die Sonderbundsgesandten verlasen

nun am 29. October in der Tagsatzung mit Feierlichkeit ein Manifest, um ihr Recht nachzuweisen; es war in so starken Worten abgefaßt, daß die Tagsatzung seine Veröffentlichung verbieten zu müssen glaubte. Eben dieses Manifest theilten die Sonderbundsgesandten nebst einem Einleitungsschreiben den europäischen Mächten in der Schweiz mit und begehrten, zwar nicht Intervention, aber Anerkennung des Bundes.

Die fremden Regierungen thaten nichts, und es kam zum Kriege zwischen beiden Parteien.

Freiburg, welches von den andern Sonderbundskantonen abgeschnitten war, wurde zuerst angegriffen und capitulirte am 14. November, nachdem General Maillardoz am 13. November den Oberbefehl niedergelegt hatte. In der Capitulation war die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gewährleistet worden; da man aber die Aufständischen vom Januar 1847 in die Stadt einließ, so öffneten diese die Gefängnisse und ernannten in Verbindung mit andern Radicalen eine provisorische Regierung, die sofort von der Bundesbehörde anerkannt wurde. Nun ging es aber nicht so zu, wie es durch die Capitulation verbürgt war. Vielmehr wurde das Jesuitenpensionat, dessen Zöglinge die Patres zuvor unter Vermittlung des französischen Gesandten von Bois-le-Comte

nach Bern in Sicherheit gebracht hatten, von den Waadtländern und Bernern gestürmt, und wie es dabei zuging, das zeigt der Bericht der drei eidgenössischen Commissäre Stockmar, Reinert und Grivaz an die Tagsatzung vom 18. November.

„Wir haben so eben das Pensionat der Jesuiten besucht und sind betrübt über das Schauspiel, welches es bietet. Alle Zimmer stehen offen, und das Geräthe, die Kleider, Bücher, Gemälde, Alles liegt wüst unter einander zur Beute des Militärs und selbst der Einwohner, welche einen Theil davon mit Füßen treten. Daß diese Unordnungen am ersten und selbst noch am zweiten Tage nach der Einnahme eingetreten, begreifen wir; aber nach vier Tagen ist es beklagenswerth. Da diese Anstalt unter der Militärverwaltung steht, so erfüllen wir eine Pflicht, indem wir Ihnen die Thatsache anzeigen, überzeugt, Sie werden rasch hier Ordnung schaffen, sei es, daß man diese Geräthschaften an einen sichern Ort in die Kapellen bringt, welche geschlossen und dann bewacht werden sollen, sei es, daß man die Gebäude und das, was sie enthalten, unter die Hut der provisorischen Regierung stellt."

Die Jesuiten retteten überhaupt nichts als das nackte Leben; sie erkannten, daß Widerstand unmöglich sei, und verließen ihr Collegium, welches darauf in gleiches Schicksal hatte, wie das Pensionat.

Am 16. November erklärte der Stadtcommandant Rilliet Constant den Kriegszustand und machte davon dem General Dufour die Anzeige. Dieser antwortete aus dem Hauptquartier von Aarau: „Ich theile Ihre Entrüstung über die beispiellosen Unordnungen, welche in Freiburg trotz unsern dringenden Abrathungen verübt wurden. Es fehlt nur noch der Mord; aber unsere Feinde werden schon Sorge tragen, ihn hinzuzufügen. Ich glaube, eine verlorene Schlacht hätte uns nicht größern Schaden gebracht!"

Nach der Einsetzung der provisorischen Regierung wurden die Jesuiten auf ewig aus dem Gebiet verbannt; mit ihnen zugleich die Redemptoristen, die Marianisten, die Schulbrüder, die Schulschwestern, die barmherzigen Schwestern, die Damen vom heiligen Herzen Jesu. Das Vermögen dieser Orden wurde confiscirt.

Der Zug des Heeres der zwölf Kantone ging nun gegen die Urschweiz. Zug capitulirte am 21. November. Nach dem Kampfe bei der Brücke von Gislikon zog der Kriegsrath des Sonderbundes sich in die kleinen Kantone zurück, was eine Abdankung war. Am 24. November zog das Bundesheer in Luzern ein.

Der erste Beschluß einer sofort gebildeten provisorischen Regierung in Luzern war der, daß die Jesui-

ten und die ihnen affiliirten Orden binnen zweimal vierundzwanzig Stunden den Kanton räumen müssen.

Der Bund der zwölf Kantone hatte gesiegt. Wohin die Sieger kamen, da drangen sie sogleich in die Jesuitenhäuser. Nachdem sie in Freiburg in den Papieren der Jesuiten, welche ihnen in die Hände fielen, nichts Erhebliches gefunden hatten, durchsuchten sie alle Collegien. Im Schwyzer Collegium fanden sie auch nicht einmal Papiere und ließen ihre Wuth an der Leiche des 1846 gestorbenen Pater Drach aus, die sie in den Koth zerrten. Im Luzerner Collegium zertrümmerten sie die Instrumente des physikalischen Kabinets, wo sie vergeblich nach den Reichthümern der Jesuiten forschten.

Die Schweizer Jesuiten gingen in die Verbannung. Die von Freiburg gingen nach Chambery mit Ausnahme einiger, welche nach England in das dortige Jesuitenhaus in Stonyhurst zogen. Es hatte ihnen auch der Erzherzog Maximilian sein für funfzig Väter eingerichtetes Schloß zu Buchheim in Oberöstreich angeboten. Die Jesuiten von Schwyz gingen nach Oleggio bei Novara und überstanden dort in einem nur als Sommerwohnung eingerichteten Landhause eines Grafen den Winter. — Die Novizen waren nach Hause entlassen worden.

Die Niederlage des Sonderbundes wurde von dem Radicalismus in aller Welt still oder laut gefeiert: denn sie eröffnete die Aussicht zu anderen Niederlagen seiner Feinde. Gerade in Rom war der Jubel am lautesten. Dort bewegte sich in der Nacht vom 3. December 1847 ein Zug von Fackelträgern von der Basilika von St. Peter bis zu Johann von Lateran, um der radicalen Tagsatzung in ihrem Geschäftsträger eine Huldigung darzubringen. Statt des noch jüngst gehörten Rufes: Viva Pio nono solo erscholl jetzt in der Stadt des heiligen Stuhles das Geschrei: „Es leben die Protestanten!" Und am 27. December erschienen lithographirt die „Forderungen des römischen Volks, privatim überreicht Pius IX., dem Pontifex und Vater des Vaterlandes vom Volkstribun Ciceruacchio am 27. December 1847." Sie enthielten die Forderung, daß die Jesuiten entfernt werden. Diese „Forderungen des römischen Volkes" beabsichtigte man sogar dem Papste selbst vorzulegen, der übrigens in seiner Allocution am Schlusse des Jahres 1847 den Triumph der radicalen Partei in Rom über den Ausfall des Sonderbundskrieges rügte.

Die Bewegung war aber einmal eingeleitet, und der allgemeine Sturm brach los.

Die revolutionären Bewegungen der Jahre 1848 u. 1849.

Daß die theils wirklich geknechteten, theils sich geknechtet glaubenden Menschen, die sich im Jahre 1848 für die „Freiheit" erhoben, gegen den Jesuitenorden, den geistlichen Träger des Absolutismus, in feindselige Thätlichkeiten übergingen, ist eben so natürlich, als es natürlich ist, daß die Massen, als sie, wie in Frankreich, von einem consequenten Absolutismus niedergeworfen wurden, sich in das ihrem Charakter angemessene Loos mit beruhigter Ergebenheit fügten und unter der geistlichen und weltlichen Herrschaft friedlicher leben, als unter einer „Selbstherrschaft", zu der sie, außer dem unbestimmten Wunsche, die dazu nöthigen Geisteseigenschaften nicht besitzen. Wenn Meschen, für die der Jesuitismus und Absolutismus paßt, sich einmal in wilder Orgie gegen ihn

auflehnen, so kann die Folge doch keine andere sein, als daß sie über kurz oder lang Dasjenige wiederbekommen, was für sie wie geschaffen ist. Der Autoritätsmensch wird, so heftig er auch gegen den Stachel lecke, am Ende doch immer wieder der „Autorität" unterliegen.

Dies ist der kurze Sinn des Verlaufes der sogenannten neuesten Revolution.

Die Schweizer Vorfälle hatten dazu die nächste Anregung gegeben. Wie durch sie die Jesuiten aus der Schweiz vertrieben worden waren, so folgte die Zerstreuung derselben nach dem Umsturz des französischen Thrones in den meisten Ländern.

Aus der **Schweiz** haben wir in Betreff der Jesuiten nur nachzuholen, daß ihre in die Heimath entlassenen Novizen, vor wie nach, den vollkommensten Gehorsam gegen den Orden bewiesen, indem sie, achtzig an der Zahl, auf den Ruf des Provinzials, der sie auf einen bestimmten Tag in den Noviziat von Issenheim im Elsaß entbot, **sämmtlich** eintrafen.

In **Sardinien** hatte die Verfolgung der Jesuiten schon vor den Pariser Ereignissen begonnen. Seit 1815 stand der Orden dort im höchsten Ansehen und übte den größten Einfluß, nur wenig gestört durch die Revolution von 1821. Als aber **Pius** IX.

1846 den heil. Stuhl einnahm, schlug die Anhänglichkeit bald in Widerwillen und Haß gegen den Orden um. Gioberti's Gesuita moderno und Balbo's Speranze italiane wirkten schnell. Im Anfang des Septembers 1847 gedachte man in Oberitalien den Jahrestag der von Pius IX. ertheilten Amnestie zu feiern. In Genua durchzog das Volk singend und jubelnd die Straßen, blieb aber schimpfend und tobend vor dem Kloster San Ambrogio und dem Palast Doria Tursi — beide den Jesuiten gehörig — stehen und rief „Viva Gioberti!“

Im October versprach der König Karl Albert Reformen. Als er nach Genua kam, hielt das Volk unter großem Jubel Umzüge, brach aber wieder in Flüche und Drohungen aus, da es bei der Kirche und dem Palaste der Jesuiten ankam.

Am 1. Januar 1848 erwartete man die neue Verfassung; von da ab stieg die Aufregung immer mehr. Am 3. u. 4. Januar richtete sie sich vornehmlich gegen die Jesuiten. Eine an den König entworfene Bittschrift um Ausweisung der Jesuiten und Bildung einer Bürgergarde trug 15,000 Unterschriften. Der König nahm sie nicht an. Am 10. Januar beschloß die Munizipalbehörde von Genua eine Bittschrift an den König, daß ihnen wenigstens erlaubt

werde, die auf Kosten der Gemeinde im Jesuitencollegium unterhaltenen zwanzig Zöglinge herauszunehmen. Diese Bitte genehmigte der König.

Die neue Verfassung erschien am 7. Februar. Am 28. Februar ersuchten die Behörden Genua's die Jesuiten, sich für einige Zeit auf's Land zu begeben. Sie zerstreuten sich und verließen nach und nach Stadt und Gebiet. Am 1. März brachte ein Dampfschiff die aus Sardinien vertriebenen Jesuiten nach Genua. Ein Volkshaufe schrie vor dem Jesuitenhause „Morte ai Gesuiti!“ und die Patres verließen am nächsten Morgen um 3 Uhr den Hafen von Genua. Ihr Kloster San Ambrogio wurde gänzlich und das Jesuitenhaus in der Strada nuova theilweise geplündert.

Aus Neapel fuhren die Patres schon mehrere Tage vor dem Ausbruch der Revolution des 11. März in dreißig Kutschen ab und kamen unter bewaffneter Begleitung und unter tobenden Flüchen und Schimpfreden des Volkes in Molo an, wo sie der Dampfer Nettuno aufnahm.

Auch in Rom wurde der Ruf nach Ausweisung der Jesuiten immer lauter. Zum ersten Male trat der Papst kräftiger gegen diese Zumuthung auf, als man es von ihm gewohnt war. Er ließ am 14.

März einen in unwilligen Worten abgefaßten Erlaß durch Maueranschlag gegen das Vorhaben verkünden, die Jesuiten auszutreiben; er klagte darin über Undank und drohte mit Gewalt. Die Jesuiten hatten aber an demselben Tage sich schon zum Abzug bereit gemacht, ihre Koffer gepackt und sich bürgerliche Kleidung verschafft. Der General hatte den Papst um die Erlaubniß zur Abreise gebeten, dieselbe aber nicht erhalten; es wurde nur mehreren, welche noch nicht Profeß geleistet hatten, gestattet, in ihre Heimath zu gehen. In der Jesuitenkirche al Gesù predigte an diesem Tage noch ein Jesuit; doch stand das große Collegium Romanum leer und fünfhundert Schüler hatten Ferien, weil die Lehrer jeden Augenblick abgehen wollten. Es gelang der revolutionären Partei noch nicht, die Väter zu verjagen, weil ein großer Theil des Volkes seine Anhänglichkeit an dieselben drohend zu erkennen gab. Diese Frist währte indeß nur wenige Tage; die revolutionäre Bewegung breitete sich immer weiter aus, und die Patres sahen sich genöthigt, zu entweichen.

Eine offizielle Erklärung in der Gazzetta di Roma vom 30. März 1848 brachte die Nachricht von dem Abgang der Jesuiten. „Sie seien," hieß es darin, „nicht ausgewiesen worden, sondern aus freiem Ent-

schlusse, um nicht durch ihre Gegenwart den Vorwand zu Unordnungen zu geben, dem Druck der Umstände gewichen, nachdem der Papst sie habe wissen lassen, wie er sie mit großem Wohlgefallen als unermüdliche Arbeiter im Weinberge des Herrn betrachte, wie er aber ihretwegen durch die Schwierigkeiten der Zeit in große Bewegung versetzt werde, und wie bei der steigenden Aufregung der Gemüther gegen sie die Gefahr einer ernsten Ungebühr drohe.

Schon am 28. März hatte Pius IX. dem General Roothaan durch den Cardinal Costracane eröffnen lassen, daß er die Entfernung der Jesuiten beschlossen habe. Es wurden mit ihm Vereinbarungen getroffen, damit die Schulen des Collegium Romanum, die von den Jesuiten bewohnten Gebäude, ihre Güter und ihr Eigenthum beschützt würden und den Vätern ein gesicherter Unterhalt verbleibe. Die Generaladministration des Ordens wurde dem General Bizzardelli übertragen. Die Jesuiten schlossen die Thore an ihren beiden Häusern, und die in Rom ansässigen Patres kehrten zu ihren Familien zurück. Die Germaniker aus dem Hause des Collegium Germanicum, das mit der Einquartirung der italienischen Legion belegt war, legten ihre rothen Röcke ab und zo=

gen weltliche Kleidung an; die Zöglinge des Collegio de' Nobili gingen zu ihren Familien.

So setzten die revolutionären Clubb's, die Casino's in Rom, ihren Willen durch. Der Papst, der schon als Bischof von Imola die geistlichen Exercitien bei den Jesuiten gemacht hatte, war den Jesuiten günstig gesinnt und schützte sie so lange, als er es für möglich hielt. Auch ein nicht unbeträchtlicher Theil des Volkes verrieth Unmuth darüber, daß man ihm die Jesuiten nicht gelassen hatte. Allein außer den eigentlichen Revolutionärs waren auch die andern Orden auf die Jesuiten eifersüchtig, und ein großer Theil der Grundbesitzer ihnen feindlich gesinnt, weil sie sich immer einen größeren Einfluß, alle, alle Uebrigen zu verschaffen, verstanden hatten.

Da der Unterricht unter der Entfernung der Jesuiten litt, so wurden an ihre Stelle die Geistlichen berufen, welche in St. Apollinaris Schule hielten.

Ruhe fanden die Jesuiten nun in Italien nicht mehr.

Am 20. März stürmte das Volk in Piacenza das Jesuitenkloster; am nämlichen Tage wurden die Jesuiten aus Brescia gejagt.

Am 19. Juli brachte das Dampfschiff Arno, von Sardinien kommend, elf verkleidete Jesuiten nach Ge-

nua. Der Capitain verrieth das Geheimniß, und das Volk wollte, daß die elf Patres sofort aufgehängt würden. Nur mit Mühe gelang es, sie in's Gefängniß zu bringen.

Endlich brach im Jahre 1849 die Revolution in Rom förmlich aus. Nun war auch das dortige Eigenthum des Ordens bedroht, hätte nicht Garibaldi, der früher Scholastiker bei den Jesuiten gewesen war und ihnen seine Zuneigung bewahrt hatte, dasselbe als Obercommandant Rom's in seinen Schutz genommen.

Der Jesuitengeneral Roothaan flüchtete nach Frankreich und reis'te im März 1849 von Paris nach Lissabon, um sich von der portugiesischen Regierung die Ermächtigung zu erbitten, den Hauptsitz seines Ordens so lange nach Portugal zu verlegen, bis ihm die Rückkehr nach Rom gestattet sei.

Am wenigsten hatten die Jesuiten in Frankreich zu leiden, weil hier die überraschte und betroffene Bourgeoisie sehr bald zu dem Gefühle kam, daß sie ihre Rettung nicht in der Volksfreiheit, sondern im Absolutismus zu suchen habe. Die Jesuiten erhielten sich während der größten Erregtheit still und zogen die Aufmerksamkeit nicht auf sich. Erst 1849 machten sie sich wieder bemerklich und bei den jetzt auf

Sittenbesserung erpichten Bourgeois beliebt. Gegen Ende des Jahres hielten sie eine Mission in dem Bagno von Toulon. Obwohl manche mißtrauische Stimme sich gegen diese Sendung hatte vernehmen lassen, so wurden die jesuitischen Missionäre von den Behörden doch freundlich empfangen und unterstützt. Geschickte Seelenhirten, wie sie sind, hatten sie bald die widerspenstigen und wilden Sträflinge gezähmt und ihrer geistlichen Herrschaft unterworfen, so daß sie den Zuschauern das rührende Schauspiel geben konnten, daß einige Tausend Sträflinge, allerdings in Fesseln, unter ihre alleinige Aufsicht gestellt bei einer Festlichkeit nicht die mindeste Unordnung begingen.

In Oestreich wurden die Jesuiten während der revolutionären Aufstände verjagt.

In Frankfurt stellte bei der deutschen National-versammlung Rheinwald den Antrag, die Jesuiten, Redemptoristen und Liguorianer*) auf einige Zeiten aus Deutschland auszuschließen, und der Reichstag erhob diesen Antrag zum Beschluß. Radowitz hatte bei dieser Gelegenheit in seinem und seiner Freunde Namen erklärt, daß sie gegen die Gesellschaft Jesu

*) Rheinwald wußte nicht, daß Liguorianer und Redemptoristen nur zwei Namen für ein und denselben Orden sind.

gleichgültig seien. Der Beschluß der Verbannung fiel jedoch wieder bei der zweiten Lesung der Reichsverfassung.

So stand es um die Jesuiten, bis die Revolution unter dem Schwerte der Reaction verblutete. Wie es jetzt um sie steht, werden wir am Schluß sehen.

Die Missionen.

In seiner europäischen Wirksamkeit wurde der Orden durch das Aufhebungsdecret nicht wesentlich unterbrochen und bewahrte sich sogar, wie wir gesehen haben, durch sein Fortleben im russischen Reiche eine Continuität des Wirkens. Die auswärtige Mission dagegen zerfiel fast gänzlich, weil die Patres sie ohne Weiteres aufgeben mußten. Namentlich erforderte die auswärtige Mission eine stete Einübung, die nun gänzlich unterblieb, eine unter den Ordensbrüdern sich fortpflanzende Kenntniß der fremden Sprachen, wozu jetzt die Gelegenheit abgeschnitten war, und ein Fortbestehen der Missionsbildungsanstalten, die mit dem Aufhören des Ordens hatten eingehen müssen. Zur Bekehrung der Heiden hatte aber die katholische Kirche keinen besseren Orden gehabt, als

den der Jesuiten, und seine Geschicklichkeit wurde so sehr vermißt, daß selbst während des Zeitraumes seiner Nichtexistenz Fürsten und Bischöfe für einzelne Missionen ehemalige Ordensmitglieder verwendeten.

Doch die Gesellschaft wurde endlich 1814 durch den Papst wieder in's Leben gerufen, und nun nahm sie ihre Missionsthätigkeit mit der alten Rührigkeit wieder auf. Es hatten sich inzwischen freilich die anderen Orden an den Stätten festgesetzt, wo vorher die Jesuiten der Mission obgelegen, und waren nun nicht gewillt, den von neuem einziehenden Patres leichten Kaufes das Feld zu räumen; allein die Letzteren waren zu überlegene Gegner, als daß sie nicht bald die Oberhand behalten hätten. Auch stellte mancher Unparteiische, der wohl erkannte, daß er ihnen an unermüdlichem Eifer nicht gleichen könne, und daß ihr Verlust für die äußere Mission unersetzlich sei, ihre Verdienste anerkennend in's Licht.

Einer dieser nach ihrem Sturze abgesandten Missionsprediger, der durchaus nicht zu ihren Freunden gehörte, Perrin, äußert sich in seiner „Reise nach Hindostan (Voyage dans l'Indostan) über die jesuitischen Missionen in folgenden Worten: „Ich fordere den verwegensten Verleumder heraus, zu beweisen, daß die Gesellschaft Jesu über die Sitten irgend eines

unter denen, welche zur Malabarischen Mission, sei es in Pendichery, sei es im Innern des Landes, gehörten, zu erröthen brauche. Ich selbst habe die Jesuiten in Hindostan, ich gestehe es, nicht blos mit den Augen der Kritik, sondern wohl gar mit denen des Uebelwollens geprüft; ich mißtraute ihnen, ehe ich sie kannte. Allein ihre Tugend hat mich besiegt und meine Vorurtheile überwunden. Ich lernte in ihnen Menschen kennen, die das innigste Beten mit dem thätigsten Leben zu vereinigen wußten, Männer, die eine Entsagung und Abtödtung übten, vor welcher die glühendsten Anachoreten sich entsetzt hätten, Männer, die sich nur das Allernothdürftigste gestatteten, während sie ihre Kräfte in den mühevollsten Missionsarbeiten aufrieben, geduldig in Leiden, demüthig trotz des Ansehens, das sie genossen, und des Erfolges in ihrem Amte, glühend von einem stets klugen und nie ermüdenden Eifer. Man sah sie heiter und zufrieden nur dann, wenn sie den ganzen Tag damit zugebracht hatten, zu predigen, Beichte zu hören und die kitzlichsten Angelegenheiten zu besorgen, und man durfte jederzeit ihren Schlaf stören, um sie meilenweit zu einem Sterbenden zu schicken. Ja sie waren nicht zu beirrende und zu ermüdende Arbeiter." — In Bezug auf die Abtödtung erzählt derselbe Perrin: „der

Pater Busson, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, war, als ich ihn das erste Mal sah, ein solcher Büßer, daß er ein ganzes Jahr lang keine andere Nachtruhe hielt, als die ihm die Natur mit Gewalt aufdrängte, und daß er, um dieser entgegenzuwirken, sich aufrecht an eine Wand stellte und die Nächte in dieser Stellung mit Gebet zubrachte, oder auf den Stufen des Altars in seiner Kirche knieete. Ungeachtet dieser Qual und obgleich er nichts als Brot mit Wasser und einige bittere Kräuter genoß, arbeitete er unaufhörlich, ohne sich jemals eine Erholung zu gestatten. Er leitete eine Leseanstalt, verwaltete die Angelegenheiten einer zahlreichen Christengemeinde, widmete täglich eine bestimmte Zeit der Handarbeit und unterstützte alle seine Amtsgenossen, indem er die beschwerlichsten und widerwärtigsten Geschäfte auf sich nahm. Bedeckt mit Wunden und Geschwüren, erschien er wie Einer, dem nichts fehlt; immer sanft, ruhig und heiter zog er die Sünder durch seine Theilnahme unwiderstehlich an sich und, um ihre Schwäche nicht in Versuchung zu bringen, sühnte er die Sünden der Andern an seinem eigenen Leibe. Gehorsam übte er bis zu seinem letzten Augenblicke. Er befand sich bei einem indischen Stamme zu Ulgareh, eine Meile von Pondichery entfernt, als er krank wurde.

Gleich trug er Sorge, seinen Schülern zu verbieten, daß sie seine Amtsgenossen von seinem Zustande in Kenntniß setzten; denn er befürchtete, man würde ihm Erleichterungen verschaffen, die er als unverträglich mit dem Geiste der Buße ansah. So lag er in einem Corridor auf dem Fußboden, von aller Welt verlassen, und nur mit etwas Wasser versorgt, um den Fieberdurst zu stillen. Da achteten seine Schüler des Verbotes nicht und benachrichteten den Bischof, der sogleich einen Palanquin schickte, um den Kranken in die Stadt zu tragen. Kaum hatte der Priester den Befehl vernommen, sich nach Pondichery zu begeben, als er die wenigen Kräfte, die ihm geblieben waren, aufraffte, um den Gehorsam zu erfüllen; aber die Bitterkeit seiner Leiden durfte er nicht verringern, und so schlug er den Tragsessel aus und machte den Weg zu Fuß. Der Bischof, der über seine Todesblässe erschrack, befahl ihm, sich niederzulegen. Er empfing die Sacramente, erhob sich dann und hauchte sein Leben am Fuße eines Crucifix aus. Auf seinem Leibe fand man ein härenes Hemd, das er seit den funfzehn Jahren seines Aufenthalts in Indien nicht abgelegt hatte."

In China stellte Besi, der Administrator von Nanking und apostolischer Vikar von Chang-Tong,

selbst das Verlangen, daß ihm Jesuiten zur Mission geschickt würden. Dahin schiffren sich am 27. April 1841 die Patres Estéve, Gotteland und Brueyre zu Brest auf der französischen Fregatte Erigone ein und brachten an Besi zugleich den weiteren Auftrag der Propaganda, thunlichen Falls die Mission in Japan wieder zu eröffnen. Sie leisteten den durch die Bulle Benedict's XIV. Ex quo singulari geforderten Eid in Betreff der chinesischen Riten, gingen in die Landschaft Chang-Tong und begannen die Mission zu Chang-Haya. Es lebten in Nanking und Chang-Tong noch an 145,000 Christen, Reste der früheren Mission. Die Jesuiten gründeten ein Priesterseminar. Im Dezember 1843 kamen fünf andere Patres auf der Escadre nach, welche den französischen Gesandten von La Grenée nach China brachten. Dieser machte in dem mit der kaiserlichen Regierung geschlossenen Handelsvertrag Sicherheit für die Missionär und Christen, China's zur Bedingung. Welch' ein Leben die Missionäre in China zu führen hatten, davon giebt uns die Instruction ein Bild, die der Pater Clavelin, der 1843 mitgekommen war, an die Väter in China am 12. Januar 1845 erließ. Er schreibt:

„Jeden Tag sollt Ihr, nachdem Ihr getauft, ge-

traut und die Kranken versehen habt, Beichte hören. Zwanzig im Tag, das ist ganz genug; das wird Euch zehn Stunden im Beichtstuhl halten. Ist eine halbe Stunde zu viel für eine Beichte von zehn, zwanzig, dreißig Jahren von einem nur wenig unterrichteten Beichtenden, welcher Euch kaum mehr versteht, als Ihr ihn versteht? Bei der Messe haltet eine kurze Unterweisung von 20 Minuten, eine eben so lange bei den Trauungen, wenn es möglich ist. Wie oft werdet Ihr nicht inmitten dieser Beschäftigungen unterbrochen werden! Man wird Euch für Kranke suchen, die weit entfernt sind, zumal in Betracht der Langsamkeit der Fuhren. Man muß seine Kapelle mitnehmen. Das ist das Werk einer Tagereise. Von diesem Ausflug kommt Ihr, nachdem Ihr die Kranken versehen, die Kinder getauft und die andern unerläßlichsten Amtsdienste besorgt habt, ebenso wie Ihr hingekommen, in einer Barke oder Sänfte zurück, und das ist eine kostbare Zeit, um seine geistlichen Uebungen zu machen. Zurückgekommen an den Ort, von dem Ihr ausgegangen, setzt Ihr Euch sofort wieder in den Beichtstuhl, wofern Euch nicht andere Christen wieder zu Kranken holen. Dorthin eilet sofort, ganz glücklich, wenn Ihr sie nicht schon todt findet. Der Pater Estève, welcher sich gewiß nicht

schont, hatte in seinem Bezirk nur in Zeit von vierzehn Tagen 7—8 Christen, welche so ohne Sakramente starben. Läßt man Euch ruhig, so hört bis 8, 9, 10 Uhr Abends die Beichte fort. Ihr legt Euch um 11, 12 Uhr schlafen, um wieder um 4 oder 5 Uhr aufzustehen, wofern Euer Schlaf nicht durch andere Kranke unterbrochen wird, was nicht selten ist. Läßt Euch einer dieser Kranken holen, werdet Ihr da sagen, Ihr bedürfet die Ruhe, der Zustand Eurer Gesundheit erfordere es, Ihr müsset Euch schonen? Werdet Ihr da sagen: Wartet bis morgen? Ich höre gleichwohl manchen Pater Euch antworten: „Ich habe es immer auf meinem Gewissen, einmal es gethan zu haben; am andern Tag, als ich ankam, war der Kranke gestorben, und er hatte seit vierzig Jahren nicht gebeichtet." In einem ähnlichen Falle habe ich in der letzten Woche Beichten von vierzig bis funfzig Jahren gefunden. Die Kranken waren kaum versehen, als sie den Geist aufgaben. Aber vielleicht könnet Ihr doch bei der Rückkehr von diesen ermüdenden Ausflügen einige Ruhe genießen? Aber bei Eurer Rückkehr, vielgeliebter Pater, findet Ihr Christen, welche seit drei, vier und oft acht Tagen warten, um ihre Beichte zu machen. Und doch haben sie ihre Felder zu bauen, ihre Familien zu ernäh-

ren, und sie werden weggehen, wenn Ihr ihnen nicht die Beichte abnehmt. Ihr gehet also in den Beichtstuhl. Das ist noch nicht Alles. Euch ergreift vielleicht das Fieber, und wenn man nun bei den stärksten Anfällen Euch zu einem Kranken abruft, was werdet Ihr thun? Als wir ankamen, war der Pater Estève durch das Fieber im Bett gehalten. Er war aus seinem Bezirk hinaus nach Vana-Dona geschickt worden, um sich leichter wieder zu erholen, und doch war er dort ebenso durch Beichten erdrückt und vom Fieber wieder ergriffen. Am Sonntag leset Ihr, um auszuruhen, zwei Messen an zwei verschiedenen Orten und haltet zwei kleine Unterweisungen. Um Euch zu stärken, habt Ihr hier alle möglichen Fasten, welche Ihr zur Erbauung der Gläubigen zu beobachten strebet. Beunruhigt Euch nicht, mein vielgeliebter Pater: denn das gerade ist die Geduld, welche hier Eure erste Tugend sein soll. Ohne sie werdet Ihr in China nichts Gutes wirken. Ich sage nichts von der Hitze, welche in einer gewissen Zeit des Jahres übermäßig ist; sie brachte vor wenigen Monaten drei Zöglingen des kleinen Seminars einen schnellen Tod. Inmitten aller dieser Strapazen empfängt der Missionär sehr große Gnaden und fast immer über die Bedürfnisse, welche er verspürt."

In solcher Athemlosigkeit wirkten die Väter hier zur Verbreitung ihres Gottesreiches.

Auch nach Ostindien kamen die Väter zurück. Im Jahre 1833 gab der Papst dem Orden die Mission zu Calcutta, und Saint-Leger, der ehemalige Provinzial Irlands, kam am 8. October 1834 daselbst als apostolischer Vicar mit vier Patres an. Von den 40,000 katholischen Christen, welche der Orden bei seinem Abzuge dort gelassen hatte, waren jetzt noch etwa 8000 übrig. Sie standen unter der Obhut portugiesischer Priester, die die angekommenen Jesuiten durch Ränke zu entfernen suchten und hierin von dem Statthalter von Goa unterstützt wurden, welcher es dahin brachte, daß der Hof von Lissabon die Ausweisung der Jesuiten begehrte. Diesen Umtrieben widersetzten sich die Engländer. Von einem reichen Armenier wurde den Jesuiten ein Haus zu einem Seminar angeboten, und so eröffneten sie, noch von anderen Seiten mit Geldmitteln versorgt, am 1. Juli 1835 das Collegium zum heiligen Franz Xaver. Das Collegium gedieh unter der Leitung des Paters

Chadwich, begünstigt von dem Erzbischof Carew von Calcutta, dem Bischof Fabert von Cochinchina und dem britischen Generalstatthalter. Zu Dakkah baute der Pater Moré, der die Mission auf dem Lande fortsetzte, eine Kirche. Im Jahre 1842 übergab der bengalische Fürst Babu-Mussi-Loll-Seal den Jesuiten eine Anstalt zur blos sittlichen und literarischen Erziehung der Eingebornen; die Zöglinge sollten nicht zum Christenthum bekehrt werden. Da die Propaganda, bei welcher die Jesuiten für diesen besonderen Fall anfragten, zur Annahme stimmte, so eröffneten die Jesuiten feierlich die Anstalt. Ihre Thätigkeit erregte aber den Haß der Brahmanen und der Muhamedaner. Lange Zeit widerstanden sie diesen Angriffen; als aber die Väter Moré, Erwin und Weld schnell hinter einander dem Klima erlegen waren, reichte ein Verstoß gegen die indische Sitte hin, um ihren Einfluß sehr einzuschränken. Sie hatten nämlich Dienstboten aus einer verachteten Klasse der Hindu's angenommen und dadurch das Gesetz übertreten, welches für ihre Zöglinge bestand. Dies rechnete man ihnen zum Verbrechen an und entzog ihnen das Seal-Collegium. Das zum heiligen Franz Xaver jedoch behielten sie.

Der apostolische Vicar in Pondichery, der Bischof

von Halicarnassus, erbat sich von Rom Jesuiten für die Katholiken von Madure, und die Propaganda erhob Madure zu einem apostolischen Vicariat, welches der Gesellschaft Jesu übergeben werden sollte. Allein die Jesuiten lehnten, um sich nicht über die Priester der auswärtigen Missionen Frankreichs zu erheben, den apostolischen Vicariat ab und wünschten unter die Jurisdiction des Bischofs von Pondichery gestellt zu sein. Es wurde ihnen gewillfahrt. Im Juli 1837 schifften sich die Väter Bertrand, Garnier, Martin und Duranquet zu Bordeaux nach Pondichery ein. Hier wurden sie von den beiden Priestern der auswärtigen Mission, den Abbé's Mahay und Mousset, empfangen und theilten mit ihnen die Missionsarbeiten. Sie hatten aber einen schlimmen Stand, denn die katholischen Geistlichen von Goa hatten sich, von den britischen Behörden unterstützt, offen gegen den heiligen Stuhl aufgelehnt und sogar falsche Bullen gefertigt. Sie nahmen die britischen Behörden gegen die Jesuiten ein, und so wurde den Vätern gleich im Beginn von Seiten der Behörden der Gebrauch der von den frühern Jesuiten gegründeten katholischen Kirchen untersagt. Sie bauten nun für ihren Gottesdienst Laubhütten, aber man verbot ihnen feste Residenzen. Darauf zerstreuten sie sich zur Mission über

das Land, nach Tangaur und Tonduman, und wirkten in Trichinapoli, Aur und Marawa. Da ihnen gar nicht beizukommen war, so soll man sie sogar im Meßopfer zu vergiften gesucht haben. Es war überflüssig, da sie den Krankheiten des Himmelsstrichs und ihren übermäßigen Anstrengungen unterlagen. Kurz hinter einander starben die Väter Martin und Du Bournet. Neue Missionäre wurden vom Orden nachgeschickt, aber an Cerebralfieber und Cholera starben im Jahre 1843 acht Patres in voller Jugend schnell nach einander. Neue Patres folgten. Nach und nach härteten sie sich gegen das Klima ab und wurden mit der tamulischen Sprache vertraut. Solcher Ausdauer gegenüber hörte der Widerstand der inländischen katholischen Priester auf, ja die schismatischen Geistlichen wurden durch die Jesuiten zum Gehorsam gegen die Kirche zurückgeführt. Diese gründeten nun eine Gemeinde von 120,000 Gläubigen und setzten die Mission unter den Heiden immer weiter fort. Zu Negapatnam stifteten sie ein Collegium, das seine Wirksamkeit weithin ausdehnt.

Der apostolische Präfect Dalmont auf der In=

sel Madagascar erbat sich französische Jesuiten, und es erließ in Folge dessen der Provinzial Maillard von Lyon im Jahre 1844 folgenden Aufruf an seine Provinz, den wir als eine jesuitische Stylprobe mittheilen wollen:

„Wenn der Eifer nicht jene geheiligte Flamme wäre, welche unaufhörlich auf Erden brennt; wenn die apostolischen Werke, ihre Menge und Mannigfaltigkeit, statt sie zu schwächen, nicht im Gegentheil dazu dienten, sie zu mehren und zu nähren, dürfte ich es da wagen, unserer kleinen Provinz die große und schöne Mission anzutragen, welche ihrer unerschöpflichen Hochherzigkeit vorgelegt wird? Dürfte ich nach den staunenswerthen Anstrengungen und unerhörten Opfern, welche uns schon die unermeßliche Unternehmung sowohl von Madure, als von Algerien und Syrien kostet, wohl noch ohne die Besorgniß, eine selbst unermüdliche Standhaftigkeit zu ermüden, davon reden, neue Eroberungen zu machen und unbekannte Länder anzubauen? Ja, mein hochwürdiger Vater, ich darf und soll heute kühn davon reden, und ich bin sicher, in den hingebungsvollen Herzen unserer würdigen Väter Wiederhall und in der Seele unserer jungen Freunde eine ganz göttliche Sympathie zu finden. Hören wir nicht überdies eine geliebte und verehrte Stimme, die

Stimme unseres gemeinsamen Vaters, welche uns Allen im Auftrag Gottes zuruft: Ihr habt allerdings eure Liebe erweitert; ihr habt euer Zelt ausgespannt und geweitet, und doch ist eure Liebe noch nicht erweitert genug und euer Zelt ist noch nicht weit genug. Traget, traget daher eure Zelte weiter. Voran, immer voran! Sehet euch zur Rechten diese Völker, welche euch die Arme entgegenstrecken, ich übergebe sie euch: sie sind euer. Und euch zur Linken, sehet diese andern Völker, welche eure mitleidige Hülfe erflehen: sie sind ebenfalls euer. Aber dort jenseits der Meere sind unbekannte Länder, Strecken der Erde, ruhend im Schatten des Todes, ein zahlloses Volk, welches die gute Botschaft noch nicht vernommen. Wohlan! Ich behalte sie auf für eure rüstige Jugend. Ihr sollt in ihre Einöden vordringen, und unter euren Füßen wird eine neue Wüste erblühen, und auf euren Ruf werden die Mauern eines christlichen Heiligthums emporsteigen, und in der Schönheit und Reinheit eines neuen Jerusalems dahin leuchten; denn nach der Rechten und nach der Linken wirst du vordringen und dein Saame wird Völker erben und er wird öde Städte bewohnen." — „Dein Saame!" Wer ist in Wahrheit diese Nachkommenschaft, hochwürdiger Vater, nach dem Urtheil der Ausleger? Wer anders, als

die Apostel, die apostolischen Männer, die unerschrockenen Missionäre, alle diese Herzen von Priestern, weit und hingegeben, welche zur Eroberung der Seelen fliegen und den mütterlichen Schooß der Religion zu erweitern suchen. Und welches ist hier für uns das unbekannte Land, welches sich vor unserem Eifer eröffnet, und das neue Volk, welches uns anvertraut werden soll? Dieses Land, dieses Volk ist Madagascar, ein Land, dessen unermeßlichen Umfang ihr ohne Zweifel kennt und welches um so wunderbarer unserer lieben Provinz unter die Hand gegeben zu werden scheint, als es an der Straße selbst liegt, welche unsere Arbeiter und Freunde in China und Madure oft ziehen müssen."

Dieser rhetorische Aufruf fand schnell Eingang in die arbeitseligen, thatendurstigen Herzen. Am 14. Juni 1844 gingen Missionäre des Ordens nach Madagascar ab.

In Algerien hat der Orden mit der auswärtigen Mission die innere verbunden, indem er eine eigene Art von Landbaucolonieen anlegte. Der Pater

Brumauld sammelte etwa im Anfang der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts zuerst zu Mustapha und später zu Dehly-Ibrahim kleine arme Waisenknaben in den Anstalten zu Ben-Aknum und im Lager zu Buffarik, welches, verlassen und unbenutzt, ihm überlassen wurde. Er hielt diese Waisenknaben, deren jetzt schon über 400 sind, zu Landbauarbeiten, zur Anpflanzung des Maulbeer- und Oelbaums und der Baumwolle, sowie zu verschiedenen dahin einschlagenden Gewerben an. Auch wird der ganze Bedarf der Landbaucolonie hier angefertigt. Die in einem Alter von 4 Jahren aufgenommenen Kinder werden bis zu ihrem 21. Jahre hier erzogen, an das Klima und die Arbeit gewöhnt bilden sie sich zu trefflichen Kolonisten aus. In Würdigung dieses Nutzens überließ die französische Regierung der Kolonie von Buffarik nicht blos Ländereien, sondern zahlt auch für die Kinder über 15 Jahre einen täglichen Betrag von 80 Centimes und übergab im Sommer 1852 dem Pater Brumauld eine größere Anzahl Findlinge aus den verschiedenen Findlingshäusern Frankreichs.

Die Missionen in den griechischen Ländern müssen wir hier aus früherer Zeit nachholen. Mit den selbstzufriedenen Bekennern des Islam war wenig anzufangen. Etwas mehr ließ sich von den Gläubigen der griechischen Kirche und von den Armeniern hoffen. Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sie Missionen in Thessalonich, Ephesus, Anatoli, Palästina. Sie vertheidigten von 1626—1638 den katholischen Glauben gegen den Patriarchen Kyrillos Lukaris von Konstantinopel, welcher mit den Calvinisten in Verkehr stand und sich ihren Lehren zuneigte. Die Jesuiten warnten sogar den griechischen Episcopat vor ihm, so daß er nach Rhodus verbannt wurde. Zwar kam er durch die Verwendung Englands und Hollands wieder zu seiner Würde, aber stets von Neuem durch die Jesuiten bekämpft und sieben Mal verwiesen und wieder eingesetzt ward er auf der Reise in sein achtes Exil auf Befehl des Sultans erdrosselt.

Im Jahre 1656 gründete der Orden die Mission von Antura unter den Maroniten am Libanon; über ein Asyl für die Christen und bekehrten Moslems am Libanon wurde ein Maronite, der Pater Nacchi, als Oberer der Mission gesetzt. — Die Jesuiten begaben sich in die Kerker der sieben Thürme, milderten 22 Jahre lang die Sklaverei des Patriarchen Delphini

von Aquileja, bekehrten die englischen Consuln in der Levante zum Katholicismus und knüpften mit den armenischen Patriarchen Jacob, Andrers und Constantin Verbindungen an. Die Armenier erkannten die Autorität des heiligen Stuhles an und richteten 1632 an Urban VIII. und Ludwig XIII. ein Schreiben, worin sie eine Unterstützung und bleibende Niederlassung für die Jesuiten begehrten.

Im Jahre 1680 gründeten die Jesuiten eine Mission in Adrianopel. Auf Scio errichteten sie ein Collegium mit mehr als dreihundert Schülern, und 1695 leiteten auf der Insel schon elf eingeborne Jesuiten eine Gemeinde von achtzigtausend Seelen. Sie gingen auf die Inseln Metelin und Samos. Die Muhamedaner zerstörten ihr Collegium; sie eröffneten dafür andere. Braconnier, der in Constantinopel als Missionär und Archäologe thätig war, errichtete 1706 eine Residenz in Thessalonich, wo er, geschützt durch einen diplomatischen Charakter, mit andern Vätern arbeitete, den Griechen die Einheit der Kirche predigte, 1709 Michael Paläologos bekehrte, ein Bethaus und Collegium gründete und die Unterdrückung bekämpfte.

Von ihren Residenzen in Constantinopel, Smyrna, Thessalonich, Scio, Naros, Sidon, Euböa, Trapezunt,

Santorin und Damaskus aus verbreiteten sich die Jesuiten in die Levante. Sie gründeten mehrere Missionen im Archipel, auf den Inseln Siphanto, Paros, Therasia und andere. Im Jahre 1717 hatten sie es dahin gebracht, daß die Patriarchen von Aleppo und Alexandrien sich an den Papst Clemens XI. um Vereinigung wandten, welcher Schritt viele Bekehrungen nach sich zög. Durch den starken Abfall der Ihrigen wurden jedoch die Patriarchen von Constantinopel, Damaskus, Antiochia und Jerusalem sechs Jahre später bewogen, eine Verfolgung gegen die Katholiken zu beschließen und ein Edikt vom Sultan zu erwirken, welches den Uebertritt zur katholischen Kirche verbot, den schon Uebergetretenen den Wiederaustritt befahl und den Jesuiten untersagte, Griechen, Syrier und Armenier in Unterricht zu nehmen. Jedoch, durch Frankreich geschützt, nahmen die Jesuiten hierauf wenig Rücksicht.

Ihre Mission von Antura verbreitete sich in den Libanon, wo 1736 eine Synode von 3 katholischen und 14 maronitischen Bischöfen nebst ihrem Patriarchen und dem Adel des Landes unter dem Vorsitz des päpstlichen Ablegaten Assemanni zusammentrat und über ihre Vereinigung mit Rom unterhandelte. Auch hierzu hatten die Jesuiten den Anstoß gegeben. Auf

ihre Verwendung entstand ferner bei Antura ein Kloster der Frauen von der Heimsuchung, um die Wittwen und Töchter der Katholiken aufzunehmen. Congregationen für junge Leute bei den Armeniern, Griechen und Maroniten wurden errichtet.

Nach der Aufhebung des Ordens setzten die bisher in der griechischen Mission thätig gewesenen Jesuiten ihr Werk einzeln weiter fort, ohne von andern Missionsorden verdrängt zu werden, ohne aber auch sonderliche Erfolge zu erzielen. Ihre Hauptstation war Syra.

Die theilweise Wiederherstellung des Ordens durch Pius VII. in den Jahren 1801 und 1804 nutzend, gingen im Jahre 1805 zwei Jesuiten, die Patres Venturini und Motté, als Missionäre nach Griechenland, erreichten aber auch wenig mehr, als ihre nächsten Vorgänger.

Auf Syra befanden sich ungefähr viertausend, auf der Insel Tinos achttausend Katholiken. Theils wendeten nun die Patres ihre Sorge auf das umliegende Land, theils zogen sie in den verschiedenen Diöcesen des Archipels umher, um geistliche Exercitien und Missionen zu halten. Das Nämliche thaten sie in Smyrna; in Constantinopel hatten sie dabei zur Zeit

des Aufstandes der Griechen die größten Gefahren zu bestehen.

Nach der Herstellung eines eigenen griechischen Staates, an dessen Spitze der König Otto trat, wurde den Jesuiten mehr Freiheit gelassen, und König Otto selbst ermuthigte und besuchte sie. Gleichwohl konnten sie es zu nichts Rechtem bringen. Nach dem Schreiben eines dortigen Paters aus dem Jahre 1837 hat die hellenische Mission nur zwei Residenzen im Archipel, eine zu Syra und eine auf der Insel Tinos, die beide kaum die nöthige Nahrung und Kleidung für die Patres aufzubringen im Stande sind. In einer immer mehr in Verfall gerathenden Wohnung befinden sich in der Residenz Syra sieben Väter und zwei Brüder Coadjutoren, auf der Insel Tinos drei Missionäre und zwei Brüder Coadjutoren. Es will mit größeren Eroberungen nicht gelingen.

Nach Scutari in Albanien erbat sich der dortige Bischof Jesuitenpatres, aber selbst der Schutz der europäischen Consuln hilft ihnen hier wenig, und sie müssen sich Sicherheit von den Türken mit Geld erkaufen.

In Syrien sind die Verhältnisse der Mission höchst ungünstig, da hier theils die Wirren und Fehden der Stämme unter einander, theils die Eifersüch-

teleien der europäischen Mächte nichts Haltbares zu Stande kommen lassen. Aber die Mission hofft, daß der Halbmond vor dem Kreuze sinken werde, und dieses dann in der Hand der Jesuiten Eroberungen machen könne. Wenn das russische Kreuz einst hier stehen sollte, so dürften solche Hoffnungen sich noch mehr getäuscht sehen, als unter den gegenwärtigen Verhältnissen.

Die Mission im südlichen, katholischen Amerika wurde von den Jesuiten nach der Wiederherstellung ihres Ordens von Neuem aufgenommen. Ferdinand VII. hatte die Jesuiten in Spanien wieder eingeführt und da er zu jener Zeit noch Herr von Mexico war, so suchte er den Orden dazu zu verwenden, die Colonie dem Mutterlande in Treue zu erhalten. Aber Mexico erklärte im Jahre 1817 seine Unabhängigkeit und führte unter den Gründen dafür auch diese Beschwerde an: „Man hat uns willkürlich die Jesuiten genommen, denen wir unsern gesellschaftlichen Zustand, die Gesittung, unsern ganzen Unterricht und Dienste verdanken, deren wir nicht entbehren können.“ — Es

stellten einige übrig gebliebene Väter in Mexico die Gesellschaft wieder her; bald ruhte, da die wenigen andern starben, das ganze Werk auf dem Pater Canton. Das Collegium von San-Ildefonso wurde wieder hergestellt und ein Noviziat gegründet. Im Jahre 1819 gingen die Jesuiten unter der Leitung des Pater Mendizabal nach Durango und mit dem Pater Leres nach Puebla des Los Angelos. Da wurde aber, als sie in vollster Thätigkeit und bei dem Volke beliebt waren, das Decret der Cortes verkündet, welches die Gesellschaft Jesu aufhob. Sie löste sich auf, und nur als Einzelne dienten die Patres noch der Mission, oder, wie Marquez und Avillaga, der Wissenschaft. Nun folgte in diesem Lande Revolution auf Revolution. Pater Avillaga saß in zwei Legislaturen im Senat der Republik und vertheidigte da die Freiheit der Kirche und die Gesellschaft Jesu. Seine Bemühungen waren nicht fruchtlos. Der General Santa-Anna rief am 21. Juni 1843 die Jesuiten nach Mexico zurück und öffnete ihrer Mission Californien, Sonora, Cimaloa, Chicuagua, Durango und andere Intendanzen, „damit sie sich ausschließlich dazu verwenden, die als barbarisch betrachteten Stämme zu sittigen, weil wir," sagt das Decret, „in dieser Art die

Integrität unseres Gebiets viel mehr in Sicherheit bringe."

Ueberhaupt beriefen die meisten spanischen und portugiesischen Colonien, sobald sie sich zu unabhängigen Staaten erklärt hatten, die Jesuiten in ihr Gebiet. So sprach der Dictator der argentinischen Republik, Rosas, in einem Decret die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu aus, nahm die Väter Verdugo, Majesté, Coris, Gonzalez und Macarron auf und setzte die Gesellschaft wieder in ihr früheres Collegium ein. Da die Jesuiten jedoch sich nicht für seine politischen Pläne gebrauchen lassen wollten, so verfolgte sie der Dictator bald wieder. Der Pater Verdugo flüchtete sich zu einem Protestanten, und dann auf eine französische Brigg; die übrigen leisteten passiven Widerstand. Nun erschien im März 1843 ein Aufhebungsdecret gegen den Orden mit dem Befehl, binnen acht Tagen Buenos-Ayres zu räumen oder sich zu säcularisiren. Die Jesuiten, etwa vierzig an der Zahl, wählten das Erstere und zerstreuten sich nach Brasilien, Chili, Montevideo und Cordova du Tucuman; zwei Patres gingen in die Provinz Rio Grande du Sud, drei in die Provinz von Santa Catarina.

Im April 1842 berief die Republik Neugra-

nada in Uebereinstimmung mit dem Erzbischof von Santa=Fé de Bogota die Jesuiten.

In Catamarka wendeten sich 1844 reiche Kaufleute an den Militärbefehlshaber der Provinz mit der Bitte, Jesuiten kommen zu lassen. Die Provinzialversammlung sprach, dem Gesuche willfahrend, aus: „Ueberzeugt von dem Nutzen der Gesellschaft Jesu in kirchlichen, bürgerlichen, religiösen und gesellschaftlichen Beziehungen, stellt sie dieselbe von diesem Tage an wieder her."

Die Jesuiten haben also für ihre Unternehmungen an Südamerika ein offenes Gebiet.

Die größten Fortschritte macht die Gesellschaft Jesu in Nordamerika, wo sie innere und Heiden-Mission mit einander verbindet.

Gleich nach der Aufhebung der Gesellschaft begaben sich einige englische Jesuiten nach Nordamerika, ihrem Vaterlande, unter Führung des Pater John Carroll. Dieser wurde mit Washington und Franklin befreundet und wirkte hauptsächlich dabei mit, daß die Freiheit der Culte in die Constitution der Republik aufgenommen wurde. Sein Bruder war Mitbegründer der Verfassung der Vereinigten Staa=

ten. Er selbst wurde 1789 Bischof von Baltimore, später Erzbischof und apostolischer Legat mit einem andern Jesuiten, L. Neale, als Coadjutor. Beide Bischöfe sendeten 1803 folgendes Schreiben an den in Rußland residirenden Jesuitengeneral Gruber.

„Ehrwürdigster Vater in Christo! Wir, die wir uns an Ew. Paternität wenden, waren ehedem Mitglieder der Gesellschaft Jesu. Nach ihrem unglücklichen Umsturz im Jahre 1773 kehrten wir in unser Vaterland zurück. Dort wirkten wir mit unsern Mitbrüdern; denn seit das Christenthum in diese Länder gedrungen, sind die Jesuiten die einzigen katholischen Priester, welche hier über das Heil der Seelen wachten. Als im Jahre 1783 die Vereinigten Staaten sich gänzlich von Großbritannien getrennt hatten, erachtete es unser heiliger Vater Pius VI. seligen Andenkens für nothwendig, die Gläubigen Amerika's der Autorität und Jurisdiction des apostolischen Vicars Englands zu entziehen und sie unter einen eigenen Bischof zu stellen. Er errichtete einen neuen Stuhl zu Baltimore und übertrug dem durch ihn ernannten Prälaten die Jurisdiction über das unermeßliche Gebiet dieser Republik. Seit diesem Tage haben sich viele Priester, sowohl Welt- als Klostergeistliche verschiedener Orden, in die zahlreichen Provinzen Ame-

rika's vertheilt, und diese Zerstreuung ist, wie wir hoffen durften, der glücklichen Zunahme des wahren Glaubens zu Gute gekommen. Aber von der Gesellschaft Jesu sind gegenwärtig nur noch 13 Priester übrig. Das sind Männer, größtentheils geschwächt durch's Alter und durch Arbeiten aufgezehrt: sie wohnen hauptsächlich in Maryland und Pennsylvanien, Provinzen, in welche die katholische Religion erst eingepflanzt wurde und wo sie jetzt blühender als sonst überall ist.

„Aus den Schreiben mehrerer unserer Mitbrüder haben wir mit der lebhaftesten Freude erfahren, daß die Gesellschaft sich durch eine Art Wunder erhalten hat und in dem Gebiete des Kaisers von Rußland noch fortbesteht. Wir wissen, der Papst erkennt sie an und hat Ew. Paternität durch ein Breve ermächtigt, die wieder aufzunehmen, welche der Gesellschaft angehört haben. Fast alle unsere früheren Väter begehren voll Eifers die Gnade, die Gelübde wieder zu erneuern, welche sie Gott in dem Institut abgelegt haben; sie wünschen ihr Leben in dem Schooße der Gesellschaft zu beschließen und nehmen sich vor, ihre letzten Tage der Wiederherstellung der Gesellschaft zu widmen, wenn die Vorsehung es gestattet.

„Ew. Paternität kennt wohl die Anstrengungen,

deren es bedürfen wird, um nicht blos einen Schen der früheren Gesellschaft wieder zu erwecken. Sie soll wiederaufleben, aber in ihrer früheren Gestalt, mit ihrer Regierung in Allem und mit ihrem eigenen Geiste. Um dieses Resultat zu erzielen, erscheint es uns wesentlich, daß Ew. Paternität unter den Mitgliedern des Ordens einen Pater erwähle, begabt mit äußerster Klugheit, gewandt in Geschäften, voll des Geistes des heiligen Ignatius und seiner Constitutionen, damit er, durch Sie hierhergesandt, Alles in Ihrem Namen und unter Ihrer Autorität anordne. Mit Einem Worte, er soll die Gewalt besitzen, welche die Visitatoren besaßen, die durch den heiligen Ignatius beauftragt wurden, zu den fernen Völkerschaften zu gehen, wie der Pater Hieronymus Natal vom heiligen Borgia spricht und unsere Jahrbücher von mehreren Anderen sprechen.

„Man würde die Gefahren einer langen Schifffahrt vermeiden, wenn man in England oder hier zu Lande irgend ein Mitglied der Gesellschaft fände, dem man diese Sendung anvertrauen könnte. Aber um die ganze Wahrheit zu sagen, wir waren in den Diensten außerhalb des Instituts zu sehr verwendet, wir sind in seiner Regierung zu wenig erfahren; der Mangel an Büchern, an Constitutionen und selbst an Ac-

ten der Generalcongregationen ist so flagrant, daß man weder unter uns noch in England irgend einen Jesuiten fände, der Kraft und Gesundheit genug und die nöthigen Eigenschaften besäße, um diese Verrichtungen zu besorgen. Es erscheint sonach als zweckmäßig, einen der Väter, die bei Ihnen sind, hierher zu senden. Er muß Ihre Absichten gründlich kennen und klug genug sein, um nichts übereilt zu unternehmen, ehe er die Regierung, die Gesetzgebung und den Geist dieser Republik, sowie die Sitten des Volkes kennen gelernt hat.

„Die der Gesellschaft angehörigen Güter sind noch fast alle erhalten; sie genügen zum Unterhalt von dreißig Religiosen. Nach der Zerstörung des Ordens wurde ein Theil des Grundeigenthums zur Gründung eines ziemlich umfassenden Collegiums verwendet, wo die Jugend in der schönen Literatur unterrichtet wird. Als Pius VI. diesem Lande einen Bischof und später einen Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge geben wollte, wählte er sie beide aus den Vätern der Gesellschaft. In dieser Republik genießen die Priester jedweden Cult's sämmtlich einer gleichen Freiheit. Nichts hindert die Regularen, nach ihren Constitutionen zu leben, vorausgesetzt, daß sie den bürgerlichen Gesetzen gehorchen. Gleichwohl ist es gut, in den

Verträgen jeder Art den Namen „Kloster" zu vermeiden. Alle Güter, welche die Religiosen besitzen, galten als Individuen gehörig, und wenn irgendeiner das Joch des Klosterlebens abschüttelt, thut er es ungestraft in dieser Welt, da der weltliche Arm sich in gar keiner Weise dazu hergiebt, ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen.

„Das sind die Wünsche, welche unsere Mitbrüder Ihnen in ihrem Namen vorgetragen wissen wollen. Indem wir das thun, flehen wir aus der Tiefe unseres Herzens zur göttlichen Majestät, daß aus dieser Eröffnung die Hoffnung und ein Anfang der Ausführung entstehen möge, um die Gesellschaft wieder zu erbauen und daß Gott Ihnen das Leben und die zur Ausführung eines solchen Werkes nöthigen Kräfte schenken möge."

Dieses Schreiben legte den Grund zur nachmaligen Existenz und Wirksamkeit des Ordens in den Vereinigten Staaten. Der General Gruber antwortete sofort bewilligend und nahm die amerikanischen Patres in die Gesellschaft auf. Zum Superior der Mission wurde der Pater Molineux ernannt, und bald folgten andere Patres, die das Werk in ihre Hände nahmen.

Nun ging es mit Rührigkeit an die innere und

äußere Mission. Sollten aber dem Protestantismus Seelen abgewonnen, aus den Indianern Christen gemacht werden, so war es nöthig, daß die Bekehrer mit den Gebräuchen und der Denkweise des Volkes vertraut und der Sprachen der Farbigen kundig wären. Väter, welche aus Europa herüberkamen, mußten sich erst einleben, folglich war darauf zu sehen, daß aus den Eingebornen Jesuitenzöglinge geschaffen und insbesondere junge Leute gewonnen würden, die noch außerhalb des verführerischen Treibens des großartigen amerikanischen Geschäftslebens ständen. Zu diesem Zwecke gründete der Pater John Carroll auf einer Anhöhe bei der Stadt Washington das Collegium von Georgetown.

Von diesem Collegium aus verbreitete sich die Mission nach Pennsylvanien, Maryland, Columbia, Philadelphia, New-York und Boston und zeigte sich nach dem ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts schon in vollem Gedeihen.

Wie in den Vereinigten Staaten von Seiten der Regierung überhaupt der religiösen Bewegung volle Freiheit gelassen wird, so hatten auch die Jesuiten keine Belästigung zu erfahren und wurden selbst in folgendem Falle in Schutz genommen. Es hatte ein Katholik einem Kaufmanne eine ansehnliche Summe Gel-

des gestohlen, sein Verbrechen aber dem Pater Kohlmann gebeichtet. Dieser nöthigte ihn zur Zurückgabe und besorgte dieselbe. Nun wird aber nach den Gesetzen des Landes derjenige als Mitschuldiger angesehen, welcher den Namen eines Verbrechers verschweigt, und da das Gericht von dem Vorfall Kunde erhielt, lud es den Jesuiten vor sich. Er berief sich auf das Beichtgeheimniß, welches er ohne Versündigung gegen seine Religion nicht verletzen könne. Da in der That ein wichtiger Fall vorlag, weil ein Gesetz des Landes vor der durch die Verfassung garantirten Religionsfreiheit weichen sollte, so wurde die Sache in der Presse mit allem Für und Wider hitzig verhandelt, und der Pater Kohlmann gab selbst die Schrift Catholic quaestion heraus. Der oberste Gerichtshof sprach aber um der Gewissensfreiheit willen den Jesuiten frei.

Im Jahre 1815 erhielt das Collegium von Georgetown*) den Titel und die Rechte einer Universität,

---

*) Ueber das Collegium von Georgetown giebt Raumer (die vereinigten Staaten von Nordamerika Theil II.) folgende Mittheilungen:

Gewiß ist die Stelle des Jesuitencollegiums mit vielem Geschmack gewählt und schwerlich in der ganzen Nachbarschaft eine bessere zu finden. Die Gebäude sind groß und

ohne durch den im selbigen Jahre eintretenden Tod

---

zweckmäßig, die Schlafsäle der zahlreichen Schüler hell und luftig, überall Ordnung und Reinlichkeit, die Umgegend sorgfältig angebaut, Bibliothek, Sammlungen und Sternwarte im Zunehmen, und der am Südostabhange eines Hügels gewonnene, durchaus reine und unvermischte Wein ein amerikanisches, so gut gerathenes Erzeugniß, daß sich von weiterer Ausbreitung des Weinbaues viel erwarten läßt. Ueberall zeigt sich die alte Klugheit und Thätigkeit der Jesuiten, und man kann sich (wo ihnen zum Verfolgen die Macht fehlt) mit den gewandten, welterfahrenen Leuten leichter verständigen, als mit finsteren, beengten Murrköpfen mancher kleinen und deshalb doppelt anmaßenden Secten.

Die Anstalt selbst sucht den Unterricht eines Gymnasiums und einer theilweisen Universität zu verbinden. Ueberall sind die Grundsätze zur Anwendung gebracht, welche die jesuitische ratio studiorum ausspricht. Es wird gewarnt gegen ungeprüfte Neuerungen und unkirchliche Richtungen; es wird Viellernerei, Vielwisserei und bloße Spielerei getadelt, das Studium der Klassiker hingegen (als ewiger Muster richtigen Denkens und schönen Schreibens) mehr hervorgehoben als gewöhnlich in Amerika. Doch sei manche Aenderung des alten Lehrgangs nöthig und für Naturwissenschaften, neuere Sprachen und Muttersprache die erforderliche Zeit zu verwenden. Deshalb wird täglich 1¼ Stunde Mathematik getrieben; Französisch gelehrt u. s. w. Der Cursus dauert vom 15. September bis 21. Juli. Nach vierjähriger Beschäftigung in den Gymnasialklassen rückt man in die höheren, wel-

seines Gründers, des Erzbischofs John Carroll, in seinem Gedeihen gehindert zu werden. Ein Noviziat entstand zu White-Marsh. An Bekehrungen fehlte es nicht. Im Jahre 1818 war die Zahl der Jesuiten auf 86 gestiegen. Sie gründeten zu Georgetown Freischulen für dreihundert Kinder ohne Unterschied des Glaubens. Auch diesem auf Bekehrung angelegten Beginnen stellte die Regierung nur die Forderung entgegen, daß Schulgeld erhoben werden müsse, weil sonst die anderen Schulen unter dieser Concur-

---

che noch die alten Namen: Poetik, Rhetorik und Philosophie tragen. Jeder Schüler muß den gesammten Cursus durchmachen und Befreiungen für gewisse Gegenstände werden nicht gestattet. Nur zu Aeltern und Vormündern darf man reisen oder ihnen Besuche abstatten. Alle Briefe, welche nicht von den Aeltern kommen, eröffnet der Vorsteher der Anstalt; er entscheidet, welche Bücher die Schüler lesen dürfen. Die jährlichen Kosten für Wohnung, Lehre, Aufsicht, Wäsche und ärztliche Hülfe belaufen sich auf 300 Thaler. Alles Uebrige wird besonders bezahlt, übermäßig hohes Taschengeld aber nicht geduldet. Auch Protestanten werden in die Anstalt aufgenommen. Das Tabakkauen ist verboten, vom Rauchen aber nichts gesagt. — Die Theologie, (welche als Leuchte für die Philosophie bezeichnet wird) soll man vier Jahre studiren, gottlose Lehren ganz bei Seite lassen und sich überall dem Thomas von Aquino anschließen.

renz zu leiden hätten. Schulgeld zu nehmen ist durch die Ordensstatuten untersagt. Die Jesuiten wendeten sich deshalb an den General, und dieser erlaubte die Einziehung des Schulgeldes unter der Bedingung, daß dasselbe an die Armen, die Armenhäuser und die Gefängnisse abgegeben werde.

Mit der Zeit fing aber der Geldmangel an drückend zu werden, und Schulden lasteten auf dem Collegium. Gleichwohl befahl 1827 der General, dasselbe lieber zu schließen, als das den Armenhäusern und Gefängnissen zugedachte Schulgeld für die eigenen Zwecke zu verwenden, und da der Rector des Collegiums, der Pater Jeremias Kelly, diesem Befehle keine Folge leisten mochte, wurde er als ungehorsam aus dem Orden ausgeschlossen.

Im Jahre 1831 erwarben sich die Jesuiten allgemeine Anerkennung durch ihre immer bereite Aufopferung unter den Gefahren der Cholera.

Zu Frederikstown in Maryland begeisterte der Pater Mac-Elroy durch große Beredtsamkeit das Volk, daß es Collegien, Kirchen und Waisenschulen gründete, und daß Protestanten wie Katholiken zu deren Ausstattung beitrugen. Derselbe Pater stillte im Juni 1834 durch seine bewältigende Beredtsamkeit einen

Aufstand von sechstausend irischen Arbeitern, gegen welche die bewaffnete Macht nichts ausrichten konnte. Die Regierung wollte ihm dafür eine Nationalbelohnung zu Theil werden lassen, er aber weigerte sich sie anzunehmen und acceptirte nur den ihm auf Lebenszeit gegebenen Freiplatz auf den Postwagen des Staates.

Der Jesuitismus und sein Missionswerk wuchs zusehends. Im Jahre 1803 waren der Jesuiten nur 13; im Jahre 1839 schon 110; im Jahre 1844 hatte Maryland allein schon 130, Missouri 148.

Neben diesen Fortschritten in der innern Mission wurden gleich große in der äußern Mission gemacht. Dieser war in früherer Zeit die eigentliche Thätigkeit des Ordens in Nordamerika zugewandt gewesen, und mancher der wilden Stämme bedauerte es, die Väter nicht mehr unter sich zu haben. Ein solches Verlangen nach den Jesuiten drückte z. B. der Stamm der Ottawas in folgendem Schreiben an den Präsidenten der Vereinigten Staaten vom Jahre 1823 aus:

„Wir Unterzeichnete, Häuptling, Häupter der Familie und Andere von dem Stamm der Ottawas, wohnend um den krummen Baum am Ostufer des Sees Michigan, ergreifen diesen Weg, um unserem

Vater, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten unsere Begehren und Bedürfnisse mitzutheilen. Wir danken unserem Vater und dem Congreß für alle Bemühungen, welche sie gemacht, uns zur Gesittung und zur Erkenntniß Jesu, des Erlösers der rothen und der weißen Menschen zu führen. Indem wir auf Eure väterliche Güte vertrauen, verlangen wir die Freiheit des Gewissens und bitten, uns einen Lehrer oder Diener des Evangeliums zu bewilligen, welcher derselben Gesellschaft angehört, von der die Mitglieder der katholischen Gesellschaft des heiligen Ignaz waren, die ehedem zu Michillimackinac am krummen Baum durch den Pater Marquette und andere Missionäre des Jesuitenordens angesiedelt war. Sie wohnten in unserer Mitte lange Jahre. Sie bebauten ein Feld auf unserem Gebiet, um uns die Anfangsgründe des Landbaues und des Christenthums zu lehren. Seit dieser Zeit haben wir stets solche Geistliche begehrt; wenn Ihr sie uns gnädig gewährt, so wollen wir sie einladen, sich auf dem Grund anzusiedeln, welchen ehedem der Vater Du Jauney an den Gestaden des Sees Michigan bei unserem Dorf am krummen Baum innegehabt. Wenn Ihr dieses demüthige Begehren Eurer treuen Söhne genehmigt, so werden sie dafür

ewig erkenntlich sein und den großen Geist bitten, seine Segnungen über die Weißen zu verbreiten.

Zur Urkunde dessen haben wir unsere Unterschriften beigesetzt am 12. August 1823.

Gezeichnet: Sperber, Fisch, Raupe, Kranich, Adler, Fliegender Fisch, Bär, Hirsch."

In demselben Jahre berief der Bischof von New-orleans die Jesuiten zu sich, um sie zur Mission für die Stämme am Missouri und dessen Nebenflüssen zu verwenden. Unter der Leitung der Väter Quickenborn und Temmermann wurden sieben aus Belgien angekommene Novizen hierzu bestimmt. Das für die weite Reise nöthige Geld brachte Quickenborn, der bei Katholiken und Protestanten sammelte, in wenigen Tagen zusammen. Unter Gefahren und Mühseligkeiten kamen sie nach St. Louis und bauten bei Florissart Blockhäuser und das Feld. Nur mit unsäglicher Geduld war unter den Wilden etwas auszurichten; dennoch gelang es mit der Zeit, ihnen außer der Bekehrung auch noch den Landbau, die Zucht der Schafe und des Geflügels, die Bereitung und Färbung der Wollenzeuge beizubringen. Unter Hindernissen und Entbehrungen wurden ein Collegium und mehrere Residenzen gegründet und mit der äußern zugleich die innere Mission getrieben. Im Jahre 1829

wurde das Collegium eröffnet und erhielt schon nach drei Jahren den Titel und die Rechte einer Universität.

Von hier aus begaben sich die belgischen Jesuiten weiter in's Innere; einige französische gingen auf den Ruf des Bischofs von Bardstown nach Kentucky, andere auf den Ruf des Bischofs Purcell von Cincinnati an den Ohio. Residenzen entstanden bei den Sioux, zu St. Charles, Clarke, Watkinsonville, Newlondon, Louisiana, Jefferson, Columbia.

Im Jahre 1836 kam der Cazike Blackhawk und sein Sohn Keskuck nach St. Louis, um sich Jesuiten zu erbitten; die Patres Quickenborn und Hoockner begaben sich mit ihnen zu den Kickapoas.

Am Ohio und Eriesee wurden sie von den Stämmen mit Freuden empfangen, von den Piankaskas und Weas, den Kaskaskias und Peorias.

Im Jahre 1837 starb Quickenborn, nachdem er die Provinz Missouri gegründet und tüchtige Nachfolger erzogen hatte. Der Pater Helias nahm sich in den Bezirken Colebrook, Gasconade und der Osagen der Wilden wie der weißen Einwanderer an, gründete Schulen und Kirchen und gewann selbst von Europa her Unterstützung und Betheiligung. Die im Jahre 1838 vorgefundene Zahl von 620 Christen hatte er 1842 schon auf 2700 gebracht. Der Pater

Hoocker ging zu den vernachlässigten Potowatomiern, wo eine Seuche grassirte, und verwendete da seine Kräfte als Arzt, Baumeister und Missionär.

Von Seiten der Unionsregierung wurden diese Missionen in Schutz genommen und mit Geld unterstützt, weil sie dazu beitrugen, die Indianer zu civilisiren, mithin einen politischen Nutzen gewährten.

Die Jesuiten gedachten jetzt ihrer alten Einrichtungen in Paraguay und faßten den Plan, von neuem die Mission bei den Indianern mit System zu betreiben. Es schickten die Plattschädel vom Oregon Gesandtschaften nach St. Louis, von denen zwei unterwegs verunglückten, eine dritte aber anlangte. Der Pater v. Smet ging im Jahre 1840 mit der letzteren zu den Plattschädeln und den Ponderas ab, wo er mit Jubel empfangen wurde. In einem Briefe aus dem Jahre 1841 meldet er, daß ihn der Aelteste des Stämmes mit folgender Anrede empfangen habe:

„Schwarzrock! Sei willkommen in meinem Stamm. Heute hat der große Geist meine Wünsche erhört. Unsere Herzen sind voll, denn unser großes Begehren ist gewährt. Schwarzrock, wir wollen den Worten Deines Mundes folgen!“

Nachdem der Pater einige Monate unter diesen Wilden zugebracht und sie auf ihren Jagden und

Streifzügen begleitet hatte, trat er seine Rückreise an. Der ganze Stamm versammelte sich um seine Wohnung; der Jesuit betete mit ihnen, vertröstete sie auf seine baldige Wiederkunft und gab ihnen für die Zwischenzeit als geistlichen Vater einen von ihm unterrichteten Indianer, welcher ihnen am Morgen und Abend und am Sonntag vorbeten, sie zur Tugend ermahnen, Sterbende und im Nothfalle auch Kinder taufen solle. Beim Abschied richtete der Aelteste wieder folgende Worte an ihn:

„Schwarzrock! Der große Geist geleite Dich auf Deiner langen gefährlichen Reise. Wir wollen Morgens und Abends beten, damit Du sicher zu Deinen Brüdern nach St. Louis kommest. Wir werden diese Gebete immer halten, bis Du wiederkehrest unter Deine Kinder der Berge. Wenn nach dem Winter der Schnee in den Thälern schmilzt, wenn das Grün wieder hervorsproßt, werden unsere jetzt so traurigen Herzen sich wieder aufrichten. In dem Maaße als der Rasen schwellen wird, wird unsere Freude größer werden; wenn die Gewächse blühen, werden wir uns wieder auf den Weg machen, um Dir entgegen zu ziehen. Gott befohlen!"

Nach einer fast viermonatlichen gefahrvollen Reise kam Smet im December 1840 auf St. Louis zurück. Am 21.

April 1841 machte er sich wieder auf zu den Plattschädeln und nahm die Väter Point und Mengarini und drei Coadjutoren mit. Nun gründeten die Jesuiten, wie sie es vormals in Paraguay gethan hatten, Reductionen: die erste zu Sancta Maria. Indem sie den Wilden Regeln und Gesetze gaben, sie von ihren Götzen abwendig machten und zur Taufe vorbereiteten, erzogen sie sich unter ihnen bald Katecheten. Mit diesen ging der Pater Point zu den Kalispels oder Hängohren, der Pater v. Smet zu den Schlitznasen. Die Missionäre nahmen an Allem Theil, am Jagen und Fischen. Früher waren die Plattschädel ihren Feinden, den Schwarzfüßen und Panax, stets unterlegen; jetzt siegten sie über diese. Der Pater v. Smet wendete sich weiter zu den Stict-Schoi, den Sponakern, den Schuyelpi's, Okanakern, dem Stamme der Raben und dem der Schlangen, und legte so vom Anfang Aprils bis Anfangs Novembers eine Strecke Weges von 5000 Miles zurück.

Auf diese Weise drang die Bekehrung in die Rocky Mountains ein. Andre Patres traten in die Fußtapfen der Väter von Smet und Point und verbreiteten sich in den großen Länderstrecken zwischen der Union und dem stillen Meere und gründeten im Norden Californiens das sogenannte Bisthum Oregon.

Die Jesuiten verstanden es hier, wie überall, „Allen Alles zu sein", Jesuiten und Amerikaner, Priester und Demokraten. Es konnte daher nicht fehlen, daß ihren Anstrengungen alle Anerkennung zu Theil wurde, nicht blos von katholischer, sondern auch von protestantischer Seite. Wurde doch der Pater Larkin am 4. Juli 1843, der Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung, vom Generalstabe des Heeres der Union im Lager von Louisville aufgefordert, die Festpredigt zu halten, und er hielt sie im Freien unter einer Eiche mit solchem Feuer der Rede, daß er Alle hinriß und begeisterte.

Daneben freilich fehlte es auch nicht an Gehässigkeiten, wozu z. B. in Philadelphia die Irländer namentlich durch ihren Katholicismus beitrugen, was hier in den vierziger Jahren Anlaß zu einem dreitägigen Aufruhr gab.

Durch ihre kirchliche Angst um die Seelen, denen nichts Verführerisches nahe kommen soll, werden sie immer wieder dazu gedrängt, die Gemeinschaft der Ihrigen mit den Bekennern akatholischen Glaubens zu hemmen. Ihre Einwendungen richten sich vor der Hand besonders gegen die Gemeinschaft in den Schulen. So erhob der katholische Bischof in Cincinnati Klagen über die Schulbibliothek und das Lesen der protestantischen Bibel, worauf man ihm jedoch erwiderte, daß den

Kindern kein Buch gegeben werde, welches — Eltern und Vormünder für schädlich hielten, und daß kein katholisches Kind angehalten werde, die protestantische Bibel zu lesen, sobald — Eltern oder Vormünder widersprächen.

Aehnliche Klagen fanden auch in andern Staaten statt. In Newyork erklärten die Katholiken — der Bischof Hughes an ihrer Spitze: Wenn wir zur Aufbringung des Schulfonds beitragen müssen und Religion in den Schulen gelehrt werden soll, so ist es nothwendig, diesen Unterricht so einzurichten, daß er die katholischen Kinder nicht ausschließt. Bei der Schwierigkeit, sich auch nur über bloßes Bibellesen und verschiedene Bibelübersetzungen zu einigen, erscheint es aber am besten, den Katholiken einen Theil der Schulgelder zu überweisen, welche ihre Schulen übrigens so einrichten werden, daß auch protestantische Kinder daran Theil nehmen können. Also Gründung von confessionellen Schulen! Dieser Antrag wurde aus folgenden Gründen abgelehnt: Seit dem Jahre 1812 ist ein System allgemeiner Kindererziehung mit dem größten Nutzen zur Anwendung gebracht. Ohne feindliche Entgegensetzung der verschiedenen Sekten, der Reichen und Armen, der Eingebornen und Fremden, kommen alle Kinder in echt republikanischer, echt mensch-

licher Weise zusammen, gründen Freundschaft für das ganze Leben, setzen das Vereinende über das Trennende, werden duldsam gegen Verschiedenheiten und freuen sich ihrer Fortschritte in der gleichartigen Erkenntniß. Wollte man in den Schulen hinausgehen über das Lesen der Bibel, so würde Streit aller Art nicht ausbleiben; will und muß aber jede Secte über dies allgemein Christliche hinausgehen, so liegt ihr allein ob, hiefür aus eigenen Mitteln Sorge zu tragen. Nach den allgemeinen anerkannten Grundsätzen der Landesrepublik darf kein einzelner Staat für irgend eine Secte etwas thun und sie dadurch mehr oder weniger in eine Staatsreligion verwandeln. Vertheilte man aber die Schulgelder nach einem gewiß mangelhaften Maaßstabe unter mehr als vierzig Secten, so hieße dies das heilsame Schulsystem auflösen, zersplittern und Einseitiges, Mangelhaftes, Kostspieliges an die Stelle setzen. Alle Schulen würden zu Herden der Sectirerei, der Leidenschaft und des Hasses, und des Geldgewinnes halber steigerte sich gewiß die Sucht, Proselyten zu machen. Die Katholiken sind nicht besteuert als Katholiken, sondern als Bürger; es giebt keine Steuer für religiöse Zwecke, und die Protestanten unterwerfen sich ohne Weigerung denselben Beschränkungen und Vorschriften.

Religion ist Sache der Kirche und der Familie, und die Schulwissenschaften haben mit dem Dogma nichts zu thun. Wer nicht an dergleichen Freiheit Theil nehmen, wer sich absondern und ausschließen will, möge getrennt bleiben; denn Gesetze und allgemeine Einrichtungen lassen sich nicht umgestalten nach Parteiforderungen und Parteizwecken. Schulen, die sich nicht der Leitung und Aufsicht erwählter Beamten unterwerfen wollen, die ohne Verantwortlichkeit blos ihren Geistlichen, ja dem Papste gehorchen, geben die Verbindung mit dem Staat und Volk auf und dürfen keine Ansprüche auf Unterstützung machen. — Demnach beschloß Newyork: Keine Schule erhält Unterstützung, in welcher die religiösen Lehren und Zwecke irgend einer besondern christlichen oder andern Secte gelehrt, eingeprägt und geübt, oder wo Bücher solcher Art gelesen werden, oder die sich weigern, von den Gesetzen vorgeschriebene Besuche und Prüfungen zu gestatten.

In neuerer und neuester Zeit macht der Katholicismus in Nordamerika so in die Augen fallende Fortschritte, daß bereits Befürchtungen deshalb unter der protestantischen Bevölkerung laut werden. Die jesuitische Missionsthätigkeit scheint dieses Gebiet ganz besonders ausersehen zu haben und sich hier die reichsten

Früchte zu versprechen. Der Orden hat Niederlassungen in Luisiana, Alabama, Missouri, Penusylvanien, Newyork, Columbia, Maryland, Kentucky, Ohio und im Oregongebiet.

Die Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten beläuft sich jetzt auf anderthalb Millionen. Sie besitzen gegenwärtig 1112 Kirchen, die nach neuester Berechnung für 620,950 Personen Platz haben.

Für das katholische Missionswesen ist in neuerer Zeit ein glühender Eifer im Volke geweckt worden. Die Paris-Lyoner Gesellschaft zur Verbreitung des katholischen Glaubens, die in der ganzen Welt sammelt, hat im Jahre 1845 eine Einnahme von 1,110,000 Thalern gehabt und die Ausdehnung dieser Missionsgesellschaft ist seitdem immer weiter gegangen. In den fünf Jahren, von 1843 bis 1847 sind von ihr 718 Missionäre ausgegangen, 282 für Oceanien, China u. s. w., 137 für Ostindien u. s. w. Namentlich hat sich auch die Zahl der apostolischen Vicariate in jenen Gegenden stark vermehrt: so gab es im Jahre 1840 für China 21 Vicariate, 1845 28; in Oceanien im Jahre 1840 3, im Jahre 1845 12 u. s. w. — Bis

jetzt steht der Jesuitenorden freilich noch hinter seiner früheren Missionswirksamkeit zurück, da er dermalen nur etwa aus 5000 Mitgliedern besteht, während er zur Zeit seiner Aufhebung an 20,000 Mitglieder zählte.

Es war ein traditioneller Grundsatz der Gesellschaft Jesu, durchschnittlich den zehnten Theil der Ihrigen für die auswärtige Mission zu verwenden. Diesem Grundsatze ist sie auch in der neuern Zeit treu geblieben. Der gesammte Personalstand des Ordens betrug im Jahre 1846 fünftausend Mitglieder, es wurden aber im Jahre 1845 für die auswärtige Mission verwendet 518. In den nächstvorhergehenden Jahren bestand die Heidenmission 1844 aus 471, 1843 aus 390, 1842 aus 375, 1841 aus 333 Missionen.

Von Anfang an betrachtete die Gesellschaft Jesu die auswärtige Mission als einen sehr wesentlichen Theil ihrer Aufgabe, und der General Roothaan erließ noch im Jahre 1833 ein Rundschreiben de missionum exterarum disiderio excitando et fovendo folgenden Inhalts:

Zu dem Dienste der auswärtigen Mission, welchen die Gesellschaft stets besorgt hat, ermuntern auch jetzt: 1) die Beispiele unserer Ahnen bis in die letzten Zeiten der Gesellschaft herab, 2) die Schäden, welche die

Religion in jenen entlegenen Gegenden erleidet, 3) die Einladungen, welche an die Gesellschaft zu dieser Wirksamkeit ergehen. So begehren Verstärkung unsere wenigen Genossen in den Vereinigten Staaten Amerika's, am Berg Libanon und auf den Inseln des Aegeischen Meeres. Unsere Hülfe wird begehrt an den verschiedenen Küsten Asiens und Afrika's, in Ostindien, China und in unsern andern alten Missionsländern. Lassen wir uns durch den Mangel an Arbeitern von der Uebernahme des Werkes nicht abschrecken. Wir fordern daher kraft unseres Amtes Alle auf, welche die Gnade dieses Berufs und die Sehnsucht nach diesem Apostolat in sich spüren, sich mit ihrem geistlichen Vater zu berathen und sich dann schriftlich bei uns oder durch den Oberen ihrer Provinz bei uns zu melden. Die Provinziale sollen davon keine Schädigung ihrer Provinz befürchten: denn die Geschichte des Ordens zeigt uns, daß gerade jene Provinzen, welche die meisten Missionäre geliefert, in Europa am herrlichsten geblüht haben.

Aber das Missionsamt setzt bei dem, welcher es übernehmen will, bestimmte Erfordernisse voraus und verlangt eine ernste Vorbereitung. Abgesehen von einer festen Gesundheit, einer gewissen angebornen Leichtigkeit der Gemüthsart und des Charakters und einer

eigenthümlichen Gelehrsamkeit, erwähne ich nur, daß die Missionäre um so emsiger die Studien pflegen müssen, als sie in den entlegenen Gegenden meistens keine Hülfsmittel, keine Bibliothek und keinen Rathgeber besitzen. Die Hauptsache bleiben aber immer gediegene Tugenden, welche den Mangel an natürlichen und menschlichen Gaben großentheils ersetzen. Der Mangel an Tugend läßt sich aber niemals ersetzen. Der Missionär muß daher zusehen, daß er sich durch die Reinheit des Strebens nach der Ehre Gottes und dem Seelenheil des Nächsten leiten lasse; er muß sich von der Begierde nach ungewöhnlichen Dingen frei halten. Er suche die Ehre Gottes durch den Eifer des Gebets, das Seelenheil des Nächsten durch Uebung der christlichen Liebe und Geduld, damit er auswärts das anwenden könne, was er sich zu Hause erworben hat. Deswegen soll sich aber Niemand von dem Missionsberuf abschrecken lassen, wenn er sich auch noch als unvollkommen erkennt: er vertraue vielmehr auf Gott. Ich will nicht alle dem Missionär nöthigen Tugenden einzeln aufzählen: ich nenne nur die Tugend der Selbstverleugnung, in welcher der Missionär vorzüglich geübt sein soll. Uebrigens wird Gott, welcher uns berufen hat, stets mit seiner Hülfe nahe sein, wenn wir uns unserem Berufe treu erweisen, gleich-

viel, ob wir uns für die auswärtigen Missionen bestimmen oder ob wir in den gewöhnlichen Diensten in Europa verwendet werden. Zu dieser Treue in unserem Beruf soll uns die gegenwärtige Lage des christlichen Erdkreises bestimmen, die Noth unserer heiligen Kirche, das wachsende Sittenverderben, die steigende Verwirrung der Geister. Diesem Elend sollen wir nach dem Vorbild unserer Vorfahren muthig entgegentreten. —

In einem gewissen Sinne geht der Jesuitenorden bei dem Missionswerke über sich selbst hinaus, indem er einen nationalen Clerus in den Missionsländern herzustellen strebt. Der Pater Alexander de Rhodes entwarf für die Missionslande den Plan, ein Episcopat und einen Clerus außerhalb der Gesellschaft Jesu zu gründen, und stiftete zu diesem Zwecke die „Congregation der auswärtigen Missionen.“ Es sollte aus der Ordensgeistlichkeit allmälig eine Weltgeistlichkeit herangebildet werden. In ähnlichem Sinne richtete der Jesuitenmissionär Pater Dubuisson aus Nordamerika im Jahre 1836 eine Denkschrift an den Leopoldinenverein in Oestreich, einen Verein, der hauptsächlich die amerikanischen Missionen mit Geld unterstützt. Er sagt darin:

„Die Amerikaner haben als Volk vielen National-

geist und wünschen als Katholiken sehnlich, ihr Dogma sowohl in Sprache und Form, als nach dem Inhalt in der Art predigen zu hören, daß es ihrer Gemeinschaft und Nation Ehre mache. Sollte in der That nicht etwas Demüthigendes für sie darin liegen, zumal heut zu Tage, wo ihre Kirchen durch die irrenden Brüder so besucht sind, daß es immer Ausländer sind, welche ihnen predigen, ihnen das Wort Gottes auslegen? — Ich frage daher: Können Missionsbeiträge besser verwendet werden, als wenn sie dazu bestimmt werden, den Bischöfen und Ordensobern zu helfen, einen nationalen Clerus zu schaffen? Können die Vereine, welche das Werk der Verbreitung des Glaubens sich zu Herzen nehmen, irgend etwas thun, was unmittelbarer zum Ziele führen würde?"

Wenn man sich erinnert (Theil I.), welchen Werth Loyola darauf legte, daß im Orden die Nationalität keine Bedeutung habe, so sieht man, daß die heutigen Jesuiten den Zeitbedürfnissen entgegenzukommen suchen, muß aber auch fragen, ob dadurch nicht die Trennung vor der Welt ebenso geschwächt wird, wie durch die der Geistlichkeit erlaubte Ehe das klerikale Wesen gebrochen wurde.

Die literarische und künstlerische Wirksamkeit der Jesuiten.

Der Jesuit hätte sich gegen den Orden und gegen seinen eigenen Jesuitismus versündigt, wenn er die Wissenschaft zu eigener Befriedigung treiben wollte. Den Genuß der Wissenschaft mußte er, der nur den Zwecken des Ordens leben durfte, sich versagen, und wenn er der Wissenschaft oblag, so konnte er als Jesuit es nur so thun, daß er sie als Mittel zum Zwecke gebrauchte. Wem aber die Wissenschaft nicht persönlicher Genuß ist, der kann in ihr auch nur zufällig und nebenbei etwas leisten, und mehr als zufällige und beiläufige Leistungen hat der Jesuitismus nicht zu Stande gebracht. Der Jesuit hat sich nicht erlaubt, die Wissenschaft zu genießen: so hat sie ihrerseits auch ihn nicht in ihr Brautgemach

eingelassen. Er hatte keinen Sinn für sie, so hatte sie auch keinen für ihn.

Gleichwohl haben die Jesuiten, was sie an wissenschaftlichem Zeuge und Geräthe auftreiben konnten, als Mittel und „Waffen", wie sie selbst sagten, eifrig benutzt. Diese Ausputzung und Armirung aus der Rüstkammer der Wissenschaft, das ist ihre literarische Bedeutung. Dazu kommt noch, daß hie und da ein Jesuit, ganz gegen die Gesetze seines Ordens, ein wenig in Liebe gegen die Wissenschaft entbrannte und heimliche Sünde trieb.

Ihre literarische Waffensammlung, von der hier ein Ueberblick gegeben werden soll, ist in der That stückreich genug, und man sieht, daß sie es an Mitteln nicht haben fehlen lassen, die Welt jesuitisch zu machen. Es hat zwar neuerdings der Pater Roh in einer Missionspredigt zu Frankfurt am Main dem tausend Gulden versprochen, welcher ihm aus einer jesuitischen Schrift den Grundsatz nachweise: „der Zweck heiligt die Mittel"; aber das ganze jesuitische Schriftwesen ist ja selbst der deutlichste Nachweis: zum heiligen Ordenszwecke wurde das an sich unheilige Mittel der Wissenschaft benutzt.

Mit Einem Worte, die jesuitische Literatur ist nicht ein Kreis von Schöpfungen, sondern eine unge-

heure Masse von Arbeiten. Die Jesuiten haben nicht geschaffen, sondern gearbeitet.

Schon die ersten Gründer des Ordens haben ihre unermüdliche praktische Thätigkeit auch im literarischen Wege bewährt.

Ignaz v. Loyola schrieb: Exercitia spiritualia, Constitutiones, Epistola ad Claudium Aethiopiae Regem und einen: Tractatus de sanctissima Trinitate.

Franz Xaver, rastlos in seinen Arbeiten, schrieb 7 Bücher Briefe über die Missionen, einen Katechismus in malabarischer und einen kurzen Auszug der christlichen Lehre in portugiesischer Sprache.

Laynez entwarf 16 Werke.

Lejay schrieb Speculum Praesulis ex S. Scriptura, Canonum et Doctorum verbis.

Salmeron hinterließ 16 Bände.

Hinter diesen Vormännern folgt nun eine Reihe von vielen hundert jesuitischen Schriftstellern, die ihre Arbeitsthätigkeit vornehmlich auf dem theologischen Gebiete wirken ließen, das ganze Alte und Neue Testament exegetisch behandelten, Moraltheologie, scholastische, katechetische, homiletische, ascetische, polemische, mystische, patrologische und liturgische Theologie trieben, das kanonische Recht pflegten und Kirchengeschichte schrieben.

Es wäre zu viel, hier alle Namen und Werke,

die in dieses Fach gehören, aufzuzählen und wird genügen, wenn wir nur die Berühmtheiten anführen.

An ihrer Spitze steht **Petrus Canisius**, der als der erste Deutsche 1543 in den Orden trat. Er ließ es seine Hauptaufgabe sein, in Oestreich dem Protestantismus Einhalt zu thun, und verdiente sich dabei den Spottnamen Canis Austriacus. Tag und Nacht beschäftigt, auf die Fürsten zu wirken und das Volk zu bearbeiten, fand er doch noch Zeit zur Abfassung folgender Schriften: Summa doctrinae christianae sive Catechismus major. — Institutiones christianae pietatis seu Catechismus parvus (Diese beiden Katechismen übten großen Einfluß auf die Katholisirung des Volkes). — Notae aureae in Evangelia Dominicarum et Festorum seu Concionum, II Tomi. — Exercitamenta christianae pietatis. Manuale Catholicorum. De Verbi divini corruptelis adversus Centuriatores Magdeburgenses. Tom. I. de venerando Christi D. Praecursore Joanne Bapt. Tom. II de sanctissima Virgine Deipara Maria. Libri V. — Ein Martyrologium mit erläuternden Anmerkungen. — In deutscher Sprache mehrere Erbauungsschriften, wie das Leben der heiligen Beatus und Fridolin u. s. w. — Endlich gab er heraus: Cyrilli

Patriarchae Alexandrini opera. — Leonis Pontificis M. Opera. — D. Hieronymi selectae epistolae.

Neben Canisius ist zu nennen Possevin, Verfasser von zehn Werken, Auger, der „mächtigste Prediger seiner Zeit", der an fünfzigtausend Calvinisten zum Rücktritt gebracht haben soll, und welchem die Stadt Lyon öffentlich den Titel gab: Pater Patriae, Conservator Fidei, salutis publicae Restitutor, sodann Martin Olave, Frusis u. A.

Hervorragend war Tolet (Toletus gest. 1596), von dem ein Zeitgenosse sagte: „Man muß mehrere Jahrhunderte warten, um einen solchen Mann zu sehen, wie Tolet", und ein Anderer: „Wenn man den Pater Tolet predigen gehört hat, kann man nichts mehr wünschen." Ein ausgezeichneter Prediger und als gewandter Unterhändler in ganz Europa verwendet, schrieb er doch noch folgende Bücher: Einleitung in die Logik; Commentare mit Fragen über die gesammte Logik des Aristoteles; Acht Bücher de physica Auscultatione; drei Bücher de Anima; Commentare über das Evangelium Johannis und Lucas, über den Römerbrief; Summa Casuum Conscientiae sive Instructio Sacerdotum.

Als unerreicht wird Robert Bellarmin gepriesen (Bellarmino, geb. 1542, gest. 1621 als Cardi-

nal), der schon in früher Jugend eine in vielen Auflagen erschienene hebräische Grammatik und eine theologische Literaturgeschichte de scriptoribus ecclesiasticis schrieb. Sein Hauptwerk sind seine polemischen Disputationes de controversiis christianae fidei adversus hujus temporis haereticos 1581 in 3. fol. Neben diesem gingen viele kleinere polemische Schriften her, namentlich eine de potestate summi Pontificis in rebus temporalibus contra Guil. Barclaium. Romae 1610, worin er gegen den schottischen Rechtsgelehrten Barclay, der den Primat des Papstes einzuengen suchte, diesen über alles Maaß hinaus erhob.

Controversisten in der Art des Bellarmin waren noch Persons und Campian in England, Coton in Frankreich, die beiden Tanner, Contzen und Jung in Deutschland, Pazmany in Ungarn, Lessius und Scribani in den Niederlanden, Eudämon Joannes in Rom, Pennalosa und Pisa in Spanien. Es gingen Schriften gegen die Protestanten aus, wie „Lauge, um ungesunde Köpfe zu waschen" und ähnliche.

Andere zeichneten sich in der Bemühung aus, Dogma und Moral wissenschaftlich zu begründen. Auf ihre Autorität bildeten sich Schulen in der Dogmatik, Moral und Exegese. So

Franz Suarez (gest. 1617) bearbeitete in 24 Folianten Metaphysik, Dogmatik und vor Allem Moral. Papst Paul V. nannte ihn Doctor eximius und seine Zeitgenossen gaben ihm den Namen „Augustinus seines Zeitalters."

Gabriel Vasquez (gest. 1604), gleichfalls eine Autorität in Dogmatik und Moral.

Ludwig Molina (geb. 1540, gest. 1600) jesuitischer Theolog auf der portugiesischen Universität zu Evora, wurde durch sein Werk: Liberi arbitrii cum gratiae donis, divina praescientia, providentia, praedestinatione et reprobatione concordia, in welchem er Augustinismus und Semipelagianismus mit einander vereinigen wollte, sich aber dem Letzteren zuneigte und gegen die Augustinische Partei verstieß; der Stifter des oben Seite 275 ff. erwähnten „Molinismus" und Urheber der daran sich knüpfenden molinistischen Streitigkeiten.

Dionysius Petavius (Petau aus Orleans, gest. 1652), berühmter Dogmenhistoriker durch sein Werk de theologicis dogmatibus, 1646.

Thomas Sanchez gest. 1640.

Paul Laymann gest. 1625.

Stephan Bauny gest. 1647.

Anton de Escobar y Mendoza, gest. 1669, berühmt durch sein Liber theologiae moralis.

Herm. Busenbaum, gest. 1668, aus Westphalen, Rector des Collegiums zu Münster und Verfasser der medulla casuum conscientiae.

Aus den Schriften der genannten und anderer Jesuiten ist der Vorwurf über ihre „laxe Moral" erhoben worden.

An diese älteren Jesuiten schließen sich in neuerer Zeit als Bearbeiter der Dogmatik und Moral und als Polemiker an: Martin (Tractatus de matrimonio), Perrone, Rozaven (Eglise catholique justifiée), Weninger (die apostolische Vollmacht des Papstes in Glaubensentscheidungen 1841), Kohlmann, F. Pellico, Avillaga, Cahour, Deschamps, Plowden.

In der Exegese hat sich einen großen Namen gemacht: Cornelius a Lapide, der in 10 Foliobänden (Antwerpen 1681) fast alle Bücher des Alten und Neuen Testaments commentirte.

Ein anderer großer Exeget war Joh. Maldonado, der einen Commentar über die vier Evangelien schrieb.

Hierher gehören auch die Orientalisten Sanctio

und v. Pineda wegen ihrer Commentare über Hiob, die Propheten, Psalmen und Salomo.

Sodann die Bearbeiter von biblischen Hülfswissenschaften, wie Bonfrère, der eine biblische Geographie verfaßte, Celada, Franz v. Mendoza, Pibera und andere, so wie Franz v. Montmorency, welcher die Psalmen lyrisch umschrieb.

In der neueren Gesellschaft ist als Exeget zu nennen Patrizi (Elementarcurse der heiligen Schrift).

Der exegetische Grundsatz der Jesuiten: Quod semper, quod ubique, quod ab omnibus, wonach sie ihre hermeneutischen Gründe aus der Tradition, den Kirchenvätern und den Concilien herholten, war Ursache, daß sie sich gern mit Herausgabe und Bearbeitung dieser Quellen befaßten. So übersetzte der Hellenist Cordier die griechischen Kirchenväter, Cronton du Duc bearbeitete Chrysostomus, Basilius den Großen, Gregor von Nyssa, Gregor von Nazianz, Clemens von Alexandrien und die Kirchengeschichte des Nicephorus Callistes, Goswin veranstaltete eine Gesammtausgabe der Werke Tertullians. In der neueren wiedergelebten Gesellschaft ist zu nennen Prat's Leben des heiligen Irenäus.

Besonders hervorzuheben ist in diesem Betracht Jac. Sirmond zu Rom, gest. 1651. Sodann noch

Raynaud, Labbé, Hardouin, Longueral und viele Andere.

Vorzüglich reich ist der Orden an Missionsberichten. Die große Zahl derselben hier aufzuführen, wäre zu weitläufig, und wir nennen deshalb nur einige Gesammtdarstellungen der Missionsthätigkeit in Asien.

Asiae pars prima, ubi fusius de vita S. Francisci Xaverii. Romae 1650.

Asiaticae Historiae Societatis Jesu, Pars posterior, Libris quatuor consequentibus pertexens, quae post beatum S. Xaverii obitum Soc. Patres ad Dei gloriam in iisdem provinciis gessere. Ex Italico R. P. Danielis Bartoli Romae excussa, latine reddita a. R. P. Ludovico Janino, utroque Soc. ejusd. sacerdote. Lugduni 1667 4to.

Asiae tertia pars, de China, Cochin-china, Tunchino. Romae 1663 in Fol. latine versa a Lud. Janino. Lugduni 1670 in 4to.

Dell' Historia della Compagnia di Giesu il Giapone seconda parte dell' Asia, descritta dol P. Daniello Bartoli della medesima Compagnia. In Roma 1660. Fol. in drei Büchern.

Hieran schließen sich als neuere Fortsetzungen der Missionsberichte:

X. de Charlevoix. Histoire des Chrétientés nouvelles (Die Missionsarbeiten des Ordens in Japan, Paraguay, St. Domingo und Canada).

P. J. de Smet de l. C. d. J. Missions de l'Oregon et voyages aux montagnes-rocheuses, aux sources de la Colombie, de l'Athabasca et du Sascotohawin pendant l'année 1845—1848. Gand.

Daß die Jesuiten sich die Heiligen=Geschichten sehr angelegen sein ließen, versteht sich dem Geiste des Ordens gemäß von selbst. Außer einer zahllosen Menge von Hagiographieen ist das sogenannte Bollandistenwerk, eine allgemeine Heiligengeschichte, Acta Sanctorum, hervorzuheben. Der Pater Canisius, dessen Werke oben angeführt wurden, hatte das Leben einzelner Heiligen beschrieben und rieth zuerst zur Anlegung einer allgemeinen Kirchenlegende. Bellarmin billigte den Plan und der Jesuit Rosweide in Antwerpen begann die Ausführung vorzubereiten, konnte aber wegen seines schon 1629 erfolgenden Todes die 18 Bände, auf welche er das Ganze berechnet hatte, nicht zu Stande bringen. Auf Befehl des Ordens übernahm der junge Joh. Bolland die hinterlassenen Sammlungen des Verstorbenen, eröffnete von Antwerpen aus einen Briefwechsel mit ganz Europa und brachte eine solche Masse von Urkunden und

Handschriften zusammen, daß der Plan erweitert wurde. Im Jahre 1643 gab er, unterstützt vom Pater Henschen, zwei starke Foliobände mit dem Leben jener Heiligen heraus, deren Gedächtniß die Kirche im Januar feiert; darauf folgten 1658 drei Bände mit den Heiligen des Februar. Nach Bolland's Tod (1665) wurden vom Orden neue Herausgeber bestellt. Gachard sagt über diese Acta Sanctorum oder das sogenannte Bollandistenwerk in seinem Memoire sur les Bollandistes et leur travaux, la à la commission royale d'histoire le 3. avril 1835: „Die Sparsamkeit und die Ordnung, welche die Bollandische Gesellschaft leiteten, waren der Art, daß es ohne andere Hülfsmittel, als den Erlös aus dem Absatz ihrer Werke, die durch den kaiserlichen Hof bezahlte Pension und die Geschenke des Vaters Papebroek und einiger anderer Personen, unter welchen man die Bischöfe de Smet von Gent und van Susteren von Brügge zählt, den Jesuiten-Hagiographen gelungen war, zur Zeit der Aufhebung ihres Ordens ein Capital von 136,000 fl. anzusammeln, welches, auf Renten angelegt, ihnen ein Jahreseinkommen von 9133 fl. abwarf, ein Einkommen, welches der Absatz der Acta Sanctorum durchschnittlich im Jahr noch um 2400 fl. erhöhte. In Folge der Aufhebung des Ordens sie-

len alle ihre Capitale und ihr Eigenthum an den Fiscus." Indeß unterstützte die Kaiserin Theresia die Fortsetzung des Bollandistenwerkes, bis das zu 53 Folianten (bis zu den Heiligen des 15. Octobers) angeschwollene Werk 1794, als die Franzosen in die Niederlande einrückten, in's Stocken gerieth. Erst 1837 übertrug die belgische Regierung dem Orden die Fortsetzung des Werkes. Die damit betrauten Patres nahmen den Briefwechsel wieder auf und erließen 1838 das Programm de prosecutione operis Bollandiani, Namur bei Donfils. Die Fortsetzung begann mit dem 54. Bande in 2 Abtheilungen und vielen Zeichnungen.

Zu diesen Kalender-Heiligen kommen die Heiligen des Ordens. Die Märtyrer und Missionäre der Gesellschaft Jesu, und man kann sich leicht denken, wie emsig alles Wichtige und Unwichtige aus ihrem Leben von enthusiastischen Sammelgeistern des Ordens zusammengetragen worden ist. Diese biographische Literatur der namhaften Ordensmitglieder geht von Loyola herunter bis in die neueste Zeit und besteht theils in einzelnen Biographien, theils in Zusammenfassungen. Zu letzteren zählen: Lorenzowicz Centuriae meritae virtutis militum ex minimo Societatis Jesu ordine; de Andrada Vitae virorum illustrium de Societate Jesu 1666,1667; Allegambe Heroes et

victimae caritatis S. J. seu catalogus eorum, qui ex S. J. caritati animam devoverunt, ad id expositi et immortui peste infectorum obsequio ex caritate obedientiaque suscepto. Romae 1658 und Mortes illustres et gesta eorum de S. J., qui in odium fidei ab Haereticis vel aliis occisi sunt. Romae 1657 und andere.

Sogar einen biographischen Kalender gaben die Jesuiten heraus, worin zu jedem Tage des Jahres Lebensbeschreibungen von Ordensmitgliedern, die an diesem Tage gestorben waren, gegeben sind.

Eine allgemeine Geschichte des Ordens, nach Generalaten eingetheilt, lieferten Orlandi, Sacchini, Jouvency, Cordova, Ponsin, Franco und Bartoli. Mehr eine Chronik, als ein Geschichtswerk.

An großen Kanzelrednern fehlte es dem Orden weder vor der Zeit seiner Aufhebung noch nach derselben. Wir nennen nur einige. In Italien war ein großer Redner Segneri; in Spanien Tolet; in Portugal Vieira; in Deutschland predigten die Jesuiten Tanner, Becan, Hirckmann und Faber lateinisch, aber schon Canisius, Gans, Scherer und Dulmann predigten deutsch, so wie später unter Andern Hunold; in Ungarn Sarbieski und

Skarga; in Frankreich vor Allem Bourdalone, der als Prediger das Haupt einer Schule wurde, und nach der Wiederherstellung des Ordens Maccarthy unter den Bourbonen und Ravignan unter dem Julikönigthum.

Am Schlusse der theologischen Wirksamkeit der Ordensmitglieder ist noch zu erwähnen, daß auch die heilige Musik unter den Jesuiten einen Vertreter in Lambillote fand.

Außer der Theologie betrieben die Jesuiten aber auch die weltlichen Wissenschaften, jedoch auch sie als Mittel für den jesuitischen Zweck.

So beschäftigten sie sich mit der Philosophie und hatten dabei besonders den Zweck im Auge, dialectisches Denken und dialectische Gewandtheit zu lehren und auszubilden. In Bezug auf diese Behandlung der Philosophie als einer Anleitung zum Denken oder einer Denkübung empfahl selbst Cartesius einem Vater, welcher ihn über die seinem Sohne zu gebende philosophische Bildung zu Rathe zog, die jesuitische: „Weil die Philosophie der Schlüssel zu den übrigen Wissenschaften ist, so halte

ich es für sehr nützlich, den ganzen Cursus derselben, wie er in den Schulen der Jesuiten vorgetragen wird, durchzumachen. Ich muß meinen früheren Lehrern die Ehre erweisen, zu sagen: sie wird an keinem Orte der Welt besser gelehrt, als in La Flèche."

In dieser Weise schrieb Tolet seine Instructio ad Logicea, dann Fabri (der mit Harvey zugleich den Umlauf des Blutes entdeckt haben soll) seine Elementa metaphysices. Garnier den Marius mercator oder Elementa philosophiae, und Andere commentirten die Logik des Aristoteles oder bauten ein System der Metaphysik auf, wie Suarez.

Als praktische Psychologie ist zu nennen des Generals Aquaviva Industriae ad curandos animae morbos.

Die empirische Psychologie als Hülfswissenschaft für die Moral pflegte Gracian, der hierin mit seinen „Reflexionen", seinem „Universalmenschen" und anderen Schriften voranging. Dahin gehört noch Blanchard Ecole des moeurs, Buffier „Lehrgang der Wissenschaften", „Ueber die ersten Wahrheiten und die Quelle unserer Urtheile", „Uebung des künstlichen Gedächtnisses".

Aus der neueren Gesellschaft sind zu nennen: Rozaven „über die Gewißheit", Romano „der

Innere Mensch", Rothenflue Institutiones philosophiae theoreticae in usum praelectionum 1852. 2 Vol., Prat Histoire de l'electisme Alexandrin, Taparelli ein „Versuch eines auf Erfahrung gegründeten Naturrechts" u. A.

Besonders thätig erwiesen sich die Jesuiten in Lehr- und Schulschriften. Sacchini schrieb Paraenesis ad magistros scholarum inferiorum, Judée Reflexionen über den Unterricht in den schönen Wissenschaften, Jouvency Ratio discendi et docendi, Aler erfand den Gradus ad Parnassum, Alvarez schrieb eine Prosodie, Pomey einen Flos latinit. Tractatus de particulis, Giraudeau eine griechische Grammatik und eine Odyssee unter dem Namen Praxis linguae sacrae. Ueberhaupt haben über dreihundert Jesuiten Grammatiken und Elementarbücher über lebende und todte Sprachen geschrieben und über 95 Sprachen gelehrt.

Die berühmteste unter den Grammatiken des Ordens ist die lateinische vom Pater Emanuel Alvarez, obgleich sie heute nicht mehr im Gebrauch ist.

In der neueren Gesellschaft hat als Schulschriftsteller einen Namen Kleutgen.

Für die Sprachen viel zu thun hatten die Patres volle Gelegenheit in ihrem Berufe als Missionäre, als welche sie überall die Sprache des Landes lernten.

So zählt der Orden unter seinen Mitgliedern mehrere Lexicographen für das Aethiopische und Arabische, Grammatiker und Lexicographen für das Chinesische, Japanesische, Indische, Persische, Tamulische, Malabarische, Chilenische, Mexicanische u. s. w. Die Sprachen der alten und neuen Welt, besonders die der wilden Völkerschaften, wurden durch die Jesuiten der Sprachwissenschaft eröffnet.

Aus den jesuitischen Leistungen in der Profangeschichte ist auszuzeichnen: Mariana's Geschichte von Spanien, Strada's Geschichte der Niederlande, Mattei's Geschichte Indiens, Tursellino's Abriß der allgemeinen Geschichte, Daniel's Histoire de France und Histoire de la Milice française, Du Halde's Description historique, geographique et physique de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise und Lettres édifiantes et curieuses, Joseph d'Orleans Revolutions d'Angleterre et d'Espagne, Laguille's Histoire de l'Alsace ancienne et moderne, Bougeant's Histoire du traité de Westphalie.

Aus neuerer Zeit ist besonders zu nennen: Naruszewicz Geschichte Polens, und Damberger Synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter, ein großes Werk, das seit 1850 er-

scheint und von dem bis jetzt (1853) fünf Bände und außerdem Kritikhefte herausgegeben sind.

Auch die Hülfswissenschaften der Historie, wie Chronologie, Archäologie, Numismatik wurden von den Jesuiten bearbeitet. Diese Hülfswissenschaften fanden in der neuen Gesellschaft weitere Pflege, wohin zu rechnen: die von Gregor XVI. angeordnete Veröffentlichung des Museum hetruscum durch den Pater Secchi, die Roma sotterranea des Pater Marchi, die Monographie des vitraux de la cathédrale de Bourges von Arthur, Martin und Cahier.

Die Mathematik verdankt es zum großen Theil den Jesuiten, daß sie wieder mit Eifer angefaßt wurde.

Der Pater Clavius übersetzte und erläuterte den Euklid, lehrte die Anfertigung der Instrumente und wurde, vom Papste Gregor XIII. dazu berufen, der Reformator des Kalenders.

Gregor v. St. Vincent ist berühmt als Geometer durch seine Theoremata mathematica und sein Opus geometricum quadraturae circuli.

Riccati ist der Schöpfer der höheren Analysis.

Galilei ist als ein Schüler der Jesuiten zu nennen. Einer erst im Jahre 1811 in der Biographie universelle Tom. IV. p. 92 mitgetheilten, eigenhändigen Urkunde Bellarmin's vom 26. Mai 1616 zu=

folge wäre es gar nicht wahr, daß Galilei seine Lehre abgeschworen oder wegen derselben eine Buße erlitten habe. Der römische Hof soll ihn nur angewiesen haben, das copernikalische System, als noch unerwiesen, noch nicht förmlich zu lehren, sondern als bloße „Hypothese" zu behandeln. Die Jesuiten Riccioli und Grimaldi bestätigten aber dann das copernikalische System. Ersterer bestimmte auch die Regeln der Hydrographie und entdeckte die Mondflecken, Grimaldi bereicherte Kepler's Katalog um 505 Sterngebilde, schrieb die wesentlich fördernde Abhandlung de lumine et coloribus iridis und stellte gegen Newton's Emissionshypothese die Undulationstheorie auf.

L'Hoste, Verfasser der Traités de la construction des voisseaux; des évolutions navales und des Recueil des mathematiques les plus nécessaires à un officier, gab durch dieses sein sogenanntes „Jesuitenbuch" die wissenschaftliche Grundlage für die Marine, nach welchem bis zum 19. Jahrhundert selbst die englischen Admirale sich richteten und das d'Estrées, Mortemart und Tourville auf ihren Seezügen mit sich führten.

Du Chatellard unterrichtete 33 Jahre lang die jungen Garden der Marine Frankreichs nach seinem Recueil des traités de mathématiques.

Borgo schrieb die Art. de la fortification et de la défense des places.

Zucchi ist Verbesserer des Telescops.

Kircher legt große Sammlungen von Naturmerkwürdigkeiten an, erfindet eine Universalschrift und die Stenographie.

Gusmar erfindet in Brasilien den Luftballon.

Lana Terzi erfindet eine Säemaschine, den Taubstummenunterricht und ein Mittheilungsmittel zwischen Blindgebornen.

Scheiner beobachtete lange vor Galilei die Sonnenflecken.

Von Grönbergers Prospectiva nova coelestis sagt Lalande: „Ein merkwürdiges Buch aus dem Grunde, weil es die erste Idee der Centralprojectionen enthält, d. h. die Projection der Sphäre auf eine Ebene, welche sie in einem Punkte bewährt, während das Auge im Centrum ist."

Ueberhaupt hat der Orden viele ausgezeichnete Astronomen. Er war für diesen Zweig der Wissenschaft besonders dadurch begünstigt, daß er in aller Welt Mitglieder hatte, die Beobachtungen anstellen konnten und diese dann einander mittheilten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts ließen es sich die Jesuiten angelegen sein, Sternwarten an verschiedenen Or-

ten zu errichten und sie mit Instrumenten auszustatten. In neuester Zeit ist Vico auf der Sternwarte des römischen Collegiums zu nennen, der im höchsten Rufe steht.

Die Poesie war kein glückliches Feld für den Jesuitismus, und ein paar Dichter abgerechnet ist alles Uebrige geschmacklos und trocken. Nennenswerth sind nur Sarbiewski, besonders aber Balde, dessen Gedichte Herder zum Theil übersetzt hat, und Spee, Verfasser der Trutznachtigall.

Auch in den Künsten sind einige jesuitische Namen zu erwähnen. So als Maler: Courtois (Schlachtenmaler), Segfers, Valeriano, Latri, Dandini, Attiret, Castiglione, als Musiker: Marotta, als Bildhauer: Fiammieri, als Baumeister: Massé, Menestrier und die Gebrüder Matlange.

Der Orden fand für seine literarischen Leistungen auch bei seinen Gegnern Lob. So sagt Voltaire: „Unter den Jesuiten gab es Schriftsteller eines seltenen Verdienstes, Gelehrte, beredte Männer, Genies", und d'Alembert: „Keine religiöse Gesellschaft ohne Ausnahme darf sich einer so großen Zahl berühmter Män-

ner in der Wissenschaft und Literatur rühmen. Die Jesuiten haben sich in allen Gattungen derselben mit Erfolg geübt: in der Beredtsamkeit, in der Geschichte, in den Alterthümern, in der Geometrie, in tiefer und angenehmer Literatur. Es giebt fast keine Klasse von Schriftstellern, in welcher die Gesellschaft nicht Männer ersten Ranges zählte." Am überschwänglichsten aber drückt sich in seinem Lobe der Portugiese Macedo aus in der Schrift: „Die Jesuiten und die Literatur"; er fragt: „Wenn sämmtliche Bücher, welche über die Wissenschaften überhaupt und über jede insbesondere verfaßt wurden, untergingen und nur jene übrig blieben, deren Verfasser Jesuiten sind, würde man da wohl in der so ausgedehnten Gelehrtenrepublik irgend eine Lücke finden?" —

Das Lehr= und Schulwesen der Jesuiten.

Sollte jesuitischer Wandel und jesuitische Verstellungsweise unter den Menschen verbreitet werden, so mußte ein Grund dazu bereits in der Jugend gelegt und das heranwachsende Geschlecht in des Ordens Zucht und Behandlung genommen werden. Dieser Ordenszweck, jesuitische Geister zu bilden, bewog schon den Gründer des Ordens, das Erziehungs= und Unterrichtswesen vor Allem in's Auge zu fassen und auf die jungen Leute zu speculiren. Und es ist dem Orden diese „Menschenfischerei" im größten Umfange gelungen.

Das Erziehungswesen des Ordens beruht auf der richtigen Einsicht, daß der Jesuitismus anerzogen werden kann, und zugleich auf dem Wahne, daß das Christenthum ein Erziehungsresultat sein könne. Wohl=

gezogene Jesuiten lassen sich machen oder verziehen"; Christen können nur erweckt werden.

Die Wohlgezogenheit ist das Erziehungsresultat der jesuitischen Methode, und weil die jesuitischen Zwecke keineswegs sich auf den Orden beschränken, der Jesuitismus vielmehr das Wesen unzähliger Menschen aus allen Secten und Lebensstellungen repräsentirt, so ist dieses Prinzip der Wohlgezogenheit in die Erziehungsweisen aller Länder und Confessionen eingedrungen und hat seine bestimmteste Gestalt in der bloßen Fachbildung gewonnen. Die Jesuiten und der jesuitische Geist haben den Grund zum immer weiter um sich greifenden Brotstudium gelegt, indem sie als ihren Ausgangs- und Zielpunkt den annahmen, daß der Mensch für seine Bestimmung, für „die Bestimmung des Menschen" zu erziehen sei, mithin die Erziehung ihren festen Zweck habe. Diese Erziehung des Menschen für einen Zweck, der sich anfänglich sehr heilig ausnimmt (denn in der Studienordnung heißt dieser Zweck so: „Die Nebenmenschen so zu lehren, daß sie zur Erkenntniß und Liebe unseres Schöpfers und Erlösers erregt werden"), läuft nothwendig endlich in die materiellsten Zwecke, in das Brotstudium, aus. An der Consequenz des Prinzi-

pes zeigt sich, daß der „heilige Zweck" mit den unheiligsten Zwecken einerlei Wesens ist.

Nichtsdestoweniger bleibt der Werth des jesuitischen Erziehungswesens unangreifbar. Es ist die Erziehung, wie sie der ordinäre Mensch braucht, die Erziehung des ordinären Menschen. Als Erziehungsresultat tritt derselbe Mensch wieder heraus, der in die Erziehungsanstalt eingetreten ist, aber als ein wohlgezogener; das Erziehungsresultat ist: der wohlgezogene ordinäre Mensch.

Loyola stellte im vierten Theile der Constitutionen seine Studienordnung auf. Er wollte, daß aus Menschen Christen gebildet würden, als wenn der Christ nicht der „neue Mensch" wäre, der sich durch keine Erziehung aus dem „alten" herleiten läßt.

Allein er ging rüstig daran und brachte die Erziehung in ein System. Er ordnete die Folge der Studien, die Lehrweise, die Zucht, die innere Einrichtung der Schulen. Er bestimmt, was gelehrt und welche Schriftsteller gelesen werden sollten; er vermehrt den bisherigen Lehrstoff, empfiehlt das Studium der Humaniora, der Beredtsamkeit, der Dichtkunst, der Geschichte, verlangt besondere Professuren für die hebräische, griechische und lateinische Sprachen, ja, so weit es zweckdienlich erachtet werde, selbst für

die chaldäische, arabische und indische; er gebietet Mathematik und Physik, Philosophie und Theologie zu lehren, und selbst die Rechtswissenschaft und Medizin sollen von den höheren Anstalten des Ordens, jedoch ohne Verpflichtung der Ordensmitglieder dazu, vorgetragen werden. In der Philosophie soll Aristoteles, in der Theologie Thomas von Aquino zu Grunde gelegt und nur da, wo es durchaus nothwendig, von ihren Lehren abgewichen werden. Die Zucht bestehe neben Bußen, Gebeten und Meditationen, bei Gesetzwidrigkeiten in einfachen Warnungen bis zu körperlichen Züchtigungen. Die innere Einrichtung sollte in allen Jesuitenschulen die nämliche sein. In Bezug auf das kurze Gebet, mit welchem jedesmal die Klasse beginnen sollte, fügt Loyola in einer Note bei: „Sollte dieses Gebet nicht mit Aufmerksamkeit und Andacht gehalten werden, so dürfe man es unterlassen. Dann solle der Professor sich damit begnügen, das Zeichen des Kreuzes zu machen und hierauf seine Klasse anfangen."

Dieser Studienplan Loyola's ist die niemals wesentlich geänderte Grundlage für die Jesuitenanstalten geblieben. Aenderungen im Einzelnen aber wurden allerdings in den Generalcongregationen beschlossen. So wurde die Annahme jedes Schulgeldes ver-

boten: es wurde dem General empfohlen, neue Lehranstalten nur aus ganz wichtigen Gründen anzunehmen, weil man vorerst die bestehenden zur höchsten Stufe der Vollkommenheit führen solle; es wurden, weil bei dem Zufluß von Schülern sich ein Mangel an Lehrern herausstellte, Normalschulen zur practischen Bildung von Lehrern eingerichtet.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts fühlte man das Bedürfniß, den Studienplan zu vollenden. Es war die Aufgabe des Generals Aquaviva, diese Arbeit ausführen zu lassen. Für die Feststellung des Studienplanes waren sechs Patres aus allen katholischen Reichen zusammengewählt, um den Bedürfnissen Aller gerecht zu werden, (für Rom trat noch ein siebenter hinzu) und wurden 1584 vom General dem Papste vorgestellt. Nach etwa einem Jahre legten sie ihre gemeinsame Arbeit, die Grundlage der Ratio studiorum, vor; sie wurde vom Papste und der Gesellschaft gebilligt, vom General aber nochmals einem Ausschuß von 12 Mitgliedern überwiesen, und hernach als feststehende Schulordnung angenommen, wie sie, mit wenigen Zusätzen, bis heute geblieben ist. Die Ratio atque Institutio studiorum societatis Jesu, wie sie Loyola in den Constitutionen entworfen hat,

und die unter Aquaviva zu Stande gekommene Ratio studiorum sind der jesuitische Schulcoder.

So weit nicht das theologische Bedürfniß und die Erfordernisse der Zeit einiges zu ändern geboten, behielten die Jesuiten die traditionelle Eintheilung der Schule in Grammatik, Rhetorik und Philosophie bei. Sie lehnt sich an das Alterthum an, weil dort der Jugendunterricht der höheren Stände sich allmälig so gestaltet hatte, daß die Lernenden durch den Grammatikus die Elementarkenntnisse erwarben und zum Lesen der Dichter angeleitet wurden, dann für das Studium der Rhetorik in die Lehre des Rhetors traten und endlich für das auch Mathematik und Naturwissenschaften umfassende Studium der Philosophie sich in die Lehre des Philosophen begaben. Gegen Ausgang des Alterthums gliederte sich der Lehrstoff in das Trivium und Quadrivium der sieben freien Künste. Dieser Lehrplan blieb im Mittelalter traditionell und wurde erst durch das neuere Schulwesen verdrängt. — Auch eine andere Neuerung, die Anstellung der Fächerlehrer statt der alten Klassenlehrer, wurde von den Jesuiten zurückgewiesen.

Ihren Grundzügen nach concentrirt sich die Studienordnung in dem angegebenen Zwecke einer „Erziehung des Nebenmenschen zur Erkenntniß und Liebe

unsers Schöpfers und Erlösers", wozu der weitere Unterricht nur als Mittel dienen soll. Dies führte darauf, die Lehrstunde mit Gebet zu beginnen, die Zöglinge streng zum Gottesdienst anzuhalten, den häufigen Empfang der Sacramente anzuordnen, den Katechismus tüchtig einzuüben, christliche Gespräche und christliche Lectüre zu empfehlen, überhaupt im Lehren den Glauben und die Frömmigkeit zu pflegen und die heidnischen Schriftsteller nur castrirt zu gebrauchen.

Für die höheren Facultäten, die Philosophie und die Theologie, ist die strengste Ehrfurcht vor dem Positiven vorgeschrieben; was der Kirchenlehre mittelbar oder unmittelbar widerstreitet, darf nicht gelehrt werden. Approbirte Lehrbücher für alle Fächer gehen gleichmäßig durch alle Schulen des Ordens. Die Zuhörer dürfen nur gewisse Bücher mit Wissen des Rectors haben.

Eine wesentliche Steigerung des Einflusses der Jesuitenschulen bewirkten die „Congregationen der heiligen Jungfrau". Ein junger Jesuit, Johann Leon, erschuf sie um das Jahr 1569. Er versammelte in den Freistunden die ausgezeichnetsten Schüler der niederen Klassen und die es namentlich in der Frömmigkeit am weitesten gebracht hatten, um sie zur Wohlthätigkeit, zum Lernen und zur Liebe Gottes an-

zufeuern. Dieses Verfahren verbreitete sich rasch in den Anstalten des Ordens, so daß schon 1584 Papst Gregor XIII. durch eine Bulle diese Versammlungen zu einer Stammcongregation an der Kirche des Collegium romanum erhob. Daraus entstand eine über die ganze Welt hin reichende Brüderschaft, indem die abgegangenen Schüler mit ihren Mitschülern und Lehrern in der Gemeinsamkeit des Gebets verharrten und Statuten, Regeln und Pflichten gemeinschaftlich behielten. Diese Brüderschaft umschloß alle Stände: Adelige, Bürgerliche, Militärs, Geistliche, Staatsbeamte, Handwerker, Kaufleute, Dienstboten u. s. w. Jede Congregation hatte einen Präfecten, zwei Assistenten und einen Schriftführer.

Am Schlusse des Jahres 1710 besaß der Orden 612 Collegien, 157 Pensionate oder Normalschulen, 59 Noviziate, 340 Residenzen, 200 Missionen und 24 Profeßhäuser, und dazu noch 24 Universitäten, an welchen die Patres die akademischen Grade verliehen. Und wie zahlreich diese Anstalten besucht waren, kann man daraus entnehmen, daß z. B. das Collegium von Clermont 1651 an 2000 und 1675 an 3000 Studenten zählte.

Im Jahre 1762, also kurz vor seiner Aufhebung, besaß der Orden 669 Collegien. In dieser Menge

von Anstalten konnte die Gesellschaft beinahe die ganze Erziehung des katholischen Europa leiten und hat sie wirklich auch beinahe zwei Jahrhunderte lang besorgt. Voltaire war nicht weniger als Corneille ein Jesuitenschüler.

Nach der Aufhebung des Ordens war in Betreff des öffentlichen Unterrichts große Noth, und gleich im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ergriffen die Regierungen von Neapel und Parma die erste Gelegenheit, um die Jesuiten wieder als Lehrer einzusetzen. Man kann sich denken, mit welchem Eifer sie dieses ihr Lieblingsfach wieder ergriffen. Seit der förmlichen Wiederherstellung des Ordens im Jahre 1814 begehrten immer mehr die katholischen Regierungen Jesuiten zu öffentlichen Lehrern. So sehr es dem Orden nun auch an Lehrern gebrach, so hielt dennoch der General Brzozowski streng darauf, daß die Mitglieder, ehe sie Unterricht geben durften, einen zweijährigen Noviziat beständen und dann sich in ein Studienhaus zurückzögen, um da in der Mathematik, Physik, Literatur, Philosophie und Theologie sich zu vervollkommnen. Da diese Studienhäuser noch sehr selten waren, so wollte der General, daß man lieber schon gegründete Lehranstalten opfere, um die Studienhäuser zu vermehren. „Es wirken zwar," schrieb

er 1817, „die Lehranstalten viel Gutes, aber ich fürchte, das Gute, welches wir gegenwärtig wirken, wird uns außer Stand setzen, es in der Folge zu thun. Es giebt keinen Menschen, der, vom Hunger geplagt, nicht einen Theil seines Getreides opfert, um, im Hinblick auf die Zukunft, seine Ländereien zu besäen. — Aber wie ein Studienhaus unterhalten, ohne gesicherte Fonds zu haben? Da liegt freilich, das sehe ich wohl, die größte Schwierigkeit. Dennoch antworte ich: so groß sie auch ist, so darf sie uns doch nicht aufhalten, weil es sich um ein Werk Gottes handelt, welches offenbar zur Ehre Gottes abzielt. Unsere Gesellschaft hat keine andere Bestimmung; suchen wir uns der Sorgfalt der göttlichen Vorsehung würdig zu machen, und sie wird uns nicht fehlen. — Wir dürfen nicht aus dem Gesicht verlieren, daß wir Jesuiten bilden wollen, und daß an einem Jesuiten die Wissenschaft unbedingt nothwendig, fast so nothwendig, als die Frömmigkeit selbst ist. — Der heilige Vater hat geglaubt, die Gesellschaft wieder herstellen zu müssen; es ist sonach an uns, zu seinen Planen mitzuwirken, indem wir Anstrengungen machen, um in der That die Gesellschaft Jesu wiederherzustellen, d. h. eine Gesellschaft heiliger und gelehrter evangelischer Arbeiter."

So gründete man nun in den meisten Hauptstädten Häuser, um die Scholastiker zum Lehramte vorzubereiten. Sie mußten die Vorträge berühmter Gelehrten besuchen, in Paris z. B. die Vorlesungen von Cauchy, Leroy, Ampère, Binet, Querret, Cuvier, Hauy.

Die Zeit war inzwischen eine durchaus andere geworden, so daß man das Bedürfniß fühlte, die Ratio studiorum einer die Zeitbedürfnisse berücksichtigenden Revision zu unterwerfen, ohne jedoch an ihren wesentlichen Grundlagen etwa zu ändern. Hierzu von einer Generalcongregation aufgefordert, ernannte der General Roothaan einen Ausschuß, der am Schlusse des Jahres 1830 an's Werk ging. Man änderte Manches, sonderte aus und fügte hinzu. So wurde der Professor der Philosophie nicht mehr an Aristoteles, der der Theologie nicht mehr an Thomas von Aquino gebunden. Es wurden für den Bedarf der Missionen die morgenländischen Sprachen in den Bereich des Unterrichts gezogen. Kirchengeschichte sollte von nun an vorgetragen werden und der Professor derselben „sollte bei der Prüfung der Geltung der Schriftsteller und des Werths der bestrittenen Urkunden eine von allen Vorurtheilen freie, billige und gemäßigte Kritik anwenden." Dem Professor der Phi-

losophie wurde zur Regel gemacht: „er trage bei den Disputationen Sorge, daß die Schüler nur ernsthafte und gediegene Einwendungen machen, daß sie sich in klaren und scharfen Ausdrücken aussprechen, daß sie Subtilitäten und Spitzfindigkeiten vermeiden.“ Der Professor der philosophischen Moral „soll seinen Schülern auch die allgemeinen Grundsätze des Rechts lehren“. Für Physik und Naturgeschichte, welche früher der Philosophie beigegeben waren, wurden eigene Lehrfächer verordnet. Empfohlen wurde das Studium der Muttersprache, der Reinheit des Ausdrucks in den Uebersetzungen, eine gute Aussprache, lautes Lesen und Auslegen der besten vaterländischen Schriftsteller.

Am 25. Juli 1832 schickte der General Roothaan diese neue Schulordnung an alle Mitglieder des Ordens. In den meisten Bestimmungen derselben hatte die Praxis der förmlichen Satzung schon vorgegriffen. Der Bildungsgang ist für die jungen Mitglieder der Gesellschaft hiernach, wie im Wesentlichen schon nach den früheren Ordnungen, der, daß dieselben erst einer zweijährigen, lediglich der Ascetik gewidmeten Probe unterworfen werden, um im gläubigen Leben geübt zu werden, ehe man sie Novizen und Scholastiker werden läßt. Im ersten Jahre des Scholastikats hat der Novize seine classischen Studien

wieder durchzuarbeiten. Von da an darf er sich zu den Studien wenden, für welche er besondere Neigung hat. Bis hierher geht die Zeit des sogenannten Juvenats; nach ihr beginnt der Cursus der Regenz. Nachdem der junge Jesuit, der Anlage zur Kanzelberedtsamkeit zeigt, zwei bis drei Jahre eine Klasse der Humanitäten oder der Rhetorik geleitet hat, kann er an die Theologie gehen und erhält von den Oberen ein Lehramt auf drei oder vier Jahre. Endlich wird dem künftigen Prediger noch ein Jahr zum Studium der Kirchenväter und Musterprediger vergönnt.

Die Collegien des Ordens standen nach seiner Wiederbelebung bald in Blüthe und waren über Europa verbreitet. So das Collegium Romanum, das zu Neapel, Turin, Genua, Madrid, St. Acheul, Brugelette, Stonyhorst, Clongowes, Freiburg, Poloczk, Tarnopol u. s. w. Die technische Vorzüglichkeit des Jesuitenunterrichts fand auch bei Gegnern Anerkennung. Im Jahre 1845 sprach Barencourt, der im Auftrage des französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts über die Schulanstalten des Königreichs beider Sicilien Bericht zu erstatten hatte, amtlich sein Lob der Jesuitenschulen aus, die in Neapel in vier

Collegien und auf Sicilien in funfzehn Collegien bestanden.

Dagegen fanden die Jesuitenschulen in Thiers einen Gegner, der sie anklagte, antinationale und antifranzösische Grundsätze der Jugend beizubringen. Im Januar 1846 sagte er in der Deputirtenkammer: „Es bestehen zu Brugelette und zu Freiburg schlechte Anstalten, für jeden Bürger gefährlich, der unter den Gesetzen Frankreichs leben muß. Daß Schweizer, daß Belgier ihre Kinder nach Freiburg oder Brugelette schicken, wo man gegen unsere Gesetzgebung und Regierung Verachtung lehrt, steht ihnen frei; aber ich sage, daß man dort keine guten Franzosen macht." Schon früher hatte er gesagt, daß der Geist der Anstalten den Gesetzen des Königreichs zuwider sei, daß die moralischen Maximen der Lehrer, ihre Lehren über die geistliche und weltliche Gewalt die Sittlichkeit und die nationalen Gefühle der Jugend gefährden, und daß in den genannten Schulen Haß gegen die französischen Institutionen und nur eine geringe Liebe zu Frankreich eingeflößt werde.

Auf diese Anklage erhoben sechshundert ehemalige Jesuitenschüler, die in Frankreich die verschiedensten Lebensstellungen einnahmen, einen öffentlichen Protest. Da sie in diesem Protest die Grundsätze ausdrücken,

welche sie aus den Jesuitenschulen mitgebracht zu haben behaupten, so ist derselbe eine Art Document über die Resultate der Jesuitenerziehung und verdient als solches mitgetheilt zu werden. Der Protest lautet auszugsweise:

„Unsere Seelen in ihren reinsten Quellen tränkend haben unsere Lehrer uns erzogen. Geschichte, Philosophie, Sprachen, Literatur, Wissenschaften, Alles ging durch dieses göttliche Medium, um zu uns zu gelangen.

Wir lernten so:

daß es Gott und der von ihm gestifteten Religion zukomme, die Vernunft zu erleuchten, ihr zu gebieten und das Gewissen zu regeln;

daß alle Menschen vor Gott gleich sind und folglich es vor dem Gesetz sein sollen, welches dessen Abbild ist;

daß die öffentlichen Gewalten für die Völker und nicht die Völker für die öffentlichen Gewalten sind;

daß jeder Adel, jede Würde, jedes Amt, die einfache Eigenschaft des Bürgers die Pflicht auflegt, sich durch alle Opfer, selbst durch das des Vermögens und des Bluts, dem Wohl des Vaterlandes hinzugeben;

daß Verrath und Tyranneien Verbrechen gegen Gott, Frevel gegen die Gesellschaft sind.

Aber man täusche sich nicht! Diese Verleumdungen, welche uns zu erreichen scheinen, treffen nach der Absicht ihrer Urheber ganz eigentlich allein jede wahrhaft katholische Erziehung.

Das ist unsere Ueberzeugung. Die Ableugnung, die Lärmereien werden sie nicht schwächen. Jeder ernste und aufrichtige Mann denkt wie wir, und indem wir als ehemalige Schüler der Jesuiten protestiren, sind wir ganz eigentlich die Vertreter jedes in der Schule des Glaubens gebildeten Menschen, die Vertreter der gläubigen Erziehung in Frankreich.

Wir wollten diesem theuern Frankreich zu verstehen geben, daß auf seinem Boden nicht jedes Knie sich beugt, jeder Mund schweigt vor den Frechheiten verschmitzter Gewandtheit.

Daß die feige und leichte Verleumdung in seinen Augen nicht gegen die Wahrheit obsiegen soll.

Wir wollten, daß es wüßte, diese verleumdete Erziehung sei tief und einzig katholisch, und daß wir, indem wir also den katholischen Glauben mit dem patriotischen verbinden lernten, nur um so bessere Bürger und wahrhaftere Freunde unserer wahren Freiheiten werden können.

Der Verfasser des Berichts hatte eine Anklageacte entworfen, eine Liste Verdächtiger angelegt, in-

dem er für den Augenblick die Namen weiß gelassen; wir sind gekommen, diese Lücke auszufüllen und uns selbst einzuschreiben.

Viele Andere, welche achtungswerthe Rücksichten abhalten, sich mit uns bei dieser öffentlichen Kundgebung zu vereinigen, aber deren aufrichtige Anschließungen wir in unsern Händen haben, theilen alle unsere Ueberzeugungen und werden unser Wort vor allen denen bestätigen, welche ihr Gewissen befragen wollen.

Was uns betrifft, so erwarten wir nun ohne Furcht das Urtheil des Landes; es selbst soll sagen, ob es gerecht, ob es verständig, ob es französisch ist, den Hohn jungen Männern in's Gesicht zu schleudern, welche von dergleichen Lehren genährt sind und welche die Kammer, die gewählten Räthe, das Priesterthum, die Magistratur, die Armee, das Barreau, die Presse, alle liberalen Berufsarten, der Landbau, die Industrie, der Handel sehen, wie sie jeden Tag ihr Blut, ihre Nachtwachen, ihre Arbeiten für den Ruhm und für das Gedeihen Frankreichs hingeben.

Hören wir nun noch einige Stimmen über das jesuitische Erziehungswesen. Zuerst den Ankläger Carlo Botta: „Die Herrschaft, welche die Jesuiten sich über den Willen anmaßten, war voller Gefahren,

weil ihr erster Gedanke, den sie auch zur Ausführung brachten, der war, aus den Herzen der jungen Leute die Liebe zur Familie zu reißen. Die Jesuiten handelten so, damit ihre Schüler in Allem ihnen selbst und der Gesellschaft ergebener wären. Die Kinder des alten Roms schrieen: Vaterland! Vaterland! und ließen, zu dieser Hingebung vorbereitet, das Vaterland ihrer Familie vorangehen. Die Schüler der Jesuiten dagegen rufen: die Jesuiten! die Jesuiten! und ziehen in der Noth ihre Lehrer ihren Vätern vor. Unter diesen Generationen strebten die Einen nach Ehre und Freiheit, die Andern gingen zur Wegwerfung und Knechtschaft."

Bacon hingegen ruft aus: „Eine neue Gesellschaft hat die Reform in die Schulen gebracht; warum gehören solche Männer nicht allen Nationen an!" und: „Was das Pädagogische betrifft, so wäre das Kürzeste, zu sagen: Ziehe die Schulen der Jesuiten zu Rathe; denn es war noch nichts, was in Gebrauch gekommen ist, besser, als diese!".

Cartesius sagt von den jesuitischen Collegien: „Es giebt darin eine Menge junger Leute aus allen Winkeln Frankreichs. Sie bilden durch die Unterhaltung mit einander eine Mischung der Denkarten, welche sie fast ebenso belehrt, als wenn sie reiseten,

und endlich ist die Gleichheit, welche die Jesuiten unter sie bringen, indem sie die Ausgezeichnetsten nicht anders behandelten, als die minder Ausgezeichneten, eine sehr gute Erfindung."

Emery fragt: „Man hat die Jesuiten vertrieben, hat ihre Methode verworfen: was hat man an deren Stelle gesetzt? Was hat sich aus so vielen neuen Systemen der Erziehung ergeben? Sind die jungen Leute besser unterrichtet worden? Sind ihre Sitten reiner geworden? Ach! Ihre hochmüthige Unwissenheit, die auf die Höhe getriebene Verderbniß ihrer Sitten zwingen die meisten ehrlichen Leute, sich ganz lebhaft sowohl nach der Person als nach der Methode der früheren Lehrer zurückzusehnen."

Chateaubriand bricht in die Klage aus: „Das gelehrte Europa hat einen unersetzlichen Verlust an den Jesuiten erlitten. Die Erziehung hat sich seit ihrem Sturze nie mehr ganz erholt. Sie waren bei der Jugend ganz besonders beliebt. Ihre höflichen Manieren benahmen ihren Lectionen den pedantischen Ton, welcher die Kindheit anwidert. Da die meisten ihrer Professoren Männer der Literatur waren, welche man in der Welt hochachtete, so glaubten die jungen Leute, mit ihnen in einer berühmten Academie zu sein. Sie wußten unter ihren Schülern verschiedener

Glücksstände eine Art Patronats zu gründen, welcher den Wissenschaften zu Gute kam. Diese Bande, in dem Alter geschlungen, wo das Herz sich edlen Gefühlen öffnet, lösten sich in der Folge niemals und stifteten zwischen dem Fürsten und dem Manne der Literatur jene antiken und edeln Freundschaften, welche zwischen den Scipionen und dem Lälius stattfanden. Sie bewahrten ferner jene ehrwürdigen Beziehungen zwischen Schülern und Lehrern, welche den Schulen Plato's und Pythagoras' so theuer waren. Sie waren stolz auf den großen Mann, dessen Genie sie verbreitet hatten, und nahmen einen Theil seines Ruhms in Anspruch. Ein Voltaire, welcher seine „Merope" einem Pater Porée widmet und ihn „seinen lieben Lehrer" nennt, ist eines jener lieblichen Dinge, welche die Erziehung der neueren Zeit nicht mehr bietet. Naturforscher, Chemiker, Botaniker, Mathematiker, Mechaniker, Astronomen, Dichter, Geschichtschreiber, Uebersetzer, Alterthumsforscher, Journalisten, — es giebt keinen einzigen Zweig der Wissenschaften, welchen die Jesuiten nicht mit Glanz gepflegt hätten."

Endlich erzählt der Cardinal Maury: „Zu Paris war das große Collegium der Jesuiten ein Centralpunkt, welcher die Aufmerksamkeit der besten Schriftsteller und der ausgezeichnetsten Personen aller

Stände anzog. Das war eine Art stehenden Tribunals der Literatur, welche der berühmte Piron in seinem emphatischen Styl die „Sternkammer der literarischen Reputationen" zu nennen pflegte, die von den Leuten der Literatur jederzeit als die Hauptquelle und der Herd der öffentlichen Meinung in der Hauptstadt gefürchtet war."

Die hierarchische Gliederung des Ordens.

Die Stände in der Gesellschaft lassen sich in zwei größeren Abtheilungen unterscheiden, als der Stand, welcher die Proben noch durchzumachen hat, und als der Stand, welcher die Probe abgelegt hat.

Innerhalb der Proben stehen die Novizen. Sie werden geprüft, ob sie für den Orden sich tauglich erweisen, und haben zugleich sich selbst zu prüfen, ob sie der Gesellschaft bleibend angehören wollen. Erst dann, wenn sie diese doppelte Prüfung bestanden haben, legen sie die drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams ab, die von allen Ordensleuten gefordert werden. Es folgt nun aber eine andere Prüfung und andere Proben, die viel längere Zeit dauern, als die ersten, und in denen nicht mehr

der Ein= und Austritt fraglich ist, sondern die Entscheidung darüber gesucht, zu welchem Grade in der Gesellschaft der Novize berufen werden soll. Da unterscheidet man gewöhnlich drei Klassen von Novizen: solche, welche zum Priesterthum bestimmt sind, solche, welche zeitlichen Diensten sich widmen, und endlich die Indifferenten, welche mit dem Entschluß in die Gesellschaft treten, ihr zu dienen, sei es als Priester oder als weltliche Coadjutoren, je nachdem die Oberen sie verwenden wollen.

Gleich vom Noviziat an zerfallen die Mitglieder wieder in zwei Stände, nämlich in die dienenden Gesellschaftsglieder und die eigentlichen Gesellschaftsglieder.

Dienende sind die weltlichen Coadjutoren, die sich dem Dienste der Gesellschaft bleibend als Pförtner, Sacristane, Köche und dergl. widmen, damit die Scholastiker dieser Mühen überhoben seien und ganz dem Studium leben können. Ihr Noviziat ist ein zweijähriges. Nach zehnjährigen Proben und nachdem sie ein Alter von dreißig Jahren erreicht haben, dürfen sie die öffentlichen Gelübde ablegen.

Für die eigentlichen Gesellschaftsglieder geht das Noviziat in zwei Grade aus, in den der geistlichen Coadjutoren und den der Professen. Ja

es giebt noch unter dem Stande der Professen mit vier Gelübden einen Grad der Professen mit drei Gelübden *), und als Einleitung dazu dient noch der Grad eines approbirten Scholastikers.

Approbirte Scholastiker sind die, welche nach vollendetem Noviziat und Zulassung zu den einfachen Gelübden noch bis zur Zeit ihrer feierlichen Gelübde in den Proben bleiben, entweder in den Studien oder im Unterricht und in andern Aemtern.

Gebildete geistliche Coadjutoren sind die, welche, ohne die den Professen der vier Gelübde nö-

*) Das vierte Gelübde ist, wie schon im ersten Theile angeführt wurde, das eines besonderen Gehorsams gegen den Papst allein in Betreff der Missionen. Zur Zeit, als der Orden gestiftet wurde, war Auflehnung und Abfall vom heil. Stuhl an der Tagesordnung, und es zeigten Mönche, Weltgeistliche und selbst Bischöfe Ungehorsam gegen Rom. Deshalb sah der Orden vor Allem darauf, daß der Papst wieder zum Mittelpunkte der Kirche würde, und ließ durch dies vierte Gelübde geloben, auf des Papstes Befehl jede Mission anzunehmen. In den Declarationen heißt es darüber: „Die ganze Absicht dieses vierten Gelübdes war die, dem römischen Papst in Betreff der Missionen zu gehorchen, und so müssen die apostolischen Schreiben, welche auf diesen Gehorsam Bezug haben, von Allen verstanden werden, was der Papst befehlen und wohin er immer senden wird."

thige Befähigung und Ausbildung, für tüchtig angesehen werden, zum Unterricht, zum Predigtamt, zu den Missionen, zur Verwaltung, zur Leitung von Collegien und Residenzen fast mit dem dreißigsten Jahre und nachdem sie zehn Jahre im Orden gewesen, können sie diesen Grad erlangen.

Professen der drei Gelübde sind im Grunde nur geistliche Coadjutoren und werden nur als solche verwendet. Ihre Aufnahme in die Professien ist lediglich eine besondere Gnade. Es sind deshalb solcher Professen von drei Gelübden immer nur wenige.

Nur die Professen der vier Gelübde bilden die eigentliche Gesellschaft. Sie allein können General, Assistent, Generalsecretär oder Provinzial werden; sie allein haben Eintritt in die Congregationen, in denen der General und die Assistenten gewählt werden. Denn die Stufen der approbirten Scholastiker, der gebildeten geistlichen Coadjutoren, und der Professen der drei Gelübde sind nur ein erweiterter Noviziat.

Die Mitglieder dieses erweiterten Noviziats können zwar, weil sie durch Gelübde gebunden sind, nicht nach Belieben aus dem Orden austreten, aber sie können wegen Verschuldung oder Unfähigkeit entlassen werden und werden dann sofort ihrer Gelübde ent-

bunden. So lange sie zur Gesellschaft gehören, bleiben sie Herren über ihr Vermögen, können es aber nur unter Zustimmung des Oberen benutzen.

Ihrer räumlichen Gliederung nach sieht sich die Gesellschaft Jesu für eben so universal an, als die katholische Kirche, und hat den ganzen Erdkreis zu ihrem Gebiete.

Sie zerfällt in Assistenzen.

Eine Assistenz ist ein Ordensbezirk, welcher die Provinzen eines oder mehrerer Länder umfaßt. Anfänglich gab es 4 Assistenzen: 1) die Assistenz Indien, 2) die Assistenz Spanien und Portugal, 3) die Assistenz Deutschland und Frankreich, 4) die Assistenz Italien und Sicilien. Später trat eine Vermehrung derselben ein.

Die Assistenz zerfällt wieder in Provinzen.

Eine Provinz umfaßt entweder ein ganzes Reich oder eine geschichtliche Abtheilung eines Reiches oder auch mehrere Länder.

Innerhalb der Provinzen befinden sich nun die Anstalten der Gesellschaft:

Die Profeßhäuser, zur Wohnung der Professen von vier Gelübden bestimmt, befinden sich meistentheils in großen Städten und dürfen keine Einkünfte und unbeweglichen Güter in Gemeinschaft besitzen.

Die Prüfungshäuser sind für die Prüfungen und den Aufenthalt der Novizen, der Schüler und der Patres, welche die dritte Prüfung noch nicht bestanden haben, bestimmt und haben Dotationen.

Die Collegien sind sowohl niedere als höhere Gelehrtenschulen und besitzen Dotationen. Ihre internen Schüler wohnen im Collegium, die externen in Convicten.

Die Seminarien bilden Professoren und andere Lehrer in den Humanitäten, der Philosophie und der Theologie.

Die Residenzen sind kleinere Niederlassungen einiger Ordensglieder an Orten, die sich zur Errichtung eines Profeßhauses oder eines Collegiums nicht eignen.

Die Missionen sind Niederlassungen zur Aushülfe in der Seelsorge an solchen Orten, wo entweder gar keine Pfarreien vorhanden oder die vorhandenen zu groß sind.

Ueber diesen Ständen und Anstalten der Gesellschaft steht die Regierung des Ordens.

Auch in seiner Regierung ist der Orden das Abbild der Kirche. Gleichwie der Papst und das allge-

meine Concil die Kirche als Ganzes regieren, so regiert der General und die Generalcongregation den Orden als Ganzes, und wie die Bischöfe in ihren Diöcesen die Einzelregierung leiten, so leiten die Oberen in den Provinzen und Häusern jeder seine Abtheilung. Wie aber dem General die Generalcongregation, so steht dem Provinzial die Provinzialcongregation beschränkend zur Seite.

Alle Fäden der Regierung laufen in der Hand des Generals zusammen, dessen Residenz zu Rom ist, und der durch die Generalcongregation ernannt wird und die Wahl nicht ablehnen darf.

Der General allein hat das Recht, Regeln zu geben, d. h. Verordnungen über die Vollziehung der Constitutionen; er allein kann von diesen Regeln wie von den Constitutionen je nach Personen und Verhältnissen dispensiren.

Der General hat die Gewalt der Organisation und kann z. B. neue Provinzen creiren.

Der General hat die richterliche Gewalt. Er kann aus der Gesellschaft ausschließen, darf aber einen Professen nicht ohne Zustimmung des Papstes aus der Gesellschaft stoßen.

Der General hat die Gewalt der eigentlichen Regierung, das Recht der Aufsicht. Diese führt er

über alle Häuser und Anstalten der Gesellschaft und über alle Untergebenen. Er schickt Visitatoren ab und fordert Berichte ein. Jede Woche müssen die Localoberen über den Zustand ihrer Häuser an den Provinzial, jedes Vierteljahr an den General Bericht erstatten, und die Provinziale sind zu beständigem Briefwechsel mit dem General verpflichtet.

Die Kataloge sämmtlicher Provinzen gehen alle drei Jahre an ihn ein. Darin ist von jedem Mitgliede das Alter, das Maaß seiner Kräfte, die Fortschritte in der Tugend und den Wissenschaften, die er gemacht oder zu machen unterlassen hat, angegeben. Kein Ordensmitglied darf ein Werk publiciren, ehe es wenigstens drei vom General ernannten Examinatoren vorgelegt worden ist.

Der General theilt seine Vollmachten den Provinzialen und den anderen Oberen mit, wie er es für gut findet. Zu diesen Verrichtungen und zu allen Aemtern der Profeßhäuser, der Probehäuser und der Collegien auf drei oder mehr Jahre, wie er es für zweckmäßig hält.

Er genehmigt oder mißbilligt, was die Visitatoren, die Commissäre, die Provinziale oder andere Obere kraft ihrer Vollmachten gethan haben.

Er wählt die zur Verwaltung der gesammten Gesellschaft erforderlichen Beamten, den Generalprocurator und den Generalsecretär.

Er darf Mitglieder des Ordens ihren unmittelbaren Oberen entziehen.

Er allein hat das Recht, selbst oder durch seine Bevollmächtigten in die Häuser oder Collegien aufzunehmen und zu entlassen.

Er verwendet die Postulanten und die Professen zu der Art des Studiums, welche er für zweckdienlich erachtet. Er kann sie nach Vollendung der Studien auf bestimmte oder unbestimmte Zeit versetzen.

Er darf die Väter zurückberufen, welche der Papst mit einer Mission auf unbestimmte Zeit abgesendet hatte.

Er hat die Gewalt, zum Nutzen der Häuser und Collegien alle Verträge, Kauf, Verkauf, Darlehen, Rentenkauf und dergl. über das fahrende und liegende Vermögen dieser Häuser und Collegien zu schließen: Doch darf er ein schon errichtetes Haus nicht ohne Zustimmung der Generalcongregation auflösen, noch darf er die Einkünfte irgend einer Anstalt der Gesellschaft dem Profeßhause zu Rom oder jenem zuwenden, welches er selbst bewohnt.

Er beruft die Gesellschaft zu einer Generalcongregation und darf auch Provinzialcongregationen berufen. In den Versammlungen hat er zwei Stimmen, und bei Gleichheit der Stimmen giebt die seinige den Ausschlag.

So groß diese Gewalt des Generals ist, so hat sie doch ihre verfassungsmäßigen Beschränkungen. Dieser Beschränkungen sind sechs:

Die erste betrifft die äußern Dinge, die Kleidung, die Kost und die Ausgaben des Generals. Die Gesellschaft kann diese Ausgaben vermehren oder vermindern, wie sie es für sich und den General zuträglich findet. Der General muß sich der Festsetzung der Gesellschaft unterwerfen.

Die zweite betrifft die Pflege des Körpers und der Gesundheit des Generals. Er darf in Arbeiten und Prüfungen nicht über das Maaß seiner Kräfte hinausgehen.

Die dritte betrifft die Seele. Von der Generalcongregation wird ihm ein „Warner" (Admonitor) gesetzt, welcher dem General mit ehrerbietiger Mäßigung über dasjenige Vorstellungen machen soll, was er oder andere Väter an seiner Person oder Regierung Ungehöriges wahrgenommen haben.

Die vierte hat den Zweck, den General vor Ehrgeiz zu schützen. Wenn nämlich ein König ihn zur Annahme einer Würde zwingen wollte, welche die Niederlegung seines Generalats nöthig machte, und wenn der Papst zustimmte und es geböte, jedoch nicht unter der Strafe einer Sünde, so darf der General die Würde ohne Zustimmung der Gesellschaft nicht annehmen. Die Gesellschaft darf aber ihre Zustimmung niemals geben, außer auf einen moralischen Zwang von Seiten des apostolischen Stuhls.

Die fünfte trifft für den Fall der Nachläßigkeit, der Altersschwäche oder schwerer voraussichtlich unheilbarer Krankheit Vorsorge. In diesen Fällen wird dem General ein Coadjutor oder Vicar gesetzt, um seinen Dienst zu versehen.

Die sechste endlich ist für einzelne Vorfälle im Leben oder in der Person des Generals berechnet. Begeht er eine Todsünde, die offenkundig wird, wendet er sich selbst oder seiner Familie Einkünfte der Gesellschaft zu, veräußert er satzungswidrig Liegenschaften der Gesellschaft oder bekennt er sich zu verderblichen Lehren, so darf die Gesellschaft nach gepflogener Untersuchung und geschehener Ueberweisung ihn seiner Würde entsetzen und sogar erforderlichen Falls aus der Gesellschaft ausschließen.

Zur Ausführung der drei ersten dieser Beschränkungen giebt die Gesellschaft dem General vier Assistenten zur immerwährenden Umgebung, die durch die Generalversammlung erwählt werden. Auf den Fall des Todes oder längerer Abwesenheit eines Assistenten substituirt der General mit Zustimmung der Provinziale einen andern, welcher mit Genehmigung Aller oder der Mehrheit an die erledigte Stelle tritt. Der General darf einen Assistenten suspendiren.

Diese Tribunen der Ordensgesellschaft gegenüber dem General können gelegentlich zu seinen Richtern werden. Denn geräth dieser in eine der genannten Verschuldungen, auf welche die Strafe der Absetzung folgt, so berufen die Assistenten gegen seinen Willen eine Generalcongregation zur Untersuchung und Absetzung. Ist Gefahr im Verzuge, so dürfen sie ihn selber absetzen, nachdem sie die schriftlichen Abstimmungen der Provinzen eingeholt haben.

Auch sollen die Provinzialcongregationen, die alle drei Jahre zusammentreten, vor jeder Verhandlung prüfen, ob es nöthig sei, eine Generalcongregation zu berufen. Wird sie als nöthig erkannt, so sollen die Abgeordneten der Provinzen sofort nach ihrem Eintreffen in Rom in Abwesenheit des Generals

über diesen Gegenstand in Berathung treten, wobei Jeder zur Sicherung größerer Freiheit schriftlich abstimmen soll.

Endlich hat jedes Ordensglied das Recht, gegen ein sündhaftes Gebot zu remonstriren.

Bedarf die Gegenwart des Jesuitismus?

Wir werden im nächsten Abschnitt sehen, welchen Bestand der Jesuitismus in der Gegenwart hat, und wie er keineswegs dem Geiste der Neuzeit zu weichen gewillt ist. Seine Existenz schwebt nicht in der Luft, sondern beruht auf den Meinungen und Bedürfnissen der Menschen; wäre er diesen nichts, so wäre er überhaupt nichts. Es ist deshalb nothwendig, daß wir einige Aussprüche über den Jesuitismus anführen, um zu sehen, was der Jesuitismus den Menschen ist.

Hören wir zuerst die Stimmen der Gönner und dann die der Gegner.

Eine Zeitbetrachtung vom jesuitischen Standpunkte aus und eine Reflexion über das, was die Jesuiten in dieser Zeit als ihre Stellung und Aufgabe anzu=

sehen haben, liefert uns der General Roothaan in seinem am 27. Dezember 1839 erlassenen Rundschreiben in annum saecularem.*) Es trat nämlich mit dem Jahre 1840 die Gesellschaft Jesu in ihr viertes Jahrhundert. Dieses in den beiden vorangegangenen Jahrhunderten mit dem größten Pomp gefeierte Jubiläum traf jetzt auf eine weder bei den Fürsten noch bei dem Volke sehr günstige Meinung und veranlaßte deshalb den General zu dem genannten demüthigen Rundschreiben, worin er sagt:

„Der bevorstehende Anfang des vierten Jahrhunderts der Gesellschaft fordert von uns die Erneuerung die Geistes, über welche schon mehrere Schreiben der früheren Generale bestehen, die bei diesem Anlaß wieder gelesen werden sollen. Ich will hier nur von den Anregungen sprechen, welche dieser Zeit, die ein neues Jahrhundert für die Gesellschaft eröffnet, angemessen sind.

Billig lenkt man zuerst den Blick auf das entwichene Jahrhundert zurück. In dessen Beginn zeigte

*) Wir theilen es hier besonders auch deshalb mit, weil es ein treues Bild von dem Mechanismus des hierarchischen und insbesondere jesuitischen Beamtenwesens und von der ängstlichen, einschnürenden Zucht des Geistes giebt, unter welcher die Mitglieder des Ordens gehalten werden.

die Gesellschaft nur das Bild der Blüthe in Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Beredtsamkeit, im öffentlichen Unterricht, im Eifer der Seelen, nicht nur in Europa, sondern in den entlegensten Gegenden der Erde; sie stand in allgemeiner Gunst. Siegreich kämpfte die Gesellschaft damals gegen Irrthümer und Laster, zur Vertheidigung der heiligen Kirche und des römischen Stuhls, in Entdeckung und Bekämpfung neuer Irrlehren, welche zuerst die Kirche und dann die Throne der Fürsten erschütterten. Die Gesellschaft erschien wie ein leuchtender Wohnsitz der Wissenschaften, der Tugend und der Frömmigkeit. Aber schon nach wenigen Jahren zeigte sich das entgegengesetzte Bild. Die Gesellschaft, dieser herrliche Bau so großer Schönheit und so hohen öffentlichen Nutzens, der auf seiner eignen Masse zu ruhen schien, sollte von Schlägen getroffen, erschüttert und endlich gestürzt werden. Schon im vierten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts traf sie der Schlag in Frankreich, gleichsam der Anfang der Schmerzen, welche innerhalb der nächsten anderthalb Jahrzehente die ganze Gesellschaft bis auf den Grund umstürzten, so daß selbst der apostolische Stuhl, nachdem er kaum erst die Gesellschaft durch eine neue apostolische Constitution vertheidigt hatte, durch den Andrang der Feinde geschwächt, die Gesell-

schaft dem Haß ihrer Feinde überlassen mußte, damit nicht die Kirche Gottes noch schwereren Schaden erlitte. Sie ward ganz ausgeplündert, aus ihren Sitzen hinausgeworfen, mit Verleumdungen, Spott und Schimpf gesättigt. Und doch war sie auch da nicht von Gott verlassen, sondern deutliche Wahrzeichen der gütigen Vorsehung traten hervor, und zwar: 1) die Kundgebung der Unschuld der Gesellschaft, welche vorher nie deutlicher sich dargestellt; 2) die Aufhebung der Gesellschaft selbst, dem Leiden des Herrn oder doch dem Märtyrerthum ähnlich; 3) das musterhafte Leben der Genossen nach der Aufhebung, in welchen der Geist der Gesellschaft erhalten blieb; 4) die wunderbare Erhaltung der Gesellschaft in dem entlegenen Rußland, wo auf kurze Zeit die Gesellschaft wie hinterlegt verborgen blieb, um in Stille und in der Hoffnung einstiger Wiedererweckung ihre Erlösung zu erwarten; 5) ihre Wiederherstellung, unter Pius VI. in Weißrußland und Parma noch stillschweigend, bald aber unter Pius VII. in Rußland und im Königreich beider Sicilien und seit 1814 auf dem ganzen Erdkreis öffentlich; 6) ihre Zunahme unter so großen Wechselfällen.

Diese so wechselnden traurigen und freudigen Geschicke des dritten Jahrhunderts der Gesellschaft müs-

sen in uns mehrfache Gefühle erwecken, und zwar: 1) unsere Dankbarkeit für die Vergangenheit: es war eine Zeit, wo die Gesellschaft kaum 200 Mitglieder zählte, während jetzt schon die Zahl bis über 3000 erwachsen ist; 2) die Zuversicht auf die Zukunft; 3) emsige Sorgfalt in der Gegenwart. Daß wir diese Sorgfalt durch Erneuerung des Geistes bethätigen, dazu giebt es drei Anregungen: 1) der wiedererwachte Haß und Angriff der Widersacher der Gesellschaft 2) die ihr zugewandte Neigung und Liebe frommer uns wohlgesinnter Menschen; 3) die Nöthe der Kirche und die hoffnungsvollen Erwartungen von uns, wie sie namentlich Pius VII. in der Wiederherstellungsbulle ausgesprochen hat. Dieser Erwartung werden wir nur entsprechen, wenn wir uns zu tauglichen Werkzeugen in der Hand Gottes machen, wie uns denn unser Stifter Werkzeuge der Hand Gottes genannt und gezeigt hat, mit welchen Mitteln wir uns zur Liebe Gottes und des Nächsten stimmen sollen. Wir werden dieser Erwartung nur entsprechen, wenn wir rüstig unsere Talente ausbilden, aber ein größeres Gewicht auf die geistlichen Dinge legen. Sind wir aber Werkzeuge Gottes, so gilt von uns, was von jedem Werkzeug gilt: es muß nämlich zuerst bereitet und dann gebraucht werden. Uns

als Werkzeuge soll die Abtödtung bereiten, der Gebrauch leite den Gehorsam; die Frucht aber sammle und bewahre die Demuth. Vorbilder seien uns unsere Vorfahren, bei welchen man nicht wußte, ob die Gelehrsamkeit oder die Heiligkeit an ihnen größer war, welche sich Nichts, Gott aber Alles beilegten, als dessen Werkzeug sie sich lediglich in ihrer Demuth erkannten. Endlich stehe unsere Hoffnung lediglich auf Gott! So sollen wir mit demüthigem Vertrauen freudig im Herrn in's vierte Jahrhundert der Gesellschaft treten, ohne Pomp, aber mit angestrengterem Streben nach unserer Selbstvervollkommnung."

In einem Anfange zu diesem Rundschreiben sagt der General noch: „Jeder soll überzeugt sein, daß der beste Zustand der Gesellschaft von ihm wie von allen Mitgliedern abhänge; er besteht darin, daß Jeder seine Pflicht gleich erfüllt, und alle solidarisch sich in diese Sorge theilen. Daher soll Jeder wenigstens einmal in der Woche die Regeln des Summariums der Constitutionen, sowohl die gemeinsamen, als die eigenen Regeln seines Amtes aufmerksam lesen und bei den Hauptregeln dreierlei erwägen: 1) was eigentlich vorgeschrieben werde; 2) wie zweckmäßig es sei; 3) wie genau es von ihm beobachtet worden sei. Darin betrachte sich Jeder, wie in einem Spiegel, und

bessere sich. Die Hauptpunkte dieser Erwägung sind ungefähr folgende: 1) von welcher Reinheit des Gewissens er sei; — mit welcher Sorgfalt er auch leichtere Verschuldungen zu vermeiden pflege; 2) ferner über die Reinheit und Geradheit der Absicht im Handeln, in Erfüllung des Amts, in den einzelnen Handlungen; 3) ob er gehörig durch den Geist des Glaubens in seiner Lebensweise und besonders im Gehorsam getragen werde; 4) ob er in Anschaffung der Bequemlichkeiten des Körpers nicht etwas übertrieben sei; 5) mit welcher Klarheit er gegen die Oberen verfahre; — wie er das beobachte, was über die Ablegung der Rechenschaft des Gewissens die Constitutionen vorschreiben; 6) mit welchem Fleiß er sein Amt versehe, — ob er etwa in fremden Dingen fleißiger, als in den eigenen seines Amtes sei.

Ferner sehe er zu: Gegen Gott, wie er sich im Gebet, in den Gewissenserforschungen, in allem Verkehr mit Gott verhalte. Gegen die Oberen, welche Ehrfurcht und auch Liebe er hege. Gegen die Brüder, welcher Gesinnung er sei, wie er die Liebe und Reinheit der Gemüther bewahre und pflege. Welche Geduld in Ertragung fremder Fehler er zeige und besonders welcher Gesinnung er gegen die Genossen einer andern Nation oder Provinz, seien sie anwesend oder

abwesend, sei. Gegen Auswärtige, mit welchem Eifer oder auch zugleich mit welcher Um- und Vorsicht er mit ihnen rede und verkehre. Ob der Eifer aufrichtig und allgemein auch gegen unglückliche Menschen sei.

Dieses und Anderes erwäge er fleißig vor Gott; er prüfe sich darüber, beweine seine Unvollkommenheit und bessere sich. Keiner glaube, genug gethan zu haben, sondern mehre die Frucht seines Handelns.

Glaubt Einer keine Zeit für diese Betrachtungen zu haben, so verwende er dazu von der der geistlichen Lesung bestimmten Zeit. Er halte darüber wiederholt eine Morgenmeditation, er erwäge das bei den täglichen Gewissenserforschungen und wende dazu noch eine besondere Gewissenserforschung an. Gewiß ist die Lesung der Constitutionen selbst, nicht blos des Summariums, ferner der Ordinationen und Instructionen der Generale, wenn es nicht nach Art eines speculativen Studiums, sondern in der Absicht geschieht, zu sehen, was uns noch fehlt, eine wahrhaft geistliche und zum Fortschritt sehr gemäße Lesung.

Vor Allem aber sollen in diesem Jahr geistliche Uebungen von Allen und auf das Genaueste gehalten werden.

Ferner sollen in diesem Jahr außer häufigern

Volksmissionen und geistlichen Exercitien, welche unsere mächtigsten Waffen sind, in allen Häusern oder Collegien 8 oder wenigstens 3 Tage lang Exercitien für das Volk gehalten und mit dem **Te Deum laudamus** geschlossen werden, wofür ein voller Ablaß verwilligt worden ist.

Endlich sollen Alle in diesem Jahre den Zustand und das Wachsthum der ganzen Gesellschaft, namentlich aber deren Forderung im Geiste ihres Berufs, täglich Gott in heiligen Opfern und Gebeten empfehlen; ferner sollen sie auch die Verehrung des heiligen Herzens Jesu und Mariä befördern."

Es folgt dann noch eine besondere Empfehlung für „die Oberen allein", daß ihre Regierung „geistlich, mild und genau" sei, und wie das zu machen.

Schon die Generalcongregation, aus deren Wahl 1829 der Pater Roothaan als General hervorging, hatte unter Anderem in Bezug auf die Herausgabe von Büchern erachtet, „daß die gegenwärtigen Verhältnisse nicht so sehr verlangen, daß die Mitglieder zum Schreiben erregt werden, als daß die Lüsternheit Einiger, zu schreiben und ihre Schriften herauszugeben, gezügelt werde", und in Betreff der Disciplin und klösterlichen Tugend ermahnte sie die Provinzial- und Localoberen, „daß sie das, was zur Er-

haltung und Förderung des klösterlichen Geistes und zur Erlangung gediegener Tugenden die Satzungen vorschreiben, fleißig von Allen beobachten lassen, wobei sie immer vor Augen haben sollen, das sei die erste Aufgabe ihrer Sorgfalt und Wachsamkeit, daß sie den Geist der Welt, welcher der Geist des Hochmuths und gegen alle Unterwürfigkeit störrisch ist, der überall, zumal in diesen Zeiten, einreißt, mit aller Kraft von den Gemüthern der Ordensglieder abwehren und abtreiben und ihm rüstig den Geist des Instituts, welcher hauptsächlich in der Demuth und im Gehorsam besteht, entgegensetzen; denn durch die Schmälerung und Erschütterung dieses Geistes muß sowohl die Uebereinstimmung der Seelen, als auch die Kraft der Mitglieder zur Ausübung des Werkes Gottes gebrochen und zerstreut werden."

In neuester Zeit haben die Jesuiten nach Crétineau Joly, der seit 1844 eine Geschichte der Jesuiten in sechs Bänden mit großer Begeisterung für den Orden geschrieben hat, an F. J. Buß einen deutschen Geschichtschreiber gefunden, welcher ihre Sache mit nicht minderem Eifer vertritt, und dem wir für die letzten Abschnitte dieses Werkes in Betreff der Angaben vorzugsweise gefolgt sind. Dieser Apologet des Ordens repräsentirt im Wesentlichen die katholische

Ansicht. Indem wir des Weiteren auf seine ganze Darstellung verweisen, heben wir einiges auf die Gegenwart Bezügliche aus derselben heraus. Er sagt:

„Der Orden ist mitten in das Leben der Kirche eingesenkt, und so lebt er mit der Kirche fort und tritt wie diese aus dem Dunkel frisch und verjüngt in das Leben heraus. Wir gehen noch weiter, wir sagen: Wäre die Gesellschaft nicht schon da, sie müßte gegründet werden! So nothwendig ist sie, wie sie ist, für unsere Zeit."

Und weiter: „Kein nationales Unglück zog über ein Volk, wo der Orden nicht mit einem Werk der christlichen Liebe unter die erschütterten und erweichten Gemüther nachgerückt wäre. So pflegt die Gesellschaft Jesu eine Charität der Tradition. Und möge sie diese fortführen und erhöhen in unseren Tagen, wo auch die zeitliche Noth neben der geistlichen wächst, in der verdichteten Bevölkerung, wo die Staatsarmenpflege in ihre angestapelten Akten nur zu verzeichnen hat: ihre Niederlage, die gesteigerte Noth und Verkommenheit; wo der Materialismus der Armenpflege sich als besiegt erkennen und den Stab abgeben muß an die Kirche, welche allein die Massenarmuth heilen kann, da sie die materielle Gabe begleitet mit der geistlichen, mit der Mäßigung der Begierde des Ge-

nusses, mit der Stärkung des Willens zur Arbeit und mit der Selbstermannung, mit dem Trost des Christen und dem Aufblick an die Ewigkeit, die auch dem Armen dieser Erde gerecht werden wird.

„Die Zerrüttung der gelehrten und der theologischen Schulen begehrt mächtig die Hülfe des Ordens. Die Studienordnung der Jesuiten hat sich aber unter der verderblichen Experimentirerei der Methoden immer größere Anerkennnng erworben, und sie war nie so ausschließlich, um nicht das wenige Gute der neuen Errungenschaft sich anzueignen. Je mehr die katholische Kirche sich ihres Universalismus wieder bewußt und mächtig wird, desto mehr begehrt sie römische Theologie, deren vorwaltende Grundlegung übrigens die Bereicherung durch den nationalen Geist nicht ausschließt.

„Die socialen Leiden, an welchen Europa erkrankt, ersehnen die Hülfen des Ordens, der sich auf dieses Gebiet so meisterhaft versteht.

„Die auswärtige Mission stellt dem Christenthum unermeßliche Aufgaben und in den wunderbar erweiterten Verkehrsmitteln die Gelegenheit zu deren Lösung. Welche Arbeit erwartet den Orden nur in Amerika bei der dort unerschöpflich einströmenden Völkerwanderung?

„Nur gegenüber dem Protestantismus hat sich die Stellung der Gesellschaft Jesu in Deutschland geändert. Bis zu dem Religionsfrieden und bis zum westphälischen Frieden hat sie denselben auf Leben und Tod bekämpft. Durch diese Friedensschlüsse erhielt er gesetzlichen Bestand und Gleichberechtigung mit der katholischen Kirche. Dieser Friede des Rechts muß gewahrt bleiben. Wir Katholiken bewahren als Bürger diesen Frieden in Treuen. Aber als Christen erkennen wir den Protestantismus als Irrlehre und als Deutsche beklagen wir in ihm die unselige Wunde nationaler Einheit und Größe.

„Wir müssen die Rückkehr der protestantischen Landsleute zur Einheit der Kirche wünschen und von Gott erbitten und dafür wirken. Aber wir erwarten dieses Glück von Gottes Gnade und von der freien Ueberzeugung, nie von der Gewalt*). Dieser Weg

*) Buß weiß es nicht oft genug von den Jesuiten zu rühmen, daß sie sich unverändert gleich geblieben seien. Wie soll man ihm also glauben, daß sie heute „von Gottes Gnade und von der freien Ueberzeugung erwarten", was sie sonst „auf Tod und Leben" und unter blutiger Verfolgung zu bewirken suchten, also von der Gewalt erwarteten. Wären sie sich nicht gleich geblieben, oder finden sie sich nur, in Hoffnung auf bessere Zeiten, in die schlimme Zeit, die

ist auch den Jesuiten vorgezeichnet; sie haben den Protestantismus jetzt nicht mehr zu bekämpfen; je mehr sie aber für die Stärkung des katholischen Glaubens wirken, desto entschiedener wirken sie auch auf den Protestantismus zurück.

„Die Gesellschaft Jesu verlangt jetzt, wie die Kirche Gottes selbst, nur Licht und Luft, d. h. die Freiheit zu wirken, und gewiß hatte keine Zeit mehr Grund, sie zu geben, als die Gegenwart, die schwer leidende, die solcher Hülfe bedarf."

Als deutscher Katholik möchte Buß vor Allem sein liebes Deutschland mit dem Orden beglücken, um die „unselige Wunde nationaler Einheit und Größe" durch diesen Lebensbalsam zu heilen.

„Wir wünschen," ruft er aus, „daß dem Orden in Europa, vor Allem aber in der deutschen Nation eine friedliche Heimath bereitet werde. Wir bedürfen des Ordens. Täuschen wir uns nicht: die Gegen-

---

ihrer Gewaltthätigkeit nicht günstig ist? — Richtiger hätte es wohl so heißen müssen: Die Jesuiten brauchen zu ihren Zwecken niemals andere Mittel, als die ihnen zu Gebote stehen, und da sie augenblicklich über keine Gewaltmittel verfügen können, so sind sie klug genug, für jetzt keinen Anspruch darauf zu machen. So vergeben sie sich nichts und — bleiben sich gleich.

wart gleicht in mehr als einem Zuge der Geburtszeit des Ordens. Gleiche Schäden erfordern gleiche Mittel, und der weise Arzt nimmt die erprobten.

„Europa ist in ganzen Schichten ungläubig, und ganz anders, als damals, nicht mehr, möchte ich sagen, aus Verführung ungläubig, wie damals, sondern entweder raffinirt oder naiv ungläubig; es ist in vielfacher Hinsicht christlicher Sitte baar, die sich namentlich aus den öffentlichen Institutionen zurückgezogen. Europa ist dadurch eigentlich unregierbar geworden.

„Unsere Schulen und in ihnen die Geschlechter der Zukunft faulen großentheils im Heidenthum dahin. Das Volk hungert aber in der Angst seiner gesellschaftlichen Unsicherheit nach dem Heiligthum. Mitten unter dem Schwellen des Materialismus und unter der wirthschaftlichen Ueberarbeitung zehntet die Massenarmuth, sie verelendet den Armen, verarmt den Wohlhäbigen und wirft Tausende und aber Tausende aus dem Vaterlande an die Gestade der neuen Welt. Das Vaterland läßt thränenlos die Bettler, seine Kinder, laufen, besteuert sie höchstens noch auf den Weg. Wir Katholiken sind Christen durch Rom geworden und bleiben es nur durch Zusammenhang mit ihm; wie aber der verlorne Sohn der Bibel haben

wir seit mehr als einem Jahrhundert das Vaterhaus verlassen und vergessen. In unserem Elend erst gedachten wir wieder seiner, — und ein Heimweh geht durch alles Volk. Wir haben die Verheißung des Evangeliums: Es wird eine Heerde und ein Hirte sein; sehen wir aber auf die Karte der Erde, — so zeichnet das Christenthum außer Europa nur einen Saum um die Erdtheile: die Massen ruhen noch immer im Schatten des Todes. Die Waarenballen Europa's drangen weiter, als das Evangelium.

„Für alle diese Nöthe begehren wir Hülfe und Jene, welche sie bringen, und so auch die Jesuiten als alte erprobte Arbeiter. Sie sind uns so nothwendig, daß, wäre der Orden nicht da, die Kirche ihn gründen müßte.

„Aber mögen sie kommen mit offener, heiterer Stirne, weitem Blick, mit muthiger Brust und tapferer Hand! Groß seien ihre Entwürfe und entschlossen ihre Thaten! Suchen sie, was der Kirche ist; lassen sie die Politik, die verfahrene, vor Allem aber meiden sie, zerklüftendem Particularismus oder Gelüsten einzelner Stände zu fröhnen! Gehen sie mit Gott und der Nation! Dann werden sie von den Menschen gesegnet sein.

„Wir Katholiken, die wir stets für Deutschlands

Größe, Ehre und Wiederherstellung gerungen, wir begehren die Gesellschaft Jesu auch für die deutsche Nation, nicht gegen die protestantischen Landsleute — für diese beten wir und überlassen sie Gottes Barmherzigkeit und ihrem eigenen Thun — nein, wir begehren die Gesellschaft Jesu für uns Katholiken und für die deutsche Nation, deren Reich die göttliche Vorsehung mit dem Schirmamt der allgemeinen Kirche begnadet hat.

„Die deutsche Nation ist durch den Abfall im 16. Jahrhundert dieser Sendung untreu geworden; aber wir haben gebüßt und dürfen die Tempelwacht wieder übernehmen.“

„Deutsche haben der Einheit der Kirche die Wunden geschlagen; sie werden sie auch wieder heilen. Der Stuhl Petri erwartet das von uns. Die Gesellschaft Jesu mahnt dazu. Sie wirft ihre Kraft auf das mittlere Europa und somit auf Deutschland. Darauf deutet auch die am 2. Juli 1853 vollzogene Wahl des Pater Becky zum General, welcher, der Sohn eines ehemaligen deutschen Reichslandes, durch Erziehung und Wirksamkeit ein Deutscher ist.

„Wir hoffen, unsere protestantischen Landsleute werden uns an der Einführung des Ordens nach

Deutschland nicht hindern: einmal haben sie kein Recht dazu, wahrlich aber auch kein Interesse.

„Ist doch die Gegenwart keine Zeit für kleinliche Reibungen, wo der Antichrist offen gegen das Christenthum und die christliche Ordnung vorrückt. Wer die Zeichen der Zeit versteht und die Unruhe in den Völkern, der erkennt, wir stehen vor einer weltgeschichtlichen Scheide und Entscheidung.

„Wir erkennen seit der Stiftung der Kirche solcher großer weltgeschichtlicher Krisen nur drei. Die vierte ist aber im Anzug. Alle kreisten um die Kirche als ihren Mittelpunkt.

„Die erste ist die Völkerwanderung: weder die verdorbenen Römer, noch die faulenden Byzantiner konnten in ihren weltlichen Reichen das Christenthum stützen; das vermochten nur die lebensfrischen Germanen: sie erzog die Kirche. Sie verjüngte die Gesittung der Welt und hob ihre Herrschaft auf die Höhe der Theokratie.

„Gegen diese stritt und siegte unter Bonifaz VIII. und Philipp dem Schönen die Staatsgewalt im Bunde mit dem Bürgerthum.

„Das den Schranken der Kirche enthobene Königthum entartete aber zur Absolution: — das ist die zweite Wende der Weltgeschichte.

„Gegen das Königthum stritt in der Revolution von 1789 das Bürgerthum und siegte. Die Revolution später ward zum förmlichen Staatsprinzip legalisirt; sie hat alle Grundlagen der Gesellschaft unterwühlt und durchfressen.

„Wir stehen in der Niederung. Aus ihr führen nur zwei Wege, der eine in's Chaos hinab, der andere in die Kirche hinauf, welche aber nicht, wie die Theokratie des Mittelalters, das Reich an sich nimmt sondern dasselbe als Herrschaft im Weltlichen gewähren läßt und es nur versittlicht.

„Die gegenseitige Beiordnung des geistlichen und des weltlichen Reichs, ohne daß das geistliche seine Unterordnung unter den Staat in weltlichen Dingen und das weltliche seine Unterordnung unter die Kirche in geistlichen und sittlichen Dingen verwehrt, das ist die Aufgabe, das Werk unserer Zeit.

„Wir Katholiken Deutschlands wollen die nationale Einheit, Größe und Glorie des Vaterlandes; wir wollen die politische Freiheit zur Erhöhung der Kirche und der Nation. Erkennend, daß wir seit der sog. Reformation des 16. Jahrhunderts als Nation verelendet sind, nehmen wir das nationale darum dort wieder auf, wo es uns die Kirchenspaltung aus der Hand gerissen. Im Anfang des 16. Jahrhun-

derts ging eine gewaltige Bewegung zur Verbesserung der Reichsverfassung durch die Nation. Die Reformation verhinderte sie. Holen wir es jetzt nach! Dazu bedürfen wir der politischen Freiheit, vor Allem aber auch der Freiheit der Kirche, unter welcher die Freiheit des Reichs geblüht.

„Zur Zeit hält aber der Staat die Kirche noch in Banden; wie die Reaction am Schlusse des Mittelalters gegen die Theokratie eingetreten, so erhebt sich jetzt eine Reaction gegen die Kirchenherrschaft des Staats. Die Kirche will ihre Freiheit, nicht als Mittel zur irdischen Herrschaft, sondern lediglich für ihre eigentliche Sendung, um die Seelen, Völker und Reiche zu retten.

„Aber nur die katholische Kirche will die Freiheit, nicht das griechische, nicht das protestantische Bekenntniß: diese waren von der Wiege an dem Staat in die Gewalt gegeben und mögen ohne dessen Stütze nicht leben; diese wollen die Freiheit aber auch nicht für die Sendung des Christenthums im socialen Bereich: denn das griechische Bekenntniß ist seit dem Abfall von Rom zur unfruchtbaren Stagnation verdammt; in dem Protestantismus hat aber ungesund das gläubige Element das moralische im Anfang überwältigt, sein Gesittungsgeschick war von jeher schwäch-

lich; nur in der katholischen Kirche ist die Moral der thätige Glauben: nur sie versteht zu sittigen.

„Darum hat die Kirche in dem Ringen nach ihrer Befreiung zu Gegnern nicht nur das übel unterrichtete Staatsregiment, sondern auch die von ihr abgefallenen Bekenntnisse.

„Doch sie nimmt diesen Kampf den sie nur mit geistigen Waffen zu führen gedenkt, auf im Vertrauen zu Gott und zur — Logik.

„Im Angesicht der der Gesellschaft immer schwerer erwachsenden Gefahren ruft die Kirche alle ihre Kräfte, voran alle Märtyrer des Kreuzes, und so vorweg die Jesuiten unter ihre Fahne. Der Kampf wird lange und erst spät ein siegreicher sein und selbst von den zu Rettenden nicht immer verdankt werden; denn noch jetzt gilt der Kirche wie den Jesuiten das Wort des Erlösers, das ihnen ihr Stifter auf ihre rauhen Wege durch die Welt mitgegeben: Und ihr werdet gehasset sein um meines Namens willen; wer aber ausharret bis zum Ende, der wird gerettet werden.“ —

Joseph de Maistre, der in dem Papste das vitale Centrum aller geistlichen Lebensäußerungen sieht, läßt sich über die Jesuiten begeistert aus: „Wenn man bedenkt, daß dieser gesetzgebende Orden in Paraguay einzig durch die Gewalt der Tugend und des Talents

regierte, ohne nie die niedrigste Demuth gegen die wenn auch noch so ausschweifende legitime Autorität aus den Augen zu verlieren; daß dieser Orden zu gleicher Zeit in unsern Gefängnissen, unsern Spitälern, unsern Lazarethen mit Allem, was das Elend, die Krankheit und die Verzweiflung Gehässiges und Zurückstoßendes haben, Bekanntschaft machte; daß dieselben Menschen, welche auf den ersten Ruf sich auf das Stroh zur Seite der Armuth legten, auch in den gebildetsten Zirkeln nicht fremd waren; daß sie mit geistlichem Trost die Opfer menschlicher Gerechtigkeit auf das Blutgerüst geleiteten und von diesen Schaubühnen des Schreckens aus sich auf die Kanzeln begaben, um dort vor den Königen zu donnern: daß sie den Pinsel von China, das Telesscop in unseren Observationen, die Leier des Orpheus unter den Wilden handhabten, und daß sie das ganze Zeitalter Ludwig's XIV. erzogen hatten; wenn man endlich bedenkt, daß eine abscheuliche Rotte von schlechten Ministern, tollen und niederträchtigen Behörden in unsern Tagen diese bewundernswürdige Institution vernichten und sich dessen rühmen konnte, so glaubt man jenen Narren zu sehen, der triumphirend den Fuß auf eine Uhr setzte und ausrief: „„Ich werde dir dein Geräusch

schon vertreiben.‘“ Doch ich hätte das nicht sagen sollen; ein Narr ist schuldlos.“

Von gegnerischer Seite her spricht sich Guizot in folgender Weise aus:

„Jedermann weiß, daß die Hauptmacht, welche aufgestellt wurde, um gegen die Reformation zu kämpfen, der Orden der Jesuiten war. Man werfe nur einen Blick auf ihre Geschichte: sie sind überall gescheitert; überall, wo sie in einigem Umfang sich eingemischt haben, brachten sie der Sache, für die sie eintraten, Unglück. In England haben sie die Könige, in Spanien die Völker in's Verderben gebracht. Der allgemeine Gang der Ereignisse, die Entwicklung der gegenwärtigen Gesittung, die Freiheit des menschlichen Geistes, alle Kräfte, gegen welche die Jesuiten aufgerufen waren, haben sich gegen sie gerichtet und sie besiegt. Und nicht nur sind sie gescheitert, sondern man erinnere sich nur, welche Mittel anzuwenden sie sich genöthigt sahen: kein Glanz, keine Größe. Sie haben keine glänzenden Ereignisse zu Wege gebracht, nicht mächtige Menschenmassen in Bewegung gesetzt; sie haben auf unterirdischen, dunkeln, untergeordneten Wegen gearbeitet, auf Wegen, welche gar nicht geeignet waren, die Einbildungskraft zu fesseln, ihnen jenes öffentliche Interesse zu erwerben, das sich an

große Dinge bindet, welches immer auch deren Princip und Ziel sei. Die Partei, gegen welche sie kämpften, hat im Gegentheil nicht nur gesiegt, sondern mit Glanz gesiegt. Sie hat große Dinge gethan und durch große Mittel; sie hat im Angesicht der Sonne das Loos und die Form der Staaten verwandelt: mit Einem Worte, Alles war gegen die Jesuiten, sowohl das Geschick als der Schein. Weder der gesunde Verstand, welcher den Erfolg will, noch die Einbildungskraft, welche des Glanzes bedarf, wurden durch ihr Schicksal befriedigt. Und gleichwohl ist nichts sicherer: sie haben Größe gehabt. Eine große Idee knüpft sich an ihren Namen, an ihren Einfluß, an ihre Geschichte. Darum, weil sie wußten, was sie thaten, was sie wollten, weil sie eine volle und klare Erkenntniß der Grundsätze gehabt haben, nach welchen sie handelten, das Ziel, nach welchem sie strebten, d. h. weil sie die Größe des Gedankens, die Größe des Willens gehabt: hat diese sie vor dem Lächerlichen bewahrt, welches an hartnäckigen Niederlagen und an kläglichen Mitteln haftet. Dort hingegen, wo das Ergebniß größer war, als der Gedanke, dort, wo die Erkenntniß der ersten Principien und der letzten Ergebnisse des Handelns zu fehlen scheint, ist etwas Unvollständiges, Folgenwidriges, Engherziges übrig geblieben, was die

Sieger selbst in eine Art rationeller, philosophischer Inferiorität versetzt hat, deren Einfluß sich zuweilen in den Ereignissen fühlbar gemacht."

Buß bemerkt hiergegen besonders: „Die Gesellschaft Jesu habe dem Protestantismus geboten: Bis hierher und nicht weiter! Das ist die Größe, der Erfolg des Ordens." Aber damit hat sie höchstens den Dank des Protestantismus verdient, der sich gern von allen denen befreit sieht, die das Zeug nicht dazu haben, Protestanten zu sein. Der Orden hat durch diese Abzapfung des unprotestantisches Blutes, welches in seinem Körper eine Stelle fand, dem Protestantismus den wesentlichsten Dienst geleistet.

Wir kommen an einen Gegner des Jesuitismus, der gegenwärtig vor Allen gehört zu werden verdient, weil er, der Führer der preußischen Reaction und seiner Angabe nach ein reiner Lutheraner, selbst im Geruche des auf protestantisches Gebiet verlegten Jesuitismus steht. Er hat seine A sicht in dem Vortrage „der Protestantismus als politisches Princip" 1853 niedergelegt, woraus wir Folgendes mittheilen:

„Jede Sache wird am meisten klar erkannt durch ihren Gegensatz. Der äußerste Gegensatz des Protestantismus auf dem christlichen Gebiet ist aber wohl unstreitig der Jesuitismus. Der Jesuitenorden,

welcher dereinst die Geschicke Europa's bestimmte, ist jetzt wieder ganz besonders in den Vordergrund getreten; seit einem Jahre beschäftigt er namentlich auch unter uns die Gemüther. Die staatspolizeiliche Frage über die Zulassung oder Beschränkung des Ordens ist nicht dieses Ortes, sondern meine Aufgabe ist vielmehr die theologisch-sittliche Frage: Ist das jesuitische oder das evangelische Christenthum die Wahrheit? Ich ziehe daher blos den Orden, wie er weltgeschichtlich in seiner ganzen Entfaltung und Wirksamkeit vor uns daliegt, in meine Betrachtung.

„Welch ein Abscheu sind die Jesuiten geworden für die verschiedensten Menschen und für die verschiedensten Parteien, für Rationalisten, Atheisten, Revolutionäre, für die tief frommen Jansenisten, für evangelisch Gläubige, oft selbst für die katholische Curatgeistlichkeit! Und umgekehrt, wie wurden sie zu verschiedenen Zeiten und auch gegenwärtig wieder von achtbaren Katholiken als die Blüthe der Kirche, als das Salz der Erde, als das Heilmittel unserer Zeit gerühmt! Bleibt doch der englische Geschichtschreiber Macaulay vor diesem Orden gleich als vor einem Räthsel stehen: als vor einer unerklärlichen Verbindung der erhabensten Tugend und der äußersten Verworfenheit. Was ist denn nun das Wesen des Je-

suitismus, was ist der innerste Brennpunkt seines Lebens, daß er solche entgegengesetzte Eindrücke macht, ja vielleicht solche entgegengesetzte Eigenschaften hat? Und woher kömmt ihm diese große Kraft zum Guten und zum Bösen? Vielleicht setzt uns der evangelische Standpunkt in die Lage, auf diese Frage antworten zu können.

„Das Wesen des Jesuitismus, der innerste Brennpunkt seines Lebens ist die Reaction des katholischen Geistes gegen den Protestantismus". Die Kirche des Mittelalters in ihrer kindlichen Unbefangenheit und Unentwicklung hatte Beides friedlich in einander: das Bauen auf eigne Kraft und das Bauen auf Gottes Gnade, das unmittelbare, mystische Band zu Christus und die Vermittlung durch die Hierarchie. Da verkündete die Reformation mit voller Klarheit und scharfer Entscheidung das Bauen allein auf Christi Verdienst, das unmittelbare Band zu Christus, selbstständig von der Hierarchie, erhaben über ihr, und das führte zuletzt zur Abwerfung der Hierarchie. Dem entgegen erhob sich nun in Loyola und seinen Genossen die Anhänglichkeit an die mittelalterliche Tradition, die Erfülltheit von der ganzen Anschauung der Kirche bis dahin, die sich auch nicht Ein Stück von dieser Herrlichkeit rauben lassen wollte; und ge-

rade die Momente, welche die Reformation aus der mittelalterlichen Kirche ausschied oder zurückdrängte, machten sie deswegen zu den Hauptmomenten des Christenthums, zum Gegenstande der Begeisterung und der Verklärung. Dies ist der Beweggrund des Jesuitismus. Sein Grundwesen ist darum gerade im äußersten Gegensatze gegen den Protestantismus die eigene Ursächlichkeit des Menschen an seiner Rechtfertigung und Heiligung, und das Aufgehen des Menschen in dem Bande zur Kirche und zum Papste. Gerade in dem, was die Reformation am Katholicismus bekämpfte, überbot er alles, was bisher im Katholicismus dagewesen. Durch menschliche Kraft und Veranstaltung die eigene christliche Vollkommenheit und das Reich Gottes zu schaffen, ferner die äußere Macht der Kirche als die oberste Macht auf Erden aufzurichten und zu erhalten — das ist die Seele des Jesuitismus.

„Der eine Zug desselben, die eigene Ursächlichkeit des Menschen an seiner Heiligung und Rechtfertigung, ist über allen Zweifel klar durch die Stellung, welche die Jesuiten auf dem tridentinischen Concil einnahmen. Ihnen besonders ist es zuzuschreiben, daß die Ansichten über die Rechtfertigung, welche der Reformation verwandt und bis dahin eben so

gut in der Kirche berechtigt waren, dort unterlagen. In der That ist kein katholischer Orden, keine katholische Partei je so weit gegangen in der Lehre von der eigenen Kraft der Rechtfertigung und Heiligung, als sie. Diese Lehre sucht nun der Jesuitismus auch durch die Leistung zu erproben. Hierfür setzt er die beiden stärksten menschlichen Hebel in Bewegung: die Gewöhnung, Uebung, das Exercitium und den Genossenschaftsgeist. Die andächtige Meditation, die Sammlung der Gedanken, die successive Abgewöhnung der Neigungen und Begierden, einer nach der andern, wird hier methodisch, im geschlossensten, ausgedachresten Systeme betrieben. Die „geistlichen Exercitien" Loyola's sind ein vierwöchentlicher Cursus der Heiligung, für die Christen überhaupt, aber doch insbesondere und in ihrer Vollständigkeit für die Novizen des Ordens entworfen, an die überlieferte klösterliche Ascese sich anschließend, aber doch von eigenthümlichem Gepräge, das Vorgefundene zwar keineswegs an Kasteiung, aber doch wohl an Berechnung überbietend. Für jede Woche, jeden Tag, bezüglich jede Stunde ist ein besonderer Gegenstand der Betrachtung angewiesen; für die erste Woche z. B. die Sünde nach drei Abtheilungen, die erste Sünde der Engel, die

zweite Adams, die dritte des Betrachtenden selbst; für die zweite Woche ein Theil der Passion, dann ein anderer, dann die Auferstehung und so fort. Die Stunden sind vorgeschrieben: Mitternacht, Morgen u. s. w., fünf täglich. Fordert der Gegenstand der Meditation Traurigkeit, z. B. die Sünde, so wird sie im Dunkeln bei verhängten Fenstern vorgenommen, mitunter durch Geißelung unterstützt. Für jede Meditation geben die Exercitien die Anleitung nach den drei Seelenvermögen, wie das Gedächtniß, wie der Verstand, wie der Wille für sie anzuwenden ist; ferner nach den fünf Sinnen, wie man einem jeglichen derselben den Gegenstand der Meditation durch Einbildungskraft zugänglich macht, z. B. dem Gesichtssinn die Hölle, indem man sich die Seelen in feurigen Kerkern vorstellt; den Tastsinn der Heiligen, indem man in Gedanken ihre Kleider, Orte, Spuren küßt. Bei den Meditationen über die eigene Sünde soll der Exercirende in eine dazu vorgezeichnete Figur jedesmal einen Punkt machen, wenn er zwischen der einen und der andern seine Sünde wiederbegangen hat, und dann zwischen den verschiedenen Meditationsstunden, den Tagen, den Wochen vergleichen, ob er sich gebessert hat. Für das Gebet sind dreierlei Weisen angeordnet. Die erste besteht in einer Selbstprüfung nach den zehn Geboten, nach den

Seelenvermögen und den fünf Sinnen, wie man gegen oder durch das Eine oder das Andere gesündigt. Die zweite besteht darin, daß man im Vaterunser und englischen Gruß bei jedem einzelnen Worte stehen bleibt und es eine Stunde lang zum Gegenstande der Betrachtung nimmt; jenes wird sitzend oder wandelnd, dieses sitzend oder knieend und mit geschlossenen oder auf Einen Punkt gerichteten Augen gebetet. Die dritte Form ist die, daß die einzelnen Worte des Gebets zwischen den Athemzügen ausgestoßen, und dazwischen ihre Bedeutung, die Würde der Person, an die sie gerichtet sind, die eigene Unwürdigkeit erwogen wird. Andere Weise des Gebets soll nur nach Genehmigung des Beichtvaters oder Oberen gebraucht werden. Die Uebungen werden nicht vorgenommen ohne einen geistlichen Leiter, der den Uebenden von Zeit zu Zeit besucht, nach der Wirkung, ob er die beabsichtigte Zerknirschung, Tröstung, Thränen u. s. w. erreicht habe, sich erkundigt, und wenn nicht, nach der Ursache forscht und Rath giebt. Diese geistlichen Uebungen, wie sich von selbst versteht, beziehen sich auf die Gegenstände und beruhen auf den Grundsätzen des allgemeinen christlichen Glaubens. Die Motive der Buße und Demüthigung und der Vertiefung in die göttliche Geschichte, die durch

sie gehen, sind eben so gut evangelisch, und die Erfülltheit Loyola's von derselben muß auch uns ergreifen, und fordert unsere volle Anerkennung, obwohl die Ausführung an Schwung und hebenden Gedanken und tief erbaulichem Eindruck weit zurück steht hinter protestantischen Werken, z. B. Baxter's ewiger Ruhe der Heiligen, die eine ähnliche Absicht hat, den Menschen zur Sammlung und Meditation anzuleiten. Auch ist geistliche Uebung als solche in keiner Weise zu mißbilligen oder als unevangelisch zu bezeichnen. Solche zeitweise Zurückziehung aus der Welt, geistliche Diätetik, Rathschläge für Sammlung und Betrachtung sind eine „feine Zucht". Aber das Eigenthümliche von Loyola's geistlichen Uebungen, ihr Contrast gegen alles Evangelische, ist dieses Abgemessene, bis auf's Kleinste Vorgeschriebene, dieses Hereingreifen in die freiesten geheimnißvollsten Beziehungen göttlicher Gnade und menschlicher Seele durch eine ausgedachte Methodik und die völlige Unterwerfung unter dieselbe. Es ist eine Art von Gymnastik, von militärischem Exercitium für die Heiligung und Selbstverleugnung, für die Richtung der Gedanken auf Gott. — Wird nun solche Gewöhnung und Einübung als ein mächtiger Hebel für die Heiligung gebraucht, so kommt noch als ein anderer hinzu: der Genossenschaftsgeist, das Abbrechen

aller Bande außerhalb, der Bande natürlicher Verwandtschaft, persönlicher Freundschaft, des Vaterlandes, der Mensch geht völlig auf in dem Orden, und es ist ein unermeßlicher Einfluß auf Richtung und Stärkung des Willens, der von der gegenseitigen Anerkennung, Ermunterung, Begeisterung für das gemeinsame Ziel ausgeht. Eben so wird es auch unternommen, durch alle menschliche Mittel das Reich Gottes, das ist eben die Kirche, zu fördern, durch Predigt, Jugendunterricht, Beichtstuhl, durch den Betrieb aller Wissenschaften und Künste. Letztere werden nicht um ihrer selbst willen betrieben, als Bereicherung menschlicher Bildung, sondern blos als Mittel für den Zweck des Ordens, nicht um sie für die Menschen zu gewinnen, sondern um durch sie die Menschen für den Orden und für die Kirche zu gewinnen. Es ist der Charakter einer militärischen Organisation, welche ja überall auf den Erfolg, auf den Stoß nach außen berechnet ist, in der nichts in ihm selbst sein eigener Zweck ist.

„Wie contrastirt dagegen der Protestantismus mit seiner völligen Hingebung an die göttliche Gnadenwirkung, der die Heiligung nicht durch eine menschlich festgestellte, allgemeine Methode anstrebt, sondern durch die Erfahrung der individuellen Sünde und der individuellen göttlichen Führung und Einwirkung, der den

nächsten Beruf im Reiche Gottes erfüllen will, nicht diplomatisch das Schicksal des ganzen Gottesreiches auf sich nimmt, der Wissenschaft und Kunst treibt, um ihrer eigenen von Gott in sie gelegten Aufgabe willen, zu ihrer Vollendung für die Ehre Gottes und den höheren gebildetern Zustand des Menschengeschlechts, nicht um einen Zweck außer ihnen selbst zu erreichen, der überall den letzten Erfolg und Ausgang blos Gott anheimstellt.

„Der andere angeführte Zug des Jesuitenordens betrifft das Verhältniß des Menschen zur Kirche. Der Protestantismus vertritt das Heil aus dem unmittelbaren Band der Seele zu Christus, und damit die Befreiung der Individualität; der Jesuitismus dem entgegen die Vermittlung alles Heils durch die Kirche und die absolute Macht der Kirche, die Alles, auch die innerlichsten Beziehungen, mit ihrer äußern Autorität ordnet und beherrscht. Vielleicht ist kein Orden in dem Gehorsam gegen den menschlichen Oberen so weit gegangen, als die Jesuiten; jedenfalls aber hat kein Orden vorher diese Stellung zum Papste eingenommen. Die andern Orden betrachten den Papst als Ordner und Leiter für ihren Zweck der Heiligung, der Ascese, der Wohlthätigkeit u. s. w.; der Jesuitenorden dagegen betrachtet den Papst als seinen Zweck,

er stellt sich ihm zur persönlichen Verfügung, betrachtet sein eigenes Wirken hauptsächlich als Mittel, um die Macht des Papstes zu erhalten und zu befestigen. Der Orden ist deshalb auch der Vorkämpfer der päpstlichen Macht geworden, nicht blos gegen den Protestantismus, sondern auch innerhalb der katholischen Kirche gegen die damals noch bedeutende episcopale Macht und Opposition, so wie gegen die Unabhängigkeit der königlichen Macht; er ist das Hauptorgan jenes Systems, welches man ehedem das Papalsystem nannte, gegenwärtig gewöhnlich Ultramontanismus nennt.

„Summa also: Der Jesuitenorden repräsentirt im Gegensatz gegen den Protestantismus das Princip des menschlich Selbstgewirkten im Unterschiede des von der göttlichen Gnade zu Empfangenden; er repräsentirt das Princip der absoluten Macht der äußern Institution der Kirche gegenüber dem innern persönlichen freien Bande zu Christus. Er repräsentirt durch Beides zusammen den gesetzlichen Standpunkt gegenüber dem Standpunkte der Gnade und der evangelischen Freiheit. Dieser Zug des Gesetzes geht nun zwar durch den ganzen Katholicismus, ja das ist vorzugsweise der Ursprung und das Wesen des Katholicismus, daß,

wie man annehmen möchte, nach Gottes Plan innerhalb des neuen Bundes als des Reiches der Gnade selbst wieder in erhöhter Potenz die Stufenfolge von Gesetz und Gnade sich wiederholen sollte. Aber eigen dem Jesuitismus ist es, daß er diesen Zug des Gesetzes auf die Spitze treibt, und daß er die ganze Energie und Begeisterung in seine Behauptung und die Widersetzung gegen den Fortgang zur evangelischen Freiheit und Innerlichkeit legt. Es ist darum das Extrem des Katholicismus. Es ist ein Gleiches auch in der katholischen Kirche vorher nicht dagewesen. Das Mittelalter trug Luther und Loyala gewissermaßen mit einander ungeschieden in sich; erst nachdem die Klarheit der Lehre Luther's heraustrat, wurde dieser Orden als Reaction gegen sie möglich.

„Das ist der Kern des Jesuitismus: aus ihm ergeben sich seine Lichtseiten wie seine Schattenseiten.

„Dieses Auftreten aller menschlichen Energie und Industrie für die eigene christliche Heiligung und für die kirchlichen Zwecke, dieses Band der Genossenschaft, diese Begeisterung für die Herrlichkeit der mittelalterlichen Kirche, damit die Erfülltheit von der europäischen Tradition, durch die ja die Hierarchie getragen ward, endlich unleugbar auch der positive christliche Glaube, der den Stifter erfüllte und ein mächtiger

Beweggrund des Ordens ist, dazu die Richtung auf den praktischen Zweck des Volksunterrichts statt der früheren bloßen Contemplation, die eine Reform des Mönchswesens im Sinne des Protestantismus als Waffe gegen den Protestantismus ist: dieses Alles giebt dem Orden jenen Schwung und jene Kraft der That und der Aufopferung, durch welche er die großen Erfolge hatte. Er ist dadurch nicht blos eine Macht gegenüber dem Protestantismus und dem Unglauben, sondern auch gegenüber der Erschlaffung in der katholischen Kirche selbst, und solche Katholiken, welche heutiges Tages nur die Vortrefflichkeit ihrer Kirche zu rühmen pflegen, erklären doch daneben, daß gegen den Verfall des Klerus in der Lehre, wie gegen seine Verweltlichung jetzt kein andres Heilmittel sei, als lediglich im Jesuitenorden.

„Auf der andern Seite hat jene entschlossene Widersetzung gegen die evangelische Wahrheit auch ihre Wirkungen nicht ausbleiben lassen. Diese sind: eine verderbte Sittenlehre, sei es auch nur während eines gewissen Zeitraums, ein Geist der gewaltsamen Unterdrückung, ein durchgehender Zug der Aeußerlichkeit, eine unnatürliche Ertödtung der Individualität.

„Bekanntlich haftet auf dem Jesuitenorden der Vorwurf einer Verderbniß, welche er in die christliche,

ja die allgemein menschliche Moral gebracht. Jesuitenmoral ist unter aller Bevölkerung sprüchwörtlich geworden. Dies betrachten die Gegner des Ordens als seine weltgeschichtliche Signatur, seine Freunde als eine weltgeschichtlich beispiellose Verleumdung. Die Thatsache ist folgende. Der Jesuitenorden hat ein System der Moraltheologie ausgebildet, der schlechtesten Art. Die Behandlung ist casuistisch, d. h. sie giebt Entscheidungen für einzelne mögliche, oft ganz besonders ausgedachte Fälle. Ein Grundzug derselben ist der Probabilismus, d. i. der Grundsatz, wenn eine Handlung moralisch zweifelhaft ist, so braucht man sich nicht für das Sichere zu entscheiden, sondern blos für das Probable, nämlich das, wofür man irgendeinen Grund oder am Ende auch nur die Autorität eines anerkannten Schriftstellers anführen kann, während sich eben so gut und allenfalls noch besser für das Entgegengesetzte Gründe finden. Ein anderer Zug ist der Grundsatz der Intention, daß es nicht auf die Handlung ankommt, sondern blos auf die Absicht, auf den Zweck, den man bei der Handlung hat. Aus diesen Grundsätzen, sowie auch außerdem durch spitzfindige Anwendung moralischer Regeln, z. B. der erlaubten Selbstvertheidigung, haben die jesuitischen Moraltheologen eine Reihe der

unsittlichsten, ja ruchlosesten Moralentscheidungen aufgestellt. Wenn ich z. B. Jemandem einen Eid schwöre, so ist es erlaubt, einen zweideutigen Ausdruck zu gebrauchen, so daß er ein Anderes versteht, als ich, wenn es anders für einen guten Zweck geschieht; ja es ist erlaubt, einen unzweideutigen zu gebrauchen und einen ihm entgegengesetzten in meiner Intention zu behalten (Mentalreservation), so daß ich mich nicht binde, während er glaubt, ich binde mich. Das Duell ist unerlaubt; wenn ich aber von Jemandem weiß, daß er mich durch eine falsche Anklage um Leben oder Ehre oder auch einen beträchtlichen Theil meines Vermögens bringen werde, so darf ich ihn zum Duell fordern, noch besser ist es aber, ihn heimlich aus dem Wege zu räumen, weil ich damit mein eigenes Leben nicht in Gefahr bringe. Es ist einem Ordensgliede erlaubt, die Ehre seines Ordens zu retten durch Tödtung eines Verleumders desselben, und dergleichen mehr. Diese Entscheidungen habe ich nur aus den Schriften der Jesuiten selbst. Die Thatsache, daß die Jesuiten eine von Grund aus verderbte Moral gelehrt haben, unterliegt darum keinem Zweifel. Man sehe z. B. Escobar: Theolog. moral. tractat. I exam. 3. cap. 4. — Sanchez: In praecepta decalogi lib. II. cap. 39. — Escobar: tract. I. exam. VII. cap. III. Nr. 46.

„Darauf gründen nun die Gegner des Ordens die Beschuldigung, diese Verderbniß der Moral sei ein absichtliches Werk des Ordens in seiner Gesammtheit, namentlich seiner Leiter, zu dem Zwecke, um durch diese Laxheit die Weltmenschen, die Großen der Erde für den Beichtstuhl des Ordens zu gewinnen, während gleichzeitig seine strengeren Theologen die ernsten frommen Menschen ihm festhalten, auf daß er Alles unter seine Herrschaft bringe. Man beruft sich dabei noch insbesondere auf ein Actenstück, die monita secreta, geheime Instructionen, welche das ganze in diesem Geiste eingerichtete System in der scheußlichsten Weise entwickeln. Diese Beschuldigung ist nicht erwiesen, ich halte sie auch nicht für begründet. Jenes Actenstück, so wie ein anderes, welches nach dem Tode Mariana's unter dessen Namen erschien, wird von dem Orden widersprochen, und ich glaube und nehme jedenfalls an, daß es unecht ist. Die Zusammenstellung aller der schändlichen Entscheidungen zu Einem Zwecke hat Pascal vorgenommen, sie findet sich nicht, wenigstens so weit meine Kenntniß reicht, bei einem jesuitischen Schriftsteller selbst. Daß die Schriften, die so Schändliches enthalten, alle mit Approbation der Oberen erschienen, ist ein Beweis für den geringen moralischen Sinn auch dieser Oberen, aber nicht für einen berech-

neten Plan derselben. Die ganze Verderbniß beginnt auch erst in einer späteren Periode, die Gründer und die Fürsten des Ordens, Loyola, Xaver, Canisius würden sie gewiß mit Abscheu von sich gestoßen haben. Im vergangenen Jahrhundert und weiter hinauf pflegte man alle Erscheinungen der Geschichte aus Absicht und Berechnung zu erklären, den Cölibat, die Gedichte Homers, so denn auch die jesuitische Moraltheologie. Das widerlegt aber schon die allmälige Entstehung derselben noch aus der Scholastik heraus. Bewußte Benutzung der laxen und der strengen Moralisten durch Ordensobere mag vorgekommen sein, aber sie ist nicht System des Ordens. Jene wissenschaftliche Methode konnte auch kein Ordensoberer machen oder hervorrufen. In der That machen auch die jesuitischen Moralisten großentheils den Eindruck, daß sie in gutem Glauben (bona fide) sind. Sie meinen wirklich durch Eide und Mentalreservationen, wenn es einen guten Zweck (honesta causa) gilt, (wie z. B. die Erhaltung eines beträchtlichen Theils des Vermögens) und ähnliche Handlungen, vorausgesetzt immer die Unterwerfung unter die Autorität der römischen Kirche, befinde man sich auf dem directen Wege der Nachfolge Christi. Ihre Entscheidungen kom-

men darum nicht aus Absicht und Berechnung, sie sind ihr moralischer Standpunkt.

„Auf der andern Seite kann ich aber auch die Vertheidigung, welche die Anhänger der Jesuiten für sie unternommen haben, nicht als geführt erachten. Diese Vertheidigung beruht nämlich eben darauf, daß die Casuistik, der Probabilismus, kurz diese ganze Methode der Moraltheologie schon vor den Jesuiten vorhanden gewesen sei, sie hätte sich nur dem bestehenden Gebrauche angeschlossen. Allein einmal ist das keine Entschuldigung. Für einen Orden, der sich als Retter des Christenthums aufwirft, ziemt es sich wahrlich nicht, überlieferte Schlechtigkeiten weiter zu überliefern. Sodann aber ist es nicht das Entscheidende, daß schon die Vorgänger den Probabilismus gelehrt haben, sondern es kommt auf diese unsittlichen Entscheidungen selbst an, die häufig mit dem Probabilismus gar nichts zu thun haben, und daß auch diese in solcher Weise vom Orden schon vorgefunden worden seien, hat man nicht nachzuweisen unternommen. Jedenfalls hat der Orden diese verderbte Richtung der Moraltheologie auf ihre letzte Spitze und zu ihrer Vollendung gebracht, und ist eine geraume Zeit hindurch der hauptsächlichste und die ganze moral-theologische Literatur einnehmende Träger jener unsittlichen Lehren und Entscheidungen

gewesen, und er hat dies Alles nicht aus eigenem Gewissen, sondern erst dann aufgegeben, als der Widerspruch und die Anklage von außen ihn dazu nöthigten.

„Darin liegt doch ein merkwürdiges Zeichen und Gericht! Loyola und seine Freunde unternahmen es, einen Orden zu gründen für die Heiligung des Menschen aus eigener Kraft, für die Gründung des Reiches Gottes aus eigener Kraft, eine nicht allzu lange Zeit nachher wird dieser Orden der Träger und Repräsentant von Lehren, über deren Unheiligkeit selbst das Heidenthum erstaunt sein würde. Haben denn Escobar, Sanchez, Suarez, Loymann, Reginald, Lessius, Filliucius, Caramuel, Bauny und die andern alle nicht die vierwöchentlichen geistlichen Uebungen gemacht, haben sie nicht eine Woche lang täglich fünf Stunden bei verdecktem Fenster über die Sünde meditirt nach ihrer dreifachen Eintheilung, haben sie nicht die Zerknirschung, die Thränen erreicht? Und dennoch geben sie solch methodische Anleitung zur Sünde, wie sie vorher nie dagewesen! Diese Corruption der Moral ist nicht das Wesen des Jesuitismus, aber — um mich einer Waffe zu bedienen, die jetzt bei den Katholiken so beliebt ist — sie ist die Consequenz seines Princips. Wenn man, die evangelische Wahrheit von sich stoßend, auf dem ge-

setzlichen Standpunkt verharrt, so kommt man eben in der Casuistik in der Behandlung und zu der Aeußerlichkeit und logischen Spitzfindigkeit in der Beurtheilung, welche zu solchen Entscheidungen führen, und wenn man es im Ganzen als die Aufgabe ansieht, durch menschliche Mittel, den klüglich ausgedachten Mechanismus des Ordens, das Reich Gottes zu versorgen, so gewöhnt sich der Sinn leicht, auch in allen einzelnen Verhältnissen den guten Zweck (honesta causa) selbst versorgen zu wollen, und da ist der Abweg zu jenen Zweideutigkeiten, Mentalreservationen, heimlichem Wegräumen von Menschen u. s. w. Die Methode der Casuistik ist immer sehr gefährlich; dennoch wäre auch bei ihr solche Verirrung nicht möglich gewesen, wenn die Jesuiten nur etwas von der evangelischen Innerlichkeit gehabt hätten, die nicht die einzelnen Handlungen an den einzelnen Gesetzen, sondern den tiefsten Grund des menschlichen Willens an der Heiligkeit des göttlichen Willens mißt, oder wenn sie nur etwas von dem evangelischen Geiste besessen hätten, daß der Mensch erfülle, was seines Berufs ist, aber den Ausgang Gott anheimstelle, wenn nicht vielmehr das ganze Unternehmen des Jesuitismus das gerade Gegentheil wäre von dem Spruche: „Bist du doch nicht Regente, der alles leiten soll, Gott sitzt im Regimente und leitet

alles wohl." Das Reich Gottes duldet nichts Unreines, die kleinste Sündenflocke wächst zur Lawine. Die Erhebung Loyola's, daß er etwas Großes und Außerordentliches für das Reich Gottes — und zwar das Reich Gottes in der Gestalt, wie es seine Phantasie aussprach — thun wollte, gleichwie er vordem sich vorgenommen, etwas Großes und Außerordentliches für seine Dame zu thun, daß er an der Heiligenlegende gleichwie an der Ritteraventure sich entflammte, das ist der unlautere Keim, der zur wuchernden Pflanzung entfaltet, auch die gute Saat seiner frommen Begeisterung überschattete."

Der andere Vorwurf ist der der gewaltsamen Unterdrückung. Es giebt keine Blutthat gegen die Protestanten in der Geschichte seit der Reformation, bei welcher man nicht die Jesuiten als Urheber beschuldigt. Man hält sie für betheiligt an der meuchlerischen Ermordung Wilhelm's von Oranien, an der Pariser Bluthochzeit u. s. w. Ich weiß keinen Nachweis dieser einzelnen Thatsachen; allein das ist ausgemacht, an der gewaltsamen Gegenreformation im 16. und 17. Jahrhundert ist der Jesuitenorden vorzugsweise mit die Ursache gewesen. Die Bischöfe in Deutschland, z. B. Julius von Würzburg, welche die gewaltsame Gegenreformation begannen, waren

Zöglinge der Jesuiten. Ferdinand II. und Maximilian II. wurden an der Jesuitenuniversität zu Ingolstadt gebildet, gaben sich im vertrautesten Umgange gänzlich dem Geiste ihrer jesuitischen Lehrer hin, und gewiß nur von daher nahmen sie den Plan, mit Gewalt den Protestantismus niederzudrücken, welcher die Hauptursache des dreißigjährigen Krieges ward. Die Jesuiten pflegten hinter den Truppen herzuziehen; zuerst wurde dann der Rücktritt zum Katholicismus anbefohlen, im günstigsten Falle bei Strafe der Auswanderung. Dies war der Acker, auf welchem sie ihre Bekehrungen säeten. Die gewaltthätigsten Regenten, wie Ferdinand II., Jacob II. hatten Jesuiten zu Beichtvätern und Rathgebern. Unser Geschichtsschreiber Ranke hat eine Anmerkung über das Gehorsamsgelübde der Jesuiten in der zweiten Ausgabe zurückgenommen. Man hat dies als einen Beweis angeführt, daß an dem Jesuitenorden schlechthin keine Anklage haften könne; allein Ranke hat doch nicht den zweiten Band seiner Geschichte der Päpste zurückgenommen, und diese ist durch und durch eine Anklage gegen den Orden wegen Unterdrückung des Protestantismus durch äußere Gewalt. Man mag hievon einiges auf Rechnung der Zeit schreiben, einiges auf Rechnung des allgemein in der katholischen Kirche vorhandenen Zuges nach

äußerlicher Gewalt. Allein die Jesuiten sind doch die besonderen Träger und Förderer dieses Zuges, der umgekehrt durch eine reinere Frömmigkeit, ohne Untreue gegen den Katholicismus, hätte ermäßigt und überwunden werden können, und es entspringt diese äußere Unterdrückung aus demselben Geiste, von dem auch ein Theil jener schlechten moralischen Lehren herrührt, nämlich dem Geiste, die göttlichen Dinge durch menschliche Veranstaltungen versorgen zu wollen. Aus eben dem Geiste sind auch die berechneten Versuche, gerade die Fürsten zu bekehren (z. B. den König von Schweden), um dadurch die äußere Macht zur Unterdrückung des Landes unter die Kirche zu erlangen. Wie fern lag den Aposteln solche Berechnung.

„Außer diesen gewöhnlichen Vorwürfen habe ich noch einen andern gegen den Orden, das ist ein Zug der Aeußerlichkeit, der überall durchgeht, und der die natürliche Folge jener Reaction gegen das Innerlichste, gegen die evangelische Grundwahrheit ist. Wo irgend die Entscheidung zwischen zwei Lehren war, hat sich der Jesuitenorden gewiß immer für die flachere, für die profanere entschieden. Zuerst auf dem Tridentiner Concil vertrat vorzugsweise er die Lehre, daß die Rechtfertigung dem Menschen nicht durch das Geheimniß der von Christi Opfer zugerechneten Gerech-

tigkeit komme, sondern durch den natürlichen begreiflichen Proceß der dem Menschen selbst eingeflößten Gerechtigkeit. Später vertrat er, gegen die Dominicaner, die Lehre, daß der Mensch aus eigner Kraft, ohne allen besondern Beistand Gottes eine Stufe der Heiligung erringen könne, dadurch verdiene er sich den Beistand Gottes und dann vollbringen diese beiden Mächte mit und neben einander gleich zwei Männern, die an einem Schiffe ziehen, das Werk der Heiligung vollständig. Auf dem Gebiete der Moral ist, wenn wir alles jenes Anstößige abziehen, das, was an den beträchtlichsten Werken des Ordens übrig bleibt, eine absolute Salbungslosigkeit. Auf dem politischen Gebiete hat der Jesuitenorden in seinen bedeutendsten Vertretern Bellarmin, Lainez — ich will von Mariana und Sanchez nicht sprechen — die Lehre von der Volkssouverainetät schon beinahe so wie Rousseau aufgestellt. Ueberall war er der Gegner der tieferen Regungen in der katholischen Kirche, der Gegner des Jansenismus, der Gegner des Mysticismus. Auch der Lehrplan der jesuitischen Anstalten trägt den Charakter der Aeußerlichkeit. Der Unterricht hat seine feststehenden Autoritäten, man darf nicht blos für Theologie und Moral nicht von Thomas, sondern auch für Geschmack und Styl nicht von Cicero ab-

weichen, die Fertigkeit des Latein gilt als höchstes Ziel und der Hebel für die Schüler ist der Ehrgeiz, innerlich betrachtet der verwerflichste, nach dem äußern Erfolg beurtheilt der mächtigste. Obwohl der Jesuitismus gerade den Mariendienst, Ablaß und Anderes, was am wenigsten rationell ist, auf's Höchste betont, und seine Impulse gewiß zum großen Theil aus der Erfülltheit der Phantasie von den poetischen Anschauungen und Ueberlieferungen des Mittelalters nimmt, so ist er doch vorzugsweise rationalistisch nach Wesen und Bildung und beruht durchgehends auf zu verständiger Berechnung in den geistlichen Exercitien wie in der Organisation und im Lehrplan. Und wenn seine Lehranstalten, wie berichtet wird, gerade bei der ungläubigen Bevölkerung häufig Eingang finden, so daß die Väter ihnen die Kinder übergeben, ohne sich selbst zu bekehren, so erklärt sich das vielleicht aus einer innern Verwandtschaft.

„Es könnte nun als ein psychologischer Widerspruch angesehen werden, wenn man auf der einen Seite dem Jesuitenorden eine große Begeisterung, eine Macht christlicher Frömmigkeit zuschreibt, auf der andern Seite ihm den Charakter der Aeußerlichkeit beilegt. Das ist aber kein Widerspruch. Dieselbe Erscheinung findet sich auch anderwärts. Im Judenthum

z. B. ist die talmudistische Richtung, die Richtung derjenigen, welche für das Gesetz eifern, gewiß eine Richtung von aufrichtiger Gottesfurcht und Frömmigkeit, eine Richtung von strenger Ascese, Fasten, Kasteiung, genauer Befolgung des Gesetzes, eine Richtung von großer Begeisterung für das ganze Gesetz, für das Judenthum als Institution auch in seinem ganzen Glanze der Phantasie; dessen ungeachtet ist die talmudistische Auffassung durchaus eine äußerliche, überall in ähnlicher Weise geneigt zur Casuistik, zur scholastischen Unterscheidung und Disputation, zu dem Flachern, Aeußerlichern von dem Tiefern, in mindergehobenen Zeiten oder Personen zu spitzfindigen, unsittlichen Entscheidungen. Ein Mann, wie Saulus, bevor er Paulus wurde, mochte auch das alte Judenthum als die eigentliche Erfrischung der Kirche ansehen, als geeignet, den voltairischen Sadducäismus nieder zu kämpfen, geeignet, die christliche Häresie abzuhalten. Und auf geringerer Stufe lehrte z. B. Rabbi Hillel und seine Schule, der Mann dürfe sich von seinem Weibe scheiden aus jeglicher Ursache, als z. B. wenn er eine andere angenehmer finde, und das stand nicht im Wege, daß sie an Gehorsam und Eifer für die eigenthümlichen und traditionellen jüdischen Satzungen sich nicht genug thun konnten. Ich will damit nicht einen

christlichen Orden dem talmudistischen Judenthum, noch weniger die menschliche That der Reformation der göttlichen Sendung Christi gleichstellen. Aber das soll dadurch einleuchten, wie aus dem Eifer des gesetzlichen Standpunktes zugleich hohe Züge und tiefe Versunkenheit hervorgehen.

„Erwägt man endlich über dem Allen, das, was das eigentliche Wesen des Ordens ist, diese **Einschulung** aller Gedanken und Empfindungen nach einer menschlich erdachten Methodik, und diesen Gebrauch aller Kräfte des Ordens im blinden Gehorsam zu Einem Zweck nach einer blos von den Oberen gelenkten Mechanik: so ist es wohl einleuchtend, welche ungeheure Wirkung hiervon ausgehen muß, sowohl für die Geistesrichtung der Mitglieder als für den Erfolg in der Welt. Nach Innen müssen gleichsam die Gelenke der Seele durch solche Uebung eine instinktmäßige Gewöhnung und Fertigkeit der Ascese bekommen, ähnlich, wie die leiblichen Gelenke des Ringers oder Turners. Nach Außen steht eine geschlossene Armee gegen Einzelkämpfer. Allein wie leidet auch nothwendig durch solche Einschulung und Einfügung in einen Mechanismus das allgemein Menschliche, wie leidet die Individualität mit ihren schöpferischen Kräften, wie wird nothwendig geistige Entfaltung und neue Erzeu-

gung niedergehalten, die nur aus der tiefsten freiesten Regung der Individualität kommt! Es ist in einem gewissen Maaße eine Entpersönlichung des Menschen und ein eigenmächtiger Abschluß des geistigen Gebiets. An die Stelle des verborgenen Organismus, in welchem sich thatsächlich alle Geister befinden, des Reichs, das Gott in Einheit hält und einheitlich nach seinem Ziele lenkt, tritt wie ein sichtbarer Organismus der Geister, von Menschen gemacht, durch menschliche Einrichtungen und menschliche Obern in Einheit gehalten und für ihren Zweck gelenkt. Der Mensch giebt seinen Beruf in jenem unsichtbaren Reich Gottes auf, um Dienst zu nehmen in diesem sichtbaren der Menschen.

„Ich will keineswegs dem Jesuitenorden jene berüchtigte Moral als sein Wesen und dauernden Charakter aufbürden, nicht das Verdienst seiner einzelnen Mitglieder verdunkeln, nicht ihm als Orden die Beweggründe der Gottesfurcht, der Liebe zum Erlöser bestreiten. Aber die Frömmigkeit, welche Gott will, ist dennoch die evangelische und nicht die jesuitische. Der Protestantismus will das natürlich sündliche Herz aus dem Menschen nehmen und ihm dafür ein Gott begnadigtes Herz an die Stelle geben; der Jesuitismus will nicht blos das, er will das von Gott geschaffene

Herz aus dem Menschen nehmen und ihm ein nach den Ansichten und Regeln des Ordens zugerichtetes Herz an die Stelle geben.

„Würde er zum Sieg in der Welt gelangen, wie er es anstrebt, so würde er allerdings ein Reich aufrichten, zur Ehre Christi, in welchem aber die Gnade Christi selbst nicht frei walten dürfte mit ihren neuen Gaben und neuen Anregungen und neuen Schöpfungen, sondern überall erst der Erlaubniß der menschlichen Oberen dazu bedürfte, in welchem die göttlichen Sendboten außen stehen bleiben müßten vor den Schlagbäumen der Ordensregeln. Wie im Polizeistaate Alles wohl geregelt und vortrefflich ist, nur keine neue, schaffende Regung möglich ist, ebenso und ähnlich würde der Jesuitismus den Polizeistaat im Reiche Gottes aufrichten. Darum mag gewiß dieser Orden ein gutes Heilmittel sein gegen den Voltairianismus, gegen die Verweltlichung und Erschlaffung des Klerus; allein damit der gesunde Zustand erreicht werde, möchte es dann doch wieder eines Heilmittels gegen die Wirkung dieses Heilmittels bedürfen. Ich denke zu hoch von der katholischen Kirche, als daß ich den Jesuitismus für ihre Blüthe, für die beste Frucht, die sie zu erzeugen fähig, halten könnte.

„Wenn aber die Katholiken einen Orden, dessen

specifisches Wesen gerade die stärkste Betonung des Gegensatzes zum Protestantismus, dessen weltgeschichtliche Aufgabe die Vernichtung des Protestantismus um jeden Preis ist, als die herrlichste Frucht ihrer Kirche zu preisen nicht müde werden, und wenn sie ihn in Länder berufen, in welchen der Protestantismus doch auch noch ein Recht hat, so sind sie allerdings, so weit sie von ihren verfassungsmäßigen Befugnissen Gebrauch machen, Niemandem Rechenschaft schuldig; aber sie mögen dann nicht fordern, daß die Protestanten das als ein Zeichen ihrer Absicht friedlichen Nebeneinanderbestehens ansehen, und mögen, wenn die Aufregung darüber auch mitunter das Maaß überschreitet, die hauptsächliche Schuld nicht auf Seite ihrer Gegner suchen. Die Evangelischen hingegen können an den Jesuiten lernen, was für einen Schatz sie am Evangelium besitzen, sie können aber nicht minder von den Jesuiten lernen, wie sehr sie es daran fehlen lassen, mit ihrem Schatze zu wuchern. Die evangelische Kirche hat das Centrum des Heils erobert, von dem aus sie den Umkreis beherrscht, aber sie muß diesen Umkreis auch einnehmen, um das Gebiet des Heils vollständig und gesichert zu besitzen."

Im Schlußworte werden wir auf diese Stahl'sche Darstellung des Jesuitismus zurückkommen.

Wir geben noch die im Obigen erwähnten Worte Macaulay's über den Orden aus seinen kleineren Schriften:

„Unbefriedigt durch das System der Theatiner wendete der schwärmerische Spanier Inigo von Loyola sein Gesicht nach Rom. Arm, unbekannt, ohne einen Gönner, ohne Empfehlungen betrat er die Stadt, wo jetzt zwei fürstliche Tempel, reich an Malerei und vielfarbigem Marmor, an seine großen der Kirche geleisteten Dienste erinnern, wo seine Gestalt in massivem Silber gearbeitet steht, wo seine Gebeine, unter Juwelen in einen Schrein gelegt, unter dem Altar Gottes ihre Stelle fanden. Seine Thätigkeit und sein Eifer bewältigten allen Widerstand, und unter seiner Leitung begann der Orden der Jesuiten sein Bestehen und wuchs in reißender Schnelligkeit zu dem vollen Maaße seiner riesigen Kräfte. Mit welchem Ungestüm, mit welcher Politik, mit welch' genauer Disciplin, mit wie furchtlosem Muthe, mit welcher Selbstverleugnung, mit welchem Vergessen der theuersten Privatbande, mit welch' äußerster und starrer Hingebung an einen einzigen Zweck, mit wie scrupelloser Laxheit und Geschmeidigkeit in der Wahl der Mittel die Jesuiten den Kampf ihrer Kirche fochten, ist auf jeder Seite der Annalen Europa's mehrere Menschenalter hindurch

verzeichnet. In dem Orden Jesu concentrirte sich die Quintessenz des katholischen Geistes, und die Geschichte des Jesuitenordens ist die Geschichte der großen katholischen Reaction. Dieser Orden setzte sich auf einmal in den Besitz aller der Vesten, die den öffentlichen Geist beherrschen: der Kanzel, der Presse, des Beichtstuhls, der Akademieen. Wo immer der Jesuit predigte, war die Kirche zu klein für die Zuhörer. Der Name „Jesuite" auf einem Titelblatte sicherte den Vertrieb eines Buches. In die Ohren der Jesuiten flüsterten die Mächtigen, die Edlen und die Schönen die geheime Geschichte ihres Lebens. Zu den Füßen der Jesuiten wurde die Jugend der höheren und mittleren Klassen von der Kindheit zum Mannesalter, von den ersten Anfangsgründen bis zu den rhetorischen und philosophischen Cursen aufgezogen. Literatur und Wissenschaft, vor Kurzem mit Unglauben oder mit Ketzerei verbündet, wurden jetzt die Alliirten der Orthodoxie. Herrschend im Süden Europa's zog der große Orden bald aus, erobernd und um zu erobern. Trotz der Oceane und Wüsten, des Hungers und der Pest, der Spione und der Strafgesetze, der Kerker und Foltern, der Galgen und der Blöcke zum Viertheilen, waren Jesuiten in jeder Verkleidung und in jedem Lande zu finden: als Gelehrte, Aerzte, Kaufleute,

Dienstboten, an dem schwedischen Hofe, in den alten Edelhöfen von Cheshire, unter den Hütten von Connaught, disputirend, belehrend, tröstend, die Herzen der Jugend einnehmend, den Muth der Zaghaften belebend, den Augen der Sterbenden das Cruzifix vorhaltend. Auch war es nicht weniger ihr Amt, Anschläge gegen Throne und Leben abgefallener Könige zu machen, üble Gerüchte zu verbreiten, Tumulte zu erregen, Bürgerkriege zu entzünden, die Hand des Meuchelmörders zu bewaffnen. Unbeugsam in Nichts, als in ihrer Treue für die Kirche, waren sie gleich bereit, in ihrer Sache den Geist der Loyalität, wie den Geist der Freiheit anzurufen. Extreme Doctrinen von Freiheit, das Recht der Regenten, das Volk schlecht zu regieren, das Recht eines Jeden im Volke, sein Messer in das Herz eines schlechten Regenten zu stoßen, wurden von demselben Manne gelehrt, je nachdem er sich an einen Unterthan Philipp's oder an einen Unterthan der Elisabeth wendete. Einige schilderten diese Theologen als die strengsten, Andere als die nachsichtigsten der geistlichen Führer, und beide Schilderungen waren richtig. Der aufrichtige Fromme horchte mit Ehrfurcht auf die hohe und heilige Moral der Jesuiten. Der muntere Cavalier, der seinem Nebenbuhler den Degen durch den Leib gejagt, die schwache Schönheit, die ihr

Ehegelübde vergessen hatte, fanden in dem Jesuiten einen ruhigen, wohlgebildeten Weltmann, welcher wußte, was er den kleinen Unregelmäßigkeiten der Modewelt nachzusehen habe. Der Beichtvater war streng oder lax, je nach dem Wesen des Beichtenden. Sein Ziel war, Niemanden aus der Kirche hinauszutreiben. Da es einmal schlechte Menschen gab, so war es besser, daß sie schlechte Katholiken waren, als schlechte Protestanten. Wenn Jemand so unglücklich war, ein Bravo, ein Wüstling oder ein Spieler zu sein, so war das kein Grund, ihn auch zu einem Ketzer zu machen. — Die alte Welt war nicht weit genug für diese wunderbare Thätigkeit. Die Jesuiten zogen in alle die Länder, welche die großen seemännischen Entdeckungen des vorhergehenden Zeitalters dem europäischen Unternehmungsgeist geöffnet hatten. Sie waren in den Tiefen der peruvianischen Bergwerke, auf den Märkten der afrikanischen Sklavencaravanen, an den Küsten der Gewürzinseln, in den Observatorien China's zu finden. Sie machten Proselyten in Gegenden, zu deren Betretung weder Habsucht, noch Wißbegier irgendeinen ihrer Landsleute vermocht hatte, und predigten und disputirten in Zungen, von denen kein anderer Eingeborner des Westens ein Wort verstand."

Die Gegenwart.

Die Unruhen und Unordnungen der Jahre 1848 und 1849 riefen den Fanatismus der Ruhe und den gewaltigen Eifer für Ordnung hervor. Kein Wunder, wenn bei diesem Suchen nach den alten bewährten Ordnungsmännern auch die vielerfahrenen Ordnungsmänner, die Jesuiten, auf die Oberfläche des Tages geworfen wurden. Sie ließen nicht auf sich warten, denn sie hatten ja selbst nur auf ein solches Bedürfniß gewartet, und sie werden so lange ihr Wesen treiben, als dieses Zeitbedürfniß vorhält und sie so wie andere Geistesverwandte zu seiner Befriedigung verbraucht. Sie müssen ja in aller Geschwindigkeit „Gottes Ordnung" wiederherstellen, selbst wenn es Gott vielleicht gefiele, zum künftigen Besten der Welt eine Unordnung anzurichten; es hilft ihm nichts, die

jesuitischen Ameisen sind gleich wieder da und machen — „Gottes Ordnung".

So geschah es vom Jahre 1849 an. Der Papst ließ sich von den Franzosen in seine alte Priesterstadt zurückführen, und Ende März 1850 kam auch der Jesuitengeneral Roothaan von seiner unfreiwilligen Flucht wieder heim, und der Jesuitenorden bekam in der Centralstadt des Glaubens zurück, was er früher besessen, namentlich seine Kirche al Gesù und sein Collegium Romanum. Rom's Beispiel folgte bald ganz Italien, mit Ausnahme Sardiniens, wo jedoch auch bei Chambery einige Patres sich festzusetzen wußten.

Ehe wir den heutigen Bestand des Jesuitenordens aufstellen, geben wir zur Vergleichung folgende Uebersicht der Anstalten der Gesellschaft und der Zahl ihrer Mitglieder aus der Zeit kurz vor der Auflösung des Ordens, aus dem Jahre 1762:

Assistenz **Italien**, umfassend die Provinzen:

Provinzen und Städte:	Zahl der Häuser:	Zahl der Mitglieder:	Zahl der Priester:
Rom	31	848	425
Sicilien	27	775	317
Neapel	26	667	296
Mailand	26	625	296
Venedig	29	707	357

Gesammtzahl: 139 Häuser, 3622 Mitglieder, davon 1691 Priester.

Assistenz **Frankreich**, umfassend die Provinzen:

Provinzen und Städte:	Zahl der Häuser:	Zahl der Mitglieder:	Zahl der Priester:
Frankreich	25	804	482
Aquitanien	19	437	240
Lyon	30	773	403
Toulouse	24	655	344
Champagne	22	594	292
Missionen in Amerika . .	15	104	
Missionen in Asien . . .	13	69	
Missionen in Griechenland .	7	25	

Gesammtzahl: 155 Häuser, 3548 Mitglieder, davon: 1761 Priester.

Assistenz **Deutschland**, umfassend die Provinzen:

Oberdeutschland *)	37	1060	496
Oestreich	64	1772	751
Flandrisch Belgien. . . .	26	542	282
Polen	71	1050	552
England	19	299	28
Litthauen	80	1047	478
Französisch Belgien . . .	20	471	266
Böhmen	47	1239	673
Oberrhein	23	497	240
Niederrhein	51	772	398

Gesammtzahl: 438 Häuser, 8749 Mitglieder, davon: 4111 Priester.

Assistenz **Spanien**, umfassend die Provinzen:

Toledo	30	659	288
Castilien	33	718	360
Aragon	24	604	272
Bätica	31	662	308
Sardinien	10	300	114
6 Provinzen in Amerika. .	113	1945	1081

Gesammtzahl: 259 Häuser, 5014 Mitglieder, davon: 2520 Priester.

*) Im Jahre 1770 entstand eine baierische Provinz

Assistenz Portugal, umfassend die Provinzen:

Provinzen und Städte:	Zahl der Häuser:	Zahl der Mitglieder:	Zahl der Priester:
Philippinen	18	126	97
Portugal	16	864	384
4 Provinzen in Asien . .	—	303	227
2 Provinzen in Amerika . .	—	690	316

Gesammtzahl: 16 Häuser, 1854 Mitglieder, davon: 927 Priester.

Heute hat der Orden Niederlassungen:

In Italien außer zu Rom: zu Neapel (al Gesù nuovo), zu Palermo (al Gesù, al Collegio Massino), zu Reggio, Modena, Massaducale in Modena; auf Malta.

In Spanien die Niederlassungen zu Aspeytia (Provincias Bascongadas), Loyola (Guipuscoa), Madrid.

In Frankreich Niederlassungen zu Aire (Candes), Aix (Rhônemündungen), Amiens (Somme), Angers (Maine-et-Loire), Avignon (Vaucluse), Ay (Ardèche), Blois (Loire-et-Cher), Bourges (Cher), Castres (Tarn), Dax (Landes), Dôle (Jura), Grenoble (Isère), Issenheim (Oberrhein), Lalouvesc (Ardèche), Laval (Mayenne), Liesse (Aisne), Lille (Nord), Lous-le-Saulnier (Jura), Lyon (Rhône), Marseille (Rhônemündungen), Mende (Lozère), Metz (Moselle), Mongré (Rhône), Montauban (Tarn-et-Garonne),

Montpellier (Herault), Moulins (Allier), Nantes (Loire-Inférieure), Paris (Seine), Poitiers (Vienne), Quimper (Finistère), Rouen (Seine-Inférieure), St. Acheul (Somme), St. Affrique (Aveyron), St. Etienne (Loire), Sarlat (Dordoque), Straßburg (Niederrhein), Toulouse (Haute-Garonne), Vals (Haute-Loire), Vannes (Morbihan), Vaugirard (bei Paris.)

Dazu in Algerien die Niederlassungen: Algier, Ben-Aknum bei Algier, Buffarik (Camp d'Erlon) bei Algier, Constantine, Oran. In den Colonien: Cayenne (Guyane française).

In Belgien die Niederlassungen: Aloſt, Antwerpen, Brugelette (bei Ath), Brügge, Brüſſel, Courtrai, Gent, Lüttich, Lierre, Löwen, Mons, Namour, Nivelles, Tournai, Tronchiennes, Turnhout, Verviers.

In Holland hat der Orden in Ravenſtein (Bisthum Herzogenbuſch) einen Noviziat, zu Kuilenburg ſeit 1848 ein Collegium zur Vorbereitung auf die Univerſitäten, eines zu Katwijk am Rhein bei Leyden, wo in einer beſondern Abtheilung die für den Handelsſtand beſtimmten Jünglinge gebildet werden, und ein kürzlich in Maastricht gegründetes Haus, wo die Ordensmitglieder die theologiſchen Studien abſolviren. Ferner eine Niederlaſſung im Haag, zu Nymwegen, Rotterdam und Sittard.

In England die Niederlassungen: Allerton (York), Benarth bei Holywell, Boston (Lincolnshire), Lincoln, Liverpool, London, Preston (Lancashire), Stonyhurst (Lancashire). In Irland: Clongowes, Dublin, Tullabey.

In der Union Nordamerika's die Niederlassungen: Bardstown (Kentucky), Boston (Massachusetts), Buffalo (New=York), Cincinnati (Ohio), Fredericstown (Maryland), Georgetown (District von Columbien), Grand=Côteau (Luisiana), New=York (New=York), New=Orleans (Luisiana), Philadelphia (Pennsylvanien), St. Charles (Missouri), St. Louis (Missouri), St. Peter und St. Paul (Luisiana), Spring=Hill (Alabama).

Im Oregongebiet eine Niederlassung.

In Canada zu Montreal in Nieder=Canada, und zu Sandwich und Quebec in Ober=Canada.

In Asien in Madure (Ostindien).

In Afrika auf Madagascar (Isle de Bourbon).

Was schließlich Deutschland betrifft, so haben sie erstlich in Oestreich ihre alten Positionen wieder eingenommen, in Innsbruck, Linz, Lemberg, Starawiez und zu Tyrnau (in der Graner Diöcese in Ungarn), zweitens aber sind sie in's eigentliche Deutschland, wo sie keine Niederlassungen hatten, eingedrungen. Von Baden aus, wo sie 1849 ihre Volksmissionen begannen,

trieben sie diese weiter durch ganz Deutschland. Auch gewinnen sie jetzt die früher gegen sie argwöhnische Weltgeistlichkeit immer mehr für sich.

Der Katalog der zerstreuten östreichischen Provinz des Ordens vom Anfang des Jahres 1852 ergiebt folgenden Stand des Ordens für Oestreich:

In dieser Gesellschaft sind 139 Oestreicher, darunter 70 Priester, 28 Scholastiker und 41 Coadjutoren. Vorstand der Provinz ist der Pater P. Lange mit 4 Provinzialconsultoren an der Seite.

Im Ordenshaus zu Innsbruck sind 11 Väter und 8 Coadjutoren, dann noch 6 Väter als missionarii excurrentes: 35 Brüder. 7 Jesuiten wirken in Tyrol, nämlich 1 zu St. Nicolaus als Cooperator, 1 zu Mühlau als solcher, 2 auf der Expositur Silzerberg und 3 auf der Expositur im Zillergrund.

Das Haus und das bischöfliche Knabenseminar zu Freyenberg bei Linz zählt 10 Väter, 1 Scholastiker und 11 Coadjutoren, zusammen 22.

In Steiermark sind nur 2, in Böhmen nur 6, in Mähren nur 1, in Ungarn nur 2, in Slavonien nur 1 Jesuit der östreichischen Provinz.

Wie viele Väter anderer Provinzen in der östreichischen Monarchie sich aufhalten, ist im Katalog nicht angegeben.

Im Ausland verweilen folgende östreichische Jesuiten: in Baiern 1, im Römischen 3, in Belgien 13, in Frankreich 14, in England 10. Als Missionäre wirken in Afrika 1, in Amerika 28, in Australien 3.

Für Ober- und Nieder-Deutschland zeigt der Katalog aus dem Anfang des Jahres 1853 folgenden Stand:

	Priester.	Scholastiker.	Coadjutoren.	zusammen.
1) Der Pater Provinzial mit seinem Socius	2	—	—	2
2) Residenz Aachen	9	1	3	13
3) Residenz Freiburg im Breisgau . .	5	—	2	7
4) Probehaus in Gorheim bei Sigmaringen	12	9	7	28
5) Probehaus zu Münster	7	30	9	46
6) Residenz zu Münster	7	—	4	11
7) Haus und Seminar zu Paderborn	13	13	5	31
8) Außer den Häusern Lebende . .	7	—	2	9
9) Außer der Provinz Lebende . .	88	23	26	137
Zusammen	150	76	58	284
In der deutschen Provinz aus andern Provinzen Lebende	2	—	—	2
	148	76	58	282

Die Jesuitenmissionen brachten unter den Protestanten Mißtrauen und Aufregung hervor, was die preußische Regierung bewog, Folgendes am 22. Mai 1852 zu erlassen:

„Wenn gleich im Allgemeinen das von den Behörden den Predigten katholischer Missionäre gegen-

über beobachtete Verfahren sich als zweckmäßig gezeigt hat, so ist doch jedenfalls eine fortgesetzte genaue Beaufsichtigung dieser Predigten, so wie des Verhaltens der Missionäre zu empfehlen. Es ist daher nothwendig, die Behörden auf die Wichtigkeit des Gegenstandes und auf die in unserem Circularerlasse vom 25. Februar v. J. bezeichneten Gesichtspunkte wiederholt aufmerksam zu machen. In diesem Erlasse ist vorgeschrieben, daß überall, wo die Missionäre bei Gelegenheit ihrer Predigten oder durch dieselben sich irgendeines strafrechtlichen Verfahrens schuldig machen oder irgendeine politisch bedenkliche und zu anderweiten, die öffentliche Ruhe gefährdenden Auftritten führende Aufregung hervorrufen sollten, sofort einzuschreiten sei. In Fällen der bezeichneten Art wird gegen die Missionäre nöthigenfalls mit Ausweisung zu verfahren sein. Der Fall einer öffentlichen Ruhe gefährdenden Aufregung kann besonders in Orten gemischter Confession leicht eintreten. Ein Auftreten der Missionäre wird aber überhaupt nicht geduldet werden können in katholischen Gemeinden, welche mitten in rein evangelischen Provinzen zerstreut liegen, weil der Verdacht nahe liegt, daß hier andere Zwecke, als eine Einwirkung auf diese katholischen Gemeinden, verfolgt werden sollen. Indem wir das königl. Ober-Präsidium er-

suchen, demgemäß das Erforderliche gefälligst zu verfügen, können wir bei der besondern Natur des Gegenstandes nicht umhin, dem königl. Ober-Präsidium, so wie den übrigen Behörden die vorsichtigste Behandlung desselben dringend zu empfehlen, und ihnen eine umsichtige Auffassung der einzelnen Fälle und Persönlichkeiten zur Pflicht zu machen. So wenig der katholischen Bevölkerung der Nutzen verkümmert werden soll, welchen dieselbe von den Missionen erwartet, so wenig sind letztere unter Verhältnissen und in einer Weise zu dulden, welche Zwietracht und Aufregung in die Bevölkerung werfen kann."

Ein bald darauf — 16. Juli — folgender Regierungserlaß war gegen den Besuch des jesuitischen Collegium Germanicum in Rom gerichtet. Er lautet:

„Nach dem Berichte des Landrathamtes zu Ahrweiler hat der Studiosus theologiae Lorenz Rosenbaum daselbst um die Ertheilung eines Passes zur Reise nach Rom nachgesucht, um sich daselbst zur Fortsetzung seiner Studien in das Collegium Germanicum zu begeben. Nach den bereits von des Höchstseligen Königs Majestät erlassenen Bestimmungen ist inländischen Studenten der Theologie das Studium im Collegium Germanicum zu Rom oder auf der dortigen Propaganda oder auf Anstalten, welche von Je-

suiten geleitet werden, ohne vorgängige Erlaubniß nicht gestattet. Diese Erlaubniß dem Rosenbaum zu ertheilen, ist kein ausreichender Grund vorhanden, weshalb die königliche Regierung veranlaßt wird, den Verweser des Landrathsamtes zu Ahrweiler mit der ablehnenden Bescheidung des Bittstellers zu beauftragen, welchem zugleich zu eröffnen, daß er, wenn er sich dessen ungeachtet zu dem gedachten Zwecke nach Rom begeben sollte, zu gewärtigen habe, unter der im § 22 des Gesetzes vom 31. December 1842 No. 2319 gedachten Verordnung zur Rückkehr aufgefordert zu werden. Hierauf wolle die königl. Regierung in diesem und ähnlichen vorkommenden Fällen verfahren, auch ausländischen Jesuiten und Geistlichen, welche in Jesuitenanstalten studirt haben, die Niederlassung in Preußen nicht gestatten."

Auf diese Erlasse erfolgte indeß in der Kammer katholischer Seits Beschwerde, und die Minister gaben Erklärungen, in welchen die Katholiken einige Sicherung ihrer Rechte erblickten, so daß sie sich vor der Hand dabei beruhigen zu können glaubten.

Die Jesuitenmissionen hatten inzwischen in Deutschland guten Fortgang. So wird noch unter dem 13. November 1853 aus Fulda in Niederhessen berichtet, daß daselbst eine Jesuitenmission eröffnet worden.

Wie weit die Jesuiten bei den jetzigen sehr eifrigen Bestrebungen der katholischen Kirche, ihre „Rechte" in den Staaten zu schützen und die „Freiheit" zu gewinnen, die Hand im Spiele haben, läßt sich noch nicht feststellen. Jetzt eben ist der oberrheinische Kirchenstreit in Baden zu offenem Zerwürfniß gediehen, und es wird aus Freiburg vom 16. November gemeldet, daß dem Jesuitenpater Rotenflue angezeigt worden sei, er habe mit den Jesuiten Stadt und Land binnen zehn Tagen zu verlassen, und weiter heißt es vom 22. November: Als die aus Freiburg ausgewiesenen Jesuiten auf ihr Befragen nach dem Grunde der Ausweisung die Auskunft erhielten, daß man ihrem Gesuche nicht entsprechen könne, verlangten sie vom Stadtamte Zeugniß über ihr Wohlverhalten während ihres ganzen Aufenthaltes in der Stadt. Dieses wurde ihnen nicht verweigert, und sie wendeten sich damit nach Karlsruhe und stellten sich als preußische Unterthanen unter den Schutz des preußischen Gesandten. Mittlerweile kehrte auch der als Missionsprediger bekannte Fürst Zeil in sein Ordenshaus nach Freiburg zurück und wird es hüten, da er als Standesherr nach der Bundesgesetzgebung aus keinem deutschen Bundesstaate ausgewiesen werden kann.

Der Stimmen zu Gunsten des Ordens wurden in

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

BX
3706
.J9

v.3

Julius

Die Jesuiten

695333

Thomas B. Duncan
HMGL

BX
3706
.J9
v.3

Julius

Die Jesuiten

695333

Aug. 5 . 54

Thomas Aqg Duggan